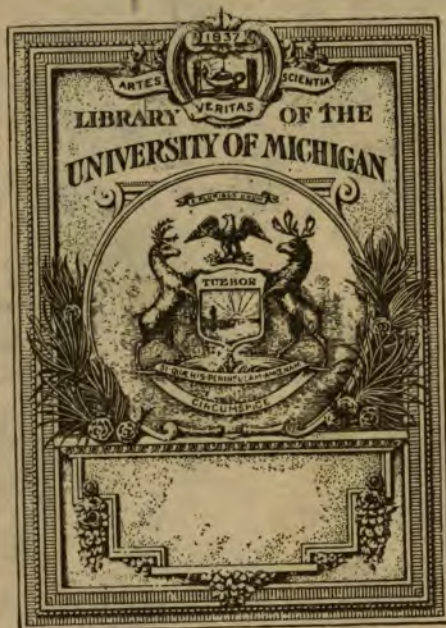

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





rbuch

für

vischen:

Berücksichtigung

exualität.

---

gegeben

namhafter

en des

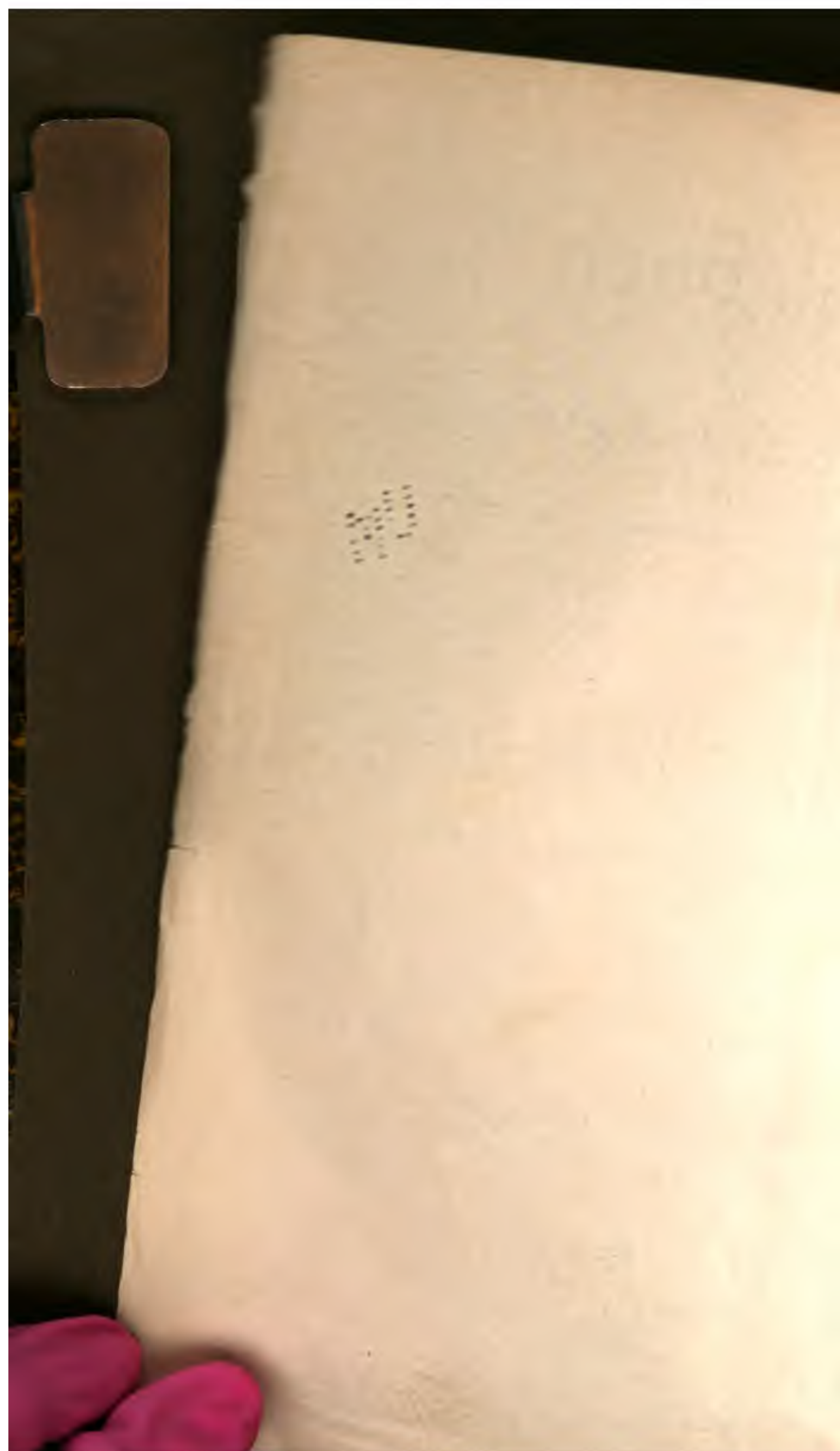
nitären Kom

Hirschfel

lottenburg.

Band.

pohr.





Richard Freiherr von Krafft-Ebin
geb. 14. August 1840 in Mannheim, gest. 22. Dezember

Graz Kristeitzigasse

Verehrter Herr College

Angenehm überrascht und
gestern Dank verpflichtet
Sie auch durch Zusendung
des 4. Bandes des Jahrbuch
Der Inhalt ist sehr reichhal
und gediegen.
Wie gern würde ich
für den V. Band ein
Beitrag senden, aber ich
bin kränklich, gehe bald
in Pension, muss mich
sehr schonen, werde ich
bis 1.1.03 Ihnen die


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Ursachen und Wese

des

Uranismus.

Von

Dr. Magnus Hirschfeld.

[illegible]

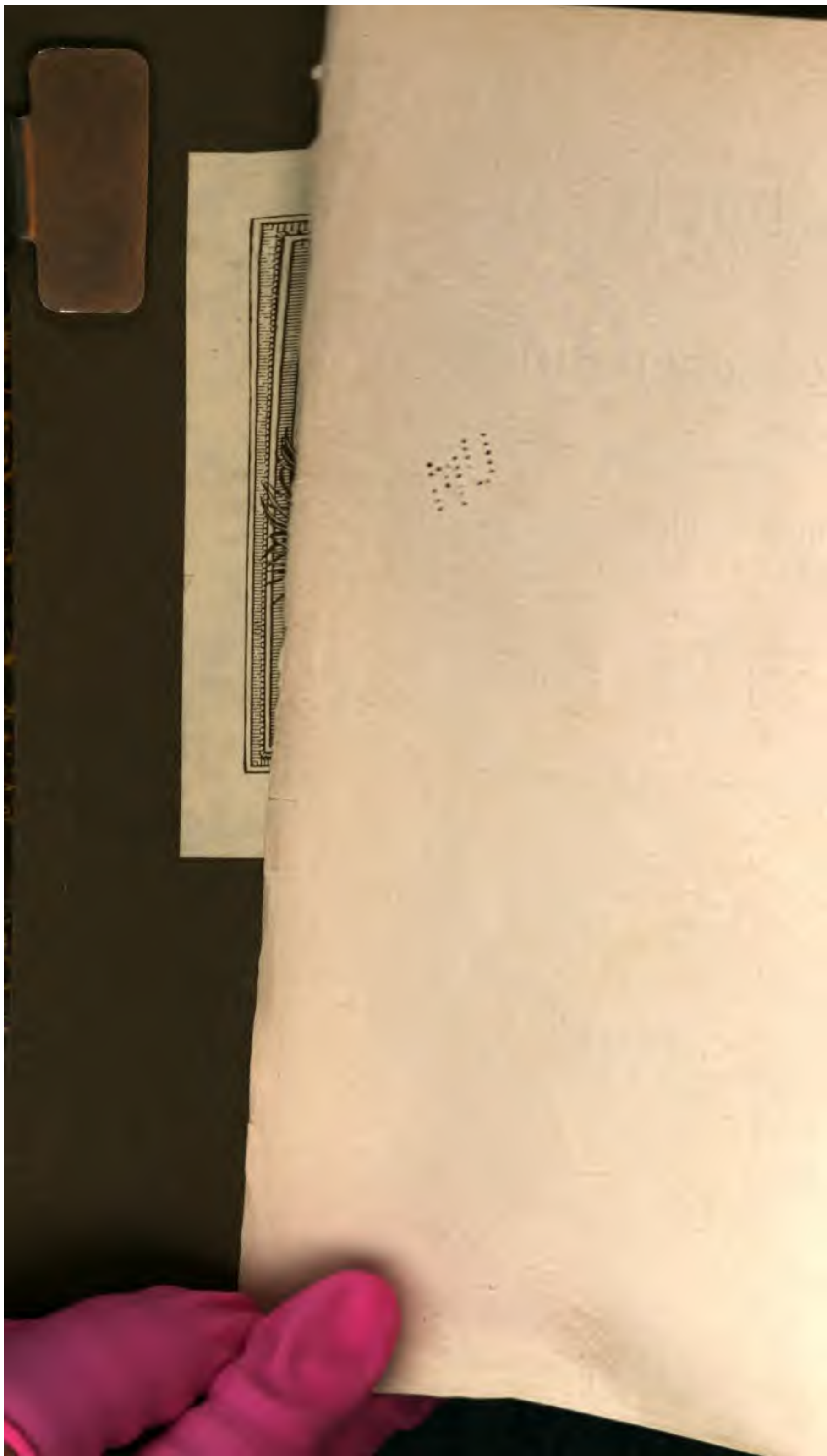
Nietzsche: Fröhliche Wissenschaft. Aph.

Alle Arten Passionen müssen einzeln
werden, einzeln durch Zeiten und Völ
kleine Einzelne verfolgt werden; ihre
soll ans Licht hinaus!

Thomas Carlyle:

Jedes Gute, das irgend möglich, wird
sein; so tief und traurig wir es empfinde
in finsterer Nacht stehen, so fest und
ist unser Vertrauen, daß der Morgen n
wird. Schon sehen wir, vorausblicken
Streifen der Dämmerung. Wenn die
wird der Tag anbrechen.





Inhalts-Ver:





Richard Fre
geb. 14. August 1840 in Ma



...on Krafft-Ebing
...st. 22. Dezember 1902 in Graz.

Graz

[illegible]

Angenommen [illegible]
besten Dank [illegible]
[illegible]
des 4. Band[illegible]
[illegible]
und [illegible].
[illegible]
für den [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] 1. 1. 03

[illegible]

[illegible] erwähnte auch mich, [illegible]
[illegible] mir [illegible] der guten
[illegible] [illegible] aus.
[illegible] sende Sie mir
[illegible] und [illegible]
[illegible] Thema, das Sie
[illegible] wünschen.
[illegible] [illegible] lege ich
[illegible] meine neuen
[illegible] selbst [illegible].

[illegible] Gruss
Ihr dankbarer

R v Krafft-Ebing

Ursa

Dr.



Nietzsche

Alle
werde
kleine
soll a

Thomas Ca

Jedes
sein; s
in fins
ist uns
wird.
Streifen
wird d

Fröhliche Wissenschaft. Aph. 7:

ırten Passionen müssen einzeln durchgedacht
, einzeln durch Zeiten und Völker, große und
Einzelne verfolgt werden; ihre ganze Vernunft
Licht hinaus!

lyle:

ıte, das irgend möglich, wird einst wirklich
tief und traurig wir es empfinden, daß wir noch
er Nacht stehen, so fest und unerschütterlich
Vertrauen, daß der Morgen nicht ausbleiben
hon sehen wir, vorausblickend, im Aufgang
ler Dämmerung. Wenn die Zeit erfüllt ist,
Tag anbrechen.

„Beol
Worten b
herr von
fast jede
diesen W
in Fleiscl
Virchow
zehnten
darauf ri
früherer
gungen
Pergam
selbst s
Es galt
ohne Zı
beobac
die um
Materi
die sic
ergrür
über
kennt
gleicł

Autor halten, (
schriebe, ohne
haben, der vor
zu kennen? I
mancherlei übe
mit der Bitte
stellen, da er b
persönlich ken
Bloch, ein um
Forscher,[1]) ber
sehr großen S
Effertz,[2]) daß
dessen Buch
niemals einen
Wenn aber ir
nismus nur d
Beobachtung,
tigen Verstä

Man hat
vorgehalten,
organen arbe
seien, hintan
dem Zellen
Demgegenü
Geist und
exakte Einz
wer eine gr
Homosexue
hat und zw
schichten, s
Krankheit

---

[1]) Dr.
pathia sexua

[2]) O. I

iber die Ursachen der Tuberkulose
nen Schwindsüchtigen untersucht zu
sen des Weibes spräche, ohne eins
.ch wandte sich ein Gelehrter, der
Homosexualität veröffentlicht hatte,
.ich, ihm doch Homosexuelle vorzu-
nicht Gelegenheit gehabt habe, solche
ı lernen. Ein anderer Autor, Dr. Iwan
ieschichte der Medizin sehr verdienter
, wo er von der nach seiner Meinung
ıeit der Homosexualität spricht, von
er, — wir zitieren wörtlich — „aus
ıe große Erfahrung spricht, noch
n Homosexuellen gesehen haben will.“
o, so führt auf dem Gebiete des Ura-
ınen zum Erkennen, nur die objektive
rsuchung und Vergleichung zum rich-

ĸakten Methode nicht ganz mit Unrecht
sie zu ausschließlich mit den Sinnes-
ınge, die diesen nicht direkt zugänglich
in der Erforschung des Menschen über
das Seelenleben vernachlässigt habe.
zu betonen, daß auch der Einblick in
des Menschen nur durch zahlreiche
ıchtungen gewonnen werden kann! Nur
ıge — sagen wir, mindestens hundert —
ehend und sorgsam persönlich erforscht
:he aller Altersstufen und Gesellschafts-
leren Eindruck nicht durch akzidentielle
Konflikte verwischt ist, wird mit voller

an Bloch: Beiträge zur Ätiologie der Psycho-
il. Dresden, Verlag von Dohrn, 1902. Seite 218.
iber Neurasthenia sexualis. New-York 1894. S. 192.

Klarhe
mit de
Wie m
weiblic
auch b
im Vo
licher
Fortpfl
unfruc
lich, si
gar, h
mit Pe
folgeric
liebt u
weiblic
und kö
Es
interess
nicht v
gewicht
gesetze
zu kön

[1]) I
verbreite
dere Ur
griechisc
nicht nu
denn in
ein ander
in der B
mich d
Süddeuts
deshalb
gestattet,
etc.) in r
[2]) I
Leipzig I

denken, wenn
an bloße sin
der Liebe", sie
es ist ihnen e
wir kennen ni
sexuell bekann
mit der Richtu
des Willens zu
Männer gibt, s
naturgemäß an
der geschlechtli
Personen wirkli
es mit der Ke
scheint uns für
„das höchste St
Noch ist der B
Uranier in der
gespielt hat, aber
der Jahrbücher s
des § 175, die W
unterschiebt; den
— Vorgänge in s
erwiesen — wen
homosexuellen In
tonen das ausdr
besser ist, wie d
aber auch nicht

Wie das W
der konträren S
eines großen Tat
sehenem ableiten
darüber fällen,

[1]) Wachenfeld
sexuellen Verkehrs,

on Homosexuellen reden, immer nur
Handlungen, an die „Mechanik
eben, daß es eine reine Liebe gibt,
en, daß Homosexuelle vorkommen —
nige derart, die sich auch als homo-
die keusch leben. Das hängt nicht
dern mit der Stärke des Triebes und
. Wie es frigide Frauen, asexuelle
leidenschaftslose Urninge, die sich
en beherrschen können. Die Art
etätigung Erwachsener sollte dritten
ichgültig sein. Etwas anderes ist
les Uranismus überhaupt. Diese
der im Menschen nach Goethe
sieht, ganz unerläßlich zu sein.
nicht erbracht, welche Rolle der
celungsgeschichte der Menschheit
l erbracht werden. Dieser Zweck
s viel höher, als die Abschaffung
eld [1]) ihnen als einzige Tendenz
hat doch nur dann einen Zweck,
n Ländern haben es zur Evidenz
entliche Meinung das Wesen der
tät erfaßt hat, die — wir be-
und wiederholt — gewiß nicht
iche und weibliche Komplex,
tiger.

ann man auch die Ursachen
ndung nur auf dem Boden
rials stehend aus direkt Ge-
man beispielsweise ein Urteil
Trieb eine Degenerations-

der Strafwürdigkeit des homo-
s Archiv f. Strafrecht. 1902. S. 38.

erscheinung ist
Dutzend damit
geistige Degen-
bedauerlich, da
wie Iwan Bloc
forschung nich
viele sachliche
Stelle nur ein
die große Selt
rühmend herv
ventiven Einfl
licher Anomali
spiel hierfür li
Familienleben
seit ihrer Zers
zu suchen ist,
Homosexua
Hätte Bloch d
so wären ihm
typen, wie die
entgangen, wie
Gelehrtenstand
auch nicht jen
die Urninge de
namen anzure
unter ca. 150
letzten 7 Jahr
11 Jüdinnen,
zember 1900
56345014 Einw
mit Sicherheit
kein gering
Die jüdischen
in dem Sinne s
man Gleiches b

Im Gegensat
Wachenfeld[2]) di
besonders stark v
ohne statistische
schen Ländern,
namentlich in Ita
verbreitet ist, wi
Wir haben, um
den verschiedene
gleichsweise zu
haltene Anfrage
urnisch bekannter
unter den Urning
Lande zu Lande
worten sprechen
sexualität überall i
sämtliche ander
und angelsächsisch
sexuelle vorfanden
in Italien und De
rein germanische I
auf, als die lateini
richtet: „Ich hab
geschlechtliche Li
der Türkei weni
Schweden und Dä
„In Italien, einem
Aufenthalt kennen
keit viel weniger l
anderer Schriftstell
im Norden mehr v
England sehr häuf

---

[1]) Blochs Beiträ
[2]) Wachenfeld in

z zu den Juden soll nach Bloch [1]) und
Homosexualität unter den Romanen
rbreitet sein. Letzterer schreibt: „Auch
elege ist es sicher, daß in den romani-
e keinen Urningsparagraphen kennen,
en, die Homosexualität in einer Weise
man sie in Deutschland nicht ahnt".
e Verbreitung des Uranismus unter
Völkern, Rassen und Ständen ver-
nitteln, eine völlig unparteiisch ge-
einer beträchtlichen Anzahl uns als
Globetrotters" veranstaltet. Es gibt
viele, die ihr ganzes Leben von
en. Unter 40 einwandsfreien Ant-
18 dahin aus, daß sie die Homo-
eicher Ausdehnung gefunden hätten,
tonen, daß sie bei den germanischen
ölkern verhältnismäßig mehr Homo-
bei den Romanen. Ein abwechselnd
land lebender Arzt schreibt: „Die
weist mehr wirklich Homosexuelle
Ein vielgereister Kaufmann be-
Erfahrung gemacht, daß gleich-
Frankreich, Spanien, Italien und
rkommt, als in Deutschland,
." Ein Schriftsteller bemerkt:
, das ich durch fünfjährigen
ah ich die Gleichgeschlechtlich-
ten, als in Deutschland." Ein
rtet: „Homosexualität kommt
m Süden; besonders ist sie in
alien geben sich zwar junge

Leute für Geld
eigentliche Urn
Aristokratie end
in etwas ironis
für einen Staat
bedeutet, so we
Deutschland Pre
Sieben Experten
Straffreiheit der
sei, wie in Berli
der Homosexual
die auch wir
eingänge bestäti
„Ungewöhnlich
den Kurländern
kennt in Riga
Dolmetscher end
hat, teilt mit: „
Volke Oberbay
gesundes ist." V
welchen Trugsch
fluß des warme
können oder auc
ohne Nachprüfu

Immerhin
dankbar sein,
unzureichenden
zu kommen.
Wissenschaft n
salitätsgesetze.

9 ff.
rs Archiv S. 57 ff.

[1]) Bloch stütz
dessen Werk 1768
seine Studien verö
ganz zu schweigen

kenntnis der Ursachen i
sondern auch einen ei
kritischer, forensischer i
Kritisoh insofern, als die g
den Homosexuellen ganz a
sie seinen Zustand als ei
gegebenen ansehen, als w
Onanie (Bloch S. 135 ff.)
entstanden. Gelingt es un
beweisen, daß niemand ho
nicht ist, daß äußere Umstä
normal noch einen Normalse
daß die Urninge ihrer ih
nicht widernatürlich handel
vielfach geschehen, Haß u
Achtung verwandeln.

Auch für den Strafri
Unterschied sein — wir sti
bei — ob die Neigung d
in die Wiege gelegtes Miß
Lebenswandels" zu gelten
zwar: „Für uns Krimina
boren oder erworben, gle
Strafbarkeit hiervon nicht
Moll[3]) vertritt in einer se
denselben Standpunkt, in
auch mit demselben Rech
angeborenem Blödsinn mü
erworbenem Blödsinn lei

---

[1]) Goltdammers Archiv, 4
[2]) Im Archiv für Krimina
Heft. S. 195. Bei Besprechung
[3]) Albert Moll: Sexue
10. Jahrgang 1902. Nr. 50. S

achen nicht nur einen theoretischen, nen eminent praktischen Wert in cher und therapeutischer Hinsicht. ; die gelehrten und ungelehrten Stände ganz anders beurteilen werden, wenn als einen ihm von Geburt an mit- *als* wenn sie glauben, er sei durch 5 ff.) oder Vielweiberei (Bl. S. 170.) *es uns,* dem Volke unzweifelhaft zu d homosexuell werden kann, der es *nstände* weder einen Homosexuellen nalsexuellen konträr machen können, *ihnen* eingeborenen Natur nach ndeln, so wird sich, wie es bereits und Hohn in Milde, Mitleid und

richter wird es ein wesentlicher *timmen hier* Wachenfeld[1]) völlig les Homosexuellen „als ein ihm ßgeschick oder als Folge seines hat. Hans Groß[2]) behauptet listen ist die Frage, ob ange- *ichgiltig,* weil die Frage der abhängig sein kann“, und auch *ner letzten* Veröffentlichungen em er meint, daß man dann *behaupten* könne, Leute mit en straffrei, Leute, die an n, *bei* gleichen kriminellen

Jahrgang. 1. und 2. Heft. S. 40.
bropologie, 10. Band. 1. und 2.
Blochs Beiträgen zur Ätiologie.
rischenstufen, in der Zukunft,

Handlungen str
halten, daß woh
Gedanken gekom
unter Strafe zu s
Motive gemeint
ihnen natürlichen
brief I. 24 ff.).
des Paragraphen
Bestandes: man
heit hat aber vo
wie Böswilligkei

Für den Str
Urnings gleichfa
angeborenes, un
schädlichmachun
folgerichtig sein,
zum Tode zu ve
geschlossenen A
der Staat allerdi
Quantität der
aber nur als Gr
wohnheitsmäßige
der „modernen
wird man auch de
nicht außer Ach

Ähnliche G
handlung der H
hat dies schon
„Für die Beurt
namentlich in B
Ätiologie von

[1]) Dr. A. Fr
therapie bei krank
Stuttgart, 1892. S.

—

anderer Stelle: „Je meh
in denen bleibende thera
sind, um so geringer ers
Anteil, den die erblich
dieser Anomalie beansp
Aussichten, einen Trieb
lieren, wesentlich größe
Anlässe, wie fehlerhaft
S. 167 ff.), hervorgerufen
— wenn wir von der
vidualität reden — klarzul
Heilbarkeit noch keinesw
standes beweist.

Solange das Problen
schaftlich erörtert wird,
Grundursachen vor oder
der einen Seite befinden
ein sehr großes Beobachtur
Krafft-Ebing, Moll und ic
eingeborene Anlage das H
sionellen Momenten demge
Wert bei. Wie Gelegenhei
malen Trieb auslösen, erwec
oft den schlummernden, ab
homosexuellen Trieb. Diese
Natur, das Primäre bleibt
des Individuums, seines
Körpers. Ein hervorragende
ein Muster gewissenhaften
folgenden Worten bei: „Ich
ich niemals einen Fall von H
habe, dem ich nicht das Prä
legen müssen. In allen von
sobald die Betreffenden sich
ihren äußerlich zur Schau ge

sich die Zahl der Fälle häuft,
utische Resultate erzielt worden
ıeint nach unserer Meinung der
Disposition in der Entstehung
chen kann." Gewiß sind die
urch äußere Einflüsse zu ver-
wenn derselbe durch äußere
Erziehung (Schrenck-Notzing
st. Wir werden freilich später
stigkeit der urnischen Indi-
gen haben, daß die hypnotische
s das Erworbensein eines Zu-

der Homosexualität wissen-
eitet man darüber, ob ihre
ch der Geburt liegen. Auf
h die Forscher, welche über
material verfügen, vor allen
selbst. Diese legen auf die
otgewicht und messen occa-
nüber nur untergeordneten
rsachen aller Art den nor-
ı auch äußere Einwirkungen
doch deutlich vorhandenen
lüsse sind jedoch sekundärer
besondere Beschaffenheit
irns, seines Geistes und
elbst urnischer Psychiater,
rbeitens, stimmt uns in
n und muß erklären, daß
sexualität kennen gelernt
t „angeboren" hätte bei-
· untersuchten Fällen —
ur natürlich gaben und
enen „Normalmenschen"

bei Seite ließen — wa
dem ganzen Wesen d
Individuum Adaequates
als die einer angebore
tionellen Anlage gerad

Auf der andern S
liche Anzahl von G
Notzing, A. Hoche,
Meinert, Wollenberg, R
den entgegengesetzten
mit Bloch [1]): „Ein v
in ein typisch homos
werden." Der Verfass
über 60 verschiedene
erzeugen. Es ist wo
Ausnahme von Schrenc
theorie zusammengeno
aufzuweisen haben, wi
Ärzte. Auf einem Gebi
der meisten so fern li
deutung, ob sich ein c
oder 5 Fälle stützt. Bl
so sagt Prof. Dr. Eul
dem Blochschen Wer
„Angeborensein" der
Homosexualität, muß
heblich eingeschränkt
die Letzten, um ihr ei
wir es mit erworben
äußerer occasioneller V
die Verhältnisse kün
haben, werden wir un

[1]) Dr. J. Bloch: Zw
Psychopathia sexualis. D

fühlen dürfen, ihnen
prophylaktisch wirksam
Dr. jur. L. Kuhlenbeck
gegebenen „Juristische
äußerst anerkennend
ist, keine unzeitige Na
Bestrebungen, die da
giften und die bereits
oder sexuelle Zwischen
losigkeit das Haupt z
entarteten Altertum
wohl schon der Aposte
als eine der schlimmst
nischen Zivilisation ken
im Jahre 1902.

Es stehen sich a
schiedenheit gegenüber
„angeborenen“ Fälle
überhaupt nicht.“ W
Urning, aus dem
sexuelle Mann und
Bloch behauptet:
zahl der Fälle
äußeren occasionellen
zu derselben ist
sehen.“ Wir behaupten
[illegible]

[illegible]

:iv und vor allem präventiv,
'egenzutreten." Ein Jurist aber,
oricht in der von ihm heraus-
'ochenschrift" [1]) Blochs Buch
fügt hinzu: „Die Hauptsache
ıtigkeit zuzulassen gegenüber
en an seinem Ursprung ver-
Namen wie Homosexualismus
literarisch mit einer Scham-
eben wagen, die selbst dem
gewesen zu sein scheint, ob-
lus ihre Widernatürlichkeit
ichte der verfallenden heid-
ıen mußte." So Kuhlenbeck

Ansichten mit großer Ent-
h sagt (Bd. I. S. 11): „Die
nosexualität existieren wohl
: „Nur aus dem geborenen
Kinde kann sich der homo-
sexuelle Weib entwickeln."
5.): „In der großen Mehr-
gleichgeschlechtliche Liebe
en, eine originäre Anlage
'scheinlich, jedenfalls sehr
kann sich weder ein männ-
in ein gleichgeschlechtlich
ch ist das Umgekehrte
ünde der Homosexualität
r meinen, sie liegen aus-
hlichen Organisation, sie
nschen heraus.

—

ust 1902. Verlag W. Moeser.

Es sollte selbstv
lich Wachenfelds [1]) E
eigens betont werder
der homosexuell em
sexuell betätigt odeı
lichen, wenn auch ı
nebensächlich. Ein
sexuell betätigt, ist n
sexueller, dem es g
zu verkehren, trotzd
beiden handelt es sicl
trieb, sondern um m
wandte Manipulation
Normalsexuellen, die
wird vielfach sehr üb
Jahrbüchern, die den
sind, überhaupt nicht
hängern des § 175 m
würden. Aus welche
Natur Widersprechen
unterscheiden:

a) solche, die
verkehren: Prostitu

b) solche, die
Dankbarkeit, Mitlei

c) solche, die
Personen dazu gr
Klöstern, Gefängnis

---

[1]) Vgl. Jahrbuch, I
Wachenfelds.

[2]) Die in manchen u
besser den Kern der S
„Homosexueller" und „Kc
kannten Personen vielfach
mit) und „t. u." (total un

Alle diese haben
sexuelle Verkehr für sie
darstellt, daß sie völlig
sobald ihnen Gelegenhe
außerehelich mit dem W
die Mitglieder dieser dr

Die Gründe, welche
gewerbsmäßig den Hom
sind dieselben, die bei
tracht kommen, wie übe
Unzucht in ihren Ersche
aufweisen. Auch für de
zu prostituieren, teils in s
ererbten oder anerzogene
zum Müßiggang und W
Verhältnissen. Aus let
die männlichen Prostitui
ärmeren Kreisen. So un
die nicht davor zurücks
lich wenn sie durch ein
erscheinen — ebenso w
diesem traurigen Beruf
einem der bekanntesten
verlässig berichtet und
eigenen Eltern ihn ber
Laufbahn brachten. In
jedoch die treibenden M
Beispiel und Verführun
vor — und solche Fälle
urteilt werden — daß e
zur Prostitution verfüh
in welchem er arbeitet,
es vor, daß ein junger
raten sich vergebens
kommen, die Bekanntsc

ben das gemeinsam, daß der homo-
r sie nur eine vorübergehende Episode
öllig normalempfindend bleiben und,
enheit geboten ist, ehelich oder auch
n Weibe verkehren. Betrachten wir
drei Abteilungen noch etwas näher.
che junge Männer veranlassen, sich
Homosexuellen für Geld hinzugeben,
ei weiblichen Prostituierten in Be-
berhaupt beide Arten gewerblicher
heinungen sehr viel Gemeinsames
len Mann liegen die Ursachen, sich
seiner inneren Veranlagung, einer
en großen Willensschwäche, Hang
Wohlleben, teils in den äußeren
tzterem Grunde rekrutieren sich
ierten in der großen Anzahl aus
glaublich es klingt, es gibt Eltern,
hrecken, ihre Söhne — nament-
chöneres Aussehen dazu geeignet
ihre Töchter anzuhalten, sich
n die Arme zu werfen. Von
Berliner Prostituierten wird zu-
von ihm bestätigt, daß seine
s in seinem 14. Jahre in diese
en weitaus meisten Fällen sind
e die Not, demnächst schlechtes
Nur ausnahmsweise kommt es
nnen nicht scharf genug ver-
Homosexueller einen Burschen
ndem er ihn dem Geschäfte,
ieht. Häufiger schon kommt
, welcher außer Stellung ge-
üht, wieder in Brot zu
nes Urnings macht, mit dem

er gegen Entgelt intim
und Kleidung, behandel
Kreise ein, was seiner
queme Verdienst, der
veranlagt ist, noch dazu V
leben werden ihm so se
mehr davon lassen kann
boten würde, in ein e
rückzukehren. Sehr oft
folgendermaßen ab: Ein
und frierender Junge ste
Friedrichstraße. Bald w
„Herrchen" gewahr, die
ab stundenlang die Straß
ein vornehmer Herr ans
Hauptes von dannen ziehe
dann kühnere Versuche,
eines Tages glückt es ihn
nehmen Herren lieben ger
ihren schmutzigen Krag
scheinigen Röcken und z
ihnen einmal gelungen, d
es ist ihnen gar zu schlec
tauschen möchten. Mit
lichen Prostitution häng
manche besonders schlecht
Gewerbe im Nebenberuf
bürgt gelten, daß sich in
stellten des Telegraphend
spärliches Einkommen (5
einen solchen Nebenverdien
ist es in London mit den
diese und andere Mitteilu
stitution einem äußerst zu
mann, der sich Pherander

der bei den Dragonern diente. Auf meine In
weshalb er mit Männern verkehre, erwidert
meiner Braut treu zu bleiben.“ Ich besitze nam
Kadettenhäusern eine Reihe von Berichten, die
daß, trotzdem leider wechselseitige Onanie in
Weise geübt wird, nur ein ganz kleiner Bruchte
sexuell wird, nämlich solche, die nachweislich
männlich, sondern urnisch sind. Ich will den vo
veröffentlichten Beispielen einen recht lehrreich
aus einem katholischen Waisenhause hinzufü
verdanke die Mitteilung einem mir bekannten
verlässigen Beobachter K. A., der daselbst 10 J
unter 120 Mitschülern erzogen wurde.

„Ich war 8 Jahre alt, als ich in dieses Institut kam
schon früher gerne mit Knaben zusammen war, hatte i
ersten Tage etwas Heimweh und fühlte mich sehr bald
den 120 Knaben im Alter bis zu 14 Jahren, nur wen
15 und 16 Jahre alt. Der freundschaftliche Verkehr un
Knaben war ein so inniger, daß man glauben mußte, laute
vom reinsten Wasser vor sich zu haben. Fast alle
älteren suchten sich unter den jüngeren Knaben einen
den sie alsdann hegten und schützten. Dieses war für den
Teil nicht gerade unangenehm, denn unter soviel Knabe
die kleineren gewöhnlich manchen Stoß auszuhalten, hatt
einen älteren zum Freunde, so durfte keiner es wagen,
anzufassen, beide überboten sich gegenseitig in Erweisun
Zärtlichkeiten. Als ich selbst 9 Jahre alt war, geschah
2 ältere auf einmal um mich warben und keiner dem
weichen wollte. Es wurde dann durch einen Kampf unter de
entschieden, die anderen stellten sich herum, damit die
nichts sehen sollten, und schauten zu, bis einer kampf
wurde, der Sieger hatte alsdann ein öffentliches Anrecht a
Dieser war mein Freund fast ein ganzes Jahr lang, bis
seinem 14. Jahre aus der Anstalt entlassen wurde. A
stabe, der Anfangsbuchstabe seines Namens, den wir uns
seitig damals mit chinesischer Tusche und einer Nadel
Oberarm tätowierten. Da dies sehr oft vorkam, besaßen
darin eine ziemliche Fertigkeit. Ich erinnere mich noch

als war, für n
fen. Dieser Ju
daß er mir a
Da er vermög
kam er jede V
öglichen besch
n er gewöhnli
lann war sein
ze vor mir au
, daß er selbst
wir abends
Moment abzuw
. Hatte ma
s gefiel, so
d Tritt und
machte ihm Ge
zu spielen.
mir gegenübe
gern hatte, d
usgeschlosse
, denn eine
einem Aben
d wir setzte
e, wobei m
zen sucht,
chläge sehr
ziehen. Na
e und lässi
r mir, er k
war glück
e wir uns
n dann mi
en ein be
lie der Fr
atte, bei
Laufende
en Freun
, daß jede
er, wenn
iges Beste
r benutz
Besteck

Schmutzkasten und kaufte neue. Ebenso hatte jed
Winter seinen bestimmten Shawl, man trug aber st
Freundes, da derselbe in so enger Berührung mit de
Halse gewesen. Das Tätowieren der Arme mit d
buchstaben des Freundes war an der Tagesordnu
mußte man bei dem allen sehr vorsichtig sein, damit
nichts merkten. Sahen diese von zweien eine besond
Freundschaft, so wurde ihnen strenge verboten, weiter
zu verkehren, doch tat man es alsdann um so lieber.
man Strafe, so war man glücklich, für den anderen
können. Hatte einer einen Streich gespielt, so gesch
daß der Freund die Tat auf sich nahm, der andere dies
litt und der Lehrer alsdann 2 Missetäter vor sich stehe
nicht wußte, wer der eigentliche war. Bekam der Freu
so ging das dem andern so nahe, daß er mit weint
kleinen Einzelheiten zeigen, wie der Freund einem alles wa
Innigkeit in dieser Freundschaft lag. Daß dabei
schlechtliche Verkehr nicht ausblieb, ist selbstverständl
war 9 Jahre alt, als ich die Onanie kennen lernte, manc
jünger. Besonders bot der Winter zum geschlechtlichen
viel Gelegenheit, man ging abends unter dem Vorgeben,
zu müssen, hinaus, der Freund folgte einige Minuten spä
draußen war man dann ungestört, wenn dies auch haupt
geschah, um sich küssen und umarmen zu können, in
regung blieb dann das andere nicht aus. Dann fand der V
auch viel nachts in den Betten statt. Natürlich mußte au
den übrigen Knaben dies verheimlicht werden, da ja leicht
ein Verräter darunter sein können. Ich glaube bestimm
dabei nur Onanie getrieben wurde. Kam ein neuer in die A
so wurde sofort darauf geachtet, ob er hübsch war, und d
es auch nicht lange und der oder jener hatte sich mit ihm
freundet, wobei es oft nicht ohne heftige Eifersuchtsszene
ging. Es würde zu weit führen, noch mehr Einzelheiten
geben. Man findet ja in allen Instituten, daß die Knabe
schlechtlich miteinander verkehren, aber wohl selten so allge
Diese leidenschaftliche Liebe, so aufopfernd und hingebend
man glaubte, alles sei tot für einen, wenns dem Freunde ei
zu schmollen, und man toll eifersüchtig sein konnte, wenn
einen anderen bevorzugt glaubte, müßte auf das junge Knab
gemüt verhängnisvoll wirken; wenn man von einem Anerzie
der Homosexualität sprechen könnte, so müßte sich dies hier d
bewahrheiten, besonders da die meisten wenigstens 3 bis 4 Jah

n der Anstalt
zt waren. W
neine Mitsc
selbst inter
lso bevor ich
chtlich, und
esonders will
s einjähriges
de haben da
mit ihm ges
ib. Daß gr
ehr aufwies,
hulzeit und
gebetet, a
waren. Di
urch vieles
gweilten u
enutzten di
port und T
tundenplan
h; man für
n bringen.
as Haus la
nur Sonnta
Bücher w
schon eine
zu verbi

ts hat s
hypnoti
n seinem
d zwar i
das Kna
s, wie
voller I
ch nich
20 Wa
erzog
d mut
ger ho

worden ist. Hat nun Schrenck-Notzing, der in d
ziehung, Schimmelbusch, der in der Onanie die U
der Homosexualität erblickt, Recht, oder diejenigen,
in der angeborenen Beschaffenheit des Gehir
Grund dieser Erscheinung suchen?

Außer diesen drei Kategorien sind es besond
heterosexuellen Wüstlinge und Roués, von dene
annimmt, daß sie „aus Verlangen nach Variation
„Reizhunger", Übersättigung, Raffinement schließ
das eigene Geschlecht verfallen. Dieser Glaube i
nur im Volke weit verbreitet, er findet sich a
vielen Ärzten und Juristen. So beruft sich Blo
Wollenberg[2]), der die Homosexualität in den
Fällen als das Endprodukt eines lasterhaften Gesc
lebens betrachtet. Und Wachenfeld[3]) sagt: „Den
mit dem gleichen Geschlecht als einen spezifisch s
Reiz sucht der Roué, der nach Durchkostung alle
lichen und unnatürlichen Genüsse am Weibe üb
ist." Ich habe mir große Mühe gegeben, diese „Wi
ausfindig zu machen, es ist mir nicht gelungen
der großen Anzahl Homosexueller, die ich beo
war nicht ein vom Weibe Übersättigter, die meist
froh gewesen, wenn sie überhaupt nur vom Weil
„kosten" können, geschweige denn, daß sie satt
wären. Zweifellos hätten homosexuelle Jüngl
eine Vorliebe für ältere Männer haben, solcl
kennen lernen müssen. Sie stellen ihr Vorkom
schieden in Abrede. Ich habe es mich auch n
drießen lassen, männliche Prostituierte und Char
wohl homosexuelle als heterosexuelle, zu inter

---

1) S. 235 a. a. O.

2) Wollenberg. Über die Grenzen der strafrecht
rechnungsfähigkeit bei psychischen Krankheitszuständ
rologischen Zentralblatt 1899. No. 9.

3) A. a. O. in Goltdammers Archiv S. 48.

ng, der in der Er-
)nanie die Ursache
r diejenigen, welche
des Gehirns den

es besonders die
von denen man
Variationen", aus
ıt schließlich auf
Glaube ist nicht
ɜt sich auch bei
ich Bloch [1]) auf
ɔ den meisten
ɜn Geschlechts-
„Den Verkehr
fisch stärkeren
g aller natür-
ɪe übersättigt
„Wüstlinge"
gen. Unter
beobachtete,
isten wären
eibe hätten
geworden
linge, die
he Roués
men ent-
icht ver-
teure, so-
ɔellieren,

hen Zu-
im Neu-

von welchen Leuten sie lebten. Sie
eine Antwort, die in die wissensch
tragen lauten würde: „Ausschließlich
lich Veranlagten." Es müßte nach
männer doch auch einmal ein hom
— und es gibt deren genug —
das Weib verfallen. Es wäre d
ein therapeutischer Weg gegeben.
nicht vor. Ich halte nach meinen
Wüstlingspäderasten für ebensolche
Hexen, von deren Aussehen, Sitten
man zur Zeit der Hexenprozesse au
Schilderungen zu geben wußte. Ma
der köstlichen Hexenszenen in Goeth
licher Weise erzählt sich das Volk
allerlei von dem stieren Blick der war
ganz kleinen oder sehr langen dünnen G
eine Art Ungeheuer halten sie sich mit Ve
versteckt, jeden Augenblick bereit, üb
herzufallen u. dgl. Noch ein neuere
schildert das Auge der „Anhänger der
lichen Liebe" folgendermaßen: „Sein fe
erloschen; es blickt verschleiert, gläsern.
sich die Lidspalte fast durchweg verengt
kleiner Teil des Augapfels sichtbar gebl
nehmlich der Urning im mittleren und re
daran; den Greis läßt dieses Kainszeichen
Man vergleiche mit dieser Beschreibung
Photographie eines urnischen Arbeiter
überhaupt hier von einem Typus rede
dieses große, träumerische Auge — der ge
des geschilderten — in viel höherem Gra
ristisch für den Urning anzusehen.

[1]) M. Braunschweig. Das dritte Geschlec
homosexuellen Problem. Halle a. S., Carl Marho

Ist mithin diese vielgenannte Menschenklasse der vom Weibe übersättigten Homosexuellen empirisch nicht nachweisbar, so ist sie auch theoretisch höchst unwahrscheinlich. Wessen Naturtrieb mit elementarer Gewalt zum Weibe neigt, kann, wenn er auch noch so wüst ge-



Th. Widdig, urnischer Arbeiter.

lebt hat, nicht plötzlich den Mann begehren. Groß[1]) hat vollkommen Recht, daß ein solcher Umschlag der Geschmacksrichtung in das Gegenteil außer aller Logik und

[1]) Groß: Archiv f. Kriminalanthropologie. 10. Band. 1. u 2. Heft. S. 195.

Wahrscheinlichkeit liegt. Das V
wohl auf die Art der Betätigung
aber auf die Neigung des Geschlec
sich. Dieser Trugschluß dürfte auf
zuführen sein, daß der Homosexu
chismus, Sadismus, Fetischismus und
gleichzusetzen sei, mit denen er seit
gemeinsam dargestellt ist. Bei letzt
um etwas ganz anderes, nämlich um
trophieen normaler Triebe, nicht etwa u
stufen (Mischung männlicher und weibli
wie manche Autoren in völligem Miß
uns gewählten Titels glauben. Jeder
Geliebte erobern, der Sadist will sie u
bringen; der Liebende will ihr gefä
Masochist ihr Sklave, ihr „Hund" se
legt sich die Locken seines Mädchens
Fetischist bewahrt sich Weiberzöpfe i
auf. Selbstverständlich kann ausnahms
sexueller ebenso wie ein Heterosexueller
Fetischist sein, vielleicht alles zugleich, a
ein Homosexueller ein Heterosexueller
kehrt. Groß[1]) bemerkt: „Der sogenannt
sättigte ist aber nicht übersättigt, sonde
nur, daß von den zwei Wegen, die sei
standen: dem heterosexuellen und dem ho
der erstere für ihn nicht der richtige war
er auf den zweiten Weg."

Der Autor fühlt hier ganz richtig h
namentlich die psychischen Hermaphrodi
sexuellen sind, die von vielen als Roués o
desten als Menschen angesehen werden, d
das Weib verlassen. Ich gestehe offen, daß

---

[1]) Archiv f. Kr.-A. S. 195.

meines Beobachtungsmaterials noch nicht in der Lage bin, über das Vorkommen, die Häufigkeit und Bedeutung der Bisexuellen ein abschließendes Urteil zu fällen. Früher hielt ich sie für eine weit verbreitete Gruppe. Aber die gewissenhafte Exploration vieler verheirateter Urninge hat mich schwankend gemacht. Krafft-Ebing hob, als er die psychische Hermaphrodisie als erste Stufe der angeborenen konträren Sexualempfindung beschrieb[1]), hervor, daß in diesen Fällen die Neigung zum andern Geschlecht viel schwächer und episodischer sei, „während die homosexuale Empfindung als die primäre und zeitlich wie intensiv vorwiegende in der vita sexualis zu Tage tritt.“ Um hier, wie in der ganzen Frage klar zu sehen, muß man unbedingt den Geschlechtstrieb von den geschlechtlichen Handlungen, die möglich sind, unterscheiden. Nur der natürliche Trieb ist das Ausschlaggebende. Man glaube nur nicht, daß wer mit beiden Geschlechtern verkehren kann, auch beide liebe. Wer urnische Ehemänner befragt, wird meist hören, daß sie entweder in völliger Unkenntnis ihres Zustandes heirateten oder weil sie meinten, von ihrem sie quälenden Triebe loszukommen. Betrachten wir einmal die Verhältnisse, wie sie wirklich sind. Ein junger Uranier wächst heran. Von allen Seiten hat er die Liebe zum Weibe preisen hören, sie erscheint ihm als das begehrenswerteste Ziel. Die ganze heterosexuelle Umgebung wirkt auf ihn wie eine mächtige Suggestion. Die erwachende und erstarkende Sinnlichkeit führt ihn, indem sie ihn dem allgemeinen Triebe der Kameraden folgen läßt, zu einer Art Schwärmerei für weibliche Personen. Vom Uranismus weiß er nichts; die Päderastie hält er, nach allem, was er gehört hat, für etwas Abscheuliches. Es kommt die Zeit, wo ihm „nur noch die Frau fehlt.“ Man macht ihn auf ein Mädchen

---

[1]) Psych. sex. S. 251.

aufmerksam, die für ihn wie gesch
eine kennen, die ihm „sympathisch“
die ihrer äußeren Erscheinung und
nach viel männliche Eigenschaften a
scheidung von Liebe und Freundscha
leicht; so geht er in allen Ehren di
zieht „pflichtschuldigst“ vielleicht die
Geschlechtsverkehr, vielfach — wie
lied heißt, — „nicht um der schnö
um Gottes Willen zu erfüllen“. Se
harmonisch, während es ringsherum
Ehen gibt, in denen die Männer ih
fremden Frauen befriedigen. Er aber
des Nächsten Weib. So stirbt er, ohn
tums bewußt geworden zu sein; denn g
verbringen ihr Leben in einer Art Dämme
folgen sie den andern, individuelle Reg
für „Schwächen,“ alles, selbst das kompl
nur in ihrem Unterbewußtsein ab. Ihre S
reflektorisch. Sie kommen aus einem dum
stand trotz aller scheinbaren Aktivität
Vielen aber geht doch schließlich — ein
Oberbewußtsein hat über das Unterbewu
errungen. Aber oft kommt dann die Erk
„Seit ich wissend bin, schreibt uns ein hoher
kleide ich die Freundschaft zu meiner Fr
wand der Liebe und die Liebe zu meinen
das Gewand der Freundschaft, und so sch
einer Täuschung meiner Umgebung — urspr
getäuscht — weiter durch das Leben.“

Sehr fein hebt Krafft-Ebing [1]) hervor,
bei sexueller Frigidität in Wirklichkeit um
Hermaphrodisie handeln kann. Auf die Da

[1]) A. a. O. S. 252.

aber doch nur mit sehr schwachem Geschlechtstrieb begabte Personen diesem Irrtum verfallen. Viele sogenannte Bisexuelle müssen sich zum Coitus stark mechanisch erregen lassen, andere bedürfen psychischer Kunsthilfe. Ich will zur Charakterisierung dieser Gruppe eine Auswahl von Antworten wiedergeben, welche ich von Bisexuellen über die Art ihres „normalen" Geschlechtsverkehrs erhielt. Ein verheirateter Universitätsprofessor berichtet: „Ich bin zum Coitus mit dem andern Geschlecht ohne besondere Vorstellungen und Kniffe fähig, habe keinen Widerwillen dagegen, aber auch keinen Genuß davon." Ein Fabrikant schreibt: „Hätte ich vorher die über die Homosexualität aufklärende Lektüre gekannt, ich hätte nicht das Unglück der Ehe über mich hereingebracht. Es war gewissermaßen ein Verzweiflungsakt in dem törichten Wahn, ich könnte mich doch vielleicht ändern; ich habe mich aber nur doppelt unglücklich gemacht und leider noch dazu eine gute Frau, die ein anderes Glück verdient hätte, als einen Urning zum Manne zu haben. Der Akt ist möglich, ich bringe es zur Ejakulation, aber ganz ohne Wonnegefühl und bin nachher sehr angegriffen. Mir bei dem mir widersprechenden Verkehr eine edle Jünglingsgestalt vorzustellen, bringe ich nicht fertig." Ein Offizier teilt mit: „Ich habe viele Bordells besucht, und mit Erfolg, d. h. ich blamierte mich nicht. Ich sagte den Damen immer, daß sie bald wieder einen ordentlichen Lebenswandel führen sollten und sie versicherten mir noch nie einen solchen braven Herrn gesehen zu haben. Vor dem Beginn habe ich meistens gezittert, aber es galt meinen guten Ruf zu erhalten und nachher triumphierte ich wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht." Ein Dolmetscher gibt an: „Ich habe auch viel mit Weibern verkehrt, aber nur im angetrunkenen Zustand." Ein Arbeiter, der Frau und Kinder hat, gibt folgende Schilderung: „Ich führe den Beischlaf aus, aber

mit größtem Widerwillen und fül
Sterben unglücklich; am liebsten mö
darauf den Akt mit einem Manne
Ein Jurist antwortet: „Ich gehe se
zwei bis drei Wochen ins Bordell.
als Dirnen habe ich nie verkehrt.
Mädchen gefallen mir wohl, aber da
intensiver anzieht und ich nach dem
Weibe mich nach männlicher Umarm
ich mir nicht die Mühe, mich den la
zu unterziehen, die nötig sind, Mädche
sind, zu gewinnen. Sentimentale Liebe
von einer Tanzstundenschwärmerei in
für Frauen nie empfunden, für Männe
letzten zehn Jahren drei heftige Leid
Kaufmann erwidert: „Ich kann mit Fra
ausüben, aber nur durch den Gedanken
mir das Weib besessen hat.“ Ein junger
erzählt: „Als ich siebzehn Jahre alt w
gleichaltrigen Kollegen Verhältnisse u
schafften, nahm ich mir auch mein Mädch
meines eigenartigen Wesens nicht bewußt
mir selbstverständlich, daß ich mir auch
eine Frau anschaffen mußte. Beim Gesch
der sinnliche Reiz stets durch psychische
geführt werden. Nachher war ich durch
strengung sehr abgespannt und ich schwur
wieder auf derartiges einzulassen. Ich fühlt
zu einem Verwandten sehr hingezogen.
Ältere und bei den Weibern Einflußreiche
ihn immer die Mädchen beschwatzen und
oft nach einander den Akt vollführt. Die
seines heißen Temperamentes reizte mich bis z
und war mir dann die Ausführung des V
leichtes.“ Ein anonymer Briefschreiber m

Verkehr ejakulieren können. Per
Zeichen der Verliebtheit einmal vo
Mal vom Manne gefesselt werden —
Bisexuelle — habe ich nicht ermitteln
scheint mir noch ein annähernd glei
für beide Geschlechter bei Fetischist
Sadisten vorzukommen. So kenne
schisten, der fast in gleicher Weise zu b
neigt und eine Sadistin, die feminine M
peinigt, wie normale Mädchen. In so
Perversion als solche so vorherrschend,
ein bestimmtes Geschlecht hinwegzus
Perversion hebt dann die Inversion auf.
man wohl bei den sexuellen Zwischenst
der Bisexualität für naheliegend anseh
Vereinigung männlicher und weiblicher
rücksichtigt, die beide nach einer ge
streben. Anderseits ist aber zu bede
einzelne Geschlechtscharakter, zu denen d
lich der Geschlechtstrieb gehört, sich
männlicher oder weiblicher Richtung ges
die einfach auftretenden, sondern auch die b
wie die Keimdrüsen. Daraus könnte m
das auch für das sexuelle Triebzentrum der
falls halte ich einen ausgesprochenen u
Trieb zu beiden Geschlechtern für unwahrs
wiederhole ich, daß ich in dieser Frage ein
Urteil noch nicht abgeben möchte.

Viele H.-S. halten sich für bisexuell,
einer „grande passion" befallen werden, a
Unterschied zwischen „lieb haben" und „li
werden. Ich erinnere an den obengeschilde
Oberlehrers. Es wurde bereits darauf hing
schwer die Selbsterkenntnis des urnischen See
ist, von dem man garnichts oder doch nur

teiliges gehört hat. Selbst wenn die Erkenntnis allmählich aufdämmert, sträubt sich bei den meisten der Verstand mit aller Kraft gegen das Gefühl. Mehr wie einmal habe ich aus körperlichen und geistigen Stigmen die Frühdiagnose der Homosexualität stellen können, bei Personen, die über ihre urnische Natur keine Ahnung hatten; spätere Tatsachen bestätigten die Richtigkeit der Diagnose. So fällt mir ein Herr ein, mit dem ich vielfach auf Gesellschaften zusammentraf. Einmal erzählte er mir von einem uns beiden bekannten Selbstmörder und fügte ziemlich wegwerfend hinzu „er soll mit Männern geschlechtlichen Umgang gehabt haben.“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Wissen sie wer ebenso empfindet? Sie selbst; Ihre keusche Kameradschaftlichkeit dem Weibe gegenüber, Ihre langjährige so starke Schwärmerei für den Bildhauer X., Ihre weiblichen Charaktereigenschaften und Bewegungen, Ihre Kunstfertigkeit die berühmte Sängerin X. in Stimme und Haltung zu kopieren, sagen genug.“ Er wies meine Annahme in breiten Auseinandersetzungen mit großer Entschiedenheit zurück. Nach längerer Zeit sah ich ihn wieder, glücklich über die endlich erlangte Klarheit und innere Ruhe, die im Anschluß an meinen berechtigten Hinweis bei ihm eingetreten waren.

Ist es schon schwierig, über die eigene Natur ein richtiges Urteil zu gewinnen, so schwer, daß manche Unglückliche sich ihr ganzes Leben schuldig fühlen, ohne es zu sein, so nimmt die Schwierigkeit noch zu, wenn es sich darum handelt, die Ursachen eines von der Norm abweichenden Seelenzustandes richtig zu bewerten. Jeder Arzt weiß, wie unzuverlässig die Angaben eines Patienten über den Grund eines körperlichen Leidens sind, wie oft für ererbte und bazilläre Krankheiten, beispielsweise tuberkulöse, ein Trauma, eine Erkältung, Anstrengung oder Aufregung als Ursache angegeben werden, während wir doch genau wissen, daß keiner dieser Anlässe eine causa

sufficiens abgeben kann, daß die Ha
da sein muß. Ist das schon auf
möglich, wie viel mehr auf geistig
nervöse und psychische Störungen
Anlage, sondern stets auf äußere
Selbstverständlich wird daher ein gesc
hafter Arzt alle Angaben seiner Kl
vergleichend würdigen müssen. Ei
gläubigkeit vorzuwerfen, wie es in de
sexualität wiederholt geschehen ist, he
losigkeit zeihen, und das bedeutet ein arg
in Bezug auf seine fachliche Tüchtigke
es aber auch, die Homosexuellen für ve
Schrenck-Notzing [1]) meinte, daß „die Selb
Urninge nur mit großer Reserve zu berü
Nur in einem mißt dieser Autor ihren
Glauben bei, nämlich in dem, was sie üb
der Hypnose berichten, trotzdem es doc
oft gerade Hypnotisierte dem um sie be
complaisance“ die Unwahrheit sagen.
Schrenck und Cramer [2]) nur unbewußte
unter dem Einfluß diesbezüglicher Lek
geht Bloch [3]) bedeutend weiter, er spricht
Täuschungen und Fälschungen, die sich
in ihren Autobiographieen zu schulden k
„Die kritiklosen Theorien eines Ulrichs,“ s
„wurden von vielen Urningen für Wahrh
und auf den eigenen Zustand übertragen.“
späteren Stelle [4]) fügt er hinzu „Ulrichs Sch

---

[1]) A. a. O. S. 195.

[2]) A. Cramer. Die konträre Sexualempfindung
ziehungen zum § 175 des R.-Str.-G.-B. Berliner klin.
1897. N. 43. Seite 964.

[3]) A. a. O. S. 13.

[4]) A. a. O. S. 198.

Urning. Mit großer Entschiedenhei
Ebing den so bequemen Einwurf
worden“ zurückgewiesen [1]). Neuerdin
auf diese Beschuldigung eingegange
Behauptung, diese Leute lögen oder
etwas weiß, ist nicht haltbar, denn
und da zutrifft, bleiben so viele unant
übrig, daß an der Ursprünglichkeit, c
Dauer der abnormen Gefühle nicht zu
möchten gegenüber dem schweren Vor
die Homosexuellen noch hervorheben
Übereinstimmung zahlloser Anamnesen v
Stände, namentlich auch von urnischen
ein Buch über den Gegenstand gelesen
haftigkeit des Gesagten über allen Zwei
daß diese Angaben in einer sehr große
von den Angehörigen, Vätern, Müttern
bestätigt wurden, — erst vor kurzem k
ein protestantischer Geistlicher mit einem
der ebenfalls Theologie studierte und sagt
Anfang an anders, wie meine 5 anderen Sö
rühren die Mitteilungen oft genug von Ur
sich nie in ihrem Leben homosexuell betätig
unantastbarer Integrität, für die auch nich
Grund besteht, die Unwahrheit zu reden.
den vielen uns zur Verfügung stehenden Sel
nur eine einzige im Anhang wiedergegeben,
einem ganz einfachen Arbeiter her, ist
orthographisch richtig geschrieben, aber für
dessen, was dieser schlichte Mann aussagt, s
wenn es überhaupt noch Treue und Glauben

---

[1]) In der Schrift „über sexuelle Perversionen“ b
Schwarzenberg. 1901. Seite 130.

[2]) Dr. P. J. Möbius in Leipzig. Geschlecht u
bei Marhold in Halle 1903. S. 30.

lese dieses Lebensbild, wo kann da von einem Variationsbedürfnis, von Reizhunger, der leichten Beeinflußbarkeit des Geschlechtstriebes durch äußere Einwirkungen, von Suggestion, Nachahmung oder choc fortuit die Rede sein? Enthält nicht allein diese eine Biographie eine ganz furchtbare Anklage gegen die Wachenfeld und Bloch, welche in einer so wichtigen Frage vom grünen Tisch ihr Urteil fällen, ohne die, welche sie richten, gesehen, gehört, beobachtet und untersucht zu haben?

Es genügt natürlich nicht, die Lebensgeschichte der H.-S. zu durchforschen, sondern ein jahrelanges Beobachten vieler Urninge aller Altersstufen und Stände, ihrer Lebensäußerungen und Lebensgewohnheiten ist notwendig, um sich über die Gesamtpersönlichkeit ein Urteil bilden zu können. Diese Aufgabe wird dadurch erschwert, daß vielen Urningen nach Lage der Verhältnisse durch Selbsterziehung und Gewohnheit manches zur „zweiten Natur“ wird, was ihnen ursprünglich nicht zukommt. Man wird bei der psychologischen Erkenntnis nicht nur auf positive Äußerungen zu achten haben, sondern auch auf negative Züge, so ist beispielsweise bei manchen Uraniern die sexuelle Negierung des anderen Geschlechts viel vorherrschender, als die durch intensive Geistestätigkeit abgelenkte oder zum Schweigen gebrachte positive Neigung zum gleichen Geschlecht.

Sehr wesentlich wird die Exploration und Beobachtung unterstützt durch die Körperuntersuchung möglichst zahlreicher Zwischenstufen aller Art. Den Sektionen H.-S. können wir hingegen vorderhand noch keine so hohe Bedeutung beimessen, solange das sexuelle Centrum im Gehirn noch nicht ermittelt und wir über die Geschlechtsunterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen noch so wenig unterrichtet sind. Der von Rüdinger gefundene und neuerdings von Waldeyer bestätigte Satz, daß die Windungen des Stirn- und Schläfen-

lappens beim Weibe schwächer entwi
Manne stützt sich auf ein zu geringe
als daß er eine Grundlage für die
suchung urnischer Leichen abgeben k
wie die Geschlechtsunterschiede im
wir später noch eingehender zurückko

Wir sind mit den angegebenen M
der Lage, sofern nur eine genügende
beobachtungen vorliegt, ausreichende S
wir werden als Endergebnis dieser Objel
sicheren Beweis erbringen können, daß
und das gleichgeschlechtliche Empfinden
sexualität niemals durch äußere Ursach
anerzogen, sondern stets angeboren

I. Das urnische Kind

Für das Angeborensein einer Eigensc
hohem Maße bezeichnend, wenn dieselbe,
innerung reicht, nachweisbar ist. Bereits
der große französische Psychiater, welcher
Sexualempfindung noch zu den Geistesstörun
arteten zählt, sagt:[1]) „Sie zeigt sich oft sch
Jugend und gerade das ist charakteristisch; n
deutlicher für die ererbte Beschaffenheit dies
als ihr frühzeitiges Auftreten.“ Und zwei
bemerkt derselbe in einer anderen Vorlesung:
sich bei dem Zustand, den Westphal kontr
empfindung nannte und Charcot und ich als
des geschlechtlichen Empfindens (inversion du s

[1]) Psychiatrische Vorlesungen, II./III. Heft übersetzt
Leipzig bei Thieme 1892 in der II. aus dem Jahre 1887
Vorlesung Seite 26 und in der III. über geschlech
weichungen und Verkehrungen vom Januar 1885.



Tafel 1 zu Jahrbuch f. sexuelle Zwischenst
(Leipzig, Verlag von Max Spo







Willibald von Sadler-Grün

in verschiedenen Trachten.



mals einzusehen, daß ich anders geartet war.'
nischer Chemiker, der sich noch nie in seinem
stätigte, berichtet: „Ich war als Kind sehr arti
abe im Gegensatz zu meinen Brüdern von meinen
ie Prügel bekommen. Onanie ist mir unbekannt.
vilden Knabenspiele waren mir zuwider, ich schloß
nit Vorliebe an Mädchen an und hatte deswegen
Neckerei und Spott zu erdulden; das wa
sehr unangenehm, doch konnte ich nicht dagege
Ich liebte zu nähen, zu stricken, beim Kochen und Ba
zu helfen und mich mit Bändern wie ein kleines Mäd
zu schmücken. Es ist mir jetzt immer sehr pein
wenn diese Jugenderinnerungen von Angehörigen au
kramt werden.“ Andere Mitteilungen von Urningen lau
„Im Kadettenkorps hieß ich die keusche Jungfrau.“
der Schule nannte man mich allgemein Fräulein.“ „
ich 13 Jahre alt war, sagte unser Hausarzt, ich sei
Kerl, sondern ein hysterisches Frauenzimmer.“ „M
Vater rief mich Wilhelmine.“ „In der Tanzstunde nan
mich die Damen: Willy mit den Mädchenaugen.“ „Sc
zu Hause, wie später in der vornehmen Gesellschaft füh
ich den Spitznamen: Die Baronesse.“ „Wenn ich ei
Stein in die Luft warf, sagten die Jugendgespielen:
Widdigs Jong wirft grad wie ein Mädchen.“ „Me
Mutter sagte oft von mir, er ist meine kleine Tochte
„Von mir und meiner ältesten Schwester hieß es ste
wir seien verwechselt worden.“ „Man meinte stets, mei
Schwester hätte der Junge und ich das Mädel werd
sollen.“ „Als Kind schon hieß ich Mademoiselle.“ „
Hause nannte man mich den Träumer.“ „Als ich kle
war kämmte man mir die Haare ins Gesicht und freu
sich: der Junge sieht wie eine kleines Mädchen aus.“ „I
wurde oft gesagt, er ist kein Junge.“ „Meine Stiefmutte
meinte: er ersetzt mir mehr als eine Tochter.“ Urnisch
Damen berichten: „So lange ich denken kann, wurde ic

boy genannt". Eine andere: „Schon als K
mit Vorliebe Mütze und Rock meines Vat
auf die höchsten Bäume und wurde immer Ju

Oft nutzen die Angehörigen die Veranlag
Kinder aus. Die Väter fühlen sich zu urnisc
besonders hingezogen — man denke an da
lichkeit fein abgelauschte Verhältnis zwisch
Kramer und seiner Tochter Michaelina in Ger
manns Michael Kramer — die Mütter hin
besonders ihre urnischen Söhne, welche
allerlei häuslichen Beschäftigungen, wie Be
der Geschwister, verwenden. Man glaube n
erst durch die Erziehung diese femininen
Eigenschaften hervorgerufen werden, bei
urnischen Knaben würde die Mutter übe
solche Verwendung versuchen. Auch hie
Beispiele. „Meine neue Mama — schreibt
ließ sich die Vorzüge meiner angeborenen M
wohl gefallen, ich verstand im Haushalt alles
sie sich um nichts zu kümmern brauchte, i
lagen vollendet bereit zu jeder Gelegenhei
das Haar wurde frisiert, die Hüte auf da
garniert, die Wirtschaft besorgt, Menüs beste
wacht, eigenhändig die Tafel dekoriert, u
dann zu den Gästen in den Salon, hieß
geringem Erstaunen der Anwesenden: „So je
Tochter fertig, nun kann der Sohn uns etwa
Gute Alte, ich höre sie noch und habe sie
ich ihr aber letztes Jahr die Augen öffne
Tochterschaft ihres vermeintlichen Sohnes, litt
sie sehr, leider vergeblich." Ein junger Leut
„Sobald ich dem Schulzimmer entflohen war
meinen Freundinnen; ich galt überhaupt b
und Lehrern als Musterknabe. Meine Mutt
mich zu ihren Geschäftsgängen mitzunehme

mich dann bei Einkäufen, wie mir gefiele. Bei jedem neuen Hut, den kaufte, wurde ich als Modell verwan wurden die verschiedenen Damenhüt gesetzt und der mich am besten kle meine Mutter für sich. „Du siehst wie chen aus, sagte mir meine Mutter häu probe, schade, daß du kein Mädel gewor selbe Gewährsmann gibt noch folgende s Schilderung: „Mein Vater war Offizi Willen gemäß sollten seine drei Söhne werden. Ich stand im 13. Lebensjahr Kadettenkorps einberufen wurde. Von setzten habe ich nur Gutes erfahren, da recht braver Schüler war und zum Tadeln lassung bot. An den wilden Jugendspielen mich wenig und nur auf höheren Befehl, waren Plauderstündchen mit gleichgesinnte die wilden mied ich, eines Tages aber ko Erfahrung machen, daß ein solch wilder besondere Zuneigung zu mir faßte, mich öfters keiten beschenkte und mir half, wo er he dabei bemerkte er, ich besäße ein so „ätherisc das gefiele ihm so, er behauptete, ich duftete Vanille. Im Singen war ich die Säule des S der Lehrer sich ausdrückte, und als in der stunde Schillers Jungfrau von Orleans mit Rollen gelesen werden sollte, und es sich u setzung der Jeanne d'Arc handelte, da war me keinen Augenblick im Zweifel und übertrug die unter allgemeiner Akklamation der Kameraden. ab behielt ich im Korps den Titel: „Jung Orleans" oder auch „Fräulein Johanna."" Die der normalsexuellen für den urnischen Mitschüler weibliche Grundnatur sie instinctiv herausfühlen,

charakteristisch; so berichtet ein anderer Offizier, der auf einer Ritterakademie erzogen wurde, daß, als er 13 Jahre alt war, fast alle älteren Knaben in ihn verliebt waren.

Mit der Mädchenhaftigkeit hängt es auch zusammen, daß urnische Knaben oft eine sehr große Ähnlichkeit mit der Mutter haben, bei manchen wird auch die auffallende Übereinstimmung mit der Großmutter hervorgehoben. Doch ist beides durchaus nicht durchgängig der Fall, vielmehr zeigt die Erfahrung, daß ebenso wie die männlichen und weiblichen auch die urnischen Kinder körperlich und geistig unter dem Einfluß der gemischten und latenten Vererbung stehen. Viele scheinen in der Jugend mehr der Mutter, später mehr dem Vater zu gleichen.

Von manchen Seiten, besonders von Tarnowsky, ist vorgeschlagen, Knaben, welche zu weiblichen Beschäftigungen neigen, recht zu verspotten, um so der Entwickelung homosexueller Triebe vorzubeugen. Es heißt die Macht der Erziehung weit überschätzen, wenn man annimmt, daß eine so tief in der Persönlichkeit wurzelnde Triebkraft dadurch nennenswert beeinflußt werden könnte. Wir halten diese prophylaktische Maßnahme nicht nur für wirkungslos, sondern auch für verhängnisvoll, weil sie geeignet ist, das ohnehin schüchterne, empfindsame, zum Weinen geneigte urnische Kind noch zaghafter und scheuer zu machen. Diese Kleinen spüren es instinktiv, daß sie eigentlich weder zu den Knaben, noch zu den Mädchen gehören, ihr Selbstvertrauen leidet unter diesem Zwiespalt, sie nehmen alles tiefer und ernster wie die gleichaltrigen Kameraden. Unter den jugendlichen Selbstmördern, die sich wegen gekränkten Ehrgeizes ein Leid antun, befinden sich gewiß relativ viel urnische Knaben. Eine wohlbedachte Erziehung sollte das psychologische Erfassen der Kindesseele zur Grundlage haben, sie sollte individualisieren, indem sie die vorhandenen guten Keime in die rechten Bahnen leitet, die schlechten Anlagen liebevoll

hemmt. Statt dessen wird in völlige
Kindesnatur von Eltern und Lehrern n
siert. Gerade die urnische Kindesseele,
deutlich von der Knabenseele durch eine g
tät, von der Mädchenseele durch stärke
unterscheidet, enthält viele Keime, deren
sich außerordentlich verlohnen würde.

Die meist in hohem Maße vorhande
fähigung urnischer Kinder wird durch eine ge
heit und Verträumtheit, oft auch durch
infolge allzureger Phantasie wesentlich beein
kommen die meisten recht gut in der Sch
besondere Vorliebe besteht für schöngei
namentlich Literatur, für Geschichte und
Musik und Zeichen, etwas weniger für Sprac
zeigen sich von 100 urnischen Kindern 90 u
schwach für Mathematik veranlagt. Merkwür
es demgegenüber, daß von den übrig bleib
jedoch 4 eine weit über dem Durchschnitt stehe
matische Befähigung aufweisen. So schreibt ei
Ingenieur: „Ich habe auf dem Fragebogen mein
Fähigkeiten als „hervorragend" bezeichnet, den
ohne Überhebung sagen, daß ich als Knabe da
schnittsmaß sicherlich ganz erheblich überragte.
vor allen Dingen als guter Rechner und Math
bekannt und von den Kameraden war meine H
ihren Arbeiten stark gesucht. Vokabeln lernte ich
leicht. Zu Hause zu arbeiten, hatte ich überhaup
nötig, ich lernte alles bei der ersten Durchnahme
Schule. Das sogenannte Präparieren und Rep
kannte ich überhaupt nicht, ich extemporierte st
es sich um lateinische, griechische, französische
englische Klassiker handelte. In Mathematik überra
ich meine Lehrer häufig durch rasche, elegante Lö
der Konstruktionsaufgaben und fand ein großes Vergn

daran, meine Lehrer selbst gelegentlich „l
Den Primusplatz hatte ich bis in die o
inne.“ Was die übrigen Fächer anbelangt,
die Reifezeit herum bei urnischen Knaben
religiöse Schwärmerei, zum Turnen mang
Muskelkraft und Mut, doch wird dieser
Geschicklichkeit, ästhetisches Wohlgefallen
lichen Übungen der Mitwirkenden und F
nachzutun, ausgeglichen.

Das Interesse für den Unterrichtsgeg
bei vielen im engsten Zusammenhang mit
Lehrers. Die Verehrung urnischer Knabe
Lehrer, diejenige urnischer Mädchen f
Lehrerinnen und Erzieherinnen trägt oft
hochgradiger Schwärmerei. Daneben geh
Zurückhaltung vor den übrigen Mitschüle
heftige Zuneigung zu einem Kameraden, d
typus besonders reizt; vielfach ist derse
anderen Klasse oder Schule. Masturbiert
Junge, was häufig der Fall ist, so gesc
Phantasiegebilde oder unter Vorstellun
Personen, manche haben Abneigung vor sol
Hang zu mutueller Onanie. Im Traum spi
dem Erwachen des eigentlichen Geschlechtst
Kameraden eine große Rolle. Ein Urning
„Es bestanden schon sehr frühe schwärmeris
gleichgeschlechtliche Empfindungen, eine b
liebe hatte ich für schöne Ministranten u
mit 8, 9 Jahren. Ich konnte mich nicht
sehen, im Traume schwebten sie mir wied
vor.“ Die leidenschaftliche Zuneigung urn
für Personen desselben Geschlechts ist von
schaftlichen Verhältnissen normaler Knabe
einen erotischen Beigeschmack haben, w
schieden, indem es sich bei letzteren oft

starken Freundschaftsenthusiasmus, oft
tive Herausfühlen des Andersgeschlecht
haften im Urningsknaben, oder auch um
Manipulationen handelt. Ich halte die
Professor Dessoir vertretene Auffassung,
bische Geschlechtstrieb undifferenziert is
für richtig, als er nach der Reife erst klarer
tritt. Wie alle Geschlechtszeichen bereits
faltung latent einen bestimmten Charakter
der Trieb. Nur so sind die vom heterose
sichtlich abweichenden Ereignisse zu verst
im Urningskinde abspielen, von denen ich
recht anschauliche Belege geben will; die
Schilderungen rühren von Edelleuten, die vier
Kaufmann her.

1. Als Kind lebte ich in Märchenphantasieen
häufig Schelte, weil ich mir mit den Spielsachen mei
lieber zu schaffen machte, als mit Peitsche, Schau
Zinnsoldaten. 1870 — ich war 8 Jahre — kam ein
inspektor zu uns, der mich völlig bezauberte. Ich s
Mann bei Tische so unablässig an, daß mein Vater
was ich an ihm habe, worauf ich erwiderte, sein r
gefiele mir über alles. Verabschiedete sich dieser Herr
von meinen Eltern, lief ich ihm auf den Korridor
nach und erbettelte einen Kuß von ihm. Hatte ich ein
erlangt, drückte ich diesen Kuß in meine Linke, ballte
Faust und nahm den Kuß so mit zu Bett, um in der
die Hand immer wieder zu küssen, bis ich einschlief. S
ich es auch, den Inspektor Sonntags in seinem Zimme
suchen und, wenn er auf dem Sofa lag, mich neben ih
strecken.

2. Ich haßte Knaben und Knabenspiele; das größt
war mir und meiner um 1 1/2 Jahr jüngeren Schweste
gegenseitiges, überaus inniges Verhältnis. Wir waren beid
all die Lieblinge, sie brünett, graziös und energisch, ich
sinnend, träumerisch, am glücklichsten waren wir ohne
Menschen. Meine Schwester war mein alter ego, während
13 Jahre älterer Bruder, ein sehr schöner Mann, mein 10jä

reines, unschuldiges Herz furchtbar verwirrte. Ich habe ihn weit mehr seiner Schönheit, als seiner guten Eigenschaften wegen angebetet. Dabei wurde ich äußerlich immer schroffer gegen ihn. Mit 10 Jahren weinte ich eine ganze Nacht, als ich mich in seiner mir schaurig-süßen Gegenwart zur Ruhe habe begeben müssen. Ich empfand ein Schamgefühl, wie ich es in Vaters, Mutters und Schwesters Gegenwart nicht kannte. Ich erinnere mich genau, daß im 6. oder 7. Jahr vorübergehend meines Bruders Schönheit mir wie ein geoffenbartes Mysterium durch Mark und Bein zitterte. Klar und bewußt, natürlich als tiefstes Geheimnis zumal vor ihm, habe ich ihn vom 10. bis 15. Jahr angebetet, am höchsten stand diese Verehrung vom 10. bis 12. Jahr, als er sich verheiratete. Ich war totunglücklich, daß er uns dadurch ferner rückte und empfand es als etwas Entsetzliches, daß er, wie ich glaubte, nun seine Jungfräulichkeit einbüßte.

3. Ich bin auf dem Lande unter denkbar günstigen Verhältnissen aufgewachsen als achtes Kind unter neun Geschwistern, von denen eine Schwester früh am Scharlach starb, zwei erlagen der Schwindsucht während ihrer Brautzeit. Erwiesenermaßen ist die Krankheit vom Bräutigam erst auf die eine, dann auf die andere übertragen worden. Dies sind die einzigen Fälle von Lungenschwindsucht, die überhaupt in unserer Familie vorgekommen. Meine Brüder und meine übrigen Geschwister sind das Bild der Gesundheit, wie ich selber. Von Kinderkrankheiten hatte ich nur Masern und Keuchhusten, neigte aber bei den geringsten Erkältungen sehr leicht zu Fieber, was sich aber seit meinem zehnten und elften Jahre gänzlich gegeben hat.

Das Entzücken meiner Kindheit war das Puppenspiel. Mit ausschweifendster Phantasie begabt, zeichnete und schrieb ich, so gut als ich es damals vermochte, Modejournale für meine Lieblinge. Ich erfand zum Entsetzen meiner jüngsten Schwester, meiner Spielgefährtin, die abnormsten Kostüme, meist Schleppgewänder aus zarten, durchsichtigen Stoffen und Schleiern; inszenierte Tauf- Sterbe- und Heiratszenen, ich hielt Reden, bei denen ich mich selber zu Tränen rührte.

Ich lernte sehr rasch und leicht, hatte aber ein schlechtes Gedächtnis für Zahlen, während ich frühzeitig Liebe und Talent für lebende Sprachen entwickelte, bei deren Erlernung sich stets mein Gedächtnis als treu und fest erwies. Mit ziemlichem Widerwillen dagegen betrieb ich Griechisch und Lateinisch. Mathematik ist stets meine größte Schwäche gewesen, und bin ich darin,

trotzdem ich seinerzeit die Abiturientenpr
bestanden, unglaublich unwissend.

Früh hatte ich ein leidenschaftliches Ve
stellerisch tätig zu sein. Mit acht Jahren v
spiel, das als Kuriosum noch bis heute in uns
blieb. Ohne je einen Roman gelesen zu hab
ein halbes Dutzend so betitelter Sachen in me
und zwölften Jahre. Ich habe einiges davon a
manchmal noch mit stiller Freude gewisse Ste
absoluter Unkenntnis des sexuellen Lebens gel
denn unter anderem ein Paar Zwillinge über
Vaters zur Welt kommen. Am Morgen bemer
die Überraschung, und beeilt sich, der ahnung
Freudenbotschaft zu überbringen.

Da es mir verboten war, andere Sprache
Schule gelehrten zu betreiben, so verfaßte ich hei
erfundene Sprache mit besonderen Buchstaben.
eigene Grammatik, in der Regeln mit den ungehe
nahmen vorherrschend waren; ich verfaßte Üb
Lexika. Ein Resultat der Stunden der physikalisc
waren eigens gezeichnete, gemalte und geschriebe
unseren Buchten und inselreichen Seen, zu einer Z
das Wasser als Land und das Land als Wasser d
schrieb sogar eine Geschichte der damals dort le
und deren tragischen Untergang infolge vulkanisch
welche dann schließlich die heutige Gestalt der Erd
Folge hatten.

Die ersten noch unbewußten Regungen des h
Lebens fallen etwa ins zehnte und elfte Jahr. Wir
Kutscher, einen schönen und kräftig gebauten M
dunkelm, langem Schnurrbart. Es machte mir stets
um ihn zu sein und ihn in seinen hohen Stiefeln, Led
Livreerock oder Winters in seinem russischen Sc
betrachten. Ich hatte schließlich das unwiderstehliche
ihn zu umarmen, da das aber schwer anging, so schlic
öfters, wenn ich ihn bei der Arbeit wußte, in seine
schlüpfte in seine riesigen Stiefel, hing seinen Rock od
mich und hatte ein Gefühl des seligsten Wohlbeha
drückte die Kleidungsstücke fest und krampfhaft an n
der Geruch der Lederstiefel und der ledernen Hosen, w
auf meinem Schoß hielt und öfters an mich drückte, v
mit dem Gedanken an den schönen groß gebauten Kutsc

ich mir dachte, indem ich die Kleidungsstücke an meinem Körper befühlte, verursachten mir heftige Erektionen, über die ich jedesmal, ohne mir bewußt zu sein infolge wovon sie entstanden, entsetzt war, da ich sie für eine krankhafte Erscheinung hielt. — — Eines Tages, nach reiflichem Hin- und Herdenken, wußte ich mit Hilfe meiner Kameraden, Knaben, die mit mir erzogen wurden, eine Szene ins Werk zu setzen, bei welcher der Kutscher veranlaßt wurde, mich zu sich emporzuheben. Diese Gelegenheit benutzte ich nun, da meine Kameraden mich ihm entreißen wollten, meine Wange an sein bärtiges Gesicht zu legen, meinen Arm um seinen Nacken zu schlingen und meine Beine fest an seinen Körper zu pressen. Ich schloß die Augen und verspürte ein Gefühl schwindelnder Wonne.

Im Sommer pflegten wir ein Haus am Strande zu beziehen. Dicht an der Veranda, zwischen Haus und Meer, führte eine Straße vorbei, auf welcher zu gewissen Stunden die Strandgendarmen vorbei patroullierten. — — Ich fühlte mich sofort zu den strammen Kerlen mit hohen Stiefeln, straffer Uniform und gebräunten Gesichtern mit flottem Schnurrbart, hingezogen. Bald konzentrierte sich all mein Denken auf sie. Abends im Bett, vor dem Einschlafen, malte ich mir die ungeheuerlichsten Szenen aus: Es klopft ans Fenster, ich öffne neugierig, da langt plötzlich eine braune Hand, ein Arm herein, an dessen Ärmel ich die militärischen Aufschläge und Knöpfe wahrnehme. Ehe ich mich umsehe, werde ich hinausgezogen. Unter dem militärischen Mantel geborgen, an der Brust eines Mannes liegend, den ich fest, fest umklammere, so daß ich mein und sein Herz zusammen schlagen höre, werde ich eilenden Schrittes davongetragen. Dazu höre ich den Säbel klirren, empfinde den festen Tritt der derben Stiefel und den Ledergeruch, den sie ausströmen. In eine Hütte tief im Walde bringt mich der Gendarm, er legt mich in sein Bett, küßt mich und legt sich dann mir zur Seite, ich klammere mich fest an ihn — und bin endlos glücklich, selig. — — Resultat dieser Phantasien waren die Träume, in denen sie fortgesponnen wurden, wobei ich zum erstenmal Pollutionen hatte, bei denen ich stets erwachte und entsetzt war über die merkwürdige Erscheinung, die ich für eine Krankheit hielt.

Schließlich verspürte ich ein riesiges Verlangen, diese Phantasien zu verwirklichen. — Abends wenn es bereits dämmerte, versteckte ich mich im Walde hinter einen Busch an der Straße auf welcher der Gendarm vorbei kommen mußte. Wie klopfte mein Herz, wenn ich seine Schritte hörte Oft ging er so nahe

vorbei, daß ich nur meine Hand hätte au
um seine Füße zu berühren — aber ich tat
in einer Art Starrkrampf lag ich da, mit ge
der Hoffnung, er würde mich entdecken, unter
und mit mir davon gehen — wie im Traum
unendlichen Kummer nie geschah, gab ich d
suche schließlich auf und tröstete mich in m
Meinen Angehörigen teilte ich nie etwas vo
und Gefühlen mit — nicht weil ich etwas
glaubte, aber doch wohl, weil ich mir schon d
werde bewußt gewesen sein, etwas zu empf
selber verständlich war. — — — —

Ein anderes Erlebnis steht lebhaft in r
Es ist ein wolkenloser, sonnig klarer Herbstt
ist geschnitten und liegt in schimmernden Garl
pelfelde. Das Laub der Bäume in den Alleen t
mert gelblich, rötlich, und in der Ferne, vom
bis in die hellsten Schattierungen des Blau, der
sich verlierend, die endlosen Wälder meiner Heim
sind auf der Jagd nach Feldmäusen, die wir unt
haufen hervorscheuchen. Da ein heller, schallend
aufhorchen macht — und in der Richtung, wo e
blitzt und glitzert es. Die Musik wird lauter —
und Funkeln, das auf der Landstraße näher und
ist ein Trupp Soldaten mit blinkenden Säbeln und
biegen sie von der Straße ab und marschieren ü
die sich längst dem Felde hinzieht, auf dem wir
Den Soldaten voran marschiert ein Offizier, der e
in meinem Leben gesehen. — Er ist groß und krä
dem Schnurrbart und blauen, froh leuchtenden
Bewegung an ihm ist Kraft und Leben und Freude
als wäre er die lustige Militärmusik, die ich hörte,
der klare wolkenlose Himmel und die reine, köstlich
die mich umgab. Es überkommt mich ein Gefühl gro
Freude, ein Gefühl edler Taten- und Schaffensfreu
zugleich eines schrecklichen, mich erstickenden Sehn
ich unwillkürlich die Hände emporstrecke — und dann
beginne — mir selber nicht bewußt warum. — Die ande
waren den davonmarschierenden Soldaten nachgelaufen,
unbeachtet geblieben. — Zu Hause angekommen, erfu
der Offizier unser Gast war. — Aus welcher Veranlassu
sich der kleine Trupp Soldaten in unsere weltentleg

einsamkeit verirrt hatte, vermag ich heute nicht zu sagen. — — Im Vorhause entdeckte ich den Säbel und Mantel des Offiziers. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Säbel zu befühlen, und meinen Kopf in den Mantel zu stecken, wobei mir, mit den peinlichsten Erektionen verbunden, deutlich die Szene auf dem Felde vor Augen stand. — Bei Tisch, wo ich kaum meine Augen zu erheben wagte, fesselten die strammen Beine unseres Gastes meine Aufmerksamkeit. Ich hätte diese Beine, in der kleidsamen Uniform sitzend, umarmen und drücken mögen. Beim Abschiede hängte mir der Offizier ein goldenes Kreuzchen, an einer braunseidenen Schnur, um den Hals. Ich war damals, wie wenigstens meine älteren Geschwister behaupten, ein ausnehmend hübscher Junge. — Das Geschenk machte mich selig. Man stelle sich daher meinen Schmerz und meine Wut vor, wie meine streng orthodoxe, evangelisch-lutherische Mutter mir verbot das Kreuz zu tragen, weil es ein nach griechisch-katholischem Muster geformtes war, und es mir einfach fort nahm. Ich heulte, aber was half es! Noch Jahre ist der Besitz dieses Kreuzes das höchste Ziel meiner Wünsche gewesen, ja ich ging sogar einmal mit dem Gedanken um, den Schreibtisch meiner Mutter zu erbrechen, um mich so in den Besitz des Heiligtums zu bringen. Aber die Jahre vergingen, und das Kreuz ist in Vergessenheit geraten.

4. Mein Vater las und studierte viel, zum Landwirt war er garnicht geeignet. Störungen liebte er garnicht. Wenn wir zu laut wurden, und dann sein Befehl „Ruhe“ bis in die Kinderstube drang, wurden wir sofort vor Schreck mäuschenstill. Wir mieden die Zimmer, in welchen er sich aufhielt, tunlichst und waren ihm eigentlich stets merkwürdig fremd geblieben. Um mein Seelenleben hat er sich nie recht bekümmert. Mein weibliches Wesen, meine mädchenhaften Eigenheiten entgingen selbstverständlich ihm ebensowenig, wie Anderen. „Der Junge ist das richtige Mädel“, äußerte er sich zu meinem Ärger oft Fremden gegenüber. Mit Zinnsoldaten spielte ich nur, weil ich als Junge doch eigentlich mußte. Das war der Beginn meines Urningschicksals: im Leben stets Komödie spielen zu müssen, beständig etwas Anderes vorstellen zu müssen, als man in Wirklichkeit gern möchte.

Am liebsten stellten meine Schwester und ich erwachsene Herren und Damen dar. Meiner Schwester imponierten die schwarzen Husarenoffiziere der Garnison, die ständige Besucher unseres gastlichen Elternhauses waren und sich manchmal auf Bällen den Scherz machten, die kleine Dame zu einer Extratour zu engagieren. Sie umgürtete sich mit einer Elle als Säbel,

stülpte einen ausrangierten, altmodischen
den Kopf, machte sich aus Blumendraht ei
den Herrn Leutnant vor. — Ich entlehnte
eine gebrauchte Küchenschürze, die ich verk
Schleppe zu markieren, hing mir Mamas a
setzte den Gartenhut meiner Schwester, de
Fliederzweig oder eine dem Gärtner entwend
zu geben suchte, kokett auf den Hinterkopf, u
für die „Stirnlöckchen" zu haben, und bildete
sehr schöne und vornehme Dame zu sein. „
haben heute wieder ganz wun-der-bare Toilette
dann meine Schwester, die Hacken zusamme
Herr Leutnant, es ist nur ein ganz einfaches K
meiner Meinung nach sehr distinguiert die Au
indem ich die Kattunschleppe meiner imagin
möglichst graziös aufraffte und mir mit einem gro
welches den Fächer vorzustellen hatte, Kühlung
ich in der Stadt zur Schule kam, fingen meine
Ein nicht normal veranlagtes Kind sollte man
Schablone erziehen. Für mich hätte ein einsich
lehrer ein Segen sein können. Das Gymnasium, zu
ich fortan zählen sollte, war für mich — in den
wenigstens — einfach eine Marter. Wenn man
schüchternes Mädchen in eine Klasse von 40 bis 50
steckt, wird es sich unter diesen sicher nicht beh
und es hat doch wenigstens den Vorteil voraus, gle
als andersartig gekennzeichnet zu sein. Ich arme,
liche Mädchenseele im Knabenkörper, befand mich
inmitten eines halben Hundert derber Großstadtjunge
große Hoffnungen auf die Schule, angenehme Lehre
Mitschüler gesetzt; ich sollte gräßlich enttäuscht we
all den Jungen hätte ich nicht einen zum Freunde ha
ebenso hätte sich wohl ein Jeder von ihnen für mei
schaft bedankt. Wir waren gar zu verschieden geartet u

Mein Lehrer war ein Mensch, der gern durc
Scherzchen über meine Zimperlichkeit den Hohn meiner
die ohnedies zu Hänseleien nur zu sehr geneigt waren
forderte. Zimperlich war ich, das steht fest, heute muß i
darüber lachen. Als ein Beweis meiner übergroßen Sch
keit, die vielleicht durch meine Veranlagung bedingt w
erwähnt, daß ich es Jahre lang nicht über mich gewinnen
den gemeinsamen Abort zu benutzen.

Mit einigen meiner Mitschüler wurde ich genauer bekannt. Für einen schönen Polen, ein Bild von einem Menschen, interessierte ich mich sehr; er war, wenn ich es recht bedenke, meine erste Liebe. Küssen durfte ich ihn bei allen möglichen Anlässen ohne Auffälligkeit, da es ja bei den Polen sehr üblich ist. Ich machte ihm kleine Geschenke, erwies ihm, so oft es anging, Aufmerksamkeiten, um wieder geküßt zu werden; zu meinem Leidwesen tat er es ganz leidenschaftslos. Er war jünger als ich, und meine Klassenkollegen verdachten es mir sehr, daß ich mit dem Jungen umging und sie vernachlässigte. Meine Neigung war so groß, daß ich mir nichts daraus machte und die Unliebenswürdigkeiten, die das im Gefolge hatte, willig ertrug. Er besaß die den meisten Polen eigene oberflächliche Liebenswürdigkeit; sehr tief war seine Neigung zu mir nicht, es schmeichelte ihm, von dem Schüler der oberen Klasse bevorzugt zu sein. Geschlechtliche Annäherungen haben weder mit ihm, noch mit anderen Schülern stattgefunden; ich ergab mich stillen Ergüssen. Als ich meinen Adonis nach Jahren wiedersah, hatte er viel von seiner Schönheit eingebüßt, war ein großer Mädchenjäger geworden und litt an einer Geschlechtskrankheit.

Bemerkenswert ist noch ein Traum, der ganz homosexueller Natur war, obgleich ich damals von gleichgeschlechtlicher Liebe nicht die geringste Ahnung hatte. Dieser Traum ist für mich der untrüglichste Beweis, daß mein Urningtum angeboren ist: Einer meiner Lehrer, ein hübscher, unverheirateter Herr, war mein Ideal. Bei ihm hatten wir Geographie und Geschichte, meine Lieblingsfächer. Um ihm zu gefallen, bereitete ich mich für seine Stunden mit der größten Sorgfalt vor und blieb selten eine Frage schuldig. Von ihm träumte mir nun, und zwar so lebhaft, daß ich noch beim Aufwachen das deutliche Gefühl davon hatte, er läge bei mir im Bett. Der Traum war ungeheuer wollüstig und bewirkte eine Ejakulation. Ich mußte sehr oft daran denken, sprach aber zu Niemandem davon, weil ich mich schämte. Als ich nach dem Abiturienten-Examen bei ihm, der mir in der letzten Zeit keinen Unterricht mehr erteilt hatte, meine pflichtschuldige Visite machte, küßte er mich glückwünschend und abschiednehmend auf die Stirn. Dieser Kuß erregte mich so stark, daß ich an mich halten mußte, ihm nicht um den Hals zu fallen. Heute bedaure ich, es nicht getan zu haben; ich glaube, er hätte mir meine Dreistigkeit verziehen.

Die letzten Schuljahre waren besser als der unglückselige Beginn. Meine Zeugnisse waren befriedigend, und die Lehrer

lobten mein musterhaftes Betragen — ein \
nie gewesen. Während der letzten drei J
Primus und meine Mitschüler gestanden mir a
eine gewisse Autorität zu. Ich konnte also
alles gut!" Diese Vergeltung war mir das Sch
der vielen vorherigen. ich kann wohl sagen — u
die mir die Kindheit vergifteten, schuldig. L
die Leiden der Knabenzeit auf mich machten,
daß ich selbst jetzt noch, „im Schwabenalte
bangen Schulträumen heimgesucht werde; ich e
um dann aufzuatmen mit dem erhebenden Bew
Kümmernisse zum Glück längst nicht mehr
angehören.

Von hohem psychologischen Interesse ist
Schilderung:

Ich habe mein Leben lang ein so zartes S
sessen, wie es nur wenigen Menschen eigen zu sein
Schamgefühl äußerte sich spontan und unwillkürl
allein dem männlichen Geschlecht gegenüber. Mä
über befliß ich mich zwar gleichfalls eines züchtige
haften Benehmens, aber ich befliß mich desselben eb
einem Gebot der Sitte, es war nicht ein natürlicher
dem ich mich angetrieben fühlte. Noch erinnere ich
daran, wie einst, als eine Blatternepidemie ausgebroc
Arzt erschien, um in der Schule zu impfen. Die Kna
die Röcke ausziehen und den Hemdärmel zurückschlage
war ich nun völlig empört und ich wollte heiml
schleichen. Ich gab meinen Unwillen und meine Befa
so deutlicher Weise kund, daß ich dem Lehrer auffiel.
befragt, äußerte ich, daß ich mich vor den anderen Kn
mit entblößten Armen sehen lassen wollte. Es nutz
nichts, ich mußte. Aber als ich an die Reihe kam, br
Gesicht mir heiß vor Scham und das Herz pochte mir h
Aufregung. Hätte ich mit den Mädchen zusammen mich e
müssen, es wäre mir vollständig gleichgiltig gewesen. I
nicht die leiseste Spur irgend eines Gefühls der Unlust o
Scham in mir wahrgenommen. So aber ging ich nach be
Impfung gekränkt und in meinem kindlichen Gemüt aufs
verletzt von dannen. — Ich hätte um alles in der Welt n
mit anderen Knaben zusammen gebadet oder mich auch n
offenem Hemd vor ihnen gezeigt. Ich hatte deshalb vi

meinen Kameraden zu leiden und wurde oft bis zur Unerträglichkeit geneckt. Auch am Gymnasium ging es mir nicht viel besser. Als einst der Religionslehrer vom heiligen Aloysius erzählte und erwähnte, daß dieser es nicht einmal über sich gebracht habe, barfuß vor irgend jemand sich sehen zu lassen, da ging ein kicherndes Gemurmel durch die ganze Klasse, aus dem deutlich mein Name herauszuhören war, und von den verschiedensten Seiten richteten sich die Blicke auf mich. Am Schluß der Stunde traten einige besonders übermütige Jungen an mich heran und apostrophierten mich: „Heiliger Aloysius, bitt für uns!" — Als einst in die Wand zwischen dem Abort unserer Klasse und dem eines anderen Kurses der Unterhaltung wegen ein Loch gebohrt worden war, wagte ich zwar nicht Anzeige zu erstatten, da ich dabei verlacht zu werden fürchtete, aber ich nahm nun stets, was für ein Bedürfnis ich auch zu befriedigen haben mochte, ein Blatt Papier und eine Stecknadel mit mir, so lange, bis das Loch vom Schuldiener bemerkt und Abhilfe geschaffen worden war. — Als ich zum ersten Mal — ich war etwa 16 Jahre alt — von den Sitten und Gebräuchen der Kaserne erzählen hörte, war ich darüber so entrüstet, daß mich ein völliger Haß gegen den ganzen Militarismus erfaßte. Ich erblickte in ihm eine Negation meiner Natur und meines Empfindens, einen Hohn auf meine Gefühle. Und ich bin seither dem Militarismus nie wieder hold geworden. Der Tag, an dem ich mich selber stellen mußte — ich war nur einmal dazu genötigt — ist mir einer der qualvollsten meines Lebens gewesen. Dagegen empfinde ich, wie gesagt, dem weiblichen Geschlecht gegenüber nichts, was über ein bloßes Anstandsgefühl hinausginge. Ein eigentliches Schamgefühl dem Weib gegenüber kenne ich nicht. Es ist mir vollkommen fremd.

Diese lebenswahren Schilderungen, herausgegriffen aus einer größeren Anzahl ähnlicher, gewähren einen höchst wertvollen Einblick in die Psychologie der urnischen Kindesseele.

In der Reifezeit zeigen sich bei urnischen Knaben und Mädchen allerlei von der Norm abweichende Erscheinungen. Der Stimmwechsel tritt oft überhaupt nicht ein, manchmal erstreckt er sich über eine lange Zeit, nicht selten macht er sich verhältnismäßig spät mit 19 oder 20 Jahren bemerkbar; sehr viele haben nach der Mutation

noch die Neigung, Sopran oder Fistelst
andere, die nicht mutiert haben, sind
methodische Übungen ihr Organ wesentl
So berichtet W. v. S., ein ganz hervorra
sänger (mit Tenorqualitäten), dessen Bild i
Damentracht wir beifügen[1]): „Meine Stim
merklichen Umschlag oder Übergang g
Jahren konnte ich Sopran singen, und
heute (30 J.), tiefere Sprech- und Singtöne
durch Schule und Übung erlangt.“ Währ
größerung der Stimmbänder ausblieb, verg
während der Reife um so mehr die Brüste, d
wie ich mich durch Inspektion und Palpatio
einen vollkommen weiblichen Charakter
werden junge Urninge wegen ihrer hohen he
geneckt, so schreibt ein urnischer Arbeit
Stimme ist nicht gebrochen, man nannte mich
kreisen mit 19 Jahren wegen meiner helle
„Gretchen.“ Bei vielen bleibt die Stimme d
liche Kraft. Urnische Mädchen bekommen zu
Pubertät oft eine tiefere Stimmlage. Ich ke
derartigen Fall, wo ein Spezialarzt für Halskr
weil er Kehlkopfkatarrh annahm, mehrere Monat
Eine urnische, jetzt 25jährige Journalistin berich
der Reifezeit trat der Adamsapfel stärker bei mi
Ich bekam eine Singstimme, die sich nur bis
zwischen der dritten und vierten Linie erstreckt,
das tiefe c des Basses umfaßt. Ich pflege Lied
anderes stets in der tieferen Oktave des Soprans,
Tenor zu singen. Man sagt allgemein, ich hätt
einen Tenorklang.“ Der Bartwuchs stellt sich be
schen Jünglingen oft sehr spät, oft auch recht sp
und ungleich ein. Dagegen ist ein hie und d

[1]) Siehe Tafel 1 in Anlage.

Schmerzhaftigkeit verknüpftes Anschw
zur Reifezeit ein bei urnischen Knabe
seltenes Vorkommen, während hingegen
recht häufig sehr mangelhafte Brustentwi
Bei urnischen Knaben scheint mir en
ein besonders üppiger an das Weib e
des Haupthaares vorzukommen, hingegen
behaarung urnischer Knaben oft femin
Mädchen oft virile Anklänge auf. V
Störungen findet man bei urnischen S
mäßig häufig Migräne und Chlorose,
von denen sonst mit Vorliebe das wei
heimgesucht wird.

Sind diese letztgenannten Zeiche
nicht in jedem Fall nachweisbar, und l
auch nicht mit unbedingter Sicherheit
Empfinden schließen, so wird die Dia
mit den vorher geschilderten psychis
doch eine völlig sichere.

Ich habe wiederholt bei 10 bis 14
die Diagnose Uranismus gestellt. So
eine Mutter mit einem 12jährigen
Migräne litt, sehr schreckhaft war und
wurde von seinen Mitschülern, an dere
nicht beteiligte, viel gehänselt, war am
Cousine zusammen und besaß einen F
der Sommerfrische kennen gelernt hatte
täglich korrespondierte. Er liebte beson
Musik, dagegen konnte er Mathematik
Die Untersuchung des bei großer Liebens
ordentlich schamhaften Knaben ergab
unentwickelten Genitalapparat, der Peni
4jährigen Kindes, dagegen zeigte sich e
der Mammae wie bei Mädchen im Beg
Ich stellte die Diagnose auf Uranismu

Eltern entsprechend auf. In diesem u
Fällen ist die Zeit noch zu kurz, sodaß ei
Bestätigung ermangelt. Dagegen habe ich
18jährigen ausgesprochen homosexuellen
bereits vor 4 Jahren, ehe derselbe e
Uranismus diagnosticieren können. Noch
Beobachtung gehört hierher. Ich erinne
meiner Gymnasialzeit an einen Knaben,
Mitschülern „Mieze“ genannt wurde. N
femininen Eigenschaften besaß er eine beso
fertigkeit im Kochen und der Verwendung
die er Papierpuppen sehr geschickt aufnäh
der vorjüngste von sieben Geschwistern, meist
die alle dieselbe strenge Erziehung genossen.
wurde, als der Sohn in Quarta war, versetzt
mir dieser Mitschüler völlig entschwunden.
Zwischenstufen-Studien fiel er mir ein und i
nach mehr als 20 Jahren, was aus ihm
sei. Ich erfuhr, daß er Damenhutmacher
geblieben war und seit Jahren ein anscheinend se
Verhältnis mit einem von ihm überaus verehrte
hatte, auch lagen andere Anzeichen vor, die ü
Geschlechtszugehörigkeit keinen Zweifel ließen.
urnischen Kinde war ein homosexueller Mann g
mit derselben Naturnotwendigkeit, mit der sich
Normalkinde ein heterosexueller Mensch entwick

II. Das Harmonische der urnisch Persönlichkeit.

Es spricht ganz außerordentlich für das Angebor
einer Eigenschaft, wenn diese mit der ganzen Pers
keit aufs innigste verknüpft ist, mit ihr in völl
Übereinstimmung steht, sozusagen aus der Tief
ganzen Individualität emporsteigend mit elementare

walt hervorbricht. Das ist bei der Homosexualität in höchstem Grade der Fall. Wären die gleichgeschlechtlich Empfindenden körperlich und seelisch in Nichts vom weibliebenden Mann unterschieden, wären sie dieselben kraftvoll erobernden, selbstbewußt berechnenden, mutig wollenden Menschen, wären die homosexuellen Frauen die gefühl- und stimmungsvollen, anschmiegenden, zurückhaltenden, von Kindessehnsucht und Mutterliebe erfüllten Wesen, die Gegner hätten Recht: diese Menschen, die zu einer Wiederholung ihrer selbst Neigung verspürten, böten etwas Disharmonisches, Monströses dar. Es gereicht der Menschheit zur Ehre, daß ihr so kraße Inkonsequenzen nicht eigen sind, der Mann, der Männer liebt, die Frau, welche Frauen begehrt, sind nicht Männer und Frauen im landläufigen Sinn, sondern ein anderes, ein eigenes, ein drittes Geschlecht. Naturgesetze werden durch mangelndes Naturverständnis nicht Naturwidrigkeiten, eine Erscheinung, deren Sinn wir nicht erfassen, ist darum noch nicht sinnlos, so wenig etwas, dessen Zweck uns nicht klar, zwecklos ist. Bei der Beurteilung eines Naturrätsels dürfen wir uns freilich nicht an Teile halten, sondern müssen das Ganze zu ergründen suchen, ein körperlicher Teil kann irreleiten, das psychische, dessen Bedeutung in unserer materialistischen Zeit so sehr unterschätzt wurde, bringt uns dem Ding an sich schon näher. Martials Pentameter, „pars est una patris, caetera matris habet," nur ein Teil ist männlich, alles übrige weiblich, paßt auch noch heute auf sehr viele Menschen. Wenn man auch diesen Teil als den Geschlechts t e i l *κατ' ἐξοχήν* bezeichnet, so bleibt er doch immer nur ein Teil. Die Auffassung mancher Gelehrter über die Geschlechtszugehörigkeit einer Person erinnert lebhaft an den Vorschlag, den ich als Sachverständiger vor Gericht wiederholt von Laien hörte, man möchte doch den Menschen, die sich gegen § 175 vergingen, den Penis abschneiden, dann würden sie ja

ganz brauchbare Bürger sein. Ich erwid
täte dann besser, ihnen den Kopf abzu
dieser, nicht das membrum, sei der Teil
sündigten.“ Tiefer in den Kern der Sac
eine Antwort, die ich bei einer andern Geric
hörte, zu der ich als Gutachter zugezogen
Vorsitzende die Zeuginnen fragte, was sie
Angeklagten gedacht hätten, der beschuldig
belästigt zu haben, welche mit ihnen im Du
gartens den Koitus vollzogen, entgegnete e
stituierten unter großer Heiterkeit des G
„Wir glaubten, es sei ein Weib in Männergesta
falls können die primären Geschlechtschara
nicht den Ausschlag geben, das Zentrum ist
wie die Peripherie; da es mehr als zwei G
gibt, ist die innere Empfindung, nicht allein
Erscheinung das Entscheidende.

Die Äußerungen dieser inneren Empfin
schränken sich allerdings keineswegs auf rein g
liche Handlungen. Die Sexualpsyche im weite
beherrscht mehr oder weniger unbewußt die ganz
führung und Geschmacksrichtung einer Person.
auch nicht im entferntesten geahnten Umfange
die Schicksale und Werke der Menschen ihre ge
volle Hauptaxe in das Geschlechtszentrum hinein.
wir bei der Beurteilung und Abschätzung eines M
seiner Sexualpsyche mehr Berücksichtigung zu Teil
lassen, wir würden die Gestalten und Geschehnis
Weltgeschichte ganz anders zu verstehen im Stand
wie es bisher der Fall ist. Mit Recht sagt Niet
„Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Men
reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hi
und der Dichter Przybyszewski hebt seine Totenm
(1893) mit den gewichtigen Worten an: „Am Anfang
das Geschlecht, nichts außer ihm, alles in ihm.“

Deshalb ist es auch für das Verständnis hoher und führender Menschen von so unschätzbarem Wert, ihre Sexualpsyche richtig zu erfassen. Man meine doch nicht, — ich bemerke das besonders gegenüber Fuld — daß, wenn wir in diesen Jahrbüchern große Geister sexualpsychologisch analysieren, damit zwecklose Indiskretionen begangen werden; so fern es uns liegt, wenn von Bismarcks männlicher Kraft, von der Weiblichkeit der Königin Louise die Rede ist, an heterosexuelle Handlungen zu denken, ja so abstoßend der bloße Gedanke daran ist, genau so niedrig sollte es sein, homosexuelle Akte im Auge zu haben, wenn von Michelangelos oder des großen Friedrich Urningtum gesprochen wird. Der Betätigung — das kann nicht oft genug wiederholt werden — ist nur ein ganz untergeordneter, höchstens symptomatischer Wert beizumessen gegenüber der Gesamtheit der psychischen Sexualität.

Wenn wir im folgenden von der Urningspsyche eine Schilderung entwerfen wollen, so sind wir uns voll bewußt, nur ein Schema geben zu können. Denn ist es schon schwierig, das Charakteristische der männlichen und weiblichen Seele klar zu fassen, das individuelle von dem gemeinsamen, das nebensächliche vom wichtigen zu trennen und zu unterscheiden, was vom Geschlecht, was vom Alter abhängig ist, was Natur, was Kunst bewirkte, so erhöhen sich diese Schwierigkeiten ganz ungemein bei dem Urning, wo der innere und äußere Zwang ein ungleich größerer ist. Die meisten bemühen sich, wesentliches in ihrer Natur zu unterdrücken, anders zu erscheinen, als sie sind; viele sind stolz darauf, wenn sie ihre männliche oder weibliche Rolle so gut spielen, daß „ihnen keiner etwas anmerkt.“

Es kommt hinzu, daß die Typen Mann—Urning—Urninde—Weib nicht fest normiert einander gegenüberstehen, sondern daß es naturgemäß zwischen diesen auch

wiederum Übergänge gibt. Die weiblicl
die in jedes Mannes Geist und Körper na
finden sich in geringerem und höheren G
Summe so stark ist, daß für den Geschle
mehr in dem Weibe, sondern in dem Jün
gänzung empfunden wird. Das ist die Gı
ab wir den Mann als Urning bezeichnen, in
männlichen und weiblichen Eigenschaften
stark auftreten, bis sie ganz allmählich, in
loser Linie über das urnische Weib, die meh
ger männliche Frau zum Vollweibe führen.
also Mann—Urning—Weib als drei Geschle
getrennt und umgrenzt gegenüberstellen, so v
in den früheren Fehler. Wie von Mann
können wir auch vom Urning nur einen Durchsc
geben.

Wenn wir die Wesenheit der reinen Mann
der Aktivität, die der Frau in der Passivität zu
haben, so läßt sich von der Urningsseele sagen
viel aktiver, wie die weibliche, aber nicht so
die männliche ist, ferner, daß sie viel passiver
männliche, aber bei weitem nicht so passiv wie d
liche Psyche erscheint.

Äußere Eindrücke wirken auf den Urning
stärker ein, als auf den Mann, sein Gemüt ist
widerstandsfähig, weicher, empfindsamer, die Besti
keit größer, die Stimmung wechselnder. Freude, Ho
Begeisterung heben ihn höher, Schmerz und Leid d
ihn viel tiefer darnieder. Oft besteht eine ausgespr
Neigung, sich Stimmungen hinzugeben; so bericht
Urning, er schlösse sich mit Vorliebe Leichenbegäng
an, um weinen zu können.

Demzufolge treten auch das Mitgefühl, das Mi
die Hülfsbereitschaft stärker hervor. Der erbitterte
kurrenzkampf, das energische Eintreten für gewöhn

Interessen, das Kriegführen, Schießen und Jagen liegen dem Urning im allgemeinen nicht, auch ist der Hang zu verbrecherischen Handlungen — selbstverständlich zu wirklichen Verbrechen — bei ihm ganz außerordentlich selten. Zum strengen Vorgesetzten ist er nicht recht geeignet. Sehr bezeichnend ist folgende Schilderung eines urnischen Offiziers: „Meine Leute hatten mich gern; ein junger Rekrut, dem infolge Blutvergiftung der Arm amputiert werden mußte, wünschte ausdrücklich, daß ich bei der Operation zugegen sein sollte. Der Arzt willfahrte seinem Wunsche; ich reichte ihm die Hand vor der Narkose und so schlief er ruhig ein. Nach der Operation verließ ich auf kurze Zeit das Krankenzimmer — da hörte ich vom Nebenzimmer aus meinen jungen Rekruten, der soeben wieder erwacht war, die Worte aussprechen: „Wo ist denn mein Leutnant?" Sofort erschien ich wieder am Krankenlager, reichte meinem armen Patienten, der mich traurig anblickte, die Hand. Ich nahm mich meiner Rekruten in jeder Weise an, die Leute gingen für mich durchs Feuer, vermied übermäßigen Drill, war stets in der Kaserne, da ich am Wirtshausleben keinen Reiz fand — so fiel die Rekrutenvorstellung glänzend aus und dank auch meiner guten theoretischen Kenntnisse gewann ich das besondere Lob meines Kommandeurs."

Man kann häufig beobachten, daß in exklusiven Verbänden, namentlich in militärischen und studentischen Korps, urnische Mitglieder wegen ihres höflichen, gefälligen, aufopferungsfähigen Wesens anfangs sehr wohl gelitten sind, im Laufe der Jahre aber Schwierigkeiten haben, weil sie sich nicht in die strenge Etiquette fügen können und mit Außenstehenden freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Ebenso erwachsen ihnen oft auch mit ihren Familien Unannehmlichkeiten, weil sie in Kreisen verkehren, die diesen nicht standesgemäß erscheinen. Die Unterschiede des Standes, der Religion, der Rasse

und Nationalität spielen bei dem Urnin
ferntesten die Rolle, wie bei dem normale

Er besitzt nicht den Stolz, das Selbstbe
häufigen Dünkel des Vollmannes. Für den
begriff fehlt ihm das Verständnis. Wohl ist
und leicht verletzt, aber die Fähigkeit zu hass
abzugehen. Er ist eben nicht das, was man „
Kerl" nennt. Eine Beleidigung durch eine and
zu erwidern ist ihm nicht gegeben. Findet sic
in der Grettissaga (28) der kriegerischen V
bezeichnende Spruch: „Der Sklave rächt sic
(d. i. der Urning) nie." Weniger aus Feigh
ihm das Gefühl der Rachsucht mangelt, zie
lieber zurück, meist ohne Groll. Immer v
Verzeihen geneigt, oft in zu hohem Maße vers
er im Gegensatz zum Weibe gewöhnlich weder na
noch kleinlich. Die Gutmütigkeit vieler Urani
weit, daß es ihnen unmöglich ist, eine Fliege umz
Selbst seinen ärgsten Feinden, den Erpressern un
gegenüber, bewahrt der Homosexuelle ein symp
Gefühl. Was von Leonardo da Vinci berichtet v
er den Lieblingen, die ihn bestahlen, nie seine Liebe
klingt durchaus glaubwürdig. Die Großmut, wel
Urning Feinden gegenüber zu zeigen imstande ist
geradezu erstaunlich. Freier von Vorurteilen a
Durchschnittsmann, ist er meist unfähig, ein hartes
zu fällen. Alle diese Eigenschaften befähigen ihn ung
zum Altruisten und Vermittler, zum Friedensstifte
Überwinder sozialer Gegensätze. Dabei beschränkt
sein philantropischer Zug fast nie auf seine Klasse
gar seine Familie, sondern geht auf die große M
Ein urnischer Arbeiter schreibt: „Dort wo es gilt, Id
zu erkämpfen, wo es sich darum handelt, die schlumm
den Geister aufzurütteln, die starre Masse eine S
weiterzubringen zur Veredelung und Vermenschlichu

dort bin ich der höchsten Begeisterung fähig und möchte Schulter an Schulter vorwärts stürmen mit den edlen Kämpfern für Wahrheit und Recht." Ein anderer streng katholischer Urning aus Arbeiterkreisen: „ich möchte alle Menschen glücklich sehen, alle sollten sie die Allmacht Gottes preisen, ich möchte ein Bild malen, alles in Nebel gehüllt, darüber eine leuchtende Sonne, die mit Gewalt die Nebel zerteilt." Urnische Fabrikbesitzer geben wiederholt an, daß sie einen förmlichen Drang haben, für die ihnen unterstellten Arbeiter zu sorgen, Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen.

Oft fehlt es jedoch an Mut und Beständigkeit, das gute Vornehmen in die Tat umzusetzen. Der Wille ist beim Urning durchaus nicht so schwach, aber es besteht daneben vielfach ein beträchtlicher Hang zur Bequemlichkeit und Scheu vor der Menschen Gerede. Jedenfalls zieht ihn im allgemeinen die geistige Arbeit mehr an als die körperliche. Es kommt das instinktive Bestreben hinzu, etwas zu leisten, was auf Personen desselben Geschlechts Eindruck macht, sie fesselt und erfreut. Von vielen wird auch die Arbeit als große Trösterin empfunden. Der Trieb, andere geistig zu befruchten, ist häufig sehr ausgesprochen. Es resultiert daraus eine bei Urningen weit verbreitete Befähigung zum Pädagogen, zum Volkserzieher im engeren und weiteren Sinne. Unterstützt wird dieser Drang durch den mehr oder weniger unbewußten Ehrgeiz, sich geistig vor der Umgebung auszuzeichnen. Besonders an urnischen Bauern und Arbeitern fällt es auf, wie sehr sie ihr Milieu überragen. Mit diesem Ehrgeiz verbindet sich oft starke Empfänglichkeit für Beifall und Bewunderung, die aber fast immer in eigenartiger Weise mit einer gewissen Bescheidenheit und Scheu verknüpft ist. Der Urning schafft fast stets aus dem Gefühl heraus. Das zielbewußte, verstandesgemäße Arbeiten des Mannes ist ihm nicht eigen. Das Zahlen-

gedächtnis ist vielfach sehr schwach, Math
Mehrzahl geradezu „ein Gräuel.“ Vorer
ihm der Trieb zu empfangen, aufzunehmen,
der Empfängnis heraus formt und gestalte
starken Gefühlsleben entsprechend ist d
Empfinden, der Sinn für schöne Forme
Kunst und im täglichen Leben hochgradi
In erster Reihe steht das Verständnis für
ebenso groß ist die Freude an der Plastik,
an der Malerei und Architektur anschließt
Interesse für Schauspielkunst, Litteratur, B
ist ein lebhaftes. Für alle „schönen Künst
Kochkunst und Kunststickerei bis zur Bild
finden sich starke Talente im Urningtum. I
die von der Sexualpsyche abhängige Geschmac
meist eine eigentümliche Mischung männlicher
licher Tendenzen, die im großen und kleinen d
Tage tritt; beispielsweise ist das in der Kle
Fall, viele halten das antike griechische Gewan
schönste, ein urnischer Künstler bemerkt: „Ich s
für lange, wallende Gewänder, trotz der Gewöhn
halben Menschenalters schäme ich mich in der
lichen Männerkleidung, ohne langen Mantel be
nie die Straße, am meisten geniere ich mich in
bei Ausübung meines Berufs auf dem Podium, zu
trage ich nur schleppende Gewandung.“ Ein
h.-s. Künstler äußerte sich: „Ich liebe Kleidung
Geschlecht nicht erkennen läßt, weil diese n
eigentlichen Wesen entspricht.“ Und ein urnischer
bahnarbeiter schreibt: „Es tut mir leid, daß der Pele
mantel altmodisch wurde. Ein schöner Jüngling
jedoch stets einen glatten Überzieher tragen.“ Wir
noch einen eingehenden Bericht eines 31 jährigen h
sexuellen Chemikers folgen, der die urnische Geschm
richtung charakterisiert: „Die Vorliebe, die ich als

für Nähen und Sticken hatte, ist glücklicherweise geschwunden. Mein Talent zum Kochen, wozu ich als Junggeselle manchmal gezwungen bin, wird allerdings von meinen Freunden sehr gerühmt. Doch wäre ich ganz froh, wenn es mir jemand abnähme. Wirkliches Vergnügen macht es mir dagegen, wenn ich Gäste habe, alles, Tisch u. s. w., hübsch anzuordnen und zu schmücken. Blumen habe ich von jeher sehr geliebt und habe großes Geschick, Blumensträuße geschickt zu arrangieren. Von Sport liebe ich nur das Bergkraxeln, doch entspringt dies mehr der Freude an der Natur, ich wandere manchmal während meines Sommerurlaubs wochenlang allein in den Bergen; das gehört zu meinen höchsten Freuden. Einsamkeit bedeutet für mich nicht Langeweile, ich ziehe sie der Gesellschaft nüchterner Alltagsmenschen und Stammtischphilister vor. Ich interessiere mich sehr für Politik, namentlich innere Politik, für Theater und vor allem für Musik. In Theatern fesseln mich sowohl die Klassiker als auch die Modernen, dagegen langweile ich mich in Lustspielen à la Blumenthal-Kadelburg. Ich bevorzuge in der Kunst überhaupt im allgemeinen die düstere Färbung, doch erfüllt mich auch der Humor der Meistersinger mit sonniger Freude. Außer für Naturwissenschaft, speziell Chemie, die ich erwählt habe, fühle ich Neigung für Philologie.“

Sehr häufig tritt bei dem Uranier eine Vorliebe für „neue Richtungen“ hervor. Wenn es ihm seine Mittel verstatten, unterstützt er gern junge aufstrebende Künstler. Während ihn der übliche gesellschaftliche Verkehr mit den Festessen, Tischdamen, dem vielen Trinken, Rauchen, Kartenspielen vielfach abstösst, liebt er die ungebundene Geselligkeit, wie sie sich beispielsweise in dem Treiben der Bohème sowie oft in Wirtschaften niederer Gattung kundgiebt. Er geht gern auf Abenteuer aus, liebt es, immer neues kennen zu lernen, ist oft sehr reiselustig

und fast nie einseitig. Unverhältnismässig interessieren sich deshalb für Entdeckungsr kunde, Tiefseeforschungen.

Daneben findet sich ein Hang zum A Sammeln von Büchern, Kunstwerken und aller Art. Viele Urninge eignen sich dad Zeit eine tiefe, umfassende Bildung an, wo gutes Gedächtnis und ihre leichte Auffassu Hilfe kommt.

Hält man gewöhnlich schon eine einzige genannten Eigenschaften, beispielsweise die n Befähigung, für angeboren, um wie viel m ganzen in sich durchaus nicht disharmonischen der von der männlichen und weiblichen Natur abweicht und stets mit einer gewissen Kindlic knüpft ist, nicht solcher, in der wir ein Zurückgeb zu erblicken haben, sondern jenen ungekünstelten, teren, harmlosen, offenen Art, welche leider so oft u durch die Verhältnisse beeinträchtigt wird, ind den Urning mißtrauisch, unwahr und verschüchtert Der geschilderte Komplex befähigt die Urning Kreise besonders auch für den Dienst in der Dip Ein aristokratischer Gewährsmann, über dessen würdigkeit auch nicht der leiseste Zweifel bestehe teilt uns mit, daß er Homosexuelle besonders za in der Diplomatie gefunden hat, am meisten in E dann in Rußland und Deutschland. Derselbe gibt folgende interessante Einzelheiten: „Persönlich ken neun deutsche Prinzen aus regierenden Häusern, aus andern souveränen Staaten. Aus reichsunmittel Familien sind mir 14 bekannt. Vier Botschafter höchste Hofbeamte kenne ich, deren Anlage mir bi Detail bekannt ist. Mir ist ein preußisches Kavall regiment bekannt, in dem neun Offiziere homosex sind. Stets fand ich, daß es fast durchweg reize

intelligente Menschen waren, die viel Interessen hatten und der Menschheit zur Zierde gereichten."

Man kann leicht konstatieren, daß der Homosexuelle in den Kreisen, in denen er verkehrt, und über diese hinaus meist sehr beliebt ist. Als vorzüglicher Gesellschafter ist er überall gern gesehen. Schon als Kinder sind sie ihres ruhigen und geschickten Wesens wegen die Lieblinge der Eltern und Geschwister. Erst, wenn den Angehörigen eine mehr oder weniger klare Erkenntnis ihrer Abweichung aufgeht, macht sich eine gegenseitige Entfremdung und Verstimmung geltend. Fängt die weitere Umgebung an, allerlei zu vermuten und zu flüstern, wird der an sich schon ängstliche Uranier verbitterter und scheuer. Viele Edeluranier ziehen sich schließlich ganz in die Einsamkeit zurück und leben gänzlich isoliert mit ihren Büchern und geistigen Interessen, vielleicht auch „mit einer trauten Seele, die versteht." Kommt es zum Skandal, ist das Erstaunen der Verwandten und heterosexuellen Freunde sehr groß. Man kann das Unfaßbare nicht glauben, man hielt den so zartbesaiteten, hochgeschätzten Freund, der fast nie das sexuelle Thema berührte, für „asexuell". Schließlich finden sich doch allerlei Anhaltspunkte, die für die Richtigkeit des Unglaublichen sprechen und man entsetzt sich über diesen Menschen, dem man etwas so Gräßliches am allerwenigsten zugetraut hätte. Noch ist die Geschichte der Urningsverfolgungen nicht geschrieben, wie die zwei Geschlechter ein drittes in seinem Heiligsten zu unterdrücken suchten, aber sie wird geschrieben werden und sich als einer der dunkelsten Abschnitte der Menschheitsgeschichte erweisen.

Genau so wie in geistiger Hinsicht
wachsene Homosexuelle auch in körperl
eine ‚‚‚aige Mischung männlicher und weil
schaften dar, von der es an und für sich
schlossen ist, daß sie künstlich erworben sein
somatischen Stigmata sind wie die psychische
bald weniger deutlich ausgesprochen, fehle
sorgsamer Beobachtung niemals. Allerdi
Nachweis nicht immer leicht. Vieles Char
wird man nur bei großer Übung herausfind
Wer hunderte von Urningen und Urninden g
wird nicht zweifeln, daß sie ganz bestimmte Ge
aufweisen. So schwer es sich aber definiren
im Grunde den männlichen oder weiblichen
aus‚ruck ausmacht, so wenig kann man dem
F' ıtümliche klar machen, das dem Kenner
Anblick der Photographieen in die Au
. den die Geschlechter dieselbe Kleidung trag
m ‚ sich vermutlich gewöhnt, die Übergangsstufen
herauszukennen, so beeinflußt die Verschieden
Anzug und in der Haartracht das Urteil ganz
ordentlich. Doch kommt es auch so noch oft gen
daß urnische Männer für verkleidete Mädchen und u
Damen für verkleidete Herren gehalten werden.
s‚‚ Urninge, selbst solche, die recht männlich ersc
d‚ Bart abnehmen und legen weibliche Kleidungs
ar ‚ so ist es meist geradezu verblüffend, wie seh
w‚‚liche Typus, namentlich in der Augenpartie,
Vorschein kommt. Ich befand mich einmal mit e
urnischen Gelehrten in dem seiner Volkstrachten
Volkssitten wegen hochinteressanten Fischerdorf Volen
am Zuidersee. Wir betraten des Studiums halber
der eigenartigen Behausungen. Im Laufe der Un
haltung setzte sich mein Begleiter eine der ortsüblic
Frauenhauben auf. Der Erfolg war überraschend. I

braven Fischerfrauen konnten sich über die Verwandlung garnicht beruhigen und riefen ein über das andere Mal: „wie ein Mädchen, wie ein Mädchen.“ Auch ich selbst konnte seitdem nicht mehr den weiblichen Eindruck loswerden, der mir in dem Gesichte des Forschers, weil ich darauf nicht achtete, zuvor nie aufgefallen war. Viele Homosexuelle sehen „als Weib bedeutend besser aus, wie als Mann.“ Ich erinnere mich eines urnischen Aristokraten, den ich Jahre lang nur in Damentoilette gesehen hatte, in der er sich höchst elegant ausnahm. Als er mich das erste Mal im Herrenanzug besuchte, erkannte ich ihn kaum wieder, so zu seinen Ungunsten verändert sah er aus. Bei manchen tritt das undefinierbar Weibliche erst im Affekt stärker hervor. Ein Richter schreibt, sein Gesicht sei scharf geschnitten, doch sei ihm von Damen, die seine homosexuelle Natur nicht kannten, bemerkt worden, wenn er lächle, habe er die Augen eines Weibes. Ein urnischer Offizier, der sich durch eine „martialische“ Erscheinung (bei etwas breiten Hüften) auszeichnet, teilt mir mit, daß, wenn er sich in Erregung befände, seine sehr großen, blauen träumerischen Augen von gänzlich unbefangener Seite als weiblich erkannt worden seien.

Die Körperkonturen des Urnings sind nicht ganz so abgerundet und weich wie beim echten Weibe — das urnische Weib ist meist hager — aber äußerst selten so hervortretend, wie beim Mann. Diese Rundung beruht auf stärkerer Fettablagerung, die mit der größeren Passivität des Urnings im Zusammenhang steht. Ganz besonders auffallend ist diese Konturierung bei den passiven Pygisten, die daher ein geübter Beobachter unter den übrigen Homosexuellen leicht herauserkennt. Sehr wichtig ist es, auf das Verhältnis der Schulterdurchschnittslinie zur Beckendurchschnittslinie zu achten, welches am geeignetsten mit dem bei gynäkologischen Untersuchungen üblichen Beckenmesser festgestellt wird. Während beim



D'Eon de Beaumont

Kopie von Angelika Kauffmann,
nach einem Bilde von Latour aus der Sammlung des George Keate, Esq.

Ritter D'Eon de Beaumont, geb. am 5. Oktober 1728, als Knabe erzogen, schon früh Neigung in Frauenkleidern zu gehen; 1755 am russischen Hofe als Dame vorgestellt.

CHARLES-GENEVIÈVE-LOUIS-AUGUSTE-ANDRÉ-TIMOTHÉE

CHARLOTTE-GENEVIÈVE-LOUISA-AUGUSTA-ANDRÉE-TIMOTHÉE-MARIE

D'EON DE BEAUMONT.

Doctor of Civil and of Canon Law, and Advocate of the Parliament of Paris.

Cenfor Royal for Hiftory and Belles-Lettres.

Sent to Ruffia, firft fecretly, then officially, with the Chevalier Douglas for the Purpofe of re-eftablifhing friendly Relations between that Country and France.

Secretary of the Embaffy Extraordinary at the Court of Her Imperial Majefty, the Empreff Elizabeth.

Captain of Dragoons and Aide-de-Camp to Marfhal the Duke and to the Count de Broglio.

Secretary of the Embaffy Extraordinary from France to Great Britain for concluding the Peace of 1763.

Knight of the Royal and Military Order of Saint Louis.

Refident, and afterwards Minifter Plenipotentiary from France to Great Britain,

and, finally,

a Lady at the Court of Marie Antoinette,

and an occafional and honoured Inmate

at

L'Abbaye Royale des Dames de Hautes Bruyères,

La Maifon des Demoifelles de St. Cyr,

and at the

Monaftère des Filles de Ste. Marie.

normalen Mann die Schulterlinie um ein
länger ist als die Beckenlinie, und beim
viel breiter als die Schulterlinie, ist
der Unterschied meist sehr gering, o
nicht vorhanden, und nicht selten umgekel
schon dem Laien, namentlich den Schneider
nehmen, auffällt. Urnische Arbeiter haben
holt erzählt, daß sie die Beinkleider über
bequem ohne Hosenträger tragen können.
berichtet, bei der militärischen Einkleidung
Vorgesetzte gesagt „er habe wohl bei der Ver
Gesäßes zweimal ‚hier' gerufen."

Die Hände und besonders die Füße des U
im Verhältnis zu der Figur oft klein, die Hä
sich zumeist eigentümlich weich an. Die Ha
stets bedeutend zarter, glatter und weißer wie bei
wenn auch selten in so hohem Grade wie bei d
Die Blutgefäß- und Tastpapillen der Haut sind ge
sehr affizierbar, was sich einerseits in erhöhter S
empfindlichkeit zeigt, anderseits in sehr leichtem
und Erblassen. Mündliche und schriftliche Mitte
wie die eines Schriftstellers: „Ich erröte mädc
leicht bei jedem kleinen obszönen Witz" oder di
Geistlichen: „Ich erröte, wenn ich öffentlich au
muß, ganz außerordentlich" sind sehr häufig. Nicht
erklärlich ist das entschieden geringere Wärmebed
vieler Uranier. Sehr zuverlässige Selbstbeobachter
das hervor, so gibt einer derselben an, daß er So
und Winter stets bei offenem Fenster schlafe, ohne U
bett, nur bei tüchtiger Kälte mit zwei leichten De
bedeckt. Es gibt allerdings auch Ausnahmen, doch
sich die Haut der Urninge meist wärmer an, wie
ihrer Umgebung. Ich glaube, daß die im Volke v
breitete Bezeichnung „warmer Bruder" (auch das W
schwul = schwül meint ähnliches) in dieser Erscheinu

seine physiologische Begründung hat, während der römische Ausdruck homo mollis, weicher Mann, auf die Weichheit der Haut und Muskulatur zurückgeführt werden dürfte. Die Haare des Urnings sind meist feiner und weicher, wie die männlichen, am Kopfe oft ungewöhnlich üppig, der Bart ist vielfach, aber keineswegs immer, schwach entwickelt. Viele empfinden den Bart als etwas Unangenehmes, ebenso wie die Urninden das lange Kopfhaar. Lucians[1]) Erzählung von der Megilla, die von ihren Freundinnen mit männlichem Namen gerufen zu werden wünschte, Demonassa ihre Gattin nannte und sich die Haare wie ein Athlet schor, und dann rief: „Hast du je einen so schönen Jüngling gesehen wie mich," ist recht charakteristisch.

Die Muskeln der Uranier sind schwächer wie die männlichen, wenn auch selten so schwach wie die weiblichen. Infolgedessen besteht meist ein natürlicher Trieb zu ruhigen Bewegungen, wie Fußtouren, Wandersport, Bergsport, Radfahren, Schwimmen und Tanzen. Wo die Körpermuskulatur zu wünschen übrig läßt, zeigt gewöhnlich die Zungenmuskulatur eine stärkere Aktivität, und so finden wir denn, daß bei den Urningen, ähnlich wie bei den Frauen, die Redseligkeit oft eine recht beträchtliche ist. Einer bemerkt: „Plappern kann ich für zwei, aber nur mit Damen oder Gleichgesinnten, Herren dagegen genieren mich."

Von jeher haben Kenner den Gang und die übrigen Bewegungen des Homosexuellen als kennzeichnendes Merkmal hervorgehoben. Es finden sich kleine, trippelnde, tänzelnde, schlürfende, oft geziert erscheinende Schritte, auch ein leicht schwebender Gang, dabei leichte drehende Bewegungen in Schulter- und Beckengürtel; der Rumpf

[1]) Luciani Samosatenis opera ex recensione, G. Dindorfii. Parisiis 1890. Dialogi meretricii S. 671.

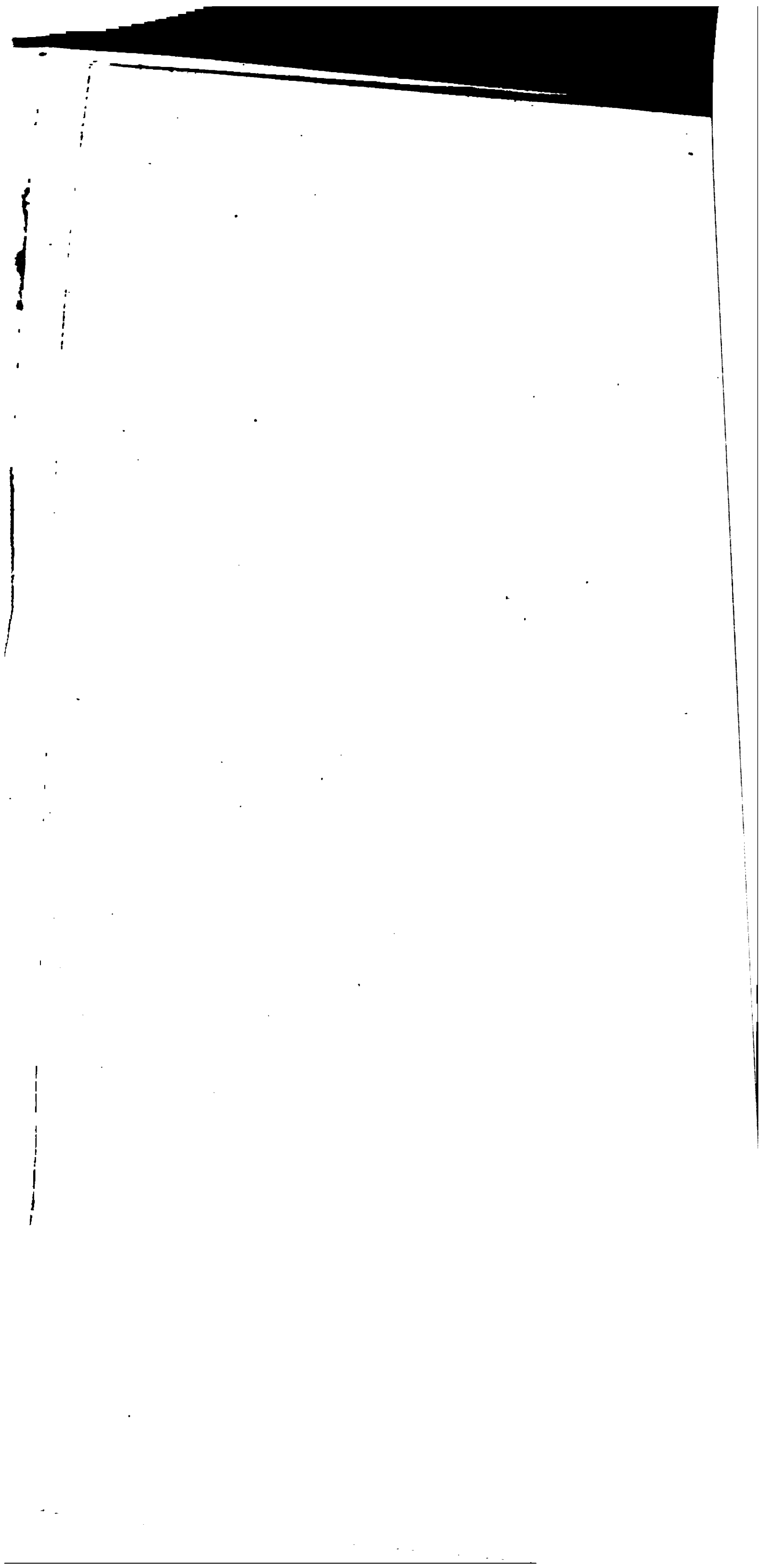
ist vielfach ein wenig vornübergeneigt, der K
unruhiger, als dies beim ausgesprochen män
viduum der Fall ist. Die Gangart ist so cha
daß ich sehr oft von meinem Sprechzimmer
treten erkannte, wenn ein Urning ins Wartez
Ein urnischer Pastor gibt folgende Schilderun
„Es besteht Neigung zu wiegenden Bewegungen
jedoch diese Neigung so gut als möglich zu ü
da ich mich äußerst beschämt fühle, wenn jem
Damenhaftes an mir entdeckt. Trotzdem ist
dann und wann schon vorgekommen. Besond
Gang wurde schon öfters „damenhaft“ gefund
Schritte sind mehr klein, mitunter schlürfend, die S
wiegen sich beim Gehen etwas hin und her, we
wenn ich mir keine Gewalt antue, auch die A
Weise, wie ich mich niedersetze, ist schon aufge
Ein homosexueller Polizeibeamter erzählt, daß ein
stets von ihm sagte: „Der Kommissar mit dem l
Mädchenschritt.“ Der Gang eines Menschen is
anatomischen und psychischen Faktoren abhängig
meine, daß die somatischen Verhältnisse des Urning
Breite der Hüften, die infolgedessen stärker konvergiere
Oberschenkel, die schwache Entwickelung der Beuge-
Streckmuskeln auf den Gang nicht ohne Einfluß
können, daß aber auch seelische Einwirkungen in F
kommen. Dafür spricht, daß Urninge, die sich, um
nicht zu verraten, ruhigere, gravitätischere Schritte an
wöhnen, leicht bei Erregungen, oft schon beim Lau
in ihre natürliche Gangart verfallen. Der eben zitie
Polizeikommissar bemerkt: „Meine Schritte waren se
klein und hüpfend, ich habe es mir aberzogen, es tr
aber immer wieder hervor, sobald ich neben junge
schönen Herren gehe.“ Auch die urnischen Armbe
wegungen sind meist typisch — man vergleiche da
Jugend-Bildnis König Ludwigs II. — insbesondere sind

es auch diejenigen Bewegungen, aus denen die Handschrift resultiert, welche von ähnlichen körperlichen und psychischen Momenten abhängig ist wie der Gang. Dieselbe zeigt bei Urningen oft einen durchaus weiblichen, bei Urninden einen männlichen Charakter, bei beiden nicht selten auch einen solchen, den die Graphologen als geschlechtslos zu bezeichnen pflegen. Daß die Brust- und Stimmbeschaffenheit häufig Abweichungen aufweist, habe ich bereits bei Besprechung der urnischen Pubertätszeit erwähnt, hier will ich noch bemerken, daß bei den erwachsenen Homosexuellen selten volle Umkehrungen dieser sekundären Geschlechtszeichen sondern gewöhnlich nur Mittelstufen konstatierbar sind.



König Ludwig II. von Bayern in stark femininer Haltung.

Wie in seelischer, so zeigt auch in körperlicher Hinsicht der Urning und die Urninde eine bemerkenswerte Jugendlichkeit. Viele haben kleine, zarte, ihrem Alter nicht entsprechende Figuren. Ein hervorragender, mir persönlich bekannter Schriftsteller, der jetzt Mitte der 40 ist, sagt von sich, daß er den Körperbau eines etwa 15 jährigen Jungen habe. Das ist natürlich ein sehr extremer Fall, aber Tatsache ist, daß die Urninge meist für viel jünger gehalten werden, wie sie sind. Ist die Uranierin unverheiratet, so bildet sich bei ihr viel weniger der bekannte Typus der alten Jungfer heraus, in der wir ein verkümmertes Geschlechtswesen zu erblicken haben.



Gott hat es so gewollt und wir Menschen haben nicht das Recht seine Werke zu kritisieren. Aber den Menschen schänden und missachten seine Werke (§175) und erniedrigen dieselben.

„Wer liebt, der weiß, was er der Liebe schuldig;
Wer ihren Schmerz und ihre Wonne kennt,
Dem ist die fremde wie die eig'ne heilig."

(Houwald).

[illegible]e, doch sie [illegible] wehrt sich sie [illegible] etwas

„Wir sind zu gleichartige Naturen, sagte sie mir einmal; die zwar nicht für die Liebe, wohl aber für Freundschaft."

Möchten Sie ein besonderes Thema bearbeitet haben, so bitte ich um diesbezügliche Nachricht.

Die Urninde bewahrt sich im Gegensatz zu malen Weibe bis ins hohe Alter eine erstaunliche und Elastizität. Ebenso treten auch beim ur Junggesellen weniger wie beim normalsexuellen Ha die Griesgrämigkeit und die anderen Eigentümlich des ledigen Standes hervor. Im allgemeinen erfre der Urning eines guten Gesundheitszustandes, die W standsfähigkeit seines Nervensystems ist in Anbet dessen, was er durchzumachen hat, eher als günst bezeichnen. Neben der früher bereits genannten Chl und Migräne finden sich nicht selten hysterische Störu verschiedener Art, besonders hervorzuheben sind Affektionen, welche an die weiblichen Menstruatio erinnern. Ein mir seit einer Reihe von Jahren bekan femininer Uranier leidet seit seinem 14. Lebensjahr 28 Tage an Migräne, zugleich an heftigen Rücken- u Kreuzschmerzen. Dieselben waren Veranlassung, d seine Stiefmutter, bereits als er 20 Jahr war, bemerkt „das ist ja bei dir, wie bei uns.“ Eine Untersuchu des Urins auf Blutkörperchen hat leider nicht stat gefunden. Neuerdings — Patient ist jetzt 36 Jahr - haben die Erscheinungen wesentlich nachgelassen, doc tritt immer noch vierwöchentlich eine hochgradige Mattigkeit auf.

Der Urning ist im allgemeinen wohlgestaltet, sein meist sympathisches Äußere trägt viel zu seiner Beliebtheit bei, keinesfalls ist er häßlicher — Möbius[1]) sieht in der Häßlichkeit ein Hauptzeichen der Entartung — wie der Durchschnitt der Normalen. Ich hebe dies besonders Wachenfeld und Bloch gegenüber hervor, welche auf diesen Punkt in ihrer Ätiologie der Homosexualität Wert legten. Wachenfeld[2]) sagt: „Mißgestaltete Personen,

[1]) Stachyologie S. 186.
[2]) A. a. O. S. 49.

die einen naturgemäßen ehelichen Genuß nicht erhoffen können, neigen eher zur Homosexualität, als solche, die dem Weibe begehrenswert erscheinen," und Bloch [1]) vertritt sogar die kühne Hypothese, daß Michelangelo wegen seiner Häßlichkeit homosexuell geworden sei. Er sagt wörtlich: „Michelangelos Häßlichkeit war so groß, daß er in jungen Jahren nie die Liebe kennen lernte und zu homosexuellen Neigungen, die sich in seinen Sonetten an Tommaso Cavalieri, Luigi de Riccio, Cecchino Bracci kundgaben, gedrängt wurde." Diese Angaben beruhen auf völliger Unkenntnis des einschlägigen Materials.

Man hat eingewandt, daß es Männer gibt, die sehr feminin erscheinen und gleichwohl völlig normal empfinden. Das mag vorkommen, ebenso wie es vorkommt, daß manche homosexuelle Männer einen durchaus männlichen Eindruck machen. Es ist jedoch zu bemerken, daß derartige Urteile meist nach dem Äußeren ohne die unbedingt erforderliche Körperuntersuchung abgegeben werden und daß in solchen Fällen der sorgsame Expert stets psychische Zeichen finden wird, welche die Übergangsstufe charakterisieren. Einen Homosexuellen, der sich körperlich und geistig nicht vom Vollmann unterscheidet, habe ich unter 1500 nicht gesehen und glaube daher an sein Vorkommen nicht eher, bis ich ihn persönlich kennen gelernt habe.

Was neben den bisher genannten Symptomen den Urning und die Urninde nun aber in ganz hervorragendem Maße vom Vollmann und Vollweib unterscheidet, ist, daß ihnen der Trieb der Arterhaltung gänzlich mangelt. Diese negative Seite der Erscheinung, die zum mindesten so wichtig ist, wie die positive, die gleich-

[1]) a. a. O. S. 222. Bd. I.

geschlechtliche Anziehung, haben die Autore
Variationsbedürfnis, in Verführung oder ä
Ursache der Homosexualität erblicken, fast
Wenn nicht äußere Einflüsse und Rücksichte
schlag gäben, würde kein Urning überhaupt
Gedanken kommen, eine Familie zu gründen.
von denjenigen ab, die aus Zweckmäßigkeitsgr
eingingen, so haben nur 3% den Wunsch, Kin
sitzen, und zwar sind dies ganz besonders fe
sehr pädagogisch Veranlagte. Die ersteren wün
dann selbst zu gebären, so schreibt ein urnischer
„Ich möchte ein Kind bekommen, aber selbst
einer Frau“ und ein anderer bemerkt: „Ein Kin
ich haben, doch muß ich es selbst zur Welt bri
der Vater müßte schön und gut sein.“ Umgek
eine sehr virile Urninde aus: „Ich möchte ein K
sitzen, doch natürlich nur, wenn ich der Vater
Die pädagogische Gruppe der Uranier wünscht si
einen Knaben, den sie heranbilden und erziehen
Die urnischen Ehefrauen fühlen sich oft überaus un
lich, wenn sie gravid werden, es mangelt ihne
mütterliche Instinkt meist gänzlich und sie suchen
Möglichkeit einer Empfängnis vorzubeugen oder g
geschehene zu anullieren. Mir sind drei verhei
homosexuelle Damen bekannt, von denen zwei bek
Namen tragen, die wegen ihrer Schwangerschaft vor
gehend maniakalische Erregungszustände mit Suici
ideen bekamen. Bei vielen kommt es überhaupt nie
zum Koitus. Nicht selten schreitet man dann zur E
scheidung, die früher, als man noch „gegenseitige A
neigung“ als Scheidungsgrund gelten ließ, wesentl
leichter war. Die urnischen Frauen, welche eine E
eingehen, für die sie nicht geschaffen sind, versündig
sich schwer, wenn auch unwissentlich, an den norma
sexuellen Frauen, denen sie die für sie bestimmten Männ

rauben. Jährlich bleiben so und soviel Töchter sitzen, weil zur Fortpflanzung ungeeign heiraten. Mir ist eine urnische Dame bekan 17 Jahren „eine sehr gute Partie machte,“ w allgemein zuredete und sie sich wohl selbst Antrag des angesehenen Mannes geschmeiche Als sie sich nach der Hochzeit den sexuellen Annä desselbe aufs energischste widersetzte, ließ d schließlich die Schwiegermutter kommen, damit Kind über die „eheliche Pflicht“ aufklärte. Di Frau erwiderte darauf der Mutter: „Wenn das eheliche Pflicht ist, so wäre es Eure elterliche gewesen, mir das vorher zu sagen, denn wenn i gewußt hätte, hätte ich nie und nimmer gehei Die Dame blieb fest und acht Jahre lang setzt Mann mit immer längeren Unterbrechungen die Ver fort — er liebte seine Frau sehr — bis er schließlic die Trennung willigte. Die Frau lebt jetzt seit mehr Jahren mit einer Freundin beisammen, der Mann ist verheiratet geblieben. Der aus Frankfurt a. O. bericht Fall [1]) in dem sich eine Frau in der Nacht nach Hochzeit aus einem Hotelfenster stürzte, weil sie si der ehelichen Vereinigung schämte, dürfte wohl eine ähn liche Grundursache haben. Wir lassen noch den hierhe gehörigen Bericht eines urnischen Ehemanns folgen, den wir einer großen Menge ähnlicher entnehmen. Der aus besten Kreisen stammende Herr schreibt:

Als die Meinen in mich drangen, mich zu verheiraten, entschloß ich mich zu diesem Schritt, frug um die Hand einer jungen, sympathischen Dame aus bester Famlie, die mich schon vielfach ausgezeichnet und erhielt ihr Jawort. Wir verlobten uns, heirateten nach einigen Monaten, anscheinend einer glücklichen Zukunft entgegengehend, die jedoch mehr oder weniger durch meine

[1]) Prof. G. Herman: „Genesis“, Das Gesetz der Zeugung. V. Band. S. 118. Leipzig, bei Arwed Strauch.

Schuld zur Hölle für uns werden sollte. — Ich ha
los getäuscht über die Macht der mir offenbar ang
Trotz Aufbietung meiner gesamten Willenskraft
Horror, den ich stets gegen geschlechtlichen V
Weibe empfunden, auch der mir angetrauten, l
gegenüber nicht überwinden; die Hochzeitsreise na
Italien wurde zu einer seelischen Marter für uns
verstimmt und einander entfremdet kehrten wir z
Heim, das, von treuer Eltern- und Geschwisterlieb
geschmückt, unser wartete.

Seither sind lange 15 Jahre vergangen; meine
leben neben-, aber nicht für einander und führen i
der Welt eine musterhafte Ehe! Über den schwere
Punkt haben wir nie mehr gesprochen, seitdem ich i
anbot, damit sie an der Seite eines ihr würdigeren
glücklicheres Dasein finden könne. Sie, die von mei
keine Ahnung hat und meint, es liege demselben ein
Fehler bei mir zu Grunde, erklärte mir, mich nicht v
wollen, da sie mich trotz Allem liebe. — Wie sehr ich
Schuldbewußtsein leide, ein so edles weibliches Wese
elendes Schicksal gekettet zu haben, kann ich nicht be
Mein Dasein ist eine endlose Kette geheimer Seelenqu
Ängstigungen; ich lebe immer in Furcht, meine Lei
könne offenkundig werden, namentlich erst recht seit dem
prozeß, der sich erst vor wenig Monaten in den hiesigen
abgespielt und in welchem durch eine Bande schreckli
presser mehrere Herren aus der besten Gesellschaft ö
bloßgestellt und unmöglich gemacht worden sind, dank
immer noch verfolgenden öffentlichen Meinung.

Die sexuelle Gleichgültigkeit des Homosexu
gegen das andere Geschlecht ist fast stets eine vollkomm
bei sehr vielen ist die Abneigung vor dem Akt, nam
lich, wenn sie ihn erst kennen gelernt haben, ganz u
mein groß; manchen steht der vorgenommene Vers
als ein schreckliches Ereignis in der Erinnerung, and
geben an, sie hätten auf Rat eines Arztes den Verk
vollziehen wollen, es aber höchst lächerlich gefund
wieder andere sprechen von dem Gefühl tiefster Ernied
rung, das sie dabei verspürten, während bei einer nic

unbeträchtlichen Zahl schwere Nervenstörungen post coitum aufgetreten sind. Wir geben einige Mitteilungen wieder, die zeigen, wie sehr die Urninge die Fortpflanzung und den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe, wohl gemerkt nur diesen, perhorrescieren. Ein 31jähriger Landwirt schreibt: „Familiensinn ist bei mir nur insoweit vorhanden, als ich meine Eltern zärtlich liebe, auch zu meinen Geschwistern fühle ich mich hingezogen. Der Gedanke, selbst eine Familie zu gründen, existiert für mich nicht, weil er mir schaudererregend ist. Geschlechtsverkehr mit dem Weibe ist mir ganz unmöglich, ich fühle mich von Ekel erfüllt, wenn ich nur an die Möglichkeit denke. Versuche, den normalen Akt auszuüben, habe ich nie angestellt und werde es voraussichtlich, weil der Widerwillen zu groß ist, niemals können. Weil mir junge Damen unheimlich waren, nahm ich schon keine Tanzstunde, ich besuche keine Bälle und meide möglichst Gesellschaften, zu denen junge Damen herangezogen werden. Meine Unbehülflichkeit jüngeren Mädchen gegenüber scheint man, ohne Argwohn zu schöpfen, bemerkt zu haben, denn es ist mir neuerdings angenehm aufgefallen, daß man mich zwischen bejahrte setzt, mit denen ich mich zwanglos, gern und rege unterhalte.“ Ein anderer berichtet: „Meinem Freunde zu Liebe besuchte ich das erste Mal das Bordell. Ich war entsetzt, daß es mir nicht gelang, den Coitus zu vollführen, jeglicher Sinnesregung baar lag ich in den Armen des Weibes. Außer mir vor Scham sprang ich endlich auf und markierte den Betrunkenen. Ich habe mich wohl ein Dutzend Mal für junge Mädchen interessiert, es fielen aber dabei nur ihre geistigen Eigenschaften ins Gewicht, ein Geschlechtsverkehr ist mir dabei nie wünschenswert erschienen. Diese meine sogenannten Geliebten waren meist Mädchen von auffallender Häßlichkeit, während ich mit einem häßlichen Kameraden nie gern verkehrte. Ein besonderes Ver-

gnügen bereitete es mir von meiner Gymnasi
Brüderschaften zu trinken, da das dabei v
dreimalige Küssen mir höchst angenehme G
ursachte. Dagegen beteiligte ich mich höchst
Pfänderspielen, bei denen die Gefahr bestand,
küssen zu müssen." Ein urnischer Hotelier,
Bekannten „die wissenschaftliche Köchin" nennen,
„Ich begreife den normalen Akt ebensowenig,
normaler Mensch den meinen begreift, ich war
merkte aber noch rechtzeitig, daß es sinnlos
und mein Unglück, da machte ich uns wied
Ein Franzose von 38 Jahren gibt an: „Ich habe
einem Weibe zu tun gehabt und könnte es nicht u
in der Welt. Hübsche Gesichtszüge bewundere
vorübergehend bei einem Weibe, wie man ein hü
Bild betrachtet, sollte ich dasselbe Weib aber nac
mir sehen, oh, mon dieu! ich würde die Flucht ergre
Ähnlich erzählt ein Schweizer: „Vor dem intimeren
kehr mit weiblichen Personen empfinde ich einen un
windlichen Abscheu und habe daher nie ein Weib
rührt. Der Umgang mit Damen ist herzlich, so l
sie keine wärmeren Gefühle für mich zeigen, gesch
dies, so erwacht ein Unlustgefühl und ich ziehe mich
bald wie möglich zurück." Ein 26jähriger Arbeiter
richtet: „Als ich, 17 Jahre alt, einmal von einem älter
Freunde verleitet wurde, mit einem Weibe geschlech
lichen Umgang zu pflegen — ich wußte damals noc
nichts von meiner urnischen Natur — empfand ich eine
derartigen Ekel, daß ich Erbrechen bekam. Seitdem hatt
ich eine heilige Scheu vor der Berührung mit dem Weibe,
bis ich vor wenigen Wochen, zur Verzweiflung getrieben,
mit meiner Natur zu brechen suchte, vergebens, es trat
weder eine richtige Erektion noch Ejakulation ein, dagegen
habe ich mir infolge der vergeblichen Anstrengungen eine
Gliedentzündung zugezogen." Endlich ein Kaufmann

aus Bayern: „Die Folgen des wiederholten Verkehrs mit dem Weibe waren schwere Nervenstörungen, starkes Unwohlsein mit Erbrechen und tagelange Migräne. Der Geruch, welchen das Weib ausströmt, verursacht mir das größte Unbehagen, ich bin unfähig, ein Weib zu befriedigen, wogegen die Umarmung eines Soldaten mir ein unaussprechliches Wonnegefühl verschafft und mich kräftigt und stärkt." Es ist durchaus nicht selten, daß Urninge die erste Kenntnis ihrer Homosexualität von Prostituierten erhalten. Einen bezeichnenden Fall berichtet mir ein herrschaftlicher Diener, welchem von einem Arzt, den er wegen Impotenz konsultierte, nach längerer Anwendung des elektrischen Stroms geraten ward, einen Kohabitationsversuch vorzunehmen. Als die Prostituierte in ihrer Wohnung sich vergeblich bemüht hatte, ihn sexuell zu erregen, betrachtete sie sich ihn etwas genauer und sagte dann in unverfälschtem Berliner Dialekt: „Weeste denn nich, daß Du en Warmer bist, ick werde Dir meenen Luden (Zuhälter) rufen, paß uf, mit dem kannste." Der Vorschlag wurde von den drei Beteiligten erfolgreich in die Tat umgesetzt und der Diener wußte seitdem über sich Bescheid.

Schrenck-Notzing hat in seinem Werke [1]) den Homosexuellen die Eheschließung und einen geregelten Geschlechtsverkehr mit dem Weibe geraten, wobei er sogar empfiehlt, unter Umständen bei den ersten Debuts die Alkoholwirkung zu Hilfe zu nehmen. Der Vergleich mag etwas kraß erscheinen, aber mir kommt dieser Vorschlag nicht viel anders vor, als wenn ein Arzt einem Normalsexuellen, der ein Mädchen unglücklich liebt, raten würde, er solle, um seinen Trieb loszuwerden, sich berauschen und mit einem Manne sexuell verkehren.

---

[1]) a. a. O. S. 205 ff.

Die Abneigung vor dem zur Erhaltung eigneten Verkehr ist bei fast allen Urning tiefgehende, ich möchte fast sagen selbstverstä sich daraufhin unter der Mehrzahl von ihne nung gebildet hat, die Natur wolle durch sie völkerung vorbeugen. Nun bin ich zwar auc sicht Näckes, daß man die ganze Homosexual mit theologischen noch mit teleologischen Auge dürfe, sondern nur mit nüchtern naturwissensc ich möchte aber doch dieser weitverbreiteten An gegenüber geltend machen, daß, wenn das A eines Stammes der Hauptzweck der Homosexualit es völlig unnötig erscheinen würde, der negati positive Gefühlsrichtung entgegenzusetzen. Ich me letzterer wohl auch ein positiver Zweck entsprechen nämlich der, daß der homosexuelle Trieb, welcher heterosexuelle, mit dem ganzen Fühlen und Wol fest verknüpft ist, auch wie dieser Anstoß und Kr nutzbringender Betätigung der Persönlichkeit geben Wenn es für den Menschen einen Daseinszweck gil ist es jedenfalls die Liebe an und für sich, die stets fr bar ist, auch wenn sie nicht der Erzeugung wieder zeugender Wesen dient. Die Liebe ist eine Triebk die sich immer in produktive Arbeit umsetzt zur Ges tung und Weiterbildung von Menschen und zwar ni nur in körperlichem Sinn. Tolstoi sagt einmal: „Lieb ist Streben nach dem Wohle anderer," ein Wort, das w der Bibelspruch, daß Gleichgültigkeit alles tot, Liebe all lebendig macht, eine unantastbare Wahrheit enthäl Würden die von der Fortpflanzung ausgeschlossene Menschen überhaupt keine Liebe fühlen, ihre egozentrisch Interessenlosigkeit würde eine Gefahr für die andern bedeuten. In den Uranfängen der Sprache erhellen sich oft durch Gewohnheit verdunkelte Begriffe. Das Wort Sexus = Geschlecht kommt von sequi = folgen, der Ge-

schlechtstrieb ist ursprünglich nur der Trieb zu folgen, sich andern anzuschließen, und damit ist er der freilich oft nur leise durchschimmernde psychologische Hintergrund jeder sozialen Regung. Der Monosexuelle folgt nur sich allein; die wenigen Monosexuellen, die ich persönlich gesehen habe, es waren drei zur Einsamkeit und Eigenbewunderung neigende Onanisten mit ausgesprochener Antipathie gegen beide Geschlechter, zeichneten sich durch den denkbar größten Indifferentismus nicht nur allen Menschen, sondern auch allen Dingen gegenüber aus.

Daß es sich aber bei der homosexuellen Empfindung um wirkliche Liebe handelt, die in allen ihren Details ein vollkommenes Äquivalent der heterosexuellen Liebe darstellt, darüber kann für den Kenner auch nicht der geringste Zweifel obwalten. Auch Krafft-Ebing hat auf die absolute Analogie hingewiesen [1]), welche sich in der Entfaltung der normalen und conträren Vita sexualis findet; diese Übereinstimmung ist, wie allerdings nur eine sehr lange und genaue Beobachtung erweisen kann, in der Tat in allen physiologischen und pathologischen Einzelheiten eine so eminente, daß es eigentlich nur zwei Möglichkeiten gibt, entweder sind beide Triebe als integrierender Bestandteil der Persönlichkeit eingeboren oder es ist auch die Liebe zwischen Mann und Weib kein eingeborener Naturtrieb, sondern eine durch äußere Ursachen im Verlaufe des Lebens erworbene Eigenschaft.

Wie bei den Heterosexuellen, so gibt es auch bei den Homosexuellen solche, bei denen der Geschlechtstrieb im engeren Sinn nur eine mehr oder weniger untergeordnete Rolle spielt, und andere, die von ihrer Leidenschaft völlig beherrscht werden. Man hat den Urningen dann und wann vorgeworfen, daß ihre sinnliche Neigung sie in viel höherem Maße erfülle und beschäftige wie die Normalen.

---

[1]) Über sexuelle Perversionen S. 129.

Doch ist hier zu bedenken, daß letztere in der Lage sind, ihre Frauen und Mädchen so oft sehen, wie sie wollen. Sinnesregungen, dene jeder Zeit und ohne Gefahr Genüge geleistet we sind nicht dazu angetan, die Seele sonderlich in zu nehmen. Anders bei dem Uranier, der densel meist nur mit den größten, oft seine ganze Exis drohenden Schwierigkeiten, nach langer Zurüc seiner Gelüste befriedigen kann. Immerhin gib nug Urninge, die die Kraft völliger Entsagung b es wäre aber verfehlt, wollte man daraus den ziehen, daß sich alle anderen ebenso gut behe könnten, so wenig man außereheliche Abstinenz ver wird, weil ein gewisser Prozentsatz sie innehält. fallen dabei die Worte ein, welche mir einmal ein w seiner Neigung gemaßregelter Offizier in begreifl Aufwallung schrieb: „Die Herren der Schöpfung so wissen, was es heißt, wegen irgend einer erotischen Lapp ewig boykottiert zu sein. Drehe man einmal den Sp um und stelle einen Gesetzesparagraphen hin, nach d jeder außereheliche Beischlaf mit Zuchthaus oder n Gefängnis und mit Aberkennung der bürgerlichen Ehre rechte zu bestrafen sei. Selbst wenn solcher Paragrap nur ein Jahr in Kraft wäre, was würde die Welt für ei herzzereißendes Schauspiel erleben; wieviel Existenzen würden vernichtet werden, wieviel junge Leute sich dem freiwilligen Tode weihen; aber wir Uraniden würden gerächt sein für die unendliche Schmach, die man seit Jahrtausenden über unser Haupt heraufbeschworen hat."

Hören wir einige Berichte keuscher Homosexueller. Ein urnischer Student von 23 Jahren schreibt:

„Ich habe keinerlei geschlechtlichen Verkehr gepflegt. Der Geschlechtstrieb ist sehr stark, die Selbstbeherrschung jedoch ebenfalls stark. Daß ich mich auf Kosten der Gesundheit beherrsche, ist mir völlig klar. Der Kampf hat mich schon so er-

mattet, daß ich zusammenstürzte. Der Gedanke an die Blöße eines Weibes ist mir so verhaßt, daß es mir absolut unmöglich ist, auch nur an den Versuch eines normalgeschlechtlichen Aktes zu denken. Mich fesseln nur hochgebildete, vornehme Naturen, die ich am höchsten stelle, wenn sie sanftmütig und kraftvoll zugleich sind. Ärzten und Offizieren gebe ich den Vorzug. Beide Typen sind gebildet und stehen im freien, tätigen, gesunden Leben. Bei beiden ist das Moment der Bewegung, das mir auch die Musik zur liebsten Kunst macht. Von meinem 15. bis 22. Jahr war mein Leben beherrscht von einer nie zu beschreibenden idealen Liebe zu einem jungen Mediziner, einem trotz seiner Jugend — er ist jetzt 26 — ganz eminenten Kopfe. Es ist eine schlanke, strenge Gestalt, mit einem Empirekopfe, durchaus normalempfindend und ein harter Charakter. Im ersten Jahr unserer Bekanntschaft war er mir freundschaftlich außerordentlich zugetan. Damals war ich ganz glücklich, ganz wunschlos und bemitleidete alle Könige der Welt ob ihrer Armut. Ich verband meinen Freund in mystischer Weise mit meinem Gottesbegriff; mein Leben hatte als Pole: „Christus" — „Lothar." Als mir nach $1^1/_2$ Jahren klar wurde, daß — um mit Platen zu sprechen — der schöne Spröde seine Seele mir nie offenbaren würde, verlor ich damals schon viel, ja das eigentliche Wesen meines Himmels. Ich kämpfte hart, auch mit ihm und namentlich wegen seiner irreligiösen Lebensauffassung. Vor einem Jahre verlobte er sich, ich war nicht eifersüchtig, ich war nur wie tot; nur mein Gedanke, ins Kloster zu gehen, hielt mich aufrecht. Ich sagte ihm damals alles — er nahm es kalt, wissenschaftlich, nicht ohne etwas Roheit auf. Seit einem Jahre sah ich ihn nicht mehr, korrespondiere auch nicht mehr mit ihm. Wachend fühle ich auch keine Sehnsucht mehr nach dem einstigen Geliebten, die hat sich in 6 Jahren an seinem Egoismus und seiner materialistischen Lebensauffassung verblutet. In längeren Abschnitten träume ich, daß er zu mir kommt und mich küßt und dann weine ich im Schlaf. Im Leben hat er mich nie geküßt."

Ein sehr intelligenter Akademiker von 39 Jahren, der die große Merkwürdigkeit aufweist, daß bei ihm überhaupt noch nie eine Ejaculatio seminis stattgefunden hat, giebt folgende Schilderung:

„Meine Leidenschaft ist keine gewaltig lodernde Flamme, die über mein ganzes Denken und Sinnen zusammenschlägt und, wenn sie keine Nahrung findet, alles Glück verzehrt, sondern ein

glimmendes Feuer, das nur von Zeit zu Zeit stärk
Ich kann nicht sagen, daß mit der Unmöglichkeit, I
„all mein Glück dahin“ ist. Ich habe noch so viele
Ideale in der Freude an der herrlichen Natur und
daß ich bis jetzt ein im ganzen glückliches Leben
jedenfalls intensiver genießend, als mancher norma
außer im Geschlechtsleben die Kulmination seiner
Stammtisch findet. Nur bisweilen, wenn meine
stärker erregt, vergebens nach Befriedigung ringt,
meine Dornenkrone stärker. Einst liebte ich einen
meinem Alter, an Bildung weit unter mir stehend, de
Beobachter kaum schön genannt haben würde. Mei
wurde erst zur Leidenschaft, als ich ihn persönlich ke
und fand, daß er einen sehr ehrenwerten Charakter, gut
und einen auffallenden Bildungsdrang hatte. Ich u
seine Lernbegierde und seinen Eifer, seine Fortschritte
mich manchmal in Begeisterung, dann schien er mir
schön zu sein. Er sah in mir seinen Freund und Wohl
liebte ihn nicht nur geistig, sondern mit allen meinen Si
oft kostete es mir meine ganze Willenskraft, mich zu behe
Jede Gelegenheit suchte ich, um seine Hand zu berühr
gar neben ihm sitzend, den Arm vertraulich um seine S
zu legen. Ob ich ihm nicht mitunter in meinem Benehmen
auffällig vorkam, ich weiß es nicht. Jedenfalls blieb er
gleichmäßig freundlich. Alle Qualen der Eifersucht ha
durchgemacht, wenn ich einmal zu bemerken glaubte, d
gegen jemand anders freundlicher war, als gegen mich. Es
strebt mir, näher auf dies Verhältnis einzugehen, ich möcht
bemerken, daß es durchaus ideal geblieben und nie über di
wähnten Vertraulichkeiten hinausgegangen ist.

Noch „platonischer“ ist die homosexuelle Liebe
einem dritten Fall:

„Kurz bevor ich meine Natur entdeckte, indem mir
Kollege, der mich über sich selbst aufklären wollte, den Moll
die Hand gab, hatte ich mein Herz an einen Unteroffizier d
Artillerie verloren, einen Mann von stolzer, herrlicher Schönhe
Er wohnte ganz in meiner Nähe. Als ich ihn zum ersten Ma
auf der Straße sah, blieb ich wie festgewurzelt stehen und blickt
ihm nach, bis er mir entschwand. Von nun an sah ich ihn öfte
und wie sehnte ich mich nach diesen Begegnungen, und wenn e
kam, wie stockte mir der Atem, die Kehle war mir wie zuge-

schnürt! Gingen wir entgegengesetzt, dann kehrte ich um und folgte ihm, mit den Blicken die wunderbare Gestalt verschlingend. Ich fand bald heraus, um welche Zeit er ungefähr abends aus der Kaserne nach Hause kam. Ich saß dann am Fenster und wartete geduldig, ein moderner Toggenburg, um ihn blos für einige Sekunden zu sehen. Wenn sich seine Heimkehr verzögerte, saß ich so wohl eine Stunde und länger, ein Buch oder eine Zeitung in der Hand, bei jedem Säbelklirren zusammenfahrend. Oft fürchtete ich, er könne mein Benehmen bemerken, aber nein, gleichgültig streifte mich sein Blick wie jeden beliebigen anderen Menschen, wenn ich an ihm vorüberging. So ging es viele Jahre, ohne daß ich je gewagt hätte, seine Bekanntschaft zu machen."

Wie die Sehnsucht, so trägt auch die mit ihr so oft verschwisterte Eifersucht bei beiden, der anders- und gleichgeschlechtlichen Triebrichtung einen vollkommen entsprechenden Charakter. Ein urnischer Militär-Intendantur-Beamter erzählt, dass er aus Eifersucht einem normalsexuellen Freunde, den er „wahnsinnig" liebte, alle Mädchen „ausspannte," in die dieser sich „vergafft" hatte.

Unter den Homosexuellen findet man genau wie unter den Heterosexuellen polygame Don Juan-Naturen, deren Liebe sich bald diesem, bald jenem zuwendet, und monogame, deren beharrliche Treue jedem Ehebündnisse zur Ehre gereichen würde. Auch hier zwei Beispiele. Ein homosexueller Buchhändler von 33 Jahren erzählt:

„Als ich 20 Jahre alt war, lernte ich einen 17jährigen Jüngling kennen. Ohne von meiner Veranlagung zu wissen, fühlte ich mich zu ihm unaussprechlich hingezogen. Da er vollständig weibliebend war, konnte er meine Liebe nur mit Freundschaft erwidern. Ich nahm den Jüngling zu mir und arbeitete und darbte für ihn. Auch er hing an mir mit einer Freundesliebe, die ihres gleichen suchte. Ich verlebte selige, glückliche Zeiten. Nach drei bis vier Jahren aber kam das Unglück, in ihm erwachte jetzt die Liebe zum Weibe. Er konnte es nicht verstehen, daß es mich schmerzte, wenn er sich in den Armen eines Mädchen befriedigte. Ich rang und kämpfte mit mir selbst, ich wollte fühlen lernen wie andere Menschen. Mein Herz sträubte sich, daß mein Liebling nicht mehr ganz mein eigen sein sollte, wenn er mir auch sagte, daß er mich noch eben so lieb hätte wie früher. Damals war ich

noch sehr religiös, ich flehte zu Gott, aber mir w keine Rettung. Mein Freund wußte mir keinen geben, als es auch mit Weibern zu versuchen. I und ging eines abends mit zu einer Maitresse. A bei ihr im Zimmer war, bebte ich an allen Gliedern, liche Erregung war kein Gedanke, kurz entschlosse Hause und ließ dort meinen Tränen freien Lauf. mir klar, daß ich nicht wie andere Menschen war die Stunde der Erlösung. Ich kaufte „die Enterbte glücks“ und wie Schuppen fiel es mir von den wußte nun, daß ich mit meinen Gefühlen nicht a Welt war; der Schmerz war stark, wie ich mich je kannte, aber ich segne die Zeit, wo ich Aufklärung fa sie lernte ich auch Nachsicht mit den Gefühlen meine haben. So sind die Jahre dahingegangen und noch heute n zehn Jahren wandle ich mit meinem Liebling, den ich al jährigen Jüngling kennen lernte, Hand in Hand du Leben. Mit meinem Schicksale zufrieden, die heilige liebe im Herzen, denke ich mir oft, der glücklichste M Erden zu sein. Selbst nicht die harten Urteile der Mensc unsere Liebe sind mehr im Stande, die Zufriedenheit u meines Herzens zu erschüttern. Ich denke: „Sie sind wi und wissen nicht was sie tun.“ Meine grenzenlose Liebe den vielen Jahren nicht vermocht, in meinem Liebling a eine Idee von dem Triebe zum Weibe auszulöschen, obw stets von Zeit zu Zeit mit ihm geschlechtlich verkehrte.“

Im Gegensatz zu diesem Fall will ich die zeichnungen eines polygamen Homosexuellen wiederg Es ist derselbe, den wir schon früher als urnischen Kn kennen lernten und den im weiteren Verlaufe des Le der Fluch seiner orthodoxen Familie durch alle V jagte. Er schreibt:

„Ich habe mich, um meinen geschlechtlichen Reiz zu befriedig in der Folge wohl hunderten von Leuten der verschiedens Nationen hingegeben. Dabei habe ich aber absolut meinen eigen Geschmack gewahrt, denn mit einem mir physisch unsympatisch Menschen ist es mir überhaupt nicht möglich, geschlechtlich z verkehren. Männer, die ich geliebt habe, hatten immer etwa von der Idealgestalt meiner Jugend. Dahin gehören männlic aussehende, kräftige Gestalten und Gesichter, frische, gesund Farben, fröhliche, wenn möglich, blaue oder graue, treuherzige

offene Augen, ein frischer Mund, schöne Zähne und möglichst großer Schnurrbart. Schöne Männer, die sich weibisch benehmen, sind mir ekelhaft. Junge Leute, oder auch ältere ohne Schnurrbart kann ich nicht leiden, ebenso ist mir jeder Bart außer dem Schnurrbart höchst unsympathisch. Schöne Gestalten sind mir lieb, aber das Gesicht ist ausschlaggebend. In Deutschland sind es Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere, Schaffner, Schutzleute, Postbeamte, Droschkenkutscher, Portiers, Maurer, Arbeiter, besonders in hohen Stiefeln und Lederhosen, unter denen ich die mir sympathischen Erscheinungen meistenteils gefunden. Selbstverständlich kann ein solches Verhältnis nie von Dauer sein, da nur das rein sinnliche Element dabei in Betracht kommt, doch momentan, noch kürzlich, konnte ich mich für einen schönen Ulanenunteroffizier dermaßen interessieren, daß ich ihm stundenlang nachgelaufen bin, bis es mir gelang, eine Gelegenheit auszunützen, bei der ich in unauffälliger Weise mich eng an ihn schmiegen konnte. Ich entdeckte in ihm einen Gleichgesinnten und längere Zeit war dieses Verhältnis im Stande, mich völlig auszufüllen. Unter den höheren Ständen finde ich viel seltener mir körperlich sympathische Leute, dagegen unterhalte ich mich oft und gerne mit ihnen und verkehre in ihren Kreisen. — Ich finde überhaupt, daß im Vergleich mit dem wirklich gebildeten Amerikaner, Irländer oder Engländer der Deutsche, was männliche Erscheinung und männliches Wesen anbelangt, oft einen gezierten, fast weibischen Eindruck macht. Im homosexuellen Verkehr ist mir der Franzose am unangenehmsten. Er hat eine mir abscheuliche Art und Weise hundert Küsse zu geben, die nicht einen wert sind. Er ist in seinen Liebesbezeugungen von einer hastigen, affektierten Leidenschaft. Den Italiener ziehe ich bedeutend vor, er ist wirklich leidenschaftlich empfindend und in seiner Art sich zu geben liegt etwas tieferes, ernsteres. Mit Spaniern ging es mir ebenso. Am liebsten hatte ich den Irländer, es ist entschieden die männlichste Nation, die ich kenne. Wenn er jemand wirklich zugetan ist, so ist er treu und aufopferungsfähig wie kein anderer. Amerikaner und Engländer waren mir meist angenehm — oft aber etwas zu kühl und geschäftsmäßig. Dänen, Norweger und Schweden fand ich oft geziert. Rein sinnlich beim Akt, den Reiz oft bis zum Wahnsinn steigernd, sind die slavischen Völker. Mit Negern, außer Mischlingen mit rein kaukasischer Gesichtsbildung und ohne Wollhaar, habe ich nie zu tun gehabt, obwohl sie vielfach ihrer stark ausgebildeten Genitalien wegen beliebt sind. Sie sind feurig, fast tierisch wild, wenn sinnlich erregt. Vor den asiatischen Rassen

habe ich stets Abscheu empfunden, mit Ausnah
und Persern, mit denen ich nie homosexuell verk
Wenn ich die frischen Lippen eines Mannes
küsse, und seine feste Gestalt umfasse, dann erw
in mir die Sehnsucht, auch Geist und Verständnis,
mich körperlich reizt, vereinigt zu finden. Im Grund
immer unwillkürlich die mit den Augen des p
Knaben geschaute und wohl in der Erinnerung id
stalt jenes Offiziers, nach der ich rastlos jage und
allen Nationen, in den verschiedensten Klassen der I
die zu finden ich jetzt fast aufgegeben habe, ohne
danach lassen zu können.

Bei der Diagnostik der echten Homosexua
Näcke[1]) mit vollem Recht besonders Wert auf d
weis, daß auch, ebenso wie der Heterosexuelle
sexuell träumt, das Traumleben der Homosexuel
seiner Triebrichtung beherrscht wird. Wie ei
große Anzahl von Einzelmitteilungen zeigt, ist d
sächlich durchgängig der Fall. Dabei erscheint
beachtenswert, daß die angenehmen Träume der U
auch schon vor Eintritt der Reife von gleichgesch
lichen Vorstellungen erfüllt sind,[2]) sowie daß nich
tische Träume qualvoller Art durchaus nicht selten
normale Cohabitationsversuche hervorgerufene Beän
gungen zum Gegenstande haben. Ein Urning gibt
„Ich träume oft, ich bin verlobt oder verheiratet. D
habe ich das Gefühl furchtbarer Beklommenheit
einer undefinierbaren Angst.“ Hie und da kommt

---

[1]) Näcke: Kritisches zum Kapitel der normalen und pat
logischen Sexualität. Archiv f. Psych. Bd. 32. Heft 1. (1899.)

Näcke: Die forensische Bedeutung der Träume. Archiv
Kriminalanthr. 1900. 3. Bd.

Näcke: Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität in de
H. Laehrschen Zeitschrift f. Psychiatrie etc. 59 Bd. S. 812. 81
und 825.

[2]) Man vergl. das bei der Schilderung des urnischen Kindes
Angeführte.

vor, daß Urninge sich scheuen, mit Angehörigen das Zimmer zu teilen, weil sie befürchten, sie könnten durch „Sprechen aus dem Schlaf“ ihre homosexuellen Neigungen verraten. Ähnlich wie im Traum dokumentiert sich auch in der Trunkenheit deutlicher die geschlechtliche Tendenz, indem ja der Alkohol durch Lähmung des kritischen Oberbewußtseins das Gefühlsleben mehr hervortreten läßt. Überhaupt tritt das Elementare und Natürliche der urnischen Liebe überall da besonders deutlich hervor, wo die Hemmungsvorstellungen in stärkerem Grade ausgeschaltet sind. Ein älterer urnischer Staatsbeamter teilte mir mit, daß er einem lang gehegten Wunsche entsprechend vor einiger Zeit in seinen engeren Kreisen einen jungen Konträrsexuellen von etwa 20 Jahren kennen lernte. Er berichtet darüber: „Der betreffende Jüngling ist bereits in seinem Äußern, vollständig aber in seinem Fühlen und Denken, feminin. Erst seit kurzem unterrichtet, daß es Konträrsexuelle gäbe, war er über sich selbst noch nicht klar. Ich hatte ihn eingeladen, mich auf einige Tage zu besuchen und als ich ihn des Abends in sein Schlafzimmer geleitet und ihm gute Nacht gewünscht, war er so ungeheuer erregt, daß er mir wortlos in die Arme fiel. Wenn man solche hervorbrechende Leidenschaft mit dem Worte Unnatur abtun will, so haben die Leute, deren Urteil leider heute noch maßgebend ist, niemals ein solches Menschenkind in dem Augenblicke gesehen, in dem mit so elementarer Macht zum ersten Male die Liebe gebieterisch ihr Recht verlangt und zwar in einer für das betreffende Individuum normalen Form.“ —

Durch die Hebung der ganzen Persönlichkeit erklärt es sich, daß trotz der beispiellosen Widerwärtigkeiten, denen die Homosexuellen ausgesetzt sind, 90 von hundert keine Änderung ihres Zustandes wünschen, der Rest dieselbe auch fast ohne Ausnahme nur aus sozialen,

nicht aus persönlichen Gründen erstrebt.
sich zeitweise höchst unglücklich fühlen, m
vorübergehend an Selbstmordideen litten, m
Selbstmordversuche vorgenommen haben, fühl
liche den homosexuellen Trieb so sehr als
ihrer selbst, daß sie sich ohne denselben kaum
können und meinen, mit demselben eines v
Lebensguts beraubt zu werden. Ein urnisch
den ich wegen Schlaflosigkeit hypnotisierte,
einmal ein förmliches Versprechen ab, daß ich
Hypnose nicht an seiner Homosexualität „herumsu
Ich gebe noch einige Bemerkungen Homosexuell
die sich auf diesen Punkt beziehen. Ein P
schreibt: „Meine Natur hätte mir von vorn he
sein müssen. Nur künstliche Konstruktionen au
anerzogener Begriffe konnten über sie hinwegt
sie aber nicht im Geringsten unterdrücken. Ein
änderung meiner Veranlagung wünsche ich nicht,
damit meine ganze Persönlichkeit negieren würde.
Richter äußert sich: „Ich verspürte schon lange vo
körperlichen Berührung ein so inniges Glücksgefühl
meine Neigung, sie war so sehr ein Teil meines inn
Wesens, daß ich nur dann anders sein möchte, wen
wüßte, wie ich mich alsdann fühlen und befinden wü
Ein alter Pfarrer bemerkt: „Sollte ich noch die
merzung des § 175 erleben, so würde nichts zu me
Glücke fehlen. Ich bin der festen Überzeugung, daß
der sogenannte anormale Zustand vom Schöpfer gege
ist und für mich gerade so normal ist, als der gewö
liche Sexualzustand für die übrigen Menschen. Ich
neide sie nicht im geringsten um das Kleinod, welches sie
Weibe besitzen, sondern danke Gott, daß ich meine Lie
und Zuneigung einem Jüngling schenken kann.“ So seh
wir, daß wie der Heterosexuelle nicht homosexuell, auc
der Homosexuelle nicht heterosexuell empfinden möcht

Diese absolute Kongruenz, die sich ausnahmslos auf alles erstreckt, was es in der Liebe und im Geschlechtstrieb Physiologisches und Pathologisches, Hohes und Niederes, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches gibt, ist nur begreiflich und erklärlich, wenn es sich um zwei völlig analoge, nebengeordnete und auch in ihren Ursachen gleichgeartete Gefühlsrichtungen handelt.

III. Die Unausrottbarkeit der Homosexualität.

Es ist anzunehmen, daß ein Trieb angeboren ist, wenn äußere Einflüsse nicht imstande sind, denselben umzuwandeln; wenn Homosexuelle durch Umstände irgend welcher Art im Verlaufe ihres Lebens normal fühlend werden, so würde das sehr dafür sprechen, daß es sich um eine erworbene Eigenschaft handelt. Schrenck-Notzing, der unter denjenigen, die Näcke neuerdings [1]) als wirkliche Sachverständige in dieser Frage bezeichnete, der einzige Vertreter der Erwerbstheorie ist, sagt mit einem gewissen Recht [2]): Je mehr sich die Zahl der Fälle häuft, in denen bleibende therapeutische Resultate erzielt worden sind, um so geringer erscheint nach unserer Meinung der Anteil, den die erbliche Disposition in der Entstehung dieser Anomalie beanspruchen kann." Die Therapie, von der hier die Rede ist, ist die hypnotische Suggestionsbehandlung. Aber gerade die Wirksamkeit dieses Heilmittels kann nach allem, was verbürgt über die Erfolge der Hypnose auch bei angeborenen Eigenschaften berichtet ist, hier als beweiskräftig nicht herangezogen werden.

[1]) Näcke, Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität, in der Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie etc. S. 809.

[2]) S. 149 a. a. O.

Wenn es möglich ist, durch Beeinflussung
körperliche Veränderungen wie Brandblasen
rufen, wenn man Blindheit und Taubheit, A
Ageusie suggerieren konnte, wenn man in de
tiefgreifende Wirkungen auf die Menstruat
Pollutionen ausüben kann, Medien zu veranl
mochte, nach dem Erwachen „etwas zu sehen,
da war, etwas nicht zu sehen, was da war,“ w
alte Leute davon überzeugte, sie seien wieder Ki
worden, warum soll es denn etwas Ungewöhnlic
Homosexuellen Genuß am Weibe zu suggeriere

Anmerkung. Man vergleiche über die hypnotische
lung der Homosexualität neben von Schrenck-Notzing:
gestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlec
und Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis S. 303 ff. be
Fuchs: Therapie der anormalen Vita sexualis 1899, S. 45; W
strand: Der Hypnotismus und seine Anwendung in der
tischen Medizin, 1891, p. 52 ff.; Bernheim: „Hypnotisme“,
1891. S. 38.

Über Beeinflussung und Umwandlung angeborener Eigensch
durch Hypnose findet man Berichte ausführlich angeführt in:

1. Jame-Braid: Neurypnology or the rationale of ner
sleep considered in relation with animal magnetisme. Lon
Churchhill. 1843.

2. A. Liébault: Du sommeil et des états analogues, conside
surtout au point de vue de l'action du moral sur le physique. Pa
Masson, 1866.

3. A. Liébault: Le sommeil provoqué et les états analogue
Paris. Doris, 1889.

4. H. Bernheim: De la suggestion dans l'état hypnotique e
dans l'état de veille. Paris, 1884.

5. H. Bernheim: De la suggestion et de ses applications à
la thérapeutique. Paris, 1886.

6. H. Bernheim: Hypnotisme, Suggestion, Psychothérapie.
Études nouvelles. Paris, 1891.

7. R. Haidenhain: Der sogenannte tierische Magnetismus.
Physiologische Beobachtungen. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1880.

8. Albert Moll: „Der Hypnotismus“. Berlin. Kornfeld. 1889.

würde sicher in ähnlicher Weise auch gelingen — ob derartiges bereits versucht wurde, ist uns nicht bekannt — Heterosexuellen homosexuelle Libido einzuflößen. Würde man nun aber aus der Umwandlung heterosexueller Empfindungen den Schluß ziehen, daß der Trieb der Männer zum Weibe nicht angeboren, sondern erworben sei? Mit nichten, ebensowenig kann man es dann aber auch aus den hypnotischen „Heilungen" Homosexueller. Ich teile nicht die pessimistische Ansicht Binswangers [1])

---

9. A. Forel: Der Hypnotismus, seine psychologische, medizinische, strafrechtliche Bedeutung etc. Stuttgart. Enke. 1895. (III. Aufl.)

10. Ewald Hecker: Hypnose u. Suggestion im Dienste der Heilkunde. Wiesbaden. Bergmann. 1893.

11. Otto Stoll: Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig. Koehler. 1894.

12. Wetterstrand: „Der Hypnotismus". Wien und Leipzig. 1891. S. 31.

13. J. M. Charcot: „La foi qui guérit". Revue hebdomadaire. Tome VII. Déc. 1892.

14. Reinhold Gerling: Der praktische Hypnotiseur. Berlin. Möller. III. Aufl. 1902.

15. Zeitschrift für Hypnotismus. Seit dem Jahre 1893 herausgegeben von A. Forel u. O. Vogt. Leipzig. Barth.

Wie weit sich unter bestimmten Verhältnissen die ganze Persönlichkeit unter hypnotischem Einfluß umgestalten kann, zeigt die noch so geheimnisvolle Erscheinung des doppelten Bewußtseins. Man findet darüber näheres in:

1. Max Dessoir: Das Doppel-Ich. Leipzig. Günther. 1890.

2. Azam: Hypnotisme et double conscience. Paris. Alcan. 1893.

3. Uson Osgood: „Duplex personality" Journ. nerv. and ment. diseases. Spt. 1893.

4. Freiherr v. Schrenck-Notzing: Über Spaltung der Persönlichkeit etc. Wien, Hölder, 1896.

Endlich auch in:

Robert Macnish: „The philosophy of sleep", Glasgow und London.

---

[1]) Binswanger: Verwertung der Hypnose in Irrenanstalten. Therap. Monatshefte 1892. Heft 3 u. 4, S. 167.

„daß den Aussagen der an perverser Sexua
Leidenden über Erfolge in der Hypnose ke
beizumessen sei," umsomehr stimme ich aber K
der — gleich groß als Kenner der Hypnos
Homosexualität — erklärt,[1]) daß selbst die d
Erfolge der Hypnose „nicht auf wirklicher
sondern auf suggestiver Dressur beruhen";
bewunderungswürdige Artefakte hyp
Kunst, keineswegs Umzüchtungen der psycho
Existenz." Krafft-Ebing führt, als bezeichnen
den glänzendsten Heilerfolg Schrenck-Notzings an
Repräsentant nach vollendeter „Heilung" von sic
sagte: „Ich fühle immer eine gewisse, nicht zu
windende Schranke, die nicht auf moralischen G
basiert, sondern, wie ich glaube, direkt auf die Beha
zurückzuführen ist." Der Verfasser der Psycho
sexualis schließt diese Bemerkungen mit dem
„Jedenfalls beweisen solche „Heilungen" (die hie
vorher bei diesem Wort angebrachten Anführungss
finden sich im Original) nichts gegen die Annahme
originären Bedingtseins der konträren Sexualempfindu
Ich selbst habe sehr viele Urninge gesehen, die sich
geblich hypnotischen Kuren unterzogen haben. Mir
ein Jüngling im Gedächtnis von so femininer Beschaff
heit, daß außer dem eigentlichen Genitalapparat au
nicht das geringste männliche an ihm zu entdecken w
Derselbe hatte sich über ein Jahr erfolglos bei eine
süddeutschen Kollegen hypnotisieren lassen. Ich ken
persönlich nur einen Homosexuellen, der mir mitteilt
daß er sich durch die suggestive Behandlung des Kollege
Fuchs in Wien von seinem gleichgeschlechtlichen Triebe
befreit fühle. Doch, wie gesagt, wenn auch hundert
solcher Heilberichte vorliegen würden, sie würden nicht

[1]) Psychop. sex. S. 311 ff.

das Erworbensein der konträren Sexualempfindung erweisen, abgesehen davon, daß die Realsuggestionen, die das Leben dem homosexuell Veranlagten erteilt, die Auto- und Fremdsuggestionen, die fortgesetzt auf ihn wirken, viel stärker sind, als die Verbalsuggestionen eines noch so befähigten Arztes. Wären äußere Einflüsse imstande, die Triebrichtung zu ändern, so müßte der gleichgeschlechtliche Trieb längst erloschen sein.

Wie sehr ist die ganze Erziehung darauf gerichtet, aus dem urnischen Knaben einen Vollmann zu entwickeln; zu Hause und in der Schule wird er genau so wie die anderen normalen Kinder erzogen, schon früh wird ihm alles förmlich als Schande, zum mindesten als Unschicklichkeit, ausgelegt, was man als dem anderen Geschlechte zukömmlich ansieht. Fangen dann die Kameraden oft schon mit dreizehn, vierzehn Jahren an, für das Weib zu schwärmen, so gibt sich der homosexuelle Jüngling die größte Mühe, es den andern nachzutun, er schämt sich förmlich, daß er noch „keine Flamme" hat und ihm kein Name einfallen will, wenn es im Rundgesange heißt: „Bruder, Deine Liebste heißt?" Sehr häufig tritt auch die erste sexuelle Verführung von weiblicher Seite, namentlich durch Dienstmädchen, ein. Aber so wenig ein Heterosexueller durch die ebenfalls nicht seltene erste geschlechtliche Erregung einer männlichen Person homosexuell wird, ebenso wenig wird ein Homosexueller dadurch weibliebend. Eine ganze Reihe von Urningen erklären auf das allerbestimmteste, daß sie sich genau erinnern, daß die erstmaligen Erregungsversuche vom anderen Geschlecht ausgingen. So schreibt einer unserer bedeutenderen Schriftsteller: „Ich lege das Hauptgewicht darauf, daß, trotzdem der erste sexuelle Anstoß weiblicher Art war — eine Kindsmagd verführte mich —, trotzdem mir das weibliche Geschlecht durch Erziehung von Jugend an sozusagen auf dem Präsentierteller gereicht wurde und

meine Lektüre nur die Weiberliebe verherrli Neigung zum männlichen Geschlecht doch ein ich des Zwanges ledig war.“ In der Tat is Suggestionskraft der gesamten Literatur, di Romanen und Epen, ihren Dramen und lyrischen nahezu ausschließlich die normale Liebe zum Mi hat, nicht imstande, den Trieb auf das Weib z seine Richtung ist unerbittlich und unveränderlic es dem jungen Mann allmählich klar wird — w um das zwanzigste Jahr herum der Fall ist — sein Begehren von dem seiner Umgebung wesentlic scheidet, beginnt gewöhnlich ein Kampf gegen sic der an Stärke wohl kaum seines gleichen hat. Ein sexueller Künstler berichtet: „Ich habe ganz fu gekämpft mit Aufgebot meiner ganzen Willenskraf gebens; ich habe so gelitten, daß ich eine langj Nervenkrankheit bekam. Kaum genesen, began aufreibende Kampf von neuem. Als ich merkte, daß die ureigenste Natur nicht umwandeln läßt, verfiel in eine tiefe, lange Melancholie, die sich — obwohl nie äußere Konflikte hatte — bis zum ärgsten Leb überdruß steigerte etc.“ Ein Schweizer Uranier schre „Von Jugend an bin ich hartnäckig gegen mich an gangen und habe mir die größte Mühe gegeben, me Neigungen zu beherrschen. Es gelang mir hie und aber leider machte ich stets dieselbe Erfahrung; je läng ich anscheinend siegreich den Trieb unterdrückte, um s heftiger kehrte er auf einmal zurück. Hauptsächlich ge schieht dies nachts beim plötzlichen Erwachen, wenn di Willenskraft durch den Schlaf vermindert ist. Was habe ich nicht alles angewandt: feste Entschlüsse und Gelübde, Ärzte zu Rate gezogen, Wasserkuren, Hypnose und Elektrizität, systematische Ablenkung der gefährlichen Gedanken durch körperliche Übungen, Ackerbau, Reisen, Militärdienst, Studien, Lesen etc. Ich opferte geliebte

Gegenstände; weder Religion noch Philosophie waren mir behülflich. Ich litt stark an Lebensüberdruß. Vier Jahre war ich leidenschaftlich in einen jungen Mann gleichen Alters verliebt, bis derselbe im 24. Jahre starb, ohne daß ich ihm jemals eine Äußerung machen durfte. Es war ein Höllenleben.“ Noch einen urnischen Arbeiter wollen wir hören: „Ich hatte von meinem 19.—21. Jahr ein sehr inniges und ideales Freundschaftsverhältnis, mein Freund war ein Jahr jünger als ich, von großer Lebhaftigkeit, Natürlichkeit und Fröhlichkeit. Nichts wäre imstande gewesen, uns zu trennen. — Da entdeckten seine Eltern in ihm den Urning und jagten ihn mit Schimpf und Schande aus dem Hause. Er ging nach Paris und ist seit 4 Jahren verschollen. O, diese elterliche Unvernunft! Damals lernte ich erkennen, daß auch ich voll und ganz zu jenen von der ehrbaren Welt Ausgeschlossenen gehöre, öfter als einmal war ich nahe daran, diesem jammervollen Leben ein Ende zu machen. Was ich infolge meiner urnischen Natur gekämpft und gelitten, vermag ich auch nicht annähernd zu schildern. Wenn ich nicht losknallte, so ist es wahrhaftig keine Feigheit gewesen, sondern allein die Erkenntnis hielt mich ab, daß ein größerer Mut dazu gehört, auszuharren, und daß nicht die Natur, sondern die kurzsichtige Menschheit in Verblendung den Fluch über uns geschleudert hat, welcher — ich sage leider — hundertfach auf sie zurückfiel, indem sie tausende von Menschen, deren geistige Tätigkeit für sie von größtem Nutzen gewesen wäre, zur Verzweiflung und in den Tod getrieben hat.“

Unter den Mitteln, die angewandt wurden, den homosexuellen Trieb auszurotten, steht die Religion obenan. Sehr viele Urninge haben jahrelang auf den Knieen gelegen und Gott um „Errettung“ angefleht. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl hat mitgeteilt, daß sie in diesem langen vergeblichen Ringen schließlich ihren Glauben

verloren haben. Ich zitiere zwei. Der eine — — schreibt: „Durch meine sehr fromme Mutt Religion erzogen, habe ich nach Erkenntnis lischen Zustandes Gott in heißen Gebeten a solle mir in meiner Not einen Ausweg zeige sah, daß sich trotz eiserner Beherrschung und Kämpfe mein Zustand nicht änderte, habe ich vertrauen verloren.“ Ein zweiter berichtet: „ zu dem Gott, der mir in der Schule gelehrt von dem gleichgeschlechtlichen Triebe, den ich haft hielt, zu befreien. Der Himmel aber blieb ta kam mir oft vor wie ein Schiff, das mitten a Ozean den Wellen preisgegeben ist. Obwohl solchen Stunden dann niederkniete und im Geb Erlösung schrie, blieb ich verlassen. Schließlich g darüber alle meine religiösen Anschauungen ins ken. Jetzt glaubte ich an nichts mehr. Ich nicht mehr glauben.“[1]) Einige stark religiöse Na

---

[1]) Anmerkung: Vor kurzem schrieb mir zu diesem Pun Ordensgeistlicher folgendes: Ich zweifle nicht daran, dass zahlr Urninge um ihrer Geschlechtsnatur willen den Glauben verlieren. kommen allmählich dazu, sich selbst als lebendige Argumente wide Bibel und wider die Lehren der Kirche zu betrachten. Man sicher nicht fehl, wenn man annimmt, dass der Anteil des Uranis an dem Kampf gegen das kirchliche Prinzip von jeher ein sehr trächtlicher gewesen ist. Andere werden Zweifler und Grübl Auch homosexuelle Geistliche, und vielleicht diese gerade a meisten, gehen oft ihrer Glaubensfreudigkeit verlustig und kämpf ihr Leben lang mit schweren Zweifeln. Je mehr die Reflexion üb sich selbst ihr Innenleben beherrscht, um so schwerer wird e ihnen, die religiöse Disziplin ihrer Gedanken aufrecht zu erhalten. Wieder andere, und dahin dürften wohl ganz vorzugsweise Theologen gehören, regt das Geheimnis, das auf dem Grund ihrer Seele liegt, zu positiver Geistesarbeit an. Die Argumente aus dem Consensus communis und aus der Auctoritas doctrinalis, denen der Urning überhaupt mit einem für ihn naturgemässen Skeptizismus gegenübersteht, werden ihnen zum Gegenstand der Kritik und sie fangen

kommen nach langen vergeblichen Kämpfen zu der Überzeugung, daß ihr Zustand von Gott gewollt sein muß. Ein katholischer Graf sagt: „Die Annahme, meine Gleichgeschlechtlichkeit sei Sünde, Laster, Unnatur, erscheint mir als Beleidigung des allweisen Weltenschöpfers.“ Und ein protestantischer Pfarrer meint: „Wenn ich um meines mir eingepflanzten Triebes willen ein Verbrecher bin, dann ist es der Schöpfer, der mich als Verbrecher erschaffen hat. Das aber heißt doch, den Schöpfer einer Untat bezichtigen. Gott erschafft niemand als Verbrecher. Wer das sagt, lästert Gott.“ Einige wenige endlich besitzen die Kraft, sich durch die Religion zur Abkehr durchzuringen. Im unklaren über die Natur ihrer Neigungen, die sie als niedrige Fleischeslust empfinden, gelangen sie schließlich — meist nach Ablegung von Keuschheitsgelübden — zum Enthaltsamkeits- und Sittlichkeitsfanatismus. Ich behandele ein 25 Jahre altes Mitglied des weißen Kreuzes an hochgradiger Neurasthenie, an dessen Uranismus nicht der mindeste Zweifel besteht. Er zeigt die vier charakteristischen Stigmata, somatische, psychische Zeichen, große Abneigung gegen das Weib, das er noch nie berührte, und einen Freundschaftsenthusiasmus, über dessen geschlechtlichen Grundcharakter er nicht unterrichtet ist. Nachdem er viele Jahre masturbierte, hat er das Gelübde der Keuschheit abgelegt, das er seit drei Jahren durchführt.

---

an, energisch zwischen Dogma und Schulmeinung, zwischen kulturell bedingter äusserer Form und wesentlichem Inhalt, zwischen objektivem und subjektivem Christentum zu unterscheiden. Sie betonen das Recht der Naturwissenschaft und der weltlichen Wissenschaft überhaupt sowie die Notwendigkeit des Anschlusses an sie, sie verurteilen die übertriebene Berücksichtigung der Tradition und ihrer Auffassungen, sie bekennen sich zum Grundsatz „des durch das Naturgesetz verbürgten Rechtes auf die ganze Wahrheit“, sie werden notwendig dahin gedrängt, wo das Losungswort „Reform“ und „Fortschritt“ ausgegeben ist.

Noch weniger wie die Religion ist das (
Stande, die Homosexualität nennenswert einz
Selbst die drohende Todesstrafe, die in einige
früher auf dieser Art der Liebe ruhte, ver
Urninge trotz ihrer Ängstlichkeit nicht abzu
Die übereinstimmende Erfahrung von Leuten, di
im Stande sind, darüber ein Urteil abzugeben,
ganz außer Zweifel, daß homosexuelle Handlu
gleicher Häufigkeit vorkommen, ob Gesetze
oder nicht; so sind diese Akte in Deutschla
England keinesfalls seltener, nach Ansicht viel
ninge sogar eher häufiger als in Holland und
reich, wo die entsprechenden Paragraphen gest
sind. Mir teilten Homosexuelle mit, daß ihr H
gedanke im Gefängnis die Sehnsucht nach dem Fr
war, durch dessen Umgang sie ihre Freiheit
loren hatten. Wiederholt habe ich von urnis
Richtern gehört, wie sehr sie gerade unter dem Kon
zwischen ihren Berufspflichten und den eigenen Trie
zu leiden hatten. Ein noch junger Jurist schrieb m
„Einmal hatte ich, selbst homosexuell, als Staatsanw
gegen Homosexuelle zu plaidiren, einmal als Richt
über einen Homosexuellen zu urteilen, einmal über m
bekannte Homosexuelle, darunter war ein guter Freun
und einer, mit dem ich oft geschlechtlich verkehrt, al
Richter mitzuurteilen wegen Vergehen gegen § 175.
„Letztere Zwangslage wurde mir erspart, indem ich mich
durch einen anderen Richter vertreten ließ."

Auch der Verlust der Lebensstellung nützt nichts, ebenso wenig schützen die Erpressungen, von deren Furchtbarkeit und Ausdehnung sich niemand eine Vorstellung machen kann, da ja nur ein ganz verschwindender Bruchteil an die Öffentlichkeit gelangt. Es ist das Gleiche wie mit venerischen Ansteckungen, unehelichen Schwängerungen etc. der Heterosexuellen, von denen wir ja auch

wissen, daß sie trotz der entstehenden Unannehmlichkeiten, vor Wiederholung normalsexueller Akte mit zweifelhaften Personen selten abhalten.

Der Konflikt mit der Familie, unter dem der gefühlvolle Urning ganz besonders heftig leidet, vermag ebenfalls nichts. Am ehesten scheinen noch die Mütter für das abweichende Empfindungsleben der Söhne Verständnis zu haben. Ein Urning erzählte mir einmal, daß, als seine Mutter auf dem Sterbebette lag und ihre fünf Kinder mit dem Gatten um sich versammelt hatte, sie als letzten ihn zu sich herabzog, ihn länger umarmte als alle andern und mit sterbender Stimme sagte: „Grüße mir Deinen Freund." „An dem Blick, mit dem sie mich dabei ansah," schloß der Mann, „merkte ich, daß meine Mutter, mit der ich nie darüber gesprochen, alles wußte."

Als eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung homosexueller Triebe wird von manchem der Geschlechtsverkehr mit dem Weibe und die Eheschließung angesehen. Schrenck-Notzing rät [1]) sogar: „Man bestimme solche Individuen (gemeint sind Urninge) temperamentvolle Frauen mit lebhaftem Geschlechtstrieb zu heiraten." Ich kenne unter vielen Hunderten auch nicht einen einzigen, der durch den heterosexuellen Verkehr seines Triebes Herr geworden wäre, im Gegenteil, der inadäquate, oft erzwungene Verkehr scheint oft einen Anreiz zu geben, die subjektiv natürliche Befriedigung zu suchen. Es stimmt diese Erfahrung damit überein, daß von Normalsexuellen den Urningen gegenüber oft angegeben wird, ein homosexueller Akt reize sie zu heterosexuellem Verkehr.

Die Regelung der Lebensweise sowie physikalische, diätetische und pharmakologische Medikationen sind wohl imstande, hie und da das Beherrschungsvermögen, die Willenskraft, die Triebstärke günstig zu beeinflußen, nie

[1]) a. a. O. S. 205.

aber den Trieb selbst in seiner Richtung
Auch in Spezialheilanstalten, die Bloch und
Homosexuelle vorschlagen, dürfte schwerlich j
heilt" werden. Mir ist ein junger Kollege be
auf Veranlassung seines Vaters, der ebenfalls
zur Behandlung in eine geschlossene Anstalt g
einigen Wochen aber bereits vom Chefarzt gefrag
ob er nicht lieber als Assistenzarzt der Heilanst
hören wolle, ein Vorschlag, der acceptiert wur
kenne Homosexuelle, die aus therapeutischen G
eine sehr energische Sportstätigkeit entfalteten,
die Vegetarier, wieder andere, die alkoholabstinent w
ohne daß sie die Richtung ihres Triebes im geri
beeinflußen konnten.

Als ein etwas besseres Mittel wirkt intensiv ge
Arbeit, durch die viele sich zu betäuben suchen.
zwischen geistiger und geschlechtlicher Betätigung
Art Gegensatz besteht, ist ja seit langem beka
Besonders scheint die rein verstandesgemäße Tätigk
wie sie sich beispielsweise bei den großen Philosop
vorfindet — man denke an das große Dreigest
des XIX. Jahrhunderts, Kant, Schopenhauer, Nietzsc
— die Asexualität zu begünstigen; eine dauern
Unterdrückung oder Ablenkung des Geschlechtstrieb
gelingt aber nur verschwindend wenigen, ja es schein
als ob gewisse Arten geistiger Produktion, die mehr im
Gefühlsleben wurzeln, also künstlerische, sogar einer
Steigerung der Libido eher förderlich sind.

Alles in allem kann man sagen, daß der homosexuelle Trieb durch gewisse Umstände wohl in seiner Gewalt beeinflußbar, aber an und für sich völlig unausrottbar ist, geschweige denn, daß es möglich ist, ihn in einen heterosexuellen umzuwandeln.

So wenig äußere Faktoren den homosexuellen in einen heterosexuellen Trieb abändern können, genau so

wenig können sie aber auch den Heterosexuellen — wie es die Anhänger der Erwerbstheorie glauben — homosexuell machen. Die von uns angeführten Tatsachen stehen im denkbar größten Widerspruch zu der Meinung Blochs, daß der Geschlechtstrieb durch Gelegenheitsursachen ganz außerordentlich bestimmbar sei und daß wir im Variationsbedürfnis das „Ur- und Grundphänomen des Geschlechtslebens“ zu suchen haben.[1]) Geben äußere Einwirkungen für psychologische Zustände fast niemals einen zureichenden Erklärungsgrund, beruhen, wie — wenn ich nicht irre — Möbius einmal sagt, „Erklärungen aus dem Milieu fast stets auf Oberflächlichkeit“, so trifft dies in hervorragendem Maße bei einem Triebe zu, der, wie wir sahen, aufs innigste mit der ganzen Persönlichkeit verwachsen ist, der vielleicht sogar die Basis aller übrigen psychischen Erscheinungen bildet. Die zuerst von Binet in der Revue philosophique (Paris 1887. Nr. 8) aufgestellte, später in ähnlicher Weise oft wiederholte Vermutung, daß die konträre Sexualempfindung durch „pathologische Associationen“ in frühester Kindheit, durch „einen „choc fortuit“, ein psychisches Trauma bedingt sei, ist eine bisher durch kein Tatsachenmaterial erhärtete Hypothese. Wenn es wirklich lediglich darauf ankäme, ob jemand die erste Erektion durch ein Weib oder durch einen Mann gehabt hat, dann müßte die Zahl der Homosexuellen weit größer sein, da nachweislich in den Schulen sehr viele zuerst gleichgeschlechtlich erregt werden. Wie soll aber ein derartiger choc die doch meist im Vordergrunde stehende negative Seite der Erscheinung, die Abneigung gegen das Weib, erklären und wie vor allem soll er imstande sein, eine solche Umgestaltung der ganzen körperlichen und geistigen Beschaffenheit hervorzurufen, wie sie doch beim Homosexuellen die Regel bildet? Ich

[1]) a. a. O. Band II. S. 364.

erinnere mich der Bemerkung eines Kollege einmal einen Homosexuellen vorstellte, der in seines Gesichts, in der kleinsten Bewegung, in und im ganzen Gebaren den geborenen Urni Der Kollege rief mit feiner Ironie aus: „Wie bei dem Manne der choc fortuit gewesen sein!“

Würden wir übrigens annehmen, was ich für geschlossen halte, daß eine occasionelle Ideenassoci partum den Geschlechtstrieb so fest zu determini die ganze Individualität dementsprechend umzu imstande wäre, so würde das nach allem früheren fassung nicht beeinträchtigen können, daß es sich eine unveränderlich normierte und unverschuldete schaft handelt. Im Widerspruch mit der soeben erw Theorie steht die Ansicht derer, welche glauben, da sowohl der erste Eindruck, sondern mehr die Sucht Abwechslung, das Bedürfnis nach dem Neuen dem Einfluß „äußerer Reize“ das Entscheidend (Bloch, II. B., S. 260 u. 364). Beide Ätiologieen h das gemeinsam, daß sie Gelegenheitsursachen für Gr ursachen, Anlässe für Bedingungen halten. Die ges derten Reize sind gänzlich wirkungslos, wenn nicht angeborene Anlage als das wahre ätiologische Mom vorhanden ist. Bloch hat das Verdienst, in seiner fleißig Arbeit eine Reihe von Umständen zusammengestellt haben, die zur Manifestation des Triebes den Anstoß gebe von dessen Stärke es abhängig sein wird, ob er selbständ hervorbricht oder Gelegenheiten bedarf, die ihn aus den Latenzstadium erwecken. Daß die zahlreichen angeführten Gründe — über 60 — unmöglich als ausreichend angesehen werden können, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß es wohl überhaupt keinen Menschen gibt, der nicht im Leben einem oder mehreren der genannten Faktoren nachdrücklichst und wiederholt ausgesetzt war. Tatsächlich wird von diesen aber nur ein ganz kleiner Teil homo-

sexuell. Derselbe Reiz läßt den einen vollständig kalt oder beeinflußt ihn nur ganz vorübergehend, für einen andern bildet er das höchste Lustgefühl, und er beginnt sich dauernd homosexuell zu betätigen. Der Grund hierfür kann nur in der verschieden gearteten Psyche der Beteiligten gefunden werden, nur die unterschiedliche Konstitution kann bewirken, daß sich Menschen denselben Umständen gegenüber so unterschiedlich verhalten. Deßhalb ist das wesentliche die angeborene Beschaffenheit. Gerade daß diese äußeren Eindrücke, wie Bloch meint, mit solcher Leichtigkeit Homosexualität erzeugen, beweißt ja, eines wie geringen Anstoßes es bedarf, den vorhandenen Trieb zu erregen.

Es gibt nach Blochs Ätiologie der Psychopathia sexualis fast nichts, was nicht als Entstehungsursache der Homosexualität in Betracht gezogen werden müßte; es hat förmlich etwas Rührendes, zu beobachten, wie sich dieser eifrige Autor abmüht, alle nur möglichen äußeren Anlässe zusammenzutragen, und dabei an dem ausschlaggebenden inneren Faktor gänzlich vorübersieht. Unter den Dingen, die allein durch ihre Einwirkung Homosexualität erzeugen sollen, befinden sich vielfach die vollkommensten Gegensätze. So führt Bloch als Ursachen der Homosexualität an zu heißes (Bd. I. S. 21 u. 174) und zu rauhes (S. 33) Klima, Askese (S. 97) und Übersättigung (S. 67, S. 221), Ehelosigkeit (S. 61) und Vielweiberei (S. 170), Jugend (S. 52) und Greisenalter (S. 53), mangelnden (S. 38) und übermäßigen (S. 68) Geschlechtstrieb, Verehrung (S. 74) und Verachtung (S. 96) der Körperschönheit, Anblick des bekleideten (S. 141) und des nackten Körpers (S. 185, 221). Leben in Arbeiterwohnungen (S. 179) und bei Hofe (S. 179), in Fabriken (S. 184) und auf dem Lande (S. 51).

Als weitere ätiologische Momente, welche bei normalsexuellen gesunden Menschen zur Homosexualität führen

sollen, nennt Bloch Berufe, die mehr de
Charakter entsprechen wie die der Köch
Damenschneider, Damenkomiker (S. 65), se
oder irregeleitete Phantasie (S. 70) besonders be
(S. 74), religiösen Affektzustand[1] (S. 78 ff). A
der Genitalien[2] (S. 126), übermäßige Kl
membrum virile, abnorme Weite oder I
Vagina (S. 127), Gonorrhoe (S. 127), Kastra
Eunuchentum (S. 128), körperlichen Hermaph
(S. 130), Onanie (S. 132), chronischen Alkol

---

[1]) Anmerkung: Bloch erwähnt die mohamedanische
Sufis und zitiert F. v. Hellwald*), welcher berichtet, d
áldyn-Kaschy zu beweisen versuchte, daß nur ein Pä
großer Sufi sein könne. Bloch fügt diesem Zitat wörtli
„Hier haben wir also bereits ein typisches Beispiel einer
giösen Entstehung und Ausübung der homosexuellen Befr
des Geschlechtslebens." Diese kühne Hypothese erinnert
die später (S. 117) ebenfalls von Bloch erwähnte Vermutu
Baas**), daß die Beschneidung weniger eine hygienische M
sei als vielmehr in der fetischistischen Verehrung der Pr
(„Fetischoperation") ihren Grund habe. Von S. 120 ab ve
sich der Autor noch ausführlich über die „religiöse Homosexu
und gibt der Meinung Ausdruck — ohne sie allerdings durc
sachen zu begründen — daß man anfangs wohl weibische, l
sexuell empfindende Menschen gern zu Priestern bestimmt
deren Neigungen dem primitiven Menschen als etwas beso
Dämonisches erschienen seien, später habe man wohl auch s
künstlich gezüchtet, besonders in gewissen Sekten religi
Fanatiker.

*) Hellwald: Kulturgeschichte. Augsburg 1875. S. 511.

**) H. Baas: Die geschichtliche Entwickelung des ärztlic
Standes. Berlin 1896. S. 7.

[2]) S. 126 heißt es wörtlich: „Auch die Phimose kann dire
homosexuelle Zustände erzeugen."

[3]) S. 137 heißt es: „Es ist sehr bezeichnend, daß in Zansiba
das Suaheli-Wort „Walevi" = Säufer direkt für Päderast gebrauch
wird."

(S. 137), Opiumgenuß (S. 138)[1]), Haschischgebrauch (S. 138), Effemination in Tracht und Sitte (S. 161), Bedürfnis nach Variation in den sexuellen Beziehungen, welches sich zum geschlechtlichen Reizhunger steigern kann (S. 166), Wüstlingtum, Don-Juanismus, Müssiggang und Blasiertheit (S. 171), direkte Verführung, besonders durch Aufsichtspersonen (S. 174) und in Bordellen (S. 177), sowie durch andere Urninge (S. 238), Zusammenwohnen gleichgeschlechtlicher Personen in Kasernen (S. 179), Schulen, Pensionaten (S. 180), Kadettenhäusern, Harems (S. 182), Mönchs- und Nonnenklöstern, Gefängnissen (S. 183), großen Hôtels (S. 184) und Theatern (S. 185), die öffentlichen Bedürfnisanstalten (S. 185), den Anblick tierischer Geschlechtsakte sowie das intime Zusammenleben mit Tieren (S. 186), die erotische und obscöne Litteratur[2]) (S. 188), auch nicht obscöne Werke wie die Bibel und die Schriften der Kirchenväter (S. 189), den Anblick geschlechtlich erregender Kunstwerke (S. 200), die Betrachtung des eigenen Spiegelbildes[3]) (S. 201), obscöne Photographien (S. 202 ff. und Bilder[4]) (S. 302), obscöne Täto-

---

[1]) S. 138 sagt Bloch: „H. Libermann (les Fumeurs d'Opium en Chine. Etude medicale Paris 1862. S. 63 ff.) führt daher wohl nicht mit Unrecht die Verbreitung der Homosexualität in China auf den Opiumgenuß zurück."

[2]) S. 196 heißt es: „Die ätiologische Bedeutung derartiger Lektüre für die Genesis geschlechtlicher Verirrungen wird vor allem dadurch erwiesen, daß die meisten geschlechtlich abnormen Individuen eifrige Leser solcher Werke sind."

[3]) S. 201: „Unter Umständen kann die Darstellung des eigenen nackten Ich im Spiegelbilde die Phantasie in abnormer Richtung beeinflußen, besonders bei noch undifferenziertem geschlechtlichem Empfinden und bei Unkenntnis des anderen Geschlechts."

[4]) S. 208 erklärt Bloch wörtlich, „daß die große Verbreitung der obscönen Bilder mit ihren Darstellungen aller geschlechtlichen Verirrungen, perversen Akte und scheußlichster Unzucht einen unverhältnismäßig größeren Anteil an der Genesis und zunehmenden Häufigkeit der sexuellen Perversionen hat, als irgend eine angeborene oder auch nur durch Krankheit erworbene Anlage."

wirungen (S. 210), ferner den Besuch von Mu
tiken und modernen Statuen, noch mehr abe
nannten anatomischen Museen mit plastischen Na
männlicher und weiblicher Geschlechtsteile (S
wie der öffentlichen Kunstausstellungen (S.
Ballette, Tänze, gewisse Darbietungen im Zi
zialitätentheater, lebende Bilder, Poses plastiques
oder idyllischer Natur, sowie den Anblick von
in Damen- und Mädchen in Männerkleidern
weiterhin die zufällige Beobachtung männlicher G
z. B. des väterlichen Membrums (S. 221), eig
stoßende Häßlichkeit (S. 222), Furcht vor ven
Leiden (S. 223), abnorme Beschaffenheit der Ana
(S. 224), Analmasturbation (S. 224).[1] Flagellati
Analgegend (S. 227), Annahme männlicher Lebensf
namentlich bei Prostituierten (S. 232), umgekehrt
liche Angewohnheiten bei Männern[2] (S. 233)
Mysogynie des Lebemannes (S. 235), die männ
Prostitution (S. 241). Als besondere Ursachen
weiblichen Homosexualität führt Bloch an einmal
„mutuelle Masturbation der Clitoris cum digito et ling
(S. 244), „den Überdruß am Manne, den Widerwillen ge
den Verkehr mit dem Manne“ (S. 244 und 245),
Wunsch mancher Männer, besonders der voyeurs (S. 2

[1]) S. 226 beruft sich Bloch auf Leo Taxil, der in sein
Buche „La corruption fin-de-siècle Paris 1894 S. 245 berichte, „
gäbe Subjekte, die sich in coitu cum femina von deren Zuhälter
gleichzeitig pädicieren ließen“ und fügt dann seinerseits wörtlic
hinzu: Hieraus entwickelt sich dann naturgemäß häufig genug ei
gleichgeschlechtlicher Verkehr, der den ehemals heterosexuellen
Wüstling zu einem typischen Urning stempeln kann.“

[2]) S. 233 behauptet Bloch: „Der wirkliche „Weibling“ wird meist künstlich gezüchtet“ und S. 235: „Es ist kein Zufall, daß Komiker, die Frauenrollen darstellen, fast stets homosexuell sind. Diese scheinbar rein äußerliche Effemination vermag eben den ganzen inneren Menschen umzuwandeln.“

und last not least die moderne Frauenbewegung (S. 248), von der er sagt: „Einen meines Erachtens nicht unbedenklichen ätiologischen Faktor in der Genesis der Tribadie bildet die moderne Frauenbewegung, die das Weib auf sich allein stellt, männlich empfindende Charaktere züchtet etc.“ — Bloch beschließt seine sorgsame Aufzählung, in der wohl nichts übergangen ist, was für die Erwerbstheorie in Frage kommen könnte, mit dem Satz (S. 249): „Wir haben erfahren, daß in der großen Mehrzahl der Fälle die gleichgeschlechtliche Liebe aus äußeren occasionellen Momenten entspringt, daß eine originäre Anlage zu derselben sehr unwahrscheinlich, jedenfalls sehr selten ist“.

Der Beweis, daß diese „äußeren occasionellen Momente“ unmöglich für die Entstehung der Homosexualität genügen können, ist sehr leicht zu erbringen. Man kann die von Bloch aufgeführten Erwerbsmöglichkeiten unschwer in drei Gruppen teilen.

In der ersten Abteilung sind die zahlreichen Dinge unterzubringen, die viel zu allgemein verbreitet sind, um überhaupt als einigermaßen vollgiltiger Grund in Frage kommen zu können. Da Millionen und aber Millionen Menschen tierische Geschlechtsakte erblicken oder eine Bedürfnisanstalt benutzen, unter hundert Menschen aber nur einer homosexuell ist — nach Bloch sind es noch viel weniger — so kann nach allen Gesetzen der Logik hier unmöglich ein Causalnexus statuiert werden. Wenn von den vielen, die im heißen oder rauhen Klima, in Arbeiterwohnungen oder bei Hofe leben, die eine sehr lebhafte Phantasie oder ein sehr religiöses Gemüt besitzen, die öffentliche Kunstausstellungen oder Museen aufsuchen, in Schulen und Pensionaten zusammenwohnen oder sich nackt im Spiegel erblickt haben, nur ein ganz verschwindend kleiner Prozentsatz Urninge sind, so müssen die genannten Umstände einer anderen Causalität gegen-

über völlig irrelevant sein. Dasselbe gilt a
Onanie. Berücksichtigen wir, daß sich unte
sonen 99 Onanisten befinden, unter diesen 9
ein Homosexueller, so werden wir niemals die
hinreichenden Grund für den homosexuellen Tr
dürfen. Es sei hier übrigens angesichts der imm
kehrenden Betonung dieser angeblichen En
ursache betont, daß der wohl größte Sachverstä
diesem Gebiet, Rohleder, in seiner trefflichen Mon
„Die Masturbation“ die Onanie wohl als eine Folg
nung der konträren Sexualempfindung hervorhebt,
Entwickelung der letzteren aus der Onanie abe
zu berichten weiß [1]).

Wir sind damit bei der zweiten Gruppe an
bei den nicht weniger zahlreichen Momenten Bloc
denen die Verwechslung von Ursache und Wirku
verkennbar ist. Nicht aus der Ehelosigkeit oder Im
eines Menschen entsteht seine gleichgeschlechtliche Ne
sondern diese hat seine Ehelosigkeit zur Folge, e
ist der Widerwillen der Frau vor dem Manne nich
Ursache, sondern eine Wirkung ihrer homosexu
Natur. Auch bedingt nicht die weibliche Kleidung
Umgestaltung des inneren Menschen, sondern der in
Mensch verschafft sich die Kleidung, die ihm zus
Die Ursache des Charakters liegt also nicht in der Tra
sondern die Ursache der Tracht im Charakter des Mensch
Ebenso ist es mit dem Beruf des Urnings. Er wird nic
feminin, weil er Frauenrollen spielt, sondern, weil
feminin ist, bevorzugt er Frauenrollen. An homosexuelle
Kunst- und Literaturwerken wird nur derjenige Interess
nehmen, der dafür empfänglich ist. Dem Normalsexueller

[1]) Dr. med. Hermann Rohleder. Die Masturbation, eine Monographie für Ärzte und Pädagogen. Berlin. Fischers mediz. Buchhandlung 1899. Seite 65 und 287.

wird ein urnischer Roman gleichgültig oder abstoßend sein. Wer keine Jünglingsphotographieen liebt, wird sich auch keine kaufen.

Die dritte Rubrik endlich umfaßt alle jene Behauptungen, die gänzlich eine Kenntnis des Homosexuellen vermissen lassen. Wenn Bloch nur 200 Homosexuelle untersucht haben würde, hätte er ganz sicherlich nicht geschrieben, daß Abnormitäten der Genitalien, abnorme Beschaffenheit der Analgegend, abstoßende Häßlichkeit oder gar chronischer Alkoholismus zur Homosexualität führen können. Es entspricht einfach nicht den Tatsachen, daß der Durchschnitt der Homosexuellen häßlicher, trunksüchtiger oder im höheren Maße mit Genitalanomalien behaftet ist, wie der Durchschnitt der Normalsexuellen. Manche der angegebenen Gründe lassen sich unter zwei Gruppen rubrizieren. So sind die Anhängerinnen der Frauenbewegung viel zu zahlreich im Verhältnis zu der Menge urnischer Frauen, als daß dieser Emanzipationskampf — so sehr er immerhin in der Häufigkeit sexueller Zwischenstufen seine Stütze findet — einen ausreichenden Erklärungsgrund abgeben könnte, andererseits besitzen allerdings gerade die homosexuellen Frauen Eigenschaften, die sie zu besonders aktiven Vorkämpferinnen für die Rechte der Frau befähigen. Diese Qualifikation ist aber nicht die Ursache, sondern lediglich die Folgeerscheinung ihres Uranismus. Daß aus der Verführung, dem Variationsbedürfnis und dem Wüstlingtum nie ein homosexueller Geschlechtstrieb entstehen kann, haben wir bereits oben sehr eingehend auseinandergesetzt. Wenn übrigens Bloch, Hoche u. a. so oft betonen, daß ein Normalsexueller aus „Reizhunger“ homosexuell werden könne, so bleiben sie stets den Beweis schuldig, worin denn die Reizsteigerung hier bestehen soll. Welche Vorteile oder Vorzüge bietet denn dem Homosexuellen der Verkehr mit demselben Geschlecht, welcher doch im Gegenteil an seine psychische

Potenz mindestens so hohe Anforderungen s
Umgang mit dem Weibe?

So gelangen wir denn auch, indem wi
Ursachen, die für das Erworbensein der c. S.
kommen, leicht als nicht stichhaltig oder nicht a
widerlegen können, per exclusionem zu dem Sch
die Homosexualität nicht erworben, sondern n
angeborenen Konstitution des Menschen begründet

IV. Die Naturnotwendigkeit de Homosexualität.

Es ist ein Beweis für das Natürliche und Urs
liche einer Erscheinung, wenn sich dieselbe in ein
laufende Reihe verwandter Naturerscheinungen s
fügt, daß ihr Mangel geradezu einen Ausfall i
lückenlosen Linie bedeuten würde. Für die Ersche
der Homosexualität trifft dies im vollsten Umfang
Es wäre sehr merkwürdig, wenn von den fließe
Übergängen, die sich an jedem Organ, an jeder Funk
von einem zum anderen Geschlechte führend nachwe
lassen, der Geschlechtstrieb ausgenommen wäre. W
sämtliche männliche Eigenschaften gelegentlich verein
oder in größerer Anzahl bei einem Weibe und umgeke
sämtliche weiblichen beim Manne auftreten könn
woran auch nicht mehr der mindeste Zweifel besteh
kann, so würde es etwas ganz Außerordentliches sei
wenn der Geschlechtstrieb hier die einzige Ausnahm
bilden sollte. Das Nichtvorhandensein der Homosexualitä
würde ein viel größeres Wunder gewesen sein, wie ihre
Existenz, die vielen befremdlicher und naturwidriger er-
scheint, wie das gelegentliche Vorkommen eines wohl
entwickelten Bartes beim Weibe oder milchgebender

Brüste[1]) beim Manne. Wie man nach den Atomgewichten die im periodischen System der Elemente noch fehlenden Stoffe vorausberechnen konnte, ehe man sie fand, wie man aus den Abständen der Planeten die Stelle und die Umlaufsbahn des Neptun beschrieb, ehe man ihn entdeckte, wie man die Zwischenstufen zwischen den Vögeln und Reptilien eingehend schilderte, ehe man im Solenhofer Kalkschiefer auf den Archaeopteryx stieß, so hätte ein gescheiter Kopf die Homosexuellen nachweisen können, ehe er sie von Angesicht zu Angesicht sah. Keine Erscheinung steht in der Natur isoliert da, jede zeigt die vielseitigsten Verbindungen mit den übrigen Naturkörpern, überall gibt es Übergänge; wie zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen der Jüngling und die Jungfrau, so bildet zwischen Mann und Weib der Urning und die Uranierin eine Naturnotwendigkeit. Man hätte vermutlich diese Übergangsreihen viel eher erkannt und gewürdigt, wenn sie sich nicht auf jeden Geschlechtscharakter für sich beziehen könnten, ohne daß entsprechend die anderen miteinbezogen sind, dadurch entsteht ja eben die ungeheure Variation und kaum zu übersehende Mannigfaltigkeit. Im Grunde genommen ist jeder Mensch erst durch das ihm innewohnende Mischungsverhältnis männlicher und weiblicher Teile verständlich. Selbst im gröberen ist die Verschiedenartigkeit und Menge der Abweichungen so groß, daß alle Versuche, die körperlichen und geistigen Zwischenstufen in eine bestimmte Ordnung zu bringen,[2]) gescheitert sind. Zwischen

---

[1]) Milchgebende Männer werden bereits von Alexander von Humboldt und Bonplandt erwähnt in der „Reise in die Äquinoctialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. 2. Teil. Stuttgart und Tübingen 1818. S. 40 ff.

[2]) Derartige Klassifizierungs-Versuche wurden unternommen von:

1. Leonidas, Chirurg in Alexandrien, im 3. Jahrhundert, dessen Werke verloren sind; seine Einteilung wird angeführt von Aëtius,

den echten, Pseudo- und psychischen Her
den scheinbar rein somatischen und ansch
geistigen Formen sind keine sicheren Grenze
Mit der Menge wissenschaftlicher Beobach
sich das System mehr und mehr kompliziert
schließlich dahin zu vereinfachen, daß im G
nommen jeder Fall in der Unsumme der Zwis
einen Fall für sich, eine Klasse für sich, ein G
für sich bildet.

Der Vollmann und das Vollweib sind in Wir
nur imaginäre Gebilde, die wir nur zu Hilfe
müssen, um für die Zwischenstufen Ausgangsp

der in der Mitte des 6. Jahrhunderts in Mesopotamien lebt
Angaben finden sich zitiert bei Haller· Bibliotheca chirurg
1774. T. L. p. 79.

2. Ulisse Aldrovandi, Monstrorum historia, Bononiae 16
Ambrosini veröffentlicht. Früher hatte Aldrovandi, der 1605
erklärt, eine Klassifizierung der Hermaphroditen sei wegen d
den Autoren beschriebenen großen Zahl und Verschiedenhe
Formen unmöglich. Einer seiner Vorgänger, Argelata Pietro, V
1499, erklärte in seiner Chirurgia den Hermaphroditismus für
„unerklärliche und abscheuliche Affektion bei den Menschen".

3. Pierre Dionis, Cours d'opérations de Chirurgie. Brux
1708, p. 197. Er befürwortete das auch noch im 19. J
hundert wieder vorgebrachte Gesetz, daß die Hermaphroditen
für eins der beiden Geschlechter entscheiden, und es ihnen verbo
sein sollte, das nicht gewählte zu gebrauchen.

4. Albrecht v. Haller, Comm. Göttingen. 1752. T. I. 17
hatte Haller eine Schrift verfaßt: An dentur hermaphroditi?

5. H. A. Wrisberg, Commentatio de singulari genitalium d
formitate in puero hermaphroditum mentiente cum quibusdam obse
vationibus de hermaphroditis. Göttingen 1796. Par. 19. S. 541—54

6. J. Fr. Meckel, Handbuch der pathologischen Anatomie
Zwitterbildung, Leipzig, 1816. Bd. 2, Abt. 1, S. 196—221.

7. R. Lippi, Bizarre formi degli organi della riproduzione di
due individui della specie umana. Firenze 1826.

8. Johannes Müller, Bildungsgeschichte der Genitalien. Düsseldorf 1830.

besitzen. Einen hundertprozentigen Mann gibt es nicht, solange noch jeder die Brustwarzenrudimente und den uterus masculinus aufweist, wohl aber einen, der zu 95, 94, 93 etc. % männlich, zu 5, 6, 7 etc. % weiblich ist, die männlichen Qualitäten nehmen ab, und wir erreichen die Stelle, wo 50 % männliches und 50 % weibliches in einem Körper verbunden sind, von nun ab überragen die weiblichen Charaktere die männlichen bis wir ganz allmählich dicht an den Typus des Vollweibes gelangen, an dem vielleicht nur noch die Paradidymis an den Mann erinnert. Es ist durchaus nicht gesagt, daß ein Individuum, das zu 75 % weiblich, zu 25 % männlich ist „ein Weib" sein muß, es kann ebenso gut „ein Mann" sein, an dem alles, abgesehen von dem Membrum und seinen Adnexen, weiblich ist.

Was von dem Ganzen gilt, gilt auch von seinen Teilen. Wenn die Zellen des weiblichen und männlichen

---

9. E. F. Gurlt (Berlin), Lehre von der pathologischen Anatomie. 1832. S. 183 (34 Tafeln).

10. Isidore Geoffroy de St. Hilaire, Histoire des anomalies de l'organisation. Paris, 1836. T. II, p. 36.

11. Carlo Cotta, Alcune idee sull'ermafroditismo. Milano 1844. (Gazz. medico d. Milano.) T. III, S. 205.

12. A. Förster, Die Mißbildungen des Menschen. Jena 1861.

13. Edwin Klebs, Handbuch der pathologischen Anatomie. Berlin 1876. Bd. 1, Abt. 2, S. 736.

14. E. F. Gurlt, Über tierische Mißgeburten. Berlin 1877.

15. F. Ahlfeld, Die Mißbildungen des Menschen. 2. Abschn. Leipzig 1880. S. 243.

16. G. Pozzi, De l'ermaphroditisme. Gaz. hebdom. 1890. Nr. 30, p. 351.

17. Cesare Taruffi, Hermaphrodismus und Zeugungsfähigkeit, deutsch von Dr. R. Teuscher. Berlin 1903 (Barsdorf).

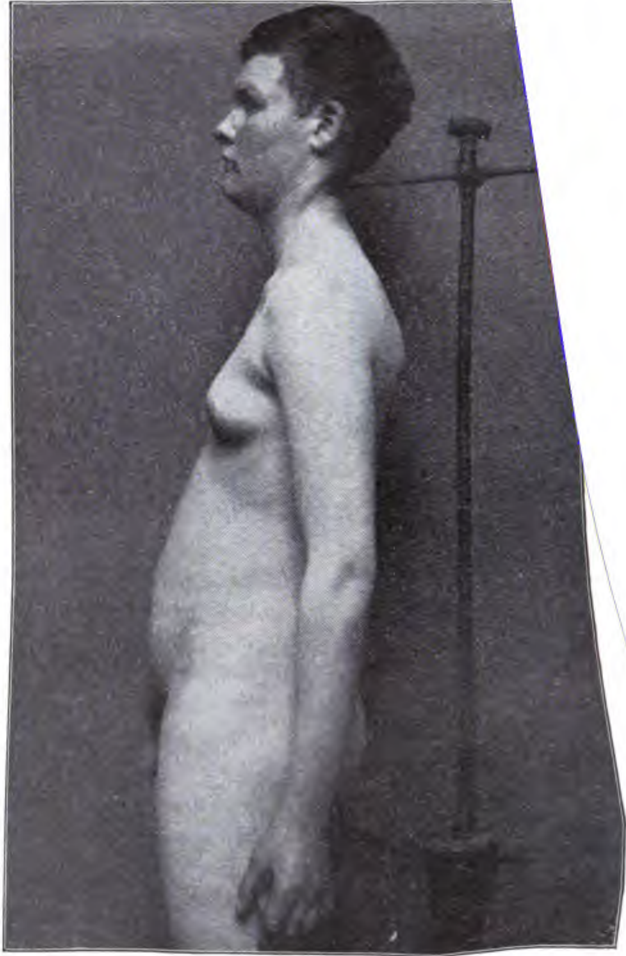
18. Die psychischen Hermaphroditen klassifizierte Krafft-Ebing. Psychopathia sexualis. Auch seine Klassen gehen unabgegrenzt ineinander über, ebenso wie die von Ulrichs aufgestellten Gruppen der Mannlinge und Weiblinge.

Organismus in ihrer Größe und Konsistenz U aufweisen, was durchaus wahrscheinlich ist, wir sicher sein, daß es zwischen der einen un Durchschnittsform zahllose Abstufungen gibt. jedes beliebige Stück am Menschen herausgrei wird man diesen ganz allmählichen Übergang lei nehmen können. Nehmen wir die kräftige, der des Vollmann-Typus und die relativ und absolut zartere, weichere Hand des weiblichsten Weibes, z beiden gibt es eine Legion unmerklich in einand gehender Formen. Das Durchschnittsbecken des und des Mannes weisen wesentliche Differenzen a doch sind auch hier die Zwischenformen so zahlreic es bei ausgegrabenen Becken häufig sehr schwer h sagen, ob es ein männliches oder weibliches war, Becken, die der Gynäkologe als „allgemein vere bezeichnet, sind tatsächlich nur virile Becken. Das gilt vom Schädel, von den weiblichen und männli Brüsten, von der Schrift und Gangart der Geschlec von ihrem Fühlen, Denken und Wollen, stets wird zwischen der spezifisch männlichen und typisch weiblic Form die Zwischenstufen, die Überbrückung der Geg sätze ohne Schwierigkeiten entwickeln können.

Auch der Geschlechtstrieb besitzt eine männlich also auf das Weib gerichtete und eine weibliche, also de Manne zugeneigte Form. Die Reize der Außenwelt, d Objekte, die den Geschlechtstrieb passieren, sind an sic gleich, der Eindruck, den sie auf die Nervenendorgane von wo sie hirnwärts projiziert werden, machen, ist derselbe; das von der hübschen Frau auf der Netzhaut entstehende Bild, die Klangwirkung ihrer Stimme auf das Gehör, die Fortleitung ihrer Ausdünstung auf das Geruchsorgan sind nicht verschieden. Auch die sensiblen Nerven, die von diesen, wie von allen Punkten der Körperoberfläche durch das centrum libidinosum



Urnischer Arbeiter



mit weiblichem Becken.

ziehen, sind anatomisch und physiologisch identisch, aber dieses Zentrum selbst muß verschieden bei Mann und Weib konstruiert sein. Auch der Urning sieht das Weib nicht „mit anderen Augen" an, sondern mit einem anders gearteten Zentralorgan. Die motorischen Nervenbahnen, die von diesem Zentrum peripheriewärts ziehn, dürften ebenfalls bei beiden Geschlechtern nicht wesentlich von einander abweichen. Daß bestimmte Sinneseindrücke, die von dem erregenden Objekt ausgehen, bei manchen mit besonders starken Lustgefühlen verknüpft sind — die besonders vom Gesichts-, Gehörs- und Geruchssinn ausgehende fetischistische, sowie die vom Hautsinn wahrgenommene masochistische Reizung gehören hierher — sind angesichts der spezifischen Erregung des bestimmten Zentrums durch ein bestimmtes Geschlecht von ebenso untergeordneter Bedeutung wie die zentrifugale im Sadismus zum Ausdruck gelangende gelegentliche Steigerung und Störung sexueller Motilität. Worin die verschiedene Beschaffenheit des zentralen Organs anatomisch liegt, können wir um so weniger sagen, als ja



Allgemein verengtes weibliches Becken.

der Sitz desselben noch nicht lokalisiert ist. sind es auch nur Größenunterschiede, wie bei a Geschlechtscharakteren, sodaß also etwa das einer bestimmten Größe nur durch weibliche Mitschwingungen versetzt wird, während in an dehnung männliche Reize wirksam sind. Doch natürlich nur Hypothesen, immerhin ist eine v achtete Mitteilung Galls,[1]) des neuerdings wi Möbius und Bunge[2]) zu Ehren gebrachten genialen F bemerkenswert, daß er „bei Männern, die eine Ab gegen das andere Geschlecht an den Tag legten, sonders schwach entwickeltes Kleinhirn gefunden Bekanntlich nahm Gall an, daß das Kleinhirn d des Geschlechtstriebes sei und zwar stützte er sich im wesentlichen auf folgende Argumente:

I. Das Kleinhirn ist bei Neugeborenen im hältnis zum Gesamthirn schwach entwickelt, wie 1 : 9 Es wächst am stärksten nach der Pubertät, besonder 18. Lebensjahr, und ist beim Erwachsenen dann das hältnis wie 1 : 5—7.

II. Die individuellen Verschiedenheiten in der E wickelung des Kleinhirns sind sehr groß. Der Grad Entwickelung ist beim lebenden Menschen äußerli kenntlich an dem Abstand der Processus mastoidei. weiter diese von einander abstehen, je breiter und stärk ist die Nackenmuskulatur. Gall will nun an einem seh umfassenden Material beobachtet haben, daß Persone

---

[1]) Franz Joseph Gall. Anatomie et Physiologie du système nerveux. 4 Bände. Paris 1810—18. Die uns interessierenden Stellen finden sich Vol. III. P. 85—138.

[2]) P. J. Möbius: Über Franz Joseph Gall. Schmidts Jahrbücher. Bd. 262. S. 260. 1899. G. v. Bunge-Basel. Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Leipzig bei Vogel 1901. I. Band 16. u. 17. Vortrag S. 222 u. ff. besonders auch S. 236.

mit breitem muskulösen Nacken einen besonders starken Geschlechtstrieb haben.

III. Das Kleinhirn ist beim Manne durchschnittlich stärker entwickelt als beim Weibe. Diesen Unterschied fand Gall in der ganzen Säugetierreihe von der Spitzmaus bis zum Elephanten bestätigt.

IV. Werden Menschen und Tiere vor der Pubertät kastriert, so bleibt das Kleinhirn in seiner Entwickelung zurück.

V. Wird nur ein Hoden exstirpiert, so atrophiert nur die eine Hälfte des Kleinhirns und zwar an der gekreuzten Seite. Gall will dies nicht nur bei Tieren, sondern in mehreren Fällen bei zufälligen Verletzungen am Menschen beobachtet haben.

VI. Der Mensch, in welchem der Geschlechtstrieb das ganze Jahr über rege ist, hat ein stärker entwickeltes Kleinhirn als die Tiere, bei denen sich der Geschlechtstrieb nur zur Zeit der Brunst regt.

Galls bestechende Behauptungen entbehren vielfach einer exakten zahlengemäßen Grundlage, sie sind daher auch vielfach bestritten und heftig angegriffen — der edle Gelehrte hatte unter dem Haß der Kirche und dem Neid der Fachgenossen namenlos leiden müssen — sie sind aber noch keineswegs widerlegt. Für seine Annahme spricht die neuerdings festgestellte Tatsache, daß sich die sensiblen Nervenbahnen von der ganzen Körperoberfläche her bis zum Wurm des Kleinhirns verfolgen lassen, und zwar reichen die ersten Neurone bis zu den Clarkeschen Säulen, von wo aus sie auf den Kleinhirnseitenstrangbahnen weiter ziehen.

Mag das Geschlechtstriebzentrum nun im Kleinhirn oder anderswo seinen Sitz haben, jedenfalls ist nach dem Gesagten mit Sicherheit anzunehmen, daß es

einen männlichen oder weiblichen Typus trägt hin, daß auch hier wie bei allen anderen mänı weiblichen Teilen fortlaufende Übergänge vorh und zwar selbständig, ohne daß eine Übereii mit den übrigen Sexualcharakteren unbedingt eı ist. Theoretisch ist zuzugeben, und ich selbst l Meinung früher vertreten,[1]) daß das Centrum lil aus zwei Teilen zusammengesetzt ist, indem vorhandenen körperlichen und geistigen Ru des anderen Geschlechts auch ein Triebrudim verschiedener Stärke entsprechen muß, so da eine doppelseitige Erregbarkeit in verschieden Grade möglich wäre. Wäre dies der Fall — wi bereits auseinandergesetzt, bin ich mit der Fül Materials schwankend geworden — so würde das f häufigere Vorkommen der Bisexualität sprechen, dings nur bei einer gewissen Größe des Rudiments. sexuelle Erregbarkeit durch beide Geschlechter läßt ohne weiteres noch nicht in diesem Sinne verwenden, abgesehen von Suggestivwirkungen handelt es sich oft nur um mechanische Reizungen, rein spinale Refl im Gegensatz zu den viel komplizierteren und zweck sprechenderen zentralen Reflexen, die von der Psy ihren Ausgang nehmen und für deren Beschaffenheit allein Entscheidende sind. Darum sind auch gerade Träume für die Richtung oder besser gesagt die män liche oder weibliche Qualität des Triebzentrums von hohem Wert, weil im Schlaf zahlreiche Assoziationen i Wegfall kommen, die im wachen Zustand modifizieren und störend eingreifen.

Zwei Umstände machen die große Häufigkeit der sexuellen Übergänge und Zwischenformen erklärlich und

[1]) Dr. med. Hirschfeld, Sappho und Sokrates etc. II. Aufl. 1902, S. 8 ff.

wahrscheinlich. Einmal die Tatsache, daß jedes Individuum mit beiden Geschlechtern in unmittelbarem Erbschaftsverhältnis steht. Der männliche Sproß erbt nicht nur von seinem Vater, sondern auch von der Mutter und diese gemischte Vererbung wird noch wesentlich erweitert durch die latente Vererbung, nach deren Gesetzen auch die Mütter und Großmütter väterlicher- und mütterlicherseits an jedem Knaben partizipieren. Gewiß wird dieser Einfluß durch die sexuelle Vererbung, nach der Knaben gewisse väterliche, Mädchen bestimmte mütterliche Eigenschaften erhalten, durchkreuzt, aber doch nicht in dem Grade, daß die vorher genannten wichtigen Gesetze der Heredität ausgeschaltet werden. Es hat vieles für sich, daß bei der Vereinigung der weiblichen und männlichen Keimzelle von vornherein ein bestimmtes Mischungsverhältnis angelegt ist, sodaß bereits die befruchteten Eier in männliche, weibliche und gemischte zerfallen würden. Diese sehr variable Mischung legt als Sexualbasis, vielleicht sogar als Sexualzentrum in der Hauptsache den Körper und Geist des Individuums für die Dauer seines Bestehens fest.

Der zweite Umstand, welcher die Häufigkeit der Zwischenstufen so naheliegend erscheinen läßt, ist der, daß alle qualitativen Unterschiede der Geschlechter in Wirklichkeit nur quantitative sind. Alle sexuellen Charaktere verharren eine gewisse Zeit im neutralen Zustand, dann findet bei allen in einem bestimmten Alter vor oder nach der Geburt ein gemeinsamer Anlauf statt, der bei manchen Teilen früher, bei anderen später sein Ende erreicht, indem die unbekannte Zentrale auf das Wachstum der einzelnen Organe bald hemmend, bald fördernd einwirkt. Von dieser Wachstumsenergie ist es abhängig, ob ein Stück männlich oder weiblich geartet erscheint; gänzlich schwindet keins dieser Stücke, selbst beim Vollweibe ist alles männliche in mehr oder weniger

großen Resten vorhanden, so wenig die S
weiblichen bei keinem Manne fehlen. Bei die
duellen Verschiedenheit der Individuen und G
kann es nicht Wunder nehmen, daß eine V
der Grenzen so häufig ist.

Man hat wohl behauptet, daß die Trennun
schlechter umso schärfer sei, je höher ein I
stehe, daß die Natur auf eine immer größere Differ
der Geschlechter hinarbeite. Das entspricht
nicht den Tatsachen. Die Geschlechtsunterschi
bei den niederen Tieren viel größer, als bei den
so sind bei manchen Insekten die Männchen und W
so verschieden gestaltet, daß man sie lange als
derselben Art garnicht erkannt hat. Selbst b
meisten Säugetieren unterscheidet sich das Mä
mehr vom Weibchen, als beim Menschen. Dabe
halten sich die sexuellen Geschlechtscharaktere
stabil, der weibliche Typus, der männliche und de
Zwischenstufen hat sich soweit unsere Kenntnisse re
weder bei den Tieren noch beim Menschen nach
und Zeit erheblich verändert. Namentlich sind die Ü
gangstypen unter den Menschen zu allen Zeiten un
allen Zonen nachweisbar. Schon aus diesem Grunde
scheint es nicht gerechtfertigt, im Uranismus einen Atavism
zu erblicken, wie es wiederholt geschehen ist. Gewiß
die Geschlechtseinheit im Naturreich das Ursprüngliche
die zwei Geschlechter stellen eine höhere Stufe der En
wickelung dar. In den Zwischenstufen tritt uns abe
kein Rückschritt zum eingeschlechtlichen, sondern vie
eher ein Fortschritt zum mehrgeschlechtlichen entgegen
Das dritte Geschlecht stellt nichts einfacheres, sondern
eher etwas komplizierteres dar. Mit ihm gestaltet sich
die Menschheit nicht einförmiger, sondern reichhaltiger
und vielseitiger. Läge wirklich eine immer schärfere
Differenzierung der Geschlechter im Plane der Natur, so

müßten die Männer immer männlicher, die Frauen immer weiblicher, die Kluft zwischen beiden Geschlechtern mithin immer größer und klaffender werden. Wir vermögen darin weder etwas Zweckmäßiges, noch etwas Segensreiches zu erblicken.

V. Heredität und Homosexualität.

Angeboren ist nicht immer ererbt. Wäre beispielsweise unsere Vermutung richtig, daß das Männliche und Weibliche im Menschen von dem Mischungsverhältnis der männlichen und weiblichen Zeugungsstoffe abhängig ist, so wäre der homosexuelle Trieb wohl eingeboren, aber nicht ererbt im eigentlichen Sinne des Wortes. Genau genommen kann man nur etwas erben, was die Eltern besitzen. Demnach müßte von den Eltern eines urnischen Kindes zum mindesten eines urnisch sein. Das ist aber verhältnismäßig sehr selten der Fall. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch hat allerdings den Begriff der Vererbung wesentlich erweitert, und nennt ererbt auch solche Eigenschaften, deren Auftreten erfahrungsgemäß von gewissen oft ganz anders gearteten Zuständen der Eltern hereditär beeinflußt wird, so nennen wir die Skrophulose ererbt, wenn das Kind einer tuberkulosen Familie entstammt, die Epilepsie ererbt, wenn der Vater ein Trinker war, die Taubstummheit ererbt, wenn die Eltern blutsverwandt waren. Auch die Definition von Möbius [1]: „Entartete sind die, welche vermöge krankhafter Zustände ihrer Erzeuger mit einem krankhaften Geisteszustande zur Welt kommen“, gehört hierher. Richtiger wäre es in allen diesen Fällen nur im allgemeinen von ererbter Belastung oder von Belastung allein zu reden.

[1]) V. Magnan: Psychiatrische Vorlesungen; in der Einleitung von Möbius S. VI.

Die Forscher, welche die Überzeugung ve die Homosexualität angeboren sei, haben u achtens dieser erblichen Belastung einen zu h beigelegt und zwar dürfte die Überschätzung des Einflusses mit der Besonderheit des verarbeiteten zusammenhängen. Sie berücksichtigten zu wenig alle Konträrsexuellen, die zu ihnen als hervo Nervenärzten kamen, sich subjektiv leidend füh objektiv oft in indirekter Verbindung mit ihre sexualität meist an Neurasthenie litten, einer ebenf fach auf neuropathischer Heredität basierenden S Meist handelt es sich auch um Patienten aus b Ständen, in denen es wohl kaum noch eine Famili bei der nicht unter den Angehörigen Abweichungen z statieren sind, etwa Migräne der Mutter, Selbstmord Vetters, die sich im Sinne psychopathischer Dispo verwenden lassen. Wer sehr viele gesunde Homose exploriert hat, wird erstaunt sein, wie häufig here belastende Umstände — auch bei weitester Fas des Begriffs der Erblichkeit — fehlen. Von denen, di beobachtete, stammen mindestens 75% von gesun Eltern aus glücklichen, oft sehr kinderreichen El Nervöse oder geistige Anomalien, Alkoholismus, Bl verwandtschaft, Lues sind in der Aszendenz keinesw häufiger, wie unter den Vorfahren normalsexueller Pe sonen. In der Mehrzahl der Fälle heirateten Vater u Mutter aus Neigung, sehr viele Urninge heben das b sonders glückliche Zusammenleben ihrer Eltern hervo Der Altersunterschied der beiden Eltern weist groß Schwankungen auf, im Durchschnitt ist der Vater 5 bis 10 Jahre älter wie die Mutter, in einem Falle betrug der Altersunterschied 45 Jahre, der Vater war 64, die Mutter 19 Jahre, als das urnische Kind, welches das einzige blieb, geboren wurde. Unehelich geborene Homosexuelle kenne ich 8. Wiederholt schien es mir, daß die

Mutter eine mehr aktive, der Vater mehr eine passive Natur war, ohne daß eins von beiden direkt urnisch gewesen wäre. Das von manchen als ätiologisch bedeutsam angegebene Moment, daß die Mutter sich ein Kind entgegengesetzten Geschlechtes gewünscht habe, entbehrt einer statistischen Unterlage. Die Mutter eines urnischen Leutnants teilte diesem auf seine Anfrage mit, daß sie sich allerdings vor seiner Geburt — er ist der dritte Sohn — eine Tochter gewünscht habe, noch mehr aber habe sie dies vor der Geburt des vierten Knaben getan, aus dem ein scharf heterosexueller Frauenfreund und Familienvater geworden ist. Bei den 20—25 % der Homosexuellen, wo erbliche Belastung vorlag, fanden sich fast durchgängig Zeichen der Degeneration, die von der Homosexualität als solcher unabhängig waren.

Sind also in $^3/_4$ der Fälle „krankhafte Zustände der Erzeuger“ bei gewissenhafter Nachforschung nicht zu eruieren, so gibt es doch eine Tatsache, aus der sich mit Sicherheit schließen läßt, daß eine Familienanlage zur Homosexualität bestehen muß, wenn auch keine krankhafte. Dieses Faktum ist das verhältnismäßig sehr häufige Vorkommen homosexueller Geschwister. Unter 100 Urningen finden sich durchschnittlich 8, deren Bruder oder Schwester ebenfalls homosexuell sind. Diese Zahl, die mit der Gesamtmenge der Urninge in gar keinem Verhältnis steht, kann kein Zufall sein, auch ist der Einfluß der gleichen Erziehung oder psychischer Ansteckung auszuschließen, denn meist haben diese Personen noch eine ganze Reihe normalsexueller Geschwister, die in demselben Milieu aufgewachsen sind und in nahezu der Hälfte der Fälle handelt es sich um Bruder und Schwester, auf die, wenn sich Homosexualität züchten ließe, ganz entgegengesetzte Faktoren eingewirkt haben müßten, denn die Umstände, die den Sohn effeminierend beeinflussen könnten, müßten die Tochter erst recht weiblich machen und um-

gekehrt, es sei denn, daß Eltern absichtlich i
nach weiblicher, ihre Töchter nach männliche
ziehen, was schwerlich vorkommen dürfte. Oft
die urnischen Geschwister getrennt von einande
wachsen. So berichtet ein höchst femininer Ur
russischer Abkunft, der in Deutschland erzogen
„Meine einzige Schwester, von der ich seit Kind
trennt bin, hat fast alle Vorzüge eines Mannes, sie
in Petersburg Medizin, raucht und treibt sehr viel
sie schwärmte in der Schule sehr für ihre Lehrer
lebt mit einer Studiengenossin in enger Freundscha
sammen.“ Unter 58 urnischen Geschwistern, die mi
sönlich oder dem Namen nach bekannt sind, finden
26 mal Bruder und Schwester, 21 mal homosexuelle Br
darunter 2 mal Zwillingsbrüder, 3 mal homosexuelle Sc
stern, 6 mal 3, 1 mal 4, 1 mal 5 urnische Geschwi
29 mal sind sämtliche (2, 3 und 5) Kinder homosex
in 7 Fällen hat sich ein Bruder wegen Homosexual
das Leben genommen. Verhältnismäßig häufig finden s
auch Homosexuelle in der Vetterschaft. In einer eu
päischen Fürstenfamilie, welche im Jahre 1880 14 män
liche Mitglieder zählte, fanden sich nachweislich vie
wahrscheinlich sogar sechs Urninge. In den Fällen, w
mehr als zwei Kinder homosexuell sind, scheint mir ein
psychopathische Belastung häufiger vorzuliegen, soweit
sich dies bei dem relativ spärlichen Material sagen läßt.
Im Falle der 4 urnischen Geschwister waren der Vater
und der Großvater mütterlicherseits Brüder, in dem der
5 Geschwister berichtet der älteste Bruder, ein mir auch
persönlich bekannter tüchtiger Schriftsteller: „Meine vier
jüngeren Geschwister, eine Schwester und 3 Brüder, sind
wie ich veranlagt. Mein 2. Bruder nahm sich im 28. Jahr
das Leben. Er verlobte sich, glaubte aber nach kurzer
Zeit das Mädchen nicht wirklich lieben und befriedigen
zu können, wurde krankhaft mißtrauisch gegen seine

Umgebung, von der er sich in seiner Anomalie durchschaut glaubte und erhängte sich in einem Sanatorium. Wir Geschwister sind sämtlich von der Mutter her sehr musikalisch und schöngeistig veranlagt, die Mutter war eine kluge energische Frau von vorzüglichen Gemütseigenschaften. In ihrem Gesicht lag ein männlicher Zug. Sie starb im 50. Jahr an Unterleibskrebs. Der Vater war skrophulös, schwerhörig, willensschwach, er starb im 58. Jahr nach langjährigem Rückenmarksleiden. Die Mutter meines Vaters hatte in ihrem Tun etwas entschieden Männliches und hatte im Alter einen Bart.“ Ich bemerke, daß der Berichterstatter körperliche und geistige Degenerationszeichen aufweist (u. a. unregelmäßige Zahnstellung, verbildete Zehen, allerlei Absonderlichkeiten und Exzentrizitäten neben hoher geistiger Befähigung, Zwangsvorstellungen, so ist es ihm unmöglich rechts von jemandem zu gehen, exhibitionistische Anwandlungen etc.). Es handelt sich hier also um einen erblich belasteten Homosexuellen, der zugleich ein Degenerierter ist.

Die Frage zu entscheiden, wie gesunde Eltern zu homosexuellen Kindern kommen, werden wir schwerlich im Stande sein, bevor wir nicht wissen, wovon es abhängt, daß das eine Mal Knaben, ein anderes Mal Mädchen geboren werden. Vorläufig können wir nur die uns in ihren Gründen völlig unklare, aber höchst weise Tatsache konstatieren, daß in Deutschland wie fast in ganz Europa auf 100 Mädchen durchschnittlich 106 Knaben zur Welt kommen. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir hieraus und aus der Erfahrungstatsache, daß — soweit unsere Kenntnis reicht — überall Homosexuelle in gleicher Menge vorhanden sind, folgern, daß auf ein bestimmtes Quantum Knaben und Mädchen ein konstanter Prozentsatz urnischer Personen geboren wird. Die Größe desselben auch nur annähernd anzugeben, besitzen wir keine exakten, einwandfreien Grundlagen; sie zu beschaffen, dürfte

eine der wichtigsten Aufgaben des wissenschaftlic
tären Komitees sein. Als statistisch erwiesen d
dagegen ansehen, daß die Homosexuellen in der
der Fälle nicht erblich belastet sind, wie es bish
geglaubt wurde. Diese Feststellung spricht w
dagegen, daß es sich in allen Fällen von Homose
um eine Degenerationserscheinung handelt. Beka
waren die Psychiater, die sich zuerst mit der ko
Sexualempfindung beschäftigten, namentlich Magna
Krafft-Ebing auf Grund ihres Materials zu dieser
zeugung gelangt. Magnan[1]) hatte gesagt: „Die
kehrung des geschlechtlichen Empfindens ist nicht
Krankheit für sich, sondern das Zeichen eines a
meinen krankhaften Zustandes, ein Syndrom im I
der ererbten Entartung.“ Krafft-Ebing[2]) gelangt ha
sächlich unter Berücksichtigung der „in fast allen Fä
vorhandenen neuropathischen Belastung“ zu dem Schlu
„daß diese Anomalie der psychosexualen Empfindun
weise als funktionelles Degenerationszeichen klinisch a
gesprochen werden muß.“ Mit der Menge der zu sein
Beobachtung gelangenden Homosexuellen hat er alle
dings diesen Standpunkt wesentlich eingeschränkt und i
seiner Arbeit im III. Bande dieser Jahrbücher (S. 6) er
klärt er ausdrücklich: „Daß die konträre Sexualempfindung *an und für sich* nicht als psychische Entartung oder gar Krankheit betrachtet werden darf.“ Neuerdings hat Möbius in der geistvollen Schrift: „Geschlecht und Entartung“[3]) die Anschauung vertreten, daß die Homosexualität stets eine Form *angeborener* Entartung sei, er beruft sich dabei besonders darauf, daß *stets* erbliche Belastung nachzuweisen sei und daß *stets* auch außerhalb der Geschlechtlichkeit liegende körperliche und

[1]) Magnan. Psychiatrische Vorlesungen, IV. V. Heft. S. 38.
[2]) Psychop. sex. S. 209.
[3]) S. 28 ff.

geistige Zeichen der Entartung vorhanden wären. Wir sahen bereits, daß die erste Voraussetzung nicht zutrifft, und werden erfahren, daß auch die zweite Prämisse einer Massenbeobachtung gegenüber nicht Stich hält. Übrigens rechnet Möbius [1]) (S. 36) die Homosexuellen „nur zu den Leichtentarteten oder wie man gewöhnlich sagt, zu den Nervösen.“ Ein anderer sehr erfahrener Psychiater — selbst Urning — schreibt: „Meine Studien haben mir kein positives Resultat ergeben. Wohl fand ich in einzelnen Fällen von Homosexualismus hereditäre Einflüsse, die aber bei anderen fehlten. Allerdings fand ich unter Homosexuellen Typen mit ausgeprägten psychischen und körperlichen Degenerationszeichen, andererseits fand ich aber wieder so kerngesunde, harmonische Naturen, daß sich für mich trotz eifrigsten Bestrebens nichts Eindeutiges zur Entscheidung dieser Frage ergab. Allerdings ist ein so verhältnismäßig kleines Material, wie es bisher jedem auch dem bedeutendsten Forscher vorgelegen hat, nicht geeignet, absolut einwandfreie Schlüsse zu ziehen. Ein entscheidender Beitrag zur Lösung dieser Frage ist wohl nur von der Bearbeitung des großen einschlägigen Materials, das dem wissenschaftlich-humanitären Komité zur Verfügung steht, zu erwarten.“

Vor kurzem hat sich auch Näcke [2]) zu der Frage geäußert und zwar in dem Sinne, daß die Homosexualität allein für sich bestehend noch keine Entartung ausmacht,

---

[1]) Möbius sagt in dieser Broschüre S. 40: „Auch ich bin der Meinung, daß die Abschaffung des § 175, dessen Wirkung hauptsächlich in Erpressungen und weiterhin in Selbstmorden besteht, dringend zu wünschen sei.“ Wir betonen dies Bloch gegenüber, der sich gegen die Aufhebung dieses § ausspricht und sich dabei auch (B. I. S. 252) auf frühere Ausführungen von Möbius stützt. Auch die zwei anderen Hauptgewährsmänner von Bloch: Eulenburg und v. Schrenck-Notzing haben die Petition unterzeichnet, welche für die Beseitigung dieser verhängnisvollen Strafbestimmung eintritt.

[2]) In Laehrs Allg. Zeitschrift f. Psychiatrie 1902. S. 827.

daß es geistig und körperlich völlig norma
sexuelle gibt, daß man dagegen die Homosex
ein Stigma neben anderen gelten lassen kann, w
nicht als ein so schweres, wie es vielfach h
wurde. Ich habe in Gemeinschaft mit dem
Dr. Ernst Burchard, mehrjährigen psychiatrisch
stenten, die Beziehungen zwischen Degenerati
Homosexualität einem eingehenden Spezialstudium
zogen und können wir den Thesen Näckes voll un
beipflichten.

Wir legten uns zuvörderst die Frage vor, inw
die Homosexualität als Teilerscheinung bei Persö
keiten auftritt, die ihrer gesamten körperlichen
geistigen Veranlagung nach als Entartete zu bezeic
sind. Wir gingen dabei von dem jetzt allgemein gült
Grundsatze aus, daß ein vereinzeltes Degenerationszeic
noch kein Beweis von Entartung ist, daß es in jed
Fall des Zusammentreffens mehrerer solcher Eigenschaf
bedarf, von denen Möbius sagt: „Wo sie sind, da
Entartung, wo ihrer viel sind, viel, wo ihrer wenig, wenig
Auszuschließen waren bei dieser Untersuchung von vor
herein psychische und somatische Erscheinungen, welch
mit der Homosexualität in unmittelbarem Zusammenhang
standen. Wenn beispielsweise Möbius[1]) sagt: „Kinderliebe ist ein wesentlicher Zug des weiblichen Geistes; wenn ein Mann seine Kinder abscheulich findet, so erregt das kein Bedenken, tut es ein Weib, so ist sie mit Bestimmtheit als entartet zu bezeichnen“, so trifft dies für ein normalsexuelles Weib gewiß zu, nicht aber für eine urnische Individualität, zu deren Gesamtbild diese Abneigung gegen Fortpflanzung und Kinder als Teilerscheinung gehört. Ebensowenig werden wir bei einem homosexuellen Manne sehr weiche Hände oder starke Brustentwickelung

[1]) Stachyologie S. 176.

oder Bartlosigkeit als Stigma der Degeneration, sondern vielmehr als urnisches Stigma ansehen dürfen. Von körperlichen Degenerationszeichen hatte Kollege Burchard folgende für unseren Zweck zusammengestellt:[1])

Abnormer Kopfumfang
Asymmetrie des Hirnschädels.
Asymmetrie des Gesichtsschädels.
Abnorme Häßlichkeit.
Mikro- und Anophthalmus.
Fehlen, Colobom der Iris.
Farbenungleichheit der Iris.
Ektopie und Ungleichheit der Pupillen.
Retinitis pigmentosa.
Angeborene Kataract.
Cysten der Augenhöhle.
Schielen, Nystagmus.
Die zahlreichen Anomalien im Bau des äußeren Gehörorgans (wie Spitzohr, Darwinsches Knötchen, übermäßig große, sehr stark abstehende Ohren).
Fisteln der Ohrmuschel.
Anhänge der regio auricularis und regio colli.
Kiemengangcysten.
Gesichtsspalten.

---

[1]) Es wurden besonders folgende Werke berücksichtigt:

Morel: Dégénérescences de l'espèce humain, Paris 1856.

Magnan: Psychiatrische Vorlesungen, Deutsch von Möbius, Leipzig 1891.

Féré: Nervenkrankheiten und ihre Vererbung. Deutsch von Schnitzer, Berlin 1896.

Möbius: Über Entartung, Wiesbaden 1900.

Nordau: Über Entartung, Berlin 1893.

Arndt: Biologische Studien (II. Artung und Entartung, Greifswald 1895).

Rhode: Über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften und Krankheiten, Jena 1895. (Mit eingehender Litteraturangabe über Vererbung bis 1895.)

Cohn: Ein Beitrag zur Lehre von der Vererbung. — Deutsche medicinische Presse.

Fuhrmann: Das psychotische Moment, Leipzig 1903.

Hasenscharten.
Cysten des Zwischenkieferspalts.
Anomalien der Zahnstellung und des Zahnbaus.
Hoher und spitzer Gaumen.
Spaltungen des Gaumens.
Auffallend massiver Unterkiefer.
Mikro- und Makroglossie.
Anomalien des Zungenbändchens.
Stottern, Stammeln.
Angeborene Abweichungen der Wirbelsäule.
Fehlen von Extremitäten und einzelnen Gliedern.
Entwickelungshemmungen in der Länge der Finger und
Polydaktylie, Syndaktylie.
Schwimmhäute.
Zu harte knochige, zu breite tatzenartige, zu weiche knochenlose, übermäßig feuchte kalte Hand.
Klumpfuß, Pferdefuß etc.
Hammerartige Mißbildungen der großen Zehe.
Angeborene Luxationen, Neigung zu Luxationen.
Größenmißverhältnisse der Extremitäten zum Rumpf.
Riesen-, Zwergwuchs.
Angeborene Exostosen.
Akromegalie.
Spina bifida.
Mangelhafte Muskelentwickelung.
Fehlen einzelner Muskeln.
Starke Fettleibigkeit.
Multiple Lipome.
Hämophilie.
Situs inversus.
Neigung zu Krampfadern.
Aplasie der Arterien.
Pigmententartung der Haut (Flecken etc.).
Albinismus.
Hornartige Gewächse der Haut.
Mangelhafte und abnorme Behaarung.
Vorzeitiges Ergrauen.
Doppelter Haarwirbel.
Ungenügendes Wachstum der Haare.
Zartheit der Nägel.
Brüche, Bruchanlage.
Atresie, Prolapse des Mastdarms.

Abnorme Länge des proz. vermiformis.
Neigung zu Appendicitis.
Überzählige Brüste.
Pseudo-Hermaphroditismus.
Kryptorchismus. Ektopie der Testikel.
Hypospadie. Epispadie.
Phimose.

Natürlich sind die einzelnen Stigmata in ihrer Bedeutung sehr verschieden zu bewerten, so werden vorzeitiges Ergrauen, Neigung zu Appendicitis, zu Krampfadern und Bruchanlage zusammengenommen weniger zu besagen haben als eine Verbindung von Hasenscharte und Polydaktylie. An die körperlichen Entartungszeichen schließt sich die Neigung zu bestimmten konstitutionellen Erkrankungen an, die man ebenfalls als Entartungszeichen ansieht. Im Wesentlichen sind es Rachitis, Tuberkulose, Skrophulose, Diabetes und die Krankheiten der arthritischen Gruppe. Die Anlage zu gewissen nervösen Erkrankungen, der man eine gleiche Bedeutung beilegt, zur Chorea, Basedowschen, Parkinsonschen, Thomsenschen Krankheit, Muskelatrophie, Migräne, Neuralgieen, Epilepsie, Hysterie und Neurasthenie leitet uns auf das Gebiet der psychischen Degenerationszeichen über. Hier kommt es für uns weniger auf die ausgesprochen pathologischen Zustände des sogenannten Entartungsirreseins an, die ohnehin von den übrigen endogenen Psychosen schwer zu trennen sind, als vielmehr auf jene psychischen Stigmata, die außerhalb eigentlicher Geistesstörungen den Entarteten charakterisieren. Es sind dies nach Féré: Extreme Reizbarkeit des Charakters, Veränderlichkeit der Gefühle und Neigungen, Absonderlichkeit des Geschmacks (z. B. im Alkoholismus und Morphinismus hervortretend), damit im Zusammenhang steht die für den Entarteten charakteristische Tatsache, daß bei ihm der Impuls zum Handeln stärker ist, als es nach den bestimmenden Motiven der Fall sein sollte. Magnan stellt in den Vordergrund die

verringerte Fähigkeit sich geistig konzentrieren zu nebst der Unfähigkeit, lästige Gedanken zu bann zu Zwangshandlungen führt (Platzfurcht, Onomat Arithmomanie, Selbstmordmanie etc.). Möbius sieht das wesentliche in der psychischen Unbestän und Disharmonie, die in Gleichgewichtsstörunger Ausdruck gelangt. Wichtig für die Bewertung psych Entartungszeichen ist der Satz, daß diejenigen, w unter gleichen Lebensbedingungen stehen, wissen we was an dem Betreffenden atypisch ist. Hier ist je wieder zu berücksichtigen, daß dem Normalsexue vieles atypisch erscheinen wird, was dem spezifisch ho sexuellen Empfinden entspringt und mit der urnisc Natur vollkommen harmoniert, sodaß von diesem Gesich punkt aus von einer Disharmonie der psychischen Persö lichkeit nicht die Rede sein kann. Weiterhin sind au die nervösen Stigmata in Abzug zu bringen, welche a unmittelbare Folgeerscheinungen der homosexuelle Triebrichtung aufzufassen sind. Wenn wir uns vergegen wärtigen, welchen gewaltigen Faktor die homosexuelle Leidenschaft im individuellen Leben ausmacht, so werden wir begreifen, daß stärkere Alterationen dieser Sphäre auf das ganze mit dem Sexualtrieb so eng verknüpfte Nervensystem besonders nachteilig wirken werden. Unglückliches Lieben steht unter den Ursachen der Neurasthenie obenan und man sollte nie versäumen, wenn man bei Patienten die mit erhöhter Erregbarkeit verbundenen nervösen Depressionen findet, das Sexualleben im weitesten Sinn als ätiologisches Moment in Betracht zu ziehen. Gilt das schon für Normalsexuelle, um wie viel mehr für Homosexuelle, deren innere Angst und Erregungszustände, deren so oft zu Selbstmordversuchen führende Liebeskonflikte, deren qualvolle Unterdrückungskämpfe oft eine fortlaufende Reihe psychischer Traumen darstellen. Wir müssen also bei unseren Untersuchungen die auf dem

Boden der Entartung und die auf dem der Homosexualität entstandene Neurasthenie wohl unterscheiden.

Wenn wir uns nun nach Auschluß der mit dem homosexuellen Triebe im unmittelbaren Zusammenhang stehenden Stigmen die Frage vorlegen: Bestehen bei Homosexuellen die körperlichen und geistigen Entartungszeichen in höherem Prozentsatz als bei Normalsexuellen?, so lautet die Antwort: Nein. Burchard und ich fanden unter 200 beliebig ausgewählten Homosexuellen 32 mit ausgesprochenen Degenerationszeichen also ca. 16% und zwar waren diese fast sämtlich erblich belastet.

Stände die Homosexualität im unmittelbarem Zusammenhang mit der Degeneration, so müßten die Zeichen der Entartung nicht nur bei Homosexuellen, sondern auch die Homosexualität in größerem Umfange bei schwerer Degenerierten nachzuweisen sein. Auch das trifft nicht zu. Man vergleiche die im II. Aufsatz dieses Bandes von Näcke mitgeteilten Beobachtungen aus der Irrenanstalt Hubertusburg, auch Dr. Burchard sah während seines mehrjährigen Aufenthalts in der Heilanstalt Uchtspringe unter dem dortigen überaus zahlreichen Material von Degenerierten schwerster Art nur einen Fall ausgesprochen homosexueller Veranlagung (bei einem Epileptiker.)

Tritt also die Homosexualität in gut $^4/_5$ der Fälle bei völlig Gesunden und nur in knapp $^1/_5$ bei Degenerierten auf, steht sie demnach keineswegs so oft in Verbindung mit sonstigen Zeichen der Degeneration, daß sie notwendig mit ihr verknüpft erscheint, so bleibt noch der Einwand übrig, und dieser ist erhoben worden, daß die Homosexualität allein für sich ihren Träger zum Degenerierten, zu einem minderwertigen Repräsentanten der Gattung Mensch stempelt. Auch Möbius scheint dieser Meinung zuzuneigen. Er sagt (Stachyologie S. 132) einmal: „Mit der Zivilisation wächst die Entartung, d. h. die Ab-

weichung von der ursprünglichen Art. — I
wichtigsten Arten geistiger Abweichung bestel
daß der Geschlechtscharakter an seiner Bestimmt
liert, daß beim Manne weibliche Züge, beim
männliche auftreten." Man mißt dabei diesen Züge
Symptomenkomplex doch zweifellos eine Einheit
eine Bedeutung bei, die man keinem anderen Stig
erkennt, und setzt sich in Widerspruch mit dem v
Psychiatern allgemein angenommenen Satz, daß es zur
stellung der Entartung stets mehrerer Degenera
zeichen bedarf. Um zu entscheiden, ob die Homosexu
für sich eine Entartung bedeutet, muß man sich
allem über diesen Begriff Klarheit verschaffen,
durchaus nicht leichte Aufgabe, denn die Erklär
„Entartung ist ein krankhafter Geisteszustand auf Gr
krankhafter Zustände der Erzeuger", sowie die and
Definition: „Entartung ist eine ererbte Abweichung v
Typus, die die durch die Variabilität gezogenen Grenz
übersteigt", rufen sofort die Gegenfragen wach: was i
krankhaft? was ist der Typus? was ist die Norm? welche
sind die Grenzen physiologischer Varietät? Wir könne
doch unmöglich Lombroso beipflichten, der auf die telegraphische Anfrage des New York Herald: Was ist ein normaler Mensch? antwortete: „Ein Mensch, der über einen gesegneten Appetit verfügt, ein tüchtiger Arbeiter, egoistisch, geschäftsklug (routiné) geduldig, jede Machtsphäre achtend . . ein Haustier."

Gewiß stellt der Homosexualismus die Minorität des geschlechtlichen Empfindens dar, sodaß man ihn vergleichsweise als von der Norm abweichend und in diesem Sinne als abnormal bezeichnen kann. Sieht man aber von Vergleichen ab und betrachtet ihn ganz objektiv, rein für sich, als etwas einmal Bestehendes, so bildet er in sich etwas so Übereinstimmendes, die ihm eigenartige Geschlechtsempfindung entspricht so sehr

seinem ganzen Wesen und zeigt so bis ins einzelne gehende Analogieen mit der heterosexuellen Geschlechtsempfindung, daß man bei ihm wohl von einer besonderen Art, einem besonderen Geschlecht absolut gesprochen, aber nicht von einer Anomalie im pathologischen Sinne reden kann. Das Disharmonische, die Störung der normalen geistigen Proportionen (déséquilibration), auf welche die Psychiater mit Recht hohen Wert legen, ist beim Homosexuellen nur scheinbar vorhanden. Die Ansicht Molls, welche er in einer seiner letzten Arbeiten [1]) mit den Worten vertritt: „Zu den krankhaften Erscheinungen rechne ich unter allen Umständen die ausgeprägte Homosexualität. Wo ein solches Mißverhältnis zwischen Körperbildung und seelischer Verfassung besteht, haben wir einen pathologischen Zustand vor uns," diese Ansicht wäre richtig, wenn der Homosexuelle körperlich und geistig so konstituiert wäre, wie der Normalsexuelle. Wir haben ausführlich dargetan, daß ein derartiges Mißverhältnis in Wirklichkeit nicht besteht. Nicht ohne Berechtigung schreibt ein homosexueller Gelehrter: „Wenn jemand, der sonst gesund ist, durch die Befriedigung eines Triebes Glück empfindet, dürfte doch das Prädikat „krankhaft" widerlegt sein. Ich verspüre nach jeder Auslösung meines Triebes ein so erhöhtes Kraftgefühl, soviel innere Harmonie, eine so arbeitsfrohe Stimmung, daß seine völlige Unterdrückung für mich eine kontradiktio in — subjekto bedeuten würde." Die Pathologen verstehen unter Krankheit eine den Körper schädigende, meist auch unangenehm empfundene Erscheinung. Die Homosexualität an und für sich verschafft ihren Trägern aber weder Schaden noch Unannehmlichkeiten, diese erwachsen ihnen nur aus den Verhältnissen. Auch der häufige Mangel hereditärer Belastung spricht

---

1) Zukunft: Sexuelle Zwischenstufen. S. 433. 1902.

sehr dagegen, daß die homosexuelle Empfindung ein Degenerationsphänomen ist, ebenso der Umst sich die Homosexuellen sehr oft einer ersta körperlichen und geistigen Gesundheit, Kraft unc keit erfreuen; erst kürzlich besuchte mich ein jähriger Uranier, der mir mitteilte, daß er nie kra wesen sei und es im alpinen Sporte, dem er mi huldigte, noch jetzt mit jedermann aufnehmen Eulenburg [1]) und Bloch meinen, daß die Ubiquit Homosexualität, ihre Unabhängigkeit „von Zeit unc von Rassenverhältnissen und Kulturformen" gegen Annahme einer Degenerationserscheinung spräche, ist dem mit Recht entgegenzuhalten, daß es überall artete geben kann. Richtig ist, daß Kultur und Civilisa sowie „das Zeitalter der Nervosität" nicht verantwortl zu machen sind und es freut mich, nach so vie Meinungsverschiedenheiten hierin mit Bloch überei stimmen zu können, wennschon ich gewünscht hätte, d der Autor aus dem Ergebnis seiner historischen Fo schungen: Die Homosexualität kann kein „Kulturprodukt sein, den Schluß gezogen hätte: Dann wird sie wohl ei „Naturprodukt" sein.

Manche erblicken in der relativen Fortpflanzungsunfähigkeit der Homosexuellen einen Beweis ihrer Krankhaftigkeit. So sagt Wachenfeld [2]): „Die Homosexualität kann nichts rein Natürliches, Physiologisches sein; denn sonst würde die Natur die homosexuelle Befriedigung, ebenso wie die heterosexuelle, in den Dienst der Fortpflanzung und Arterhaltung gestellt haben." Auch Krafft-Ebing schwebte wohl diese negative Seite des homosexuellen Triebes vor Augen, als er sagte [3]): „Die Verletzung

[1]) Eulenburg in der Vorrede zu Blochs Beiträgen z. Ätiol. d. Psych. sex. S. IX u. Bloch ibidem S. 3 u. ff.

[2]) A. a. O. S. 38.

[3]) Ps. sex. S. 248.

von Naturgesetzen ist anthropologisch und klinisch als eine degenerative Erscheinung anzusprechen." Wie aber, wenn hier gar kein Naturgesetz verletzt würde, wenn es im Plane der Natur gelegen hätte, Wesen hervorzubringen, für die es nicht normal ist, sich fortzupflanzen? Unterscheiden wir recht genau die Gesetze, welche wir schufen und die Gesetze, welche uns schufen.

Gewiß ist der geschlechtliche Verkehr die Ursache der Fortpflanzung, diese ist seine Folge, eine — wie die Erfahrung zeigt — oft nicht einmal erwünschte Begleiterscheinung. Auch ohne daß wir bisher über den Prozentsatz der Homosexuellen zur Gesamtbevölkerung genaue Angaben machen können, dürfen wir behaupten, daß der im homosexuellen Verkehr der Fortpflanzung entgehende Zeugungsstoff prozentual verschwindend ist gegenüber dem im normalen Geschlechtsverkehr bewußt und unbewußt verschwendeten. Die schöpferische Natur geht mit dem Zeugungsstoff allüberall in ungemein verschwenderischer Weise um. Es genügt ihr, wenn von diesem Stoff nur ein ganz ungeheuer geringer Prozentsatz der Befruchtung dient. Der Anatom Henle[1]) berechnete die Zahl der Eier in dem Eierstock eines 18 jährigen Mädchens auf 36000, in beiden Ovarien zusammen also auf 72000. In den 30 Jahren von der ersten Periode bis zum Klimacterium werden davon nur $30 \times 12 = 360$ Eier abgestoßen. Und von diesen werden selten mehr als 10 befruchtet. Unvergleichlich größer noch ist die Verschwendung des männlichen Zeugungsstoffs. 500 Millionen Samenzellen füllen den Raum einer einzigen Kubiklinie aus;[2]) be-

---

[1]) J. Henle: Handbuch der system. Anatomie des Menschen Bd. 2 S. 483. Braunschweig, Vieweg 1866.

[2]) Man vergl. Bunges Physiologie Band I 1901 S. 344 u. Bd. II S. 100. Über die Spermamenge bei einer Ejakulation finden sich Angaben bei:

1. William Acton: The functions and desorders of the repro-

rücksichtigen wir nun, daß die bei einer Entle
gegebene Spermamenge c. 10 gr. beträgt, daß
Ejukalationen im Jahr gewiß nichts seltenes sind,
man getrost sagen, daß von vielen Milliarden mä
Keimzellen kaum eine den Keim zu einem neuen M
legt. Sterben doch die direkten Nachkommen fa
einzigen Menschen — man vergleiche die genealo
Tafeln — nach wenigen Generationen aus. Der nat
Mensch denkt beim Geschlechtsverkehr auch gar
an die Fortpflanzung. Für ihn ist der Geschlechtsv
nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Vol
er den Geschlechtsakt zum Zwecke der Fortpflan
so handelt er aus Reflexion. Von den beiden Ko
nenten des Geschlechtstriebes, dem Kontrektations- und
tumescenztriebe Molls, dem Ergänzungs- und Geschlec
befriedigungstrieb, hat der erstere mit der Fortpflanz
direkt überhaupt nichts zu tun. Dabei ist er für
Charakter und die Richtung des sexuellen Triebes
wesentlichere. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß, we
die Fortpflanzung beim Menschen, wie bei so viel
Lebewesen, ungeschlechtlich wäre, der Gefühlskomple
der in der geschlechtlichen Zuneigung zum Ausdruck ge
angt, nicht völlig aus der Welt verschwände. Das, wa
wir im weiteren Sinne Herdentrieb, im engeren Sinne
Ergänzungstrieb (Kontrektationstrieb) nennen, würde sicherlich auch dann noch fortbestehen. Denken wir uns den Ergänzungstrieb vom Geschlechtsbefriedigungstrieb losgelöst, so wird es uns nicht mehr so rätselhaft erscheinen,

---

ductive organs etc. III. ed. London. Churchhill 1862 p. 151. (A. nimmt 8—10 gr. an.)

2. Dr. J. Marion Sims: „Klinik der Gebärmutterchirurgie" deutsch von H. Beigel. Aufl. 3. Erlangen. Enke 1873. S. 317. (c. 10 gr.)

3. Paolo Mantegazza: Sullo sperma umano. Reale istituto Lombardo di scienze e letere. Rendiconti Vol. III 1866. p. 184.

daß das Objekt dieses Ergänzungstriebes, der Gegenstand der Liebe, auch eine Person sein kann, mit der ein neues Wesen zu zeugen nicht möglich ist. Andererseits wird es uns auch verständlicher werden, daß sich der Geschlechtsbefriedigungstrieb (Detumescenztrieb) demjenigen Objekt zuwendet, auf das der Kontrectationstrieb gerichtet ist. Der Detumescenztrieb ist, so groß seine praktische Bedeutung sein mag, dabei doch nur untergeordnet, sekundär, und man sollte ihm daher bei einer objektiven Beurteilung der Homosexualität nicht die erste Rolle zuweisen, wie es vielfach geschieht.

Der Geschlechtsverkehr beansprucht für die Erhaltung der Arten keineswegs die Bedeutung, welche ihm mit dem Gegenstand nicht Vertraute zuerkennen. Bunge sagt in seinem meisterhaften Lehrbuch der Physiologie[1]: „Die Konjugation, die geschlechtliche Zeugung ist für die Fortpflanzung unwesentlich. Das Wesentliche ist die Zeugung durch Teilung einer Zelle, die vom Wachstum nicht verschieden ist. Welche Bedeutung die geschlechtliche Zeugung hat, wissen wir nicht."

Das Ausschlaggebende bei der Fortpflanzung, die Befruchtung, die Vereinigung der Keimstoffe, ist ja überdies ein völlig gefühlloser Vorgang, von dem wir ebensowenig wie vom Wachsen das geringste merken. Bunge hat vollkommen recht: „Wachstum und Fortpflanzung sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Wachstum ist Fortpflanzung innerhalb der Grenzen des Individuums. Fortpflanzung ist Wachstum über die Schranken des Individuums hinaus"; auch der Mensch, der über sich hinaus wächst, der durch neue Gedanken und Windungen seine und des anderen Gehirnoberfläche vergrößert, pflanzt sich fort. Vom

[1]) 1. Aufl. 1901 erschienen.

Wachstum zur ungeschlechtlichen Fortpflanz dieser zur geschlechtlichen Zeugung führen all denklichen Übergänge. Gerade die imposante V keit, die unendliche Mannigfaltigkeit, mit der d an der Erhaltung und Vervollkommnung ihrer G arbeitet, sollte uns vor der Vermessenheit schüt Natur ins Handwerk zu pfuschen. Wie können verantworten, dem Menschen ein Recht abzuerkenn keinem anderen Lebewesen vorenthalten ist. D schlechtlichen Beziehungen erwachsener und zurech fähiger Wesen gehen wahrlich keinen dritten etw Wie, wenn der Zweck des Geschlechtstriebes nu Liebe wäre, die Liebe, die stets fruchtbar ist, zeug gebiert, auch wenn ihr keine neue Lebewesen entspri Man kann auch produktiv sein, ohne sich fortzupfla Wenn Möbius die Fortpflanzung als wichtigsten Na zweck[1]) bezeichnet, so setze ich dem Leipziger Psychi den Leipziger Psychologen entgegen, Wundt, den n den größten Philosophen der Jetztzeit genannt hat. Die stellt als mittelbaren und unmittelbaren Zweck des Lebe die Erzeugung geistiger Schöpfung hin.[2]) Haben de Michelangelo, Beethoven und Friedrich der Große ihre Naturzweck verfehlt, weil sie keine Kinder zeugten? Ic meine, sie bedeuten der Menschheit mehr, als 100 ihre Zeitgenossen, die 1000 Kinder hinterließen. Nicht umsonst hat man von geistiger Befruchtung und Zeugung gesprochen. Genie kommt von γενάω-zeugen und die Spenderin der Wissenschaften nennt man alma mater, nährende Mutter. Die Erzeugnisse des Geistes, die Ge-

---

[1]) In dem Aufsatz „über die Vererbung künstlerischer Talente" sagt Möbius (Stachyologie S. 123): „Das Talent ist dem wichtigsten Naturzweck, der Fortpflanzung, nicht förderlich. Gerade unter den großen Talenten finden wir viele kinderlose Leute."

[2]) Eisler. Wilh. Wundts Philosophie und Psychologie in ihren Grundlagen dargestellt. Leipzig. Barth 1902. S. 183.

danken, sind Taten, treibende Kräfte, Entwickeler der Menschheit, Vorkämpfer besserer Zeiten. Wer neue Wahrheiten entdeckt und verbreitet, neue Gestalten bildet und formt, ist ein zeugender und säugender Förderer. Tolstoi ruft einmal aus: „Möchten doch die Menschen begreifen, daß die Menschheit nicht durch tierische Erfordernisse, sondern durch geistige Kräfte fortbewegt wird.“ Das Leben absolut schön zu schaffen, reich, reif und rein, das ist der Arbeit Ziel, des Daseins Zweck. Bis aus Ideen dieses Ideal entsteht, wird noch manche Generation dahingehen, manche Denkerstirn sich furchen und manche Arbeitskraft erlahmen. Nur der Tatenlose ist nutzlos, zwecklos nur, wer nicht am gemeinsamen Werke der Erziehung, Weiterbildung, Vervollkommnung mitarbeitet. Der Wert eines Menschen hängt von den Werten ab, die er erzeugt. Hand in Hand mit den beiden anderen Geschlechtern hat der Uranismus trotz allem und allem Werte und Werke geschaffen für den Einzelnen und die Gesamtheit. Das war des Uraniers, wie jedes Menschen Zweck und Pflicht.

Und nun schlagen wir die Brücke vom Erkennen zum Leben. Groß sagt einmal:[1]) „Heute sperren wir die Homosexuellen ein und geschieht es ohne Berechtigung, so wurden eben so und so viele Menschen ungerecht ihrer Freiheit beraubt und etwas Ärgeres können wir überhaupt nicht tun.“ Und ich füge hinzu, — indem ich vor meinem Geiste noch einmal die vielen hunderte von Uraniern vorüberziehen lasse, vom Prinzen zum Tagelöhner, die ich in sieben Jahren sah, diese hülflosen Ärzte und Priester, diese angsterfüllten Staatsanwälte und Richter, diese bedeutenden Gelehrten und Künstler, die braven Offiziere, die pflichttreuen Beamten, die tüchtigen Kaufleute, Landwirte, Studenten,

[1]) Archiv für Kriminalanthrop. 10. Band 1 u. 2 H. S. 195.

Arbeiter alle, alle stigmatisiert, verstümmelt, g
in ihrem Heiligsten, —: Solange Staat und
schaft in diesen von der Fortpflanzung, nicht al
der Liebe Ausgeschlossenen Verbrecher sehen, h
Mittelalter sein Ende noch nicht erreicht. Ich fü
Teil werde nicht aufhören, für das Recht dieser
drückten zu kämpfen, nicht aus Ruhmbegier, so
weil ich es nicht ertragen könnte, untätig Mitwisser
so gewaltigen Unrechts zu sein.

Anhang:

Lebensgeschichte des urnischen Arbeiters Franz S., von ihm selbst erzählt.

Als Kind armer Eltern — mein Vater war Schreiner — kan ich im Allgemeinen auf meine Jugendzeit eigentlich nicht als au eine goldene Zeit zurückblicken, zumal da meine Mutter frühe starb und wir 2 Brüder, die wir von 5 Geschwistern zurückgeblieben waren, bald eine Stiefmutter bekamen. Unsere Stiefmutter, die noch heute lebt und unseren Vater in der Folge noch mit 2 Söhnen beschenkte, war eine äußerst rechtschaffene Frau und uns eine liebevolle Pflegerin, die uns gewiß in jeder Beziehung die rechte Mutter zu ersetzen bemüht war. Allein die dürftigen Verhältnisse unserer Familie brachten es mit sich, daß wir schon als Jungen zum Lebensunterhalt mit beitragen mußten. Der rücksichtslose Kampf ums Dasein warf schon frühe seine grauen Schatten in den Sonnenschein unserer Jugend. Die Stunden, wo ich frei mich meinen Altersgenossen zugesellen durfte, waren mir bedeutend knapper zugemessen als allen anderen Kindern. Um so eifriger und in steter Angst, daß der Ruf meiner gestrengen Mutter mich, ach nur zu frühe, wieder abrufen würde, gab ich mich den Kinderspielen mit meinen — Kameradinnen hin. Freilich, Kameradinnen, denn Mädchen waren damals meine liebsten und fast ausschließlichen Spielgefährten. Ich fand bei ihnen stets willige Annahme und war ihnen offenbar ein angenehmer Spielgenosse. Abhold jenen lärmenden, wilden Knabenspielen zog ich es vor, in Gemeinschaft mit gleichaltrigen

Mädchen der Nachbarschaft mich an Puppenwagen, Puppenstuben, Kochherd u. s. w. zu ergötzen. Dort war ich in meinem Element. Keine meiner Gespielinnen konnte die kleinen Möbel und Sächelchen des Puppenheims so schön zurechtstellen, die kleinen Betten und Deckchen so glatt falten, keine konnte so schöne Chokoladen- und Milchsuppen zurechtpantschen, so delikate Mohrrüben mit Zucker einmachen, als ich. Deshalb mußte ich auch meistens bei den Spielen die Mutter markieren, obwohl mitunter von einer neidischen Kleinen Einspruch dagegen erhoben wurde, wobei man lakonisch auf meine Hosen als unzweifelhafte Qualifikation zur „Vaterschaft" hinwies. Zuweilen mischte sich auch die Mutter Derjenigen, in deren Behausung wir spielten, dazwischen, um uns auf diese Umkehrung der Begriffe aufmerksam zu machen. Die Majorität der kleinen Schar entschied meistens, nach einigen Wenn und Aber, doch für meine „Mutterschaft." Und zwar vornehmlich im Hinblick auf die Chokoladensuppe und die eingemachten Rüben. Und um auch etwaigen Nörgeleien wegen der „Hose" zu begegnen, wurde oft ein altes Umschlagtuch nebst dem Häubchen der Mutter herbeigeschafft. Angetan damit war ich glücklich, meine Rolle bis zu Ende des Spiels durchführen zu können. —

Welch rosiger Hauch holder Unschuld lag über diesen naiven Jugendspielen ausgebreitet! Und doch — wenn der Forscher den Schleier jugendlicher Naivität durchdrang, bot sich ihm nicht schon in dem Verhalten des Kindes manch deutliches Merkmal psychologischer Abnormität? — Weiter aber: Je älter ich wurde, um so deutlicher entwickelten sich meine Neigungen zu allen möglichen weiblichen Beschäftigungen. Meine Stiefmutter bemerkte sehr bald, mit welchem Geschick ich stets die kleinen Hilfeleistungen ausführte, welche sich auf den Haushalt bezogen.

Bald wurde ich von ihr mit Vorliebe zu solchen Arbeiten herangezogen. Und ich erinnere mich lebhaft jener freudigen Genugtuung, die ich empfand, als anläßlich der Geburt meines jüngsten Bruders, ich hatte eben mein zehntes Lebensjahr überschritten — schon ein großer Teil der häuslichen Verrichtungen mir übertragen wurde. Körperlich entwickelte ich mich recht langsam, dafür wurde mir aber öfter eine gewisse, nach innen gekehrte geistige Regsamkeit nachgesagt. Mit dem elften Jahr hörten die Spielereien mit den Mädchen nach und nach auf. Die Personen der kleinen Mädchen hatten ja bei den vorbenannten Spielen wenig oder keine Anziehungskraft ausgeübt. Es war nur immer die Art des Spieles, die mich festhielt. Eine auffallende, offen und naiv ausgedrückte Vorliebe für schöne Formen und Linien wurde schon frühe bei mir

von meiner erwachsenen Umgebung bemerkt und als ein
Kuriosum an mir belächelt. Gelegentlich eines Wohnung
meiner Eltern wurde mein Geschick allgemein bewundert,
ich in der neuen Wohnung Bilder, Spiegel und sonstige S
an den Wänden geschmackvoll zu arrangieren wußte. V
Jahre an gab ich mich nun mehr und mehr mit Knaben
Alters ab, doch war die Art des Verkehrs wiederum se
Gegenstand vieler Bemerkungen, namentlich der Mütter,
überhaupt mehr Gelegenheit nehmen, das Tun und Treiben
ganze Wesen ihrer Kinder zu beobachten. Man fand mein
mit den Freunden sich abzugeben, komisch, so „eigentümlich
anders,“ garnicht jungenhaft. Wenn ich mit Knaben spielt
kamen die sonst üblichen Katzbalgereien, Gezänke und Feind
keiten, die ja sonst unter Jungen gang und gäbe sind, gar
vor. Ich wußte immer alles gleich wieder zu arrangieren un
versöhnen, so daß jeder zu seinem Rechte kam. Nahm auch woh
den Rest auf meine Kappe, damit sie nur alle „wieder gut“ wur
paukte mich mit den Einzelnen nie, gab immer, oft mit tränen
Augen nach und war froh, wenn sie mich nur leiden mochten, we
ich ihnen nur immer gut sein durfte. Deutlich erinnere ich mi
noch, wie mich oft meine Mutter schalt wegen meines duckmäus
rischen, mädchenhaften Benehmens und mir einschärfte, daß ich mic
wenn ich im Rechte sei, zu wehren hätte und mir nicht „alles ge
fallen lassen dürfte“! Gewöhnlich ohne Erfolg. Soldaten-, Krieg
und Räuberspiele, die bei allen Jungen doch die begehrtesten Spiele
sind, mir waren sie ein wahrer Horror. Ich erinnere mich, nur ein
einziges Mal das Spiel „Indianer und Pflanzer“ mitgemacht zu
haben, aber bloß unter der Bedingung, daß mir dabei die Anfertigung der phantastischen Lendengürtel und Kopfputze übertragen wurde, bei welcher Beschäftigung ich dann eine geradezu abenteuerliche Phantasie entwickelte. An den Spielen selbst hatte ich nur insofern ein Interesse, als ich dabei mit kritischem Blick die äußeren Erscheinungen der verschiedenen Knaben in Vergleich bringen konnte. Gewöhnlich lief ich neben und hinter den einherstürmenden Knaben und weidete meine Augen an dem schlanken Oberkörper, den üppigen Lenden, den glühenden Wangen und den funkelnden Augen desjenigen, der meinen Schönheitsbegriffen besonders entsprach. Schöne, lebhafte, sprechende Augen liebte ich schwärmerisch, und wenn ihr Besitzer gar womöglich noch leichtgelocktes Haar hatte, dann wars immer um meine Ruhe geschehen. So einer durfte unbeschränkt über mich verfügen. Ich suchte auf alle mögliche Art seine Gunst zu erwerben, war glücklich, wenn ich in seiner

Nähe weilen oder gar seine Hände fassen durfte. Ein solcher Knabe, Willy M . . . . ., zwei Monate jünger als ich, doch bedeutend kräftiger entwickelt, war es denn auch, für den mich bald eine heftige und tiefe Zuneigung ergriff. Er war es, für den ich meine ersten „Liebesschmerzen“ erduldete. Jenes oben genannte Spiel, „Indianer und Pflanzer,“ hatte uns näher zusammengeführt. Ich hatte bei dem Spiel die mehr passive Rolle unter den indianischen Kriegern übernommen. Ich mußte die gemachten Gefangenen bewachen. Willy geriet ebenfalls, nach heldenmütiger Gegenwehr gegen die Übermacht der Wilden, in ihre Gefangenschaft und wurde mir im Triumph zugeführt, damit ich ihn bewache, bis die eventuellen Sieger in den „Wigwam“ zurückkehrten, um ihn dem qualvollen Tode am Marterpfahl zu überantworten. Schweigend nahm ich ihn in Empfang und schweigend betrachteten wir uns eine Weile gegenseitig. Er nahm seine Rolle sehr ernsthaft und betrachtete mich mit ungeheurer Verachtung. Ich nahm meine Rolle weniger gewissenhaft, sondern musterte seine äußere Erscheinung mit heimlicher Bewunderung.

So wie wir uns später oft einiger an sich unbedeutender Episoden unserer Jugend lebhaft bis ins hohe Alter hinein erinnern, mit derselben Lebendigkeit, als sei es gestern geschehen, erinnere ich mich noch heute jener unsagbar wonnigen, süßen Freude, die ich damals empfand, als dieser Knabe, gefesselt, in seiner stolzen Hilflosigkeit vor mir stand. Im Stillen dankte ich es meinem gescheiten Einfall, daß ich mich hatte zum Wächter der Gefangenen benutzen lassen. War ich doch nun in die glückliche Situation gekommen, meinen geliebten Freund vollständig in meiner Gewalt zu sehen. Mein erster Gedanke, nachdem wir allein gelassen, war, ihn in seiner Hilflosigkeit in meine Arme zu schließen, um ihn nach Herzenslust abzuküssen und an mich zu drücken. Was wollte er machen; er war gebunden, konnte sich nicht wehren und mußte sich meine Liebkosungen gefallen lassen. Allein die Furcht vor seiner wirklichen Verachtung hielt mich davon ab. Wonnetrunken saß ich eine Weile neben ihm und bewunderte verstohlen den schlanken Körper, den schönen Kopf meines Gefangenen. Willy war in der Tat eine außerordentlich schöne Jugenderscheinung. Tannenschlank gewachsen, waren Kopf und Gliedmaßen geradezu klassisch zu nennen im Ebenmaß ihrer Formen. Den schönen Kopf schmückte eine Fülle seidenweichen, blonden Haars, das in leichten natürlichen Kräuseln die blendend weiße Stirn umrahmte und ein paar große, wunderbar sprechende Augen, stahlgrau und von langen dunklen Wimperhaaren beschattet, strahlten aus diesem schönen

Gesicht mir entgegen. An ihnen konnte ich mich nie sa
Möglich, daß sich die Erscheinung Willys in meiner jung
in übertriebenen Reflexen widerspiegelte. Ich weiß m
noch genau zu entsinnen, wie ich damals nicht begreifen
und wie ich eigentlich jedem Menschen böse war, der ihn
nicht dabei ausrief: „Wie unendlich schön ist dieser Knabe
muß betonen, daß ich niemals dabei in meiner ganzen Kna
sexuelle Regungen empfand, das geschah erst in und nach d
wicklung meiner Pubertät.

Das Ende jenes Spiels aber war ausschlaggebend gew
für unsere nachherige Freundschaft. Willy hatte bei jener Ge
heit mein Mitgefühl nicht umsonst benutzt, indem er behau
die Fesseln seien „zu fest“ und täten wehe, und ich war n
bereit, diese etwas zu viel zu lockern, und war auch nachher ge
nicht allzusehr erschrocken, als plötzlich mein Gefangener in gro
Sätzen entwischte. Das Spiel, hiess es, „gilt nicht,“ ich wurde tüc
wegen meiner Unzuverläßigkeit ausgescholten. Und als ich da
noch obendrein meinen Freund Ausreisser in Schutz nehmen wo
geschah, was oft zu Ende solcher Spiele zu geschehen pfle
irgend jemand bekam seine Hiebe und hier in diesem Falle war
es, der seine schöne Tracht Prügel von seinen Kriegskumpanen e
heimsen musste. Das waren meine ersten „Liebesschmerzen
Und Willy machte nicht einmal Miene, mich zu trösten oder nur z
bedauern. Und doch ist eben dieses Jugendspiel der Grundstei
zu unsrer langjährigen innigen Freundschaft geworden. Es mocht
Willy doch wohl leidgetan haben, dass ich seinetwegen so jämmerlich
gepufft worden. Er liess sich von da an öfter vor dem Hause, wo
meine Eltern wohnten, sehen. Ach und ich, mir fuhr jedesmal ein Wonneschauer durch die Brust, wenn ich ihn nur erblickte. Heisse Blutwellen schossen mir ins Gesicht und mehr stürzend rannte ich auf ihn los, um seine Hand zum „guten Tag“ zu fassen, die ich dann oft überlange festhielt, in seinen Anblick versunken und ohne zu hören, wenn er mich nach diesem und jenem frug. Von nun an begann die schönste Zeit meiner Jugend. Ich war überglücklich, dass Willy anfing, sich mit mir zu beschäftigen. Nun bot ich alles auf, ihn an mich zu fesseln. Wir besuchten uns gegenseitig und wenn ich einmal von der Mutter einen freien Nachmittag erhielt, dann wusste ich's trefflich einzurichten, ihn von den wilden Spielen mit den andern Jungen abzuhalten und ihn zu überreden, mit mir zusammen in der Umgegend umherzustreifen. Er tat mir auch öfter den Gefallen und ging mit, trotzdem die Neigung dazu bei ihm nicht sonderlich gross zu sein schien. Dann lagen wir oft an einem kleinen

Abhang oder im Gebüsch versteckt und lauschten dem Gesange der Lerchen über unseren Häuptern und folgten ihren Bewegungen, wenn die kleinen Sänger jubelnd in den blauen Äther aufstiegen. Zuweilen war Willy, den Kopf in meinem Schoss ruhend, sachte eingeschlafen, während ich meiner Lieblingsbeschäftigung oblag, grosse Mengen von Blumen zu allerlei Kränzen, Sträussen und Guirlanden zu verarbeiten. Dann hielt ich ab und zu inne und lauschte auf seine tiefen Atemzüge, betrachtete zärtlich sein schönes Haupt von allen Seiten und versenkte heimlich und schüchtern meine Lippen in das üppige Haar des Lieblings. Fortan gab ich mich dieser berauschenden Zuneigung mit einer Inbrunst hin, die bald mein ganzes junges Dasein ausfüllte.

Wo ich ging und stand, begleiteten mich die Gedanken an ihn. Ich mischte mich jetzt nur noch sehr selten unter die anderen Knaben, wenn „er" nicht unter ihnen war, sondern streifte allein umher oder ging zu ihm, und wenn ich ihn nicht zu Hause traf, setzte ich mich in irgend eine Ecke, um auf ihn zu warten. Schalten schon früher meine Eltern öfter über mein „närrisches" Wesen, so war ich nun völlig ein Träumer geworden. Stundenlang sass ich oft in der Kammer in einer Ecke und sann und sann und suchte nach einem Mittel, wie ich meinem schönen Freund noch mehr wie bisher meine Liebe beweisen könnte. Allerlei abenteuerliche Pläne wogten in meiner Seele auf und nieder. Ich stellte mir vor, wie das Haus, in dem Willy wohnte, plötzlich in Brand geriete und Willy darin in grosser Lebensgefahr sich befinden würde. Ich würde dann, das gelobte ich mir, sofort mich in die Flammen stürzen, würde ihn natürlich „ganz gewiss" in meinen Armen aus dem Feuermeer erretten u. s. w. So brachte ich oft die Zeit hin in solchen für mich wundersüssen Träumen.

Immerwährend hungrig nach irgend einer Gunstbezeugung von seiner Seite, war im Gegensatz dazu Willy eigentlich recht sparsam damit. Willy war im Ganzen ein herzensguter Junge. Jedoch geschlechtlich offenbar normal veranlagt, konnte er mir gewiß keine anderen Gefühle entgegenbringen, als er für mich eben hatte. Nämlich jenes Gemisch von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, das er mir ja auch bereitwillig zugestand, wohl mit dem dunklen Bewusstsein, dass er an mir einen Freund besass, von dem er alles verlangen konnte. Was aber in meinem kaum 13jährigen Herzen schon damals brannte und wühlte, war eben etwas anderes als kameradschaftliche Zuneigung. Es waren die ersten steigenden Funken jenes gewaltigen unterirdischen Feuers, jener leidenschaftlichen Glut, die man Liebe nennt. Blieb dem Dreizehnjährigen, in

keuscher Unschuld, auch die erotische Natur dieser Em
noch unbewusst, so stieg mir doch bereits die dunkle Ahn
dass diese Liebe ebensolche, gleich heisse und stürmisc
schaftlichkeit von dem anderen fordern müsse. Ich war n
zufrieden, dass er mich viel aufmerksamer und rücksi
sanfter behandelte wie die anderen, mich auch wohl mal
sein „Puppchen“ nannte, meine Hände packte und mit mir
herumjagte, mich plötzlich losliess und dann schnell hinzuspr
mich auffing, wenn ich, schwindlig geworden, zu stürzen
war auch nicht zufrieden, wenn ich seinen Kopf da
wann an meinen Busen drücken durfte, ihm Haar und
zu streicheln. Nein, freiwillig sollte er selbst dergleichen au
mir tun, sollte meinen schüchternen Kuss erwidern. Täglich
Stunden, wo wir nicht beisammen waren, waren doch mei
danken bei ihm. Dann stellte ich mir in meiner Phantasie
wie er mich innig umarmte, an sich drückte und küsste. Bei so
Träumen stieg mir immer der Schlag meines Herzens gleichsa
zum Hals herauf und ich wäre in solchen Augenblicken nich
stande gewesen, wenn mich Jemand überrascht hätte, auch nur
Wort hervorzubringen. Fest hing ich mich dann im Geiste an i
um ihn nie, nie mehr loszulassen, er sollte mich tragen, weit, w
fort, irgendwohin, wo wir immer, immer beisammen sein dürft
Wie geistesabwesend sass ich dann oft in einem Winkel und rühr
mich nicht. Oft traf mich meine Mutter so und riss mich schelten
unsanft aus meinen süssen Träumen. So viel ich nun auch vo
solchen Umarmungen träumte, Willy tat nie etwas dergleichen, un
ich musste mich weiter mit den kärglichen Gunstbezeugungen dieses
wild umherstürmenden Knaben begnügen. Und doch — bald sollte
ein Teil meiner heimlichen Träume in Erfüllung gehen. Wie ich
schon eingangs meiner Zeilen bemerkte, waren meine Eltern arme
Leute, die schwer um die rechtschaffene Erhaltung unserer zahlreichen Familie kämpfen mussten. Mit Eintritt in mein 13. Lebensjahr machte sich, hervorgerufen durch lange Krankheit meines Vaters, auch für mich die Notwendigkeit geltend, nun dauernd zum Unterhalt der Familie mit beizutragen. Ich war im Ganzen etwas zart, aber sonst kerngesund und leidlich wohlgebaut. So erhielt ich denn eine Stelle in einem grossen Speditionsgeschäft, als sogenannter — Rollmops, so wurden jene halbwüchsigen Jungen genannt, welche den Rollkutscher auf dem schwerbeladenen Speditionswagen zu begleiten hatten, vom Güterbahnhof durch die Stadt, wo die Kisten und Ballen bei den verschiedensten Firmen abgesetzt wurden. Hier begann nun eine sehr trübe Periode meiner Jugend, und doch fiel

in sie der erste Sonnenstrahl eines reinen zarten Liebesglückes. Der Leser mag mir gestatten, hier die kleinen, an sich ja recht unbedeutenden Vorkommnisse dieses meines jungen Daseins etwas ausführlicher zu erzählen. Denn es bieten sich in ihnen, meiner allerdings laienhaften Auffassung nach, wohl für den Forscher alle jene charakteristischen Merkmale dar, die schon den Knaben in seiner ganzen psychologischen Entwicklung als ausgesprochenen Homosexuellen erscheinen lassen. — Meine ganze körperliche und seelische Verfassung stand eigentlich im Widerspruch zu meinem neuen Tätigkeitsfelde. Die ganze Umgebung, in die ich nun plötzlich hineinkam, behagte mir schon von Anfang an nicht. Und doch war ich nun verpflichtet, täglich von ½2 bis meistens Abends nach 10 Uhr in dieser neuen, für mich so ungünstigen Atmosphäre zuzubringen, unter der ich ungemein litt. Meinen geliebten Willy sah ich jetzt nur noch selten, denn ich hatte ja nun in der Woche überhaupt keine freie Zeit mehr. Mein ganzes Wesen sträubte sich gegen die Art meiner nunmehrigen Beschäftigung. Der Umgang mit den Pferden, das An- und Ausspannen, Füttern und Tränken derselben, sowie das Streumachen, alles dieses gehörte zu den Obliegenheiten eines ordentlichen „Rollmopses“ und war mir ein Gräuel. Dazu kam, daß ich unter dem ungemein rohen Tun und Treiben der Kutscher zu leiden hatte. Das beständige wüste Gefluche, die brutalen gemeinen Späße flößten mir Abscheu ein. Scheu und furchtsam tat ich, was mir geheißen wurde und hatte in Folge dessen auch noch die frechen Sticheleien meiner neuen „Kollegen“, deren es eine Menge auf dem Speditionshofe gab, einzustecken.

Mit Wehmut dachte ich an die schöne Zeit, wo ich mit Willy zusammen so glücklich war. Ach wie sehnte ich mich so furchtbar nach diesem meinen liebsten, meinem einzigen Freund. Und fast unbewusst lenkte ich meine Schritte nach jener Strasse, in der er wohnte, drückte mich in irgend eine Ecke, von wo aus ich seine Fenster sehen konnte, und blickte unverwandt hinauf. Meistens war es schon immer nach 10 Uhr und meine geheime Hoffnung, Willy vielleicht noch treffen und sprechen zu können, war immer vergeblich. Fast verzehrte mich die Sehnsucht nach ihm und unsagbare Traurigkeit erfüllte meine Seele. Ich dachte mir dann meinen Liebling hinter jenem Fenster, vielleicht schon friedlich in seinem Bette schlummernd, er dachte am Ende gar nicht mehr an mich, seinen Freund, ja, hatte vielleicht den ganzen Tag, die ganze Zeit, wo wir uns nicht gesehen, nicht mehr an mich gedacht, hatte mich wohl gar schon ganz vergessen. O dann fühlte ich mich so

furchtbar einsam und verlassen auf der Welt und fing an in mich hinein zu weinen. Ich war tief unglücklich und schlich ich nach Hause. — Solche Abende wiederholten — Und doch sollte mir hier gerade die glücklichste Stunde jungen Dasein's schlagen. Was ich mit meinen glühendsten sien bis dahin mir heimlich ausgedacht, nie aber verwirkl glauben gewagt, das wurde mir an einem Abende zuteil. Ich mich, wie oft, nachdem die Feierabendstunde für uns gesch verstohlen vom Speditionshof davon gemacht, um nicht mi anderen Burschen auf der Strasse zusammen zu geraten. Träu trabte ich durch die Strassen und stand auch bald wieder vor Hause meines Freundes. Ich hatte ihn fast 3 Wochen lang gesehen und bildete mir ein, Willy müsste nun doch unbedingt nach mir ausschauen. Meine unendliche Zuneigung konnte sich n damit abfinden, dass er so ganz und gar nicht an mich denken sol Lange wartete ich vergeblich, dass er vielleicht zufällig irgend noch sichtbar würde. Schliesslich ging ich, da ich nun das T zufällig diesmal noch offen fand, durch den Hausflur und lunger wartend und missmutig auf dem mir wohlbekannten Hof umhe Im Hause wohnte ein Lohnkutscher, der in den Seitengebäuden Remisen und Ställen mit seinen Kaleschen, Droschken, Pferden und allerlei Gerätschaften den ganzen Hof beherrschte. Ich kannte jeden Winkel, denn ich hatte mich mit Willy zusammen manches liebe Mal hier umher getummelt. Ich setzte mich auf einen umgestülpten Wassereimer, am Eingang einer offenstehenden Wagenremise und starrte nun eine Weile nach dem Küchenfenster der Wohnung meines Freundes hinauf. Eine Weile hatte ich so gesessen, schwermütig seufzend, den Kopf in die Hände gestützt, als ich plötzlich aus dem Innern des Schuppens, wo einige Bündel Stroh, Futtersäcke u. s. w. lagen, meinen Namen flüstern hörte. Ich bekam einen gewaltigen Schrecken, sprang auf und lauschte. Hinter dem Bündel Stroh regte sich etwas, kam vorsichtig näher und mit freudigem Erstaunen erkannte ich nun — Willy, meinen sehnlichst erwarteten Freund. Er liess mir aber keine Zeit zum langen Fragen, zog mich am Arm in den dunklen Winkel zurück und erzählte mir flüsternd und mit vor Angst zitterndem Athem, wie er in dieses Versteck gekommen sei und wie er sich, aus Furcht vor dem strafenden Arm seines sehr strengen Vaters, nicht hinauf getraue. Es war eine lange Geschichte. Willy hatte offenbar wieder einmal bei einem tollen Knabenstreich die Hauptrolle gespielt. In Gesellschaft mit anderen Knaben hatte er einer in der Nähe wohnenden Grünkramhändlerin einen Schabernack zugedacht. Das Geschäftslokal dieser Frau befand

sich unterhalb der Strassenfront, die Treppe ging von der Strasse aus nach unten, und die bösen Buben hatten nun einen grossen Blechtopf mit Wasser herbeigeschleppt und hatten diese Pandorabüchse jene Treppe hinunter „fallen lassen". Das Wasser war natürlich in den Laden geflossen und hatte die alte, etwas korpulente Frau sehr in Bewegung gesetzt. Nach vollbrachter Tat fliehend, waren jedoch einige der Übeltäter erkannt worden. Und gegen Abend nahte die rächende Nemesis in Gestalt der sehr rabiaten Grünkramfrau. Sie kam in die Wohnung der Eltern, strengste Strafe heischend für den „ungeratenen Bengel", widrigenfalls sie sich bei der Polizei beschweren wolle, da das schon „öfter vorgekommen". Willy beteuerte mir allerdings, dass er diesmal „wirklich und wahrhaftig" gänzlich schuldlos sei, indem die anderen den ganzen Koup ausgeheckt und vollbracht hätten, er aber nur „zugeguckt" hätte. Mit pochendem Herzen hatte ich seinem Bericht gelauscht. Mitleid erfüllte meine Seele und ich überlegte bereits, wie ich meinem Freunde helfen könnte. Ich riet ihm zunächst, hinauf zu seinen Eltern zu gehen, denn, da er „nichts dafür" könnte, so setzte ich ihm auseinander, war doch keine Strafe zu erwarten. Allein mit der gänzlichen Unschuld mochte es wohl seinen Haken haben, und ich konnte ihn nicht dazu bewegen, hinauf zu gehen. Schliesslich erklärte er schluchzend, er wolle „in's Wasser" gehen, denn sein Vater sei „zu strenge". Entsetzt packte ich seinen Arm, als müsste ich ihn festhalten. So sassen wir eine Weile stumm nebeneinander. Seine Angstlaute schnitten mir in's Herz und ich zermarterte mein armseliges Hirn nach irgend etwas, womit ich ihn retten könnte. Denn helfen musste ich ihm, so viel war sicher. Mit einem Male kam mir auch ein trefflicher Gedanke, ja so musste es gehen, so konnte ich ihn vielleicht von der drohenden Strafe befreien. Ich überlegte garnicht erst, ob auch alles, was er mir erzählt hatte, wahr sei und ob er wirklich nur „zugeguckt" hätte. Schnell sprang ich auf, flüsterte ihm hastig ein paar Worte über meinen Rettungsplan zu und ehe er ein Wort erwidern konnte, rannte ich über den Hof, die Treppe zur Wohnung seiner Eltern hinauf und schellte. Beim schrillen Klang der Schelle aber erschrak ich doch heftig über meine Kühnheit und mir war auf einmal sehr bange. Aber hier blieb mir keine Zeit mehr zum Überlegen, denn im nächsten Moment stand ich schon vor dem gestrengen Herrn Vater meines Freundes. Stockend begann ich nun zuerst und zähneklappernd vor Angst und Aufregung eine umständliche Erzählung, wie ich Willy vorhin getroffen hätte, wie er auf der Brücke am Kanal gestanden, sich nicht nach Hause getraue, in's Wasser wolle aus Angst vor der

Strafe und wie er so geweint habe, weil er diesmal „garn
macht“, sondern bei der ganzen Sache „nur zugeguckt“ u
ich es „ganz genau“ gesehen, wie ein andrer Junge den T
dem Wasser in den Keller gestürzt, Willy aber nur in d
gewesen sei und eben nur zugeguckt habe. Das alles hatte ich
genau gesehen“ u. s. w. Ich log das Blaue vom Himmel un
wohl in der Hitze in meine Rede „dramatisches Leben“ ge
haben, denn Geschwister und Mutter meines Freundes stand
mich herum und lauschten athemlos. Warum sollte es auch
so gewesen sein? Es war schon ziemlich spät, man war b
unruhig geworden, da sich Willy noch nicht hatte blicken la
Also klang meine Erzählung nicht unwahrscheinlich und die M
fing bereits zu jammern an um „den armen Jungen“; man dran
mich, ich sollte ihn holen oder wenigstens sagen, wo er stecke,
solle ihm nichts geschehen u. s. w. Mir aber, angesichts des un
warteten schnellen Erfolges, schwoll gewaltig der Kamm, ich fi
an, mit meinen höheren Zwecken zu wachsen und erklärte achs
zuckend, das Versteck Willy's nicht verraten zu können, bevor ma
nicht Straflosigkeit vollkommen einwandsfrei zusichere. Plötzlic
fiel mir der Vater, der mich während des ganzen Auftritts aufmerk
sam beobachtet hatte, gelassen mit der Frage in's Wort, ob nich
wohl ich der wirkliche Täter sei, denn da ich alles so genau wüsste,
müsse ich doch zum mindesten dabei gewesen sein. Verdutzt
senkte ich die Augen zu Boden, nun hatte mein schönes Lügengewebe ein ziemliches Loch bekommen, schnell aber besann ich mich, schmolz flugs Dichtung und Wahrheit zusammen und erklärte prompt, dass ich, auf dem Rollwagen sitzend, zufällig alles mit angesehen hätte. Die Sache schien plausibel, Willy's Mutter namentlich glaubte alles und suchte ihren Gemahl von der Möglichkeit der Wahrheit meiner Angaben zu überzeugen. Dieser war nun freilich nicht so schnell von der Unschuld seines Sprossen überzeugt, namentlich wollte ihm der Passus von dem „blossen Zugucken“ nicht recht einleuchten. Die ganze Geschichte schien ihn aber endlich zu amüsieren, da ich nicht aufhörte fortwährend die Engelreinheit seines Sohnes zu beteuern. Schliesslich meinte er, man könnte es ihm ja diesmal schenken, obgleich es eigentlich um jeden Hieb schade sei, der vorbei ginge u. s. w. Mein Herz hüpfte vor Freuden und als der grosse bärtige Mann wohlwollend lächelnd meinte, ich sei ja ein verteufelt eifriger Fürsprecher und wir hielten wohl „dicke Freundschaft“, da ward ich über und über rot und konnte kein Wort mehr sagen. Ich erhielt nun beim Fortgehen nochmals den dringenden Auftrag von der Mutter, den Sohn sofort

hinauf zu schicken. Nochmals nahm ich ihr die Zusicherung ab, dass ihm nichts passieren dürfe, flog die Treppe hinunter, über den Hof und teilte meinem Freunde triumphierend die Freudenbotschaft mit. Willy traute jedoch dem Frieden noch nicht so recht und zögerte. Nun versprach ich, bereits mit tränenden Augen, mitzugehen und nochmals alles zu bekräftigen in seiner Gegenwart, da ich sah, dass er meinen Worten nicht glauben wollte. Ich musste nun nochmals mit hinein und das Damoklesschwert über dem teuren Haupte meines Freundes wurde glücklich beseitigt. Als mich Willy nachher hinausbegleitete, um mir das Tor aufzuschliessen, — da es mittlerweile spät geworden war —, blieb er auf dem Hausflur plötzlich vor mir stehen, fasste meine Hand, sah mich eine Weile an und meinte dann in seiner treuherzigen Weise: „Du bist aber furchtbar gut, weisst Du, und was Du für Courage hast! Wärst Du nun nicht gekommen, hätte ich immer noch die schreckliche Angst.“ Ich konnte nichts erwidern, sondern drückte nur leise seine Hand. Er aber, wohl in unmittelbarer Aufwallung seines dankbaren Herzens, schlang nun seine Arme fest um meinen Hals und küsste mich dreimal herzhaft auf die Wange, indem er mich seinen liebsten Freund nannte. — Ich war wie betäubt. Die schnelle, unerwartete, zärtliche Berührung Willys raubte mir fast die Sinne. Mein Kopf glühte plötzlich wie Feuer, und das Herz drohte mir zu zerspringen, so stürmisch begann es zu pochen. Ein unbeschreibliches Gefühl durchrieselte meine Adern und im Übermass seligen Entzückens erbebte mein ganzer Körper. Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Zitternd hing ich am Halse meines Freundes und bedeckte sein Antlitz mit tausend leidenschaftlichen Liebkosungen. Der erste Strahl heisser Sinnlichkeit durchschoss meinen Körper. War das nicht die Erfüllung meiner seligsten Träume, die ich so oft im stillen Winkel, immer und immer von neuem, geträumt? Nun sagte er es mir selbst, dass ich sein liebster Freund sei — minutenlang war ich nicht imstande, einen Laut von mir zu geben.

Dann aber, unter neuem langen Kuss, gab ich mein süsses, so lange bewahrtes Geheimnis preis. Leise kam es von meinen Lippen. Ich bin dir ja so schrecklich gut! „Ich dir auch“, beteuerte Willy überzeugungsvoll. Und nun lösten sich die Zungen, innig umschlungen gaben wir uns gegenseitig das Versprechen unverbrüchlicher Treue. Nichts sollte uns mehr trennen, nie, nie wollten wir uns böse werden, wie es „die andern“ so oft gegenseitig täten. Willy schwor hoch und teuer, er wolle jedem die „Knochen kaput schlagen“, der mich beschimpfen oder mir gar „was tun“ wollte.

Meinen glühenden Kopf an seine Brust gelehnt, erzählte ic von meinem Missgeschick auf dem Speditionshof, von den Bu die mir immer nachstellten und von all den kleinen Sorge Kümmernissen dort. Er versprach mir, mich zu schützen, nur könnte. So schwatzten wir noch lange von Diesem und J und konnten nicht voneinander kommen. — Weshalb ich alles so breit und ausführlich schilderte? — Weil ich diese mich so bedeutsamen Momente meines ersten Liebeslebens nie nimmer vergessen kann und mag. Weil die unendliche Ge der Liebe mir in jenen Tagen zum ersten Male wirklich bew wurde. Und liegt nicht ein unbeschreiblich poetischer Hauch ü diesem Stückchen Jugendidyll ausgebreitet, der in seiner sch losen Naivität das Herz jedes Menschenfreundes bezaubern mu Was wussten wir von der Welt, was von der rauhen Wirklichk mit ihren Regeln und Gesetzen? Was für Begriffe macht si ein 13½ jähriges Gemüt von dem starren Sitten- und Moralkod der Kulturgesellschaft? Ach, keine! Aus dem reinen Lebensimpu aus dem sprudelnden Quell lebendiger Jugendkraft und Fül schöpfte ich dieses unendlich schöne Empfinden, diesen unwide stehlichen Drang nach innigster Vereinigung des Körpers und de Seele. Immer und immer wieder presste ich den Körper Willy fest an mich, streichelte seine blühenden Wangen, liebkoste die strahlenden Augen dieses Knaben, den ich über alles liebte. Ich ahnte noch nicht, dass in diesem ewigen stürmischen Verlangen bereits die schwellenden Keime einer „naturwidrigen Perversität“ emporsprossten. Dass diese meine Zuneigung zu dem Wesen meines eigenen Geschlechts bereits alle Merkmale einer verbrecherischen Leidenschaft aufwies, die der Paragraph so und so mit Gefängnis, Zuchthaus und Ehrlosigkeit bedroht, was wusste der Knabe von alledem? Mit kindlicher Sorglosigkeit gab ich mich dieser Liebe hin, ging ganz in ihrem Gegenstand auf und konnte überhaupt garnicht anders, weil es eben meinem natürlichen Wesen entsprach. Ein hohes Glück fand ich in dem stolzen Bewusstsein, von Willy, dem schönsten, dem unbändigsten unter den ganzen Kameraden, geliebt zu werden. Er hatte es mir ja selbst gestanden, weil ich „so gut und so tapfer“ war. Ach, mit meiner Tapferkeit war es sonst nicht weit her. Aber eben, für „Ihn“, meinen Geliebten, wäre ich noch aller möglichen Thorheiten fähig gewesen. Rastlos nährte und pflegte ich meine Liebe. Über die nun folgende trübe und doch so glückliche Zeit meiner Jugend will ich schweigend hinweggehen. Sie flog schnell genug hin und aus den Knaben wurden Jünglinge. Willy und ich, wir waren und blieben die

zwei Unzertrennlichen. Beide mussten wir ein Handwerk lernen und nachdem wir die Lehrzeit absolviert, blieben unsre Verhältnisse und unser beiderseitiger Wohnort vorerst noch so, dass wir immer zusammen sein konnten. Willy hatte sich schnell zu einem wohlgewachsenen, blendendschönen jungen Mann herausgewachsen. Ich war mit meinen 17½ Jahren immer noch eine recht knabenhafte, unreife Erscheinung, wenigstens musste es nach dem Urteil meiner Umgebung wohl so sein. Zart und schwächlich gebaut, mit blassem Gesicht, sprach ich noch hell und sang einen tadellosen Sopran. Wir waren uns noch immer in treuer Freundschaft zugetan. Ich mit immer wachsender leidenschaftlicher Glut, Willy mit immer gleichmässiger ruhiger Treue und Anhänglichkeit.

Mir genügte natürlich diese ruhige, platonische Liebe durchaus nicht. Ich verlangte gleiche, heisse Leidenschaftlichkeit. Aber bald sollte ich inne werden, dass er mir das, was ich von ihm verlangte, eben nicht gewähren konnte. Gutmütig lächelnd, duldete er wohl meistens meine heftigen Liebkosungen, wehrte auch mitunter sanft ab mit der Bemerkung, er sei ja doch wohl kein Mädchen. Dann ward ich böse, nannte ihn einen kalten Frosch, eine Fischnatur und schmollte. Er nahm meine Ausfälle gelassen hin und tat im übrigen nichts, meine Ansicht zu entkräften. Wenn ich ihn dann aber einmal 8 Tage nicht gesehen, hielt ich es nicht mehr aus, ging wieder zu ihm und alles war gut. Ich liebte ihn zu sehr und seine Abwesenheit aus meiner Lebenssphäre war für mich ein unfassbarer Begriff.

In dieser Zeit begann ich natürlich auch, poetische Erzeugnisse von mir zu geben. Unendlich lange Verse entrangen sich meiner Feder. Sie alle waren an „ihn" gerichtet. Er hat die ersten nie zu Gesicht bekommen. Später wurde ich hartnäckiger und dichtete ein riesiges Epos, das ebenfalls auf „ihn" Bezug hatte. Dieses liess ich Willy „zufällig finden". Er las es im Schweisse seines Angesichts und staunte mich an ob meines „Genies", wollte aber, zu meinem heimlichen Verdruss, durchaus nicht merken, dass dieses alles nur ihn selbst zum Gegenstande hatte. Unsere sonntäglichen Vergnügungen waren auch durchaus von denen der meisten unsrer Kameraden, die ja alle, wie wir, dem Handwerkerstande angehörten, verschieden. Während diese sich in Rudeln Sonntags in den Strassen herumtrieben oder in Kneipen „Schafskopp" oder Billard spielten, verachteten wir beide natürlich solche „barbarischen" Genüsse. Wir gingen gewöhnlich ins Theater oder in Konzerte und nahmen nachher das Dargebotene häufig gar superklug unter die kritische Lupe.

Allein bald sollte unser schönes Verhältnis einen jähe bekommen. Wir gingen nun bereits dem 19. Jahre entgegen u fing es an, aufzufallen, dass Willy nicht mehr seine freie Zeit gar gar mit mir teilte. Es kam erst einige Male, dann sehr oft vor er, wenn ich Sonntags zu ihm kam, um ihn abzuholen, schon fort oder sich bei mir entschuldigte. Er liess mich ruhig öfter allein gehen und kam auch immer seltener zu mir. Die Liebe ist wachsam bald erkannte ich, dass er mir auswich, die Gesellschaft einer deren Person mir vorzog. Sachte schlich sich ein unbehagli Gefühl bei mir ein, das immer stärker und stärker wurde. Es meinem Herzen immer weher und weher und frass mit züngeln Flammen an meiner Seele. Ich war eifersüchtig, rasend eifersüch geworden. Er kam immer seltener, und wenn er kam, war nicht mehr bei mir, sondern schien immer etwas anderes vorzuhab Und wenn ich ihn dann in alter Liebe zärtlich begrüssen woll wehrte er ab mit den Worten: „Ach lass doch, wir sind do keine Kinder mehr!“ Eisig kalt schoss es mir dann durchs Her ich fühlte, ich war im Begriff, ihn zu verlieren. Still und in mic gekehrt sass ich dann neben ihm und hörte nur halb auf sein Erzählungen. Bald kam er dann aber auch auf die Weiber zu sprechen und dann wurde er immer sehr aufgeräumt und begann begeistert ihr Lob zu singen. Wütend biss ich mir die Lippen blutig und machte boshafte Anspielungen. Freimütig gab er dann zu, sich da und dort mit andern Freunden in „Damengesellschaft köstlich amüsiert“ zu haben und beschrieb mir umständlich die „feinen Mädels“. Und wenn ich höhnisch bemerkte, dass er mich mit so was garnicht interessieren könne und mich verschonen möge, dann lachte er mich aus, nannte mich ein „Bählämmchen“, das in Damengesellschaft nicht „Zip“ sagen könne und meinte, ich würde wohl einmal bei Muttern hinterm Ofen versauern. Dann wurde ich furchtbar aufgebracht und schalt ihn einen Schürzenjäger und Pantoffelhelden. Er antwortete prompt, ich sei wohl neidisch und bot mir an, mit ihm zu gehen, er wollte michs auch lehren, wie man die Mädels „rumkriegen“ könnte. Giftig spuckte ich dann aus und vermass mich bei allen Heiligen, „so was“ könne mir nicht einfallen. Zankend schieden wir dann jedesmal von einander, ohne den üblichen Händedruck. Einsam blieb ich zurück. Das also war es. Die Weiber hatten ihn mir entrissen. Ihnen folgten meine schwärzesten Flüche, meine ärgsten Verwünschungen, die ich schliesslich in Tränen ohnmächtiger Wut erstickte. Mit der ungemeinen Lebhaftigkeit meines ganzen Naturells nahm ich diesen ersten wirklich grossen Liebesschmerz auf. Traurig ging ich umher.

Wie grauer Nebel senkte sichs herab auf die Träume meiner Liebe, auf alle jugendfrohen Pläne und Hoffnungen. Ach, und wir hatten so schöne Pläne mit einander geschmiedet! Wollten bald in die Fremde gehen, wollten auf der Wanderschaft Welt und Menschen kennen lernen! Natürlich gemeinschaftlich! Hatten wirs uns nicht damals gelobt, dass wir uns nie, nie trennen wollten? O, ich hatte es noch nicht vergessen! Und da wir uns die gemeinschaftliche Reise schon in allen Details ausgemalt, trug ich nun seit längerer Zeit eine geheime Hoffnung mit mir herum, eine Hoffnung auf Erfüllung des höchsten Wunsches meiner Liebe, den ich bisher nie gewagt vor Willy auch nur anzudeuten, ja ich hatte in meinen stillen Gedanken kaum den Mut, mir selbst diesen Wunsch einzugestehen. Und doch verfolgte mich dieser Gedanke seit Langem, wenn ich still und einsam meinen Gedanken nachhing, in langen, schlaflosen Nächten, im Beisammensein mit Willy, überall hin verfolgte mich dieser Wunsch, ich wurde ihn nicht los, wollte ihn auch garnicht los werden. Alles hatte ich mir bereits ausgemalt: Per pedes die Welt durcheilen, Städte und Dörfer, ja vielleicht fremde Länder sehen und immer beieinander sein können! Mussten wir nicht auf unsern Reisen in Herbergen übernachten? So würden wir dann gewiss auch Nachts im Schlummer bei einander weilen können auf gemeinschaftlicher Lagerstätte, an seiner Brust ruhend, könnte ich selig dem neuen Tag entgegenschlummern. — Wie fest und innig wollte ich mich an ihn schmiegen, wollte den Geliebten an mein brennendes Herz pressen! In unmittelbarer zärtlicher Berührung mit dem blütenweissen Körper meines Freundes würde ich der höchsten Seligkeit einer mächtigen Liebe teilhaftig werden, das süsseste Glück meines Daseins geniessen können, das ich bis jetzt vergebens erhofft hatte! — War dieses Begehren etwa aus den Abgründen verbrecherischer Phantasien eines übersättigten Lüstlings geboren? — Ach nein, ich war als 18 jähriger Jüngling in der Blüte meiner Jugendkraft, weder geschlechtlich übersättigt, noch war meine Begierde auf irgend eine bewusste oder bestimmte geschlechtliche Handlung gerichtet. War ich doch damals noch ein in geschlechtlichen Dingen vollständig unerfahrener, unwissender Bursche. Gewiss hatte ich wohl, wie das bei allen jungen Leuten der Fall, viel abenteuerliches Zeug von Geschlechtsakten zwischen Mann und Weib gehört, und heute noch lächelt man über alle die unmöglichen und ungeheuerlichen Vorstellungen, die wir uns als junge Burschen auch von den Geburtsvorgängen machten.

Ich hatte eine Art mystische Scheu vor allen diesen Dingen und heillose Furcht vor den Folgen geschlechtlicher „Verirrungen“.

Inzwischen war jedoch der Knabe zu einem vollkommenen schlechtswesen herangereift, in dem sich bereits der mächtige I nach Ergänzung regte. Was Wunder, wenn sich dieser Drang Gewalt auf jene Wesen richtete, die von Jugend auf mein ga Sein beherrscht hatten. Die gewaltige Liebe des Geschle konzentrierte sich ganz von selbst und ohne sich klar bewußt sein auf das eigene Geschlecht.

Damit war aber, weil der unerbittliche Sittenkodex dieser Z darin die Momente einer verbrecherischen Handlung erblickt, d Fluch der Gesellschaft auf das Haupt des Liebenden gefallen, de nur noch recht und billig geschah, wenn er aus der Gemeinscha aller anständigen Menschen verbannt wurde. Jener Fluch sollt auch mir später im reichsten Maße zu Teil werden. Zu jener Ze aber, da sich in mir die ersten Blüten des Geschlechtsbewusstsein eben erschlossen hatten, ahnte ich von alldem noch nichts. Niemand hatte mir noch bis dahin jemals etwas davon gesagt. Wie konnte ich selbst etwa dies edle Feuer in meiner Brust verdammen, da es doch ein Element von meinem ureigenen Selbst war und zwar ein gar gewaltiges? — O nein, ich konnte nichts Unmoralisches darin finden, dachte gar nicht daran, daß wohl irgend Jemand kommen könnte und sagen: „Deine Gefühle sind verbrecherisch"! Ich hätte ihn schön abfahren lassen. Denn heilig war mir meine Liebe zu Willy, sie, die mich schon als Knabe für alles Edle begeistert hatte. Heilig war mir auch die Person meines Freundes. Ich hatte ja zu dieser Zeit nicht die geringste Ahnung von irgend einem bestimmten Geschlechtsakt, irgend einer Form sexueller Befriedigung zwischen Männern. Konnte mir gar keinen Begriff davon machen und dachte auch niemals an etwas dergleichen, da ich bis dahin von solchen Dingen noch nichts gehört. Und doch ist die Tatsache nicht zu leugnen, sie war vorhanden, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach der körperlichen Berührung mit meinem Freund. Was war es denn nun, das mich immer und immer wieder mit magischer Gewalt hinzog, mich ewig drängte und trieb, seine Nähe zu suchen? Ach, ich machte mir keine langen Gedanken erst über die etwaige Unnatur meiner Empfindungen. Unbewußt gab ich mich ihrem Zauber hin. Ja es war ein Reiz ohne Ende, der von der Person dieses wunderschönen Jünglings ausstrahlte. Alles liebte ich an diesem Körper, dies schöne blonde Haupt mit der blendend weißen Stirn, die herrlichen Augen, die mir so oft treuherzig entgegen gestrahlt, die frischen Wangen, die roten Lippen so schön geschwungen, auf die ich schon als Knabe so oft im schüchternen Kuß die meinen gedrückt, die kräftigen Hände und die hohe breite

Brust, an der ich so oft geruht, und alles was diese teure Brust umschloß, dieses stolze und doch so gute Herz, das sinnige Gemüt, alles, alles liebte ich an diesem teuren Wesen und ging völlig in ihm auf. Aber auch das Verlangen nach innerer Gemeinschaft brannte in meiner Seele. Die Gleichheit des geistigen Daseins, das Ineinandertauchen beider Herzen war es, was ich erstrebte. — Ich kehre zum Faden meiner Erzählung zurück. Willy konnte mir nicht das gewähren, was ich glaubte von ihm verlangen zu dürfen. Ganze Hingabe, so wie meine Liebe zu ihm mein ganzes Wesen beherrschte, so sollte es auch bei ihm sein. Die Natur meiner Empfindungen duldete nicht, daß ich seine Zuneigung mit andern teilen sollte. Unser gegenseitiges Verhältnis wurde deshalb in der Folge merklich kühler. Willy suchte immer mehr der Richtung seiner Entwicklung nachgehend, Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte. Ja er wurde sehr bald ein von den Damen viel umworbener Don Juan, der eben dank der äußeren Vorzüge, die ihm Mutter Natur verliehen, diese Rolle mit sehr viel Geschick überall durchzuführen verstand. Trauernd stand ich abseits und verfolgte trotzdem mit Beharrlichkeit sein Tun und Treiben. Ich war nur noch das fünfte Rad, das „liebe alte Haus“, das er noch für würdig genug hielt, ihm alle seine neuen Interessen und zarten Geheimnisse anzuvertrauen. All' die kleinen pikanten Sächelchen, die ein rechter Don Juan vor den Augen der Welt verbirgt, ich wußte sie, mir vertraute er sie an, ohne daß ich danach frug. Und wenn er mir dann all' diese kleinen Intimitäten unbefangen mitteilte, zerriß unsagbarer Schmerz mein Innerstes und blutenden Herzens gestand ich es mir in der Stille meiner Einsamkeit, daß ich ihn verloren hatte, ihn, den ich vergötterte, der mein Alles war auf dieser Welt, dem ich alles, was mir heilig, geweiht hatte! Ich kannte meinen Willy bald nicht mehr wieder. Aus dem sinnigen, treuherzigen Jungen war bald ein pomadisierter Weiberfex geworden, der aus dem Füllhorn seiner Wohlgestalt Kapital schlug. Aber ich konnte und konnte noch immer nicht von ihm lassen, obgleich sich alle meine Empfindungen gegen sein nunmehriges Wesen aufbäumten. Ein weiteres Jahr war dahin und aus unserer phantasieumwobenen Wanderschaft war natürlich nichts geworden. Willy hatte dazu die Lust verloren, ihm schien es so am Besten zu gefallen und mir war durch den Tod meines Vaters eine neue Pflicht erwachsen. Ich mußte in Gemeinschaft mit meinem ältesten Bruder für die Mutter und zwei noch unerwachsene Brüder sorgen. Obwohl das Verhältnis zwischen Willy und mir immer mehr verflachte, kamen wir doch noch sehr häufig zusammen. Ich konnte eben dieses Wesen, das ich

mehr wie mich selbst geliebt, nicht so ohne weiteres aus me Herzen reißen. Leider sollte auch dieser Zustand nicht lange da und Willy selbst war es auch hier wieder, der, wohl unbew meinem Herzen den letzten brutalen Stoß gab. Eines Tages Willy zu mir, nahm mich auf die Seite und vertraute mir neues Geheimnis an. Diesmal war es ernster Natur. Er hatte im sorg- und schrankenlosen Geschlechtsverkehr infiziert, hatte Sache vertrödelt und frug mich nun, da die Geschichte schlimm werden drohte, um meine Meinung. Er behauptete, daß er sich einer Prostituierten den Schanker geholt und war nun in groß Angst, wie er „das Ding“ los werden möchte. Zum Arzt zu gehe wozu ich ihm riet, hatte er keine rechte Lust. Es sei ihm „z schenant“ und koste auch gleich zu viel, meinte er. Es war da erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Geschlechtskrankheit mi all' ihren widerlichen Begleiterscheinungen kennen lernte. Begreif licher Abscheu erfüllte mich und da er die unbedingte Notwendig- keit einer ärztlichen Behandlung nicht gleich einsehen wollte, so konnte ich ihm natürlich sonst weiter keinen Rat geben und begriff überhaupt nicht, wie er sich in diesem Fall an mich wenden konnte, da er doch in solchen Dingen zum mindesten mehr Erfahrungen hatte als ich. Ich hielt es viel mehr für angebracht, ihm allerlei Vorhaltungen zu machen. Er verteidigte sich so gut er konnte und da er trotzdem bei mir kein Verständnis fand, nannte er mich einen närrischen Kauz und gab mir schließlich den wohlgemeinten Rat, mich nicht so von allem zurückzuhalten, sondern mitzutun. „Das Leben ist so schön“, rief er aus, „und man soll es genießen, so lange man jung ist, dazu hat man ein Recht“. Dann bedauerte er mich mit meinen „ewigen Ansichten“, wurde sehr heiter und bot sich an, mich in lustige Gesellschaft einzuführen, da sollte ich das Leben erst kennen lernen, fühlen, was überhaupt leben heisst. Und hätte ich erst das „himmlische Manna“ der Liebe geschmeckt, dann würde ich schon ein Anderer werden, darauf schwur er einen heiligen Eid. Er nannte mich schliesslich seinen lieben alten Freund, mit dem er gern „alles teilen“ wolle, schwatzte noch eine ganze Weile auf mich ein und rückte zuletzt in freundschaftlichem Eifer mit folgendem Vorschlag heraus. Er wollte mir ja gern, um es mir leicht zu machen, sein neuestes „Verhältnis“, eine dralle Küchenjungfer, die in der Nähe bedienstet war, „überlassen“. Das Mädel sei „ganz doll“, immer zu haben und nehme es auch nicht so genau. Er habe schon einige Mal daran „genascht“ und da es mit ihm doch nun gegenwärtig nicht ginge, so wollte er mich mit ihr bekannt machen. Sprachlos starrte ich meinen ehemals Vielgeliebten an.

War das mein Willy noch, der einzige geliebte Mensch, dem ich mit Freuden mein Leben zu Füssen legen wollte? So weit war es also mit ihm gekommen, so jung, so schön und eine solche Auffassung, solche Achtung vor den heiligsten Empfindungen der Menschen, das Gefühl, in dem selbst das Tier geadelt wird? Ein Gefühl endloser Leere überkam mich. Eine solche unsäglich gemeine Denk- und Handlungsweise musste ich bei dem erleben, der bis dahin in meinem Ideenkreis den vornehmsten Platz eingenommen.

Von nun an war ich bemüht, sein Bild gewaltsam aus meiner Seele zu reissen. Ich behandelte ihn kalt, ging nie mehr zu ihm und wenn er, was auch nur noch selten geschah, zu mir kam, stahl ich mich leise aus dem Hause und überliess ihn meinen Brüdern, an die er sich bald enger anschloss. In meinem zertretenen Herzen hat es noch lange getobt und geschrieen, ehe dies schönste Bild meiner Jugendträume daraus entwich. Später, nachdem wir auch örtlich von einander getrennt, hörte ich nur noch durch meine Brüder von ihm. Er hat schliesslich die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns heimgeführt und ist heute selbst als Inhaber eines renommierten Geschäftshauses in Leipzig ein wohlhabender Mann, der sich kaum noch seines einstigen Jugendfreundes erinnert. Wohl weiss ich, dass er von meinen ferneren Schicksalen durch meine Familie unterrichtet wurde, ich habe jedoch von ihm kein Lebenszeichen mehr erhalten. Er ist eben schnell in den Hafen der gesellschaftlichen Behaglichkeit eingelaufen. Ihn haben die konventionellen Lügen dieser Kulturgesellschaft weiter nicht behelligt. —

Über die nun folgende Periode meines Lebens will ich mich bemühen weniger ausführlich zu sein. Ich begann alsbald ein höchst unsolides Leben zu führen. Im Taumel aller möglichen tollen Vergnügungen suchte ich Zerstreuung, Vergessen. Eine wilde Flucht vor der gähnenden Leere, die in meinem Inneren zurückgeblieben war, begann nun. Und von dem ungeheuren Wust der widerstreitendsten Empfindungen, die mich dann wieder plötzlich durchtobten, hin- und hergeschleudert, tappte ich suchend, wie ein Blinder. Die tollste und ausgelassenste Gesellschaft ward mir bald die liebste. Eine schon ziemlich früh erwachte Vorliebe für dramatische Kunst und ein bescheidenes Talent in derselben, führte mich bald in Gesellschaften ein. In Dilettantenvereinen übte ich mit großer Hingabe meine kleinen Fähigkeiten und so bekam ich auch leicht Verkehr mit vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts. Ich wurde ziemlich schnell gewandt in allen Eigenschaften, die dazu gehören, in der Gesellschaft etwas zu scheinen, was man nicht ist. Ich wollte ja durchaus das „himmlische Manna“ der Liebe schmecken,

wovon mir Willy so begeistert erzählt hatte. Ich gab n auch die grösste Mühe, bei den Damen den Schwerenö spielen. Denn, so dachte ich, was alle Anderen mit so v schick und Erfog betrieben, warum sollte ich es auch nicht l schliesslich lag es am Ende bloss an meinem Mangel an Tale Gunst der Damen zu erwerben. So warf ich mich denn ge in die Brust, um mich endlich zur Mannbarkeit aufzuraffen un Hänseleien der Anderen zu entgehen, die mich nur „den : Franz“ nannten. Und um auch auf den zahlreichen Kränzche Bällen der Vereine in Gesellschaft der Damen bestehen zu kö ging ich auch noch in die Tanzstunde und verliebte mic in den jungen Kellner des betreffenden Restaurants. Er wa bildhübscher Bursche mit pechschwarzem gekräuselten Haar ein Paar kohlschwarzen Augen, die wie Diamanten funkelten. hatte nur noch Blicke für ihn und wenn ich die Tanzerei n mitmachte, so geschah es nur, um in seiner Nähe bleiben zu könn Ich suchte Annäherung und mit überraschend schnellem Erfolg.

Neue Seligkeit zog in mein Herz ein. In kurzer Zeit war wir vertraut mit einander. Hier war ich wieder in meinem Eleme hier durfte ich lieben, das fühlte ich sofort. Welch ein Unte schied! Während ich in Gesellschaft junger Damen mich mit mein Rolle des Schwerenöters mühsam abquälte, trat hier wieder sofo das echte Feuer natürlicher Leidenschaft hervor. Hier gab ech Liebe das von selbst, wonach ich dort mühsam den Plan absucht um einen gequälten Abklatsch des „himmlischen Mannas“ zu e halten, was ich garnicht himmlisch fand, um mich künstlich un scheinbar daran zu ergötzen, zu dem Zweck, vor den Augen de Welt als das zu gelten, was ich nicht war. Als ich die erste schüchternen Liebkosungen wagte, fühlte ich, dass sie ihm nich unempfindlich waren. Er erwiderte sie und jubelnd ahnte ich i meinem Liebling eine verwandte Seele. Ich widmete ihm all die Hingabe, deren nur die echte Liebe fähig ist. All die kleinen Aufmerksamkeiten, in der die Liebe so selbstlos, so erfinderisch ist, tauschten wir nun gegenseitig aus. Doch das Auge des Gesetzes wacht und der beleidigte Sittenkodex der „Normalen“ im Land schrie nach Sühne. Unvorsichtig und tollkühn ist die Liebe. Eines Abends spät ereilte uns das Verhängnis, das für mein Leben so folgenschwer werden sollte. Wir wurden beide vom Wirte in einem hinteren Zimmer bei frischer Tat ertappt. Die Situation war über jeden Zweifel erhaben und wir konnten uns auch nicht mehr retten, da wir ganz unvermutet überrascht wurden. Ein unbeschreiblicher Skandal folgte. Man brüllte nach dem Arm des

Gesetzes. Ich wurde festgehalten und musste noch mit ansehen, wie der Wirt meinen Liebling brutal misshandelte. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mein Innerstes und zitternd bat ich um Schonung für den Armen. Willig folgte ich dann dem Diener der heiligen Gerechtigkeit. Ich befand mich in einer Art Traumzustand, sah und hörte kaum, was um mich herum geschah. Wie in nebelhafter Ferne erschien mir alles. Und immer weiter und weiter rückten Welt und Menschen von mir ab, so dass ich sie nicht mehr erkennen konnte. Zwei Monate sass ich in Untersuchung, ich begriff nicht, weshalb, da ich alles eingestanden hatte. Was ich in dieser Zeit einsamer Zellenhaft ausgestanden, genügte, um mich vollständig niederzuschmettern. Mit all ihrer Schärfe hielt die beleidigte Moral ihr Strafgericht über mich. Nichts blieb mir an Demütigungen erspart. Schon auf dem Polizeipräsidium schallte mir die Stimme des diensttuenden Beamten entgegen: „Ein Päderast! Ein Päderast! In Einzelhaft mit dem!“ Ich hatte keine Ahnung von der Bedeutung dieses Wortes. Aber die Art, wie mir dies offenbar inhaltsschwere Wort entgegengeschleudert wurde, liess mich ahnen, welch ein verabscheuungswürdiger Verbrecher ich sein musste. In ohnmächtiger Verzweiflung wand ich mich auf dem Boden meiner einsamen Zelle. War ich denn wirklich eine so schändliche Kreatur? Wen hatte ich denn beleidigt, wem etwas genommen, wem hatte ich ein Leid zugefügt? In meiner hilflosen Verwirrung vermochte ich keinen klaren Gedanken zu fassen. Verbrecher, Verbrecher, Päderast! höhnte es mir nur immer in die Ohren. „Bedenke doch, was du nun geworden bist!“ so hiess es in dem Briefe, den mein ältester Bruder unter dem Eindruck der Nachricht meiner Verhaftung an mich geschrieben und in dem er sich im Namen der ganzen Familie von mir lossagte. In meiner grenzenlosen Verzweiflung über alles dieses reckte ich schliesslich die Arme gen Himmel und erflehte von Gott irgend eine Gewissheit, wie weit die Grösse meines Verbrechens reichte. Aber der Himmel rührte sich nicht und ich fand nicht einmal Trost in der tränenvollen Busse und Reue, der ich mich in kraftloser Zerknirschung nun hingab. Ich wusste ja nicht, was ich eigentlich büssen sollte, bei wem ich um Verzeihung für zugefügte Schmach betteln sollte. Die Stunde meiner Aburteilung schlug und hier sah ich meinen Liebling wieder. Bei seinem Anblick brach ich in Tränen aus. War er es am Ende, dem ich Beleidigung und Schande zugefügt?

Aber, o Wunder, als wir beide vor der Ballustrade nebeneinander standen, um unseren Richtern Rede und Antwort zu stehen, fühlte ich plötzlich seine Hand in der meinen, die er einen

Moment zärtlich und verstohlen drückte. Da zog es einen blick wie stiller Friede durch meine Seele und ruhig und antwortete ich auf die Fragen des Präsidenten. Freilich, nı Augenblick bewahrte ich meine Fassung, dann war es wied bei, als der Herr Staatsanwalt für mich, als den Verführeı § 175 des St.-G.-B. eine empfindliche Strafe verlangte. I und flehte und erklärte unter Schluchzen, dass ich meinem I niemals etwas habe „zu Leide tun“ wollen. Und die Herren R lächelten über meine naiven, fortwährenden Beteuerungen. wurde schliesslich unter Annahme von mildernden Umstände 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Adolf kam, weil er nur der dende Teil und der von mir „Verführte“ war, mit 7 Tagen da Ausserdem wurde auch wohl auf seine Jugend Rücksicht genomı er war noch nicht ganz 16 Jahre alt. Ich hatte mich um das A meines Freundes nie bekümmert, hielt ihn aber für bedeutend äl Er machte in jeder Beziehung den Eindruck eines mindest 18 jährigen, war ebenso gross wie ich und körperlich viel mehr e wickelt. Die Täuschung über sein Alter mochte um so leich sein, als er auch die Entwicklung zur Pubertät bereits hinter si hatte. Ich konnte deshalb auch mit gutem Gewissen dem Her Präsidenten auf seine Frage antworten, dass ich mich im Alt meines Freundes getäuscht hätte. Das hatte mir denn aber weit nichts genützt, am Urteil änderte das ja nichts. Ich wurde wied abgeführt und hatte gerade noch so viel Zeit, einen letzten Scheid gruss von ihm aufzufangen, einen stillen Blick liebevoller Tei nahme für mich. Diesen stummen Blick habe ich als einzigen Tros mit in mein Gefängnis genommen. Ihn, das wusste ich nun, hatt ich nicht beleidigt, er grollte mir nicht. Ich habe ihn nie wiedergesehen, diesen herzigen, schwarzäugigen Jungen, meine späteren Nachforschungen nach ihm blieben resultatlos. Ich bin überzeugt, er hat nur gut von mir gedacht. — Der Mensch fügt sich in alles, auch in das anfänglich Unfassbare. Ich ertrug meine 6 monatliche Einzelhaft verhältnismässig gut und wurde zuletzt von dem Aufseher des „Flügels A,“ der ein halbes Jahr mein Domizil war, mit einigen wohlwollenden Worten entlassen und mit dem guten Rat, mich fürderhin „in Obacht zu nehmen,“ damit ich nicht zu bald wieder käme. Gerührt drückte ich dem alten Manne die Hand und trat in die goldne Freiheit mit dem festen Vorsatz, nun ein „Anderer,“ „Besserer“ zu werden. Hatte ich nicht in der langen Zeit der Sühne bewiesen, wie man sich beherrschen kann? Hatte ich nicht die 6 Monate vollständig keusch zugebracht? — Ich kannnte die Onanie sehr wohl, doch nicht ein einziges Mal war ich ihr in der

ganzen Zeit zum Opfer gefallen. Ja, ich wollte und musste wieder ein guter Mensch werden. Hätte ich nur damals schon klar genug die unabweisbare Bestimmung meiner Geschlechtsnatur begriffen. Ich hätte wohl in jenen oft durchwachten Nächten im Gefängnisse die Kraft gefunden, ein Ende zu machen mit einem Dasein so dunkel und reuevoll bis auf den heutigen Tag.

In wie weit ich später ein besserer, anderer Mensch geworden, mag der Leser aus dem weiteren Fortgang meines Lebens entnehmen.

Meine Familie nahm mich in Gnaden wieder auf, man verzieh mir, wie man sagte, um meinetwillen. Ja, mein ältester Bruder hielt es von da ab für eine Art väterlicher Pflicht, mich wieder auf den rechten Pfad der Sitte und Tugend sorgsam zurückzuführen. Er fing an, mich auf Schritt uud Tritt zu bewachen. Er hatte das Glück, eine vermögende Frau zu bekommen und nun ging seine brüderliche Fürsorge so weit, im Einverständnis mit den Verwandten seiner Frau mir einen kleinen Geschäftsbetrieb einzurichten, der in mein Fach schlug. Ich nahm alles dankbar an, geschah doch alles zu meinem Besten. Die Sache klappte auch im Anfang ganz gut. Ich fühlte mich bald wieder und gefiel mir in meiner Eigenschaft als selbständiger Geschäftsmann, war fleissig und suchte mein Geschäft hochzubringen. Doch ich hatte meine Rechnung ohne mich selbst gemacht. Abgesehen davon, dass es ja an und für sich schon ein Missgriff war, einem jungen Menschen von kaum 21 Jahren Führung und Verantwortung über ein Geschäft anzuvertrauen, mit deren fachgemässer Leitung eine gereiftere Manneskraft vollauf zu tun gehabt hätte, so war ich doch, meiner ganzen natürlichen Veranlagung nach, viel zu sehr Gefühlsmensch, als dass ich auf die Dauer einen brauchbaren Geschäftsmann abgegeben hätte. Wohl hatte ich so etwas wie eine dunkle Ahnung davon, dass auf mich noch kein Verlass war. Wohl meinte ich im Stillen dies und das, aber sollte ich meinem Bruder meine eigene Unfähigkeit und Schwäche eingestehen, sollte ich ihm offen sagen, dass mir diese seine Wohltat im Grunde eigentlich Plage sei? Welche Antwort hätte ich bekommen? Sie konnte nicht zweifelhaft sein. Und hatte ich überhaupt eine Meinung zu haben? Als ein in Gnaden wieder aufgenommener Missetäter musste ich dankbar und froh sein, dass mir mein liebevoller Bruder Gelegenheit verschafft hatte, mich wieder „ins Geleise“ hinein zu bringen. Er meinte es zweifellos gut mit mir, also hatte ich, das fühlte ich wohl, die Pflicht, mich zu fügen. Ich musste stillhalten und mich bescheiden, denn sie alle waren „besser“ als ich. Mein Bruder liess es sich angelegen sein, über mein Schicksal zu wachen.

Er achtete beständig und sorgtältig darauf, dass ich mei
schäftlichen Pflichten nicht versäumte und ich gab mir die g
Mühe, ihm keinen Anlass zur Unzufriedenheit zu geben.
weiter hinaus ging auch sein Einfluss nicht, weiter reicht
Kraft seiner Autorität nicht. Er war wohl in der Lage, mich
merksam zu bewachen, aber einsperren konnte er mich fü
nicht und mir, dem 21 jährigen, das fühlende Herz aus dem B
zu reissen, das vermochte er freilich auch nicht. Und so ka
denn, wie es wohl kommen musste.

Ich hatte natürlich nicht die Kraft, lange mit mir allein
umzulaufen, mein Herz verlangte nach einem Wesen, das ich lie
könnte. Bald fand ich es in der Person des jungen Angestell
eines benachbarten Geschäftes. Es dauerte auch gar nicht lan
so hatten wir Freundschaft geschlossen. Die fürsorglichen Schwieg
eltern meines Bruders, in Gemeinschaft mit meiner guten Mutt
hatten zwar bereits für eine „passende“ Partie gesorgt und ich hat
mir's auch zur Pflicht gemacht, dieser jungen Dame recht fleissi
den Hof zu machen. Das Mädchen war sonst nicht übel, hatte etwa
Vermögen, mit diesem sollte sie „ins Geschäft hineinheiraten“, so hatten
es meine Verwandten beschlossen. So schnell, wie ich hier eine Braut
angewiesen bekam, wäre ich niemals imstande gewesen, mir selbst eine
zu erobern das fühlte ich, darum war ich auch eifrig dabei, ich hatte es
mir ja selbst gelobt, den „dunklen Fleck“ aus meiner Vergangenheit möglichst zu tilgen. Ich war sehr aufmerksam gegen meine Braut, sagte ihr viel Artigkeiten und machte ihr Geschenke. Das hinderte mich aber durchaus nicht, mich mit meinem neuen Freund viel mehr abzugeben als mit meiner Braut. Er war ein ausgezeichneter junger Mann mit guten Manieren und einem natürlichen Wesen. Im trauten Beisammensein mit ihm entschädigte ich mich für alle Beklemmungen und Unbehaglichkeiten, die ich stets in Gesellschaft meiner „Angebeteten“ empfand. Ich will kurz sein. Die Sache gedieh so weit, dass uns eines Tages ein argwöhnisch gewordener Nachbar, in meinem eigenen Geschäftslokal, durch den Türspalt beobachtet hatte. Der Mann schlug Lärm und benachrichtigte sofort meine Familie. In kopfloser Bestürzung floh ich, so wie ich ging und stand, zum nächsten Bahnhof und fuhr zu Verwandten meines Vaters nach M. Diese telegraphierten an meinen Bruder und verlangten Aufklärung, da ich jede Auskunft verweigerte. Bald erschien mein Bruder, setzte meine Verwandten von allem in Kenntnis, sagte sich abermals und diesmal für immer von mir los, indem er mich einen Ehrlosen und Undankbaren nannte, der nicht wert sei der Achtung anständiger Menschen. Meine Verwandten taten ein Übriges, man überliess mir

aus Menschlichkeitsrücksichten eine kleine Summe Geldes und so musste ich augenblicklich das Haus verlassen.

Planlos irrte ich eine Zeit lang in der fremden Stadt umher. Die Angst vor Verfolgung trieb mich wieder zum Bahnhof und so floh ich mit dem nächsten Zug über die holländische Grenze, kam bis Amsterdam und irrte, der Sprache des Landes nicht mächtig, hilflos umher. Von jeder Verbindung mit der Welt losgerissen stand ich nun da und fing an zu überlegen. Die Liebe zum Leben trieb mich weiter. Ich fing nun an, zu Fuss durch endlose Schnee bedeckte Felder und Wiesen, über zugefrorene Kanäle, von Ort zu Ort zu wandern, mir durch stummes Betteln weiter helfend. In Gr . . . . . , einer mittelgrossen, holländischen Stadt geriet ich, halb verhungert, von Allem entblösst, todesmüde in einen Gasthof, wo viele Deutsche verkehrten, hier vernahm ich die süssen Laute meiner Muttersprache wieder. Es schien ein Labsal von zweifelhafter Qualität zu sein, denn es stellte sich heraus, dass die Inhaberin und die weibliche Bedienung meist spät nachts allerlei Gäste empfingen, mit denen bis zum hellen Morgen wüste Orgien gefeiert wurden, wobei die Wirtin mit ihren Helferinnen anscheinend gute Geschäfte machte. Ich hatte Gnade vor den Augen der fetten Inhaberin dieser Höhle gefunden. Sie schien Mitleid mit meiner Lage zu haben und da sie auch etwas deutsch sprach und ich ihr einen ganzen Roman von der Ursache meiner Anwesenheit vorgelogen hatte, so konnte ich vor der Hand dableiben als Hausbursche, Gläserspüler u. s. w. Mir war alles egal, nur weiter leben, mochte kommen was wollte. Das Leben, wie es sich nun hier in der Folge vor meinen Augen abspielte, lieferte mir einen ungefähren Begriff, in welch' unsäglich niedriger Weise sich oft das normale Geschlechtsleben der Menschen abspielt. Beispielloser Ekel erfasste mich hier vor der Art, mit der hier die Menschen sich der „normalen“ Liebe hingaben. Ich war der einzige männliche Bedienstete im Hause, und hatte bald heraus, dass meine würdige Herrin mehr von mir verlangte als blosse Dienste für das Haus und die Gäste. Ein fürchterlicher Schrecken packte mich bei dieser Erkenntnis. Mir schauderte vor dem Gedanken, längere Zeit hier unter diesen Menschen weilen zu müssen. Aber ich hatte gar keine Ursache, mich zu beklagen, war ich doch selbst ein aus der Gesellschaft aller anständigen Menschen Ausgeschlossener. Wohin sollte ich auch in dieser fremden Welt, in der ich vollständig einsam stand. Ohne irgend welche Mittel konnte ich doch überhaupt nicht weiter kommen. Und als Landstreicher würde ich sehr bald in die Hände der Polizei geraten. Dann aber war es doch sicher um mich geschehen, denn

wenn jener menschenfreundliche Nachbar die Sache angezei war sicher ein Steckbrief hinter mir; welche Aussichten eröff sich da für mein Leben! — Und zum Sterben war ich zu Sterben, wenn man noch so jung ist. War nicht die Welt alledem schön? Ich fügte mich deshalb, so gut es ging in m Lage, wich den zudringlichen Freundlichkeiten meiner Herrin schickt aus und war nur still und zähe darauf bedacht, etwas M in die Hand zu bekommen um möglichst bald fort zu kommen dieser Höhle, in deren Pesthauch ich zu ersticken fürchtete. N 14 wöchentlichem Aufenthalt war ich denn auch wieder unterwe Ich hatte mir in dieser traurigen Zeit unter allerlei Entbehrung von meinem geringen Lohn, eine kleine Summe erübrigt mit d ich hoffte irgend eine Küstenstadt zu erreichen. Dort wollte ic mich als Kohlenzieher oder sonst als dienstbarer Geist auf irgen einem Schiff ohne weitere Barmittel nach Amerika hinüberarbeiten Ich hatte diesen Plan in meinen einsamen, oft schlaflosen Nächten sorgsam durchdacht. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass in Küstenstädten sogenannte „Heuerbaasse" ihr Wesen treiben, die ein schwunghaftes Geschäft daraus machten, Auswanderungslustigen mit Rat und Tat an die Hand zu gehen in der Erlangung günstiger Überfahrtgelegenheit. Auch solche Leute, die in ähnlicher Lage, wie ich, sich befanden, „verheuerten" diese Leute auf irgend ein Schiff, damit sie so ohne grosse Baarmittel das „gelobte Land," nach der Versicherung dieser Heuerbaasse, sicher erreichten. Dort in dem freien Lande, in der neuen Welt, wollte ich dann abermals ein neues Leben, ein „besseres" beginnen. Von Neuem hatte ich mir selber hoch und teuer zugeschworen, nunmehr meiner unseligen Leidenschaft zu entsagen. Zähneknirschend verfluchte ich meine erbärmliche Schwäche, die mich hatte zum Sklaven einer Neigung werden lassen, die alle Welt als verbrecherisch bezeichnete. Ich glaubte ihnen, wenn sie sagten, es sei ein Verbrechen, sich mit „so was" zeitlebens unglücklich zu machen. Hatte ich nicht den Frühling meines Lebens damit zerstört? — Sprach doch Jedermann mit Verachtung und Hohn von diesem abscheulichen Laster für das manche die Prügelstrafe empfahlen. Wie ungeheuer schlecht und erbärmlich kam ich mir vor. Nun aber sollte, nun musste das alles anders werden, wenn ich erst „drüben" sein würde. Dort, wo mich Niemand kannte, wollte ich versuchen auf andere Art vielleicht wieder glücklich zu werden wie tausend Andere. Mit gutem Gewissen darf ich sagen, ja ich habe es redlich versucht ein „Anderer" zu werden. Ich bin es nicht geworden. Bin bis heute der Alte geblieben. Gefängnis, Flüche, Tränen, Gebete, Schwüre, Hunger

und Entbehrungen, ja selbst die letzte, tiefste Erniedrigung, die einem Menschen widerfahren kann, körperliche Misshandlungen, die mir auf jener schrecklichen Ozeanfahrt nicht erspart geblieben sind, sie alle hatten nicht vermocht, die Liebe zu meinem eigenen Geschlecht zu ertöten. Und ob alle diese unsäglichen Leiden, Geist und Seele in beispiellosem Maasse quälten und folterten, der gewaltsam hin- und hergehetzte Körper, schier bis auf den Rest ausgemergelt wurde, siegreich ist die Natur über dies alles hinweggeschritten und verlangt nach wie vor, gebieterisch die Erfüllung ihrer Rechte.

Ich will den Leser nun nicht mehr allzulange mit den Einzelheiten meiner weiteren Erlebnisse ermüden. Die körperlichen und seelischen Qualen, die ich auf all' den Irrfahrten zu erdulden gehabt, alle ausführlich zu schildern, fühle ich mich ausser Stande. Sie haben bei mir den Grundstein gelegt für eine stete nervöse Empfindlichkeit, unter der Körper und Seele fortgesetzt zu leiden haben. Namentlich war es der fürchterliche, wenn auch nur kurze Aufenthalt auf jenem Schiffe, auf welchem mich ein schuftiger Heuerbaas als Kohlenzieher verdingt hatte, der nach meiner Überzeugung ein bis heute regelmässig wiederkehrendes Leiden (Rheumatismus) in meinem Körper zurückgelassen hat. Mein Vorhaben, nach Amerika auf diesem Schiffe zu kommen, war gescheitert. Ich war zu dumm und unerfahren für solche Finessen und musste die Reise unfreiwillig als Kohlenzieher wieder zurück machen. Kaum an deutschen Gestaden angelangt, entfloh ich, halb wahnsinnig von den unmenschlichen Strapazen und beispiellos roher Behandlung bei Nacht und Nebel, von dieser schwimmenden Hölle. Von einer zweiten solchen Reise nach Amerika war ich gründlich geheilt. Ich hätte dem denn doch den Tod vorgezogen. Ruhelos zog ich nun wieder durchs Land, von Ort zu Ort, was nun mit mir geschehen würde, war mir gleichgültig. Ich blieb jedoch während meiner ganzen Wanderzeit von der Polizei unbehelligt, ein Steckbrief gegen mich existierte wohl demnach nicht. Nachdem ich auf meinen Irrfahrten in unzähligen Städten und Ortschaften mich durch allerlei Beschäftigungen redlich arbeitend durchgeschlagen und meinen äusseren Menschen wieder in Ordnung hatte, konnte ich endlich wieder in meinem jetzigen Aufenthaltsort festen Fuss fassen. Jahre waren darüber hingegangen und meine Familie hatte bis dahin kein Lebenszeichen von mir erhalten. Wieder in meinem erlernten Geschäft tätig, erlangte ich nach und nach eine gewisse Sicherheit. Ich lebte still und zurückgezogen für mich hin, ging fast nie aus und beschäftigte mich in meinen vielen einsamen Stunden damit,

alles zu lesen, was mir nur in die Hände fiel. Ich führte s meinen Büchern im stillen Stübchen ein beschauliches Dasein

Aber nicht lange dauerte dieser Zustand. Wohl hatte ic vorgenommen, fürderhin die Gesellschaft der Menschen mögl zu meiden, namentlich war ich ängstlich bemüht, nicht mit ju Leuten meines Geschlechts zusammen zu kommen. Darin la nun freilich die einfachste Bestätigung meines noch völlig un änderten Geschlechtszustandes. Aber statt durch fleißiges, rü sichtsloses Nachdenken zur endlichen Klarheit über meine g schlechtliche Verfassung zu kommen und in deren Konseque wenigstens einigermassen mein Leben einzurichten, vermied ich e vielmehr nun ängstlich, an alle diese Dinge auch nur einen Augen blick zu denken. Ich glaubte durch die eiserne Standhaftigkeit, mit der ich das Denken und die Gelegenheit von mir fern hielt, das beste Schutzmittel gewonnen zu haben, durch das ich von fernerem Unglück bewahrt blieb. So verbiss ich mich in einem fortwährenden Abwehrkampf gegen meine Leidenschaft. Ich hatte mich noch nicht soweit zur geistigen Freiheit durchgerungen, dass ich mich hätte von der üblichen Meinung der grossen Masse emanzipieren können. Ich fühlte mich abhängig von ihr und hielt in Wahrheit meine Neigung für verbrecherisch, so dass ich glaubte, sie mit diesen Mitteln erfolgreich bekämpfen zu können. Die äusseren Umstände schienen mir günstig in meinem Vorhaben. Ich kam durch einen Kollegen, der mich einst zur Kirmess in sein Heimatsdorf lud, mit dessen Familie in nähere Berührung. Das kleine Dörfchen lag in reizender, romantischer Umgebung an der Weser hingestreut, war von der Stadt, wo ich wohnte, nicht allzuweit entfernt und mit der Bahn allsonntäglich bequem zu erreichen. Als schwärmerischen Naturfreund zog es mich mächtig hin zu diesem kleinen idyllischen Nestchen. Ich fing an, regelmässig dies Dörfchen aufzusuchen und lernte nun hier in der Familie meines Kollegen, dessen Schwester kennen. Sie führte, da die Mutter unlängst gestorben war, dem Vater den Haushalt. Die Familie war gross. 3 erwachsene Geschwister arbeiteten in der Umgegend und 3 unerwachsene hatte sie im Hause zu überwachen. So lernte ich dies echte Naturkind kennen, wie es treu und umsichtig waltete in dem kleinen Anwesen; es war ihrem Vater und den zahlreichen Geschwistern eine sorgsame Hausfrau und liebevolle Pflegerin. Eine ungemein frische, sympathische Erscheinung, gefiel sie mir mit der Zeit immer mehr. Ich genoss bald das Vertrauen der Familie und ging darin ein und aus. Es gefiel mir so unendlich wohl in diesem kleinen Ort, inmitten der herrlichen

Natur. Ich streifte in dem nahen Walde umher, lag stundenlang an dem Ufer der Weser, oder machte mir im Garten und Feld zu schaffen. Und wenn Sonntags nachmittags Vater und Brüder das Gasthaus im Dorfe aufsuchten, dann leistete ich der Schwester meines Kollegen Gesellschaft, wenn sie einsam zu Haus die jüngeren Geschwister hütete. So lernte ich auch Wesen und Charakter dieses trefflichen Mädchens kennen, an denen ich schliesslich nur angenehmes finden konnte. Ich war nie im Leben ein fanatischer Weiberfeind und wusste Schönheit, Tugend und natürliche Anmut beim Weibe wohl zu schätzen. Hier aber fand ich alles in seltenem Masse vereinigt. In der Person dieses Mädchens schien mir plötzlich ein Fingerzeig gegeben, meinem ferneren Leben sittlichen Halt wiederzugeben. Ich hatte zur Zeit keinen männlichen Verkehr und war, seit ich diesen Ort entdeckt, ganz stadtfremd geworden, arbeitete nur noch in der Stadt und lebte auf dem Lande. Hier in der Stille der Natur unter den Kindern der Natur hatte ich den langersehnten Frieden wiedergefunden. Ich wurde der Freund und Berater Mathildens, half ihr getreulich bei allen möglichen häuslichen Angelegenheiten. Bald war es im Dorfe ausgemachte Sache, dass ich Mathildens Mann werden würde, und ich tat nichts, um diese Meinung zu entkräften, im Gegenteil, sie schmeichelte meiner Eitelkeit und ich war fest überzeugt, Mathilde würde meine Hand nicht abweisen. Ich war stets artig und taktvoll in meinem Benehmen ihr gegenüber und hielt mich körperlich in respektvoller Entfernung von ihr, was mir leider nicht schwer fiel. Ich genoss deshalb ihr unbegrenztes Vertrauen, wir waren wie Geschwister und ich war in die Angelegenheiten der Familie bald besser eingeweiht, als selbst ihre Geschwister. Ach, hätte sie mir nie dieses Vertrauen geschenkt, hätte sie mich abgewiesen, ihr und mir wäre wohler gewesen. Ich aber bildete mir ein, dieses Mädchen zu lieben, redete mir selbst beständig zu mit allen möglichen Phrasen vom häuslichen Herd und Geldeswert — belog mich selbst, indem ich vor meinen eigenen schüchternen Bedenken behauptete, dass diese Heirat der einzige Weg sei, um im Leben noch einmal glücklich zu werden. Was habe ich mir nicht alles vorgelogen, um endlich den vermeintlichen Frieden zu finden, nach dem ich mich so sehr sehnte. Ich liess nun ein erstes Lebenszeichen an meine Familie daheim gelangen, indem ich einen langen de- und wehmütigen Brief an mein Mütterchen richtete. Sie war nur meine Stiefmutter, aber ich hatte ihr stets eine innige Liebe und Anhänglichkeit bewahrt. Ich gab in dem Brief einen ungefähren Überblick meiner Schicksale von jenem Tage an, da ich sie verlassen musste, bat

alle um Verzeihung, und wenn es ihnen möglich sei, mich w
als Mitglied der Familie anerkennen zu wollen; teilte
nicht ohne einiges Selbstbewusstsein mit, dass ich mir jetzt
achtbare Existenz begründet, und im Begriff stände, — mich
verloben, und bat schliesslich um ihren Rat und um ihren müt
lichen Segen. Nach kurzer Zeit erhielt ich Antwort von mein
Bruder. Alles war hocherfreut von meinem Lebenszeichen u
namentlich von meinem Entschluss. Man gratulierte mir, wünsch
mir Glück, alles sollte vergessen und vergeben sein, denn ich hät
ja nun bewiesen, dass ich ein andrer geworden. Mein Bruder ga
mir den Rat, ja nicht mehr länger mit der Heirat zu warten
kündigte mir an, mich baldmöglichst aufzusuchen, um sich von
meinem Glück zu überzeugen. „Du glaubst nicht, wie ich mich freue,“ so hiess es am Schluss seines Briefes, „dass wir Dich als einen Menschen wiedergefunden, der nun wieder als vollberechtigtes und nützliches Glied in die Gesellschaft aufgenommen werden kann. Dadurch, dass du dich der Liebe zu einem Weibe hingegeben, hast du deinen Beruf als Mann und Geschlechtswesen der Gesellschaft gegenüber erfüllt, und hast ein Recht, wieder unter Menschen zu erscheinen.“ (!!!) Wenn ich ehrlich sein will, so kann ich nicht sagen, dass dieser Brief meines Bruders in meinem Herzen einen völlig harmonischen Wiederhall gefunden hätte. Es lag in ihm etwas, was ich nicht recht definieren konnte. Nur soviel wusste ich, damals, als ich Willy und nachher Adolf liebte, war ich doch auch gewissermassen ein Mensch gewesen. Aber immerhin, der Brief freute mich sehr und beseitigte meine letzten Bedenken. Ich verlobte mich. Und als ich bald darauf im näheren Umgang mit meiner Braut ein leidenschaftliches, heissbegehrendes Weib vorfand, dessen jungfräuliche Liebesglut mir den normalen Koitus leicht machte, da freute ich mich ganz unbändig und war nicht wenig stolz auf meine Manneskraft. Um endlich zum Schluss dieser Bekenntnisse zu gelangen: Mathilde ist mein Weib geworden, und so lange wir nun nebeneinander durchs Leben wandeln, bin ich ihr nicht einen Augenblick treu geblieben. Das bischen Reiz war bald entschwunden. Er war bewusst und planmässig herbeigezogen und künstlich genährt, war eine Art Onanie, war nicht die Liebe, das grosse, heilige Feuer, das aus den dunklen Tiefen der Menschenseele emporlodert, mächtig und unmittelbar, mit leuchtenden Flammen das geliebte Wesen gleichsam verklärt und mit heissem Odem erwärmt. Ein elender Abklatsch, ein Popanz war es, der sich heuchlerisch Liebe nennt und im Grund nur Eigenliebe ist, die für ihren feigen Schwindel eine legitime

Unterlage benötigt. O ja, ich leugne es nicht, ich war feige, unendlich feige, dass ich der lügnerischen Ehrenretterei das Glück meines Lebens zum Opfer brachte und schlecht dazu, dass ich ein rechtschaffenes, braves Menschenkind damit an mein Dasein kettete und auch ihm die Blüten seines Lebenslenzes stahl.

Allzu langsam ist mir der Schleier von den Augen gesunken und als ich endlich nun mein eigenes Selbst im Lichte der Erkenntnis sah, da war es leider zu spät. Neue Fesseln habe ich mir durch diesen unseligen Schritt auferlegt, ein Zurück gibt es nun nicht mehr und vorwärts? — wo wollt ich denn da hin? Da müsste ich ja erst ein „Anderer" werden. Wer ratet mir? Soll ich meinem armen Weibe, das mir rechtschaffen und treu bis jetzt gedient, „reinen" Wein einschenken? Die sorgsame Hausfrau und die zärtliche Mutter meiner Kinder hinaus stossen in die Welt, indem ich das Band gewaltsam durchschneide, das uns vor den Augen der Welt bindet. Solche gigantische Kraftleistung mag man von mir nicht eher verlangen bis man mir sagen kann, was damit für uns Beide, für unsere Kinder gewonnen. Unsere Kinder, jawohl, zwei herzige kleine Wesen sind diesem Scheinbunde entprossen. Jeder Homosexuelle, der los und ledig ist, mag sich wundern, wie ein Homosexueller dazu kommen kann. Aber Jeder, der in ähnlicher Lage sich befunden, wird nichts Verwunderliches darin finden. Ich liebe meine Kinder, die beide aus den ersten 2 Jahren meiner Ehe stammen und umgebe sie mit aller Sorgfalt, die in meinen Kräften steht; sorge für mein Weib nach bestem Können. Und doch muss ich sie ständig betrügen. Überall gelte ich als der beste Gatte und Vater meiner Familie. Und beständig breche ich die Ehe. Habe ich das Glück, einen jungen, starken, edlen Freund zu treffen, dann kennt meine Freude keine Grenzen. All' mein Leid, all' die düstren Tage, die ich auf dem qualvollen Weg meines Lebens, an der Seite eines hochgeachteten, aber ungeliebten Weibes durchwandern muss, sie sind vergessen. Vergessen ist meine Gefangenschaft, in der ich mein Dasein vertrauern muss im Kreise meiner „Familie", vergessen alle Gesetze der moralischen Gesellschaft. Ich schreite unaufhaltsam weiter auf der Bahn des — „Verbrechens". Denn ich kann ja nicht anders das Glück wirklicher Liebe finden als im „Verbrechen". Wo ich hinblicke nichts als Sünde, und wollte ich diesem unsäglichen Zustand ein ewiges Ziel setzen, dann erst wird mir der Fluch, Verbrecher, noch übers Grab geschleudert werden. Was also kann ich tun? Ich werde weiter zu leben versuchen, um weiter zu sündigen.

Die Liebe ist so gross, so erhaben, so edel, sie vermag alles und sie gibt auch mir immer wieder von neuem die Kraft des

Lebens wieder. Ja der Eindruck, den die licht- und kraft Gestalt eines edlen Jüngling auf mich hervorzubringen ver lockt sogar noch hier und da ein paar einfache und schlichte T von meiner längst verrosteten Leier.

So erst vor Kurzem als ich auf einem Abendessen einen jun Handwerker kennen lernte: Ein schöner Jüngling mit selte Geistesgaben, wie er mir ähnlich immer im Geiste vorschweb Er zeigte sogleich am Abend unserer Bekanntschaft tieferes V ständnis als alle Anderen für meine bescheidenen Darbietunge durch die ich zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen sucht Wir kamen in ein kleines Gespräch und ich war überrascht un erstaunt über die Tiefe seiner Begriffe über Ästhetik und Kuns sowie über die Kraft seiner Lebensanschauung. Ich war sofort vo diesem starken Charakter gefangen. Selbst Arbeiter, war ich freudig bewegt, auch unter meines Gleichen, einen so fein empfindenden und edel denkenden jungen Mann entdeckt zu haben. Ich suchte näheren Verkehr, besuchte ihn in seiner Wohnung, wo ich ihn stets lesend oder malend, auch musizierend — er spielte gut die Klarinette — antraf. Ich war entzückt und verliebte mich unsterblich in dieses herrliche Wesen. Eine neue Sonne schien über mein düsteres Dasein aufgegangen. Ich hatte nur noch Gedanken, Sinne, Interesse, Zeit, für ihn. Mein armes Weib, die von dieser neuen Liebe, mit der ich sie betrog, natürlich keine Ahnung hatte, konnte garnicht begreifen, was in mich gefahren war. Ich vernachlässigte alle meine sonstigen Obliegenheiten. Ich suchte ihm erst zu verheimlichen, dass ich verheiratet sei, bald jedoch fügten es die Umstände, dass ich ihm die Wahrheit sagen musste. Lächelnd meinte er, es täte ihm leid, dass er das nun wüsste. Denn nun könne er doch meine Zeit, mein Interesse für ihn nur in halben Portionen in Anspruch nehmen, die grössere Hälfte gehöre meiner Familie. Und als ich ihm eifrig erwiderte, das käme garnicht in Betracht, da schaute er mich lange an und warf die Worte still und leicht hin „Hättest dich nicht verheiraten sollen“ — ich war fassungslos, durchschaute er mich, hatte er in meiner Seele zu lesen verstanden? Hier, fühlte ich, war ich der Schwächere, aber gerade deswegen liebte ich ihn umsomehr. Lange haben wir an jenem Abend noch zusammen gesessen und langsam aber sicher bin ich in seine Seele eingedrungen. Und als ich bald darauf das erste Zeichen der Liebe, den Kuss von ihm begehrte, lehnte er zuerst ruhig und bestimmt ab, und ich hatte zu viel Achtung und Respedkt vor seiner Person, als dass ich hätte weiter in ihn dringen wollen. Später hat er mir dies Zeichen gern und freudig gewährt. Fester und immer fester

schlossen wir uns dann zusammen. In ungetrübter Harmonie gingen unsre Seelen in einander auf. Als Geschlechtswesen normal, hat er mir doch in hingebender Freundschaft das höchste Glück der Liebe gewährt. Er fühlte sich nicht dadurch mit Schmach und Schande bedeckt. Er war frei und unabhängig genug im Geiste, meine Empfindungen, meinen Zustand zu begreifen. Und konnte er auch meine leidenschaftliche Liebe nicht mit derselben Glut erwidern, so war er doch sichtlich bemüht, durch verdoppelte treue Anhänglichkeit, durch wahrhaft hochherzige Freundschaft und Teilnahme für meine traurige Lage, diesen Mangel wett zu machen. Leider währte mein Glück nicht lange. Durch mein Verhältnis mit ihm drohte mir ein ernster Konflikt mit meiner Familie. Ich verwendete natürlich meine freie Zeit nur für ihn. Seine Person beherrschte nur noch allein meinen Ideenkreis. Ich überliess Frau und Kinder sich selbst, sorgte nur materiell für sie, und war im übrigen stets bei meinem Ludwig anzutreffen. Er selbst hat mich im Kreise meiner Familie nur ein einziges Mal besucht. Er hatte, feinfühlend wie er war, die Situation bald begriffen und achtete darin gewiss nur die Meinen. So war ich denn stets bei ihm. Wir musizierten, lasen, studierten und philosophierten miteinander. Die Sache wurde zu auffällig und Ludwig bat mich, meine Besuche einzuschränken. Dazu war ich natürlich nur in ganz geringem Masse im Stande. Meine Frau musste mich öfter aus seiner Wohnung abholen lassen. Kurzum, es gab ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen mir und meiner Frau. Dies alles merkte Ludwig, und eines Tages überraschte er mich mit der Mitteilung, dass er die Stadt verlassen wolle. Seine Eltern hatten geschrieben, er solle in die Heimat zurückkehren. Ich war wie vom Schlage gerührt, mich von diesem Menschen trennen, das war ja rein unmöglich. Mein erster Gedanke war — ich scheue mich nicht, ihn hier niederzuschreiben — ich wollte ihn begleiten und sprach diese Absicht sofort aus. Ruhig und bestimmt verbot er mirs und brachte mich durch sein liebevolles Zureden wieder zur Vernunft zurück. Nur seiner ruhigen, festen Besonnenheit habe ich es zu danken, dass es keine Katastrophe gab. Er versicherte mir zuletzt, dass er mir dann seine Freundschaft und Achtung versagen müsse, wenn ich ihm folgen wollte. Das half, und still ergab ich mich in diese Trennung. 14 Tage noch war es mir vergönnt, ihn zu sehen. Ich half ihm bei seinen Vorbereitungen zu der weiten Reise. Ludwig hatte in Jütland seine Heimat. Er war mit 17 Jahren in die Fremde gegangen, hatte Dänemark, Deutschland und die Schweiz schon bereist und hatte sich auf seinen Reisen, die er meistens zu Fuß ge-

macht, 2 fremde Sprachen angeeignet (Deutsch und Französis die er beide geläufig sprach; für einen mittellosen Handwer gesellen eine zweifellos ausserordentliche Leistung. Dabei sta er erst im 22. Lebensjahre. Und von diesem herrlichen Jüngling sol ich mich trennen. Ich konnte mich mit dem Gedanken garnic vertraut machen. Aber was half es. Nach 5 monatlichem sonne vollen Glücke ist nun wieder die düstere Öde meines Daseir über mich zusammengebrochen. Niemals im Leben ist es mir j vergönnt gewesen, einen edleren Menschen an mein Herz drücke zu dürfen, als diesen dänischen Jüngling. Nie ist mir eine Scheidestunde qualvoller erschienen, als die des Abschiedes von ihm. Immer und immer wieder musste ich diesen Kopf an mich pressen, immer wieder in diese dunklen, tiefen Augen blicken.

Wenn je einem Homosexuellen seine Gefühle zum Fluch seines ganzen Lebens geworden sind, so bin ich es. Und wenn je Anstrengungen gemacht wurden, um diese Empfindungen loszuwerden, ihnen eine andere „normale“ Richtung zu geben, so habe ich es getan. Und doch musste ich bei meinem Verhältnis zu Ludwig erkennen, dass mein Geschlechtszustand heute homosexueller denn je ist. Der Zustand, in dem ich mich gerade ihm gegenüber befand, mag die Art und Weise dartun, mit der ich von ihm Abschied nahm. Wir hatten den ganzen Abend vor seiner Abreise auf seiner Stube zusammen verbracht, und ich hatte schliesslich weinend unter unzähligen Umarmungen mich von ihm losgerissen. Ruhelos lief ich durch die Strassen und konnte es nicht fertig bringen, nach Hause zu gehen. Ich kehrte schliesslich zurück, um meinen Freund noch einmal zu sehen. Er war bereits zur Ruhe gegangen. Dumpf vor mich hinbrütend, setzte ich mich auf den Flur vor seiner Tür hin und schlief, den Kopf an die Tür gelehnt, schliesslich ein. So wurde ich mitten in der Nacht von ihm aufgefunden. Liebevoll bereitete er mir eine Stätte neben sich. So habe ich dann die letzten Stunden dieser letzten Nacht an seiner Brust zugebracht. Noch in der letzten Minute unseres Beisammenseins klagte ich mich an über mein unvernünftiges Verhalten. Er tröstete mich und versicherte mich seiner treuen Freundschaft, auch in der Ferne. So ward auch dieser mir entrissen. Einsam und trauernd lebe ich nun wieder für mich hin und denke daran, welche Leiden mir wohl noch im Schoosse der Zukunft zugedacht sind.

Erlöst uns, nehmt uns die Fesseln ab: der Kultur wird es nicht zum Schaden, der Menschheit aber wird es zur Ehre gereichen.

Einige psychologisch dunkle Fälle
von geschlechtlichen Verirrungen in der Irrenanstalt.

von
Medizinalrat Dr. P. Näcke
in Hubertusburg.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass sexuelle Perversitäten aller Art im Irrenhause häufiger als sonst sich finden. Statistische Untersuchungen hierüber in streng wissenschaftlicher Weise giebt es aber leider nur ganz wenige. Ausser meiner hieher gehörigen grossen Arbeit[1]) kenne ich nur eine solche von Meilhon[2]) aus der Irrenanstalt zu Aix und eine Notiz von Pelanda[3]), die zu Verona betreffend. Während Meilhon unter 83 Geisteskranken 18 Sodomiter, 16 Onanisten und 8 Exhibitionisten fand, notierte Pelanda unter 240 Männern 12 mit „veränderter" Sexualität (ohne nähere Angabe). Ich habe dagegen das bisher grösste Material verarbeitet, nämlich 1481 Geisteskranke (darunter 509 M.) der Irrenanstalt zu Hubertusburg. Berücksichtigt habe ich hierbei die isolierte und mutuelle Onanie, den Exhibitionismus,

---

[1]) Näcke: Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt. Psychiatrische en Neurologische Bladen 1899, Nr. 2, und in „Wiener klinische Rundschau" 1899, No. 27—30.

[2]) Meilhon: Nach Referat in: Archives d'anthropol. crim, etc. 1898, p. 360.

[3]) Pelanda: Ernie ed anomalie sessuali. Archivio delle psicopatie sessuali, 1896.

die aktive Päderastie und endlich die Fellatores und Schmierer. Tabellarisch wurden die einzelnen Prozensätze für die Gesamtheit und für die einzelnen Kranheitsformen berechnet. Speciell betone ich hierbei, da je nach den einzelnen Anstalten diese Prozentsätze veschieden ausfallen werden, da ausser vielen ander Momenten insbesondere die Anzahl der aufgenommene Krankheitskategorien eben überall sehr schwankt und es ferner hierbei sehr wesentlich erscheint, ob die Kranken mehr vom Lande, oder aus der Stadt, oder gar der Grossstadt sich rekrutieren. Unsere Ermittelungen können daher nur einige allgemeine Züge mehr oder minder wahrscheinlich machen.

An unserem Material stellte ich fest, dass alle Perversitäten bei Männern häufiger waren, als bei den Frauen. Leider musste aber sogleich hinzugesetzt werden, dass es bei Weibern viel schwieriger ist Näheres zu erfahren, als bei Männern, so dass sämtliche Prozentsätze bei ihnen noch viel mehr Minima darstellen, als bei Jenen. Onanie fand sich am häufigsten vor — wiederum scheinbar mehr bei Männern —, Exhibitionismus dagegen nur selten (blos bei 3 Männern!), bei den Frauen doppelt so häufig, während öfter homosexuelle Handlungen statt fanden, die bei den Paralytikern ganz fehlten. Unter den gleichgeschlechtlichen Handlungen war die gegenseitige Onanie am häufigsten (sicher oder sehr wahrscheinlich bei ca. 3% der M. und bei ca. 0,5% der W.) Fellatores gab es nur 2 (M). Wirkliche Päderastie endlich fand sich bei 1% der M. vor, viel häufiger als bei Frauen und bei beiden Geschlechtern wieder in erster Linie bei den Imbezillen. Letztere und die Idioten weisen überhaupt die Höchstziffer aller Perversitäten auf. Daher kommt es hauptsächlich, dass je mehr diese Art von Kranken und auch Epileptiker in einer Anstalt sich ansammeln, um so mehr die Zahl aller sexuellen Ver-

irrungen zunimmt. Leider waren unter meinen Kranken nur sehr wenige Epileptiker vorhanden und gerade hier wäre eine diesbezügliche Untersuchung an grossem Materiale deshalb sehr erwünscht.

Unter unseren 509 Männern wurden 5 Personen bei eigentlicher Pädicatio betroffen (= 1°/₀) und zwar 4 Idioten und 1 Paranoiker. Rein passiv verhielten sich hierbei 2 Idioten, aktiv und passiv zugleich die 2 andern. Alle vier onanierten zugleich, zum Teil auch mutuell. Der Eine (ein älterer Mann) ist auch Fellator. Die Passiven sind mehr apathische Naturen. Der Päderastie sehr verdächtig war ein Verrückter, — daher oben mitgezählt —, der, wenn er erregt war, in das Bett Anderer kroch. Unter den 972 Frauen exhibitionierten 16 (der einfachen Seelenstörung angehörig); der gegenseitigen Onanie sehr verdächtig waren 4 andere, 2 weitere endlich der aktiven Päderastie. Cunnilingae fehlten ganz. Erwähnen will ich schließlisch, daß fast stets bei allen unsern männlichen und weiblichen Kranken Onanie die Vorstufe zu den übrigen sexuellen Abweichungen bildete, ohne daß damit aber irgend ein Zusammenhang zwischen Beiden statuiert sein soll (siehe später!).

Diese obigen Zahlen habe ich nur mitgeteilt, um zu zeigen, daß alle sexuellen abnormen Praktiken im Irrenhause doch meist viel seltener sind, als der Laie, ja sogar viele Aerzte sich dies vorstellen. Wegen aller weiteren Details muß ich schon auf meine angeführte Arbeit verweisen, die außerdem auch versucht gewisse Akte dem Verständnisse psychologisch näher zu bringen.

Jedenfalls ersieht man aus Vorstehendem, daß homosexuelle Akte nicht häufig waren, am seltensten die eigentlichen Päderasten und Fellatores, dass weiter die Schwach- und Blödsinnigen auch hier den höchsten Prozentsatz zeigten. Es erhebt sich nun hier vorab die Frage, ob wir in diesen Fällen echte

Inversion vor uns haben oder nicht. In allen Fällen, gla ich, müssen wir eine wirkliche Homosexualität ablehn trotzdem nähere anamnestische Daten vollständig fehl Es handelt sich hier nur um homosexuelle Handlungen, fau de mieux, um Surrogatshandlungen, wie ich dies nannte Die Verführung meist durch Schwachsinnige, spielt d Hauptrolle dabei. Das Gros der Irren allerdings be friedigt den Geschlechtstrieb nur durch Onanie, die hie gleichfalls, besonders bei Verheirateten, meist nur al Surrogat auftritt. Immerhin mag sie öfter auch central bedingt sein, durch stärkeren centralen Reiz auf die Genitalsphäre, wofür namentlich die bisweilen frenetisch ausgeübte Masturbation bei tief Verblödeten oder ganz Benommenen spricht, was in anderen Fällen viel weniger wahrscheinlich ist. Schon daß unsere Päderasten neben der paedicatio noch alle isolierte und gegenseitige Onanie betreiben, z. T. auch gleichzeitig Fellatores sind, spricht einigermassen gegen echte Inversion. Das Hauptargument liegt aber in der Tatsache, daß die Betreffenden in der Zwischenzeit den Partnern gegenüber sich völlig kühl verhielten, sie nie umschmeichelten etc., bis auf Aborten, in dunkeln Ecken, in Gegenwart apathischer Schwachsinniger oder sekundär Dementer etc. der raptus sie überkam und sie die Andern mißbrauchten. Wären ihnen Frauen zur Wahl belassen worden, so hätten sie sich wohl sicher auf sie gestürzt. Auch sonst sprach bei ihnen alles gegen echte Homosexualität und nie zeigte sich effeminierter Typus. Eher könnte schon bei den Frauen von Inversion die Rede sein.

Mag dem nun aber sein, wie ihm wolle, so glaube ich aus meinen Erfahrungen schließen zu dürfen, daß in den unteren Volkschichten — aus solchen rekrutiert sich

[1]) Näcke: Einige Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität. Lähr's Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie u. s. s. 1902. 59. Bd.

vorwiegend unser Material — wahre Homosexualität ganz abnorm selten ist. Aehnliches wird sich im ganzen wohl auch bei anderen Irrenanstalten herausstellen. Sehr beachtlich ist aber weiter die Tatsache, daß unter einer so grossen Masse von Entarteten — wenn man nicht gar, wie manche wollen, alle Geisteskranken überhaupt dazu rechnen will — wahrscheinlich kein einziger echter Invertierter sich befand, trotzdem die Inversion gerade bei Entarteten so häufig sein soll. Jedenfalls ist sie bei den schwer Entarteten, wie man die meisten unserer Kranken wohl bezeichnen kann, sehr selten. Somit bleibt nur die andere Möglichkeit übrig, daß sie nämlich bei leichter Entarteten aller Art auftritt, oder gar vielleicht bei völlig Normalen (in der gewöhnlichen Gesundheitsbreite sich bewegenden). Letzteres halte ich sehr wohl für möglich, ja sogar für gar nicht so selten, wie ich dies in meiner 2. zitierten Arbeit des näheren auseinander setzte. Endlich möchte ich noch hervorheben, daß trotz der häufigen und jahrelang geübten Onanie, welche besonders bei Imbezillen, Jugendlichen oder sekundär Verblödeten nicht selten beobachtet wird, diese doch nicht in einem einzigen Falle zu Inversion oder nur zu homosexuellen Handlungen geführt hatte, die sich vielmehr meist als Produkt der Verführung darstellten, und als Surrogathandlungen auftraten. Schon daraus ersieht man, daß Onanie an sich kaum je Homosexualität erzeugt.

Hier will ich nun einige psychologisch dunkle und interessante Fälle sexueller Abnormitäten besprechen, die ich in der letzten Zeit in hiesiger Anstalt zu beobachten Gelegenheit hatte. Es handelt sich um 3 Fälle von homosexuellen Handlungen und 5 Fällen von Exhibitionismus.

1) E., 67 Jahre, Händler, ledig. Seit 3—4 Jahren erkrankt, halberregt, verschwenderisch, Spieler. Senile De-

menz mit Erregtheit. Kam hier noch hypomanisch an, ruhigte sich aber relativ bald und ist jetzt ruhig, fleißig a schwatzhaft. In seinem hypomanischen Zustande stec er viel mit Idioten und Jugendlichen zusammen, wa wiederholt bei gegenseitiger Onanie betroffen und au wie er am Penis eines jungen Katatonikers saugte, w er aber, sogar in flagranti ertappt, leugnete. Durch de Pfleger auseinander gebracht, ging er immer wieder wi besessen auf seinen Kumpanen los. Nie aber ward e bei der Päderastie betroffen. Seit seiner Beruhigung ha er sich nichts mehr zu schulden kommen lassen.

Da in der Anamnese nichts auf Inversion bezügliches sich vorfindet, Pat. auch jede homosexuelle Neigung stricte leugnet, so ist er wohl sicher kaum eigentlicher Homosexueller. Es ist anzunehmen, daß er in seiner hypomanischen Unruhe von Anderen zu homosexuellen Handlungen verleitet ward und Geschmack daran fand. Er gab der Versuchung um so eher nach, als einerseits durch sein Senium gewisse Hemmungen gelockert waren, andererseits durch die Erregtheit vielleicht die libido sexualis gesteigert wurde, und endlich günstige Gelegenheit sich anbot. Nach Abklingen der Hypomanie hat er alles beiseite gesetzt und damit eben gezeigt, daß er kein Homosexueller ist.

2) S., ca. 27—28 Jahre alt, Musiker. Dementia präcox; total verwirrt und scheinbar verblödet, zeitweis gewalttätig unter dem Ansturm von Sinnestäuschungen und Wahnideen. Im Mai und Juni dieses Jahres ward wiederholt gesehen, wie er sich auf den Bauch eines sekundär verblödeten jungen Mannes, der sich in einer dunklen Ecke auf die Diele ausgestreckt hatte, der Länge lang legte und ihn längere Zeit so fest mit den Armen umklammert hielt, daß er einmal nur mit grosser Gewalt von dem Andern losgerissen werden konnte. Dabei waren weder seine noch des

Anderen Genitalien entblößt und jede koitusartige Bewegung fehlte. Die beiden glichen Fröschen in der Copulation. S. erschien dabei aber durchaus nicht geschlechtlich erregt. Zu anderen Zeiten exhibitionierte er vor Frauen und riss Zoten.

Bei seinem total verwirrten Zustande fehlt uns jede Angabe über dieses auffällige Benehmen. Nur während zweier Monate zeigte er diese merkwürdige Art der Beschlafung. Sexuelle Erregung schien abgängig zu sein. Er empfand sonst durchaus heterosexuell, wie seine Exhibition vor Frauen bewies. Er ist also kein Invertierter. Nie hat er seinen Partner sonst aufgesucht und sich ihm freundschaftlich genähert. Wahnideen und Sinnestäuschungen können nicht wohl mit im Spiele gewesen sein, eher schon Zwangsimpulse. Vielleicht war es aber nur ein rein automatischer Akt, der jedoch möglicherweise nicht ganz eines sexuellen Hintergrundes, wenn auch unbewusst, entbehrte. Denkbar wäre es endlich, daß hierbei Erinnerungen an normalem Coitus mit unterliefen. Jedenfalls ist gerade dieser Fall psychologisch ganz dunkel, aber interessant und lehrreich.

3) O., tiefster Idiot und taubstumm, Ende der zwanziger Jahre. Stösst nur unartikulierte Töne aus. Ich ertappte ihn kürzlich, als er einen anderen Idioten beim Kopfe festhielt, ihn wiederholt auf den Mund — doch ohne sichtliche Zeichen geschlechtlicher Erregung — küsste und ihn am Ohre streichelte. Der Kuss ward erwidert. Nach Aussage des Oberpflegers soll dieser O. sehr verschiedene Kranke in ähnlicher Weise liebkosen, wobei aber nie Onanie bemerkt ward.

Ist hier etwa Inversion im Keime vorhanden? Ich glaube es kaum, da eben Zeichen des Orgasmus fehlten und die verschiedensten Personen so traktiert wurden. Ich möchte vielmehr glauben, daß es hier nur eine Betätigung von Anhänglichkeit und Gutmütigkeit war, ohne

sexuellen Anstrich. In meiner erwähnten 2. Arbeit mac ich darauf aufmerksam, daß bisweilen — immerhin se selten — bei Irren Freundschaftsbündnisse sich herau bilden. Diese sind entweder völlig harmlos oder aber d homosexuellen Handlungen sehr verdächtig. Letzteres — anscheinend das häufigere — war bei uns nur bei Idiote oder Verrückten der Fall, wobei der eine der aktiv Teil ist. Aber auch bei ganz harmlosen Verhältnissen sieht man, wie es vorwiegend der eine ist, der den andern liebkost, unterstützt etc. Obigen Fall möchte ich nun zu dieser harmlosen Kategorie zählen, abgesehen davon, daß hier kein eigentliches Freundschaftsbündnis bestand. Es giebt nicht selten gerade Idioten, die ihre Liebe zu Eltern, Geschwistern, Pflegern etc. durch Küssen, Streicheln u. s. f. rudimentär bezeugen, und dies dann in andern Verhältnisse auf andere Personen übertragen, und zwar unterschiedslos männlichen oder weiblichen gegenüber, und ohne Zeichen von libido.

Die folgenden Fälle betreffen Exhibitionisten.

4) Pl., Paralytiker, 42 Jahre alt, ganz dement und meist ruhig. Als er noch leidlich bei Kräften war, lief er einmal 2 Tage lang — sonst nie wieder! — auf dem Korridore mit heraushängendem Gliede meist in dunkeln Ecken stehend und ganz benommen. Niemand sah ihn dabei onanieren, was er später, als er bettlägerig wurde, öfter tat.

5) L., berühmter Pianist, Ende der Vierziger, ganz dementer Paralytiker, stand monatelang während des Gartengangs mit der ganzen Vorderseite des Körpers fest gegen die Hauswand gedrückt, mit entblößtem Gliede, ohne Masturbation, und ging so auch dann auf seine Station zurück. Ließ sich nie davon abbringen.

6) Schl., 35 Jahr alt. Totale Verwirrtheit und Verblödung nach dementia praecox; lief sehr oft mit ent-

blößtem Penis auf dem Korridore herum und ließ sich gleichfalls davon nicht abbringen. Im Garten wurde es nur einmal beobachtet. Er lebte ganz in seinem Sinnestraum und in seiner Wahnwelt befangen.

7) Sch., dem. praecox, Mitte der 20er, ganz verwirrt und schon verblödet, entblößte wiederholt sein Glied und spielte daran herum.

8) Gr., 29 Jahre alt, verblödet und verwirrt nach dem. praecox, trägt wegen steten Zerreißens seit Monaten den sog. (unzerreißbaren) Göttinger Anzug. Läßt aus dem Schlitz stets den Penis herabhängen und ist davon nicht abzubringen.

Diese Entblößer haben zunächst das Gemeinsame, daß sie dem jüngeren und mittleren Alter angehören, aus Paralytikern und jugendlich früh Verblödeten bestehen und bis auf die sehr mobilen Nr. 7 und 8 ganz in sich versunken, tief benommen waren. Homosexuelle Exhibition ist hier sicher auszuschließen, schon weil die Betreffenden keine Invertierten waren und nur zeitweise und oft bloß in dunkeln Ecken exhibitionierten. Siehe namentlich Nr. 5. Sexualerregung schien dabei bei Niemandem zu bestehen und nur bei Nr. 7 ward Spielen an den Genitalien beobachtet.

Was war nun der Grund zur Entblößung? Man könnte zunächst daran denken, daß dies der Abkühlung halber geschah, sei es nun, daß gewisse lokale Reizvorgänge an den Geschlechtsteilen bestanden, oder central bedingte brennende oder sonstige unangenehme Gefühle am Penis, die durch Aussetzen des Gliedes an der Luft Linderung ergaben. Lokale Reizzustände fehlten aber, ebenso wie die dadurch oft bedingte Masturbation und für die andere Erklärung liegt auch kein Beweis vor. Man könnte ferner auch an Druckwirkung des Göttinger Anzuges in Nr. 8 denken, doch muß man diese Erklärung hier fallen lassen, da bei den meisten Kranken

im „Göttinger“ Exhibition nicht bemerkt wird. I Falle 8 kam mir dagegen eine andere Erklärungsmö keit in den Sinn. Ich sah den Pat. nämlich einmal h seitliche Hüftbewegungen machen, wobei der lange . hin- und herpendelte. Vielleicht war ihm gerade pendelnde Gefühl angenehm. Bei unserm Kranken man ferner als etwaigen Grund Wahnideen, Zwa impulse oder Sinnestäuschungen wohl ziemlich si ausschließen, ebenso einen central bedingten Reizzust der Geschlechtssphäre, da nie Zeichen von libido sich d boten, das Glied stets schlaff herabhing und nie masturbi wurde. Es bleibt also fast nur übrig an einen re automatischen Mechanismus zu denken, a Grund dunkler organischer Reizungen oder unbewußt Vorstellungen. —

Auf alle Fälle ist in allen unsern mitgeteilten Beispielen jede beabsichtigte Befriedigung der libido ausgeschlossen, im Gegensatze zu der gewöhnlichen Exhibition. Auch in der Irrenanstalt sieht man letztere nicht selten vor dem andern Geschlecht eintreten und besonders Frauen entblößen sich gern vor Männern. Vor dem gleichen Geschlecht geschieht es aber, abgesehen von Invertierten, höchstens nur dann, wenn tiefe Verachtung dem Andern gegenüber kundgegeben werden soll, manchmal auch der Abkühlung halber, oder aus Wahnideen, Sinnestäuschungen, Zwangsimpulsen bei mehr oder minder erhaltenem Bewußtsein. Tief Benommene endlich, entblößen sich auch, wie unsere obigen Fälle zeigen; sicher ist dies aber keine homosexuelle Exhibition. Ob diese überhaupt, wie Braunschweig[1]) behauptet, so häufig bei Homosexuellen stattfindet, möchte ich um so mehr bezweifeln, als hierüber in der Literatur wohl nur wenig bekannt ist.

---

[1]) Braunschweig: Das 3. Geschlecht. Halle, Marhold. 1902.

Zum Schluße möchte ich endlich auf eine Erklärung des gewöhnlichen Exhibitonismus aufmerksam machen, die ich für die meisten Fälle für richtig halte und es auch schon klar aussprach[1]). Ich sehe nämlich in der Entblößung nur eine Abart des Sadismus. Der Exhibitionist weidet sich am Schreck, Unwillen oder an der Verlegenheit der Zuschauerinnen, was sexuell erregend auf ihn wirkt, zumal wenn jene junge Mädchen sind. Die andere Erklärung dagegen, daß der Exhibitionist sich geschlechtlich aufrege, weil er die libido im andern geweckt hätte, dürfte nur in den seltensten Fällen und nur bei depravierten Mädchen oder Frauen zu beobachten sein. Eher könnte dies im Irrenhause stattfinden, wo durch die Psychose einerseits gewisse Hemmungen ganz oder teilweise beseitigt sind, wodurch der Geschlechtstrieb freier sich zeigen kann, anderseits durch die Krankheit immer oder zu gewissen Zeiten die Geschlechtssphäre direkt gereizt wird, was in concreto freilich schwer zu beweisen sein dürfte. So beobachteten wir kürzlich einen älteren Paranoiker, der öfter dort exhibitionierte, wo die Bretterwand des Frauengartens an die Stacketwand des Männergartens stiess und hier die Gelegenheit sich bot die Frauen, welche den dort in der Ecke belegenen Abort aufsuchten, zu sehen. Wiederholt drückte er hierbei seinen Penis durch das Stacket hindurch und forderte eine ältere, total verwirrte Frau auf, denselben in die Hand zu nehmen, was diese dann auch unter Streicheln und Bewunderung des wohl geformten Organs tat! So kamen Beide in sexueller Hinsicht mehr oder weniger auf ihre Kosten.

Hubertusburg, Nov. 1902.

---

[1]) Siehe meine 2. angezogene Arbeit.

Chirurgische Überraschungen auf dem Gebiete des Scheinzwittertums

---

Kasuistik von 134 Beobachtungen mit 54 Fällen irrtümlicher Geschlechtsbestimmung größtenteils durch das Skalpell der Chirurgen erwiesen.

(Mit zahlreichen Abbildungen im Text.)

Mitgeteilt von

Dr. med. Franz Neugebauer.

Vorstand der gynäkologischen Abteilung des Evangelischen Hospitals in Warschau.

Es sei mir gestattet in diesem Jahrgange des Jal buches der Frage des Scheinzwittertumes von einer re praktischen Seite näher zu treten. Es soll hier d Kasuistik derjenigen Fälle synoptisch zusammengestel werden, wo der Chirurg in Beziehungen zu dem Pseudo hermaphroditismus trat. Der Leser wird überrascht sei von der großen Anzahl von Fällen, wo das Skalpell des Chirurgen eine „Erreur de sexe“ feststellen durfte!

Doch abgesehen davon gibt es eine große Reihe von Beobachtungen, wo bei richtiger Geschlechtsbestimmung der Chirurg Gelegenheit hatte aus der oder jener Ursache einzugreifen und zu höchst überraschenden und lehrreichen Resultaten gelangte. Die im folgenden zusammengestellten Beobachtungen entstammen der bisher von mir gesammelten Gesamtkasuistik von 910 Fällen von Scheinzwittertum. Im Interesse der Leser des Jahrbuches werde ich, soweit dies wichtig erscheint, bei den einzelnen Beobachtungen auch dem psychosexuellem Empfinden der einzelnen Individuen Rechnung tragen, soweit darüber Notizen vorliegen. Doch gehen wir gleich in medias res vor. Ich beginne mit einer Reihe von sogenannten Bruchoperationen bei männlichen Scheinzwittern, welche irrtümlich als Mädchen getauft und als solche erzogen worden waren, ja, einige dieser Individuen waren bereits als Frauen verheiratet.

Erste Gruppe.

38 Bruch-Leistenschnitte bei als Mädchen erzogenen Individuen mit Feststellung von Hoden als Bruchinhalt.

Ich muss hier bemerken, daß die Bezeichnung Bruchoperation nicht für alle diese Fälle zutreffend ist, da in manchen Fällen operirt wurde ohne auch nur einen Bruch zu vermuten wie z. B. in einem Falle um eine angeblich vereiterte Drüse aus der Leistengegend zu entfernen — richtiger wäre es von Operationen mit Inguinoscrotal-, resp. Inguinolabial-Schnitt zu sprechen, also einfach gesagt mit Leistenschnitt.

1) Alexander [Deutsche Medizinische Wochenschrift 1897 No.: 38 pg. 307] beschrieb folgende interessante Beobachtung aus der chirurgischen Abteilung des Dr. Hahn im städtischen Allgemeinen Krankenhause am Friedrichshain in Berlin: Am 8. Juni 1897 trat die 16jährige Klara D. wegen eines Leistenbruches in das Hospital ein. Der Bruch war ein linksseitiger. Vor drei Jahren hatte Dr. Erasmus bei ihr eine rechtsseitige Bruchoperation vollzogen, beschrieben von Jordaeus. Vor 8 Tagen wurde die Patientin während eines Spazierganges plötzlich von starken Schmerzen in der linken Leiste befallen, kurz darauf bemerkte sie selbst eine Anschwellung, einen Bruch, der sich als irreponibel erwies. Man diagnosticierte einen linksseitigen Leistenbruch mit fraglichem Inhalte und verordnete zunächst Ruhe. Da sich hierbei das Befinden besserte, beschloss man, sich abwartend zu verhalten. Sobald jedoch das Mädchen das Bett verlassen hatte, traten die heftigsten Schmerzen auf und es wurde deshalb von Dr. Hahn die Herniotomie vollzogen. Ein 5 Centimeter langer Bruchsack verschmälerte sich nach oben zu gegen den Leistenkanal hin. In dem jeder Flüssigkeit baaren Bruchsacke fanden sich

in dessen oberer Hälfte ein eiförmiges Gebilde vo Kirschgröße und zwei kleinere rundliche Gebilde vo drüsenartigem Aussehen. Alle drei Körperchen hatte eine glänzende Oberfläche, wiesen Verwachsungen mi dem Bruchsacke auf und wurden entfernt. Die mikroskopische Untersuchung machte Professor Hansemann; Hoden und Nebenhoden konstatiert. Erst nach einem so unerwarteten Operationsbefunde betrachtete man mit grösserer Aufmerksamkeit die äußere Erscheinung des Mädchens. Die Brüste sowie das subcutane Fettpolster waren sehr schwach entwickelt, das Haupthaar in Zöpfen angeordnet. Die Oberlippe wies etwas Bartanflug auf, die äußeren Schamteile waren absolut weiblich gebildet. Mons Veneris schwach behaart, große und kleine Schamlippen wenig entwickelt im Verhältnis zur allgemeinen Körpergröße. Clitoris 2 Cent. lang und 6 Mill. dick, Präputium clitoridis verschieblich. Der Penis hypospadiaeus wies eine Lacuna Morgagnii von drei Millimeter Sondentiefe in der gespaltenen Harnröhre auf; unterhalb der weiblichen Harnröhrenmündung lag der Introitus vaginae von halbmondförmigem Hymen garniert. Fossa navicularis und Frenulum labiorum normal weiblich gebildet. Keine Spur von Uterus oder Tuben per rectum getastet, ebensowenig eine Prostata.

Die Scheide endete in der Höhe von drei Zentimetern blind. Becken nach Gestalt und Maaßen männlich. Nach dem unerwarteten Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung der exstirpierten Gebilde wurden nunmehr auch die früher rechtsseitig von Erasmus entfernten Gebilde untersucht und ergaben sich gleichfalls als Hoden und Nebenhoden [siehe Jordaeus: Inhalt einer Leistenhernie bei Mißbildung der Genitalien—Festschrift zur Feier des 50-jährigen Bestehens der Gesellschaft der Ärzte des Regierungsbezirks Düsseldorf 1895.] Damals existierte noch kein Leistenbruch linkerseits,

sondern nur der rechtsseitige. Man fand als Inhalt des Bruchsackes den processus vaginalis peritonaei ohne flüssigen Inhalt. In dem Bruchsacke lag ein birnförmiges Gebilde von der Größe einer welschen Nuß, weich von Konsistenz und nicht mit dem Bruchsacke verwachsen. Der Tumor hatte eine glänzende Oberfläche und enthielt zwei Gebilde von drüsigem Aussehen, die nach obenzu in eine Art gegen den Leistenkanal hin ziehenden Strang übergingen. Da die Reposition nicht gelang, hatte man diese Gebilde operativ entfernt. Linkerseits war neben Hoden und Nebenhoden auch eine Samenblase entfernt worden, rechterseits auch ein vas deferens. In keinem der Hoden Spermatogenese nachgewiesen, also atrophischer Zustand. Am 27. Juni 1895 war Klara D. aus dem Hospitale entlassen worden, am 30. Januar 1896 trat sie wieder ein wegen Scheidenausflusses und schmerzhafter Anschwellung in beiden Leistengegenden. Die Schmerzen waren die Folge eines Coitusversuches mit einem Manne. Der Beischlaf kam nicht zu Stande wegen Schmerzhaftigkeit, wohl aber acquirierte Klara D. einen Tripper mit nachgewiesenen Diplokokken. Am 16. Februar wurde Patientin nach längerer Kur entlassen. Klara D. hatte weder jemals die Regel gehabt noch irgendwelche Molimina, es handelte sich einfach um verspäteten Herabtritt der beiden Hoden. Die angeblichen Leistenbrüche veranlaßten die operative Entfernung der Gebilde, die sich unter dem Mikroskope als Hoden und Nebenhoden etc. erwiesen, also eine erreur de sexe aufklärten. Zur Zeit der ersten Operation war Klara 13 Jahre alt, zur Zeit der zweiten 16.

2) Henry Avery (Philadelphia Med. and. Surg. Reporter 1868 XIX. 8. pg. 144) entfernte bei einem 24-jährigen aus Neuschottland stammenden Mädchen, Anny C. auf dessen Verlangen hin und auf Grund einer Konsultation mit noch zwei anderen Aerzten einen Tumor aus

einer Leistengegend. Der Tumor erwies sich als Hod
Allgemeinaussehen, Stimme und Brüste männlich. L
Scheide endete in der Tiefe blind. Kein Uterus getast
Clitoris zwei und einen halben Cent. lang. Hypospadias
penoscrotalis mit einseitigem Kryptorchismus.

3) Brycholow [siehe: Garin: Wjestnik Obszczest wennoj Gigjeny, Ssudebnoj i Prakticzeskoj Medicin [Russisch] — T. XXIX. Kniga II. Februar 1896 — und Protokoly Anthropologiczeskawo Obszczestwa 1894 No.: 1 pg. 29 No.: 207.] Die 14jährige Marie X. trat in das Petersburger Marienspital ein wegen doppelseitigen Leistenbruches. Die operativ aus den beiden Brüchen entfernten Gebilde erwiesen sich als Hoden. Beide hatten in den Schamlefzen gelegen, waren also voll herabgestiegen. Kein Uterus vorhanden, wohl aber neben den großen auch kleine Schamlippen. Die Vulva sah absolut weiblich aus bis auf die infolge ihres Inhaltes strotzenden Schamlefzen. Während der Operation konstatirte man Erektionen des hypospadischen Penis; zur Zeit der Operation noch keinerlei Geschlechtstrieb vorhanden nach Aussage des Kindes.

4) Briuchanow [Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus — Bolnicznaja Gazeta Botkin' a [Rußisch] Petersburg 1899 No.: 44.] Bei einem 14jährigen Mädchen mit absolut normalem weiblichen Aussehen der Vulva wurde ein doppelseitiger Leistenbruch operiert: die hierbei exstirpierten Gebilde erwiesen sich als Hoden: „Erreur de sexe". Ich weiß nicht anzugeben, ob diese Beobachtung nicht etwa identisch ist mit der vorhergehenden, die Jahreszahlen 1894 und 1899 scheinen dagegen zu sprechen.

5) Buchanan (in Glasgow) [Medical Times, 14 February 1885 — siehe: Centralblatt für Gynäkologie 1885 pg. 464] beschrieb ein 9jähriges Mädchen von knabenhaftem Aussehen. In der rechten Schamlefze tastete er

ein härtliches, durch einen Strang mit dem Leistenkanale in Verbindung stehendes Gebilde; links der gleiche Befund, nur der Leistenkanal etwas weiter klaffend. Große und kleine Schamlippen, Clitoris und Hymen normal. Buchanan glaubte, es handle sich gleichwohl nicht um ektopische Ovarien, sondern um Hoden und zwar wegen des deutlich ausgesprochenen Cremasterenreflexes. Bei der Untersuchung sub narcosi fand der Finger eine Vagina von normaler Länge, aber in ihrem Grunde statt einer Vaginalportion eines Uterus ein sagittales Septum, welches den Scheidengrund in zwei seitliche Taschen teilte von je Fingerhutgröße. Jederseits vom Scheideneingange fand Buchanan je eine feine Oeffnung. Er sprach diese Oeffnungen als Mündungen der Ductus ejaculatorii resp. Vasa deferentia an. In der Voraussetzung, die in den Schamlefzen liegenden Gebilde könnten in Zukunft Ursache von Beschwerden werden, seien sie nun ektopische Ovarien oder Hoden, entfernte er sie operativ. Die mikroskopische Untersuchung [siehe auch: Pullmann] ergab, daß es die Hoden waren: man hatte also das Kind, einen verkannten Jungen, kastriert.

6) Chambers [Transactions of the Obsterical Society of London 1859 citirt von Mundé[1]] beschrieb ein 24-jähriges Mädchen von weiblichem Allgemeinaussehen, dessen Genitale ebenfalls einen weiblichen Aspectus bot, jedoch war die Scheide in der Höhe von drei Centimetern blind geschlossen und keine Spur von Uterus, Tuben oder Ovarien zu tasten. Zwei in den Schamlefzen tastbare härtliche Gebilde wurden operativ entfernt und ergaben sich als Hoden. Ob Spermatogenese nachgewiesen wurde, ist nicht erwähnt.

7) Clark [„A case of spurious hermaphroditisme, hypospadias and undescended testes in a subject, who

[1]) Mundé: Centralbl. f. Gyn. 1887. N. 42. f. 671: Vagina blind endend.

had been brought up as a female and had been marr for sexteen". — Lancet 1898. Vol. I pg. 616] beschri eine 42-jährige Frau, welche vor 16 Jahren geheirat hatte und zur Zeit als Witwe in seine Behandlun gekommen war. Die Vulva sah echt weiblich aus, d geräumige Vagina war in der Tiefe blind geschlosse und nichts von inneren Genitalien zu tasten. In jede Leistengegend eine Anschwellung; die linksseitige seh druckempfindlich bei der leisesten Berührung Mammae weiblich, Areolae kaum ausgesprochen, Warzen atrophisch. Kehlkopf vorstehend, männlich. Hände groß, Schambehaarung sehr spärlich, im Gesicht keine Spur männlicher Behaarung. Vom 12. Lebensjahre an sollen Blutungen aus dem Genitale stattgehabt haben, anfangs unregelmäßig, aber vom 25. bis 38. Jahre regelmäßig aller vier Wochen je 24 Stunden andauernd. Die Frau hatte vor einigen Tagen einen schweren Gegenstand aufgehoben und war sofort von starken Schmerzen in den beiden Leisten befallen worden, es waren plötzlich Leistenbrüche ausgetreten. Clark glaubte, es handle sich um einen Descensus retardatus testiculorum, wurde jedoch in dieser Voraussetzung wieder schwankend angesichts der von der Frau betonten regelmäßigen Blutausscheidungen aus dem Genitale. Er wollte also eine solche Genitalblutung abwarten, die Menstruation: das Warten erwies sich jedoch als vergeblich —, so schritt er denn zur beiderseitigen Bruchoperation: es wurde jederseits ein Hoden nebst Samenstrang entfernt, keine Spermatozoiden nachgewiesen. Da die Scheide blind endete und keine Spur eines Uterus zu tasten war, so kann man natürlich nicht anders als mit Unglauben der Angabe der Frau bezüglich jener regelmäßigen Genitalblutungen gegenübertreten, wie denn in der Kasuistik des Scheinzwittertums so mancher Fall sich findet, wo von dem Individuum die Unwahrheit ausgesagt wurde aus dem oder anderen Grunde. Die

Frau hatte mit ihrem Manne stets im besten Einvernehmen gelebt. Clark sah keine Veranlassung, dieser Person Mitteilung von der konstatierten Erreur de sexe zu machen, umsomehr als sie seiner Zeit Witwe war.

8) Green [„Hypospadias" Quarterly Medical Journal 1898 Vol. I. pg. 169]. Ein 24jähriges Dienstmädchen meldete sich mit der Frage, warum die Periode bei ihm noch ausstehe? Die Untersuchung ergab Hypospadiasis peniscrotalis eines männlichen Scheinzwitters mit je einem Hoden in jeder Schamlefze. Trotz Konstatierung der Erreur de sexe wollte das Mädchen absolut nichts von einer Änderung seines bisherigen sozialen weiblichen Standes wissen und verlangte durchaus die Entfernung der beiden Hoden. Green folgte dem Wunsche des Mädchens, vollzog die Operation de complicité und schrieb: „The question now arrose, as to what should be done, as the patient in mind and habit is more a woman than a man. and is illegal for him to remain as he is in female attire, „he expressed a desire to have the testicles removed and continue a woman and it seems to me, that is the best solution of the difficulty". — Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß normal funktionierende Hoden entfernt worden waren. Nach Entlassung aus dem Hospital nahm diese Person sehr bald wieder einen Dienst als Dienstmädchen an. Green hatte dieses Individuum kastriert „at his own urgent request!"

9) Griffith [„Hermaphroditismus transversus virilis" Journal of Anatomy and Physiology. January 1894] beschrieb ein 23jähriges Individuum mit weiblichen Brüsten, weiblichem Mons Veneris und blind endender Scheide. Man tastete in der Beckenhöhle ein Gebilde, das man für einen Uterus ansah mit zwei seitlichen Gebilden und tastete auch zwei Gebilde in den Schamlefzen, die exstirpiert, sich als Hoden erwiesen. Cremasterreflex beiderseits ausgesprochen, aber keine Samenstränge getastet.

10) Groß [Monthly Journ. for Medical Sciences. Dezember 1852-Referat: Casper's Vierteljahrschrift 1853 II pg 268: „Ein Fall von Hermaphroditismus mit Castration" Österlen gibt im III. Bande des von Maschka herausgegebenen Handbuches der gerichtlichen Medicin (pg 83) folgende Einzelheiten dieses Falles an: Ein dreijähriges Kind, als Mädchen erzogen, verriet schon vom zweiten Lebensjahre an knabenhafte Neigungen und Liebhabereien. Statt einer Clitoris fand sich ein Penis, statt einer Scheide eine seichte mit Schleimhaut ausgekleidete Grube ohne irgend eine Öffnung in der Tiefe. Harnröhrenöffnung normal weiblich, kleine Schamlippen kümmerlich gebildet, jede Schamlefze enthielt ein härtliches Gebilde, einen wohlgestalteten Hoden. Groß fragte sich, ob es nicht richtig sei, diese Gebilde zu entfernen, welche im geschlechtsreifen Alter Geschlechtstriebe hervorrufen könnten und eventuell eine Verheiratung herbeiführen, aus der nur Kummer und Verdruß resultieren werde, ja sogar der Tod. Demgemäß entfernte er im Einverständniß mit den Eltern diese Gebilde, die Hoden und Samenstränge, am 20. Juli 1849 unter Assistenz zweier Kollegen. Diese Organe erwiesen sich als normal gebildet. Von dem Moment der Operation an soll das Kind sein Gebahren geändert haben und fortan nur weibliche Neigungen aufgewiesen haben, die auch nach zwei Jahren noch weibliche geblieben waren. Das Kind macht mit Vorliebe weibliche Handarbeiten, reitet nicht mehr auf dem Spazierstocke seines Vaters und spielt nicht mehr mit Knaben. Österlen unterzog das Vorgehen des amerikanischen Kollegen unter Paragraph 224 D. S. G. der österreichischen Gerichtsordnung — als „Beraubung der Zeugungsfähigkeit" des deutschen Strafkodex und unter Paragraph 169, welcher Gefängnisstrafe verlangt „für vorsätzliche Veränderung oder Unterdrückung des Personenstandes eines Anderen". — Casper verurteilt ebenso das Vorgehen von Groß,

mit ihrem Manne
Clark sah keine
von der konst
umsomehr als sie
Green [„Hypospa
ol. I. pg. 169].
sich mit der Fr
stehe? Die Unt
alis eines männli
in jeder Scham
r de sexe wollte
derung seines bis
und verlangte du
Green folgte
Operation de
n now arrose,
in mind and h
illegal for him
ressed a desire
e a woman and
of the difficult
ergab, daß norm
waren. Nach
erson sehr ba
n an. Green
own urgent r
Griffith [„He
of Anatomy
ein 23jähriges
em Mons Ven
tete in der
n Uterus ansa
uch zwei Geb
h als Hoden
gesprochen,

so wurden sie abgetragen. Bei der Operation hatte ma auch den Samenstrang gefunden. Linkerseits lag de Hoden noch im Leistenkanale. Da die Extraktion au demselben nicht gelang, stieß Heuck den Hoden in di Bauchhöhle hinein und vernähte die gesetzte Wunde Kurz darauf kamen jedoch die Beschwerden linkerseits wieder. Heuck wiederholte linkerseits die Operation und entfernte jetzt auch den linken Hoden. Nach Aussage der Mutter der Patientin sollen beide Brüche bereits im ersten Lebensjahre entstanden sein und zwar infolge von Hustenanfällen. Dieses Mädchen hatte bereits mehrere Male mit Männern kohabitiert, aber dabei niemals ein angenehmes Gefühl empfunden. Niemals Menstruation oder Tormina menstrualia. Allgemeinaussehen und ebenso der Gesichtsausdruck weiblich. Langes weibliches Haupthaar, aber Kehlkopf und Stimme männlich. Mammae mäßig entwickelt, Hände groß. Fast gar keine Schambehaarung vorhanden. Mons Veneris fettarm, die kärglich entwickelten großen Schamlippen bedeckten nicht die kleinen, Clitoris von normaler Größe, die Harnröhre öffnete sich im Scheidenvorhofe. Keine Prostata zu tasten, Hymenalreste vorhanden, die Vagina läßt zwei Finger zugleich 7 Centimeter tief ein und endet in der Tiefe blind. Sehr deutlich tastete man ein Ligamentum vesicoumbilicale medium. Per rectum tastete man etwas wie eine Duplikatur des Bauchfells jederseits von der Mittellinie. Der rechte Hoden war 5 Cent. lang und zwei und einen halben Cent. dick, der Nebenhoden anderthalb Cent. breit. Der linke Hoden makroskopisch einem Ovarium ähnlich war 5 Cent. lang und zwei Cent. breit, der Nebenhoden zwei Cent. lang. Vasa deferentia wurden nicht gefunden.

13) Jablonski [Un caso di ermafroditismo „Bolletino delle levatrice“ 23 Maggio 1893 Anno. I Fascicolo 5 pg. 228]: Die 28jährige Anna Luise G. hatte eine weibliche Erziehung erhalten. Im Alter von 16 Jahren erschien

bei ihr männlicher Bartwuchs, die Periode aber wurde vergeblich erwartet und kam überhaupt nicht. Die drei Centimeter lange Clitoris wurde sub erectione 10 Cent. lang (!) Die rechte Schamlefze enthielt ein hodenartiges Gebilde. Vor 8 Jahren hatte man linkerseits eine Herniotomie vollzogen und nach Angabe der Patientin damals eine Ovarialektopie konstatiert. Nach Ansicht von Jablonski hatte man den Hoden für ein ektopisches Ovarium angesehen, trotzdem bei der Operation die Geschlechtsdrüse bloßgelegt worden war. Ob eine mikroskopische Untersuchung der vor 8 Jahren in Brüssel entfernten Geschlechtsdrüse seiner Zeit vorgenommen wurde, ist nicht bekannt. Falls Jablonski wirklich einen Hoden tastete, so dürfte wohl auch jenes ektopische Ovarium einfach ein Hoden gewesen sein.

14. Dixon-Jones [„Double inguinal Hernia in a hermaphrodite“ — Medical Record XXXVIII — 27. XII. 1890 pg. 724]: Die 27jährige Emma M. meldete sich am 2. December 1888 wegen bisheriger Amenorrhoe und beiderseitigen Leistenbruches, beiderseits sehr stark empfindlich. Weder jemals Tormina menstrualia noch vicariirende Blutungen. Von 7 Schwestern der Patientin sollen zwei ebenso wie sie mißgestaltet sein, bei einer der Schwestern hatte Dr. Webber Mangel des Uterus und Amenorrhoe konstatiert. Allgemeinaussehen, Stimme und Brüste weiblich. Die Schamteile weiblich gebildet, aber wie in der Entwickelung zurückgeblieben. Clitoris kleiner als normal — !!!!!!! — Scheidenöffnung sehr eng, Hymen vorhanden. Die Scheide endet in der Höhe von zwei Zoll blind. Weder Uterus noch Tuben oder Ovarien getastet per vaginam oder per rectum. Kleine härtliche Gebilde in den beiden Schamlefzen wurden für die ektopischen Ovarien angesehen; sie waren äußerst druckempfindlich und ließen sich nicht in die Bauchhöhle zurückdrängen. Schmerzen in beiden Leistengegenden.

Nach Einschnitt in die Schamlefzen fand man kein Kommunikation der Bruchsäcke mit der Bauchhöhle Man fand nur jederseits je einen bindegewebigen Strang von dem in der Schamlefze enthaltenen Gebilde nach dem Leistenkanale zu verlaufend. Dixon fügte den Bauchschnitt hinzu, indem er in der Linea alba einschnitt, um sich zu überzeugen, ob er bei Entfernung der in den Schamlefzen enthaltenen Gebilde nicht Organe, welche in der Bauchhöhle liegen, beschädigen würde, fand aber in der Bauchhöhle auch nicht die Spur von inneren weiblichen Genitalorganen, sondern nur jederseits einen Bindegewebsstrang vom Leistenkanal in die Beckentiefe verlaufend. Er schloß also die Bauchwunde und exstirpierte die in den Schamlefzen enthaltenen Gebilde, welche sich als Hoden erwiesen. Das Becken war weiblich. Dixon-Jones vermutet gleich mir, daß in vielen Fällen von Ovariocele wahrscheinlich Erreur de sexe bestehe, also ein Hoden des männlichen Scheinzwitters, der irrtümlich als Mädchen erzogen wurde, irrtümlich für ein ektopisches Ovarium angesehen wurde. Ich habe die bisherige Kasuistik angeblicher Ovarialektopie bereits gesammelt, jedoch noch nicht die Zeit gefunden, dieselbe einer Kritik zu unterwerfen, jedoch, was noch nicht geschehen ist, wird geschehen, sobald es meine Zeit erlaubt. —

Dixon Jones vollzog in seinem Falle die Kastration, nachdem er zuvor einen diagnostischen Leibschnitt dem beiderseitigen Leistenschnitte hinzugefügt hatte, ähnlich wie auch Snegirjow und Péan in je einem Falle.

15. Kociatkiewicz-Neugebauer: Dr. Kociatkiewicz bat mich für den 13. VII. 1897 zu einem Konsilium betreffend ein junges Mädchen von 21 Jahren, Josephine K. Das Mädchen hatte sich in Begleitung seines Vaters und Bräutigams im Hospital gemeldet und verlangte eine operative Entfernung der Gebilde, welche in den Leisten vorhanden seien und ihm Schmerzen

bereiten. Allgemeinaussehen weiblich, große, weibliche Brüste, dabei hängend, weibliche Stimme, weibliche allgemeine und Schambehaarung, weiblicher Charakter und weibliches geschlechtliches Empfinden.

Diese Beobachtung kommt auf Konstatierung einer erreur de sexe heraus, bei einem als Mädchen erzogenen und mit einem Manne verlobten männlichen Scheinzwitter von 21 Jahren — die Kastration durch Dr. Kociatkiewicz vollzogen ergab normale Hoden mit normalem Sperma. — Die Einzelheiten habe ich in meinem Aufsatze im vorigen Jahrgang dieses Jahrbuches bereits veröffentlicht.

16. Lannelongue: [Siehe Fieux: „Anomalie du développement des Organes génitaux" — Journal de Médecine de Bordeaux — 1871 —; pg. 502]. Lannelongue vollzog eine Operation bei einem jungen Mädchen wegen Schamlefzentumors, welchen er zunächst wegen vorhandener Fluktuation für eine Cyste angesehen hatte: es lag auf derselben Seite ein Leistenbruch vor. Zwischen der Cyste und dem Bruchsacke fand sich sub operatione eine Gebilde, das sich unter dem Mikroskop als Hoden erwies, also „erreur de sexe"! Keine Spur eines Uterus getastet. In dem Bruche fand sich auch ein Teil des Omentum majus. — Die Operierte genas. Vulva normal, weiblich, ebenso Brüste und Gesichtsausdruck. Niemals Regel, Scheide in der Tiefe blindsackartig geschlossen. Bei Druck auf die Gegenden, wo normal die Ovarien liegen, große Empfindlichkeit.

17. Levy [„Ueber ein Mädchen mit Hoden und über Pseudohermaphroditismus" Hegar's Beiträge zur Geburtshülfe und Gynäkologie. Leipzig 1901 Bd. IV. Heft III pg. 347—360] beschreibt zwei Beobachtungen von Scheinzwittertum aus der Tübinger Klinik, eine davon betrifft eine von Döderlein an einem Mädchen ausgeführte Castration — es wurden die Hoden entfernt durch Leistenschnitt. Die 19jährige Näherin Ch. L.

trat in die Klinik ein wegen Beschwerden, welche he vorgerufen wurden durch von ihr bemerkte Tumore Bis jetzt hatte Patientin weder jemals die Regel noc auch Tormina menstrualia gehabt. Als sie 15 und ei halbes Jahr alt war, bemerkte sie zum ersten Male in de rechten Leistenbeuge ein Knötchen von Kirschengrösse, welches damals noch keine Schmerzen veranlasste. In den letzten zwei Jahren jedoch wurde dieser Knoten immer mehr schmerzhaft, gleichzeitig bemerkte Patientin ein ebensolches Gebilde in der anderen Leiste. Endlich wurde Patientin infolge dieser steten Schmerzen arbeitsunfähig, sie hatte früher in einer Druckerei gearbeitet, später als Näherin. Ein von ihr konsultierter Arzt hatte ihr eine Salbe zum Einreiben verschrieben, zugleich aber ihr die Weisung gegeben, sie solle niemanden etwas davon sagen, „daß sie solche Dinger im Leibe habe!" Der Allgemeinzustand der Patientin wurde in der Folge immer schlimmer, Erbrechen trat hinzu, sehr hartnäckige Verstopfung etc., endlich gestand die Tochter der Mutter ihr Leiden ein und die letztere veranlasste die Aufnahme in die Tübinger Klinik behufs Entfernung jener schmerzhaften Gebilde in den Leisten. Das Mädchen ist von großem Wuchs, 168 Centimeter, aber so abgemagert, daß es nur 84 Pfund wiegt. Knochen und Muskelsystem schwach entwickelt, zart, Haupthaar lang, keine Spur von männlicher Gesichtsbehaarung, Kehlkopf vorspringend, männlich, Brüste gut entwickelt, Becken weiblich wie das Röntgenskiagramm erwies. Jederseits in der Leistengegend ein walzenförmiges elastisches Gebilde, verschieblich vom Leistenkanal zur grossen Schamlefze herabreichend. Diese Gebilde machen den Eindruck von Hoden und Nebenhoden; die linksseitigen Gebilde sind grösser als die rechtsseitigen. Schambehaarung weiblich, grosse und kleine Schamlippen existieren. Die linke grosse Schamlippe ist 11 Centimeter lang, die rechte nur 6. Das linke

labium pudendi majus, pigmentirt, macht wegen seiner runzeligen Oberfläche mehr den Eindruck einer Scrotalhälfte. Die Gebilde in den Leistengegenden lassen sich aber nicht in die Bauchhöhle hineindrängen. Frenulum labiorum vorhanden. Die kirschengrosse Clitoris erinnert an einen penis fissus rudimentarius. Harnröhrenöffnung weiblich, unterhalb die Öffnung der Vagina von einem Hymenalsaume umgeben. Die rudimentäre Vagina läßt eine Sonde vier Zentimeter tief eindringen. Per rectum tastete man selbst unter Narkose weder einen Uterus noch dessen Anhänge. Döderlein vermutete männliches Scheinzwittertum und entfernte wegen deren Schmerzhaftigkeit die in den Leistengegenden liegenden Gebilde am 13. Januar 1901 mit dem Ligamentum Poupartii parallel verlaufenden Hautschnitten von je 5 Centimeter Länge. Nach Durchschneidung der Hautdecken und der Fascie, der Mm. obliqui externi abdominis, eröffnete das Messer jederseits eine Höhle, die nicht mit der Bauchhöhle kommunicierte, die Höhle der Tunica vaginalis. Man fand jederseits Hoden und Nebenhoden und Vas deferens. Der Samenstrang wurde unterhalb der Oeffnung des Leistenkanals jederseits durchtrennt und der Stumpf in den Leistenkanal in der Wunde versenkt unter Vernähung mit dem Muskelrande, die Hautdecken wurden darüber geschlossen. Prima reunio vulnerum. Die Kranke, ein kastrierter männlicher Scheinzwitter, irrtümlich als Mädchen erzogen, verließ nach einem Monate, von ihren Beschwerden befreit, die Klinik, um nunmehr als Mädchen weiter zu gelten. Der linke Hoden war 6 Centimeter lang und 2 breit, anderthalb dick, der rechtsseitige Hoden etwas kleiner. Auf dem Durchschnitte typischer Hodenbau sichtbar; man fand aber in der ausgepressten Flüssigkeit keine Spermazoiden aber Wucherung des interstitiellen Gewebes an einen rudimentären Hoden erinnernd. Man fand ferner Spermatogonien, Spermatocyten, cylindrisches

Epithel des Samenausführungsganges etc. Nirgends ein Spur von Ovarialgewebe in den exstirpierten Gebilden deren Schnitte von Professor Heidenhain geprüft wurden Die Maße der einzelnen Knochen mit der Tabelle von Rauber verglichen, ergaben männliche Knochenmaße. Die Geschlechtsdrüsen und die Maße der Knochen waren in diesem Falle männlich, alle sekundären Geschlechtscharaktere aber weiblich mit Ausnahme des Kehlkopfes und der Stimme. Der Charakter war weiblich, sympatisch. Die Beschwerden waren offenbar die Folgen eines verspäteten Descensus testiculorum. Soweit eine Ejakulation möglich war, hätte dieses Individuum eventuell ein weibliches Individuum befruchten können.

18) August Martin [siehe: Kochenburger: „Ein Fall von Hermaphroditismus transversus virilis“ Zeitschrift für Geburtshülfe und Gynäkologie. Vol. XXVI. pg. 73 und Zentralblatt für Gynäkologie 1892 pg 983] operierte eine 33jährige, seit 10 Jahren verheiratete Frau, welche ihn wegen Schmerzen in den Leistengegenden konsultiert hatte. Die Schmerzen waren zunächst linkerseits aufgetreten und zwar im Anschluß an einen Fall im 12. Lebensjahre. Niemals Regel, nur ein einziges Mal im 25. Lebensjahre eine kleine Blutung. Coitus stets schmerzhaft und ohne die geringste Annehmlichkeit für die Patientin. Allgemeinaussehen ganz weiblich. Clitoris normal, Vagina 5 Cent. lang, blindsackförmig endend. Per rectum tastete man ein elastisches Gebilde von Haselnußgröße, welches aber in keiner Verbindung mit der Vagina zu stehen schien. In jeder Schamlefze lag ein sehr druckempfindliches Gebilde. Martin sah diese Gebilde für ektopische Ovarien an und entfernte sie operativ mit jederseitigem Leistenschnitte am 24. September 1892. Das Mikroskop erst erwies, daß er unbewußt Hoden entfernt hatte, daß also diese verheiratete Frau ein männlicher Scheinzwitter war. Keine

Spermatogenese konstatiert in den herausgeschnittenen Hoden.

Martin glaubte auch nach der Operation zunächst ektopische Ovarien exstirpiert zu haben und zwar follikelhaltige, ja, er glaubte sogar an einer Stelle ein corpus luteum gesehen zu haben; erst das Mikroskop wies nach, daß sowohl die klinische Präsumptivdiagnose falsch war als auch die makroskopische Beurteilung des anatomischen Charakters der exstirpierten Geschlechtsdrüsen.

19) A. Martin [siehe: Anton Hengge: „Pseudohermaphroditismus und secundäre Geschlechtscharaktere, ferner drei neue Beobachtungen von Pseudohermaphroditismus beim Menschen“] operirte die 19jährige Martha W., Hausmädchen dem Berufe nach. Die Eltern hatten 6 Kinder, von denen die vier mittleren normal gebildet waren, zwei Töchter aber, die älteste jetzt 32 Jahre alt, und die jüngste jetzt 19 Jahre alt, mißgestaltet. Der Vater starb an Starrkrampf. In der Familie bisher keinerlei Mißbildungen verzeichnet. Von den drei Schwestern sind drei verheiratet und haben Kinder, ein Bruder, verheiratet hat ebenfalls Nachkommenschaft. Martha W. ist von sehr hohem Wuchse (178 Centimeter) und wurde von der Krankenkasse am 28. I. 1902 in die Greifswalder Klinik gesandt. Seit dem 14. Lebensjahre hatte sie alle 4 Wochen 1 Tag Kopfschmerzen, Schwindel, Brechreiz und bis Oktober 1901 bei diesen Anfällen regelmäßig etwas Nasenbluten. Seit vier Monaten treten diese Anfälle alle 8 Tage auf und sind so sehr quälend, daß Martha nicht mehr arbeitsfähig war. Das Nasenbluten hat sich seit vier Monaten verloren. Niemals menstruelle Blutung. Patientin hat keine andere Krankheit bisher durchgemacht als Bleichsucht im 15. Jahre.

Das Gesicht rötet sich auffallend leicht. Mammae gut entwickelt, aber hängend. Wenig Fettgewebe, aber

viel Drüsengewebe darin. Auffallend ist, daß die Behaarung des Mons Veneris und in den Achselhöhlen nur aus wenigen blonden Haaren besteht. Die Besichtigung der äußeren Genitalien erinnert an das Bild einer doppelseitigen Leistenhernie, wobei die rechtsseitige etwas größer ist als die linksseitige, sonst ist die Bildung der Scham eine echt weibliche. Mons Veneris fettarm, Clitoris absolut nicht vergrößert, ihre Glans kaum etwas entblößt. Die Vulva erscheint geschlossen, die kleinen Schamlippen enden nach unten zu an dem auffallend kurzen Damm. Das rechte Labium majus erscheint als hühnereigroßer Wulst, in dem man einen pflaumengroßen elastischen ovalen Körper tastet, dem von untenher ein zweites festeres Gebilde von Kastaniengröße anhaftet: von diesen Gebilden, die gleich gut nach oben und nach unten zu verschieblich sind, zieht ein etwa zwei Millimeter dicker Strang in den Leistenkanal hinauf. Das linke Labium majus kleiner, nicht so vorgewölbt, linkerseits findet sich dicht unterhalb der Mündung des Leistenkanales ein wenig unter der Haut verschiebliches, unebenes Gebilde von der Größe einer welschen Nuß. Auch hier läßt sich ein gegen den Leistenkanal hin verlaufender Strang tasten,



Fig. 1. 19 jähriges Mädchen, sub herniotomia als männlicher Scheinzwitter erkannt.

wenn man diese Gebilde etwas nach unten herabdrängt. Die beiden Gebilde rechts und links sind mäßig druckempfindlich. Vestibulum vaginae normal, sowie auch die Urethralmündung, Hymen und die Vaginalöffnung; Hymen nicht eingerissen, aber deflorirt; die Scheide läßt zwei Finger zugleich ein und ist in der Höhe von einigen



Fig. 2. Äußere Genitalien eines 19 jähr. als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters. Beobachtung von A. Martin.

Centimetern blind geschlossen; man fühlt im Scheidengrunde etwas wie eine Art querverlaufender Raphe. Mündungen von Vasa deferentia nicht aufzufinden. Per rectum tastet man sub narcosi nur einen Strang von der Dicke eines dünnen Bleistiftes, etwa zwei Centimeter über dem Scheidengrunde. [Siehe Fig. 1 u. 2.]

Nach diesem merkwürdigen Befunde wurde die ältere Schwester untersucht: 32 Jahre alt und 9 Jahren kinderlos verheiratet und niemals menstr Allgemeinaussehen und Entwickelung der Geschlec organe fast genau so wie bei der jüngeren Schwes Kräftiger Knochenbau; Körperhöhe 169 Zentimet schlechter Ernährungszustand. Im rechten Labium ma Gebilde getastet, die sich genau wie Hode und Nebe hode präsentieren, links liegt ein Gebilde vor der Oe nung des Leistenkanales, ist aber kleiner als das entsprechen bei der jüngeren Schwester und läßt sich in den Leiste kanal hineinschieben. Scheide in der Höhe blind geschlossen im Scheidengrunde etwas wie eine schräg verlaufene Raph zu tasten; keine inneren Geschlechtsorgane tastbar. Di ältere Schwester klagt nur ab und zu über Kopfschmerzen und Schwindel, ist sonst ganz gesund. Sie übt den Beischlaf nicht gerade oft, aber regelmäßig aus und eigentlich mehr dem Manne zu Gefallen als um des eigenen Vergnügens willen, doch empfindet auch sie manchmal dabei Befriedigung und sexuelle Wollust. Irgend welche Sekretausscheidungen niemals bemerkt. Wegen andauernder Allgemeinbeschwerden und großer lokaler Schmerzempfindlichkeit der in den Labien enthaltenen Gebilde entfernte A. Martin dieselben operativ bei der jüngeren Schwester. Nach Längsspaltung des rechten Labium entfernte er dessen Inhalt nach Unterbindung und Durchschneidung jenes Stranges unterhalb des Leistenkanales: Etagennaht der Wunde: prima reunio; ähnlich war die Operation linkerseits. Die entfernten Gebilde erwiesen sich unter dem Mikroskop als Hoden und Nebenhoden, es wurde aber keine Spermatogenese konstatiert. Diese Organe waren atrophisch. Linkerseits fand sich eine Cyste im Kopfe des Nebenhodens, sein Schwanz war fibrös entartet. Am 21. II. wurde Martha W. geheilt entlassen. Während des Aufenthaltes in der

15*

Klinik traten die Wallungen nach dem Kopfe noch wiederholt auf, dagegen stellten sich die sonstigen Allgemeinbeschwerden nicht mehr ein. Rechterseits fand man am Präparate auch ein Stück eines Vas deferens. Es ergab sich also, daß Martha W. ein männlicher Scheinzwitter war; per analogiam wurde auch die ältere verheiratete Schwester jetzt für einen männlichen Scheinzwitter angesehen; sie wurde nicht operiert, da keine Beschwerden entsprechender Art vorlagen. Trotz Gegenwart von Hoden waren alle secundären Geschlechtscharaktere bei beiden Schwestern rein weibliche, auch die Stimme war weiblich, es fehlte jede Spur männlicher Gesichtsbehaarung. Beide hielten sich für Frauen und hatten keinen ausgesprochenen Begattungstrieb und wohl auch kein normales Wollustgefühl, doch ließ sich bei der älteren Schwester durch Reibung der Clitoris Wollustgefühl wecken; die jüngere Schwester machte dabei unregelmäßige Angaben, zeigte aber ein gut ausgeprägtes Schamgefühl. Eigentümlich sind bei der jüngeren Schwester die allmonatlich auftretenden specifisch weiblichen Beschwerden: Kopfschmerz, Schwindel, Wallungen. Hengge erklärt sich diese Beschwerden als auf suggestivem Wege entstanden. Martha lebte mit einer vier Jahre älteren noch unverheirateten Schwester längere Zeit ständig zusammen. Jene Schwester litt an Dysmenorrhoe und klagte dabei alle vier Wochen über starke Molimina, Unterleibsschmerzen etc. Die jüngere Schwester erwartete, sie werde auch die Regel bekommen und fing an ähnliche Tormina zu empfinden, indem ihre Gedanken ständig darauf gerichtet waren, daß die Periode endlich kommen werde. Mir erscheint diese suggestive Deutung etwas gewagt: weil die ältere Schwester dysmenorrhoische Beschwerden angab, die jüngere Schwester stets Zeugin dieser Leiden war, soll sie selbst ähnliche Beschwerden empfunden haben! Hengge macht unter anderen folgende

Schlußfolgerung: „Die operative Entfernung der schlechtsdrüsen bei Scheinzwittern ist nur dann statt wenn durch dieselben starke Beschwerden verurs werden und zugleich eine volle geschlechtliche Funk dieser Drüsen durch den Mangel der entsprechen Begattungsorgane unmöglich gemacht wird.“ — In d Aufsatze von Hengge fehlt eine Angabe, die m interessieren würde. Ich wünschte zu wissen, ob Profes Martin zur Operation schritt mit der Überzeugung, d jene Körperchen Hoden seien oder ob man an ektopiscl Ovarien gedacht hatte, ob die Diagnose der erreu de sexe schon vor der Operation gestellt war, oder ers nach der Operation, bez. nach der mikroskopischen Untersuchung der entfernten Gebilde?

20) Cristopher Martin [The British Gynaecological Journal. Part. 37. May 1894. pg 35] trug am 8. III. 1894 in der Britischen Gynäkologischen Gesellschaft einen Fall vor, welcher beweist, wie ungemein schwierig unter Umständen eine richtige Geschlechtsbestimmung sein kann. Ein 20jähriges Kindermädchen, niemals menstruiert, hatte sich vor 12 Monaten wegen rechtsseitigen Leistenbruches einer Radikaloperation unterzogen. Die Operation war mit bestem Erfolge von einem anderen Arzte gemacht worden. Jener Arzt fand in dem Bruche ein Gebilde, welches er für ein ektopisches Ovarium ansah und in die Bauchhöhle zurückstieß. Im Januar 1894 war nun auch linkerseits ein Leistenbruch entstanden. Diesmal kam die Patientin nicht zu dem früheren Arzte, sondern zu Christopher Martin und zwar sowohl wegen Schmerzen in der Leiste als auch beunruhigt durch die bisherige Amenorrhoe. Gesichtsausdruck, Stimme und Brüste weiblich, auch das Allgemeinaussehen weiblich, keine Spur männlicher Behaarung im Gesichte. Mons Veneris ausgesprochen, aber ohne Spur von Behaarung, ebenso die ganze Schamgegend unbehaart. In der rechten Leisten-

gegend sieht man eine postoperative Narbe ohne Spur. Recidiv eines Bruches. Linkerseits in der Leistengegend ein ovaler nicht sehr harter sehr druckempfindlicher Tumor. Dieser Tumor lag direkt vor der äußeren Öffnung des Leistenkanales, war irreponibel und schien ein solider Tumor zu sein. Das äußere Genitale dieser Person sah genau aus wie dasjenige einer Nullipara. Große und kleine Schamlippen regelrecht gebildet, Clitoris von natürlicher Größe, keineswegs einem Penis ähnlich! Harnröhrenöffnung weiblich. Die Scheide ließ nur eine Fingerkuppe ein, indem sie in der Höhe von dreiviertel Zoll blind abschloß. Keine Spur von Uterus zu tasten. Harnröhre anderthalb Zoll lang, ohne Spur einer Prostata. Zwischen Finger und Katheter in Vesica tastete man keinerlei Gebilde, die als Uterus oder Prostata gedeutet werden konnten. Martin entschloß sich zur Exstirpation des Leistentumors wegen der großen durch seine Gegenwart verursachten Schmerzen. Der Leistenschnitt wurde gemacht; man fand einen serösen Sack, der ein solides Gebilde enthielt, einen ovalen Körper, man fand den Hoden mit seiner Tunica vaginalis testis. Ein deutlich sichtbares Gubernaculum Hunteri verlor sich unterhalb in den Geweben der Schamlefze. Nach Isolierung entfernte Martin den Hoden. Der durch den Leistenkanal in die Bauchhöhle eingeführte Finger tastete in derselben keine Spur eines Uterus, konnte aber den Verlauf eines Vas deferens bis an die Seitenwand der Harnblase verfolgen. Dieser Verlauf ließ sich leicht kontrollieren, wenn man den Samenstrang etwas nach außen zu anzog. Die Operation wurde radikal vollzogen, die äußere Wunde vernäht. Genesung. Professor Allan fand bei mikroskopischer Untersuchung in den entfernten Gebilden den Hoden, Nebenhoden und Samenstrang, die Tunica vaginalis testis und Tunica albuginea, Samenkanälchen von verschiedenen Entwickelungsgraden und in einigen Tubuli

vollständig ausgebildete Spermatozoiden. Interessant war besonders, daß eine ältere Schwester dieses Mädchens sich gleichfalls als männlicher Hypospade erwies mit Hypospadiasis penoscrotalis, descensus retardatus testiculorum rudimentärer Scheide bei allgemeinem weiblichem Körperaussehen, kindlich gebildeten Brüsten und absoluter Amenorrhoe, völlig unbehaarten Genitalien und blind endender Scheide. Diese Schwester war zwei Jahre älter. Der Vater dieser beiden Mädchen war zur Zeit der Schwängerungen seiner Frau geisteskrank . . Die von Christopher Martin vollzogene Operation wies also eine „erreur de sexe“ nach und ist diese Beobachtung besonders dadurch interessant, daß der Arzt, welcher die erste Bruchoperation hier vollzogen hatte, sogar nach Bloßlegung des Hodens ihn doch noch für ein ektopisches Ovarium gehalten hatte, welches er in die Bauchhöhle zurückstieß. — Ein Fall, der wie aus meinem heutigen Beitrage ersichtlich ist, durchaus nicht einzig dasteht und zur größten Zurückhaltung in der sofortigen Beurteilung des anatomischen Charakters der exstirpierten Gebilde sub operatione auffordert!

[Paul Mundé hatte in einem eigenen Falle der Köchin Marie O' Neill eine diagnostische Incision der Schamlefzen vorgeschlagen um festzustellen, ob die in ihnen getasteten fremden Gebilde Ovarien oder Hoden seien, indem er Hoden vermutete. Patientin ging jedoch auf diese Operation nicht ein. Sie war niemals menstruiert gewesen, und hatte einen beiderseitigen Leistenbruch. Nach Reduction eines jeden Bruches tastete man jederseits Hoden, Nebenhoden und Samenstrang. Hymen intakt. Scheide in der Höhe von 8 Zentimeter blind geschlossen, keine Spur von Uterus getastet. — Vulva normal, Clitoris nicht vergrößert.]

21) Pech („Auswahl einiger seltener und lehrreicher Fälle, beobachtet in der chirurgischen Klinik der chirurg.-

med. Akademie zu Dresden" — Dresden 1858) Maria Rosina Göttlich, der spätere Gottlieb Göttlich, machte seiner Zeit in ganz Europa viel Aufsehen und wurde deshalb vielfach beschrieben. Da ich im vorigen Jahrgange dieses Jahrbuches die bezügliche Krankengeschichte in extenso berichtet habe, führe ich hier nur die heute in Frage kommenden Einzelheiten an. Maria Rosina wurde am 6. März 1798 in Görlitz geboren und als Mädchen getauft. Bereits im 6. Lebensjahre fand man einen Leistenbruch von der Größe einer Nuß rechterseits. Das Kind vertrug ein ihm verordnetes Bruchband absolut nicht und riß es stets wieder herab, sodaß die Mutter statt desselben eine Leinenbinde anfertigte. Im 16. Jahre war der Bruch hühnereigroß geworden, gleichzeitig hatte sich schon damals ein stark ausgesprochener Geschlechtstrieb eingestellt und zwar als Neigung zum Geschlechtsverkehr mit Männern. Vom 16.—18. Jahre nahmen die Brüste ganz bedeutend an Umfang zu, später trat wieder Schwund ein. Rosina kohabitierte schon im 16. Jahre lebhaft mit Männern, wobei die allmälig bedeutend erweiterte Harnröhre die Stelle der fehlenden Scheide vertrat. Gleichzeitig rühmte sich das Mädchen, daß es sowohl mit Männern als auch mit Frauen kohabitieren könne, ziehe es jedoch vor mit Männern zu tun zu haben, weil es Frauen gegenüber für sie beschämend sei, ein so kleines „Organ" zu haben. Im 20. Lebensjahre entstand ein Leistenbruch links. Für den rechtsseitigen Bruch empfahl abermals ein Arzt ein Bruchband. Vom 16.—24. Jahre hatte Rosine alle Monate etwa drei Tage lange diverse Beschwerden nach Art der Tormina menstrualia, allgemeines Mißbehagen, empfand jedoch während dieser Zeit keinerlei Schmerzen in den Leistenbrüchen, ebensowenig schwollen in jenen Tage die Brüche an, woraus man vielleicht auf ektopische Ovarien hätte schließen können. Niemals war die Periode eingetreten, wohl

aber öfters Nasenbluten. Rosine huldigte viele Jah lang der freien Liebe und erkrankte im 28. Jahre a einem Ulcus molle; eine große Narbe hinterblieb nac einem eröffneten Bubo inguinalis. Damals will Rosin zum ersten Male Blutspuren auf ihrer Wäsche nach einer Beischlafe mit einem Manne bemerkt haben. Der links seitige Bruch begann vom 28. Jahre an sich so zu ver größern, daß er im 32. Jahre beinahe zweifaustgroß war Rosine diente damals als Dienstmädchen, hatte aber jetzt so starke Bruchbeschwerden, daß sie den Dienst aufgeben und in das Hospital eintreten mußte. Man vollzog in Dresden linkerseits die Bruchoperation, fand jedoch weder Netz noch Darm im Bruche vor, sondern nur eine Hydrocele und konstatierte dabei das Vorhandensein eines Hodens in dem vermeintlichen Bruche, also „erreur de sexe“. Rosine verlangte nun durchaus die Ausführung der Operation rechterseits: die Aerzte verweigerten jedoch diese Operation, weil keine Indikation dazu vorliege. Rosine nahm nun ihren Dienst wieder auf und ergab sich auch von Neuem wieder der Prostitution. Im 33. Jahre trat sie wegen Verstauchung eines Beines abermals in das Dresdener Hospital ein und machte jetzt hier eine antisyphilitische Kur durch, später ging sie in ein Hospital nach Leipzig, endlich nach Halle mit der Bitte, man solle den rechtsseitigen Bruch operieren, wurde aber überall abgewiesen. Von 1832 bis 1848 reiste nun Rosine in Frankreich, Deutschland und England umher und zeigte sich für Geld als Hermaphrodit bis sie schließlich im 59. Jahre infolge Einklemmung des nicht operierten rechtsseitigen Bruches starb. Das Allgemeinaussehen dieses männlichen Hypospaden war ein rein männliches, auch die Gesichtsbehaarung, nur war das Haupthaar weiblich gekämmt. Andromastie mit behaarten Brustwarzen, der hypospadische Penis war anderthalb Zoll lang, mit faltiger, gerunzelter Vorhaut. In der linken

Hälfte des gespaltenen Scrotum fand man bei der Sektion Hoden, Nebenhoden und Samenstrang, rechterseits die gleichen Gebilde, ferner einerseits einen Leistenbruch mit Darminhalt. Hodensack sehr spärlich behaart. Die Scheide, an der Mündung von einem harten Ringe umgeben, endete in der Höhe von sechs und einem halben Centimeter blind. Nur auf der hinteren Scheidenwand fand man Querfaltung ihrer Schleimhaut, auf der vorderen aber nicht. Pubes weiblich behaart; es scheint, daß für den Beischlaf ausschließlich die Harnröhre gedient hat, vielleicht war das als Vagina angesprochene Gebilde eine durch langjährigen Beischlaf künstlich geschaffene kanalartige Depression, Einstülpung der Gewebe, wie dies in analogen Fällen schon öfters beobachtet wurde. In den verschiedenen Beschreibungen der Rosine, des späteren Gottlieb Göttlich, finden sich so viele Widersprüche, daß es schwer ist zu sagen, was der Wahrheit am nächsten kam. Der rechte Hoden war bei dem kryptorchistisch geborenen Individuum im 6. Jahre herabgetreten, der linke im 20. erst. Nach Eröffnung der Bauchhöhle fand man nichts von Uterus, inneren weiblichen Genitalien, sondern nur eine leere Excavatio rectovesicalis. Man fand auch keine Samenblasen; die ektatischen Vasa deferentia öffneten sich in die klaffenden Ductus ejaculatorii (?—N.). Marie Rosine hatte wie gesagt einen sehr früh schon aufgetretenen und sehr stark ausgesprochenen Geschlechtsdrang. Trotzdem sie Erektionen und Ejakulationen hatte, verkehrte sie viel lieber geschlechtlich mit Männern als mit Frauen. Das geschlechtliche Empfinden war also homosexuell. [Bezüglich Einzelheiten und Abbildung siehe meinen Aufsatz in vorigem Jahrgange dieses Jahrbuches: Gruppe VI Fall 21 und Figur 40 daselbst.]

22) Philippi [Note sur un cas d'Hermaphrodisme apparent, ectopie testiculaire, castration double — Union Médicale du Canada. Montréal 1893 No. 46 — Referat:

Zentralblatt für Gynäkologie 1894 No. 47 pg. 1212]. Ein 28-jähriges nie menstruiertes Mädchen wandte sich an Philippi wegen Schmerzen im Leibe und den Leisten Schon vor 10 Jahren hatte Patientin einen Tumor in der rechten Leiste bemerkt, welcher ihr zeitweilig Beschwerden gemacht hatte und an Grösse und Konsistenz sehr wechselte. Gewöhnlich war der Tumor weich, stellten sich aber Schmerzen ein, so fühlte er sich hart an. Gleichzeitig wurde dann ein Gefühl von schmerzhaftem Zuge in der Leiste empfunden. Vor einigen Monaten war nun ein ähnlicher aber kleinerer Tumor auch linkerseits erschienen. Diesen Tumor konnte Patientin eigenhändig nach oben zu reponieren, beim Gehen fiel er aber sofort vor in die linke Schamlefze. Seit drei Jahren hatten die Schamlefzen sich stark vergrössert und strahlten die Schmerzen auch in den Schenkel und die Hüfte aus. Selbst im Bett hatte die Kranke keine Linderung und konnte nicht schlafen. Es kamen allgemeine nervöse Reizbarkeit, Erbrechen etc. hinzu.

Allgemeinaussehen, Brüste und Stimme weiblich, aber Körperbau sehr kräftig. Die grossen Schamlefzen, gut entwickelt, sind in ihrer unteren Hälfte in der Ausdehnung von 8 Centimern miteinander verwachsen, sodaß der Damm ganz auffallend lang erscheint, dabei 5 Centimeter breit. Die kleinen Schamlippen sind nur in ihrer unteren Hälfte entwickelt, die Clitoris ausnehmend groß. Die Schamöffnung ist so eng, daß sie knapp den kleinen Finger eintreten läßt und zwar nicht tiefer als 3 Centimeter weit. Die Harnröhrenöffnung erscheint verborgen unterhalb einer Schleimhautfalte in dem Vestibulum vaginae. Von einem Uterus war nichts zu tasten, die in der Höhe blindsackartig abgeschlossene Scheide weist keine Faltung ihrer Schleimhautwände auf. Der in der linken Schamlefze enthaltene Tumor läßt sich in den Leistenkanal hinein und in die Bauchhöhle reponieren, er bestand aus einer oberen elastischen und einer unteren

weichen Partie. Dämpfung bei Perkussion. Der rechtsseitige gänseeigroße Tumor läßt sich bis auf den Boden der Schamlefze herunterdrücken, er erscheint elastisch und wie durch eine Einschnürungsfalte in zwei Teile zerlegt, sehr druckempfindlich bei Berührung und nicht reponibel. Philippi entfernte zunächst den rechtsseitigen Tumor: der dicke Bruchsack wurde reseciert. Der kleine Tumor war von einer hufeisenförmigen durchsichtigen Cyste bedeckt von oben her, sein Stiel war dick. Schon nach einem Monate kehrte die Patientin zu Philippi zurück und verlangte nunmehr auch die Entfernung der linksseitigen Geschwulst, welche ihr jetzt auch lästig falle. P. fand bei der Operation einen Tumor von der gleichen Größe wie rechterseits durch eine Art Einschnürung wie zweigeteilt; die obere Hälfte entsprach dem Nebenhoden, die untere dem Hoden mit dessen Tunica albuginea. Auf dem Querschnitt des Präparates sieht man den Bau des Hodens. Das Mikroskop bestätigte diese Erkenntnis, wenn auch keine Spermatozoiden gefunden wurden. Es handelte sich also hier um Hypospadie des Penis, teilweise Spaltung der Scrotum, Vorhandensein einer rudimentär gebildeten Vagina, und Descensus retardatus testiculorum, bei allgemeinem weiblichen Aussehen und weiblichen secundären Geschlechtscharakteren, wo das Individuum an und für sich auch nicht den leisesten Verdacht einer „Erreur de sexe“ weckte. Erst das Ergebnis der Operation stellte die „Erreur de sexe“ fest.

23) Charles T. Poore [siehe: F. S. Mathews: „A male Pseudo-Hermaphrodite“-The Medical Record 27. Mai 1899 pg. 764] operierte im Januar 1902 ein zwölfjähriges Mädchen und entfernte eine angeblich entzündete Leistendrüse. Dieselbe lag linkerseits dicht vor der äußeren Öffnung des Leistenkanales. Im Jahre 1899, also nach sieben Jahren, wurde diese damals exstirpierte Drüse von Mathews mikroskopisch untersucht und jetzt

in der Ärztlichen Gesellschaft demonstriert. Die U suchung ergab, daß diese Drüse ein Hoden war. I ohne große Schwierigkeiten gelang es Mathews, d Mädchen jetzt aufzusuchen und die Genehmigung zu e Untersuchung zu erlangen.

Die äußeren Genitalien sahen absolut wie die n malen Geschlechtsteile eines 19jährigen Mädchens a es fand sich aber keine Spur von Behaarung der Geschlech teile, eben so wenig fand sich im Gesicht männliche I haarung. Scheide einen und ein Viertel Zoll lang. Kei Spur von Uterus oder Prostata zu tasten; der rechtsseiti Hoden wurde nicht gefunden, dürfte also wohl in de Bauchhöhle liegen. Hypospadiasis penoscrotalis mit ein seitigem Kryptorchismus.

24) Porro [siehe Debierre: „L'Hermaphrodisme." Paris 1891 pg. 94] vollzog in einem Falle zweifelhaften Geschlechtes bei einem jungen Mädchen von 22 Jahren eine diagnostische Operation. Allgemeinaussehen absolut weiblich, ebenso das Aussehen der Scham bis auf zwei in den Schamlefzen enthaltene Gebilde, welche hart waren und dicht unterhalb der äußeren Öffnungen der Leistenkanäle lagen. Porro schnitt jede Schamlefze auf und legte Hoden und Nebenhoden bloß. Nach zwei Wochen verließ das bisherige Fräulein hochbeglückt von dem Ergebnis dieser Operation in männlichen Kleidern die Klinik.

25) Pozzi [„Sur un Pseudo-hermaphrodite androgynoide: Prétendue femme ayant de chaque côté un testicle, un épididyme (ou trompe?) kystique et une corne utérine rudimentaire, à gauche formant hernie dans le canal inguinal. Cure radicale, examen microscopique", — Académie de Médecine, 28. Juillet 1896, — Annales des maladies des organes génito-urinaires. Janvier 1897 No. 1. pg. 62—74.] Das Eigentümliche dieser Beobachtung liegt darin, daß das Allgemeinaussehen der Person,

die secundären Geschlechtscharaktere durchweg weiblich waren, aber ebenso das Aussehen der Vulva und zwar ohne die sonst bei männlichen Scheinzwittern mit penoscrotaler Hypospadie so auffallende Disproportion zwischen der übergrossen Clitoris bei sonst in Miniatur angelegter

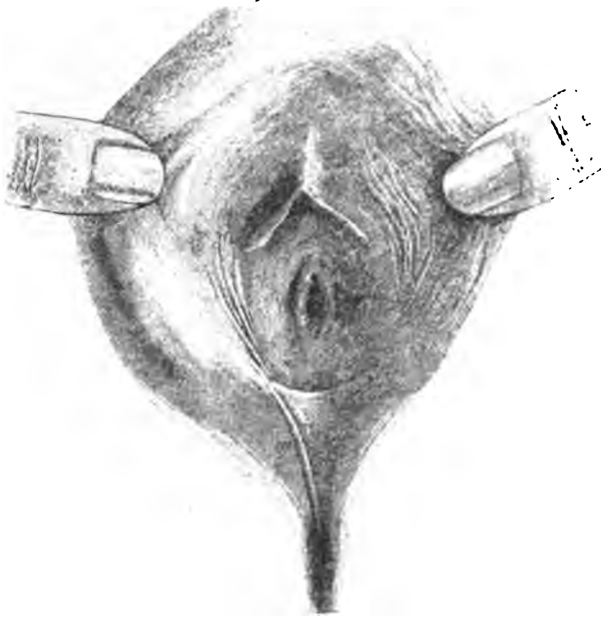


Fig. 3. Vulva des von S. Pozzi operierten 33jährigen männlichen Scheinzwitters Marie C. ohne Spur von Clitorishypertrophie [Nymphen vorhanden].

Vulva. In diesem Falle konnte niemand männliches Geschlecht auch nur vermuten, erst das Mikroskop brachte Klarheit in die Frage. Die 33-jährige Stubenmagd Marie C. war als drittes Kind ihrer Eltern geboren worden. Als die Mutter sich im dritten Monate der Schwangerschaft befand, erschrak sie einmal sehr, als

sie zufällig davon Zeuge war, „qu' un homme fût écrasé". Von jenem Schreck an war sie ständig krank. Ein Bruder von Marie C. leidet an infantiler Paralysis, sonst ergab die Anamnese bezüglich der Familie nichts von Belang. Marie C. war bisher niemals ernstlich krank gewesen, im zweiten Lebensjahre mußte sie ein linksseitiges Leistenbruchband tragen. Vom 12. Jahre an oft Nasenbluten, zuweilen mehrmals an einem Tage, einmal sogar 12-malig innerhalb 24 Stunden; diese Blutungen wiederholten sich niemals länger als zwei Tage nach der Reihe, sie wiederholten sich aber allmonatlich in gewissen Zeitabständen. Diese Blutungen wurden begleitet von Schmerzen in der Lendengegend, dem Unterleibe und den Beinen, dem Gefühl von Hitze, Atemnot und Kopfschmerz. In demselben Jahre traten die Erscheinungen der erreichten Geschlechtsreife auf, die Behaarung des Mons Veneris und Stimmbruch. Im 14. Jahre trat einmal während jener praemenstrualen Beschwerden ein dreimaliger Anfall von Somnambulismus ein mit nächtlichem Herumspazieren im Hause. Die Nasenblutungen samt dem gesamten Komplex der Geleiterscheinungen dauerten bis zum 22. Jahre. In diesem Jahre erkrankte Marie C. an fieberhaftem

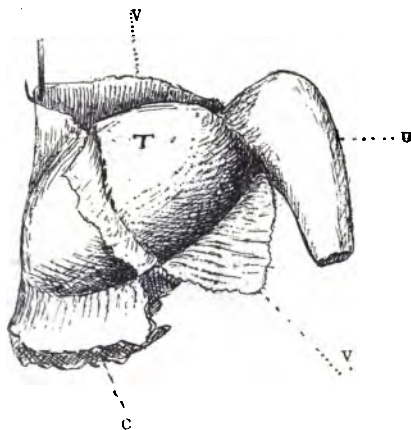


Fig. 4. Linkes Uterushorn und Hoden (sub herniotomia entfernt) der 33jähr. Marie C. T = Testikel, U = Uterushorn, C = Stumpf, V, V = Tunica vaginalis. Ansicht von hinten.

polyarticulärem Gelenkrheumatismus aber ohne Komplikationen von Seiten des Herzens. Im 30. Jahre stellte sich ein Rückfall dieses Leidens ein mit Schmerzen in Bauch und Lenden.

Vom Januar 1895 bis Juni wiederholten sich 3—4 mal Blutungen aus dem Mastdarme bei Verstopfung. Obwohl die Nasenblutungen seit dem 22. Jahre sich ganz verloren hatten, so litt Marie C. doch alle Monate an Lendenschmerzen, Gefühl von Hitze im Unterleibe. Im 22. Jahre wurde sie zum ersten Male untersucht und zwar wegen der Amenorrhoe und jenen periodisch sich wiederholenden

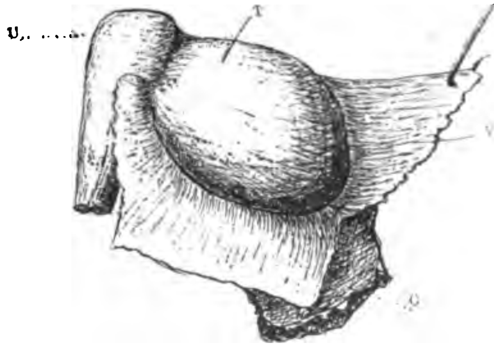


Fig. 5. Linkes Uterushorn und Hoden (Fall S. Pozzi). Ansicht von vorn.

Kongestionserscheinungen. Damals erklärte ein Arzt, Marie sei ein geschlechtsloses Wesen! Marie C. ging infolge dessen zu Dr. Siredey, welcher den Mangel eines Uterus konstatierte. Schon im 15. Jahre hatte Marie bemerkt, daß sich in ihrer linken Leiste eine Geschwulst von Hühnereigröße befinde, es war dies ein mobiler Leistenbruch, reponibel. Im 23. Jahre trat ein ebensolcher Tumor rechterseits in der Leiste auf. Von Zeit zu Zeit wurden beide Brüche schmerzhaft und zwar nur für 2—3 Tage und zwar nur während der obengenannten Kongestionserscheinungen. Die Brüche setzten

Marie so zu, daß sie dieselben durchaus loswerd wollte. Sie ging im Januar 1895 zu Dr. Landrie um sich untersuchen zu lassen zwar, weil ein jung Mann um sie angehalten hatte. Sie wollte wissen, ob s heiraten könne, da ihr jemand gesagt habe, sie müs ihren Freier von ihrem Zustande in Kenntnis setze Landrieux riet ihr in das Hospital einzutreten: A 6. Juni 1895 wurde sie hier untersucht von Beaussenat Boncour und später von Pozzi. Körperhöhe mittelgroß Körperbau kräftig, langes weibliches Haupthaar, leichte Anflug männlicher Gesichtsbehaarung, Kinn behaart, Hals kurz, Kehlkopf nicht hervortretend, Brustumfang über die Mammae gemessen 94 Centimeter, ober und unterhalb 69 Centimeter. Mammae groß, gut entwickelt mit Drüsensubstanz, Becken breit, weiblich, Linea alba unbehaart, Atmungstypus männlich, abdominal. Stimme und Konturen der Extremitäten weiblich. Schambehaarung äußerst dürftig, kaum hier und da einige blonde Härchen auf dem Mons Veneris und den Schamlefzen. Perinealgegend gänzlich unbehaart. Die sehr große linke Schamlefze bedeckt teilweise die kleinere rechte und enthält ein frei verschiebliches taubeneigroßes Gebilde, elastisch und einem Hoden ähnlich anzufühlen, von diesem Gebilde zieht eine Art Strang nach unten herab zu dem Boden der Schamlefze. Ein Strang zieht auch nach oben hin gegen den Leistenkanal und weist an einer Stelle eine druckschmerzhafte Verbreiterung auf; der erweiterte Leistenkanal läßt zwei Finger zugleich ein, das elastische Gebilde läßt sich leicht in den Leistenkanal hineindrängen, der Strang jedoch nicht. Diese Hernie verschwindet spontan niemals, wohl aber tritt sie beim Husten tiefer herab und enthält keinen Darm. Rechterseits tritt beim Husten ein Bruch hervor, reponibel, aber niemals spontan verschwindend. Der rechtsseitige Bruch ist ein beginnender und leicht zu reponieren.

Die Schamteile sehen aus, wie bei einem Mädchen vor erreichter Geschlechtsreife. Von der Clitoris maß man 2 Centimeter bis zur Urethralmündung, von da anderthalb bis zum Frenulum labiorum, von da bis zum After 3 Centimeter. Große Schamlefzen wenig prominent, die rechte bildet einen kaum erhabenen Hautwulst, die Bedeckungen der linken Schamlefze gerunzelt, erinnern an ein Scrotum eines Knaben. Kleine Schamlippen atrophisch, anderthalb Centimeter hoch, nur in der oberen Hälfte der Schamspalte sichtbar, sehen aus wie am unteren Ende abgeschnitten. Hymen annularis mit Spuren von Einrissen nach einem Stuprationsversuch (im 8. Lebensjahre), Harnröhrenöffnung normal weiblich, oberhalb die „bandelette masculine“ von Pozzi, welche aber kaum im unteren Drittel des Vestibulum ausgesprochen ist und nicht die Clitoris erreicht. Die Clitoris äußerst klein, ragt nicht aus ihrem Präputium hervor. In Lumen des Hymens sieht man die Falten der Columnae rugarum der Scheidenwand. Die Scheidenuntersuchung sehr erschwert durch Enge und Empfindlichkeit; ein Speculum konnte nicht angewendet werden. Die Scheide dürfte in der Tiefe blind abgeschloßen sein, nichts von einem Uterus getastet. Die Patientin hat normale Verstandesentwickelung und hat eine gute elementare Erziehung erhalten. Bis jetzt hatte sich noch niemals Geschlechtsgefühl bei ihr gemeldet und mit Ausnahme jenes Stuprationsversuches im 8. Lebensjahre war sie nie mit männlichen Genitalien in Berührung gekommen. Peyrot diagnosticierte eine beiderseitige Hernie der Uterusadnexa bei mangelndem Uterus und vollzog am 19. VI. die Radikaloperation. Linkerseits fand er am Niveau des Leistenkanales eine hühnereigroße Cyste mit Flüssigkeit gefüllt, welche durch eine Art Stiel mit einem drüsigen Gebilde zusammenhing, das er für ein Ovarium ansah. Dieses drüsige Gebilde wiederum lag einem Körperchen von Haselnußgröße an,

welches er für einen rudimentären Uterus ansehen wollte: die Cyste faßte er als Hydrosalpinx auf. Nach Resektion dieser Cyste schob er die anderen Gebilde, welche er für Uterus und Ovarium angesehen hatte, in die Bauchhöhle zurück! Den Leistenkanal vernähte er. Rechterseits fand er ebenfalls eine cystische Bildung, welche einer graugefärbten Masse anlag, die er für den anderen Eierstock hielt. Da keine Kommunikation mit der Bauchhöhle vorlag und jene beiden Gebilde in einem extraperitonealen Sacke zu liegen schienen, so trug er sie mit dem Messer ab nach Unterbindung einer Art Stieles. Leistenkanal geschlossen. Die Schmerzen verschwanden nach der Operation und Patientin schien geheilt.

Im Februar 1896 kam es jedoch linkerseits zu einem Recidiv und trat abermals ein linksseitiger Leistenbruch hervor unter der Narbe. Der Tumor senkte sich nach unten herab und wurde beim Gehen hinderlich. In horizontaler Rückenlage läßt sich der Tumor in die Bauchhöhle reponieren, jedoch auch weiter nach unten herabdrängen bis in die Schamlefze. Seit der Operation begann Patientin *eine vorher nie bemerkte Libido sexualis* zu empfinden und hatte oft psychische Emotionen, welche mit Tränen und Traurigkeitsgefühl endeten, und zwar traten solche Stimmungen auf ohne die geringste äußere Veranlaßung. Der Geschlechtstrieb war auf Männer gerichtet, nicht auf Frauen! *Pozzi* glaubte, es handle sich um ein Recidiv der Hernie von Uterus und Ovarium und machte am 6. V. 1896 die Radikaloperation. Er fand einen aus zwei Anteilen bestehenden Tumor: Ein längliches weißliches Gebilde von drüsigem Aussehen [Hoden oder Eierstock?] und dicht an der inneren und hinteren Fläche dieses Gebildes eine harte dreieckige Masse. Eine Art Vaginalis umhüllte das Ganze und man konnte leicht mit dem Finger eine Art Stiel unterscheiden.

Nach dieser Operation nahm die Melancholie der Patientin noch bedeutend zu, sodaß die Patientin jetzt fast ständig weinte. Die mikroskopische Untersuchung sowohl der jetzt durch Pozzi als auch der früher durch Peyrot entfernten Gebilde wies eine erreur de sexe nach: männliches Geschlecht der Marie C.: sie war ein Androgynoid mit Uterus bicornis; ein Horn desselben lag neben dem Hoden in der Hernie (siehe Abbildungen Fig. 3, 4, 5.)

Pozzi machte folgende Schlußfolgerungen: 1. Die Entwickelungsanomalie sollte eine Folge der durch den Schreck veranlaßten psychischen Erregung der schwangeren Mutter sein. 2. Das Eintreten der Geschlechtsreife soll sich bei Marie C. durch 10 Jahre lang sich periodisch wiederholendes Nasenbluten verraten haben, heute nach Aufhören der Epistaxis treten doch noch die früher jenes Nasenbluten begleitenden anderen Symptomenkomplexe auf. Diese Symptome sollen abhängig sein von der anomalen Entwicklung der Müller'schen Gänge [rudimentärer Uterus, Vagina]. 3. Marie C. empfindet trotz Gegenwart von Hoden weiblichen Geschlechtsdrang. 4. Dieser Geschlechtsdrang ist erst erwacht nach operativer Entfernung des rechten Hodens, eine schwer zu erklärende Erscheinung. Leichter ist die Veränderung des Charakters zu verstehen, die nach der vollständigen Kastration eintrat, welche dieses Individuum noch mehr einem weiblichen ähnlich machte. Es ist dies ein Phänomen, wie man es öfters bei Männern und Tieren beobachtete nach Entfernung der Hoden. Die Kastration dieses Individuum schuf solche Verhältnisse, daß es heute nicht gerechtfertigt wäre, eine Rectifikation der Metrik im Standesamte zu verlangen: dieses Individuum gleicht heute mehr einer Frau, an welcher man einer Castratio uteroovarialis vorgenommen hat, als einem männlichen Scheinzwitter. 5. Die männlichen Scheinzwitter-Hypospadiäen — Androgynoides — besitzen keine Spermatozoiden, sind also nicht

zur Befruchtung einer Frau fähig. — Ein Trugschluß, da die Fähigkeit zur Schwängerung in erster Linie von dem Entwickelungsgrade der Hoden abhängt, zweitens von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der zugehörigen Emissionswege für das Sperma. Gibt es doch zahlreiche Fälle von Schwängerung gerade durch einen solchen männlichen Scheinzwitter und auch einen Fall wo diese Zwitterbildung sich vom Vater auf den Sohn vererbte, welchen ich im vorigen Jahrgange dieses Jahrbuches wiedergegeben habe. [Fall von Traxler.]

Irrtümlich ist ferner auch die Angabe Pozzi's, es seien hier zum ersten Male die bei einem Scheinzwitter operativ entfernten Geschlechtsdrüsen zur mikroskopischen Untersuchung gelangt. Die mikroskopischen Untersuchungen wurden von Dr. Latteux gemacht. Marie C. war also ein männlicher Scheinzwitter par erreur de sexe als Mädchen auferzogen mit weiblichen Brüsten weiblichem Allgemeinaussehen, einer weiblichem Scham, Molimina menstrualia, einem Uterus bicornis und weiblichem geschlechtlichem Empfinden. Die beigefügten drei Abbildungen entstammen der Originalbeschreibung Pozzi's. Zwei von diesen Abbildungen stellen den Uterus rudimentarius nebst Hoden und Tunica vaginalis vor und zwar die Ansicht des postoperativen Präparates von vorn und von hinten. Es lag ein Uterus bicornis vor mit inguinolabialer Ektopie der beiden Uterushörner und descensus retardatus testiculorum. Der anatomische Charakter der seinerzeit von Peyrot entfernten Cyste blieb zweifelhaft, ich möchte am ersten vermuten, daß es sich um eine Cyste des Parovarium handelte oder um eine Cyste des Nebenhodens. Die Testikel waren atrophisch, ohne nachweisbare Spermatogenese. In dem von Pozzi amputierten Uterushorne fand man keine uterine Schleimhaut.

26) Saenger [siehe Kutz: „Über einen Fall von

Pseudohermaphroditismus masculinus mit Feststellung des Geschlechtes durch Exstirpation eines Leistenhodens"- Zentralblatt für Gynaekologie 1898 No. 165 pg. 389]: Ein 23jähriges Dienstmädchen wurde Saenger aus der Poliklinik überwiesen: erstens wegen absoluter Amenorrhoe, zweitens weil alle vier Wochen einige Tage lang andauernde Schmerzen im Unterleibe, den Leisten und den Brüsten sich regelmäßig wiederholten. Diese Schmerzen sind in letzter Zeit so stark geworden, daß Patientin ihre Arbeitsfähigkeit einbüßte. Allgemeiner Typus weiblich, Gesichtsfarbe gesund, Wangen gerötet, das Haupthaar in Zöpfe geflochten. Die Brüste wenig entwickelt, aber weiblich. Achselhöhlen reich behaart. Schamgegend und Perianalgegend spärlich behaart. Hymen intakt, mit enger Öffnung, Scheide geräumig, in der Höhe blind geschlossen. Kein Uterus per rectum getastet. In der rechten Leistengegend ein ovaler, glatter, harter Körper, verschieblich, hühnereigroß, sehr druckempfindlich und nicht nach der Bauchhöhle zu reponibel. Es wurde eine rechtsseitige inguinolabiale Hernie des rechten Ovarium diagnosticiert. In der linken Leiste fand Sänger ebenfalls eine Hernie, welche ein weiches reponibles Gebilde enthielt, in der Tiefe eine härtere Masse. Der rechtsseitige Leistenbruch soll in frühem Kindesalter aufgetreten sein, der linksseitige aber erst nach Beendigung der Schule. Angesichts der Schmerzhaftigkeit der rechtsseitigen Hernie führte Sänger die Herniotomie aus, indem er darauf rechnete es werde vielleicht gelingen das ektopische Ovarium zu reponieren und dann den Bruchsack ganz zu schließen. Bei der Operation zeigte sich, daß der Bruchsack nichts Anderes war, als der Processus vaginalis peritonaei, die tunica vaginalis testis communis; das für ein Ovarium angesehene Gebilde war ein Hoden. Sänger entfernte den Hoden samt dem rudimentären Nebenhoden und Vas deferens und schloß die Operationswunde in toto. Dann

schritt er zu der linksseitigen Herniotomie und fand dort in dem Bruche nur ein Harnblasendivertikel, wie der Katheter nachwies. Hernia extraperitonealis vesicae urinariae. Man fand weder eine Öffnung, welche nach der Bauchhöhle zu kommunizierte, noch eine Geschlechtsdrüse in dieser Hernie. Der entfernte rechte Hoden enthielt ein kleines Fibroadenom, hart und von der Größe einer Haselnuß. Wahrscheinlich liegt der linke Hoden noch in der Bauchhöhle. Über das geschlechtliche Empfinden dieses Individuums ist leider in dem Bericht ebensowenig etwas gesagt, wie in den meisten anderen, es heißt nur von der Hymenalöffnung, sie sei dehnbar gewesen aber ohne Einrisse.

27) Sänger [siehe Schultze-Vellinghausen: „Ein eigentümlicher Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus" Zentralblatt für Gynäkologie 1898 No. 51, pg. 1377—2385]. Eine 32-jährige Lehrerin, welche nie menstruiert war, aber alle 3—4 Wochen regelmäßig an Unterleibsschmerzen litt, meldete sich bei meinem leider zu früh verstorbenen Freunde unvergeßlichen Andenkens, Professor Sänger. Im 18. Lebensjahre hatte sie zum ersten Male einen Tumor in der linken Leistengegend bemerkt, der in der Folge allmählich sich vergrößerte. Ein damals konsultierter Arzt sagte ihr, der Tumor sei angeboren und enthalte die Gebärmutter. Die Kranke konstatierte selbst, daß der Tumor im Laufe der letzten 5 Jahre um einige Zentimeter an Umfang zugenommen hatte und verlangte jetzt dessen Entfernung, weil der Tumor ihr beim Gehen hinderlich sei. Allgemeinaussehen und Becken weiblich, keine Spur von männlicher Behaarung, Brüste klein aber weiblich. Der linksseitige Leistenbruch ist irreponibel und reicht nach unten zu bis in die linke Schamlefze herab, der Bruchinhalt ist elastisch, aber wenig verschieblich. Gesichtsausdruck weiblich ohne irgend ein männliches Charakteristikum. Die äußeren Schamteile sind normal weiblich, aber die Schambehaarung sehr

spärlich. Die Scheide nur 7—8 Zentimeter tief, schließt in der Höhe blind. Es wurde weder ein Uterus noch eine Spur von Adnexa getastet. Sänger glaubte zunächst auf Grund seiner Untersuchung, der in hernia liegende Körper sei ein Hoden, es liege also eine erreur de sexe

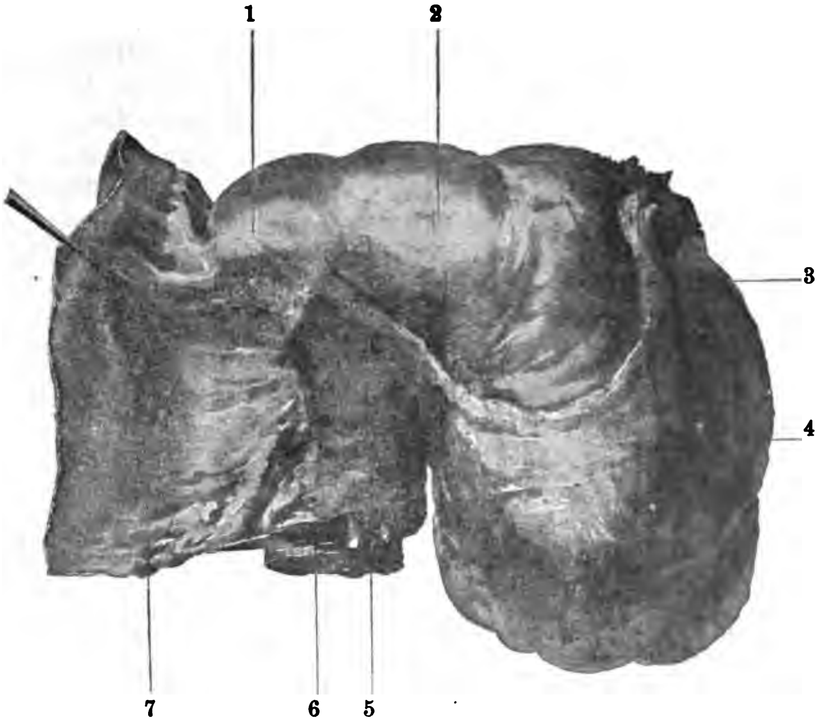


Fig. 6. Operativ sub herniotomia von Sänger gewonnenes Präparat. Ansicht von vorn.
1 = Uterus, 2 = Hoden, 3 = Tube, 4 = Cyste, 5 = Lig. latum, 6 = Amputationsstumpffläche des Uterus, 7 = Bruchsack.

vor, er glaubte, jenes Gebilde in der Hernie sei ein Hoden von einer Hydrocele umgeben. Am 13. VII. 1898 vollzog er die Herniotomie, in dem Bruchsacke fand er einen ovalen Körper von Gänseeigröße, von glänzender gelblicher

Oberfläche, cystisch entartet. Das untere Ende dieses Körpers war von einem Gebilde umgeben, welches als eine Tube erkannt wurde mit sichtbarem peripheren Ende

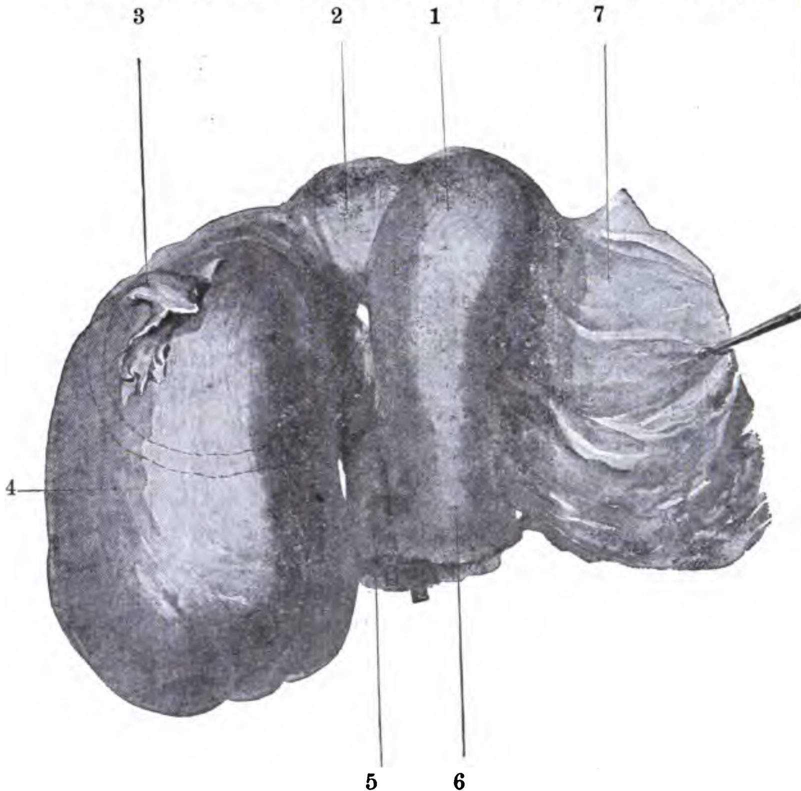


Fig. 7. Dasselbe Präparat von hinten gesehen.
1 = Uterus, 2 = Hoden, 3 = Peripheres Tubenende, 4 = Cyste, 5 = Lig. latum, 6 = Amputationsstumpffläche des Uterus, 7 = Bruchsack.

und Fimbrien. Der Bruchinhalt bestand aus jener cystischen Bildung und einem härtlichen Gebilde einem kleinfingerlangem Uterus in Verbindung mit einer Tube. Zwischen dem Fundus uteri und jener cystischen Bildung

lag noch eine härtliche Masse von unbestimmter Natur vielleicht eine Geschlechtsdrüse?] Das Lumen des Leistenkanales erwies sich durch einen secundären Entzündungsprozeß obliteriert, sodaß es nicht gelang einen Finger in die Bauchhöhle einzuführen. Der Bruchinhalt wurde mit Resection des Bruchsackes entfernt, die Wunde in toto geschlossen. Der Stiel der entfernten Gebilde retrahierte sich etwas in den Leistenkanal, wurde aber wieder herausgeholt und in der Leistenkanalmündung eingenäht. Nach zwei Wochen verließ Patientin geheilt von ihren Beschwerden das Hospital. [Siehe Fig. 6 u. 7].

An dem Präparate fand man das amputierte obere Uterusende 5,5 Centimeter lang, 2 Centimeter breit. Die rechte Tube hatte 6 und einen halben Centimeter Länge und wies kein Lumen auf am peripheren Ende. In Mesosalpinge lag die vorerwähnte Cyste, linkerseits vom Uterus fand man keine Tube; das ligamentum latum sinistrum war rudimentär. Der amputierte Uterus besaß kein Lumen. In der Struktur des Uterus konnten glatte Muskelfasern, Bindegewebe und Blutgefäße nachgewiesen werden. In den äußeren Schichten der Uteruswand fanden sich Längsfasern muskulöser Natur, in den inneren Schichten schräg verlaufende Muskeln. Das Ligamentum latum enthielt glatte, muskulöse Längsfasern und lockeres Bindegewebe. Die Tube erschien wie ein flachgedrückter Strang, aber von normalem Bau ihrer Wände. Die Tube besaß ein Lumen und war ausgekleidet mit dicht gedrängtem cylindrischem Epithel. Die Cyste erwies sich als subserös, das Peritoneum konnte man in Falten abheben. Die innere Cystenauskleidung bestand aus fibrillärem Bindegewebe mit zahlreichen Gefäßen und einschichtigem Epithel ohne Spur von Flimmerepithel. Trotzdem es nicht gelang, auch nur eine Spur von einem Epoophoron oder Paroophoron zu konstatieren, so handelte es sich doch sicher um eine Cyste, entstanden aus

Resten der Urniere, angesichts des analogen Baues dei Parovarialcysten. Nirgends fand man eine Spur vor Struktur, welche an den Eierstock erinnerte. Der Körper welcher zwischen Uterus und jener Cyste lag, wies au dem Durchschnitte überall den mikroskopischen Bau eines Hodens auf, trotzdem man nirgends eine Spermatogenese nachweisen konnte.

Man fand keine Spur von einem Vas deferens, vor einer Samenblase, einer Prostata etc. Es handelt sich also um einen männlichen Scheinzwitter par erreur de sexe als Mädchen erzogen, mit hoher Entwickelung des Weber'schen Organes, der Müller'schen Gänge, Uterus Tuben und Vagina und weiblicher Bildung der äußere Geschlechtsorgane. Trotz Gegenwart des Hodens resp der Hoden vollzog sich die Entwickelung der äußere Geschlechtsteile nach weiblichem Typus. In der recht seitigen Leistengegend wurden keinerlei Gebilde getaste es scheint also, daß rechterseits bisher Krytorchismus vor liegt. Sänger fügt der Beschreibung die Bemerkun hinzu: Als er dieses Individuum zum ersten Mal ansal so hielt er es für einen Mann trotz weiblicher Stimm und langen Haupthaares und Mangels männlicher Ge sichtsbehaarung, als er während der Operation in hern einen Uterus fand samt Tube und jener Cyste, so glaub er, er habe sich geirrt und die Person sei doch weiblich Geschlechtes, erst die mikroskopische Untersuchung wi nach, daß Sängers erste Vermutung richtig war, da tatsächlich eine Erreur de sexe vorlag. Wenn irgei ein Fall aus unserer Kusuistik, so ist besonders dies zweite Fall von Sänger lehrreich und muß zu ga besonderer Vorsicht in der Diagnose auffordern, sowo vor einer eventuellen Operation als auch während ein solchen und auch nachher. Das Mikroskop allein ka in zweifelhaften Fällen Aufklärung geben und leider au dieses nicht immer, denn bei rudimentärer Entwickelu

der Geschlechtsdrüsen wird uns hin und wieder auch das Mikroskop die Antwort auf die Frage nach dem Geschlechte schuldig bleiben, ebenso bei maligner Entartung oder Teratom der Geschlechtsdrüse, das mehrmals konstatiert wurde.

28) Shattock: [Histological characters of testicle removed in the Radical cure of hernia „British Medical Journal 1897“ Vol. I. pg. 460]: Einem 42jährigen Scheinzwitter mit Hypospadiasis penoscrotalis behaftet, wurde wegen doppelseitigen Leistenbruches die beiderseitige Herniotomie gemacht. Man entfernte beide noch in den Leistenkanälen liegenden Hoden [Descensus incompletus]. Man fand in den exstirpiertem Hoden weder Spermatozoiden noch Spermatoblasten, aber eine sehr starke Hypertrophie des Bindegewebes in dem Hodenstroma. Nach der Kastration dieses Individuum entwickelte sich sehr starke Obesitaet. Ich weiß nicht, ob in diesem Falle eine Erreur de sexe vorlag, ob dieser Fall bestimmt hierher gehört.

29) Snegirjow [siehe Blagowolin: Wracz 1893 [Russisch] Fall von Hermaphroditismus transversus. Protokolle der Geb. Gyn. Gesellschaft in Moskau. Januar 1893 Nr. I. pg. 2—5]. Eine 25jährige Köchin trat am 21. März in die Klinik ein. Niemals Periode oder Molimina menstrualia. Im 13. Jahre einmal während eines Kopfschmerzanfalles etwas Nasenbluten, ein ander Mal im Jahre 1892 eine stärkere Nasenblutung. Im 17. Jahre heiratete das Mädchen, vollzog schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit den Beischlaf cum libidine, später wurde ihr der Beischlaf gleichgültig, endlich zuwider, weil sie sich nach jedem Beischlaf matt, krank und arbeitsunfähig fühlte, geplagt von den rheumatischen ähnlichen Schmerzen in Kopf und Gliedern. Schon seit Jahren perhorresciert sie den Akt des Beischlafes, der zweimal jeden Monat stattfindet. Obgleich sie ihren Mann liebt,

so erscheint er ihr verhaßt zur Zeit des Beischlafes, welcher für sie eine Qual ist.

Sie beschreibt diese Qualen so: „Eine ganze Menge verschiedenartiger Schmerzempfindungen entströmt einer Welle gleich aus dem Unterleibe und richtet sich nach dem Herzen zu, wobei ihr vor den Augen dunkel wird und sie glaubt das Bewußtsein zu verlieren." — Seit einigen Monaten klagt diese Frau über Kopfschmerz, Schlaflosigkeit und klonische Krämpfe in den Extremitäten; diese Krämpfe treten auf ohne irgend eine erklärliche Ursache. Brüste und Mons Veneris gut entwickelt, Pubes weiblich veranlagt. In jeder Schamlefze tastete man ein Gebilde, welches $^2/_3$ der Schamlefze einnahm, das linksseitige Körperchen erschien tiefer herabgesenkt als das rechte. Diese Körperchen, taubeneigroß, mit glatter Oberfläche, waren elastisch und ausnehmend druckempfindlich. An der Rückseite eines jeden tastete man ein weicheres, nicht druckempfindliches Gebilde. Das rechtsseitige Körperchen ließ sich leicht nach oben dislocieren, das linksseitige ließ sich nicht in den Leistenkanal hineinschieben.

Kleine Schamlippen normal, Clitoris nicht vergrößert; bei Zurückschiebung der Vorhaut wird die Clitoris strotzend, indem sie anschwillt. Ein Hymen fimbriatus liegt vor, der sich dehnbar erweist. Vestibulum vaginae normal. Die Scheide erweist sich als ein glattwandiger Kanal, in der Höhe von drei Zoll blind endigend. Weder Uterus noch Adnexa per rectum getastet. In der Mittellinie des Beckens tastete man einen gänsefederkieldicken Strang. Nach Angabe der Marie X. sollen jene Körperchen in den Schamlefzen schon von Kind auf sich dort befinden. Allgemeinaussehen weiblich. Man stellte hierauf die Diagnose: Defectus uteri, hernia inguinolabialis utriusque ovarii. Am 23. März 1893 vollzog Snegirjow die beiderseitige Herniotomie und fand in jeder Hernie

einen Hoden. Das Mikroskop bestätigte die Richtigkeit dieser Angabe. Am 7. Tage nach der Operation befand sich die Person wohl. Erreur de sexe.

30) Snegirjow [siehe: Blagowolin l. c.] vollzog in einem anderen Falle, beschrieben von Galaktjonow, die beiderseitige Herniotomie bei einem Mädchen: Erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis. Snegirjow eröffnete die Bauchhöhle, fand dort weder Uterus noch Ovarien, exstirpierte hierauf die in den Schamlefzen enthaltenen Gebilde, die sich unter dem Mikroskop als Hoden erwiesen.

31) Solowij („Ein Beitrag zum Hermaphroditismus" — Monatsschrift für Geb. u. Gynäkologie. Februar 1899 pg. 210"] R. Ch. 21. Jahre alt, ledig, niemals menstruiert, erinnert sich, daß bei ihr von Kind auf in der Gegend der Schamfuge zwei Höcker existierten, welche nicht schmerzhaft waren. Vor vier Wochen traten plötzlich ohne wahrnehmbare Ursache heftige Schmerzen in dem rechtsseitigen Höcker auf. Seit dieser Zeit nahm derselbe bedeutend an Größe zu und blieb anhaltend schmerzhaft. Schlecht genährtes Individuum; Kopfhaare lang, kein männlicher Haarwuchs im Gesicht, Brustdrüsen gut entwickelt, Habitus ganz weiblich, Mons Veneris schwach behaart; jederseits der Schamfuge liegt in jeder Schamlefze je ein Gebilde, links taubeneigroß, länglich, glatt, verschieblich, von ovaler Gestalt, am unteren Ende etwas zugespitzt, von innen eine seichte Vertiefung aufweisend. Die Schamlefzen verlieren sich auffallend flach nach unten. Clitoris zwei Centimeter lang, hat eine undurchbohrte Eichel, von der zwei Falten zu den großen Schamlippen ziehen. Kleine Schamlippen fehlen, nur linkerseits eine Andeutung vorhanden. Damm 4 Centimeter hoch, gegen den Scheideneingang etwas vertieft. Scheide endet in der Tiefe von 5 Centimeter blind. In der vorderen Scheidenwand, etwas mehr rechts, verläuft

nach oben ein dünner Strang. Unterhalb der H röhrenmündung befinden sich zwei kleine Schleimhautfa. Durch den Mastdarm fühlt man einen querverlaufen mit unerheblichen Verdickungen versehenen Strang, welc links etwas breiter endet. Solowij deutete die in (Schamlefzen enthaltenen Gebilde als ektopische Ovari wenn er auch die Möglichkeit ins Auge faßte, daß etwa Hoden sein könnten. Wegen der schmerzhaft Entzündung der rechten Keimdrüse, welche trotz vie wöchentlicher Ruhe und entsprechender Behandlung nicl weichen wollte, vollzog er die Exstirpation. Nac Spaltung der Haut ließen sich die beiden Keimdrüsei mit Leichtigkeit exstirpieren, da die Leistenringe bereits verschlossen waren. Schon makroskopisch konnte man feststellen, daß es sich jederseits um Hoden und Nebenhoden handelte. Das Mikroskop bestätigte diese Erkenntnis: in den Hodenschnitten fand man Samenfäden in verschiedenen Graden der Ausbildung. Ebenso typisch fielen die Nebenhodenschnitte aus. An mehreren Präparaten war auch ein Vas deferens zu sehen. Das Uebrige bildeten vielfache Schichten glatter Muskelfasern, eingescheidet und durchzogen von reichlichem und zum Teil kleinzellig infiltriertem Bindegewebe. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse zögerte S. nicht, diese Gebilde zu entfernen, seien es nun Hoden oder Ovarien, weil sie für die Fortpflanzung des Individuums keinen Wert hatten, andererseits die schmerzhafte Entzündung, namentlich des rechtsseitigen Gebildes die Entfernung indicierte. Erreur de sexe festgestellt auf operativem Wege. Solowij erwähnt nichts über das geschlechtliche Empfinden der von ihm operierten Person.

32) Stonham [Complex or vertical Hermaphrodisme. Transactions of the Patholog. Society of London. British Medical Journal 1888. I. pg. 416] beschrieb die Genitalien eines nach Herniotomie verstorbenen Kindes. Die äußeren

Geschlechtsteile männlich bis auf Kryptorchismus, eine Prostata war vorhanden, teilweise Hypospadie. Man fand zugleich eine Vagina, einen Uterus bicornis, zwei Tuben, zwei Hoden und zwei Nebenhoden in der Bauchhöhle; letztere Organe lagen an den Stellen, wo bei Frauen die Ovarien liegen. Keine Samenbläschen konstatiert. Die Mutter dieses Kindes war 14 mal schwanger, hat aber darunter 8 mal abortiert. Zwei Kinder erschienen

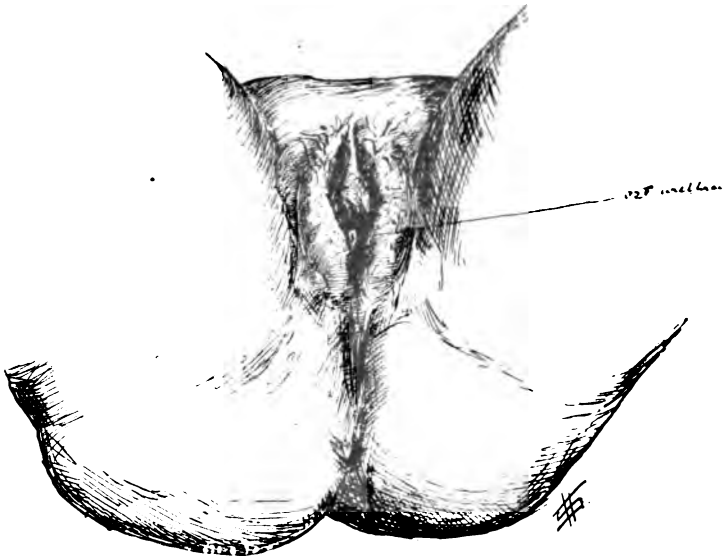


Fig. 8. Genitalien des Nambrok Sadinah, eines Sträflings im Gefängnisse zu Soerabaja, der von Stratz für einen männlichen Scheinzwitter gehalten wurde.

als Knaben, aber mit Kryptorchismus behaftet, — falls es Knaben waren. Eine Schwester der Mutter galt als Hermaphrodit, hat aber in der Folge ein Kind geboren. [Siehe auch Referat in Frommel's Jahresbericht für 1888 pg. 306.] —

Stratz proponierte einem im Gefängnis zu Sörabaja internierten Sträfling Nambrok Sadinah eine diagnostische

Incision der Schamlefzen behufs Feststellung des Geschlechtes, indem er eine erreur de sexe vermutete. Der Sträfling ging jedoch ebenso wenig wie die von Mundé beschriebene Köchin auf den Vorschlag ein. Das Allgemeinaussehen war eher männlich als weiblich, die Clitoris 2—4 Centimeter lang, die Harnröhrenöffnung weiblich, eine Vagina war nicht nachzuweisen, aber es



Fig. 9.

existierten große und kleine Schamlippen. Weder Uterus noch Ovarien per rectum getastet, in jeder Schamlefze lag ein sehr druckempfindliches Gebilde von Haselnußgröße, welches beim Gehen schmerzhaft war. (Siehe Fig. 8, 9, 10 Stratz.)

33) Swiencicki (Nowiny Lekarskie 1896 No. 4. pg. 176—178). Die 23jährige B. J. wurde zu Swiencicki

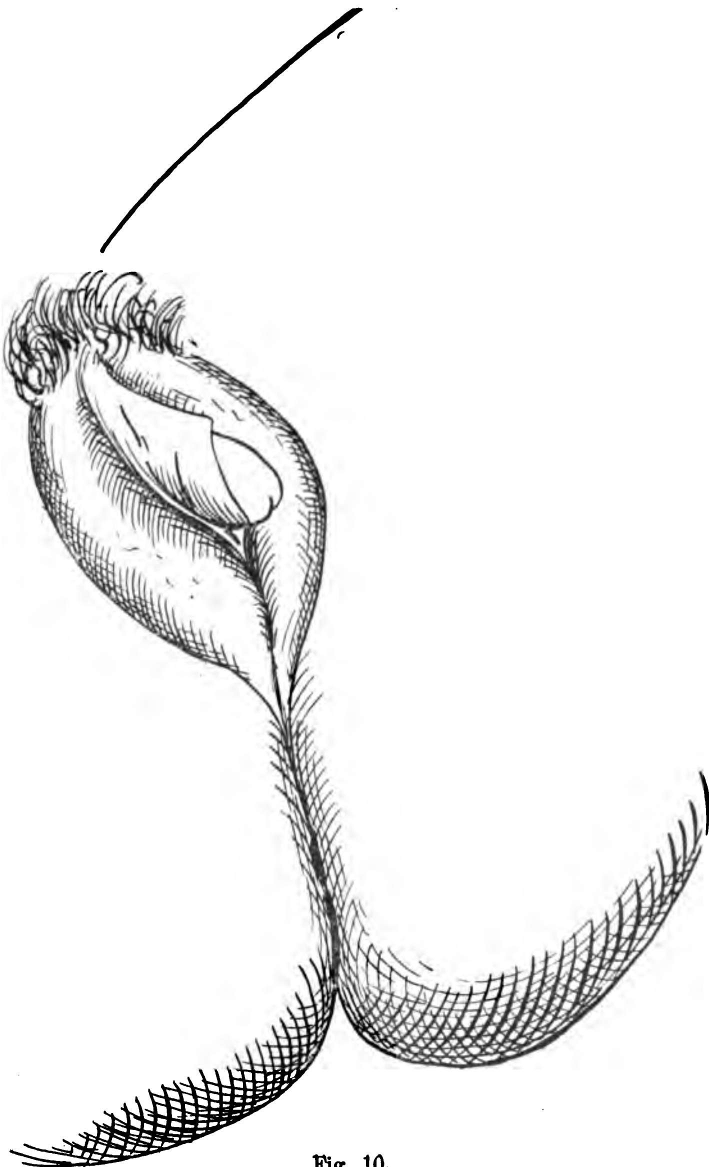


Fig. 10.
Äußere Genitalien des Sträflinges Nambrok Sadinah.

gebracht behufs Ausführung einer Operation. D Centimeter hohe Mädchen machte einen männliche druck ihrer Allgemeinerscheinung nach trotz ihres rigen Wuchses. Gesichtsausdruck männlich, Hau kurz geschnitten, Bartanflug im Gesichte. Amasti ganz kurzen Brustwarzen, abdominaler, männl Athmungstypus, männliches Becken, Mons Veneris k angedeutet. Linkerseits vom Schamhügel eine eiförn nach unten sich erstreckende Anschwellung von 24 C metern Umfang. Medianwärts von dieser Anschwell die Clitoris von vier Centimeter Länge, einem P gleichend, aber hakenförmig nach unten gekrüm Man entdeckt leicht eine drei Centimeter lange hy spadische männliche Harnröhre an der Unterfläche die scheinbaren Clitoris. S. tastete in der stark vergrößert rechten Schamlefze in deren oberem Teile Hoden u Nebenhoden von normaler Gestalt. Auch den Same strang konnte er leicht tasten. Keine Prostata entdeck Erektionen vorhanden. Linkerseits fand sich eine Hydro cele. S. entleerte durch Paracentese aus dieser Hydrocel etwa zwei Tassen voll einer durchsichtigen serösen Flüssigkeit und gelang es ihm nach Entleerung der Hydrocele auch linkerseits Hoden und Nebenhoden zu tasten, sowie auch den Samenstrang. Die Mutter brach in Tränen aus bei Mitteilung des Sachverhaltes der stattgehabten „erreur de sexe", die Tochter jedoch nahm jedes Wort von S. mit Begeisterung auf und jauchzte vor Freude darüber, daß sie fortan ein Mann sein werde, denn sie habe schon seit jeher einen feurigen Drang zu Frauen empfunden! Sie liebte Zigaretten zu rauchen, hatte einen Widerwillen gegen alles Weibliche, Kleidernähen, Stopfen und Strümpfestricken, rasierte sich heimlich und hatte sogar, wie sie unter vier Augen eingestand, schon im 16. Jahre einen Beischlaf mit einem Mädchen versucht, dessen Bett sie zufällig teilte. Die peniscrotale

Hypospadie hatte die erreur de sexe veranlaßt. Hätte nicht die einseitige Hydrocele existiert, so wäre wohl auch jetzt noch nicht die erreur de sexe verraten worden. Descensus testiculorum retardatus. Die Person sagte aus, sie habe sich oft so unglücklich gefühlt dadurch, daß sie als Frau gelten müsse und daß sie sich deshalb mit Selbstmordgedanken getragen habe.

34) Tillaux: [siehe Voelker: Article: Pénis. — du Nouveau Dictionnaire de Médecine: Enfant mâle pris pour une fille]" — Zu Tillaux wurde ein 12jähriges Mädchen gebracht mit der Bitte der Mutter, dem Kinde ein Bruchband zuzupassen. Tillaux konstatierte das Vorhandensein eines einseitigen Leistenbruches, gleichzeitig entdeckte er in der Hernie ein Gebilde, welches zunächt den Eindruck einer Cyste machte. Instinktiv untersuchte er nun auch die andere Schamlefze und tastete in derselben ein analoges Körperchen. Die Sache erweckte in dem Chirurgen Bedenken: er machte in jeder Schamlefze einen diagnostischen Einschnitt und fand Hoden vor, konstatierte jetzt auch, daß ein rudimentärer hypospadischer Penis existierte und konstatierte also die „erreur de sexe."

35) G. R. Turner [„A case of hermaphroditisme" Lancet 30, VI, 1900 pg. 1884-1885]: 14jähriges Mädchen mit einem linksseitigen Leistenbruche geboren. Der Bruch erwies sich als irreponibel und das Kind trug auf Verlangen der Ärzte hin ein Bruchband bis zum 12. Jahre, obgleich das Bruchband gar keine Linderung brachte. Niemals die Regel bisher, die Ärzte diagnostizierten eine Labialektopie des linken Ovarium; endlich wurde eine Herniotomie beschlossen. Das aus der Hernie entfernte Gebilde erwies sich als Hoden und Nebenhoden. In letzterem fand man einige kleine Cysten. Das Mikroskop (Dr. Rolleston) erwies hier die erreur de sexe. Turner vollzog dann gemeinsam mit Dr. W. R. Dakin eine Narkosenuntersuchung des Kindes: Brustdrüsen gut

entwickelt im Vergleich zum Alter des Kindes. normal, weiblich, ohne auch nur im geringsten Verdacht auf erreur de sexe zu wecken. Die S schon behaart, die Harnröhrenmündung, unregeln umrandet, wies Karunkelbildungen auf. Die Scheide einen Finger ein und erwies sich in der Tiefe blind schlossen; keine Vaginalportion eines Uterus gefun wohl aber tastete man ein dünneres strangförmiges Geb (Tube oder Vas deferens?). Die Schamlefzen erwie sich leer. Man fand weder eine Spur von Uterus no von einer Prostata. Das anatomische Präparat des e stirpierten Hodens wurde aufbewahrt im Museum d St. Georges Hospital. Das von Turner operier Kind hatte bisher keinerlei Hang verraten zu dem eine oder zu dem anderen Geschlechte zu gehören und hal der Mutter bei der Beaufsichtigung seiner jüngere Geschwister.

36) Wegradt [Demonstration stereoskopischer Abbildungen der Präparate, gewonnen sub herniotomia bei einem als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitter — in der Ärztlichen Gesellschaft in Magdeburg; — siehe Münchener Medizinische Wochenschrift 28. V. 1901]: Beiderseitige Herniotomie bei einem Individuum, dessen äußere Geschlechtsteile weiblich veranlagt waren. Die rechtsseitige Hernie enthielt einen Hoden, die linkseitige ein Fibroadenom. [Einzelheiten fehlen in dem Referate].

Auf Grund der Ergebnisse dieser Operation wurde das Geschlecht als männlich erkannt.

37) B. Will („Ein Fall von Hermaphroditismus masculinus." — D. I. Greifswald 1896) beschrieb die erreur de sexe bezüglich der 54jährigen unverehelichten Kristine W. aus der Umgegend von Greifswald, welche in die Klinik eingetreten war mit der Bitte, sie von einem beiderseitigen Leistenbruche zu befreien. Niemals hatte Kristine die Regeln gehabt, wohl aber

von dem 17. bis zum 40. Jahre allmonatlich ziehende Schmerzen im Unterleibe. Körperhöhe groß, Knochen und Muskelsystem stark entwickelt. Stimme männlich, Brüste schlecht entwickelt, Warzen prominent, unbedeutender Bartanflug im Gesicht. Schamgegend sehr spärlich behaart, große und kleine Schamlippen von normaler Gestalt, Scheidenöffnung eng, die Scheide in der Höhe von anderthalb Zentimetern blind geschlossen, die Harnröhre ist aber so stark erweitert, daß sie ohne Weiteres die Spitze des großen Fingers einläßt. Per rectum tastete man weder Uterus noch Geschlechtsdrüsen, sondern nur einen bleistiftdicken Strang von der Mittellinie nach links zu verlaufend. Jederseits in der Leistengegend ein Tumor, linkerseits deutlicher als rechterseits; ein jeder Tumor schien aus zwei Anteilen zu bestehen; der linkseitige Tumor bestand aus einem hühnereigroßen fluktuierenden Anteile und einem kleineren härteren von Taubeneigröße, der bis in die Schamlefze herabreichte. Der obere flüssigkeitserfüllte Tumor hing strikt mit dem unteren weicheren zusammen. Der rechtsseitige Tumor war kleiner, ließ sich teilweise reponieren und bestand ebenfalls aus einem fluktuierenden und einem weicheren Anteil. Außer dem Tumor existierte auch ein Leistenbruch. Nach Reposition des Bruches drang der Finger in den Leistenkanal ein. Man machte linkerseits einen Einschnitt parallel dem Poupart'schen Bande, unterband die blutenden Gefäße und legte den Tumor bloß, wobei einige Unzen einer klaren, serösen Flüssigkeit abflossen Auf der äußeren Kuppe des glattwandigen, harten Tumors von rosenroter Farbe hing eine taubeneigroße Cyste mit durchsichtigen Wänden. Man zog den Tumor, soweit es anging aus dem Leistenkanale heraus, unterband den Stiel, durchschnitt ihn dann, fixierte ihn durch einige Seidennähte unter gleichzeitiger Vernähung des Leistenkanales und schloß dann die Hautwunde mit

8 Nähten. Rechterseits konnte nach Entfernung Tumors der Finger bequem in die Bauchhöhle eindrir linkerseits gelang das nicht. Prima reunio vulne: Kristine W. wurde am 7. I. 1896 geheilt entlas Erst die mikroskopische Untersuchung der entfernten bilde wies hier eine erreur de sexe nach. Der lin seitige Tumor hatte vier und einen halben Zentime Länge und zwei und einen halben Breite, der rech seitige fünf und einen halben und zwei und einen halb Zentimeter Länge und Breite. Die Tumoren waren jed von einer mehrschichtigen Bindegewebskapsel umhül die Schnittfläche sehr uneben, für den Hoden charakt ristisch. Die Farbe des Durchschnittes war bronzero Auf dem linken Hoden saß eine kleine Cyste gestielt au auf dem rechten eine ebensolche ungestielt. Wo de Nebenhoden am linken Hoden liegen sollte, sieht man ei härtliches, bohnengroßes Gebilde, auf dem Durchschnit den drüsigen Bau verratend. Sonst fand man keinerlei Spuren von Nebenhoden oder Vasa deferentia. W. gibt eine sehr detaillierte Beschreibung der mikroskopischen Präparate, die ich hier nicht wiederholen will; es genüge zu wissen, daß die Untersuchung eine erreur de sexe konstatierte. Der rechte Hoden war fibrös degeneriert. Kristine besaß also Hoden, hatte aber keine Ausführungsgänge für deren Produkt wegen Obliteration der Wolff'schen Gänge. Das geschlechtliche Empfinden der Kristine W. war ein rein männliches, doch folgte sie dem Beispiele anderer Frauen und kohabitierte mit Männern, aber ohne jede Libido. Obgleich sie eine rudimentäre Scheide besaß, so benützte sie doch für den Beischlaf die Harnröhre, welche mit der Zeit dadurch sehr erweitert wurde. Kristine empfand nur einen auf Frauen gerichteten, also männlichen Geschlechtsdrang, hat es jedoch nie gewagt, einen Beischlaf mit einem Weibe zu versuchen.

38) v. Winckel soll ein Mädchen von männlichem Aussehen beschrieben haben, weiblicher Kopfbehaarung, gut entwickelten Schamlefzen und Clitoris peniformis Eine spätere Herniotomie soll erreur de sexe, also männliches Geschlecht, erwiesen haben, indem die aus den Schamlefzen entfernten Gebilde sich als Hoden erwiesen. Persönlich habe ich die Beschreibung eines solchen Falles aus v. Winkels Feder stammend nirgends finden können, erwähne aber diesen Fall, weil er von anderen Autoren erwähnt wird.

[Sollte der Fall von Shattock sich nicht auf eine erreur de sexe beziehen, resp. auf einen irrtümlich als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitter, so wäre dieser Fall aus vorstehenden 38 Fällen zu eliminieren. N.]

Zweite Gruppe.

Vier Herniotomien bei weiblichen Scheinzwittern mit 2 Fällen von irrtümlicher Geschlechtsbestimmung.

1) Brohl („Hernia uteri bei Pseudohermaphroditimus femininus" — Deutsche Medicinische Wochenschrift 1894 No.: 15.) Eine 36 jährige Person, seit dem 18. Jahre normal menstruiert, die sich stets für eine Frau gehalten hatte, wünschte sich zu verheiraten. Gesicht und Behaarung, Stimme und Kehlkopf männlich, Bartwuchs ausgesprochen, Brüste aber weiblich. Clitoris 65

Anmerkung: Beiläufig erwähne ich folgenden Fall von Pozzi u. Grattéry (Progrès médical 16. IV. 1887. — Referat: Répertoire Universel d'Obst. 1887 p. 467): Eine 69 jährige Frau wurde wegen Einklemmung eines Leistenbruches in das Hospital gebracht und starb trotz Reduktion des Bruches, welche Marchand vollzog, infolge Peritonitis. Die Nekropsie erwies eine „Erreur de sexe." Hypospadiasis peniscrotalis, in den Hoden Spermatozoiden gefunden. Kein Uterus vorhanden, Behaarung spärlich, Allgemeinaussehen männlich.

Millimeter lang, wird sub erectione 11 Centimeter lang! Große Schamlippen gut entwickelt, die kleinen mangelhaft. Scheideneingang von einem Hymen garniert. Die linke Schamlefze enthält einen Tumor, welcher seit 1881, also seit 13 Jahren schon, der Dame viele Schmerzen verursacht. Dieser Tumor soll plötzlich erschienen sein nach Aufheben einer schweren Last. Da der Tumor während der Regel an Größe zunahm, also offenbar anschwoll, vermutete man, es handle sich um eine Hernia uteri und ovarii. Von diesem Tumor zog eine Art Strang nach dem Leistenkanale zu. Da eine Reduction der Hernie nicht gelang, so machte Brohl die Herniotomie: er fand in dem Bruchsacke den Uterus und beide Ovarien. Er amputierte den ektopischen Uterus au niveau des Collum uteri und fixierte den Stumpf in der Inguinalwunde mit einigen Nähten. Nach 5 Wochen verließ das Mädchen das Hospital kastriert und von den Beschwerden befreit. Der linke Eierstock war atrophisch, der rechte lag in ligamento lato. Beide Tuben waren bedeutend erweitert. Der Uterus war bicornis und die Höhle durch ein Septum im oberen Teile zweigeteilt. Collum uteri stark verlängert — (wohl infolge der Ektopie des Fundus ? — N) — Weder Hoden noch Nebenhoden noch Prostata gefunden. Es handelte sich also um eine im extrauterinen Leben erworbene Hernia inguinolabialis uteri bicornis et utriusque ovarii bei ganz ungewöhnlicher Hypertrophie und Erektilität der Clitoris und einigen männlichen secundären Geschlechtscharakteren. — [Wäre es nicht rationeller gewesen, den Leistenkanal soweit als nötig zu spalten und die ektopischen Gebilde in die Bauchhöhle zu reponieren? — N.] —

2) Péan (Bulletin Médical, 3. April 1895 — und — Gazette des Hôpitaux 1896 No.: 41) Ein 15 jähriges Mädchen wurde schon seit drei Jahren in ihrem Aussehen immer mehr und mehr männlich, es trat Stimmbruch ein,

die Stimme wurde männlich, es trat männliche Gesichtsbehaarung auf, es traten Erektionen der Clitoris ein! Ein Arzt schickte das 15jährige Mädchen nach Paris, wo eine erreur de sexe konstatiert wurde, das Geschlecht für männlich erklärt. Das bisherige Mädchen erhielt männliche Kleider und sollte nun einen männlichen Beruf erlernen. Der Junge fand aber an männlicher Beschäftigung keinen Gefallen, er wurde von einem Meister zum anderen gebracht in verschiedenen Handwerken, wollte aber nicht lernen. Endlich klagte er über allmonatlich sich wiederholende Schmerzen im Unterleibe. Einer seiner Lehrmeister schöpfte Verdacht, ob der Junge nicht doch ein Mädel sei und nun wurde das Kind zum zweiten Male nach Paris gebracht behufs erneuter Untersuchung und zwar zu Péan. Péan konstatierte eine Hypospadiasis peniscrotalis und Kryptorchismus und vollzog einen Einschnitt in den Leistengegenden wie bei Herniotomie, um die Hoden aufzusuchen, fand aber nicht einmal die Oeffnungen der Leistenkanäle da, wo sie sein sollten. Er eröffnete jetzt die Bauchhöhle, holte ein Organ hervor, das er anfänglich für einen Hoden gehalten hatte, es war der Uterus; daneben lag die rechtsseitige Tube, regelmäßig geformt, er fand endlich auch die linksseitigen Adnexa, aber weder Prostata noch Samenblasen. Er beschloß nunmehr, da eine erreur de sexe sich ergeben hatte, auf plastischem Wege eine Vagina zu bilden, um einen Kanal zu schaffen, durch den im Falle von Entstehung einer Hämatometra das Blut nach außen abgeleitet werden konnte, er mußte jedoch auf diesen Plan verzichten, da die Harnröhrenwand zu nah der vordern Mastdarmwand anlag. Er fürchtete auch die Corpora cavernosa penis resp. clitoridis dabei zu verletzen. Er dilatierte also nur die einmal gesetzte Wunde zwischen Urethralmündung und Analmündung, indem er darauf rechnete, wenn das Mädchen einmal heirate, so werde der Gatte allmählich

den heute geschaffenen Recessus erweitern per cohabitationes. Endlich fügte er noch den Bauchschnitt hinzu und entfernte beiderseits die Uterusadnexa, um der Bildung einer Hämatometra, Hämatosalpinx, Hämatocele vorzubeugen. Cornil und Briault konstatierten mikroskopisch am Präparat, daß die Geschlechtsdrüsen wirklich die Ovarien waren. Es handelt sich also um einen weiblichen Scheinzwitter mit Defectus vaginae, hypertrophischer erectiler Clitoris, allgemeinem männlichen Aussehen, Behaarung, Andromastie etc. In diesem Falle würde wohl ein jeder Gynäkologe denselben diagnostischen Fehler gemacht haben wie Péan. Interessant ist, daß das Kind gleich nach seiner Geburt richtig als Mädchen erkannt und auch als Mädchen getauft wurde, die Aenderung der Metrik in späteren Jahren in eine männliche falsch war. — Dieser Fall steht, was mehrfache Änderung der Metrik anbetrifft, nicht einzig da!

3) Sujetinow [Medicinskoje Obozrenje [Russisch] 1897 pg.] beschrieb eine 45jährige Frau, welche in jüngeren Jahren zwei Jahre lang unregelmäßig ihre Menstruation gehabt haben soll, später aber gar keine. Männliche Gesichtsbehaarung mit Schnurrbart und Backenbart; Andromastie, männliches Becken, männlicher Typus der Extremitäten. Rechterseits ein reponibler Leistenbruch. Die rechte Schamlefze enthält ein Gebilde von der Gestalt eines Hodens, von letzterem zieht eine Art Strang nach dem Leistenkanale hin. Clitoris 5 Zentimeter lang und zwei Zentimeter dick, macht eher den Eindruck eines hypospadischen Penis. Kleine Schamlippen fehlen ganz. Die Scheide eng, in der Tiefe blindsackartig geschlossen, läßt den Finger nicht ein. Per rectum keinerlei charakteristischen Gebilde getastet, bezüglich Entscheidung fraglichen Geschlechtes. Es wurde später bei Incarceration die Herniotomie gemacht. Das in der einen Schamlefze enthaltene Gebilde war der Eierstock und

der Strang die Tube. Es handelte sich also um einen weiblichen Scheinzwitter mit Hernia uteri, salpingis et ovarii lateris dextri, hypertrophischer erectiler Clitoris und zahlreichen männlichen secundären Geschlechtscharakteren bei mangelhafter Ausbildung der Müller'schen Gänge, sowie Mangel der kleinen Schamlippen. (In dem Referate [Journal für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten. Petersburg 1898 pg. 248] ist leider nicht gesagt, ob eine mikroskopische Untersuchung der Geschlechtsdrüse vorgenommen wurde oder nicht, welche für die endgültige Entscheidung des Geschlechtes ein wichtiges Desiderat sein muß, da makroskopisch man sich mehr als leicht in solchen Fragen irren kann. N.).

4) Walther [Bulletins et Mémoires de la Société de Chirurgie der Paris 1902, Tome XXVIII. No. 31 pg. 938 und N: 32 pg. 972]: „Anomalie génitale“ — Höchst interessante Beobachtung von erreur de sexe. Ein 24jähriger Sattler trat in das Hospital de la Pitié ein am 3. IX. 1902 und verlangte operative Abhilfe wegen Mißgestaltung seiner Geschlechtsorgane. Gleich nach der Geburt war sein Geschlecht als weiblich bestimmt worden, später wurde jedoch auf den Rat eines Arztes hin die Metrik in eine männliche geändert. Am 4. März 1902 stellte Petit dieses Individuum in der Société Médicale des Hôpitaux vor. Die äußeren Geschlechtsteile sehen aus wie bei Hypospadiasis peniscrotalis oder wie eine Vulva mit bedeutender Clitorishypertrophie. Das Scrotum fissum resp. die Schamlefzen leer, aber dicht unterhalb der äußeren Öffnung des rechtsseitigen Leistenkanals fühlte man ein kleines eiförmiges Körperchen, eine weiche Inguinalhernie, in der man ein härteres Gebilde tastete, das den Eindruck einer Geschlechtsdrüse machte und sehr druckempfindlich war. Eine ähnliche Hernie mit einem analogen Körperchen wurde nun auch links getastet. Per rectum waren keine für das eine oder andere Ge-

schlecht charakteristischen Gebilde zu tasten. Das Aussehen dieses Individuum war weder männlich noch weiblich, sondern gemischt. Man bemerkte eine gewisse Infantilität der Entwickelung, keine Spur von Gesichtsbehaarung trotz des Alters von 24 Jahren. Becken und Brüste weiblich, Taille eher männlich, Stimme indifferent, weder männlich noch weiblich. Den Harn gibt der Sattler nach Frauenart ab; seit dem 16. Jahre sollen alle Monate etwa 160 Gramm Blut aus der Harnröhre entleert werden, die Blutung dauert jedesmal 2—3 Tage, die Blutausscheidung ist jedesmal begleitet von Anschwellen der in den Leisten getasteten Gebilde (der Ovarien?) — Trotz dieser anscheinenden Menstruation ist der Geschlechtstrieb rein männlich, sowie auch der Sattler von seinem männlichen Geschlechte überzeugt ist.

Der Penis fissus hypospadiaeus verrät sofort Erektionen, wenn der Sattler sich in weiblicher Gesellschaft befindet und nur die Krümmung nach abwärts zu ist die Ursache, weshalb der Sattler bis jetzt noch keinen Beischlaf mit einer Frau versucht hat. Während der Erektionen kommt es zur Ejakulation einer klebrigen Flüssigkeit, in der jedoch Laignel-Lavastine keine Spermatozoiden fand. Einige Tage nach dieser Demonstration vollzog Walther die beiderseitige Herniotomie und fand rechterseits einen atrophischen Eierstock und die rechte Tube, die er in die Bauchhöhle zurückschob, den Inhalt des linksseitigen Bruches trug er ab; es war das zusammengeknickte Mittelstück der linken Tube, deren Abdominalende sowie das uterine in der Bauchhöhle lagen — eine Sactosalpinx verbacken mit dem sklerotischen Ovarium, das cystisch entartet war, und mit dem Netz. Der linke Eierstock enthielt ein Corpus luteum. Die operative Entfernung dieser Gebilde war sehr schwierig. Walther fügte einen kleinen diagnostischen Leibschnitt hinzu um den Zustand des Netzes zu

kontrollieren, das er in vier einzelnen Bündeln unterbunden, teilweise hatte abtragen müssen, sowie die zwei Stümpfe der linksseitigen Adnexa, und fand bei dieser Gelegenheit einen kleinen Uterus vor. Die Herniotomie konstatierte hier also weibliches Scheinzwittertum bei einem Individuum, das absolut den Eindruck eines Mannes machte. In der Diskussion hatten vor Ausführung dieser Operation sowohl Lucas-Championniére als auch Félizet dieses Individuum mit aller Bestimmtheit für einen Mann erklärt.

Bruno T. Carreiro: „Pseudohermaphrodismo androgynoide on un caso de supposto hernia inguinal d'ovario." O Correio med. de Lisboa. Octob. 1896 p. 149. [Da mir der Aufsatz nicht zugänglich, vermag ich keinerlei Einzelheiten anzugeben.]

Dritte Gruppe.

13 Leistenschnitte bei Männern resp. männlichen Scheinzwittern mit Konstatierung eines mehr oder weniger entwickelten Uterus oder einer oder der beiden Tuben in hernia resp. in der Bauchhöhle.

1) Billroth (siehe Klotz: „Extraabdominelle Hystero-Ovariotomie bei einem wahren Zwitter" Archiv für klinische Chirurgie Vol. XXIV pg. 454 — 1880 — siehe Referat: Zentralblatt für Gynäkologie, 1880 No. 1. pg. 15) (siehe Fig. 19 u. 20). Ein 24 jähriger jüdischer Kaufmann, Israel Jaroszewski aus Rußland, kam zu Billroth wegen einer Leistenhernie. Billroth konstatierte eine Hypospadiasis peniscrotalis mit einer Pseudovulva mit großen und kleinen Schamlippen und weiblicher Urethralmündung. In der linken Schamlefze lag ein Hode, Nebenhode und Samenstrang, rechterseits jedoch enthielt die Schamlefze einen Tumor und wies eine Fistelöffnung in ihren Hautdecken auf, welche eine Sonde einige Millimeter tief einließ. Der Tumor soll nach

Aussage des Patienten schon viele, viele Jahre existieren, fing jedoch erst im 16. Jahre an, sich zu vergrößern und von eben diesem 16. Jahre an bekam Israel J. alle vier Wochen periodisch starke Schmerzen im Kreuz und diverse Molimina, welche jedesmal 4—10 Tage anhielten. Während dieser Schmerzperiode entleerte sich stets Blut sowohl aus der Harnröhre als auch aus der vorgenannten Fistel des rechten Labium pudendi majus. Diese Blutung wiederholte sich alle Monate und dauerte gewöhnlich vier Tage. Israel verfiel sowohl infolge seiner Leiden, sowie auch infolgedessen, daß er sich angesichts seiner genitalen Mißbildung nicht verheiraten konnte, in einen Zustand von Melancholie, welche sich mit der Zeit so steigerte, daß er sich sogar mit Selbstmordsgedanken getragen hatte. Er gestand ein, geschlechtlich sowohl mit Knaben als auch mit Mädchen verkehrt zu haben, wobei er Erektionen und Ejakulationen hatte. Billroth konstatierte zunächst einen rechtseitigen Leistenbruch, der aber keinen Darm zum Inhalte hatte, wie ihm schien, und setzte ein Neoplasma des rechten Hodens voraus. Am 25. Juli 1878 schritt er zur Herniotomie. Er fand in dem Bruchsacke eine cystische Bildung, deren Stiel in den Leistenkanal hineinreichte. Er unterband diesen Stiel, wobei er teilweise die Bauchhöhle öffnen mußte, unter sehr starker Blutung. Er durchschnitt dann den Stiel und unterband die Gefäße einzeln und vernähte dann die Hautdeckenwunde. Nach zwei Tagen erfolgte unter Kollapserscheinungen der Tod. Als Ursache ergab sich eine Blutung in die Bauchhöhle hinein infolge von Abgleitens einer arteriellen Ligatur. Die Sektion des Leichnames wurde von Chiari gemacht. Die Brüste waren groß, weiblich, in der linken Schamlefze fand man Hoden, Nebenhoden und Samenstrang von normaler Anlage, der exstirpierte Tumor bestand aus mehreren Teilen: es hatte eine hernia inguinolabialis uteri unicornis

der Samenblasen und der Prostata. Eine Erklärung der allmonatlichen Blutungen ex urethra und aus der Fistel im rechten Labium majus steht aus. Geschlechtsdrang männlich. (Siehe Fig. 11 u. 12).

2) Böckel [„Exstirpation d'un utérus et d'une trompe herniée chez un homme". Académie de Médecine de Paris. 19. Avril 1892. — Semaine Médicale 1892 Vol. XII. pg. 146]: Böckel fand in einer Inguinolabialhernie bei einem männlichen Individuum einen Uterus bicornis, welcher eine Höhle enthielt, eine Tube und einen Hoden samt Nebenhoden und Vas deferens, welche letzteren Gebilde im Ligamentum latum gelagert waren. [Da mir die Arbeit von Böckel nicht vorliegt, so muß ich mich auf das kurze Referat von Prof. Stumpf beschränken].

3) Carle [siehe Gruner: „Utero e trombe di Falloppio in un uomo" — Giornale della Reale Academia di Torino. — 1897 Anno LX. pg. 229 und pg. 257—286]. Die mikroskopische Untersuchung wurde im Laboratorium des Professors Giacomini gemacht. Am 9. November 1894 trat ein 36-jähriger Telegraphist in die chirurgische Klinik von Carle in Turin ein wegen eines linksseitigen Leistenbruches, der vor einem Monate erst unter heftigen Schmerzen entstanden war. Der Kranke selbst glaubte, der linke Hoden habe sich vergrößert und sei härter geworden. Carle machte die Herniotomie und fand in hernia einen nicht schmerzhaften, beweglichen Körper von Hühnereigröße, welcher sich leicht reponieren ließ auf dem Wege der Taxis. Der Patient vertrug absolut ein Bruchband nicht und kam deshalb in das Hospital. Der Hodensack enthielt nur den linken Hoden und oberhalb dieses linken Hodens jene reponible Hernie, einen Tumor. Nach zwei Monaten kehrte der Patient am 26. IV. 1894 wieder in die Klinik zurück und wurde jetzt die Hernitomie gemacht mit gleichzeitiger Eröffnung der Bauchhöhle. Man überzeugte sich hierbei, daß dieser

Hypothese aus! Nach unseren heutigen Kenntnissen ist ein derartiges Vorkommnis beim Menschen bisher überhaupt nicht zweifellos erwiesen worden. Es scheint vielmehr, daß es sich um einen cystisch degenerierten rechten Hoden handelte. Schambehaarung weiblich, die allgemeine Behaarung jedoch sowie die des Gesichtes männlich,

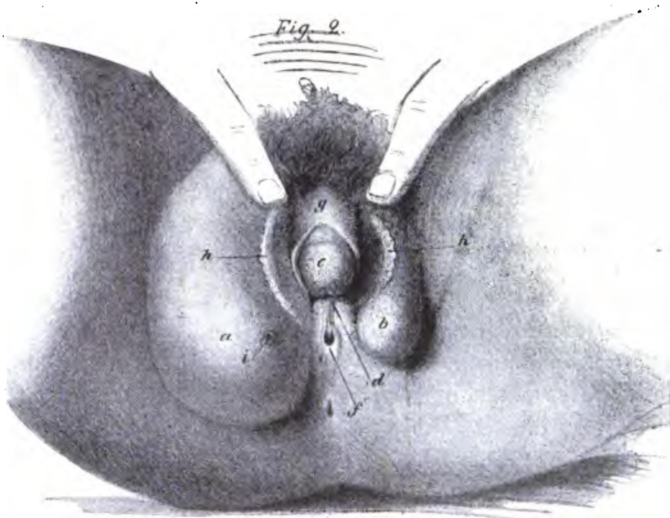


Fig. 12. Äußere Genitalien desselben Individuum bei Spreizung der Pseudovulva.
a, b = Geschlechtssäcke (Scrotalhälften), c = Geschlechtsglied, d = Frenulum, f = Orificium sinus urogenitalis, g = Präputium, h = Nymphen, i = fistulöser menstruierender Ausführungsgang der in hernia inguinoscrotali liegenden Uterushälfte.

Hypospadiasis peniscrotalis; Penis 8 Centimeter lang. Keine Prostata gefunden, linker Hoden normal. Das Ergebnis der Sektion lautete: Uterus unicornis hohen Entwickelungsgrades samt Vagina und Hymen — der Uterus teilweise in hernia inguinali liegend — bei einem männlichen Hypospaden mit Mangel eines Vas deferens,

der Samenblasen und der Prostata. Eine Erklärung der allmonatlichen Blutungen ex urethra und aus der Fistel im rechten Labium majus steht aus. Geschlechtsdrang männlich. (Siehe Fig. 11 u. 12).

2) Böckel [„Exstirpation d'un utérus et d'une trompe herniée chez un homme“. Académie de Médecine de Paris. 19. Avril 1892. — Semaine Médicale 1892 Vol. XII. pg. 146]: Böckel fand in einer Inguinolabialhernie bei einem männlichen Individuum einen Uterus bicornis, welcher eine Höhle enthielt, eine Tube und einen Hoden samt Nebenhoden und Vas deferens, welche letzteren Gebilde im Ligamentum latum gelagert waren. [Da mir die Arbeit von Böckel nicht vorliegt, so muß ich mich auf das kurze Referat von Prof. Stumpf beschränken].

3) Carle [siehe Gruner: „Utero e trombe di Falloppio in un uomo“ — Giornale della Reale Academia di Torino. — 1897 Anno LX. pg. 229 und pg. 257—286]. Die mikroskopische Untersuchung wurde im Laboratorium des Professors Giacomini gemacht. Am 9. November 1894 trat ein 36-jähriger Telegraphist in die chirurgische Klinik von Carle in Turin ein wegen eines linksseitigen Leistenbruches, der vor einem Monate erst unter heftigen Schmerzen entstanden war. Der Kranke selbst glaubte, der linke Hoden habe sich vergrößert und sei härter geworden. Carle machte die Herniotomie und fand in hernia einen nicht schmerzhaften, beweglichen Körper von Hühnereigröße, welcher sich leicht reponieren ließ auf dem Wege der Taxis. Der Patient vertrug absolut ein Bruchband nicht und kam deshalb in das Hospital. Der Hodensack enthielt nur den linken Hoden und oberhalb dieses linken Hodens jene reponible Hernie, einen Tumor. Nach zwei Monaten kehrte der Patient am 26. IV. 1894 wieder in die Klinik zurück und wurde jetzt die Hernitomie gemacht mit gleichzeitiger Eröffnung der Bauchhöhle. Man überzeugte sich hierbei, daß dieser

Mann einen Uterus samt zwei Tuben besaß, deren linke in jener Hernie lag. Beim Leistenschnitte erwies sich der linke Hoden pathologisch entartet und wurde deshalb abgetragen. Oberhalb des Hodens fand sich ein längliches Gebilde, welches durch den Leistenkanal hindurch sich in die Bauchhöhle fortsetzte. Es war dies eine Tube, welche mit dem Hoden durch einen fibrösen Strang in Verbindung stand. Bei Eröffnung der Bauchhöhle vom Leistenschnitte aus fand sich ein Uterus auf der rechten Fossa iliaca gelagert und die zweite Tube. — Neben der linken Tube fand sich das linke Vas deferens. Der Uterushals stand nach unten zu im Cavum rectovesicale mit der Prostata in Verbindung. Es wurde der Hoden linkerseits abgetragen samt dem Uterus, die Wunde geschlossen. Wegen postoperativen Fiebers wurde die Wunde wieder geöffnet, es fand sich aber kein Eiter; die Wunde heilte per secundam intentionem. Später erfuhr Giacomini, daß dieser Mann gestorben sei infolge eines intraabdominellen Tumors (?) und zwar nach Heimkehr in sein Haus. Von der Frau dieses Telegraphisten erfuhr er, daß ihr Mann normalen Verstand hatte und gutmütigen Charakters war, daß er seinen ehelichen Pflichten regelmäßig nachkam, aber die Ehe war eine kinderlose; weiter erfuhr er, daß, soweit der Frau bekannt, ihr Mann niemals genitale Blutungen irgend welcher Art gehabt hatte. Bei der Operation war die linke Tube, ein Uterus bicornis und das zentrale Ende der rechten Tube entfernt worden. Gruner, welcher das postoperative Präparat untersuchte, gibt die Abbildung von vorn und von hinten gesehen, und Bilder der mikroskopischen Schnitte von Uterus, Tube und Vas deferens und eine sehr detaillierte Beschreibung. Uterus und Tuben viabel, linke Tube 8 Centimeter lang, 7 Millimeter im Umfange. Bezüglich des Tumors der entarteten linksseitigen Geschlechtsdrüse konnte das Mikros-

kop einen sicheren Entscheid nicht geben, G. rechnete diesen Tumor zu den Teratomen. Per i preparati fatti dal tumore l'A. lo ascrive alla categoria dei tumori da resti fetali in proliferazione: Questi appartenavo con tutta probilita ad una ghiandola sessuale già differenziate in testicolo," G. gibt an, er sei absolut nicht im Stande, auf Grund der sorgfältigsten mikroskopischen Untersuchung in diesem Falle zu entscheiden, ob der Tumor aus einem Hoden oder einem Ovarium entstanden war. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte es sich doch um einen degenerierten Hoden gehandelt haben.

4) Derveau „Utérus, trompe et testicule contenus dans une hernie inguinale congénitale chez un homme" — Cercle Médical de Bruxelles 5. IV. 1902 — siehe: Referat: Zentralblatt für Chirurgie Vol. XXVIII. pg. 952]. Bei einem 69 jährigen Manne, der Ejakulationen hatte und aus dessen Ehe 6 Kinder hervorgegangen waren, fand Derveau bei der Operation eines angeborenen Leistenbruches im Bruchsacke einen Uterus, Tuben und ein scheidenähnliches Gebilde, welches wahrscheinlich in die Harnröhre mündete. Der Hodensack enthielt außer der Hernie keinen Inhalt, in jedem der ligamenta lata fand sich ein normaler Hode. Die Blase kam während der Operation nicht zu Gesicht. Über den Zustand der äußeren Genitalien wird nichts berichtet, schreibt Mohr in dem Referate; ich schliesse daraus, daß wahrscheinlich der Penis normal gebildet war. Kryptorchismus bilateralis bei hochgradiger Entwickelung der Müller'schen Gänge.

5) Fantino (Giuseppe): Der Professor der Gynäkologie Fantino in Bergamo teilte mir am 10. III. 1902 brieflich mit, er habe am 5. III. bei einem Manne in hernia inguinali im Bruchsacke einen Uterus gefunden mit beiden Tuben und zwei Hoden. Der linksseitige Leistenkanal war leer. (Der Fall scheint bis jetzt noch nicht publiziert zu sein.)

6) Filippini [Il Morgagni. Dicembre 1900 — siehe Referat: Münchener Medizinische Wochenschrift 1901 No. 10 pg. 403] beschrieb einen Fall von angeblich wahrem Zwittertume: Er fand bei einem 23 jährigen Manne bei Operation eines rechtsseitigen Leistenbruches in hernia einen Uterus und eine Tube und angeblich ein Ovarium, während linkerseits im Scrotum ein Hode lag. Die Allgemeinerscheinung dieses Mannes war rein männlich. Offenbar liegt hier ein Irrtum in der mikroskopischen Deutung der rechtsseitigen Geschlechtsdrüse vor. [Leider bin ich nicht im Besitz der Originalarbeit, das Referat ist aber so kurz, daß damit nicht viel anzufangen ist, obwohl ein so seltener Fall gewiß ein eingehenderes Referat verdiente.]

7) Griffith [siehe Gruppe I Fall 9: Uterus bei einem männlichen Scheinzwitter sub Castratione entdeckt].

8) Guldenarm [siehe: Siegenbeck van Heukelom: Ueber den tubulären und glandulären Hermaphroditismus beim Menschen. „Ziegler's Beiträge zur pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie." 1898 Vol. XXIII. Heft I. pg. 144—160]. S. beschreibt einen Mann mit rechtsseitigem Kryptorchismus und Leistenbruch. Penis und Scrotum normal. In dem offen gebliebenen Processus vaginalis peritonaei fand sich ein Uterus, sehr wohl ausgebildet. Am 7. XII. 1896 sandte Guldenarm aus Rotterdam das postoperative Präparat an Siegenbeck van Heukelom zur Untersuchung. Guldenarm hatte die Herniotomie gemacht, weil der Mann absolut kein Bruchband vertragen konnte. Ein Arzt hatte ein Bruchband wegen von ihm vorausgesetzter Hernia omenti verordnet. Guldenarm entfernte sub operatione die in dem Bruche enthaltenen Gebilde sowie den linken Hoden und Nebenhoden. Rechterseits lag Kryptorchismus vor. Statt des Omentum fand sich in hernia ein vom Peritoneum umhülltes Körperchen von 13 Mill. Länge und zylindrischer

Gestalt; das rechtsseitige Ende dieses Gebildes endete frei, das linksseitige war in strikter Verbindung mit dem linken Hoden. Das Gebilde hatte eine dreieckige Gestalt und saß an einem Stiele, der durch den Leistenkanal in das kleine Becken ging. In diesem Stiel konnte man eine Art Strang tasten, welcher in der Richtung nach dem kleinen Becken zu immer dünner wurde, nach außen zu aber immer dicker. Dieser Stiel inserierte in der Mitte jenes dreieckigen Gebildes. Der Stiel wurde bei der Operation durchschnitten und es zeigte sich, daß er einen Kanal enthielt, in welchen eine Sonde tief eindringen konnte bis zur Pars prostatica urethrae. Dieses zylindrische Gebilde war abgetragen worden dicht bei der Epididymis. Schon während der Operation vermutete Guldenarm, dieses zylindrische Körperchen sei ein Uterus und jener sondendurchgängige Kanal ein ductus genitalis femininus, der sich in die Urethra in capite gallinaginis eröffnet. Keine Prostata getastet. Das Präparat enthielt den amputierten Uterus bicornis, Hoden und Nebenhoden. Letztere Gebilde standen in inniger Verbindung mit dem peripheren Ende der linken Tube. Es gelang sub operatione auch den rechten Hoden und Nebenhoden aus der Bauchhöhle herauszuziehen, wenn man an jenem Stiele zog.

Die Hernie hatte also das rechte Horn eines Uterus bicornis enthalten. An dem Präparate fand man den Ductus genitalis femininus 10 Mill. lang, eine cervix uteri mit Plicae palmatae ausgestattet, — die rechte Tube war 56 Mill. lang und ohne Morsus diaboli, sie verlor sich im rechten Nebenhoden. Man fand am Präparate sowohl eine Hydatis pedunculata als auch eine Hydatis sessilis; rechterseits von dem ductus genitalis femininus verlief das rechtsseitige Vas deferens, verbunden mit dem rechtsseitigen Nebenhoden. Man fand Spuren eines ligamentum rotundum, konnte aber eine Arteria uterina nicht

mit Sicherheit am Präparate nachweisen. Siegenbeck gibt eine genaue mikroskopische Beschreibung. Man hatte sub operatione den Uterus bicornis samt beiden Tuben entfernt und auch den rechtsseitigen Hoden und Nebenhoden, welche aus der Bauchhöhle durch den linksseitigen Leistenkanal herausgezogen worden waren. Die Gegenwart so hochgradig entwickelter Müller'scher Gänge bei diesem Manne erinnert an das normale Verhalten beim Biber, wo normal die Müller'schen Gänge auch beim Männchen zur Entwickelung gelangen. Siegenbeck van Heukelom fügt hier eine sehr interessante Bemerkung hinzu: Die strikte Vereinigung der beiden Hoden miteinander durch den Uterus bicornis, ein muskulöses, nicht dehnbares Organ, war die Ursache, weshalb der rechte Hoden nicht seinen descensus vollziehen konnte angesichts der Kürze des Uterus und seiner Tuben. Der tubuläre Hermaphroditismus war in diesem Falle die Ursache, weshalb rechtsseitig Kryptorchismus vorliegen mußte. Die rechte Tube durchbohrte in schräger Richtung den rechten Nebenhoden und reichte bis an jene, zwischen Hoden und Nebenhoden belegene Hydatis pedunculata, wo sie mit epithelbedeckten Fimbrien endete. Das soll die Richtigkeit der 1871 von Fleischl ausgesprochenen und von Waldeyer acceptierten Vermutung beweisen, daß die Hydatis Morgagnii nichts Anderes sei als das persistierende periphere Ende des Müller'schen Ganges.

Siegenbecks Ansicht, daß bei einem so stark ausgebildeten tubulären männlichen Hermaphroditismus, wie er hier vorliegt, entweder ein Kryptorchismus bilateralis oder Kryptorchismus unilateralis mit einer hernia congenita da sein muß, erscheint mir durchaus gerechtfertigt. Er motiviert dieselbe folgendermaßen: Die Müller'schen Gänge haben sich, statt zu schwinden, zu einem überall dickwandigen Gange umgestaltet. Während die oberen

Teile sich jeder für sich entwickelt haben, sind die unteren von einer Cervix uteri zusammengeschmolzen und so sind die Hoden und Nebenhoden mittelst eines ununterbrochenen, dicken und verhältnismäßig kurzen Stranges fest mit einander verbunden. Dadurch wird bei intendiertem Descensus testiculorum das Eintreten der Hoden in je eine Scrotalhälfte unmöglich. Es können sich daraus nach Siegenbeck 2, nach meiner Ansicht 3 abnorme Lagerungen der Hoden entwickeln. Entweder bleiben beide Hoden in der Bauchhöle zurück, oder einer kann in die Scrotalhöhle eintreten, der andere muß in der Bauchhöhle bleiben nach Siegenbeck, in welchem Falle der Uterus und die Tuben fest verbunden mit dem descendierten Hoden notwendig den Descensus des anderen Hodens verhindern; ich betone als dritte Möglichkeit den Austritt von Uterus und beiden Hoden in eine und dieselbe Scrotalhälfte wie im Falle Fantino's (s. i. Vorhergehenden).

9) Pozzi (siehe im Vorgehenden Fall No. 25]. Bei einem als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitter in einer Inguinalhernie neben dem Hoden ein Horn eines Uterus bicornis.

10) Sänger [siehe im Vorgehenden Fall 27]. In einer Inguinalhernie ein Uterus samt Tube und Parovarialcyste neben dem Hoden liegend.

11) Stonham [siehe im Vorgehenden Fall 32]. Die Sektion eines nach Herniotomie verstorbenen Mädchens ergab männliches Geschlecht, Hypospadiasis peniscrotalis mit Kryptorchismus. Neben inneren männlichen Genitalien fand sich ein Uterus bicornis nebst Tuben und Vagina. Hoden lagen da, wo die Ovarien bei Frauen liegen, keine Samenblasen gefunden. Hier ist Siegenbeck's theoretisches Postulat des Kryptorchismus bilateralis erfüllt.

12) Thiersch [siehe Schmorl: „Ein Fall von Hermaphroditismus" Virchow's Archiv. Bd. CXI. 1888. pg. 229—244]. Schmorl beschrieb eine interessante Be-

obachtung von Thiersch. Ein 22-jähriger Schüler der Leipziger Kunstakademie trat in die chirurgische Klinik 1887 ein mit der Bitte, auf operativem Wege ihm die Möglichkeit zu schaffen nach Art der Männer harnen zu können und daß er auch als Mann den Beischlaf ausüben könne. Thiersch sagte ihm nach der Untersuchung, er halte nicht viel von derartiger Plastik, was das Endresultat anbetreffe. 1882 war ein rechtsseitiger Leistenbruch ausgetreten, welcher bis in die Tiefe des gespaltenen Scrotum herabreichte, in derselben Hälfte des Scrotum tastete man Hoden und Nebenhoden, die linke Hälfte des Scrotum erwies sich geschrumpft und leer. Thiersch vollzog eine ganze Reihe plastischer Eingriffe, um den hypospadischen nach unten gekrümmten Penis gerade zu machen! Nachdem er Wasser in die Harnblase eingespritzt hatte, bemerkte er ein Anschwellen der linken Leistengegend, in der Folge aber erwies sich sowohl die normale Entleerung der Harnblase erschwert als auch diejenige durch einen Katheter. Um die Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung festzustellen, machte Thiersch jetzt eine andere Operation, er machte einen Einschnitt wie bei Herniotomie und fand im Leistenkanale ein Gebilde von 5 Centimeter Länge und 2 Centimeter Dicke, welches er zunächst für den linken Hoden ansah. Nach Unterbindung des Stieles trug er diesen scheinbaren Hoden ab, den Samenstrang kauterisierte er mit Paquelin's Brenner. Gleich nach dieser Operation stellte sich eine Peritonitis ein mit Singultus, Coma und Tod am nächsten Tage. Bei der Sektion fand man einen Uterus bicornis und eine Scheide, welche in capite gallinaginis der Urethra mündete. Der Uterovaginalkanal hatte 15 Centimeter Länge. Das von Thiersch als Hoden abgetragene Gebilde erwies sich als das periphere Ende der linken Tube mit zwei kleinen Cysten. Das Abdominalende der rechten Tube lag im rechten Leistenkanale, die rechtsseitige Inguinalhernie ent-

hielt das große Netz. Neben der rechten Tube fand ich ein Parovarium, die rechte Hälfte des gespaltenen Scrotum enthielt einen atrophischen Hoden ohne Nebenhoden und ohne Vas deferens." Schmorl betrachtete ein atrophisches kleines Gebilde, halbkirschengroß rechterseits im Bindegewebe unterhalb des abdominalen Endes der Tube belegen, als einen rudimentären Eierstock, freilich ohne den geringsten Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme bringen zu können. In diesem Falle wies nicht die Herniotomie, sondern die postmortale Leichenschau das Existieren eines Uterus bicornis und einer Scheide nach. Kryptorchismus unilateralis bei hochgradiger Entwickelung der Müller'schen Gänge.

13) Winkler [„Über einen Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus externus". I. D. Zürich 1893]. 52-jähriger Mann behaftet mit einem angeborenen Leistenbruche. Während einer Herniotomie im Jahre 1878 hatte man Kryptorchismus konstatiert. 1892 kam es zu einem Recidiv des Bruches. Man machte den Bauchschnitt und durchschnitt einen Adhaesionsstrang, welcher die Darmunwegsamkeit veranlaßt hatte. Der Kranke starb trotzdem am nächsten Morgen infolge von Peritonitis acutissima. Die Nekropsie wies einen Hoden, den rechtsseitigen, in der Bauchhöhle nach, linkerseits fand man in der Mündung des Leistenkanales das periphere Ende der linken Tube. Man fand in der Bauchhöhle einen Uterus bicornis mit Scheide, — der Uterovaginalkanal hatte eine Länge von 17 Centimetern. Der Uteruskanal war 9 Centimeter lang, die Vagina 8. Das untere Scheidenende war von der Prostata umschlossen. Penis klein aber normal, Scrotum leer. Oberhalb der Prostata fand man die Mündung des linken Vas deferens in die Vagina, die linke Samenblase lag seitlich von der Vagina. Fundus uteri 2 Centimeter breit. Man fand natürlich eine Excavatio rectouterina und vesicouterina. Die linke Tube verlief in Ligamento

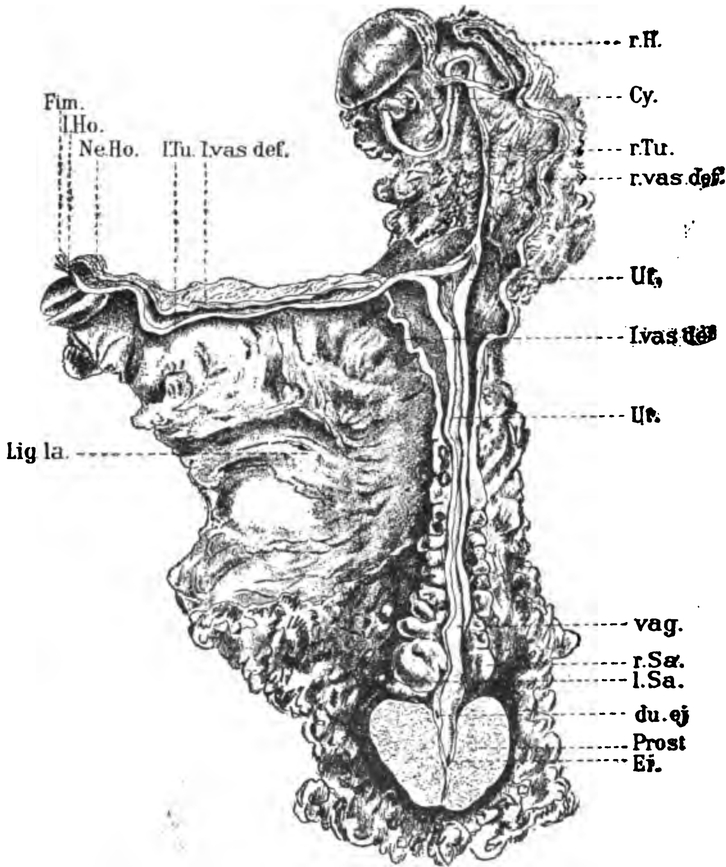


Fig. 13.

Anatomisches Präparat der inneren Genitalien eines 52 jähr. Kryptorchisten mit hochgradiger Entwickelung der Müller'schen Gänge. Beobachtung von Winckler, Nekropsie von Ribbert vollzogen. Der weibliche Genitalschlauch ist von hinten der Länge nach eröffnet. Ei = Einmündungsstelle des Uterus in die Urethra, entsprechend dem Sitz einer normalen Vesicula prostatica; Prost. = Prostata; du. ej. = Ductus ejaculatorius; l. Sa. = linker Samenleiter; r. Sa. = rechter Samenleiter; Vag. = Vagina; Ut. = Uterus; l. vas def. = linkes Vas deferens; r. Tu. = rechte Tube; Cy. = Cysten; r. Ho. = rechte Hode; Lig. la. = Ligamentum latum; l. Tu. = linke Tube; Ne. Ho. = Nebenhodenkanälchen; l. Ho. = linker Hode; Fim. = Fimbrien der linken Tube.

Sektionspräparat vom Uterus masculinus eines Kryptorchisten.

der Samenblasen und der Prostata. Eine Erklärung der allmonatlichen Blutungen ex urethra und aus der Fistel im rechten Labium majus steht aus. Geschlechtsdrang männlich. (Siehe Fig. 11 u. 12).

2) Böckel [„Exstirpation d'un utérus et d'une trompe herniée chez un homme". Académie de Médecine de Paris. 19. Avril 1892. — Semaine Médicale 1892 Vol. XII, pg. 146]: Böckel fand in einer Inguinolabialhernie bei einem männlichen Individuum einen Uterus bicornis, welcher eine Höhle enthielt, eine Tube und einen Hoden samt Nebenhoden und Vas deferens, welche letzteren Gebilde im Ligamentum latum gelagert waren. [Da mir die Arbeit von Böckel nicht vorliegt, so muß ich mich auf das kurze Referat von Prof. Stumpf beschränken].

3) Carle [siehe Gruner: „Utero e trombe di Falloppio in un uomo" — Giornale della Reale Academia di Torino. — 1897 Anno LX. pg. 229 und pg. 257—286]. Die mikroskopische Untersuchung wurde im Laboratorium des Professors Giacomini gemacht. Am 9. November 1894 trat ein 36-jähriger Telegraphist in die chirurgische Klinik von Carle in Turin ein wegen eines linksseitigen Leistenbruches, der vor einem Monate erst unter heftigen Schmerzen entstanden war. Der Kranke selbst glaubte, der linke Hoden habe sich vergrößert und sei härter geworden. Carle machte die Herniotomie und fand in hernia einen nicht schmerzhaften, beweglichen Körper von Hühnereigröße, welcher sich leicht reponieren ließ auf dem Wege der Taxis. Der Patient vertrug absolut ein Bruchband nicht und kam deshalb in das Hospital. Der Hodensack enthielt nur den linken Hoden und oberhalb dieses linken Hodens jene reponible Hernie, einen Tumor. Nach zwei Monaten kehrte der Patient am 26. IV. 1894 wieder in die Klinik zurück und wurde jetzt die Hernitomie gemacht mit gleichzeitiger Eröffnung der Bauchhöhle. Man überzeugte sich hierbei, daß dieser

Mann einen Uterus samt zwei Tuben besaß, deren linke in jener Hernie lag. Beim Leistenschnitte erwies sich der linke Hoden pathologisch entartet und wurde deshalb abgetragen. Oberhalb des Hodens fand sich ein längliches Gebilde, welches durch den Leistenkanal hindurch sich in die Bauchhöhle fortsetzte. Es war dies eine Tube, welche mit dem Hoden durch einen fibrösen Strang in Verbindung stand. Bei Eröffnung der Bauchhöhle vom Leistenschnitte aus fand sich ein Uterus auf der rechten Fossa iliaca gelagert und die zweite Tube. — Neben der linken Tube fand sich das linke Vas deferens. Der Uterushals stand nach unten zu im Cavum rectovesicale mit der Prostata in Verbindung. Es wurde der Hoden linkerseits abgetragen samt dem Uterus, die Wunde geschlossen. Wegen postoperativen Fiebers wurde die Wunde wieder geöffnet, es fand sich aber kein Eiter; die Wunde heilte per secundam intentionem. Später erfuhr Giacomini, daß dieser Mann gestorben sei infolge eines intraabdominellen Tumors (?) und zwar nach Heimkehr in sein Haus. Von der Frau dieses Telegraphisten erfuhr er, daß ihr Mann normalen Verstand hatte und gutmütigen Charakters war, daß er seinen ehelichen Pflichten regelmäßig nachkam, aber die Ehe war eine kinderlose; weiter erfuhr er, daß, soweit der Frau bekannt, ihr Mann niemals genitale Blutungen irgend welcher Art gehabt hatte. Bei der Operation war die linke Tube, ein Uterus bicornis und das zentrale Ende der rechten Tube entfernt worden. Gruner, welcher das postoperative Präparat untersuchte, gibt die Abbildung von vorn und von hinten gesehen, und Bilder der mikroskopischen Schnitte von Uterus, Tube und Vas deferens und eine sehr detaillierte Beschreibung. Uterus und Tuben viabel, linke Tube 8 Centimeter lang, 7 Millimeter im Umfange. Bezüglich des Tumors der entarteten linksseitigen Geschlechtsdrüse konnte das Mikros-

Vorschlag ein. Die Operation ergab folgenden merkwürdigen Befund: Nach Durchtrennung des als Bruchsack vorgewölbten Peritonäalblattes ließ sich an einer Peritonaealfalte ein sicher als Tube anzusprechendes Gebilde hervorziehen, das sich in seinem uterinen Ende in der Peritonäalplatte verlor; unter ihr subperitonaeal lag ein höckriger, anscheinend aus einem Schlauchgeflecht zusammengesetzter Körper, der als Parovarium bezw. Ovarium aufgefaßt wurde; aus dessen in die Bauchhöhle ziehenden Peritonäalblatt trat sodann ein etwa taubeneigroßer gelblicher Körper hervor, dem kappenartig ein halbbohnengroßer, mehr weißlicher Knoten, ursprünglich als Epididymis angesprochen, aufsaß; es zeigte sich jedoch, daß in dem von diesem als Keimdrüse imponierenden Gebilde abgehenden Peritonäalblatt ein festerer Strang verlief, der nur als Vas deferens aufgefaßt werden konnte, und neben diesem subperitonäal ein erbsengroßer, höckriger Körper, mutmaßlich der Nebenhoden.

Da somit der männliche Geschlechtsapparat vorhanden zu sein schien, wurden als unbrauchbar die Tube und der unter ihr gelegene Körper abgetragen, aus den übrigen Teilen der Keimdrüse kleine Keile excidiert, desgleichen ein Teil des neben dem Vas deferens gelegenen Körpers exstirpiert.

Die Präparate wurden von Dr. Simon, Volontärarzt der Klinik, mikroskopisch untersucht. Der größere untere Teil der Keimdrüse soll darnach einen Hoden mit den Charakteren des Leistenhodens ohne Zeichen von Spermatogenese darstellen, der kleinere dem unteren kappenartig aufsitzende weißliche Knoten ein Ovarium, der unter der Tube gelegene Körper ein Parovarium und das neben dem Vas deferens gelegene Gebilde eine Epididymis. Ovarium und Hoden sollen beide histologisch gut ausgebildet sein. Garré vermutet, daß die beiden bei Untersuchung per rectum linkerseits getasteten Körperchen, von denen der eine flacher, der andere rundlicher er-

schien, Ovarium und Hoden seien, es würde dann bilateraler glandulärer Hermaphroditismus vorliegen. Es sollen in diesem Falle zum ersten Male am lebenden Individuum sowohl grob anatomisch als auch histologisch an frischen Präparaten Testis und Ovarium nebeneinander konstatiert worden sein.

Wie bekannt hat von sämtlichen Fällen, wo bisher glandulärer, also echter Hermaphroditismus beim Menschen beschrieben wurde, keiner der älteren einer mikroskopischen Kontroluntersuchung Stand gehalten, nicht einmal die von Blacker und Lawrence beschriebene Ovotestis — eine Geschlechtsdrüse mit gemischtem Bau. Bisher ist nur der einzige Fall von v. Salén noch nicht angefochten worden. Gleichwohl wäre es dringend zu wünschen, daß sowohl die Präparate dieses Falles als auch diejenigen des von Keller (Bloomfontein) veröffentlichten, eines neuerdings im Anatomischen Anzeiger angezeigten Falles und diejenigen von Garré und Simon einer strengen mikroskopischen Kontrole unterworfen würden. Theoretisch muß die Möglichkeit des Vorkommens von glandulärem Hermaphroditismus beim Menschen laut Analogie mit der Tierwelt zugegeben werden, es wäre unendlich wichtig, wenn die Behauptungen Simon's bezüglich der Königsberger Präparate sich als tatsächlich begründet erweisen würden.

Vierte Gruppe.

45 Fälle von Coincidenz von gut- oder bösartigen Neubildungen mit Scheinzwittertum einschliesslich der an Scheinzwittern vollzogenen Bauchhöhlenoperationen.

1) Abel [„Ein Fall von Hermaphroditismus masculinus mit sarkomatöser Cryptorchis sinistra“ — Virchow's Archiv Bd. CXXVI. Berlin 1891].

Am 21. Oktober 1890 kam die 33jährige Albertine R. aus Schlawe in die Greifswalder Frauenklinik. Das Mädchen war verlobt, wurde von ihren Freundinnen vielfach gehänselt wegen ihres immer stärker werdenden Leibes und suchte nun die Klinik auf, um von der im Bauche sich entwickelnden Geschwulst befreit zu werden.

Patientin soll früher stets gesund gewesen sein, vom 20. Jahre an soll sie die Regel allmonatlich drei Tage lang ohne Beschwerden gehabt haben. Im Frühling 1890 fühlte Patientin einmal unabhängig von der Regel heftige Schmerzen im Leibe, bald darauf begann der Leib stärker zu werden und nahm bis jetzt unausgesetzt an Größe zu. Auch während dieser ganzen Zeit blieb die Regel schmerzlos. Die letzte Regel vor 14 Tagen etwas schwächer als sonst. Miktion und Defäkation normal.

Patientin war klein, zart gebaut, von gesunder Gesichtsfarbe ohne Ödeme. Der Körper scheint normal gebaut. An den Genitalien und in den Achselhöhlen fehlt jede Spur von Behaarung. Patientin fühlt sich wohl, verlangt aber trotzdem eine Operation. Leib aufgetrieben, besonders unterhalb des Nabels, namentlich links. Ein elastischer cystischer Tumor liegt größtenteils links im Leibe. Der Tumor reicht nach unten zu bis an den Beckeneingang, wo er etwas spitz zuläuft. Der Tumor hat die Gestalt einer Birne, deren spitzes Ende nach unten rechts zu, das obere breite nach oben links zu gerichtet ist, sodaß auch die Kuppe des Tumors links von der Mittellinie liegt, 6 Centimeter oberhalb des Nabels, während der Tumor in der Mittellinie den Nabel nur um 4 Centimeter überschreitet. Oberfläche glatt, Konsistenz gleichmäßig prall, elastisch. Scheideneingang eng, Hymen vorhanden, der Finger findet die Scheide als einen kurzen Blindsack; drängt man den Tumor herab, so kann man ihn durch das Scheidengewölbe fühlen.

Eine Portio vaginalis uteri tastet der Finger nicht; im Speculum sieht man im linken Scheidengewölbe eine Andeutung der Portio vaginalis uteri, welche aber eine Sonde nirgends einläßt. In der rechten Leistengegend fühlt man einen Körper von der Größe und Gestalt eines Eierstockes, welcher sich leicht nach der Bauchhöhle zu verschieben, aber nicht in dieselbe hinein schieben läßt. Vom unteren Rande der Urethralmündung hing ein etwa bohnengroßer Polyp herab. Die Diagnose wurde auf congenitalen Verschluß der Vagina und Haematometra gestellt. Man versuchte sub narcosi mit einer Sonde durch die Portio vaginalis uteri sich einen Weg zu bahnen, nachdem die Kuppe der Vagina im Speculum eingestellt war. Da es nicht gelang, das Gewebe bis zu dem Tumor stumpf zu trennen, so spitze Lanze. Man schafft einen Kanal, der Finger dringt ein und fühlt jetzt den Tumor deutlicher. Man führt einen Katheter in die Stichkanalwunde ein und daneben eine Kornzange, welche jetzt geöffnet wird, um den Kanal zu erweitern. Endlich wird ein Troicart eingeführt und in den Tumor eingestoßen: dann seine Canüle weiter eingedrängt. Es entleeren sich bei Druck auf den Tumor nur einige Klümpchen geronnenen Blutes und einige Bröckel einer glasigen, grauen, weichen Masse. Man spricht jetzt den Tumor als bösartig an. Tamponade der Scheide. In derselben Sitzung entfernte man mit einem Scherenschlage den Urethralpolypen. Abends Fieber + 39° C., am nächsten Tage bis + 41° und nach 36 Stunden Tod an Peritonitis.

Sektion: Aussehen der Leiche weiblich, Brüste klein mit kaum erkennbaren Warzen, in der Beckenhöhle ein Tumor, welcher einem 8 Monate schwangeren Uterus ungemein ähnlich sieht. Im rechten Leistenkanale ein nach der Bauchhöhle zu verschiebliches Gebilde, welches aus zwei Anteilen besteht, die wie Hoden und Nebenhoden aussehen, durch einen breiten Strang an den Boden

der rechten Schamlefze fixiert. Der Leistenkanal ist für einen Finger durchgängig, aber sein Abdominalende verschlossen. Die Scham sieht aus wie die eines 12jährigen Mädchens. Mons Veneris fettarm und nicht behaart. Die Lefzen liegen einander an und vereinigen sich unten unter einem spitzen Winkel. Damm drei Centimeter lang. Kleine Schamlippen ganz normal gebaut, vom Charakter einer Schleimhaut (?), umfassen nach oben zu die kleine etwa drei Mill. weit vortretende Clitoris. Urethra 4 Cent. lang. Vagina mündet in vestibulo, ihr Eingang von Hymenalresten umgeben (Einrisse sub operatione entstanden oder nach Beischlafsversuch?-N.) — Columnae rugarum an den Scheidenwänden deutlich. 4,8 Centimeter oberhalb des Scheideneinganges sieht man keine Schleimhaut mehr, sondern den neugeschaffenen Wundkanal. Nach links von dessen Öffnung sieht man einen kleinen Wulst als Rest der Portio vaginalis uteri. Von der Öffnung aus verläuft der Stichkanal 4,7 Centimeter weit durch straffes oberhalb der Vagina liegendes Gewebe, durchbohrt zweimal die Harnblasenwand und dringt ein wenig in den Tumor ein. Der mannskopfgroße Tumor erwies sich als ein Sarkom des linken, in der Bauchhöhle retinierten Hodens. Cryptorchis sinistra sarcomatosa rechts mit dem Omentum majus verwachsen. Das Bauchfell überzog den Tumor und bildete an seiner Vorderseite eine Duplikatur, einer Wagentasche ähnlich, deren freier Rand 12 Centimeter in der Länge maß, deren Tiefe bis zu drei und einen halben Centimeter reichte. 1 Centimeter nach unten und rechts vom Grunde dieser Tasche entsprang retroperitoneal ein fester Strang von Bleistiftdicke, völlig solid und an der einen Seite in der Geschwulst endend, an der anderen Seite verlor er sich im Bindegewebe der linken Leistengegend. Die Gebilde im rechten Leistenkanale erwiesen sich als der rechte Hoden und ein ihm aufsitzendes Leiomyom, wohl aus dem

Nebenhoden entstanden.. Samenleiter und Samenbläschen fehlten. Der Strang, welcher von dem Tumor nach der linken Leistengegend verlief, wird von Abel als Gubernaculum Hunteri aufgefaßt. Was nun die angebliche regelmäßige Periode anbetrifft, schon vom 20. Jahre an, so glaubt Abel, es seien Blutungen, veranlaßt durch den Harnröhrenpolypen, irrtümlich als menstruelle Blutung von der Patientin aufgefaßt worden. Was das geschlechtliche Empfinden anbetrifft, so fühlte sich Albertine als Mädchen und liebte innig ihren Bräutigam. [Persönlich möchte ich vermuten, die Entstehung des Harnröhrenpolypen stehe in Zusammenhang mit Beischlafsversuchen als Produkt eines künstlich geschaffenen Ektropium urethrae deficiente vagina oder vagina pro immissione membri virilis nimis arcta. N.]

Dieser von Abel beschriebene Fall zeigt zur Evidenz, welchen groben diagnostischen Irrtümern der Chirurg hier unterworfen sein kann und wie unendlich vorsichtig man in der klinischen und anatomischen Beurteilung solcher Fälle vorgehen muß! — Welcher Gynaekologe würde wohl hier die richtige Diagnose gestellt haben? Es erscheint ja rationell, in einem solchen Falle zunächst einen diagnostischen Leisteneinschnitt, in diesem Falle rechterseits zu machen, um den Charakter der dort getasteten Geschlechtsdrüse festzustellen, selbst mit Exstirpation derselben. Hätte man dies ausgeführt und konstatiert, daß dieselbe ein Hoden ist, so wäre selbstverständlich die Operation per vaginam, welche den Tod herbeiführte, nicht ausgeführt worden, sondern man hätte sofort den Bauchschnitt gemacht um den jetzt von vornherein diagnosticierten Hodentumor zu entfernen. [Die Kasuistik solcher Fälle ist reicher als der Chirurg ahnt, aber sie ist noch zu wenig berücksichtigt — wer dieselbe kennt, der wird natürlich leichter solche grobe diagnostische Mißgriffe vermeiden. — Gerade auf diese Kasuistik in

weiteren Kreisen aufmerksam zu machen, ist der Zweck meiner heutigen Zusammenstellung. N.]

2) Audain [„Hermaphrodisme double, kyste dermoide des ovaires“ Annales de Gynécologie et d' Obstétrique Vol. XI. 1893 pg. 362], Es handelt sich um eine beiderseitige Ovariotomie bei Dermoidcystomen bei einem Individuum mit männlicher Behaarung und bedeutender Clitorishypertrophie. Die Clitoris der 29 jährigen Kranken war fingerlang und 3 Centimeter dick. Schnurrbart. Neben dem größeren der beiden Dermoide fand sich auch eine Parovarialcyste. Die Person genas. [Da ich die Originalarbeit nicht gelesen habe, sondern nur ein Referat von Stumpff, so kann ich nicht sagen, ob der ovarielle Charakter der Tumoren mikroskopisch festgestellt worden ist; wo nicht, so bleibt immer noch ein Zweifel erlaubt, ob es sich nicht um Tumoren der in der Bauchhöhle retinierten Hoden eines verkannten männlichen Scheinzwitters gehandelt hat. Die vorstehende Kasuistik würde uns zu so einem Zweifel vollauf berechtigen, da makroskopisch eine Bestimmung, ob ovarieller oder testiculärer Tumor, lange nicht in allen Fällen möglich, geschweige denn leicht ist. N.]

3) Bacaloglu und Fossard [„Deux cas de Pseudohermaphrodisme (Gynandroides) La Presse Médicale 6. XII. — 1899 pg. 331 — 333]: Die 31 jährige A. Lefrançois trat am 15. August 1899 wegen starker Leibschmerzen, welche schon vier Tage dauerten, in das Hospital ein und wurde auf dem Krankensaale des Dr. Troisier untergebracht. Die bisher absolut gesunde Person giebt an, sie habe ganz plötzlich nach dem Abendessen am 12. August sehr starke Schmerzen rechterseits im Unterleibe bekommen. Sie wandte zunächst keinerlei Mittel an, in der Hoffnung, die Schmerzen werden über Nacht vergehen — es kam jedoch anders! Am nächsten Tage wurden die Schmerzen [noch stärker trotz Kata-

plasmen mit Opiumzusatz. Wegen habitueller Verstopfung verordnete man Clysmata mit Zusatz von Glycerin. Am 14. August Status idem. Am 15. Meteorismus des Leibes, stark galliges Erbrechen, ständige Uebelkeiten. Darum entschloß sich die Kranke in das Hospital zu gehen. Es fiel den Aerzten sofort auf, daß diese Person trotz anscheinend normalen weiblichen Körperbaues einen männlichen Gesichtsausdruck hatte. Behaarung weiblich, außer Anflug von Bart an Oberlippen und Kinn. Extremitäten klein, weiblich. Becken weiblich, Brüste minimal. Leib sehr aufgetrieben, besonders schmerzhaft in der Gegend der fossa iliaca dextra. Erbrechen von kopiösen grünlichen Massen. Facies peritonitica, trockne Zunge, Puls 130 pro Minute. Man vermutete zunächst eine Appendicitis oder eine Erkrankung der rechtseitigen Uterusadnexa und untersuchte per vaginam. — Zu ihrem größten Erstaunen bemerkten nun die Aerzte, daß gar keine Vaginalöffnung vorlag, sondern daß der Finger in der ganz bedeutend erweiterten Analöffnung sich befand. Der Finger tastete per rectum ausgezeichnet sowohl den Uterus als auch die beiderseitigen nicht druckschmerzhaften Adnexa. Man schloß jetzt eine Genitalerkrankung aus, vermutete eine Appendicitis und holte einen Chirurgen Dr. Bougle. Derselbe vollzog nachts um 1 Uhr den Bauchschnitt in der Mittellinie. Aus der Wunde ergoß sich sehr viel Eiter; man fand den Wurmfortsatz stark geschwellt und hyperämisch. Man fügte einen Einschnitt der Bauchdecken in der rechten regio iliaca hinzu, öffnete den Wurmfortsatz, der fäkale Massen enthielt, und resecierte ihn; hierauf wurde die Bauchhöhle ausgespült und die Wunden vernäht. Trotz Kochsalzinfusion etc. erfolgte der Tod nach zwei und einer halben Stunde. Am 17. August Sektion: Penis 8 Centimeter lang und 5 Centimeter im Umfange statt einer Clitoris gefunden, Scham üppig behaart. Unterhalb der weib-

lichen Harnröhrenöffnung keine Spur von Vaginalostium gefunden, zwischen den Schamlefzen zog sich eine glatte Haut von der Urethralöffnung bis zur Analöffnung hin; ein Damm von 10 Centimetern fand sich. Bei der Eröffnung der Bauchhöhle fand man einen rudimentär entwickelten Uterus mit Tuben, Ovarien und Ligamenta rotunda. Uterushöhle 5 Centimeter lang, Cervix anderthalb Centimeter lang. Arbor vitae deutlich. Die Scheide 8 und einen halben Centimeter lang, schließt unten blind, infolge von Verwachsung der großen Schamlippen mit einander. Die cystisch entarteten Ovarien haben, das rechte 6 Centimeter Breite und 5 Höhe, das linke 6 und 4. Man fand mikroskopisch in den Ovarien keine Graaf'schen Follikel, sondern nur ein sklerotisches Gewebe, wenig Blutgefäße, sehr viel Bindegewebe mit kleinen proliferierenden Embryonalzellen. De facto sahen mikroskopisch die Ovariengewebe aus wie Narbengewebe. „On y peut distinguer des vaisseaux à parois hypertrophiées et sclerosées et des bandes de tissu fibreux adulte.“ Auch in dem Uterusgewebe fanden sich die Anzeichen einer ausgesprochenen Sclerose. Cornil konstatierte, daß es sich um Ovarien und nicht um Hoden handelte. Die Periode hatte diese Person niemals gehabt, sonst wäre es zur Bildung einer Hämatokolpometra gekommen. Dieser Fall würde also in das Gebiet der weiblichen Genitalatresien gehören mit Hypertrophie der Clitoris und einigen männlich entwickelten secundären Geschlechtscharakteren.

4) Bazy [Bulletins et Mémoires de la Société de Chirurgie de Paris, Tome XXVIII1 — 1902. N: 31 pg. 943]: Eine Weibsperson trat in das Hospital ein wegen Appendicitis und wurde von Chevallier operiert. Nach der Operation wurde diese Person Herrn Bazy als Mann vorgestellt. Es war ein männliches Individuum mit Hypospadiasis peniscrotalis und Anwesenheit beider

Hoden in dem gespaltenen Scrotum. Trotz seiner 26 Jahre hatte dieser Scheinzwitter dennoch keine Spur von Bartanflug im Gesicht. Mangel der Brüste. Bis jetzt keinerlei Geschlechtstrieb ausgesprochen. In diesem Falle führte die Appendicitis zu einem Kontakt mit dem Chirurgen und führte so die Aufklärung einer Erreur de sexe herbei.

5) Carl Beck [„A case of Hermaphrodism“ — Medical Record. 25th July. 1896 Vol. I. N: 1342 pg 135, und pg. 694 und 14. XI. 1896. N: 1358 pg. 724 und Medical Record 20. II. 1897 pg. 260: „Description of specimen taken from a hermaphrodite“]: L. M., 21 Jahre alt, als Mädchen getauft, hatte bis zum 19. Jahre als Mädchen gegolten, war aber zu dieser Zeit als Mann erklärt worden und wechselte demnach seinen Civilstand. Allgemeinaussehen, Gesichtsausdruck, Stimme und Behaarung weiblich; gleichwohl hatte dieses Individuum schon im 15. Jahre den Beischlaf als Mann praktiziert, Penis hypospadiaeus zwei und einen halben Zoll lang. Scrotum gespalten. An der Unterfläche des Penis sieht man die Narbe nach einer plastischen Operation, um die Abwärtskrümmung des Penis zu beseitigen. Die Scheide, vier Zoll lang, weist einen eingerissenen Hymen auf, läßt den Finger ein. Im Scheidengrunde tastet man das Collum uteri. Niemals Menstruation. Während des Beischlafes entleeren sich aus zwei Öffnungen jederseits des „Infundibulum“, wie der Mann sich ausdrückte, mit Ejakulation einige Tropfen einer klebrigen Flüssigkeit. Der Penis wird sub coitu strotzend und zweimal größer als sonst. Man fand einen schmerzhaften, fluktuierenden Tumor rechterseits im Unterbauche und einen kleineren linkerseits. Am 25. Juli 1896 entfernte Beck mit Bauchschnitt beide Tumoren, die er für sarcomatös entartete Hoden ansah. Die Operation war sehr schwierig wegen zahlreicher Verwachsungen der Tumoren mit der

vorderen Bauchwand und den Därmen. Während der Operation gelang es nicht, eine genauere Inspektion der Bauchhöhle vorzunehmen. Der Patient starb am 18. Tage nach der Operation infolge einer Pneumonie. Bei der Sektion fand man einen Uterus von zwei und einem Viertel Zoll Länge, dessen Höhle im oberen Teile von Flimmerepithel, im unteren von plattem Epithel ausge-



Fig. 14. Vulva eines als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters. Beobachtung von Beck.

kleidet war. Die Tuben enthielten kein Lumen, besaßen aber Ampullae. Unterhalb der Tuben soll man angeblich Ovarien gefunden haben (? — N. —) — Brooks untersuchte mikroskopisch die Tumoren und erklärte sie für Teratome oder Blastoderme; einige Anteile der Tumoren boten das Aussehen und den Bau eines alveolaeren

Sarcomes. Man fand weder Bartholini'sche noch Cowper'sche Drüsen, welche ja Produkte der gleichen Anlage sind, also einander entsprechen. Becken und Schambehaarung männlich. Der Patient war untersucht worden von Garrigues, Bangs, Wallach, Irwin, Sprague, Dowling, Johnston, Little, Schoeneberg, Cavanagh. Da eine mikroskopische Unter-



Fig. 15. Vulva eines als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters. Beobachtung von Beck.

suchung der angeblichen Ovarien nicht ausgeführt wurde, so muß man Mundé [Med. Record 1896 pg. 214] und Keller [ibidem] Recht geben, wenn sie das Individuum einfach für einen männlichen Hypospaden ansahen mit Bildung von Uterus und Vagina. (Siehe Fig. 14 u. 15.)

6) Carle [siehe im Vorhergehenden: Dritte Gruppe No. 3] fügte in seinem Falle von Herniotomie den Bauch-

schnitt hinzu, um sich über diesen Fall Klarheit zu verschaffen.

7) Chevreuil [siehe Georgus Steglehner: „De Hermaphroditorum Natura tractatus anatomo—physiologico —pathologicus." Bambergae et Lipsiae 1817 — pg. 91]: Anna Bergault, Andegariensis, habitu masculino et barba nigra instructa virorum moribus, amictu feminarum ex tumore magno in inguine sinistro gravibus symptomatibus afflictatur; petit auxilium chirurgi Pelletier, qui examine de tumore instituto, insuetam genitalium fabricam advertit, de quo certiorem reddit celeb. Bondenarium Parisiensem et Dr. Chevreuil Andegariae medicinam exercentem. Hic quae vidit et in viva et in cadavere, sequentibus refert. Instructa erat pene clitorideo, septem ad octo linearum diametri, pollices unum et dimidium longo, glande terminato praeputio cincta; sub glande sulcus aderat, qui pro recipienda urethra destinatus videbatur. Canalis urethrae tenuis sed dilatatus sub virgae medium orificio desiit, et sulco glandis ad urethram usque frenulum apparuit cutaneum. Ab orificio urethrae in dextro latere descendit plica cutanea major, quae pudendi labium simulabat; in sinistro latere haec cutis plica a tumore qui cutim distenderat, deleta erat. Vaginae ostium nullum sed annus infra patuit. Ex annulo prodiit tumor, qui capitis infantilis magnitudine ab ilei ossis spina superiori versus pubis arcum oblique ductu procedens in immi ventris cava versus hypochondrium sinistrum et epigastrium ascendit. Post mortem aegrotae Chevreuil cadaver apperiebat, qui sub tumore vesicam deorsum urgente uterum cavum pollicem longum et uteri cervicem detexit, qui in urethram ovali ostio hiabat, superius labio rubente obtecto. In latere uteri dextro ligamentum rotundum adhaesit et inter ligamenti lati laminas ovarium et tubae reperiebantur, in sinistro latere observatus fuit tumor hydropicus

ovarii, cui tuba sinistra imponebatur; pars hujus tumoris in abdomine erat, pars ejus autem per annulum transiit, et tumorem exterius visendum constituit, in abdomine mesenterium in massam scirrhosam ab ilei regione ad processum sterni xyphoideum coaluerunt."

In diesem Falle scheint es sich also um einen Tumor einer Geschlechtsdrüse zu handeln, der sanduhrförmig teilweise in der Bauchhöhle lag, teilweise durch den Leistenring nach außen getreten war. Steglehner gibt Chevreuils Angabe wieder, es habe sich um einen Ovarialtumor gehandelt. Möglich ist ja dieses, aber es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß es ein Hodentumor war bei Zurückhaltung des anderen Hodens in toto in der Bauchhöhle und Vorhandensein eines hochgradig entwickelten Uterovaginalkanales, der in die männliche Urethra mündete. Heute ist natürlich von einer Entscheidung solcher zweifelhaften Fälle nicht zu reden, da nur das Mikroskop, aber nicht das makroskopische Aussehen einer Geschlechtsdrüse entscheiden kann. Zum Beweise führe ich den oben erwähnten Fall an, wo Martin in dem Glauben, ektopische inguinolabiale Ovarien exstirpiert zu haben, noch bei makroskopischer Betrachtung der exstirpierten Gebilde fest überzeugt war, es seien Eierstöcke — ja er glaubte sogar Follikel zu sehen —, wo doch das Mikroskop auf Hoden mit aller Bestimmtheit verwies.

8) Clark [„Nephrolithotomie chez un hermaphrodite" — Médecine Moderne 1896 No. 43 — Referat: Frommel's Jahresbericht für 1897 pg. 927 No. 18]: Eine Frau starb nach einer von Clark vollzogenen Nephrolithotomie. Die Sektion erwies, daß diese Person, die zeitlebens als Frau gegolten hatte, ein männlicher Scheinzwitter war. Penis hypospadiaeus rudimentarius, rudimentaere Prostata, kein Uterus, Brüste männlich angelegt, Scrotum gespalten, der rechte Hoden lag in der Schamlefze, der linke im Leistenkanale.

9) Delagenière aus Tours berichtete der Pariser Société de Chirurgie [siehe Progrès Medical 1899 No. 2] folgende interessante Beobachtung: Er fand bei einer 27jährigen Frau eine absolut normal gestaltete Vulva mit ganz kleiner Clitoris, regelrechten Schamlippen, sodaß absolut nichts und nichts vorlag, das einen Zweifel an dem Geschlechte hätte hervorrufen können. Die Scheide erwies sich aber in der Höhe von 5 Centimetern blind geschlossen. Von Zeit zu Zeit sollen menstruale Phaenomene aufgetreten sein. Er konstatierte jederseits einen „petit point d'hernie inguinale". — Ein Bruchband vertrug die Person absolut nicht: Taxisversuche waren äußerst schmerzhaft. Delagenière machte also den Bauchschnitt, fand dabei weder einen Uterus noch Spuren von breiten Mutterbändern. Die von ihm entfernten Geschlechtsdrüsen erwiesen sich unter dem Mikroskop als Hoden. [Siehe auch: Semaine Médicale 1899, No. 2 pg. 13]: Delagenière hatte dieser Frau den Bauchschnitt vorgeschlagen, um den Uterus aufzusuchen und mit dem oberen Ende der blind endenden Scheide zu vereinigen und vollzog die Operation am 5. VIII. 1897 unter Assistenz von Dr. Parisot. Er operierte in Trendelenburg's Hängelage und fand zunächst nichts von inneren Genitalien als zwei anfänglich von ihm für Ovarien angesehene Gebilde, deren je eines an der inneren Öffnung je eines Leistenkanales lag. Später glaubte er den Eindruck zu gewinnen, als seien es atrophische Hoden. Um diese Gebilde entfernen zu können, mußte er die innere Öffnung eines jeden Leistenkanales etwas spalten. Bauchwunde geschlossen. Heilung. Das Mikroskop erwies atrophische Hoden. [Siehe auch: Annales de Gynécologie et d'Obstétrique. 1896. pg. 57—63, mit zwei Abbildungen.]

10) v. Engelhardt [„Ueber einen Fall von Pseudohermaphroditismus femininus mit Carcinom des Uterus"

— Monatsschrift für Geb. u. Gyn. December 1900 pg. 729—744 mit drei Abbildungen]:

Als Todesursache eines lange Jahre hindurch verheirateten Mannes von 59 Jahren, Karl Menniken, wurde ein Carcinoma uteri erhärtet. Die Sektion stellte fest, daß Karl Menniken keine Hoden sondern Ovarien hatte und ein Weib war, obwohl er jahrelang cum uxore den Beischlaf ausgeführt. Bezüglich Einzelheiten — siehe meinen Aufsatz im vorigen Jahrgange diese Jahrbuches sub I No. 18. —

11) Fehling („Ein Fall von Pseudohermaphroditismus femininus externus" Archiv für Gynaekologie. Bd. 42. pg. 361. 1892]: Im Januar 1891 trat die (s. Fig. 16 u. 17) 21 jährige P. . in die Klinik ein. Die Periode trat im 15. Jahre ein und wiederholte sich regelmäßig; anfangs im 16. Jahre war sie postponierend und blieb im 17. ganz aus. Schon damals bemerkte das Mädchen einen apfelgroßen Tumor im Bauche. Die ständig zunehmenden Leibschmerzen zwangen sie endlich unter Aufgabe ihres Dienstes in das Hospital einzutreten. Man konstatierte Scheinzwittertum. Becken weiblich, Brüste rudimentär entwickelt, Stimme eher männlich, schnurrbartartige Gesichtsbehaarung. Schambogen weit, Clitoris 5 Centimeter lang, von Daumendicke, erectil, mit ausgesprochener Eichel und Vorhaut. Die Erektionen traten sogar auf während einer libidinösen Unterhaltung. Vagina von Hymen am Eingange umgeben. Die linke Schamlefze ist schwach entwickelt, aber behaart, das rechte Labium majus stellt im oberen Teil einen rundlichen Sack dar, wie eine Scrotalhälfte. Man fühlt darin einen kleinen druckempfindlichen Körper nebst dünnem Strange. Der Finger läßt sich hier in den Leistenkanal, in die Bauchhöhle einstülpen. Darmschlingen sind im Bruchsacke nicht nachweisbar. Unter Narkose stellte man eine retroversio uteri fest mit nicht durchgängigem Cervikalkanal.

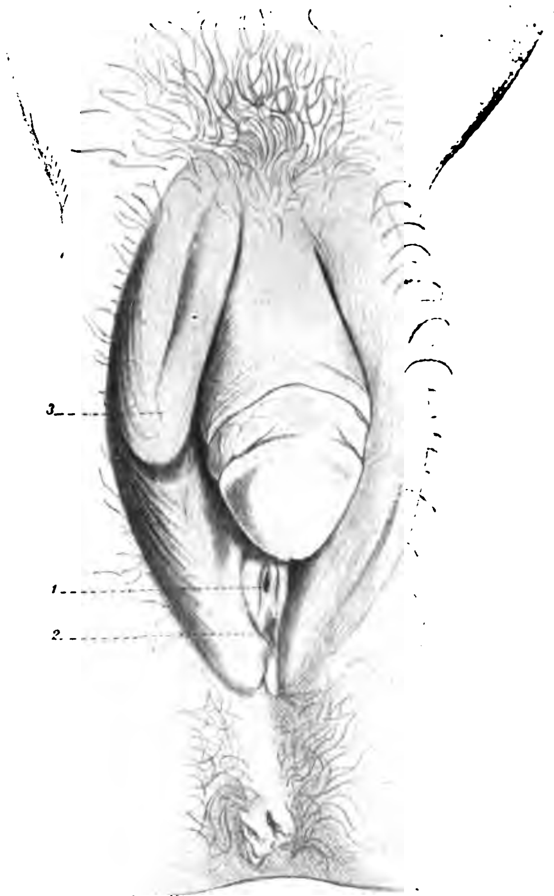


Fig. 16. Äußere Genitalien eines weiblichen Scheinzwitters mit Hypertrophie der Clitoris, Inguinolabialektopie des rechten Ovarium u. der rechten Tube. Ansicht bei hängender Clitoris.
Beobachtung von Fehling.

Im vorderen Scheidengewölbe fühlte man einen fluktuierenden Tumor, der nach einigen Schwanken als

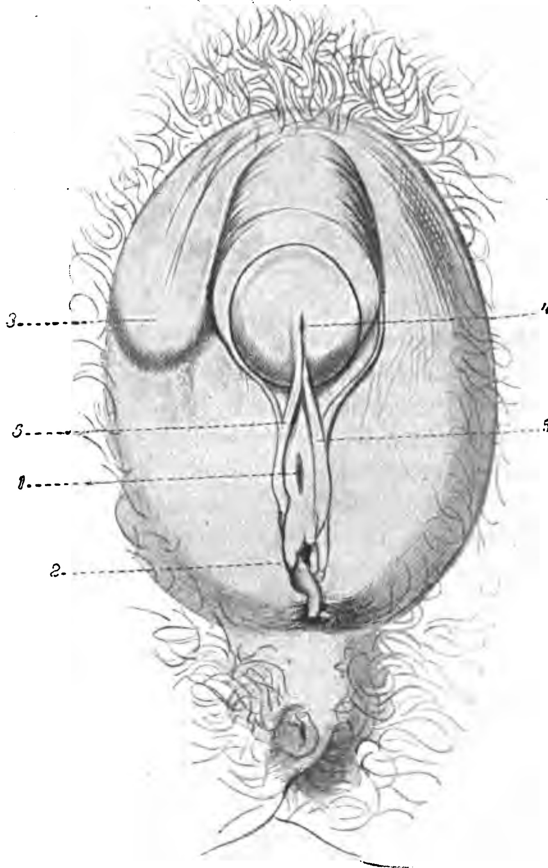


Fig. 17. Äußere Genitalien eines weiblichen Scheinzwitters, bei dem wegen Neoplasma des linken Ovarium der Leibschnitt gemacht wurde. Beobachtung von Fehling.

Haematometra angesehen wurde. Fieber. Eine zweimalige Punktion des Tumors durch die vordere Bauchwand

ergab keinen positiven Bescheid. Da es endlich gelang, die Uteruskontouren zu tasten, so wurde ein uteriner Sitz des Tumors ausgeschlossen und angenommen, er entstamme dem linken Ovarium, während wahrscheinlich der rechte Eierstock in hernia labiali liege. Der Bauchschnitt am 21. Januar bestätigte vollkommen diese Voraussetzung: Es fand sich ein Myxosarcoma ovarii sinistri: der Tumor wurde abgetragen, das rechte Ovarium, welches mit der Tube in die rechte Schamlefze ausgetreten war, wurde in die Bauchhöhle hineingezogen, wo diese Organe auch in der Folge verblieben. R. P. war also ein weiblicher Scheinzwitter mit ganz bedeutender Hypertrophie der erectilen Clitoris peniformis, und nicht ein männlicher Scheinzwitter wie man wohl von vornherein hätte vermuten können. Die ektopische Tube konnte leicht einen Samenstrang, der ektopische Eierstock einen Hoden vortäuschen, die Vulva eine peniscrotale Hypospadie. Der Uterus war infantil entwickelt. Fehling unterließ die beabsichtigte Vernähung der inneren Oeffnung des Leistenkanales, weil er die Operation angesichts schlechter Atmung schneller beenden wollte. Neben dem Myxosarcoma ovarii sinistri globocellulare fand sich ein kleines Fibrom mit starker Verkalkung. Der Tumor wog 5 Pfund.

12) Gruber [Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg 1859 Tome 41. No. 13] beschrieb mit einer Abbildung ein 22 jähriges Individuum infolge von Carcinom einer Geschlechtsdrüse verstorben. Es war ein männlicher Scheinzwitter mit Hypospadiasis peniscrotalis; im sinus urogenitalis lagen die Öffnungen der Urethra und der Vagina. Es fand sich ein Uterus und eine Vagina von je 8 Centimeter Länge. Linkerseits fand man neben der Tube eine carcinomatös entartete Geschlechtsdrüse, seiner Zeit von Gruber für ein Ovarium angesehen, in der rechtsseitigen Geschlechtsdrüse fand man canaliculi seminiferi und konstatierte, daß letztere ein

Hoden war. Man fand auch den dazugehörigen Nebenhoden und das Vas deferens, konnte aber dessen peripheres Ende nicht entdecken. Offenbar liegt hier in der Deutung der ovariellen Natur der carcinomatösen linksseitigen Geschlechtsdrüse ein Irrtum vor und handelt es sich um männliches Scheinzwittertum und Kryptorchismus mit bösartiger Entartung des einen Hodens (siehe Fig. 18).

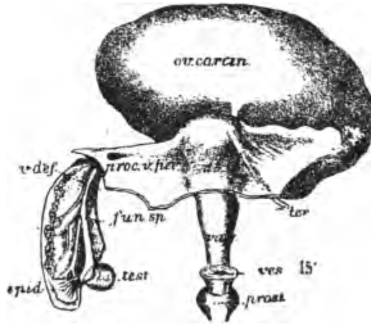


Fig. 18.
Innere Genitalien eines männlichen Scheinzwitters mit hochgradiger Entwickelung der Müller'schen Gänge und Carcinom einer Geschlechtsdrüse. Zeichnung kopiert nach Ahlfeld's Atlas. Beobachtung von Gruber. ves. = Harnblase, prost. = Prostata, ter. = ligamentum teres uteri sinistrum, proc. v. per = processus vaginalis peritonaei.

13) Gunkel [„Über einen Fall von Pseudohermaphroditismus." I. D. Marburg 1887.] erwähnt einen interessanten Fall folgender Art: Ein Mädchen verriet im geschlechtsreifen Alter geschlechtlichen Hang zu Frauen, also männlichen Geschlechtsdrang. Infolge einer Denunciation wegen Incest wurde das Mädchen 1863 einer gerichtlich-medizinischen Untersuchung unterworfen und für einen männlichen Scheinzwitter erklärt, einen Hypospadiaeus mit Kryptorchismus bilateralis behaftet [männlicher Bart, Penis hypospadiaeus etc.] aber ein Decret der Regenz gestattete dem Scheinzwitter, auch weiterhin

weibliche Kleidung zu tragen. Im 50. Lebensjahre starb diese Person. Die Sektion konstatierte zur Überraschung der Experten, daß sie sich geirrt hatten: Obgleich das Aussehen der äußeren Scham tatsächlich mehr einer männlichen als einer weiblichen ähnlich sah, fand man einen Uterus und zwei Ovarien, Tuben und die zum Uterus gehörigen Ligamente. Die Vagina, nach unten zu sehr verengt, öffnete sich in capite gallinaginis in die männlich veranlagte Harnröhre. Die äußere Öffnung der Harnröhre lag aber nicht in der Glans, wie es beim Manne sein sollte, sondern zwei und einen halben Centimeter nach hinten unten von dieser Stelle — der vorderste Teil der männlichen Harnröhre war also hypospadisch. Auch eine Prostata wurde gefunden. Der Uterus war myomatös entartet. Dieser Fall gehört zu den selten vorkommenden Fällen von clitoris peniformis. [Sind die Ovarien mikroskopisch als solche bestätigt? N.]

14) W. Hall [„Carcinoma of the ovary in a hermaphrodite“. Transactions of the St. Louis Obstetric. and Gyn. Society. 17. VIII 1898, siehe: American Gyn. and Obstetric Journal. Vol. XIII. 1898 pg. 181, siehe: Referat Frommel's Jahresbericht für 1898 pg. 901] Scham weiblich, aber hypoplastisch und miniaturell, dagegen Clitoris anderthalb Zoll lang. Becken schmal, Brüste sind nicht da, Stimme männlich, Extremitäten und Oberlippe des 17jährigen Individuum behaart. Im 14. Lebensjahre soll einmal eine Blutausscheidung aus dem Genitale stattgehabt haben; in der rechten Beckenhälfte lag ein Tumor, in dem nach Exstirpation ein Carcinoma ovarii erkannt wurde. Der andere Eierstock erschien klein, atrophisch. Das Original der Arbeit war mir nicht zugänglich.

15) Hansemann [Drei Fälle von Hermaphroditismus." — Berliner Klinische Wochenschrift 1898. No. 25. pg. 149 u. ff.]: Eine 82jährige Frau Kristine Bock-

fleisch, durch lange Jahre in Amerika verheiratet, starb im Berliner Krankenhause am Friedrichshain. Der Leichnam wurde von Professor Fürbringer seziert. Ein Sektionsprotokoll fand sich nicht vor, dagegen vier Photogramme und die Krankengeschichte. In der pathologisch-anatomischen Sammlung des Hospitals finden sich die Beckenorgane mit den äußeren Genitalien sowie der Kehlkopf. [Präparat I, 268]. Die Sektion fand am 27. V. 1887 statt. Der Tod war eingetreten infolge von Sepsis und Nierenabscessen bei Blasenkrebs. Es bestand niemals Zweifel über den männlichen Charakter dieser Person, obwohl sie als Frau verheiratet gewesen war. — Auch die Photogramme zeigen ein starkknochiges männliches Individuum und machen trotz Bartlosigkeit und dem lang ausgewachsenen Haupthaar den Eindruck eines verkleideten Mannes. Das Scrotum ist gespalten, an jeder Seite befindet sich ein normal gebildeter Hoden. Penis hypospadiaeus an der oberen Fläche gemessen 8 Centimeter, an der unteren 3 Centimeter lang, hakenförmig nach unten gekrümmt. An der gespaltenen männlichen Harnröhre sieht man eine Anzahl von Lacunae Morgagnii in der Mittellinie belegen. Vorhaut kurz. Die Urethra ist weit und mag im Leben für den kleinen Finger durchgängig gewesen sein, jetzt in dem geschrumpften Zustande kann man noch leicht einen Bleistift einführen. In der Umgebung der Urethra ist die Epidermis etwa in Centimeterbreite glatt, ähnlich einer Vaginalschleimhaut. Nach außen wird sie runzlig und geht in die Bedeckung der beiden Scrotalhälften über. Diese glatte Stelle erweckt den Eindruck eines Introitus vaginae, da die beiden Scrotalhälften dicht bei einander liegen. Nach hinten biegt diese Partie zum Damm in einer scharfen Kante um und von hier bis zum After sind noch 5,5 Centimeter. Die Urethra ist bis zum Eintritt in die Blase 10,5 Centimeter lang, eine Prostata

nicht vorhanden, dagegen Corpus gallinaginis gut entwickelt. Die Mündungen beider Vasa deferentia sichtbar. Samenblasen atrophisch, aber an normaler Stelle gelegen. In der Harnblase sieht man den flachen ulcerierten Krebs. Ureteren und Nierenbecken erweitert, in beiden Nieren zahlreiche Abscesse. Kehlkopf etwas klein, aber nicht unverhältnismäßig.

16) Howitz [siehe: Blom: Gynaekolog. obstetr. Middelelser. T. X. Heft III pg. 194—216]. Eine 49jährige Frau trat in die gynaekologische Klinik in Kopenhagen ein wegen eines Bauchtumors. Howitz exstirpierte einen myomatösen Uterus, die Frau starb am 5. Tage nach der Operation infolge von Embolie. Obwohl das Aussehen der äußeren Genitalien für männliches Geschlecht sprach, fand man doch bei der Nekropsie weibliches Geschlecht, aber die Ovarien enthielten keine Graaf'schen Follikel! Diese Person war unverheiratet und hatte kaum einige Mal eine Blutung aus dem Genitale gehabt zwischen dem 30. und 40. Lebensjahre und zwar in Abständen von einem oder mehreren Jahren. Diese Blutungen waren stets minimal, dauerten kaum wenige Tage und waren stets ohne irgend welche Molimina menstrualia gewesen. Vor 6 Monaten bemerkte die Person zum ersten Male einen Bauchtumor, welcher aber schnell wuchs und immer größere Beschwerden hervorrief. Die Frau war klein von Wuchs, spärlich behaart bis auf das lange Haupthaar, mager, mit scharfen Gesichtszügen, mußte sich oft rasieren wegen Bartwuchses; Stimme und Brustkorb männlich, Kehlkopf vorspringend, Brüste fehlten. Schambehaarung und Becken männlich; die Schamlefzen waren leer, kleine Schamlippen mäßig entwickelt, Clitoris 6 Centimeter lang und zwei Centimeter dick; die glans Clitoridis zwei Centimeter lang, an ihrer unteren Fläche sieht man sowie an der unteren Fläche des Corpus clitoridis eine Rinne wie bei einem hypo-

spadischen Penis und in dieser Rinne einige Krypten. Sinus urogenitalis eine flache einen Centimeter lange Vertiefung, eine Fingerspitze nicht aufnehmend. Keine Spur von einem Hymen zu entdecken. Durch eine feine Oeffnung am Boden des Sinus urogenitalis dringt eine dünne Sonde auf 7 Centimeter in eine Vagina ein. Damm 8 Centimeter breit, weist eine deutliche Raphe auf. Am 29. VI. vollzog Howitz den Bauchschnitt in der Meinung, es handle sich um einen myomatösen Uterus, er entfernte einen Tumor von der Größe einer Kokosnuß, bildete eine Art Stumpf und nähte denselben in die Bauchwunde ein. Am vierten Juli starb die Frau plötzlich infolge von Embolia arteriae pulmonalis. Der Tumor erwies sich als ein Fibromyom und enthielt einen mit Schleimhaut ausgekleideten Kanal; nach unten zu erweiterte sich dieser Kanal bedeutend und konnte man in seinem unteren Abschnitte deutlich die Zeichnung des Arbor vitae erkennen an Vorder- und Hinterwand. Die Cervikalhöhle kommunicierte durch eine nur stecknadelkopfgroße Öffnung mit einer Vagina. Portio vaginalis uteri nur einen Mill. lang, die Cervix dagegen war sieben und einen halben Zentimeter lang. Ligamenta rotunda uteri normal, ligamenta lata sehr niedrig, linkerseits eine normale Tube aber ohne Fimbriae um die sehr enge abdominale Öffnung. Rechterseits fehlte die Tube, an Stelle der Ovarien lag jederseits eine Gebilde von Gestalt und Größe einer Mandel: linkerseits außerdem ein gänseeigroßes Fibromyom. Keine Spur von einer Prostata. Die Scheide war 7 Centimeter lang und einen halben Centimeter breit. An der hinteren Wand der Urethra einen Centimeter unterhalb der Blasenmündung sah man jederseits eine feine Öffnung, kaum nadelspitzenweit, welche jederseits in einen feinen Kanal führte, welcher in der Höhe von 1,35 Centimetern blind schloß. Diese Gartner'schen Kanäle verliefen nach außen und

nach hinten zu unter der Schleimhaut der Harnröhre. Chiewitz untersuchte die Geschlechtsdrüsen und kam zu dem Schlusse, es seien Ovarien aber ohne Follikelbildung. Das Stroma war härter als das Stroma eines normalen Eierstockes einer erwachsenen Frau, erinnert aber in nichts an das Stroma eines Hodens. Keine Spur von Vasa deferentia gefunden.

[Meines Erachtens muß das Geschlecht in diesem Falle unentschieden bleiben, denn Chiewitz lieferte keinen Beweis, daß die Geschlechtsdrüsen wirklich Ovarien waren, er fand Geschlechtsdrüsen in rudimentärem Entwickelungszustande, die meiner Ansicht nach ebensowohl rudimentäre Hoden sein konnten als rudimentäre Ovarien. N.]

17) Dixon-Jones [siehe im Vorhergehenden: Erste Gruppe: Fall 14] fügte in seinem Falle von doppelseitiger Herniotomie den Bauchschnitt hinzu, um sich von dem Aussehen der intraabdominalen Geschlechtsorgane zu überzeugen.

18) Kapsammer [Zentralblatt für die Krankheiten der Harn- und Sexualorgane. 1900. No. 1] hat eine in ihrer Art einzig dastehende Beobachtung beschrieben: Nitze in Berlin entfernte bei einem 30 jährigen Manne operativ einen Kalkphosphatstein von 165 Gramm Gewicht, welcher in der Höhle eines Utriculus masculinus lag, der mit enger Oeffnung in die Pars prostatica urethrae sich öffnete. „Gänseeigroßer Kalkphosphatstein in einem Vaginalsack beim Manne“ [siehe Referat: Deutsche Medicinische Wochenschrift 1900, No. 4, Litteraturbeilage No. 3 vom 25. I. 1900, pg. 20.]

19) Krabbel [Vortrag in der Vereinigung niederrheinisch-westphälischer Chirurgen in Düsseldorf, am 20. Juli 1901 — siehe: Monatsschrift für Geb. und Gynaekologie, Oktober 1901, pg. 597] beschrieb eine Ovariotomie bei einem 32 jährigen Manne. Dieses Individuum war als Knabe getauft und als Mann erzogen

worden, indem man eine Hypospadiasis peniscrotalis diagnosticierte mit Existenz von Schamlefzen und einer engen Vagina. Nachdem der junge Mann das Gymnasium und die Universität beendigt hatte, erhielt er eine staatliche Anstellung als Lehrer in einer höheren Schule. Niemals Periode. Es wurde ein Bauchhöhlentumor diagnosticiert [wie alt war das Individuum zu dieser Zeit? — N.] und ein multilokuläres Cystom des linken Eierstockes entfernt. Sub operatione fand man in der Bauchhöhle einen kleinen Uterus und ein Organ, welches man für den rechten Eierstock ansah. Der Uterushals ließ eine Sonde eindringen, wie man sich vor der Operation überzeugt hatte. Anderthalb Jahre nach dieser Operation wurde wegen Recidivs abermals der Leib geöffnet; der jetzt entfernte Tumor wurde von Professor Marchand als Teratom charakterisiert mit sarkomatösem Bau. Seit dieser Operation soll der Mann sich gesund fühlen. Erst im Februarheft 1902 der Monatsschrift für Geb. und Gyn. (pg. 227) fand ich einen etwas eingehenderen Bericht über diese seltene Beobachtung: Der Mann war klein von Wuchs und von zartem Körperbau, mit Schnurrbart versehen und knappem Backenbart, weiblicher Stimme, nicht prominierendem Kehlkopf und flachen Brüsten. Hypospadiasis penis; die Glans schien ohne Vorhaut. Statt eines Scrotum und der Hoden fanden sich zwei Schamlefzen. Sub narcosi tastete man per vaginam eine portio vaginalis uteri. Nach Entfernung eines Bauchhöhlentumors von 23 Pfund Gewicht fand man einen kleinen Uterus und rechterseits ein Ligamentum latum. Der Tumor war aus den linkseitigen Adnexa uteri hervorgegangen, auf dem Tumor lag das linke Ovarium auf, das gleichzeitig mit entfernt wurde. Bei der mikroskopischen Untersuchung jedoch erwies sich das als Ovarium aufgefaßte Gebilde als ein Parovarium. Der

postoperative Verlauf war gut, aber nach anderthalb Jahren mußte, wie gesagt, wegen Recidivs der Leibschnitt wiederholt werden. Der jetzt entfernte Tumor war so groß wie der früher entfernte und erwies sich als Teratom von gemischtem Bau mit sarkomatösem Bau. Inhalt teilweise myxomatös; hier und da fanden sich auch Epithelnester. Krabbel sah in dem Tumor ein Embryom (Wilms). Dieser Mann hatte weder Menstruation noch Ejakulationen und soll seit der letzten Operation gesund sein.

20) Krug [„Ovariotomy in a hermaphrodite" — Referat: The British Gynaecological Journal, August 1891 Vol. VII. No. 26. pg. 254] in Newyork machte den Bauchschnitt bei einer jungen Polin von 19 Jahren. „When ten years old, a copious growth of hair appeared all over the body, especially the face. At sixteen abdominal pains with epistaxis occured monthly, but there was never any show. A swelling appeared a few months before she entered hospital. It was diagnosed as haematometra and haematokolpos. Krug noted the masculine appearence of the patient. Nothing womanly exists save here long tresses. The wiskers and moustache were well developed and she shaved daily. The skeleton, especially the pelvis, was massive. The external genitals at first sight were like those of a male; the clitoris was two inches long. Two folds, resembling a scrotum, when they lay together, concealed a narrow vaginal orifice. The urethra opened, immediately under and behind the penis like clitoris. The vagina contained no rugae. The Portio vaginalis of the cervix was minute. It' as a pinhole orifice, admitted a fine sound for about two inches. The tumor descended into the pelvis and appeared as though connected with the Uterus. It caused extreme distension of the Abdomen. Bronchitis and kidney disease complicated the case. A large sarcoma of the right ovary was removed. Its base had „to be shelled out of the right

broad ligament. The left ovary formed a smaller sarcomatous tumour also sensible; it was removed. The stumps on either side of the small Uterus, where two ligatures had been employed, were normal. — Krug hatte die irrtümliche Diagnose einer Haematometrokolpos gestellt vor dem Bauchschnitte. Die Operation erwies weibliches Scheinzwittertum mit gewissen arrhenoidalen Erscheinungen. Pseudohermaphroditismus femininus — der Fall ähnelt demjenigen von Fehling in mancher Beziehung.

21) Lesser (Deutsche Zeitschrift für praktische Medizin 17—1878 No. 10 — Referat: Schmidt's Jahrbücher Jahrgang 1878, Band 178. pg, 42].

Die 25jährige L., als Mädchen erzogen, hielt sich ganz abseits von jeglichem Verkehr, sei es mit Männern, sei es mit Frauen. Ihre reine Stimme sowohl als ihr allgemeines männliches Aussehen, erweckten schon seit langer Zeit in ihrer Umgebung den Verdacht, sie sei ein verkleideter Mann. Um endlich einmal diesen Gerüchten die Spitze abzubrechen, nahm die L. zu einer Lüge Zuflucht, sie erzählte nämlich, sie habe vor einigen Jahren unehelich ein Kind geboren, welches aber kurz nach der Geburt verstorben sei. Die L. selbst starb eines plötzlichen Todes. Sektion: Körperlänge 146 Centimeter, männliche Gesichtsbehaarung, Schnurrbart und Backenbart, Gesichtsausdruck gleichwohl weiblich. Pomum Adami hervortretend, Brüste sehr schwach entwickelt; in der Bauchhöhle ein Tumor. Im linken Leistenkanale ein weiches verschiebliches ovales Körperchen von Pflaumengröße. Scham stark behaart. Man fand ein penisartiges Glied von 5,5 Cent. Länge ohne Frenulum praeputii und ohne Praeputium, Penis hypospadiaeus. Die Rinne an der unteren Fläche des Penis reicht nach unten herab bis zwei Centimeter vor dem Anus und schließt mit einer Art Delle, welche die Kuppe des kleinen Fingers aufnimmt. Jederseits von dem Penis ein Hautdeckenwulst von 10 Centimeter

Länge und drei Centimeter Breite. Auf der runzligen Oberfläche dieser Hautwülste hier und da einige rötliche stecknadelgroße Erhabenheiten. Hände und Füße weiblich aussehend. In der Bauchhöhle fand man ungefähr 3000 Kubikcentimeter dunklen flüssigen Blutes, das kleine Becken war von einem fluktuierenden Tumor ausgefüllt, der Tumor hatte die Größe des Kopfes eines erwachsenen Mannes. Die Därme, ja sogar das Coecum erwiesen sich durch den Tumor stark nach oben dislociert. Der Tumor war mit der vorderen Bauchwand verwachsen in der Ausdehnung eines Fünfmarkstückes in der Gegend der inneren Öffnung des linken Leistenkanales. Rings um diese Stelle war das Bauchfell besät mit kleinen blutinfiltrierten Knötchen von verschiedener Größe und verschiedenem Aussehen. Die Lymphdrüsen und die linke Niere entartet. Von dem Tumor zieht ein 5 Millimeter dicker Strang zu dem im linken Leistenkanale liegenden ovalen Gebilde. Der Tumor war ein Alveolarsarcom. Der in die vorgenannte Delle am Damme eingeführte Finger gelangt in einen zylindrischen Kanal, in dessen Tiefe sich zwei Öffnungen befanden. Der Kanal war der Sinus urogenitalis, 2 Centimeter lang und anderthalb im Umfange messend. Wand sehr dick. Die obere der beiden Öffnungen im Sinus urogenitalis war die Harnröhrenöffnung, die untere führte in eine 1 und einen halben Centimeter lange Vagina, die unten drei und einen halben Centimeter breit, weiter oben oberhalb einer Striktur 5,5 Centimeter breit war. Der Tumor entstammte dem Uterus und umgab teilweise sogar die Scheide in deren oberem Abschnitte. Der Tumor war an einer Stelle geplatzt und hatte so eine tötliche Verblutung herbeigeführt. Man fand keine Spur von Ovarien oder Prostata oder Samenbläschen — wofür wurde denn jenes im linken Leistenkanale liegende Gebilde angesehen? — Der Penis besaß deutlich drei Corpora cavernosa. [Wenn

der Penis hypospadiaeisch war, so ist mir die Möglichkeit der Existenz von drei Corpora caversa mindestens zweifelhaft, jedenfalls ganz unverständlich. —N]. — Lesser erklärte die Verstorbene für ein Weib mit gewissen Mängeln, da sie niemals menstruiert hatte. Einen Beweis bringt er jedoch für die Richtigkeit seiner Vermutung nicht — meines Erachtens erscheint es viel wahrscheinlicher, daß L. ein männlicher Scheinzwitter war und daß wahrscheinlich der Tumor ein Sarkom eines in der Bauchhöhle retinierten Hodens war, während der andere Hoden im linken Leistenkanale lag. Selbstverständlich sind das nur vermutete Möglichkeiten. Da ich die Originalarbeit Lesser's nicht besitze, so möchte ich einen Kollegen, welchem die Deutsche Zeitschrift für praktische Medizin für das Jahr 1878 zugänglich ist, ersuchen, die Arbeit Lesser's auf diesen Punkt hin kritisch durchzusehen.

22) Levy [Berliner klinische Wochenschrift. XX. Jahrgang 1882 pg. 620] stellte in der Berliner geburtshülflich gynaekologischen Gesellschaft am 8. XII. 1882 [Zeitschrift für Geburtshülfe und Gynaekologie IX. Bd. 1883 pg. 235: „Hermaphroditismus spurius femininus mit Tumor in Abdomine"] ein 16jähriges Mädchen Anna Schulze vor. Da ich in der Sitzung zugegen war, damals noch Volontair in der Klinik des verstorbenen Professor Karl Schroeder, so benützte ich die Gelegenheit, um ein Modell der äußeren Genitalien dieses Mädchens anzufertigen. Das Mädchen hatte seit einem halben Jahre die Regel, wie es aussagte; die Regel soll stets schmerzhaft sein. Körperhöhe 145 Centimeter, Haupthaar lang, Mammae wenig entwickelt, Allgemeinaussehen weiblich, Clitoris peniformis ähnelt einem hypospadischen Penis, ist drei Centimeter lang, sub erectione 5 Centimeter; die Erektion ist sehr energisch, sub narcosi. In jeder Schamlefze tastet man ein härtliches verschiebliches Gebilde von 10-Pfennigstückgröße. Unterhalb der Harnröhren-

mündung liegt die von einem Hymen garnierte Vaginalöffnung. Die Vagina ist 5 Centimeter lang. Die Schamlefzen sind schwach behaart und runzlig, über dem rechten horizontalen Schambeinaste sieht man eine Hervorwölbung, fühlt aber dort keine vergrößerte Resistenz; niemals Menstruation, wohl aber Molimina vorhanden. Ob der Tumor eine Haematometra oder ein Neoplasma des rechten Eierstockes ist, schreibt Levy, wird die weitere Beobachtung zeigen. Per rectum fühlte man einen Strang, nach oben etwas dicker werdend, und darüber mehr nach rechts gelagert, einen Tumor von der Größe einer großen Orange, festweich, nicht fluktuierend, mit glatter Oberfläche; diesem liegt links oben ein mandelförmiges Gebilde an, das aber auch von dem Tumor abhebbar ist. Unterhalb des Tumors findet sich noch ein erbsengroßes Gebilde, aber außer Zusammenhang mit ihm. „Das Aussehen der Clitoris sowie die in den Schamlefzen getasteten Gebilde müssen den Verdacht einer erreur de sexe“ wecken, für mich muß das Geschlecht in diesem Falle vorläufig unentschieden bleiben, da ja die Angabe der stattgehabten Menstruation eine fragliche ist.

23) Ernst Levy [„Über ein Mädchen mit Hoden und über Pseudohermaphroditismus“ — Hegar's Beiträge zur Geburtshülfe und Gynäkologie. Leipzig 1901. Bd. IV. Heft III. pg. 347—360.] beschreibt einen von Doederlein operierten Fall, der nach Kastration eines Mädchens feststellte, daß die exstirpierten Geschlechtsdrüsen Hoden waren und giebt im Anschlusse hieran die Krankengeschichte einer von v. Saexinger mit letalem Ausgange operierten Person. Die 20 jährige M. Str. bot ein weibliches Allgemeinaussehen, sowie auch manche sekundären Geschlechtscharaktere weiblich waren. Als sie geboren wurde, sagte die Hebeamme, das Kind sei ein männliches mißbildetes Kind, es wäre aber besser, dasselbe als Mädchen zu erziehen, weil der Harn nicht vorn

am Gliede abgegeben werde. Niemals Regel bisher, wohl aber schon seit zwei Jahren alle drei Wochen je 4—5 Tage andauernde Leibschmerzen mit ärztlicherseits dabei konstatierten Temperatursteigungen. Seit drei Monaten schon bemerkte Patientin, daß ihr in der rechten Hälfte des Unterleibes ein Tumor wachse. Seit dieser Zeit ist sie sehr abgemagert und arbeitsunfähig geworden. Patientin ist 168 Centimeter hoch, anaemisch, ohne Spur von männlicher Gesichtsbehaarung. Stimme und Kehlkopf männlich, Andromastie. Im rechten Hypogastrium ein schmerzhafter glattwandiger, harter ovaler Tumor von Kindskopfgröße: der Tumor entspringt aus dem kleinen Becken und läßt sich nicht in das große Becken hervorheben. Linkerseits ein ähnlicher kleinerer Tumor, dahinter ein sehr druckempfindliches Gebilde, welches den Eindruck eines etwas vergrößerten Ovarium macht. Der bei Druck auf diese Gebilde empfundene Schmerz gleicht absolut dem sonst periodisch allmonatlich empfundenen Schmerze. Schambehaarung weiblich. Statt einer Clitoris fand man einen hypospadischen Penis von 5,7 Centimeter Länge, hakenförmig nach unten gekrümmt, an der Unterfläche drei Centimeter lang. Die Glans kastaniengroß. Der Penis erwies sich erectil. An seiner unteren Fläche eine Rinne, die bis zwei Centimeter oberhalb der Analöffnung reicht. Nach hinten unten zu wird diese Rinne ständig breiter und wird zuletzt einen Centimeter breit. Hier liegt eine Oeffnung, welche den Katheter in die Blase einläßt. Das Präputium, nach hinten gestreift, läßt sich soweit vorziehen, daß es die ganze Glans Penis bedeckt.

Keine Spur einer Vagina zu finden, wohl aber existieren große Schamlefzen, mit einer Spur von kleinen Schamlippen, welche die Harnröhrenöffnung seitlich umgeben. In jeder Leistengegend tastet man ein festweiches kleines Gebilde von Haselnuß- resp. Bohnengröße. Diese

Gebilde lassen sich leicht in die Bauchhöhle hineinstoßen. Beide waren sehr druckschmerzhaft. Per rectum fühlte man zwischen per urethram eingeführtem Katheter und Finger kein Gebilde in der Art einer Vagina. Per rectum tastete man den rechtsseitigen sehr schmerzhaften Tumor, welcher hier Fluktuation aufwies. Während des Aufenthaltes in der Klinik hatte das Mädchen 'seine Monatsschmerzen und die Tumoren erschienen dabei vergrößert. Am 14. März vollzog Professor v. Saexinger den Bauchschnitt, konnte aber die Tumoren nicht entfernen. Die Operation blieb unvollendet, zudem mußte, da es an einer Stelle kontinuierlich blutete, ein Gazetampon eingelegt werden, also die Bauchwunde nicht ganz geschloßen. Die Kranke starb am nächsten Morgen. Die beiden Tumoren erwiesen sich sub nekropsia als Rundzellensarcome, und zwar entsprangen sie an den Stellen des Beckens, wo normal die Ovarien liegen. Man fand aber nirgends auch nur die geringste Spur von Ovarialgewebe; man fand aber zwischen den Tumoren hinten und rechterseits gelagert ein Gebilde von dreieckiger Gestalt, welches als Uterus angesprochen wurde. Uteruswände sehr dünn, die Uterinhöhle kommunicierte nach unten zu mit einem Kanale von 18—19 Centimeter Länge, einer Vagina, welche sich dicht hinter der Urethralmündung in jene vorgenannte Rinne am Damme öffnete. [Man hatte in vivo diese Oeffnung übersehen? — N.] — Das Lumen der Scheide war im oberen Teile so groß, daß der Zeigefinger einging, im Scheidenausgange aber nur kleinfingerweit. Die Cervix uteri war mit den Tumoren eng verwachsen und so verlängert, daß man eine deutliche Grenze zwischen Cervix und Corpus uteri nicht feststellen konnte, ebensowenig fand man eine ausgesprochene Grenze zwischen Uterus und Vagina. Die Eileiter waren da, ebenso die Ligamenta rotunda, welche außerhalb der Leistenkanäle abschlossen mit einer Art cystischen Bildung

von zwei Centimeter Länge. [Hydrocele? — N.] — Hinter der Vagina fand man zwischen ihr und Rectum in der Höhe des äußeren Muttermundes einen fluktuierenden Sack mit gespannten Wandungen. Dieser faustgroße Sack war eine mit seröser Flüssigkeit gefüllte Cyste mit glatter blasser Innenwand. Harnröhre vier Centimeter lang, von weiblichem Bau, ohne Spur einer Prostata, eines Caput gallinaginis oder Öffnungen der Ductus ejaculatorii. Die Cyste war mit Flimmerepithel ausgekleidet. Die härtlichen Gebilde, in der Gegend der Leistenkanäle unter den Hautdecken getastet, erwiesen sich als Metastasen der Tumoren. Man fand keine Spur von Hodengewebe. Doederlein, welcher den v. Saexinger operierten Fall beschreiben ließ, vermutete, die Person sei ein weiblicher Scheinzwitter gewesen mit maligner Degeneration der Geschlechtsdrüsen, penisartiger, hypertrophischer und erektiler Clitoris, bei großer Enge der äußeren Scheidenmündung und Existenz einer Cyste aus einem Wolff'schen Körper entstammend — wohl Parovarialcyste. [Da keine Spur von Ovarialgewebe gefunden wurde, ebensowenig wie eine Spur von Hodengewebe, so kann hier von einer Entscheidung des Geschlechtes gar nicht die Rede sein — ich persönlich würde eher männliches Scheinzwittertum in diesem Falle vermuten, gestützt auf analoge Fälle von Hodensarkom bei Vorliegen eines hochgradig entwickelten Uterovaginalkanales. N.]

24) Liebmann [Budapesti Kir. Orvooseg. 1890. 10. V. siehe: Referat: Centralblatt für Gynaekologie. 1890 pg. 928]: Bei einer 45jährigen Frau war vor einem Jahre ein elastischer Tumor in der linken Leiste entstanden, schnell bis Faustgröße anwachsend. Man fand keine Spur von Uterus oder Ovarien. Die äußeren Schamteile dürftig angelegt; Brüste gut entwickelt. Weder jemals Periode noch auch Molimina menstrualia.

Die Person heiratete im 27. Jahre einen Mann von 66 Jahren und hatte auch nicht die geringste Ahnung von ihrer Mißbildung. Der Tumor sollte ein Lipom sein. [Leider ist das Referat zu kurz, um alle die Fragen zu beantworten, die sich in diesem zweifelhaften Falle von selbst aufwerfen. N.]

25) Litten [Ein Fall von Androgynie mit malignem teratoidem Kystom des rechten Eierstockes mit doppelseitiger Hydrocele cystica processus vaginalis peritonaei — Virchows Archiv 1879 — Bd: 75]. —

Am 31. Mai trat in die Klinik von Professor Frerichs die 16jährige Klara Hacker ein, angeblich wegen Ascites. Gleich bei der ersten Inspektion fiel das eigentümliche Aussehen der Genitalien auf und schwankte man, ob die Patientin in einem Frauensaal oder in einem Männersaal unterzubringen sei. „Der allgemeine Körperbau weiblich, aber das Aussehen des Genitale rein männlich, nur fiel ein klaffender Spalt auf, welcher sich in der Raphe der als Scrotum imponierenden stark gerunzelten Hautfalten bis gegen das hintere Ende derselben hin erstreckte" — Penis am Dorsum 5 und einen halben Centimeter lang, zwei und einen halben an der unteren Fläche. Sub erectione wird das Glied 10 Centimeter lang, man tastet die Schwellkörper. Man gewinnt das Bild einer Hypospadiasis peniscrotalis mit einer Rinne, welche bis 4,5 Centimeter vor der Analöffnung reicht. Zu beiden Seiten dieser Rinne fanden sich derbe, gerunzelte und mit kurzen Härchen besetzte Hautfalten, welche in ihrer Beschaffenheit auf's Lebhafteste an die Scrotalhaut erinnerten. Beim Auseinanderziehen dieser fettreichen Falten erkannte man in dem nunmehr geöffneten Kanal deutlich die oben liegende Urethralmündung und darunter den außerordentlich engen, eben noch für die Sonde passierbaren Scheideneingang. Klara war als Mädchen erzogen, hatte aber die Stimme eines 20jährigen Mannes.

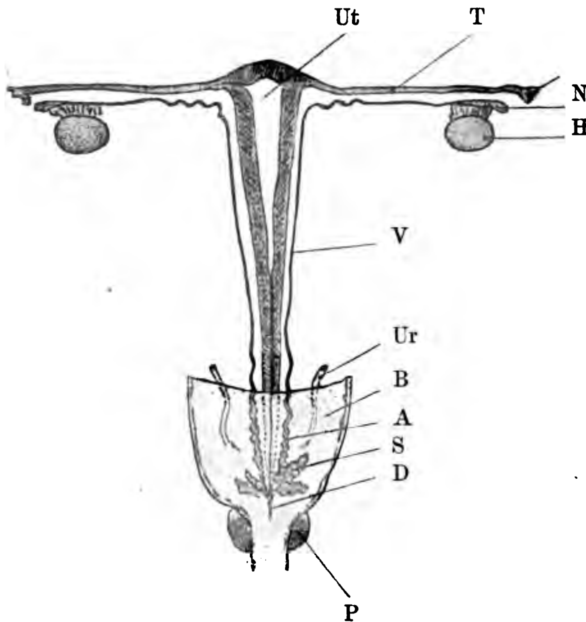
Sie war das älteste von 8 Kindern ihrer Eltern, die Geschwister waren alle normal gebaut. Es fiel jedermann auf, wie ungemein rasch sich der Verstand Klara's entwickelt hatte sowie ein ausgesprochener Trieb zu Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Sobald Klara bemerkt hatte, daß sie anders körperlich gebaut war, als ihre Freundinnen, zog sie sich von jedem Verkehr mit ihnen zurück. Die Regel trat im 15. Jahre ein, war stets spärlich und schmerzhaft und mit Anschwellen der Brüste verbunden. Im zweiten Jahre nach Eintreten blieb die Periode einige Monate lang aus, in dieser Zeit fing der Leib an, an Umfang zuzunehmen. Die Harnsecretion nahm sehr zu und das Harnen wurde schmerzhaft. Der Tumor, die Bauchhöhle ausfüllend, reichte bis 11 Centimeter oberhalb des Nabels, erschien nicht einheitlich, sondern gelappt, mit ungleicher Konsistenz, asymmetrischen Kontouren etc. Im ersten Augenblicke dachte man an Schwangerschaft um so mehr als die Regel ausgeblieben war, aber die Gestalt des Tumors sprach gegen Schwangerschaft, ebenso das Aussehen der äußeren Genitalien, ganz besonders aber die Enge der Scheidenmündung, welche kaum eine dünne Sonde einließ. Da man also eine Schwangerschaft ausschloß, so wurde der Uterus sondiert. Die per vaginam eingeführte Sonde drang 19 Centimeter tief ein in der Richtung nach rechts oben. Die Kuppe der Sonde konnte man in dem kleineren rechtsseitigen Tumor tasten, der dem größeren gleichsam aufsaß. Dieser kleine Tumor wurde also für den Uterus angesprochen, nach rechts dislociert durch einen von links ausgehenden Tumor. Scheide, Uterus und Blase wiesen sämtlich eine bedeutende Verlängerung auf, der Katheter drang auf 15 Centimeter Tiefe in die Blase ein! In der linken Scrotalhälfte tastete man ein Gebilde von Mandelgröße; rechterseits lag ein ebensolches Gebilde vor der äußeren Öffnung des Leistenkanales; von jedem dieser

Gebilde schien ein Strang nach dem Leistenkanale zu zu verlaufen. Nach einer am nächsten Tage vollzogenen Punktion stellte man die Diagnose auf einen Ovarialtumor, ein vielkämmeriges Cystom. Die mandelförmigen Gebilde in scroto fisso sah man für Hoden an, jene Stränge für Samenstränge. Die Kranke starb unoperiert nach siebenwöchentlichem Aufenthalte im Hospital an Erschöpfung. Die Sektion wurde von Professor Virchow gemacht.

Er hatte die Klara Hacker noch vor ihrem Tode gesehen und damals das Geschlecht für weiblich erklärt, obgleich die Hypertrophie der Clitoris sowie jene in den Schamlefzen tastbaren Gebilde auf männliches Geschlecht hinweisen. Virchow schloß männliches Geschlecht aus, weil er neben den als Hoden gedeuteten Gebilden keine Nebenhoden tasten konnte, und glaubte, es handle sich um inguinolabiale Ektopie der Ovarien. Dafür sprach auch das Anschwellen dieser Gebilde intra Menses. Trotzdem hatte Virchow sich geirrt; die von ihm für ektopische Ovarien angesprochenen Gebilde waren allerdings nicht Hoden, wie man in der Klinik von Frerichs vorausgesetzt hatte, aber auch nicht Ovarien, sondern abgeschnürte praeinguinale Teile der Processus vaginales peritonaei. Linkerseits war daraus eine kleine Hydrocele, rechterseits eine Haematocele entstanden. Der Bauchtumor erwies sich als ein Myxosarcom des rechten Ovarium, das linke erwies sich als normal. Da der rechte Eierstock degeneriert war, der linke aber eine glatte Oberfläche hatte, ohne Spuren geplatzter Follikel, so bezweifelte Virchow den menstruellen Charakter der von Klara Hacker angegebenen Blutungen, eine Ansicht, die sich wohl heute nicht mehr halten lässt, da, wie wir wissen, manche Frauen auch nach operativer Entfernung beider Ovarien trotzdem noch eine Zeit lang ihre katamenialen Blutungen behalten können. Man

fand auch Metastasen des Myxosarcoms in der Leber und eine Nephrolithiasis ulcerosa.

26) Merkel [Beiträge zur pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie. Bd. XXXII. I. Heft, pg. 157—1902]. Bei der Sektion eines 52jährigen Mannes fand Merkel in einer Leiste eine Hernie. Der Mann



Fg. 19: Uterus eines männlichen Scheinzwitters von 52 Jahren. Sektionspräparat. Beobachtung von Merkel.
Ut = Uterus, T = Tube, N = Nebenhoden, H = Hoden, V = Vas deferens, Ur = Ureter, B = Blase, A = Ampulle, S = Samenblasen, D = Duct. ejaculatorii, P = Prostata.

war infolge von Carcinoma recti gestorben. In hernia fand er einen gut gestalteten Uterus und jederseits von demselben je eine Geschlechtsdrüse, die wie ein Ovarium jede aussahen: sie waren oval und taubeneigroß. Pseudohermaphoditismus masculinus internus mit gleichem Ent-

wickelungsgrade der Müller'schen und der Wolff'schen Gänge, da die Geschlechtsdrüsen sich mikroskopisch als Hoden erwiesen. Der Uterovaginalkanal war 20 Centimeter lang. Die Vagina mündete in capite gallinaginis n parte prostatica urethrae. Prostata normal. Merkel fand vier Samenblasen. Das linke Vas deferens war in ganzer Länge viabel, das rechte nur im oberen Abschnitte. Die Samenblasen enthielten normales Sperma. Allgemeinaussehen, Stimme und Behaarung männlich; der Mann hatte normal mit seiner Frau kohabitiert und, wenn die Ehe kinderlos blieb, so muß die Sterilität von den Organen der Frau und nicht von dem Manne abgehangen haben. Der Uterus enthielt weder Blut noch Schleim und ging ohne eine Spur einer sichtbaren Portio vaginalis nach unten zu sehr dünnwandig in die Vagina über. Das Lumen der Vagina war bleistiftweit, die Hoden lagen da, wo bei Frauen die Ovarien liegen; man fand jederseits ein Ligament, dem Ligamentum ovarii proprium entsprechend. (Siehe Fg. 19). Merkel gibt an, er habe in der Literatur 16 Fälle von Uterus masculinus von hoher Entwickelung gefunden, die Fälle sind aber, wie ich gelegentlich nachweisen werde, ganz bedeutend häufiger. Ich werde die gesamte Kasuistik der Entwickelung der Müller'schen Gänge bei Männern, resp. männlichen Scheinzwittern, Foeten an anderer Stelle veröffentlichen.

27) Mies [„Pseudohermaphroditismus masculinus" — Münchener Medizinische Wochenschrift 1899. Bd. XLVI. pg. 998]. Man vermutete eine „Erreur de sexe" bezüglich der 66jährigen Else G., in das Hospital aufgenommen wegen Krebs der Unterlippe — angesichts dessen, daß diese Lokalisation des Krebses bei Frauen eine äußerst seltene ist, angesichts der männlichen Stimme der Kranken, ihrer männlichen Behaarung, des Mangels von Brustdrüsen, des absoluten Mangels der Regel zeitlebens. Bei der näheren Untersuchung konstatierte man eine Hypospa-

diasis peniscrotalis mit Hoden und Nebenhoden in jeder Schamlefze, man tastete auch eine Prostata. Dieser Fall beweist eklatant, wie wichtig es ist, bei der Krankenaufnahme auch den Zustand der Geschlechtsorgane zu untersuchen.

28) F. Neugebauer. Persönlich behandelte ich einen weiblichen Scheinzwitter, die 56 j. Anastasie K., behaftet mit sehr bedeutender Hypertrophie der Clitoris, die drei und einen halben Centimeter lang und erectil war. Die Kranke hatte ein weit vorgeschrittenes Uteruscarcinom und Carcinoma ovarii sinistri.

29) F. Neugebauer: „Sarkom einer Geschlechtsdrüse durch Bauchschnitt entfernt bei einem als Frau verheirateten Scheinzwitter auch jetzt noch zweifelhaften Geschlechts.“ Am 2. III. 1903 vollzog ich den Bauchschnitt an einer 35 jähr. seit drei Jahren steril verheirateten Frau von hohem männlichen Körperwuchs, großem, vorspringenden Kehlkopf und allgemeinem männlichen Aussehen, abdominalem Athmungstypus. Niemals Menstruation, niemals irgend welche sog. Tormina menstrualia, niemals irgend welcher Geschlechtsdrang. Äußere Scham weiblich, aber hypoplastisch, Mons Veneris fettarm, Behaarung sehr spärlich. Hymenalspuren vorhanden, Vagina in der Höhe von einigen Centimetern blind geschlossen. Ascites, kachektisches Aussehen. Seit einem Jahre ständig zunehmende heftige Leibschmerzen. Diagnose: Tumor malignus der inneren Genitalien. Tumor größer als eine Kokosnuß, das Cavum Douglasii mit einem weicheren Anteile ausfüllend, mit härteren Anteilen im linken Hypogastrium tastbar. Beim Bauchschnitt gelang es, den gesamten Tumor aus dem Becken stumpf herauszuholen nach Resektion eines Anteiles des mit ihm verwachsenen Netzes. Der Tumor von Herrn Dr. Steinhaus mikroskopisch untersucht, erwies sich als Sarkom einer Geschlechtsdrüse ohne Spur von ovariellem oder

testiculärem Gewebe; die größte Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß es sich um eine Cryptorchis sinistra sarcomatosa handelt, umsomehr als ein in einer Duplikatur des Bauchfells über den Tumor verlaufender Strang sich als Vas deferens erwies. Das centripetale Ende dieses Stranges senkte sich in einem schmalen Spalt ein zwischen 2 scheinbare Gyri an der Tumoroberfläche, das periphere Ende verlor sich spurlos in der lateralen Oberfläche des Tumors. Ich fand nirgends eine Spur der rechtsseitigen Geschlechtsdrüse, weder in der Gegend vor dem Leistenkanale noch im Becken, fand dagegen einen Strang, der an der hinteren Beckenwand nach oben zu verlief, wahrscheinlich liegt die zweite Geschlechtsdrüse höher oben lateral von der Lendenwirbelsäule, in welchem Falle der rechtsseitige Strang des Vas deferens dextrum sein dürfte. Der Tumor hatte eine Art Mesenterium, eine Art Gekröse, das behufs Entfernung des Tumors durchschnitten wurde mit nachfolgender fortlaufender Naht und Unterbindung eines arteriellen Gefäßes am lateralen Ende des Gekröses. Ich vermutete, es liege vielleicht ein höchst rudimentärer uterus unicornis sinister vor — wobei der linksseitige Strang als Tube sich deuten ließ, fand jedoch keinen Anhaltspunkt für diese Annahme. Eine Prostata fand ich nicht. Das Geschlecht dieser Person bleibt zweifelhaft, trotz Exstirpation einer malign entarteten Geschlechtsdrüse. Aus der Bauchhöhle ergossen sich einige hundert Gramm Ascites. Die Frau verlor ihre Schmerzen sofort und verließ meine Klinik nach glatter Wundheilung am 20. Tage nach dem Bauchschnitte. Werde diesen Fall gesondert mit Abbildungen veröffentlichen. Es ist dies in der Kasuistik von ca. 400 von mir vollzogenen Bauchhöhlenoperationen der erste Fall zweifelhaften Geschlechtes.

30) Obolonski [„Beiträge zur pathologischen Anatomie des Hermaphroditismus.“ Zeitschrift für Heilkunde. Bd. 9. pg. 211]. In der Klinik von Chiari starb eine

50jährige Arbeiterin, welche zeitlebens als Weib gegolten hatte. Sie soll vom 17. bis zum 49. Jahre stets ihre Regel gehabt haben. Gleichwohl erwies die Sektion männliches Scheinzwittertum mit Hypospadiasis peniscrotalis; der gespaltene Penis war 6 Centimeter lang; unterhalb der Harnröhrenmündung fand man die Öffnung der 6 Centimeter langen Vagina, von einem Hymen garniert: die Scheide war unten 1 Centimeter breit. Man fand einen rudimentär entwickelten Uterus bicornis, linkerseits vom Uterus einen Hoden und Nebenhoden und Samenstrang, rechterseits fand man keine Geschlechtsdrüse, wahrscheinlich war aus derselben ein maligner Tumor hervorgegangen, das bei der Sektion gefundene Sarkom, welches den Tod herbeigeführt hatte. Zu Lebzeiten hatte man an ein Carcinoma uteri gedacht. Dieses Neoplasma hatte auf dem Wege der Kompression eine beiderseitige Hydronephrose hervorgerufen. Da Obolonski rechterseits ein Vas deferens fand, welches ganz dem linksseitigen entsprach, so vermutete er ganz mit Recht, daß auch die rechtsseitige Geschlechtsdrüse ein Hodenge wesen sein mag, daß also die Verstorbene ein Mann war, wie schon Wrany vor ihr behauptet hatte. Eigentümlich berührt die Angabe von der angeblichen periodischen Genitalblutung, Regel, so viele Jahre hindurch, der wir natürlich vorläufig skeptisch gegenübertreten müssen. Allgemeinaussehen ganz weiblich, auch das bis heute in Prag konservierte Skelett weist absolut einen ganz weiblichen Bau auf.

[Ich werde in einer anderen Arbeit die sämtlichen Fälle von angeblicher Menstruation bei männlichen Scheinzwittern kritisch zusammenstellen. N.].

31) Paton, (der Assistent der Chirurgischen Abteilung des Londoner Westminster-Hospital) beschrieb eine bisher einzig dastehende Beobachtung [„A case of vertical or complexe hermaphroditism with pyometra and

pyosalpinx; removal of the pyosalpinx". Lancet 1902. 10. VII. No. 4116. Vol. CLXIII. pg. 148—149]: Am 17. V. 1902 kam zu ihm ein 20 jähriger Mann wegen Schmerzen in der Harnblase und erschwerten Harnens. Er konstatierte eine Hypospadiasis peniscrotalis mit beiderseitigem Kryptorchismus. Der Penis hatte kaum 2—3 Zoll Länge. Auf den Bauchdecken des rechtseitigen Hypogastrium sah man eine ausgedehnte Operationsnarbe nach Discision eines Abscesses vor einem Jahre. Nach letzterer Operation war eine eiternde Fistel hinterblieben, welche sich erst nach Ablauf eines halben Jahres geschlossen hatte. Man fühlt in der Gegend der Narbe eine ausgesprochene Resistenz, ohne jedoch weiteren Bescheid über deren Charakter erlangen zu können. Der Harn enthält zeitweilig Eiter, zeitweilig Blut. Der Katheter entleert dicken Eiter. Stimme und Gesichtsausdruck weiblich, keine männliche Gesichtsbehaarung; Schamgegend spärlich behaart. Der Mann ist klein von Wuchs und hager. Brüste wie bei einem Mädchen von 15 Jahren. Der Mann war nach dem Tode seines Vaters in einem Waisenhause erzogen worden und hatte immer für schwächlich gegolten; ob er jemals die Periode hatte, ist nicht bekannt. Ein Bruder und eine Schwester sollen normal gebaut sein. Das Individuum wurde bisher stets als Mann angesehen und scheint bis jetzt keinerlei Geschlechtstrieb empfunden zu haben. Eine Ausspülung der eiternden Harnblase — wenigstens glaubte man, es handle sich um eine solche — brachte dem Kranken Linderung seiner Beschwerden. Am 7. April tastete man sub narcosi im Unterleibe einen fluktuirenden Tumor von bedeutender Grösse, den man für die Harnblase hielt, aber der Katheter entleerte kaum einige Tropfen Harn und Eiter. Per rectum tastete man ein Gebilde wie eine sehr bedeutend nach oben verlängerte Prostata, deren

oberes Ende der Finger, als zu kurz, nicht zu erreichen vermochte. Man tastete auch einen zweiten Tumor unter der Bauchdeckennarbe gelegen rechterseits! Drei Tage später wurde sub narcosi der Bauchschnitt gemacht. Dabei fiel zunächst auf, dass der früher getastete grosse Tumor verschwunden war; man tastete jetzt nur den kleinen linksseitigen Tumor. Man machte einen medianen Einschnitt unterhalb des Nabels und fand inmitten zahlreicher Verwachsungen einen Uterus mit zwei Eileitern, deren rechtsseitiger mit der Bauchwand verwachsen war und im Zusammenhang mit jener postoperativen Bauchdeckennarbe stand. Dieser rechtsseitige Eileiter war mit Eiter gefüllt, heißt es in der Beschreibung. Der linksseitige sah normal aus. (?) Man fand jederseits vom Uterus ein Ligamentum rotundum und an der Rückfläche des linken Ligamentum latum ein Gebilde, das wie ein Ovarium aussah. Der frühere Tumor war offenbar die momentan leere Harnblase, die sich als sehr erweitert erwies. Man resecierte den linksseitigen Eileiter sowie die linksseitige Geschlechtsdrüse, rechterseits fand man keine Geschlechtsdrüse — allerdings konnte man angesichts der schlechten Narkose und drohender Asphyxie nicht allzusehr gewissenhaft darnach suchen. Man mußte wegen schlechten Zustandes des narkotisierten Patienten die Operation möglichst bald beendigen. Fortwährend floß Eiter mit Harn gemischt aus der Harnröhrenmündung ab. Am 8. Mai, als dieser Abfluß fortbestand, beschloß man, die Harnröhrenöffnung durch einen Einschnitt zu erweitern, aber wegen schlechten Allgemeinbefindens des Kranken wurde dieser Eingriff auf später verschoben. Eine durch die Harnröhre vier Zoll tief eingeführte Sonde drang nicht in die Harnblase ein, sondern in eine andere Höhle. Nach einiger Zeit verließ der Kranke das Hospital in relativ gutem Zustande: es wurde beschlossen, falls sich das

notwendig erweisen werde, auch die rechtsseitigen Adnexa uteri zu entfernen. Die mikroskopische Untersuchung des linken Eileiters wies eine Pyosalpinx nach; die Geschlechtsdrüse, welche dem Ligamentum latum hinten auflag, war ein Hoden von rudimentärer Entwicklung. Die Öffnung im gespaltenen Scrotum, welche man für die Urethralmündung angesehen hatte, war keineswegs eine solche, sondern das Ostium vaginae, die Harnröhre öffnete sich in die Vagina, in welche also sowohl die Harnröhre als auch die Cervix uteri mündeten.

Man hatte sub operatione, sowie sich aus der Beschreibung zu ergeben scheint, den Uterus samt linksseitigen Adnexa, welche statt eines Ovarium einen Hoden enthielten, entfernt; ob rechterseits eine Geschlechtsdrüse existierte und welcher Art, diese Frage blieb offen. Ob eine Prostata existierte und Samenleiter blieb ebenso fraglich. Das Allgemeinaussehen dieses Mannes war eher weiblich als männlich.

32) Pfannenstiel [siehe Emil v. Swinarski: „Beitrag zur Kenntnis der Geschwulstbildungen der Genitalien bei Pseudohermaphroditen.“ D. I. Breslau 1900]. — Die 55jährige unverehelichte Chr. Schm., niemals menstruiert und aller Geschlechtstriebe bar, hatte schon vor drei Jahren einen Tumor im Leibe bemerkt. Da der Leib stetig wuchs, mußte sie ihre Beschäftigung aufgeben und trat in das Hospital ein: Gesichtsausdruck männlich, ebenso die Gesichtsbehaarung, Patientin mußte sich jede Woche rasieren wegen starken Bartwuchses. Stimme männlich, Brustbeingegend und Brüste behaart um die Warzen herum. Brüste schwach entwickelt, Bauch- und Schamgegend stark männlich behaart, ebenso die Perianalgegend und die Extremitäten. In der Bauchhöhle ein harter, wenig beweglicher Tumor, bis an den Rippenbogen reichend. Clitoris stark hypertrophisch, drei Centimeter, sub erectione 5 Centimeter lang. Langes mobiles Prae-

putium clitoridis an der großen Glans. Unterhalb der Clitoris liegt eine 1 Centimeter lange Öffnung, unterhalb sind die Schamlefzen durch eine Raphe miteinander vereinigt. Durch jene Öffnung dringt der Finger zwei Centimeter weit in einen Sinus urogenitalis ein und entdeckt in dessen Tiefe sowohl die Harnröhrenmündung als auch die Öffnung der Scheide, welche einen kleinen Finger einläßt. Im Grunde der Scheide tastet der Finger eine bohnengroße portio vaginalis uteri, die in enger Verbindung mit dem Tumor zu stehen scheint. Am 19. VI. 1897 diagnostizierte Pfannenstiel ein Uterusmyom und machte den Bauchschnitt mit uteroovarieller Amputation. Der Tumor, acht und ein halbes Kilo wiegend, erwies sich als ein Kugelfibromyom des Uterus, die verlängerten Eileiter waren 14 und 17 Centimeter lang: beide Ovarien vergrößert, verlängert mit glatter Oberfläche, ohne Spur irgend welcher Einschnürungsfurchen, und ohne Spur von Ovarial-Parenchym auf dem Durchschnitte. Der Bau der Ovarien wies nur ein bindegewebiges Stroma auf mit einigen Blutgefäßen: Keine Spur von Graaf'schen Follikeln oder corpora albicantia. Es fehlte bei allgemeinem weiblichen Baue der inneren Genitalien absolut das essentionelle Charakteristicum der Weiblichkeit der Geschlechtsdrüsen. Diese Person von allgemeinem männlichen Aussehen, mit Persistenz des Sinus urogenitalis, besaß ein Uterusfibromyom und Ovarien ohne Spur von ovariellem Parenchym. Es war in dem hypoplastischen Uterus ein hyperplastisches Gebilde, jene Neubildung, entstanden. Das Individuum verriet eine hochgradige psychische Depression, mied jede menschliche Gesellschaft und saß stets einsam schweigend in der Klinik. [Da kein typisches Ovarialgewebe nachgewiesen werden konnte, so möchte ich vorsichtigerweise auch hier das Geschlecht für zweifelhaft erklären. Die, wie sich herausstellt, verhältnismäßig

zahlreichen Fälle, wo man einen hochgradig entwickelten Uterus beim Manne fand zugleich mit Hoden an der Stelle der Ovarien liegend (Kryptorchismus bei fehlendem Descensus beider Hoden) geben viel zu denken. N.]

33) Péan [siehe im Vorhergehenden Gruppe II No. 2] fügte in seinem Falle von vergeblichem Suchen nach den Testikeln mit beiderseitigem Leistenschnitt den Bauchschnitt hinzu, um sich von dem Zustande der inneren Genitalien zu überzeugen und vollzog schließlich noch die Abtragung der beiderseitigen Uterusadnexa um der späteren Entstehung einer Haematometra vorzubeugen.

34) Primrose [„A case of Uterus masculinus“ British Medical Journal 1897. Vol. II pg. 881]. Man diagnosticierte bei einem 25jährigen mit beiderseitigem Kryptorchismus behafteten Manne einen Tumor eines Hodens und machte den Bauchschnitt mit Entfernung eines Hodensarkomes. Der Mann starb, die Sektion wies nach, daß ein Uterus sammt Tuben und Vagina existierte; die Vagina öffnete sich in parte prostatica urethrae in capite gallinaginis. [Referat: Frommels Jahresbericht für 1897 pg. 933].

35) Quisling [Pseudohermaphroditismus femininus externus“ — Kristiania. Sep. Afdr. af Norsk Magazin for Laegevidenskab. No. 5. 1902]: Am 26. VI. 1893 kam zu Quisling ein 18jähriges Fräulein wegen Bleichsucht und bisherigem Ausbleiben der Periode. Das Mädchen glaubte bemerkt zu haben, es sei körperlich anders veranlagt, als andere Frauen und verlangte deshalb eine Untersuchung. Körperwuchs niedrig, schwächliche Konstitution, männliche Stimme. Dolichocephalische Kopfform mit hoher Stirn. Gesichtsausdruck männlich. Starke männliche Gesichtsbehaarung, so daß das Mädchen sich diesen Bartwuchs durch Scheere oder Ausreißen der Haare beseitigt. Der Haarwuchs nimmt trotzdem ständig zu. Schmaler flacher Brustkorb ohne Brustdrüsen. Der

gesamte Unterleib ist stark behaart, ganz besonders der Mons Veneris und die Innenflächen der Oberschenkel, sowie die Perianalgegend; Schambehaarung männlich. Betrachtet man das Mädchen, nachdem es die Kleidung ganz abgelegt, so fällt die Gegenwart eines Membrum virile auf, wenn das Mädchen steht. Das Becken erscheint schmal, ein Scrotum ist bei geschlossenen Schenkeln nicht zu sehen. Die Vorhaut bedeckt nicht die Glans penis, läßt sich aber soweit vorziehen. um die Glans zu bedecken. Harnröhrenöffnung weiblich. Die Schamlefzen erscheinen als zwei stark behaarte Hautdeckenwülste, aber sie sind wenig entwickelt, viel mehr dagegen die kleinen Schamlippen, die nach oben zu in die Crura clitoridis und die Vorhaut des Präputium übergehen. Man findet eine untere Kommissur der Schamlefzen, ein Frenulum labiorum! Die Hymenalöffnung ist sehr eng, unterhalb der Harnröhrenöffnung belegen. Per rectum tastet man einen viereckigen in der Mittellinie gelegenen Körper und linkerseits daneben ein rundliches Gebilde. Eine Art Strang verbindet diese beiden Gebilde, welche wahrscheinlich Uterus und Adnexa sind. Rechterseits tastete Quisling ein härteres Gebilde dicht an der seitlichen Beckenwand liegend; es war von ovaler Gestalt. Der Vater des Mädchen ist vor drei Jahren gestorben, die Mutter, drei Schwestern und drei Brüder leben und sind normal gebaut.

Am 31. Juli klagte das Mädchen über Schmerzen in der Art von Molimina menstrualia. Zum zweiten Male sah Quisling dieses Mädchen am 18. I. 1895 und konstatierte damals eine leicht verlaufende Appendicitis. Am 29. Juli fand ein Nasenbluten statt, welches sich in letzter Zeit periodisch wiederholt laut Angabe des Mädchens und jedesmal drei bis vier Tage dauern soll (Menstruatio vicaria?) Das Mädchen ist fest überzeugt von seiner Weiblichkeit und empfindet weiblichen Geschlechtsdrang.

Als Quisling dem Mädchen riet, sich fürderhin männlich zu kleiden angesichts des Bartes, so rief es aus „Aber, Herr Doktor!" — Am 24. XI. 1897 sah Quisling das Mädchen zum dritten Male: er fand abermals Symptome der Appendicitis und zugleich Schmerzen im linken Hypogastrium sowie hartnäckige Stuhlverstopfung; während der Untersuchung konstatierte er Erektionen des Penis. Der Scheideneingang ließ kaum die Kuppe des kleinen Fingers ein, eine Sonde drang aber 10 Centimeter tief in eine Vagina ein. Per rectum tastete man dasselbe wie vor 4 Jahren. Am 8. III. 1899 gestand das Mädchen Masturbation zu, seit lange prakticiert. Zur Zeit war das Mädchen 23 Jahre alt.

Seit dem letzten Besuche starke Abmagerung. Die heute von Patientin angegebenen Schmerzen hingen ausschließlich von der Appendicitis ab, waren also ganz unabhängig von der genitalen Mißstaltung. Quisling erstaunte, als es ihm jetzt gelang, ohne Schwierigkeiten seinen ganzen Finger in die Vagina einzuführen — das Mädchen erzählte zu seiner Rechtfertigung, es habe sich wegen seines Bartwuchses von einem Dermatologen behandeln lassen. Letzterer habe um die Erlaubnis einer vaginalen Untersuchung gebeten und dabei sei wahrscheinlich die Jungfrauenhaut eingerissen. An der Gesichtshaut sah man zahlreiche von dem Gebrauche des Thermokauters herrührende Narben, aber die männliche üppige Gesichtsbehaarung war dieselbe geblieben. Der Uterus erschien jetzt als ein Körperchen von drei Centimeter Länge und zwei Zentimeter Breite, Uterus foetalis. Von ihm geht jederseits eine Art Strang aus zur vorderen Beckenwand hin verlaufend. Man konnte jetzt bequem in die Vagina ein Milchglasspeculum 10 Centimeter tief einführen und fand in speculo eine Vaginalportion eines Uterus einen Centimeter weit in das Lumen der Vagina vorragend. Linkerseits vom Uterus tastete man ein läng-

liches Gebilde, wahrscheinlich ein Ovarium; ein ähnliches Gebilde rechterseits lag nach der seitlichen Beckenwand. Aus dem Muttermunde trat etwas Schleim hervor. Die Sonde drang in den Uterus drei Centimeter tief ein. Der Penis resp. die hypertrophische Clitoris maß jetzt 4 Centimeter Länge, 2 Centimeter Dicke. Man sah deutlich eine Raphe perinaei. Im Oktober 1901 erfolgte wieder ein schmerzhafter Anfall von Appendicitis in regione ileocoecali: darnach will Patientin etwas Blutabgang aus den Genitalien bemerkt haben, vielleicht infolge einer zufälligen Verletzung sub masturbatione. Die Mutter dieses Mädchens erzählte Quisling, sie habe nach der Geburt dieses Kindes selbst eine Zeit lang Zweifel gehegt, ob denn das Kind auch ein Mädchen sei, desto mehr sei sie später beunruhigt worden durch den Bartwuchs bei der Tochter. Als Quisling der Mutter mitteilte, ihre Tochter sei wirklich eine solche und kein verkannter Junge, äußerte die Mutter alle Anzeichen großer Befriedigung. Augenblicklich lebt die Mutter nicht mehr, sie wurde von einem Leberkrebs dahingerafft. Im gegebenen Falle hat sich Quisling für das weibliche Scheinzwittertum geäußert; es bleibt abzuwarten, ob eine eventuelle Nekropsie seine Vermutung bestätigt oder nicht.

36) E. v. Salén (Stockholm) [„Ein Fall von Hermaphroditismus verus unilateralis beim Menschen." — Verhandlungen der deutschen pathologischen Gesellschaft, herausgegeben von Professor Ponfick. Zweiter Jahrgang. Berlin 1900. pg. 241 — siehe Referat: Zentralblatt für Gynaekologie. 1900. No. 32. pg. 862.]: Auguste Persdotter, 43jährig, unverehelicht, menstruiert seit ihrem 17. Jahre. Coitus mit einem Manne schmerzhaft, Coitus mit Mädchen oder Frauen bisher nicht versucht. Allgemeinaussehen weiblich, Clitoris 5 Centimeter lang mit Glans von Haselnußgröße. Schamlippen normal gebildet, sowohl die großen als auch die kleinen. Unter-

halb der Harnröhrenöffnung liegt die enge Öffnung der Vagina, welche kaum eine dünne Sonde einläßt. Die Sonde dringt 8 Centimeter tief ein. v. Salén entfernte mit Bauchschnitt ein cystisches Fibroid von der Größe des Kopfes eines erwachsenen Mannes, an einem Stiele sitzend, sowie die Geschlechtsdrüsen, welche da lagen, wo bei Frauen die Ovarien liegen. Tuben und Ligamente des Uterus normal. Die Patientin verließ am 8. 1. 1899 geheilt das Hospital. Die mikroskopische Untersuchung der einen Geschlechtsdrüse sollte einen gemischten testiculoovariellen Bau aufweisen, die Drüse sollte eine Art Ovotestis sein; eine Hälfte der rechten Geschlechtsdrüse soll Hodenstruktur aufgewiesen haben, die andere Ovarialstruktur. In dem ovariellen Stroma wurden, wie es in dem Referate heißt, Graaf'sche Folikel entdeckt und typische Eier; inmitten reichen Spindelzellengewebes fand man in dem Hodenstroma nirgends Spermatogonien oder andere Samenzellen. Die linke Geschlechtsdrüse erwies sich als Ovarium. Die wörtliche Beschreibung lautet so: „Die Untersuchung der Geschlechtsdrüsen ergab linkerseits ein ziemlich kleines höckriges Ovarium mit Graaf'schen Follikeln und Eiern, rechterseits eine Zwitterdrüse, deren eine Hälfte Eierstockgewebe, deren andere Hodengewebe zeigte. Der Ovarialteil ist grobhöckrig, von gelber Farbe und derber Konsistenz und zeigt bei der mikroskopischen Untersuchung Graaf'sche Follikel und ganz typische Eizellen in einem spindelzellenreichen Stroma eingebettet. Der Hodenteil ist oben von ziemlich weicher Konsistenz, mit weißglänzender Tunica albuginea. Das Parenchym ist locker, von braungrauer Farbe und von weißen Bindegewebssepta durchzogen; mikroskopisch zeigt es tubuli seminiferi, die in einem lockeren, von größeren und kleineren Anhäufungen fett- und pigmentreicher Zwischenzellen durchsetzten Bindegewebsstroma liegen. Die Tubuli sind stark geschlängelt

von beinahe gleicher Weite. Ihre Membranae propriae sind größtenteils verdickt, sehr reich an concentrisch angeordneten Fasern. Das Epithel besteht aus Follikelzellen und Sertolini'schen Zellen. Nirgends Spermatogonien oder andere Samenzellen. Die Struktur zeigt im Ganzen eine auffallende Ähnlichkeit mit derjenigen des ektopischen Hodens nach der Pubertät." —

[Ich weiß nicht, ob die mikroskopischen Präparate auch von anderen Forschern die gleiche Deutung erfahren haben. Blacker und Lawrence waren die Ersten, die in ihrem Falle eine solche Zwitterdrüse entdeckt zu haben glaubten. Ihre Deutung des mikroskopischen Präparates hat jedoch einer Kontrolluntersuchung und Kritik des Herrn Professor Nagel nicht Stand gehalten.] Neuerdings hat Prof. Landau diese mikroskopischen Präparate in Berlin demonstriert.

37) Snegirjow [siehe im Vorhergehenden: Gruppe I, Fall 30] fügte in seinem Falle von Herniotomia bilateralis bei einem irrtümlich als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitter die Koeliotomie hinzu, um sich von dem Zustande der inneren Genitalien zu überzeugen, also eine diagnostische Koeliotomie.

38) E. Sorel und Chérot [„Un cas de pseudohermaphrodisme" — Archives Provinciales de Chirurgie. T. VII. 1. Juni 1898. pg. 367.]: Die 36jährige Aline C., als Mädchen erzogen und niemals menstruiert, hatte ein allgemeines männliches Aussehen. Der männliche Bartwuchs zwang das Mädchen vom 21. Jahre an sich täglich zu rasieren. Andromastie. Brust nicht behaart, aber die unteren Extremitäten bedeutend behaart. Stimme männlich. Statt der Clitoris sah man zwischen den Schamlefzen einen Penis hypospadiaeus von fünf und einem halben Centimeter Länge, in der Höhe der Corona glandis von 6 Centimeter Umfang. Die volle Erection dieses Gebildes wurde sehr erschwert

durch die „bride“, welche das Glied nach unten zu hakenförmig gekrümmt erhält. Labia majora reich behaart, aber gut gestaltet. Die Harnröhre erweist sich gespalten an der unteren Wand; keine Spur von Hoden zu entdecken, keine Spur von Vulva oder Vagina. Der Charakter von Aline erscheint ernst, ohne eine ausgesprochene Leidenschaft; sie hat Erektionen ihres Gliedes und fühlt einen männlichen Geschlechtsdrang, auf Frauen gerichtet, und hat sogar den Beischlaf mit Frauen versucht, aber „sans pouvoir y aboutir“. — Früher war Aline stets gesund, aber seit einiger Zeit empfindet sie starke Schmerzen rechterseits im Unterbauche. Augenblicklich, am 15. III. 1898, fühlt sie sich schon seit 6 Wochen krank: die früheren Schmerzen haben sich wieder gemeldet zugleich mit Erbrechen und Durchfall. Am 12. III. 1898 trat sie wegen eines Bauchtumors in das Hospital ein. Fieber und Meteorismus. Der harte, schmerzhafte, druckempfindliche Tumor nahm die ganze rechte Hälfte der Bauchhöhle ein, reichte bis zur Linea alba und bis drei Querfingerbreit unterhalb der Leber. Perkussion oberhalb des Tumors ergab tympanitischen Schall. Am 15. März wurde der Bauchschnitt vollzogen — und zwar rechterseits seitlich; es ergoß sich etwa ein halber Liter Eiter aus der Wunde, welcher dunkel gefärbt war und faekaloid aussah. Der Finger tastete in der Wundhöhle höckrige Gebilde, welche den Eindruck von epitheliomatösen Wucherungen machten, so daß man an Carcinom des Blinddarmes dachte! Man legte in die Wunde einen Gazedrain ein und verschloß den Rest der Wunde. + 38,0° C. Am nächsten Morgen war der Verband von Faeces durchtränkt, 16. III; am 17. III. Tod.

Bei der Nekropsie fand man eine allgemeine Peritonitis: die gesamte rechte Hälfte des Unterbauches war von einem Tumor eingenommen, der carcinomatös

war, mit zahlreichen cystischen Bildungen. Auf der Höhe des fünften Lendenwirbels fand man keine Hoden, in der Beckenhöhle fand man keine Spur von inneren weiblichen Genitalien. Harnblase normal. Zwischen Harnblase und Mastdarm fand man einen Sack, gefüllt von Flüssigkeit, 8 Centimeter lang und 6 Centimeter breit. Die Wände dieses Sackes, ebenso dick wie die Blasenwände, waren innen von einer Schleimhaut ausgekleidet, nach unten zu kommunizierte dieser Sack durch eine feine Öffnung mit der Harnblase. „A la partie inférieure et sur la face péritonéale de cette poche aboutit de chaque côté un canal gros comme une plume à parois épaisses, dans lequel on peut enfoncer un stylet fin; chacun de ces canaux a une longueur de 6—8 Mill.] — Cette vésicule contient un liquide jaune épais, visqueux et est accolé sur les côtés de la poche." — Man fand weder in den Schamlefzen noch in den Leistenkanälen noch in der Bauchhöhle Hoden. Verlauf der Harnröhre wie bei Frauen. Keine Prostata gefunden. Der Sack zwischen Vesica und Rectum entsprach einem hypertrophischen Utriculus masculinus, die beiden seitlich gelegenen Blasen sollten die Samenblasen sein. Mangel der Vulva, Vagina, der Hoden; Gegenwart eines Utriculus masculinus und Spuren von Müller'schen Gängen.

Kommentare lassen sich zu diesem Falle nicht geben, da sie allzu willkürlich ausfallen würden. Das Geschlecht bleibt hier zweifelhaft resp. unentschieden für immer.

39) L. Stimson [„A case of rare form of pseudohermaphrodism". Med. Record. 24. IV. 1879. — Siehe Referat: Zentralblatt für Gynaekologie 1897. No. 43 pg. 1306]: Nach dem Autor handelt es sich um interne Zwitterbildung (Klebs), bisexuelle Entwickelung des Hermann'schen mittleren Segmentes. Ein 48jähriger

Neger von männlichem Aussehen konsultierte Stimson wegen eines Bauchhöhlentumors. Penis normal gestaltet, von mittlerer Länge; der kleine Hodensack enthält nur den rechten Hoden. Rechterseits eine leicht reductible Leistenhernie. Damm normal. Dieser Mann ist zum zweiten Male verheiratet und hat einen 25 jährigen Sohn. Man tastet in der Bauchhöhle linkerseits oberhalb der Schamfuge einen faustgroßen Tumor, der auch bei der Untersuchung per rectum tastbar ist. Man vermutete ein Neoplasma des einen in der Bauchhöhle retinierten Hodens. Beim Bauchschnitte fand man einen unregelmäßig gestalteten Tumor von einer weißen Hülle umgeben, beweglich und durch eine Art Strang in Verbindung stehend mit einem Uterus bicornis mittlerer Größe — beide Tuben vorhanden. Man fand keine runden Mutterbänder. Rechterseits gelang es, den Finger durch den Leistenkanal von der Bauchhöhle aus in den Hodensack einzuführen. Es gelang nicht, das untere Ende des Uterus zu tasten und sein Verhältnis zur hinteren Blasenwand sowie zur Harnröhre festzustellen. Der entfernte Tumor erwies sich als ein Sarcom des linken Hodens. Stimson vergleicht seine Beobachtung mit 6 ähnlichen von Hermann zusammengestellten Beobachtungen.

40) H. Stroebe [„Ein Fall von Pseudohermaphroditismus masculinus internus, zugleich ein Beitrag zur pathologischen Entwickelungsmechanik“. Beiträge zur pathologischen Anatomie und zur Allgemeinen Pathologie. Her. v. Professor Dr. E. Ziegler. Bd. XXII. (Siehe Fig. 20 u. 21.)] beschrieb in ganz ausgezeichnet genauer Weise ein Sektionspräparat, abstammend von einem im Alter von 63 Jahren in Hannover infolge von Carcinoma oesophagi verstorbenen männlichen Scheinzwitters Ernst L. Da diese Beobachtung ungemein interessant ist, sei sie hier wiedergegeben. Ernst L. verstarb bereits am

13. Tage nach seiner Aufnahme in das Hospital. Allgemeinaussehen männlich, Gesichtsbehaarung spärlich. Äußere Genitalien männlich. Penis 10,5 Centimeter lang. Harnröhrenöffnung an normaler Stelle. Scrotum ein leerer Sack. Schambehaarung männlich. In der Bauchhöhle fand sich ein hochgradig entwickelter Uterus mit Ligamenta lata und Tuben. Die Tuben waren dünner und länger als normal. Der Uteruskörper, in fundo 6 Centimeter breit, verschmälerte sich bedeutend nach unten zu. Schon 5 Centimeter unterhalb des Fundus stellt der Uterus nur einen cylindrischen Strang vor von der Dicke des Mittelfingers, von vorn nach hinten zu etwas abgeplattet. Der Uterus reicht nach unten zu bis in das Cavum Douglasii. Die größte Länge des Uterus, an der Hinterfläche gemessen, beträgt 20 Centimeter, auf der Vorderfläche hingegen nur 10 Centimeter, hier geht das Bauchfell, ohne irgend ein Falte zu bilden auf die hintere Blasenwand über. Anus normal. Die rechte Tube reicht bis auf die rechte Fossa iliaca. Das Ligamentum latum dextrum teilt sich am peripheren Ende in zwei Blätter, deren vorderes auf das Coecum und den Wurmfortsatz übergeht. In der Ecke zwischen Wurmfortsatz und Tube lag ein ovales, plattes, bohnengroßes Gebilde, eine Geschlechtsdrüse, darunter ein kleineres, nicht ganz vom Bauchfell überzogenes Gebilde. Das rechte Ligamentum latum ist 26 Centimeter lang. Das rechte Ligamentum rotundum verliert sich in der rechten Scrotalhälfte im Bindegewebe. Der rechte Leistenkanal ist verschlossen. Vom Uterus verläuft nach der erwähnten rechtsseitigen Geschlechtsdrüse zu eine Art Ligamentum ovarii. Die linke Tube, nur 14 Centimeter lang, ist bleistiftdick, an ihrem peripheren Ende liegt die linke Geschlechtsdrüse, daneben ein kleineres Gebilde wie rechts. Der Uterus macht den Eindruck eines Uterus bicornis mit stärkerer Entwicke-



Fig. 20. Beobachtung von Stroebe (Sektionspräparat).
Geschlechtsorgane des 63jähr. männlichen Scheinzwitters E. L. von vorn gesehen (1/4 der natürlichen Grösse) U = Fundus uteri; SH = linkes Uterushorn, U = Uterus, T. = Tuben an der Kante der Ligg. lata (Das rechts Lig. latum ist künstlich etwas torquiert, so dass nahe beim Uterus seine vordere Fläche, gegen die seitliche Beckenwand dagegen seine Hinterfläche zur Ansicht kommt, dadurch tritt die rechte Geschlechtsdrüse hervor.) H = Hoden, E = Nebenhoden, Hy = Hydatiden des Hodens und Nebenhodens rechts). R = Ligg. rotunda, endigend in der rechts geschlossenen, links mit (vorn aufgeschnittener) Peritonaealausstülpung versehenen Scrotalhälfte. S L = Gegend des Leistenringes, Sp = Strang mit Vasa spermatica interna (links), N_1 N_2 N_3 = Verbindungsbrücken zum unteren Rande des grossen Netzes vom linken Nebenhoden (N_1) und dem linken stielförmig ausgezogenen Ligamentum latum (N_2 N_3), N = grosses Netz, C = Coecum, I = Ileum, Pr, = Processus vermiformis, B = Harnblase vorn aufgeschnitten durch Nadeln auseinandergehalten, Ur = Ureteren, der rechte nach oben, der linke nach unten gezogen, Pr = Prostata mit vorn aufgeschnittener Harnröhre, P = Penis, dicht hinter der Glans subcutan aufgeschnitten mit unten seitlich aufgeschnittener Harnröhre Ut, M = seitlich aufgeschnittener Mastdarm, O = Anus.

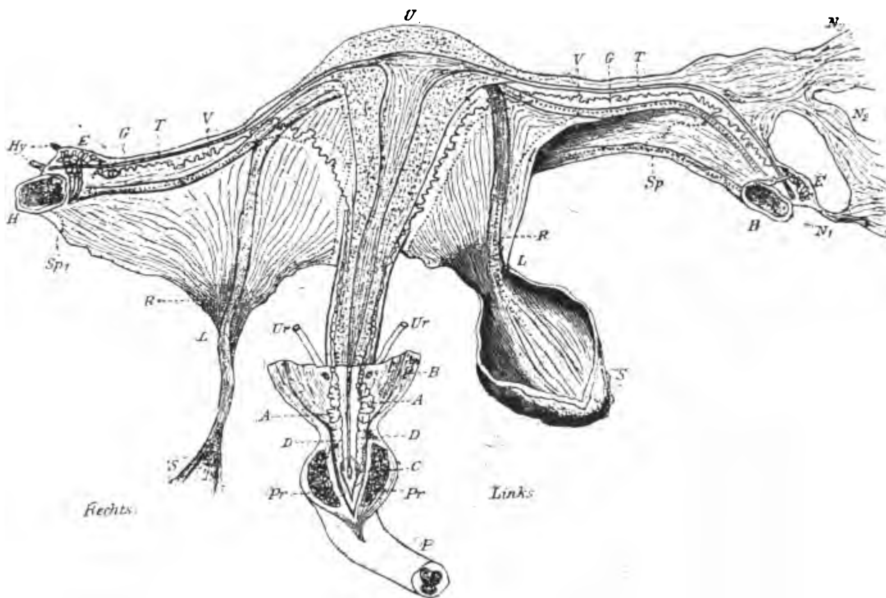


Fig. 21. Beobachtung von Stroebe (Sektionspräparat). Halbschematische Zeichnung des Genitalapparates (von vorn gesehen). U = Uterus masculinus mit Uterushorn links. Aus den beiden Ecken des Uteruslumens zweigen die Tubenlumina ab; nach unten tritt eine allmähliche Verengerung des Uteruslumens, dann wieder eine Erweiterung ein (Scheidenteil); Mündung des schließlich wieder sehr eng werdenden Kanales auf dem Colliculus seminalis (C) in die Pars porstatica der Harnröhre mit längsovalem Schlitz. An beide Seiten des Uterus schließt sich je ein Ligamentum latum an. B = Harnblase, deren oberer Teil abgeschnitten ist mit Ureteren; Pr = Prostata. P = Penis, hinter der Glans durchschnitten. Harnblase und Pars prostatica der Harnröhre sind vorn in der Mittellinie aufgeschnitten und auseinandergeklappt, ferner sind in der Zeichnung diese beiden Teile durchsichtig gemacht, so daß man die hinter ihnen verlaufenden Geschlechtsstränge bis zu ihrer Mündung auf dem Colliculus seminalis C hindurch sehen kann. H = Hoden, E = Nebenhoden, Hy = Hydatiden, V = Vasa deferentia (geschlängelt), A = Ampullen derselben, D = Ductus ejaculatorii auf dem Colliculus seminalis C = mündend, T = Tuben, G = Ligamenta testis, R = Ligamenta rotunda, rechts in der geschlossenen, links in der mit einer (vorn aufgeschnittenen) Peritonaealausstülpung versehenen Scrotalhälfte (S) endigend, L = Gegend der Leistenkanäle, Sp = Strang, enthaltend die Vasa spermatica interna (links), N^1 N^2 N^3 = Verbindungsbrücken vom linken Nebenhoden (E) und dem stielartig ausgezogenen linken Lig. latum zum unteren Rand des großen Netzes. Die punktierten Linien markieren den Verlauf der Arterien: an beiden Seiten des Uterus je einer Arteria uterina, von welcher ein mit dem Lig. testis zum Hoden verlaufender Ast abgeht; bei Sp die linken Vasa spermatica interna im unteren Strang der freien rechteckigen Platte des Lig. latum, sie anastomosieren durch eine schräge geschlängelte Getäßverbindung mit dem im linken Lig. testis verlaufenden Getäße. Von letzterem geht ein Ast in das linke Lig. rotundum über. Sp = Arteria spermatica interna dextra.

lung des linken Hornes. Von ihm zieht ein Strang in den linken Leistenkanal, der offen ist und einen Finger in die leere Scrotalhälfte einläßt, deren Höhlung von dem Bauchfell ausgekleidet ist. Man fand in diesem Strange das linke Ligamentum rotundum sowie parallel der Tube belegen ein Ligamentum ovarii. Auf einem Durchschnitte des Uterus, 10 Centimeter unterhalb des Fundus, sieht man drei Lumina: das Lumen der Uterushöhle und die Lumina der beiden Wolff'schen Gänge, welche in der Uteruswand nach unten zu verlaufen. Das Lumen der Uterushöhle ist mit einer gelblichen, teigigen Masse erfüllt. Man kann die Kuppe einer von obenher in die Uterushöhle eingeführten Sonde am Blasengrunde tasten. Penis klein, die Prostata hat sehr kleine Lappen. Am Caput gallinaginis sieht man ausgezeichnet den Sinus prostaticus in Gestalt einer Rinne von 5 Millimeter Länge und 2 Millimeter Breite. Trigonum Lieutaudii und Urethralmündungen normal, Nieren normal. Der Uteruskanal mündet in capite gallinaginis. Das Mikroskop ergab, daß die rechtsseitig und linksseitig peripher gelagerten Gebilde die Hoden und Nebenhoden waren. Es handelt sich also um hochgradige Entwickelung der Mülller'schen Gänge bei einem Manne, der mit Kryptorchismus behaftet war. Der Kryptorchismus ist für mich auch ein für die Hypothese von Siegenbeck van Heukelom bestätigendes Moment. Die Wolff'schen Gänge sind vollständig normal entwickelt, sie treten in die Uteruswand ein unterhalb des Angulus tubouterinus, nachdem sie bisher in ligamentis latis verlaufen waren. Die Tuben besaßen keine Fimbrien und keine Ampullen, die rechte dünne Tube endete dicht beim Nebenhoden, die linke schwand in Fettgewebe in der Nähe des linken Hodens. Was die Geschlechtsfunktionen des Ernst L. intra vitam anbetrifft, erfuhr Stroebe nichts weiter, als daß Ernst L. kinderlos verheiratet gewesen war, ob er aber

Erektionen hatte, den Beischlaf ausführen konnte etc. ist nicht bekannt, ebensowenig, ob Pollutionen oder menstruelle Entleerungen vorgelegen haben mögen. Stroebe vermutet, die gelbe, teigige Masse im Uteruslumen könnte von Blut abstammen, da sie durch Salzsäure und Ferrocyankalium blaugefärbt wurde. Stroebe liefert eine ganz ausgezeichnete detaillierte mikroskopische Beschreibung seiner Präparate. Im Interesse des Lesers will ich hier 2 mikroskopische Abbildungen des Präparates wiedergeben, welche sehr instruktiv sind. (S. Fig. 20 u. 21).

41) Unterberger [„Ein Fall von Pseudohermaphroditimus femininus externus mit Coincidenz eines Ovarialsarkoms. Laparotomie“ — Monatsschrift für Geb. u. Gyn. April 1901 pg. 436]: Am 17. XII. 1900 stellte Unterberger in dem Verein für wissenschaftliche Medicin in Königsberg ein Mädchen von vierzehn und einem halben Jahre vor, welches man an ihn gewiesen hatte behufs Exstirpation eines Unterleibstumors. Das Geschlecht des Kindes erschien zweifelhaft; sein Allgemeinaussehen sowie sein Glied, aussehend wie ein hypospadischer Penis, sprachen für männliches Geschlecht, ebenso die Hypospadie des Scrotum; auf Grund der Untersuchung der inneren Geschlechtsorgane jedoch glaubte Unterberger, das Kind sei ein Mädchen. Drei Brüder und vier Schwestern sind normal gebaut, desgleichen die Eltern. Das Kind war als Mädchen erzogen worden, weil die Hebamme sofort nach der Geburt es für ein solches erklärt hatte. Das Kind spielte lieber mit Mädchen als mit Knaben, half jedoch angesichts seines kräftigen Körperbaues am liebsten dem Vater bei dessen Arbeiten. Im April 1900 trat einmal eine 8 Tage andauernde Blutung aus der Scham auf, von der Mutter für die erste Periode angesehen; diese Blutung wiederholte sich jedoch in der Folge nicht mehr. Seit jener Zeit fing das Mädchen über Unterleibsschmerzen zu klagen an, endlich bemerkte

man vor einem halben Jahre den Tumor im Leibe, welcher rasch wuchs. In den letzten Monaten wurde dieser Tumor recht druckschmerzhaft bei Berührungen. Das Mädchen ist übermäßig hoch gewachsen — 164 Centimeter hoch, die Extremitäten sind lang, männlicher Knochenbau sehr kräftig, männliche Stimme, männliche Gesichtsbehaarung fehlt dagegen. Becken sehr schmal im Vergleiche zu der Größe des Körpers. Behaarung von Scham



Fig. 22. Vulva eines 14jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitters. Beobachtung von Unterberger. 1 = Urethralmündung.

und Damm spärlich, weiblich. Der Tumor überragt den Nabel. Die Scham sieht durchaus männlich aus. Penis hypospadiaeus von der Größe und Dicke des großen Fingers. Vorhaut nach hinten retrahiert. Zwischen den getrennten Scrotalhälften sieht man eine Art Schamspalte, in deren Grunde die Öffnung der Harnröhre, seitlich von ihr je eine kleine Schamlippe. Wenn man das Kind drängen heißt, so stülpt sich in jeder Leiste eine An-

schwellung vor wie eine Hernie; rechterseits kann man sich leicht vom Darminhalt dieser Hernie überzeugen, außer Darm liegt aber in diesem rechtsseitigen Leistenbruche noch ein kleines, rundliches Gebilde, welches weder ein Hoden noch ein Ovarium zu sein scheint. Per rectum tastet man in der Mittellinie ein Gebilde, welches in Zusammenhang mit dem Tumor steht; nach unten zu

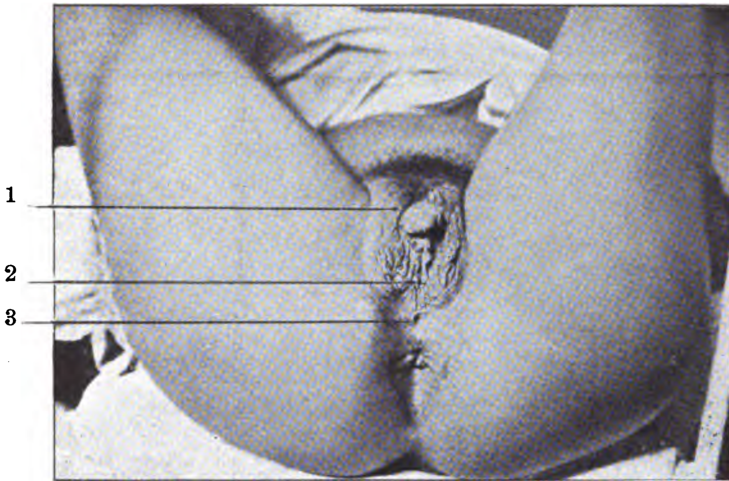


Fig. 23 Vulva eines 14jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitters. Beobachtung von Unterberger.
1 = Vaginalhernie im Scrotalsack. 2 = Urethralmündung.
3 = Dellenförmige Einziehung, vielleicht entsprechend der Vagina.

verjüngt sich dieses Gebilde und scheint am unteren Ende eine Art Delle zu besitzen. (?) Die äußere Scham sprach für männliches Geschlecht, besonders, wenn man annehmen wollte, daß das Gebilde in der rechtsseitigen Hernie ein Hoden sei. Unterberger jedoch glaubte, daß der per rectum getastete Körper ein Uterus sei, der rasch wachsende Tumor ein Ovarialsarkom und daß die

Vagina sich wahrscheinlich in die Urethra öffene, daß jene Blutung aus dem Genitale eine katameniale gewesen sei. Am 19. XII. entfernte er durch Bauchschnitt den Tumor, der sich als mannskopfgroßes Sarkom des linken Ovarium erwies. Man fand einen kleinen Uterus, die linke Tube auf dem Tumor liegend, in dessen Substanz die Ovarialsubstanz gänzlich aufgegangen war. Man fand auch die rechte Tube und den rechten sehr kleinen Eierstock, kaum haselnußgroß. Man fand ferner die runden Mutterbänder und glaubte ein unterhalb des Uterus getastetes Gebilde wie einen aus zwei Wänden bestehenden Schlauch für eine Vagina ansehen zu dürfen, welche sich wahrscheinlich in die Urethra eröffnete oder mit ihr zusammen in den Sinus urogenitalis in der oben angegebenen Öffnung in der Schamspalte. Nirgends Hoden gefunden, die Öffnungen der Leistenkanäle waren von Darmschlingen bedeckt. Das Mikroskop erwies ein typisches Endotheliom oder Sarkom der Geschlechtsdrüse. Unterberger gibt jedoch nichts darüber an, ob dieses Sarkom wirklich aus einem Ovarium entstanden war und nicht etwa aus einem in der Bauchhöhle retinierten Hoden. Da die andere Geschlechtsdrüse nicht herausgeschnitten wurde, also nicht zur mikroskopischen Untersuchung gelangte, so dürfte man wohl sagen, die Entscheidung von Unterberger beruhe auf seiner Vermutung, aber nicht anatomischen Beweisen. Das Kind konnte demnach ebensowohl ein männlicher Scheinzwitter sein, wie ein weiblicher; freilich wurde die Blutung aus dem Genitale eher zu Gunsten der Annahme Unterberger's sprechen. Jedenfalls hatte Unterberger wohl angesichts der sarkomatösen Entartung der linken Geschlechtsdrüse das Recht, auch die rechtsseitige Geschlechtsdrüse mit herauszuschneiden, deren mikroskopische Untersuchung vielleicht das fragliche Geschlecht entschieden hätte — wenngleich ihr Entwickelungszustand auch so rudimentär sein konnte,

daß auch das Mikroskop nicht im Stande wäre auf die uns vorliegende Frage zu antworten. Meines Erachtens erscheint auch in diesem Falle das Geschlecht fraglich trotz der Exstirpation einer Geschlechtsdrüse (s. Fig. 22 u. 23).

42) Westermann [„Over een geval van Hermaphroditism“ Nederl. Tijdschr. v. Geneesk. 1901. No. 11 — siehe Referat: Monatsschrift für Geb. u. Gyn. Juni 1902. pg. 955]: Ein 30 jähriges Mädchen starb infolge von ulceröser Appendicitis. Schon die Mutter war im Zweifel über das Geschlecht dieser Tochter gewesen und zwar wegen deren absoluter Amenorrhoe. Bei der Sektion konstatierte man Mangel der Brustdrüsen, einen Penis hypospadiaeus von 6 Centimeter Länge mit nicht von der Vorhaut bedeckter Glans. Auch das Scrotum war gespalten. Unterhalb der Urethralmündung lag die von einem Hymen garnierte Öffnung der Vagina Männliche Schambehaarung; die auf der Innenseite behaarten Schamlefzen enthielten keine Hoden. Von der Rückwand der Harnblase geht linkerseits eine 7 Centimeter lange Tube aus mit ausgesprochenen Fimbriae, mesosalpinx und Ligamentum rotundum. Wo das Ovarium sinistrum liegen sollte, fand man fest zusammengeballtes sklerotisches Bindegewebe. In den äußeren Schichten dieses Gebildes fand das Mikroskop ein aus zahlreichen Zellen bestehendes, von einer Schicht weniger zahlreicher Zellen umgebenes Gewebe, in der inneren Schicht Bindegewebe, Fett, einige blutgefüllte Bläschen und einige Blutgefäße, aber keine Spur von Graaf'schen Follikeln, Pflüger'schen Schläuchen. Erst nach Abpräparieren des Bauchfelles von der hinteren Blasenwand fand man einen Uterus von 5 und eine Vagina von 8 Centimeter Länge. Der gesamte Uterovaginalkanal war für eine Sonde viabel. Mit Mühe entdeckte man den rechten Müller'sehen Gang, 22 Centimeter lang, mit seiner Tube, welche jedoch nur im peripheren Anteile eine

kurze Strecke weit viabel war. Rechterseits fand man im Leistenkanale den Processus vaginalis peritonaei offen und in ihm ein Gebilde von Bohnengröße: einen Hoden mit seiner Tunica albuginea und zahlreichen Tubuli contorti. Man fand keine Spermatozoiden. In Mesosalpinge lag der cystisch entartete Nebenhoden. Erst die Nekropsie wies in diesem äußerst lehrreichen Falle die erreur de sexe nach und den hohen Entwickelungsgrad der Müller'schen Gänge.

43) Winckler [siehe im Vorhergehenden: Dritte Gruppe, No. 12]. 14 Jahre nach einer erfolgreichen Herniotomie wurde wegen Occlusio intestinorum der Bauchschnitt gemacht und zwar mit letalem Ausgang bei einem männlichen Scheinzwitter von 56 Jahren, der einen hochgradig entwickelten Uterus besaß.

44) Zahorski [in Wilno] (Gazeta Lekarska 1900. No. 26. — Polnisch) beschrieb folgende eigene Beobachtung von Pseudohermaphroditismus femininus externus. Er wurde von Dr. Waszkiewicz behufs Konsultation zu einem 25 jährigen Dienstmädchen geholt wegen eines fluktuierenden Bauchtumors und beginnender Peritonitis. Allgemeinaussehen, Stimme, Brüste, Behaarung ganz weiblich, aber Clitoris drei und einen halben Zentimeter lang, einem hypospadischen Penis sehr ähnlich. Wegen großer Schmerzhaftigkeit konnte eine genaue Tastuntersuchung weder per vaginam noch per rectum durchgeführt werden. Im Sawicz-Hospital wurde eine Parancetese durch die Bauchdecken vorgenommen und ungefähr ein Liter einer sanguinolenten Flüssigkeit entleert; rechterseits eine große Inguinolabialhernie. Momentan folgte auf die Paracentese eine subjective Erleichterung, aber der Tumor wuchs in der Folge so rasch, daß er schon nach drei Wochen die gesamte Bauchhöhle auszufüllen schien. Angesichts dessen, daß offenbar ein maligner Tumor vorlag, verzichtete man auf

eine Operation, entgegen dem Verlangen der Patientin, die in der vierten Woche nach der Aufnahme starb. Bei der Nekropsie fand man in der Bauchhöhle viel sanguinolente Flüssigkeit, einen bis an die Leber reichenden Tumor, mit dem großen Netze, mit dem Bauchfell und den Darmschlingen verwachsen, ein riesiges, weiches Sarkom, ausgehend aus dem rechten Ovarium. Der linke Eierstock klein, flachgedrückt, der rudimenätre Uterus kaum 2 Centimeter lang. Niemals Periode oder Molimina menstrualia. Da der Autor mit keiner Silbe einer mikroskopischen Untersuchung des linken, für ein flachgedrücktes Ovarium von ihm angesehenen Geschlechtsdrüse erwähnt, so hat wahrscheinlich eine solche mikroskopische Untersuchung nicht stattgefunden. Es ist also auch in diesem Falle ein gerechter Zweifel an der ovariellen Natur dieser Geschlechtsdrüse gestattet, die ebensogut ein Hoden sein konnte. Für mich bleibt also auch hier das Geschlecht trotz der stattgehabten Nekropsie zweifelhaft.

45) S. Pozzi vollzog an einen von ihm und Magnan in Paris behandelten verheirateten Manne den Bauchschnitt wegen eines Tumors, der sich hinterher als Ovarialtumor erwies. Der Mann, ein weiblicher Scheinzwitter, überstand die Operation gut und ist jetzt Witwer. [Laut mündlicher Mitteilung durch Herrn Pozzi im Februar 1903].

Fünfte Gruppe.

23 Fälle von teils ausgeführten, teils von Ärzten vorgeschlagenen oder von einem Scheinzwitter verlangten chirurgischen Eingriffen an den Genitalien mit Anschluss einiger Hypospadieoperationen bei männlichen Scheinzwittern.

1) Aetius und Paulus Aegineta erwähnen, daß in Agyten bei den Stämmen der Ibbos und Mandingos

häufig vor der Hochzeit die hypertrophische Clitoris amputiert wurde.

2) Arnaud [„Dissertation sur les Hermaphrodites" Paris 1766], dessen Sammelwerk dreißig Jahre lag, ehe es im Druck erschien und eine Fundgrube für die ältere Kasuistik des Scheinzwittertumes ist, erzählt folgende interessante eigene Beobachtung [siehe Fig. 24.]

Im Jahre 1725 untersuchte er eine unverehelichte Näherin aus Ménilmontant bei Paris, welche allmonatlich schreckliche Leiden ausstand infolge von heftigen Molimina menstrualia: Leibschmerzen, Schwindelanfälle, Erbrechen etc. plagten jedesmal die Kranke. Allgemeinaussehen, Gesichtsbehaarung, Brüste, Stimme männlich, in jeder Schamlefze tastete man Hoden, Nebenhoden und Samenstrang. Hypospadiasis totius penis neben Hypospadiasis partialis scroti. Die Schamlefzen erschienen in ihrem untersten Teile mit einander verwachsen, indem sie eine Art Frenulum labiorum bildeten. Der Damm erschien infolgedessen ausnehmend hoch. Keine Spur einer Raphe zu sehen. Man konnte die Hautdecken zwischen der Analöffnung und der Öffnung in der Schamspalte mit dem Finger ziemlich tief einstülpen in eine nach außen hin durch die Hautdecken verschloßenen Höhle, wenigstens ergab der tastende Finger so eine Vorstellung für Arnaud. Während jener katamenialen Beschwerden stülpte sich diese Partie der Hautdecken am Damme etwas konvex nach außen vor, aber „ohne gleichzeitige auffallende Verfärbung der Hautdecken an dieser Stelle." Die Anschwellung wurde stets sehr schmerzhaft zu jener Zeit; nach einigen Tagen ließen die Schmerzen nach und es erfolgte eine mehrtägige Blutung ex ano, obgleich keine Haemorrhoiden vorhanden waren. Arnaud hielt diese Näherin für einen regelmäßig menstruierenden Mann. Die Blutenleerung werde aber aufgehalten, weil die Scheide keine

Ausführungsöffnung nach außen zu besaß — er hielt jenen geschlossenen, oben erwähnten Hohlraum für eine nach außen zu verschlossene Scheide, in welche man von außen her die Hautdecken am Damme einstülpen konnte. Dieses retinierte Menstrualblut sollte sich alsdann durch eine Fistel e vagina in den Mastdarm ausscheiden und dann aus diesem abfließen. Arnaud hatte sich persönlich



Fig. 24. Vulva eines erwachsenen als Mädchen erzogenen Scheinzwitters von fraglichem Geschlecht. Beobachtung von Arnaud.

mehrmals überzeugt von der Wahrheit aller der katamenial auftretenden Beschwerden und der darauf folgenden Blutung ex ano, wie er sagt. Er machte unter Assistenz zweier Kollegen einen Einschnitt in die Hautdecken an der schon erwähnten Stelle am Damme und drang mit dem Finger in eine zwei Zoll tiefe Höhle ein, in deren

Grunde er eine Portio vaginalis uteri zu tasten glaubte. Die folgenden Menstrualblutungen entleerten sich beschwerdefrei durch die von Arnaud geschaffene Öffnung. Leider aber wurde trotz Drainage die künstlich geschaffene Fistel immer enger, schloß sich nach 6 Monaten ganz und die alten Beschwerden waren wieder da. Die Patientin ging auf die Wiederholung der Operation nicht ein, verlangte aber statt dessen durchaus, Arnaud solle ihr das Geschlechtsglied abschneiden, den hypospadischen Penis, resp. die hypertrophische Clitoris, welches Organ ihr sub erectione sehr lästig falle. Da Arnaud das Individuum für einen Mann hielt, so schlug er diese Operation rundweg ab. Die Patientin wurde auch von Malaval, Puzos, Guérin, Morand, Garengeot und anderen Ärzten untersucht, welche sämtlich Arnaud's Diagnose billigten, wie er schreibt. Als die unglückliche Näherin im Jahre 1740 starb, 15 Jahre nach der von Arnaud vollzogenen Operation, bestimmte die Pariser Akademie zwei Delegaten für die Ausführung der Nekropsie: die Herren Verdier und Foubert. Verdier vollzog die Sektion des Leichnams und nahm die herausgeschnittenen Geschlechtsorgane mit sich nach Haus. So oft auch Arnaud und Foubert auf eine Aufforderung Verdiers hin zu ihm gingen, um gemeinsam das Präparat zu untersuchen, so wußte es Verdier so einzurichten, daß sie ihn niemals zu Hause antrafen, bis schließlich das Präparat so verfault war, daß es nicht mehr zu untersuchen war. Arnaud sah in diesem Vorgehen Verdier's eine Intrigue, um vorzubeugen, daß ein Bericht an die Akademie abgesandt wurde. Nach Arnaud sollte es sich hier um einen menstruierenden männlichen Scheinzwitter mit mangelnder Vaginalöffnung handeln, also mit Haematokolpometra per rectum profluens. Wenn man auch diesen älteren Mitteilungen mit Recht skeptisch gegenübertritt, so ist andererseits ihnen

doch nicht von vornherein jeder Wert abzusprechen. Wollen wir heute diesen Fall beurteilen, so werden wir eher annehmen, die Näherin war vielleicht ein weiblicher Scheinzwitter mit Hypertrophie und Erektionen der Clitoris und teilweiser Verwachsung der Vulva mit Atresie der Scheidenöffnung. Arnaud glaubte wohl, daß die in den Lefzen vorhandenen Gebilde Hoden, Nebenhoden und Samenstränge waren, das schließt jedoch keineswegs aus, daß es sich um ektopische Ovarien und Tuben z. B. gehandelt hat. Die Geschichte mit dem Verhalten Verdier's hat sich auch wohl später schon in Arztekreisen wiederholt, so etwas kommt leider vor, da nicht immer das gegenseitige Handeln der Arzte von wissenschaftlichem Interesse und Kollegialität geleitet wird.

3) Mc Arthur [Gynaecological Society of Chicago. 7. I. 1902 — Referat: Monatsschrift für Geb. u. Gyn. 1902. pg. 993]: „Hermaphroditismus und Atresia ani.“ Es wurde ein neugeborenes Kind wegen Atresia ani 12 Stunden post partum operiert, aber es starb trotzdem. Bei der Sektion konstatierte man weibliches Scheinzwittertum mit Persistenz der Kloake.

4) Aveling erwähnt ein Individuum zweifelhaften Geschlechtes, welches im Londoner Saint Georges Hospital untersucht wurde. Es war eine Frau mit ganz besonderer Hypertrophie der Clitoris, welche Aveling amputierte, weil sie infolge der Reibung an den Kleidern der Frau lästig fiel. Aveling hatte bei dieser Person die Menstruation konstatiert.

5) Benoit [Journal de la Société de Médecine pratique de Montpellier. Novembre 1840] beschrieb folgende interessante Beobachtung: „Consultation sur un cas d'hermaphrodisme“: Ein 27jähriges verlobtes Mädchen wandte sich behufs Untersuchnng an einen Arzt, welcher eine Atresia hymenis konstatierte. Er machte einen Ein-

schnitt, um die Scheide zu eröffnen, traf jedoch auf kein Lumen und die Operation blieb resultatlos. Trotzdem blieb das Fräulein in dem Glauben, dem weiblichen Geschlechte anzugehören. Es schob den Termin der Hochzeit unter stetig neuem Vorwande immer wieder hinaus, bis der Bräutigam endlich die Geduld verlor — da gestand es ihm die Ursache des Zögerns ein, es wisse, daß es mißgestaltet sei inbezug auf die Geschlechtsorgane. Der Bräutigam bestand dennoch auf der ehelichen Verbindung sobald wie möglich. Marie erbat sich noch einige wenige Tage Bedenkzeit und ging jetzt zu Benoit. Sie hatte jetzt begonnen an ihrem weiblichen Geschlechte zu zweifeln. Sie fragte Dr. Benoit direkt, zu welchem Geschlechte sie gehöre, ob sie einen Mann heiraten könne und ob bezüglich der Eheschließung eine Operation nötig sei oder nicht? — Nach genauer Untersuchung konstatierte Benoit männliches Scheinzwittertum, erklärte dem jungen Mädchen direkt, es sei ein Mann, keine Operation könne etwas daran ändern und die Hochzeit dürfte demnach nicht stattfinden.

6) Berendes [siehe Koesters: „Ein neuer Fall von Hermaphroditismus spurius masculinus" I. D. Berlin 1898, siehe auch Jahrgang für 1902 dieses Jahrbuches in meiner Arbeit: Gruppe IV. Fall IV. von Landau] amputierte einem Mädchen von vier Jahren auf Wunsch der Eltern die hypertrophische Clitoris. Das Mädchen erwies sich in der Folge als männlicher Scheinzwitter [siehe auch die farbige Abbildung in meiner vorerwähnten Arbeit].

7) W. Bittner [„Hermaphroditismus spurius masculinus completus", Prager Medizinische Wochenschrift 1895 N: 43 pg. 491 mit zwei Abbildungen]: Interessante Beobachtung von erreur de sexe aus der Klinik von Bayer in Prag. Emilie P., 13jährig, macht den Eindruck eines Weibes, aber ihr Charakter und ihre Gewohn-

heiten kontrastieren damit ganz auffällig. Die Körperkontouren weisen nirgends die weibliche Rundung auf, die Schulterbreite übertrifft die Beckenbreite, das Haupthaar ist in zwei lange Zöpfe zusammengeflochten. Man suchte an den oberen Extremitäten vergeblich den Pulsschlag der arteria bracchialis, cubitalis, radialis, ulnaris, was auf einen abnormen Verlauf dieser Gefäße hinwies. Die Genitalien sahen aus wie die eines Weibes mit be-

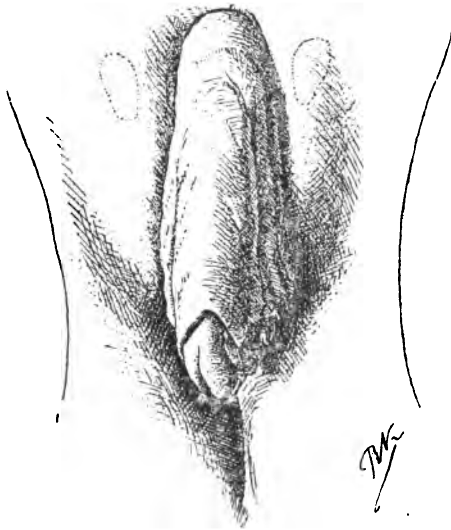


Fig. 25. Äußeres Genitale des von Bittner beschriebenen Scheinzwitters.

deutender Clitorishypertrophie: die Clitoris ist 5 und einen halben Centimeter lang, hat eine deutlich sichtbare Glans mit langer Vorhaut. An der Spitze der Glans sieht man die Mündung eines Kanales, welcher eine dünne Sonde 5 Centimeter tief einläßt (!). Aus diesem Kanal kann man etwas Schleim ausdrücken, der ganz ähnlich dem Prostataschleim aussieht. Bei Betastung entdeckte man in dieser Clitoris einen zentral verlaufenden

Strang, der erst unterhalb der Schamfuge verschwand. Dieser Penis ist an seiner unteren Fläche gespalten und weist hier eine 3 bis 4 Millimeter breite Rinne auf, die nach unten zu immer schmäler werdend, im Abstande von drei Centimetern von der Spitze des Penis endet. Harnröhrenöffnung weiblich, der Katheter weist eine bedeutende Dilatation der Harnblase auf, indem er beinahe bis in Nabelhöhe eindringt. Dr. Busch in Teplitz



Fig. 26.

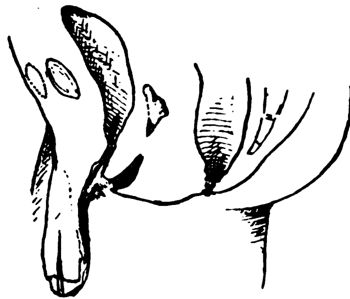


Fig. 27.
Schematischer Sagittalschnitt der Beckengegend.

Fig. 26 u. 27: Genitale eines männlichen Scheinzwitters von 13 Jahren, irrtümlich als Mädchen erzogen. Beobachtung von Bittner.

wegen Dysurie gerufen, hatte die Harnröhre mittels Bougies erweitert. Diese Erweiterung der Blase nach oben zu würde für eine Persistenz des Urachus sprechen. Die untere Harnröhrenwand stülpt sich etwas nach unten vor, so als ob eine portio vaginalis uteri existierte. Unterhalb der Harnröhrenöffnung liegt die Mündung der Vagina. Beide Öffnungen liegen in dem 8 Millimeter langen Sinus

urogenitalis, der ganz glattwandig ist und ohne Spur von kleinen Schamlippen. Anus normal, Damm breit. In jeder Schamlefze tastete man ein Gebilde, von dem eine Art Strang bis in die Bauchhöhle verläuft. Diese Gebilde machen den Eindruck rudimentärer Hoden. Per rectum tastend, gewahrt man ein bohnengroßes Gebilde in der Mittellinie querliegend und leicht verschieblich, dicht hinter der Blase liegend und bei Anfüllung der Blase dem Finger entweichend Tuben oder Ovarien nicht getastet.

Man betrachtete die in den Schamlefzen liegenden Gebilde als Hoden. (Siehe Fig. 25, 26, 27). Das per rectum getastete Gebilde war anscheinlich ein rudimentärer Uterus. Die Mutter verlangte durchaus die Amputation der hypertrophischen Clitoris, man willfahrte diesem Verlangen jedoch nicht, weil man das Kind für einen männlichen Scheinzwitter hielt.

8) M. R. Blondel [„Observation de Pseudohermaphroditisme" — Société Obstétricale et Gynécologique de Paris, Séance du 12. Janvier 1899 — Bulletins et Mémoires de la Société Obstétricale et Gynécologique de Paris. Paris 1899] beschrieb eine äußerst interessante Beobachtung folgender Art: Frau X. aus Angers, 45 Jahre alt, seit 18 Monaten verheiratet, kam am 14. X. 1998 in seine Klinik mit Klagen über Unterleibschmerzen Schwindelanfälle, Mattigkeit und Abgeschlagenheit und in letzter Zeit häufiges Nasenbluten; außerdem bemerkte sie seit zwei Jahren krampfhafte Zuckungen der Augenlieder, welche von Herrn Landolt behandelt worden waren. Frau X. glaubt, alle diese Beschwerden stehen mit ihrem Alter, einer beginnenden Climax, im Zusammenhange. So hatte sich auch der Okulist ausgedrückt, so äußerten sich auch ihre Bekannten. Sie hat aber von all' diesen Beschwerden ihrem Hausarzte nichts gesagt, sondern zog es vor, einen Spezialisten in Paris zu konsultieren, da in ihrer Organisation etwas Absonder-

liches vorliege, was weder sie noch ihr Mann sich zu deuten im Stande seien. Sie verlangte jetzt eine genaue Untersuchung. Sie hatte niemals die Periode und konnte mit ihrem Gatten niemals den Beischlaf normal ausführen, weil sie dabei jedesmal vehemente Schmerzen empfinde; sie glaubt bemerkt zu haben, es müsse ein mechanisches Hindernis für die Vollziehung des Beischlafes vorliegen. Eltern normal gebaut und gesund, drei Schwestern haben normal die Periode, zwei haben Kinder. Frau X. hatte im Alter von 12—13 Jahren alle die Symptome an sich beobachtet, welche dem Eintritt der Regel vorauszugehen pflegen. Schmerzen in der Lendengegend, Schweregefühl im Unterleibe, Schwindelanfälle. Der Hausarzt verordnete verschiedene Emmenagoga: Apiol, Senf, ließ Blutegel setzen, natürlich ohne jeden Erfolg. Ihre Leiden verloren sich später nach etwa zweijähriger Dauer! Als sie 19 Jahre alt war, bewarb sich ein junger Mann um ihre Hand. Obgleich der junge Mann ihr wohlgefiel, so zerschlug sich doch das Heiratsprojekt nach einem Jahre infolgedessen, daß sowohl die Eltern als auch das junge Mädchen voraussahen, die Ehe werde nicht glücklich ausfallen angesichts zu erwartender Kinderlosigkeit, denn wie sollte sie eine Mutterschaft erwarten können, da sie noch nie die Periode gehabt hatte? Aus dem gleichen Grunde wurden auch mehrere andere Freier abgewiesen. Jetzt, wo Fräulein X. bereits 44 Jahre alt war, meldete sich abermals ein Freier, ein 60jähriger Wittwer, welcher von vornherein erklärte, er habe Kinder aus erster Ehe und verzichte auf weiteren Kindersegen freiwillig. Die Heirat kam zu Stande, aber der Beischlaf erwies sich als ganz unmöglich. Vor 6 Monaten stürzte Frau X. aus einer Höhe von vier Metern herab und wurde mit einem Armbruch und der Verstauchung einer Hand aufgehoben: sie empfand gleichzeitig starke Schmerzen im Leibe, in den Leisten-

gegenden und Schweregefühl in den Schamlefzen. Der Arzt legte auf den Arm einen Gipsverband, bezüglich der Leistenschmerzen erkannte er einen doppelseitigen Leistenbruch als Ursache und verordnete ein Bruchband. Frau X. erklärt jetzt, sie könne dieses Bruchband auch nicht einen Augenblick missen, da sie sonst sofort von heftigen Schmerzen befallen werde in den Leistenringen. Sie hat auch bemerkt, daß seit jenem Falle in jeder Schamlefze ein Tumor existiere, den sie früher niemals bemerkt hatte. Blondel vollzog nun die Untersuchung und fand zunächst absolut nichts, was eine erreur de sexe hätte voraussetzen lassen. Körperhöhe 170 Centimeter. Das Gesicht ist vielleicht nicht ausgesprochen weiblich zu nennen, entbehrt aber jeder Spur männlicher Behaarung. Haupthaar lang, fein, wellig geringelt.

Stimme etwas scharf, aber nicht gerade unweiblich, eher eine Art Mezzo-Sopran als Contraalt. Hände und Füße groß, Taille breit, Hüften stark, Muskelsystem üppig entwickelt. Bei Betrachtung der Vulva wird man zunächst frappiert von der Größe der Clitoris sowie auch der Schamlefzen. Die Hautdecke der Schamlefzen sieht gerunzelt aus wie das Scrotum; hier und da auf den Schamlefzen Haare. Clitoris kleinfingerdick, im flacciden Zustande 4, sub erectione 6 bis 7 Centimeter lang. Das Praeputium reich, umfaltet die Corona glandis und geht nach unten zu in die kleinen Schamlippen über. Zieht man die kleinen Schamlefzen auseinander, so gewahrt man eine schmale, enge, infantile Schamspalte. Es fallen hier mehrere Eigentümlichkeiten auf, welche Blondel wörtlich so beschreibt:

„A la partie inférieure de l'orifice vulvaire existent une fourchette et un vestibule indentiques à ce qu'on trouve à l'étât normal. Au milieu on trouve un orifice étroit, bordé d'un bourrelet frangé, tout-à-fait semblable à certains hymens. Au-dessus de celui-ci se montre la

voûte formée par la face inférieure du clitoris. : le raphé parti du sillon médian de celui-ci et qui correspond bien à la bride décrite dans un cas semblable par Buisson la divise suivant son milieu en deux parties égales et vient se perdre un peu au-dessus de la partie supéricure de l'hymen; à ce niveau existent deux orifices à la direction longitudinale; situé de part et d'autre du raphé ils sont rélativement volumineux et admettent chacun sur un trajet d' un demi à un centimètre l'extrémité d'un fin stylet: un liquide filant, très transparent, tout à fait semblable à la sécrétion prostatique de l'homme, s'échappe devant nous de ce deux orifices." Man sah zunächst nirgends eine Harnröhrenöffnung: dieselbe lag scheinbar in einer pseudovaginalen Höhle, etwas nach hinten und nach innen zu von der Hymenalöffnung. Einen Katheter kann man längs des Fingers in die Blase einführen: Urethra etwa vier Zentimeter lang. Die Einführung des Fingers in die Hymenalöffnung bereitet der Frau viele Schmerzen, die Ränder des Hymen sieht man auf dem Fingergliede gelagert. Die Hymenalränder sind dünn und sehr gespannt. In der Tiefe von drei Zentimetern erscheint die Vagina blindsackartig geschlossen. Per rectum tastet man sowie auch per vaginam an der Hinterfläche der Harnblase zwei längliche Gebilde von vagen Kontouren, welche vielleicht einer Prostata oder den Samenblasen entsprechen. Beim Harnen mag ein Teil des Harnes in die Vagina fließen infolge der versteckten Lage der Urethralöffnung. In jeder der auffallend großen Schamlefzen tastet man je einen Hoden: der linke ist atrophisch, weich, abgeplattet, mit kleinem Nebenhoden und Samenstrange, die rechtsseitigen Geschlechtsdrüsengebilde sind normal. Man kann Kopf und Schwanz des Nebenhodens und den Samenstrang unterscheiden. Die Hoden gleiten unter Fingerdruck in ihrer Tunica vaginalis hin und her, die eine offenbar mit Lumen versehene

Tasche bildet. Die Hoden lassen sich erheben bis zur Leistenkanalmündung; der Versuch einen Hoden in den Leistenkanal einzuschieben ist zu schmerzhaft, obwohl die Hoden, wie oben gesagt, erst vor 6 Monaten infolge eines Trauma in das Scrotum fissum herabgestiegen waren. Bei dieser Frau wurde also eine erreur de sexe konstatiert. Hypospadiasis peniscrotalis mit Persistenz eines Utriculus masculinus [resp. Vagina], welcher von Vestibulum pseudovulvare durch eine Art Hymen geschieden ist. Der Sinus urogenitalis, der Pseudovaginalkanal, das hinter dem Hymen belegene Stück eingerechnet, ist immerhin 5—6 Centimeter lang, läßt den Finger ein, aber nicht das Membrum conjugis. Der Gatte war bisher nicht im Stande den Widerstand jenes Hymen zu brechen. Der Mann hat gleichwohl mehrmals eine Immissio in jene Vulvargrube versucht mit Ejakulation in dieselbe hinein, aber jeder Angriff auf den Hymen ist von einem Schmerzenschrei der Frau gefolgt. Die Frau sagt, daß sie gleichwohl bei diesen Versuchen ihres Gatten Wollust empfinde, deren Kulminationspunkt der Moment sei, wo bei dem Gatten die Ejakulation erfolgte. In diesem Moment empfindet sie eine Art krampfartiger Erschütterung des ganzen Körpers rhytmischer Natur, und sie fühlt, daß bei ihr selbst eine Flüßigkeit sich in die Vulva ergießt. Nach diesen Spasmen erfolgt eine tiefe Prostration und hochgradige nervöse Depression. Die Frau unterscheidet sehr wohl diese Gefühle, welche sie erst seit der Hochzeit kennen gelernt hat, von anderen mehr oder weniger ausgesprochenen aber vagen Wollustempfindungen mit Erektion der Clitoris und von Ejakulation gefolgt — aber nicht ruckweise sondern kontinuirlich diese Ejakulation —, welche sie schon früher vom 20. Jahre an manchmal empfunden, wenn sie einen Roman las oder träumte.

Ob die Hoden während jener Spasmen nach oben wandern, vermag sie nicht anzugeben, sie sind aber äußerst

druckempfindlich und, wenn zufällig einmal ein Hoden einer Quetschung unterliegt, so empfindet die Frau starken Schmerz, den sie selbst als nauseös bezeichnet.

Blondel war Zeuge einer Erektion und Ejakulation einer durchsichtigen, fadenziehenden, stark riechenden Flüßigkeit, welche vollständig dem Prostatasecret entsprach: er sammelte sogar etwas davon auf ein Schälchen zur Untersuchung. Die beiden Öffnungen, aus welchen diese Flüßigkeit ausgeschieden wurde, lagen unterhalb der Clitoris aber oberhalb der Harnröhrenöffnung. Es war leicht, diese beiden Öffnungen mit bloßem Auge zu sehen; man sah die Flüßigkeit aus ihnen hervorquellen. Die Flüßigkeit enthielt nur einige platte Zellen, aber keine Spermatozoiden. Keine Brustdrüsen vorhanden, nicht einmal merkliches Fettgewebe. Die Sternalregion war leicht behaart. Die scheinbar vaginale Mündung der Urethra in seinem Falle bezeichnet Blondel als einzig dastehend. Blondel wagt nicht zu sagen, ob jene beiden Öffnungen oberhalb der Urethra den Öffnungen von Cowper'schen Drüsen entsprachen oder Prostataausführungsgängen; jedenfalls funktionierten die drüsigen Gebilde, deren Secret sie ausschieden, energisch. Ob das per rectum getastete Gebilde eine Prostata war oder Samenblasen oder ein Uterus bicornis, kann Blondel nicht entscheiden. Keine männliche Gesichtsbehaarung. Neigungen und Geschmack dieser Person waren ganz weiblich und hat sie niemals männlichen, auf Frauen gerichteten Geschlechtsdrang empfunden. Was die kongestiven Erscheinungen der Pubertätsperiode anbetrifft sowie mensuelle Nasenblutungen im Alter der Menopause, so hat man solche Erscheinungen auch bei anderen männlichen Scheinzwittern ausgesprochen gefunden, die noch weit mehr männlich veranlagt waren als diese Frau. Was die sociale Stellung dieser Frau anbetrifft, so ist es klar, daß die Ehe eine nichtige sein muß. Durfte

man, fragt sich Blondel, in diesem Falle sowie die Frau es verlangte, einen operativen Eingriff unternehmen, um den Beischlaf in der Rolle einer Frau zu erleichtern? — Er beriet sich mit Maigrier und die Herren kamen dahin überein, daß das Verlangen der Frau ein berechtigtes sei, er beschloß also den Hymen mit dem Messer zu spalten und dann die Pseudovagina zu verlängern durch einen Schnitt im Scheidengewölbe mit dédoublement des Septum rectovaginale und eventueller plastischer Bedeckung der geschaffenen Wunde. Die Frau gab an, sie werde sich am 20. November behufs Ausführung der Operation melden, kam aber nicht wieder.

Beiläufig erwähne ich, daß Herr Kociatkiewicz in dem von mir früher beschriebenen Falle nach Exstirpation der Hoden eines als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters, behaftet mit Hypospadiasis peniscrotalis, um den Beischlaf in der Rolle einer Frau zu ermöglichen, eine Erweiterung des Aditus ad vaginam versuchte ohne jedoch eine wesentliche Veränderung zu erzielen.

Bezüglich des Blondel'schen Falles ist hervorzuheben, daß diese Frau, ein verkannter Mann, absolut weiblichen Geschlechtsdrang empfand.

8) Realdo Colombo [siehe Debierre] „L'Éthiopienne de Realdo Colombo de Cremone“: Clitoris zu groß, Scheidenöffnung zu klein; Beischlaf weder mit Männern noch mit Frauen möglich. „Elle ne pouvait agir ni patir commodément.“ Diese Person verlangte die Amputation des männlichen Gliedes: Colombo schlug aber die Ausführung dieser Operation ab, indem er die Verantwortung für diese Operation vor den Behörden scheute.

Steglehner [l. c. pg. 89] schreibt bezüglich dieses Falles: „Realdus Columbius observavit mulierem, cui erat genitale membrum ambiguum crassum digiti minimi longitudinem aequans sed perforatum, sub eodem

ostium canalis sic angustum ut non nisi digiti minimi apicem admitteret. Viros haec ita concupivit ut penis clitoridei resectionem et ostii vaginalis dilatationem a chirurgo expeteret. Qua structurae vicissitudine manifesto patet, clitoride increscente muliebris genitalis canalem eadem proportione contrahi et coarctari." — Nach dieser Beschreibung scheint es sich hier um einen männlichen Scheinzwitter zu handeln mit Hypospadie des Scrotum und mehr oder weniger hochgradiger Entwickelung der Müller'schen Gänge — jedenfalls scheint eine Scheide existiert zu haben. Der Fall ähnelt am meisten demjenigen von Maude aus der neueren Kasuistik.

9) W. A. H. Coop [„A curious anomaly of the female genitalia with striking resemblance to some of the external male elements changed by plastic surgery into a woman of normal appearance." American Gyn. and Obstetric. Journal-New York. May 1895. pg. 594]: 24jährige Frau, verheiratet bei vollständig männlichem Aussehen der äußeren Genitalien infolge von Verwachsung der Schamlefzen untereinander. Plastische Operation mit gutem Ausgange. Coop ermöglichte durch eine Discision der Verwachsung die Ausführung des Beischlafes sowie auch Huguier in einem später zu erwähnenden Falle — so wie auch eine solche einfache Operation den Beischlaf in der Rolle einer Frau Marie Magdalene Lefort ermöglicht hätte, wenn die Person sich der Ansicht von Béclard angeschlossen hätte, der ihr Geschlecht als weiblich richtig erkannt hatte entgegen der Meinung der sämtlichen anderen Ärzte, welche sie untersucht hatten.

10) Coste [Marseille] [Journal des connaissances médico-chirurgicales par les Docteurs A. Trousseau, J. Lebaudy, H. Gouraud: 3-eme année, 1835, pg. 276 „Conformation vicieuse des organes génitaux chez une femme. Opération."] ermöglichte den Beischlaf in der

Rolle einer Frau einer Person von zweifelhaftem Geschlechte. Im September 1834 kam zu ihm Frau X. mit ihrer 21jährigen Tochter, weche eine genitale Mißstaltung hatte. An Stelle der zu erwartenden Clitoris fand Coste ein männliches, unten gespaltenes Glied, so groß wie bei einem etwa 12jährigen Knaben. Die Glans dieses Gliedes war infolge von Retraction des Praeputium vollständig entblößt. Aus der weiblichen Harnröhrenöffnung entleert sich nicht nur der Harn, sondern vom 13. Jahre an auch regelmäßig alle vier Wochen das menstruelle Blut; Unterhalb der Harnröhrenöffnung keinerlei Vertiefung zu sehen, man sah dort zwischen den kleinen Schamlippen nur eine behaarte Haut mit Anzeichen einer Raphe. Die großen Schamlippen waren rudimentär entwickelt, repräsentierten einfach zwei Hautfalten. Allgemeinaussehen dieses Mädchens, sowie die Brüste und allgemeine Behaarung ganz weiblich, ebenso die Schambehaarung, aber das Becken und die Extremitäten waren männlich veranlagt. Charakter und Neigungen vollkommen weiblich. das Mädchen liebte zärtlich seinen Bräutigam, kannte keine Masturbation und hatte niemals eine Erektion seines Geschlechtsgliedes bemerkt. Die Mutter kam zu Coste mit der Frage, ob ihre Tochter heiraten könne oder nicht? Coste antwortete, daß ein Beischlaf nicht möglich sein werde, es sei denn nach Ausführung einer Operation. Da allmonatliche Blutungen vorlagen, so war Coste überzeugt von der Existenz eines Uterus: die Ausscheidung des Blutes durch die Harnröhre wies darauf hin, daß eine Kommunikation zwischen Uterus und Harnröhre existiere. Es ging nun um zwei Sachen: erstens um Schaffung einer Vagina zwischen Urethra und Rectum, zweitens um Amputation der hypertrophischen Clitoris. Das Fräulein ging im Prinzip auf die Operation ein, die auch von Coste am 20. IX. 1834 vollzogen wurde. Aus Rücksicht auf die Schamhaftigkeit der

Patientin, sowie darauf, daß es darauf ankam, das größte Geheimnis zu wahren, begnügte er sich mit einem einzigen Assistenten, Dr. Dunés. Er begann die Operation mit einem Längsschnitte in der Raphe dartos zwischen Urethral- und Analmündung, wobei die Kranke so gelagert war wie bei einem Steinschnitt. Da Coste selbst in der Tiefe von einem Zoll keine Scheide antraf und er befürchtete, die naheliegende Urethra oder das Rectum zu verletzen, so führte er jetzt einen Katheter in die Blase ein, indem er aber dem Katheter eine Richtung gab nicht nach der Harnblase sondern nach der Gebärmutter zu. Die Sonde drang spontan in einen Kanal ein, welcher die Vagina zu sein schien. Jetzt entschloß sich Coste unter dem Risiko, eine Urethrovaginalfistel zu schaffen, dazu, das Septum zwischen dem in urethra liegenden Katheter und der vermuteten Vagina von der Urethralmündung aus mit einem Messerschnitte zu spalten bis zu dem vermuteten Scheideneingange. Der in die Tiefe der Wunde eingeführte Finger gelangte in eine Höhle, die mit Schleimhaut ausgekleidet war; er tastete aber auch in dieser Höhle eine Portio vaginalis uteri. Coste tamponierte nun diesen ganzen Kanal mit Charpie, die er mit Wachs durchtränkt hatte. Dann zog er die Vorhaut der hypertrophischen Clitoris soweit er konnte nach hinten zurück und amputierte die Glans clitoridis mit einem Messerzuge so nah als es möglich war an der Symphysis ossium pubis. Er legte einen Heftpflasterverband an und brachte die Operierte zu Bett. Das postoperative Fieber wurde durch strikte Diät bekämpft. Am dritten Tage nach der Operation erfolgte eine starke Blutung aus den durchschnittenen Corpora cavernosa clitoridis, welche Coste nicht fürchtete, weil diese Blutung eine vorteilhafte Depletion setzte!!!! Druckverband. Am 7. Tage nach Amputation der Clitoris war deren Wunde vernarbt. Nach zwei Monaten war die chirur-

gische Pflege der neugeschaffenen resp. eröffneten Vagina mittels Tamponade und Lapisgebrauch vollendet. Die Ränder der Harnröhrenwunde sollen spontan mit einander verwachsen sein, sodaß schließlich der Harnweg ganz separiert erschien von dem Genitalwege der Vagina. Die Periode erschien zur erwarteten Zeit und wurde per vaginam entleert. 8 Monate nach der Hochzeit hieß es: Matrimonium est consummatum. Die junge Frau sagte ihrem Operateur, der Beischlaf finde statt ohne Schwierigkeiten und sie sei zufrieden und habe auch Annehmlichkeit dabei, aber schwanger sei sie noch nicht seit dem letzten Besuche des Arztes. Es scheint, daß es sich in diesem Falle um einen weiblichen Scheinzwitter handelt mit inguinolabialer Ektopie eines Ovarium, welches Coste fälschlich für einen Hoden angesehen hatte, um eine Verwachsung der Schamlefzen unter einander und Mündung der Vagina in die Urethra oder in den Sinus urogenitalis. Interessant ist für den modernen Chirurgen die Art und Weise, wie damals solche Wunden behandelt wurden, wie z. B. die nach Amputation der Clitoris und ihrer Schwellkörper entstandenen.

12) Duval [siehe: Debierre l. c. pg. 46]: Demoiselle d'Anjou — „Nach Angaben von Duval verlangte der Gatte die Scheidung“: „La cause du divorce prétendu était que cette demoiselle avait un membre viril, long de deux travers de doigts en la partie supérieure de l'ovale mulièbre, lieu auquel devoit être le clitoris, qui se dressait alors que son mari voulait avoir sa compagnie, et le blessait, de sorte qu'il n'avait encore eu décente habitation et copulation avec elle.“ Das Gericht entschied, daß die Ehe aufrecht erhalten werden wird, insofern die Gattin sich einverstanden erklärt zur Abschneidung „de la dicte partie superflue et inutile à une femme.“ Da jedoch die junge Frau auf eine Operation nicht eingehen und nicht das verlieren wollte, was

die Natur selbst ihr verliehen, „le mariage fût de consentement des deux parties déclaré solu et cassé“ — Diesen Fall habe ich früher schon erwähnt in meiner Kasuistik der Mißehen „par erreur de sexe“, deren ich bis jetzt 63 gesammelt habe.

13) Hartmann [Bulletins et Mémoires de la Société de Chirurgie de Paris. Tome XXVIII. 1902. Nr. 31. pg. 931 und No. 34]. Im Jahre 1892 schnitt Hartmann bei einem 7jährigen Mädchen, welches hartnäckig masturbierte, auf Wunsch der Mutter hin die hypertrophische Clitoris ab. Nach 10 Jahren sah Hartmann das Mädchen wieder. Angesichts einer Diskussion über das von Walther in der Pariser Société de Chirurgie vorgestellte Individuum erinnerte er sich an dieses Kind und berichtete einige Details: das 7jährige Kind verriet vorzeitige geschlechtliche Entwickelung: der fette Mons Veneris und die Schamlefzen waren schon behaart. Während normal bei einem 7jährigen Mädchen die Clitoris nicht länger am Dorsum ist als 47 (?) Millimeter lang, so hatte in seinem Falle die Clitoris die Größe des kleinen Fingers, sub erectione erschien sie noch größer. Das Organ sah aus wie ein hypospadischer Penis, die Crura clitoridis gingen über in die kleinen Schamlippen. An der unteren Fläche der scheinbar gespaltenen männlichen Penisharnröhre sah man eine weißliche glänzende Membran und darin hintereinander liegend mehrere Öffnungen: Lacunae Morgagnii. Hymen falciformis läßt den Finger in Vaginam eindringen bis an den Mutterhals. Die Schamlefzen vereinigen sich nicht mit einander oberhalb der Clitoris, sondern haben dort einen Abstand von einander von anderthalb Zentimetern. Per rectum tastete man das Corpus uteri, aber der Uterus lag nicht antevertiert, wie es sein sollte, sondern in retroversione. Jederseits tastete man im Becken in der Region der Articulatio sacroiliaca einen bohnengroßen

druckempfindlichen Körper —. Die Oberlippe wies eine männliche Behaarung auf. Die Clitoris glich an Größe dem Membrum eines 7jährigen Knaben, wurde bei Digitalberührung steifer und näherte sich dabei der Schamfuge. Da Hartmann überzeugt war von dem weiblichen Geschlechte des Kindes und um der Onanie ein Ende zu machen, entschloß er sich zu der Amputation des inkriminierten Gliedes. Jetzt nach 10 Jahren bot das Mädchen ein absolut männliches Aussehen. Das Gesicht war üppig behaart, Brustkorb und Becken männlich. Das Individuum erwirbt sich den Unterhalt als Näherin und soll bis jetzt keinerlei Geschlechtstrieb empfunden haben. Schambehaarung weiblich. Der Stumpf der einstens amputierten Clitoris strotzt fingerdick unterhalb der Schamfuge, ist von rosaroter Färbung. Die 10 Centimeter lange Scheide läßt ein Speculum bis an den Mutterhals vordringen, eine dünne Sonde dringt in den Uterus vier und einen halben Centimeter tief ein. Regel bis jetzt noch nicht aufgetreten, aber alle Monate 2—3 Tage lang Leibschmerzen, mehr linkerseits als rechterseits ausgesprochen und bis auf die Fossae iliacae ausstrahlend. Hartmann hält das Individuum für ein Mädchen, ich möchte dieses Urteil doch nicht ohne Weiteres unterschreiben und halte das Geschlecht bisher für zweifelhaft und die ausgeführte Operation für unberechtigt, solange nicht das weibliche Geschlecht sichergestellt war — erinnere dabei an einen bekannten Fall, wo ein berühmter französischer Chirurg von einem seiner männlichen Patienten ermordet wurde aus Rache dafür, daß er ihm während einer Varicocelenoperation einen Hoden abgeschnitten hatte!

14) Hector le Nu wurde zu der 6jährigen Tochter des Wilhelm Frérot gerufen, um deren hypertrophische Clitoris zu amputieren, schlug aber die Operation ab, weil er in jeder Schamlefze je einen Hoden und Neben-

hoden getastet, somit eine erreur de sexe konstatiert hatte. Hypospadiasis peniscrotalis.

15) Huguier: Es handelte sich um die 1839 in Saint-Quentin geborene Louise D. [siehe Léon le Fort: „Les vices de conformation de l'utérus et du vagin" Paris 1862. pg. 200—207.] (s. Fig. 28 u. 29.) Es waren die kleinen Schamlippen mit einander verwachsen, indem sie so die untere Wand eines Kanales bildeten, welcher

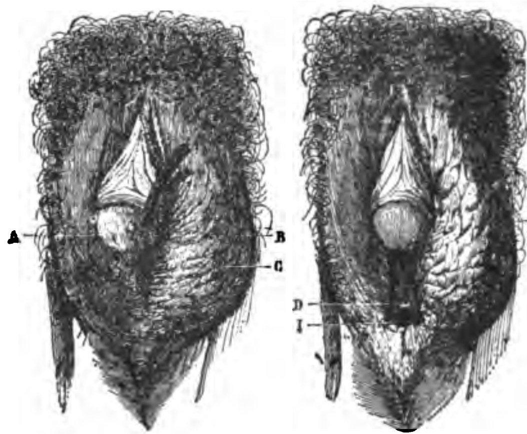


Fig. 28 u. 29. Vulva eines 20jährigen weiblichen Scheinzwitters Louise D. mit Verwachsung der Schamlefzen. Abbildung vor und nach Discision durch Huguier.
A = Clitoris, B = Sonde in die Vulvaöffnung eingeführt, C = Linkes Ovarium in hernia labiali, D = Urethralmündung, I = Vaginalostium.

unterhalb der Clitoris nach außen mündete. Louise D. hatte sich sonst regelrecht entwickelt und hatte vom 18. Jahre an ihre Perioden, die allerdings jedesmal sehr schmerzhaft waren. Das Menstrualblut entleerte sich stets mit Harn gemischt durch jene unterhalb der Clitoris belegene Öffnung. Im 20. Jahre sollte Louise heiraten. Der Hausarzt erklärte eine Heirat für unmöglich. Am 14. IX. 1859 stellte Debout in der Pariser

Société de Chirurgie ein Gipsmodell der Geschlechtsteile der Louise D. vor, welche für einen Hermaphroditen angesehen wurde. Clitoris 1—5 Centimeter lang mit starken Erektionen. In einer Schamlefze lag ein Ovarium, welches eventuell für einen Hoden angesprochen werden konnte. So oft eine Erektion der Clitoris eintrat, sah man „un mouvement ascensionel se produire dans les grandes lèvres comme si elles étaient doublées d'un muscle Crémaster". — Oberhalb jenes ektopischen Ovarium tastete man einen nach dem Leistenkanale zu verlaufenden Strang! Die Sonde, in die Öffnung unterhalb der Clitoris eingeführt, drang nicht in die Harnblase ein, sondern 11 Centimeter tief in die Vagina und konnte per rectum nicht getastet werden. Debout war daraufhin fest überzeugt, daß Louise ein Mädchen sei, und brachte sie in das Hospital Beaujon zu Huguier, welcher die verlangte Discision der mit einander verwachsenen kleinen Schamlippen vollzog bis auf den Abstand von zwei Centimetern von der Analöffnung. Sofort erblickte man das Orificium vaginae von einem Hymen garniert, sowie die Harnröhrenmündung. Uterus sehr klein. In der Folge fügte Huguier noch einen zweiten kleinen Eingriff hinzu, da die Offnung der Schamspalte sich als sehr eng erwies.

16) Als Seitenstück zu diesem Falle füge ich hier den berühmten Pariser Fall betreffend Maria Magdalena Lefort hinzu samt einigen Abbildungen sehr instruktiver Art. Dieser Fall ist vielfach diskutiert und mehrfach von französischen Autoren beschrieben worden, weil er in der Tat lehrreich ist. Die beiden Abbildungen stellen die Person vor im Alter von 16 und von 65 Jahren. [Siehe Debierre: L'Hermaphrodisme. Paris 1881. pg. 70—83] (s. Fg. 30, 31, 32, 33). Am 16. Februar 1815 wurde die damals 16 Jahre alte Maria Magdalena in der Pariser Ärztlichen Gesellschaft vorgestellt.

Chaussier, Petit-Radel und Béclard sollten sie untersuchen. Das Mädchen war von mittlerem Wuchs, hatte viele paradoxe Erscheinungen an sich; einen auffallenden Kontrast bildete die üppige männliche Gesichts-



Fig. 30. Maria Magdalena Lefort, weiblicher Scheinzwitter im Alter von 16 Jahren.

behaarung mit gleichfalls üppig entwickelten weiblichen Brüsten. Üppige Schambehaarung. Die Clitoris, möglicherweise ein hypospadischer Penis, war im flacciden Zustande 7 Centimeter lang, sub erectione länger. Prae-

putium mobil. In der Mittellinie sieht man an der unteren Fläche dieses Gliedes eine seichte Rinne und darin fünf hintereinander liegende feine Öffnungen, Lacunae Morgagnii. Zwei kurze schmale Schamlefzen sind stark



Fig. 31. Maria Magdalena Lefort im Alter von 65 Jahren. Beobachtung von Béclard.

behaart an ihrer Außenseite und reichen von der Clitoris bis etwa 10 Linien vor dem After. Zwischen den Schamlefzen liegt eine Haut, durch die hindurch man eine darüber liegende Höhle zu tasten meint. Die Schamlefzen

sind leer, enthalten also keinerlei Geschlechtsdrüsen. Unterhalb der Clitorisbasis liegt eine Öffnung, durch welche der Harn abfließt und in die man eine dünne Sonde einführen kann. In den Leistengegenden tastet man nichts von Geschlechtsdrüsen. Magdalena gibt an, der Harn fließe ab aus der besagten Öffnung unterhalb

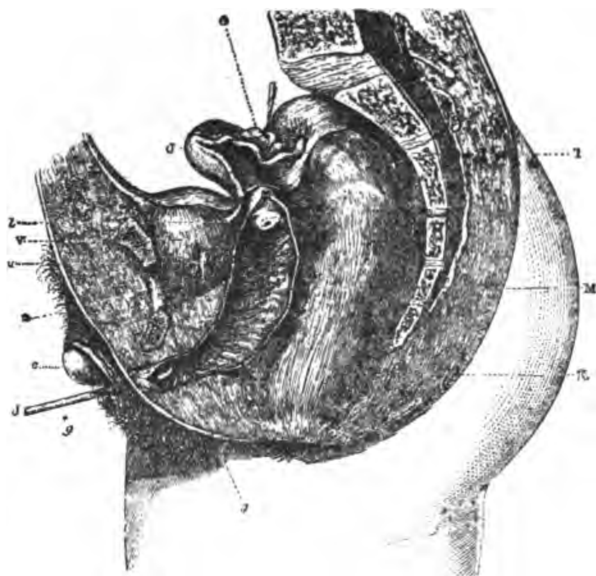


Fig. 32. Schematischer extramedianer Sagittaldurchschnitt durch das Becken von Maria Magdalena Lefort.
J = Sonde unterhalb der Clitoris in das Orificium vulvae eingeführt, M = Vagina, O = Ovarium, T = Tube, U = Uterus, l = lig. rotundum, V = Blase, U = Ureter, d = Orificium urethrae R = Rectum, g = große Schamlippen.

der Clitoris sowie aus den vorher als Lacunae Morgagnii erwähnten feinen Öffnungen, was wohl auf einem Irrtum beruhen mag. Das Mädchen gibt an, schon vom 8. Jahre an menstruiert zu sein — Menstruatio praecox. Sie ist absolut außer Stande, vor Zeugen zu urinieren.

Ein durch jene Öffnung eingeführter Katheter entleert keinen Harn, gerät nicht in die Blase, sondern nimmt eine Richtung nach hinten zu. Am nächsten Tage trat die Menstruation ein, wovon die Ärzte sich persönlich überzeugten. Der Katheter, jetzt eingeführt, wurde blutgefüllt extrahiert aus einer Höhle, welche offenbar nicht die Harnblase war und vor dem Rectum lag. Zwischen dem Katheter und der Haut, welche die Schamlefzen miteinander verband, tastete man eine Scheidewand, welche etwa zweimal so dick erschien als die Haut selbst. In der Tiefe von 8—10 Centimetern stieß der Katheter

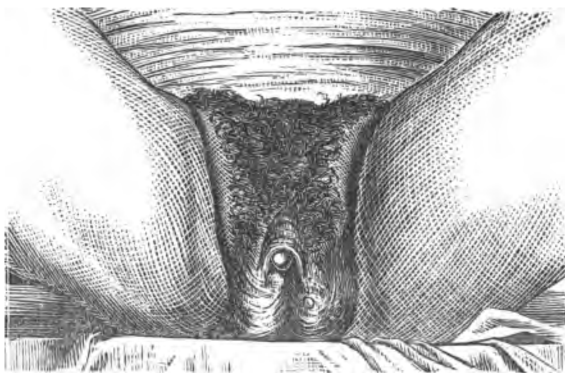


Fig. 33. Vulva der Maria Magdalena Lefort.

in dieser Höhle auf einen Widerstand. Béclard gelang es sogar, per rectum ein Gebilde wie eine Portio vaginalis uteri zu tasten. Béclard allein erklärte das Kind für ein Mädchen und proponierte die Durchschneidung der Labialverwachsung, welche von der Clitoris an bis zur Commissura labiorum posterior reichte. Auf diese Operation ging jedoch das Mädchen unvernünftigerweise nicht ein. Die Harnröhre erschien länger als sonst bei Frauen, sie reichte bis „au de la symphyse pubienne se prolongeant sous le clitoris — disposition qui le rapproche

du pénis et est fort rare“ — Maria Magdalena hatte die Regel vom 8. bis zum 49. Jahre, empfand stets rein weiblichen Geschlechtsdrang auf Männer gerichtet und soll auch einen Beischlafsversuch gemacht haben, der aber natürlich nur ein Beischlafsversuch blieb. Trotz der so eingehenden und genauen Untersuchung durch Béclard und der richtigen Deutung des Untersuchungsbefundes durch Béclard blieb die Mehrzahl der Parsier Chirurgen der Ansicht, daß hier Hypospadiasis mascula mit Kryptorchismus vorliege. Man stritt sich so lange hin und her, bis Maria Magdalena Lefort am 20. XIII. 1864 infolge einer Pleuritis im Hospital in Paris starb. Béclard machte die Sektion, welche 40 Jahre nach seiner ersten Untersuchung glänzend seine früher geäußerte Meinung bestätigte. Die Person hätte, wenn die von Béclard geforderte Operation vollzogen worden wäre, selbst concipieren können, wie die Sektion zeigte. Die Sektion erwies, daß die vorgenannten 5 Öffnungen in der Rinne an der unteren Fläche der Clitoris nicht mit der Harnröhre kommunizierten, sondern einfach den Lacunae Morgagnii entsprachen. Die Öffnung unterhalb der Clitoris führte zunächst in ein durch Verwachsung der Schamlefzen miteinander in eine Höhle umgewandeltes Vestibulum vaginae von 6 Zentimeter Höhe und 2 Zentimeter Umfang. Man fand, wie Béclard vermutet hatte, einen Uterus, normal gebaut, und eine normale Vagina von 6 Centimeter Länge und 74 Millimeter Umfang. Columnae rugarum vorhanden. In Utero fand man drei kleine Fibrome. Uterus von normaler Größe. Der rundliche Muttermund ließ eine Sonde nur 51 Millimeter tief ein. Tuben je 7 Centimeter lang, Ovarien normal mit rupturierten und vernarbten Graaf’schen Follikeln. Legros untersuchte mikroskopisch die Ovarien, fand aber keine Ovula mehr, was ja nicht zu verwundern steht, da Maria Magdalena im Alter von 65 Jahren gestorben war.

17) Beiläufig füge ich hier ein Bemerkung ein betreffend die ihrer Zeit berühmte Katharina Hohman aus Mellrichstadt, den späteren Karl Hohmann. Katharina Hohmann war als Mädchen getauft worden, obgleich das Aussehen der Genitalien nichts Mädchen-

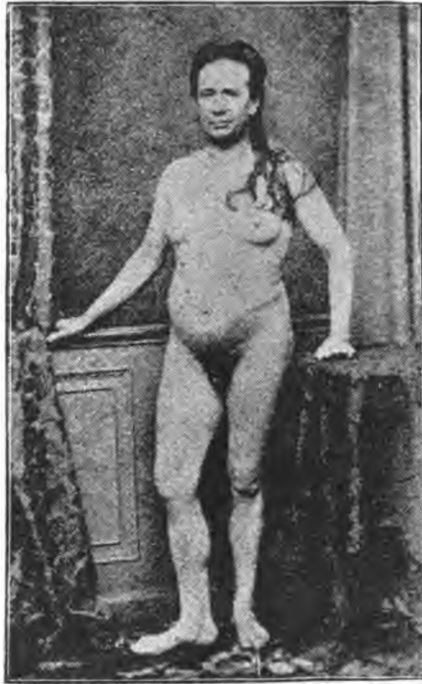


Fig. 34. Katharina Hohmann, männlicher Scheinzwitter.

haftes bot. Die Hebamme schämte sich in der Folge ihrer Bestimmung so, daß sie von Mellrichsstadt fortzog. Katharina erreichte im 15. Jahre die Geschlechtsreife und es stellten sich Pollutionen ein. Damals begann sie mit Frauen zu kohabitieren, aber die Ejakulation erfolgte dabei stets sehr schnell und die Immissio penis wurde wegen

seiner Abwärtskrümmung niemals eine vollständige. Bis zum 20 Jahre verriet sich bei ihr nur das männliche Geschlecht, später aber traten die angeblich menstruellen Blutungen ein und zwischen dem 20. und 30. Jahre sah sie Colostrum in den Brüsten. Damals begann Katharina weiblichen Geschlechtsdrang zu empfinden und kohabitierte jetzt mit Männern. Während des Beischlafes mit Männern erfolgte keine Erektion, Katharina hatte aber dabei Samenergüsse, auch hatte sie mehr Geschlechtsgenuß, wenn

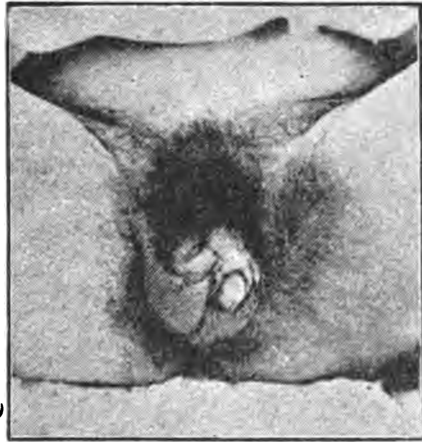


Fig. 35. Äußere Genitalien der Katharina Hohmann.

sie mit Frauen kohabitierte. Der männliche Geschlechtsdrang war bei ihr stets am stärksten in den ersten 2—3 Tagen nach der angeblichen Periode. Diese Periode soll vom 20.—30. Jahre regelmäßig, dann seltener geworden sein, aber bis zum 42. Jahre gedauert haben.

Diese Person, welche von Virchow, Rokitansky, Schultze, Friedreich und vielen anderen hervorragenden Ärzten untersucht und vielfach beschrieben wurde, hatte durch die Zweifelhaftigkeit ihres Geschlechts lebhafte

Kontroversen hervorgerufen, indem sie bald für einen Mann, bald für ein Weib, bald für einen echten Zwitter erklärt worden war. Tatsache ist, daß Virchow normales Sperma bei ihr konstatierte, es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß Katharina Hohman ein männlicher Scheinzwitter war, — damit stimmt auch die Angabe, daß Katharina, welche mehr als 40 Jahre als Frau gelebt hatte, später als Mann in New-York heiratete und einen Sohn erzeugte. Eigentümlich und bisher nicht aufgeklärt erscheint nur der Umstand, daß Katharina bis zum 38. Jahre die Periode gehabt haben soll. Unterhalb des hypospadischen Penis lag die Scheidenöffnung. Als Katharina, 40 Jahre alt, untersucht wurde, konnte man per vaginam die Portio vaginalis uteri tasten. In der scheinbaren rechten Schamlefze tastete man den rechten Hoden, der linke lag unterhalb der äußeren Öffnung des linken Leistenkanales. Die Schamlefzen waren im unteren Teile in großer Ausdehnung mit einander verwachsen, also das Scrotum nur im oberen Teile gespalten. Billroth proponierte Klara Hohman die Durchschneidung dieser Verwachsung: sie ging jedoch auf die Operation nicht ein. — Dieser Vorschlag Billroth's ist es, weshalb ich diese Beobachtung hier erwähne. Katharina hat sowohl mit Männern als auch mit Frauen kohabitiert, was ja auch verständlich ist, insofern die physische Möglichkeit dazu vorlag. Katharina resp. Karl Hohmann starb 1881 in New-York zur Zeit als Mann verheiratet. Sie war ein männlicher Scheinzwitter mit stark entwickelten Brüsten, Hypospadie des ganzen Penis und teilweiser Hypospadie des Scrotum und angeblicher Menstruation. — Siehe Abbildungen: Fig. 34 u. 35. —

R. Virchow [„Vorstellung eines Hermaphroditen“ Berliner klinische Wochenschrift 1872, No. 49, pg. 585] stellte die Katharina Hohmann in der Berliner ärzt-

lichen Gesellschaft vor, nachdem sie bereits 1867 in Berlin untersucht worden war. Der Erste, welcher Katharina für einen Zwitter erklärt hatte, war Dr. Reder in Mellrichstadt, dem Geburtsorte Katharina's: sie hatte ihn wegen eines Leistenbruches konsultiert. Friedreich beobachtete Katharina lange Zeit hindurch in seiner Heidelberger Klinik, dann Bernhardt Schultze in Jena, dann v. Koelliker und v. Recklinghausen in Würzburg, Krause in Budapest, Hoffmann in Basel und Andere. Friedreich konstatierte zuerst normales Sperma der Katharina, konnte aber weder eine Prostata noch Samenblasen als receptaculum seminis tasten. v. Franqué, v. Scanzoni, v. Recklinghausen garantieren dafür, daß die von Katharina angegebene regelmäßige Blutausleerung aus den Genitalien, die angebliche Menstruation, auf voller Wahrheit beruhe. Die Blutungen dauerten je zwei Tage, das ausgeschiedene Blut war mit Schleim gemischt. Alle diese Autoren behaupten, das Blut sei aus der Harnröhrenöffnung ausgeschieden. Friedreich untersuchte das Blut mikroskopisch und schlug jede Vermutung nieder, daß das Blut kein menschliches sondern tierisches sei. Virchow sagt, die Blutungen seien zwar nicht absolut periodische, regelmäßige gewesen, sollen sich aber von Zeit zu Zeit wiederholt haben. Wenn eine menstruelle Blutung einer Eireifung entspricht, wo soll man also hier den Eierstock suchen? fragt Virchow.

Rokitansky gab an, er halte das vor dem linken Leistenkanale liegende Gebilde nicht für eine Geschlechtsdrüse, sondern für einen obliterierten Bruchsack. Virchow möchte diese Behauptung nicht ohne Weiteres acceptieren, er verzichtete darauf, eine bestimmte Ansicht über die Natur dieses linksseitigen Gebildes auszusprechen.

Virchow schreibt bezüglich der von den Forschern bei Katharina gesuchten Ovarien wörtlich folgendes:

„Man ist daher, weil das Ovarium bisher nirgends in den äußeren Genitalien getastet wurde, nach Innen gewiesen und hier stehen sich die Angaben der verschiedenen Untersucher stark entgegen. Zuerst hat Bernhard Schultze die positive Angabe gemacht, daß er innerlich auf der linken Seite und zwar ziemlich weit nach außen einen mehrere Zentimeter großen gegen Druck stark empfindlichen Körper gefunden habe, der durch einen Verbindungsstrang mit einem noch zu erwähnenden Uterus im Zusammenhange stehe. Er spricht diesen Körper als Ovarium an, welches demnach relativ an der richtigen Stelle liegen würde. Friedreich erklärte jedoch ebenso positiv, daß es ihm unmöglich sei, irgend etwas von diesem Körper zu finden. Die Hohmann sagte mir nach langjähriger Erfahrung, daß ein längerer Finger dazu gehöre, als der meinige ist. In Breslau sei nur ein einziger Professor gewesen, der soweit habe hinaufreichen können. Ich muß also in diesem Punkte mein Urteil salvieren. Jedenfalls habe ich diesen Körper nicht gefühlt. [Nach dem Buche, welches die Hohmann mit sich führt, haben die Erlanger Professoren Ziemssen, Zenker, Roßhirt, C. E. E. Hoffmann, Hegar, Breisky und Spiegelberg diesen Körper gefühlt, indessen differierten ihre Angaben erheblich in bezug auf seine Größe.] Anders verhält es sich in Beziehung auf den mittleren Teil des Geschlechtsapparates. In dieser Beziehung darf ich wohl hervorheben, daß alle Hermaphroditen hierin die größte Übereinstimmung bieten. Alle Zwitter, auch die unvollständigen, kommen darin überein, daß der mittlere Teil des Geschlechtsapparates für einen Mann zu stark, für eine Frau zu schwach entwickelt ist. Auch bei männlichen Hermaphroditen findet sieh statt der Vesicula prostatica, die, wie man gewöhnlich sagt, Repräsentantin des Uterus ist, während man eigentlich sagen sollte, der Vagina, ein wirk-

licher Uterus. Wenn man in die Urethra eingeht, so kann man, wie es auch bei der Hohmann der Fall ist, den Katheter ohne Schwierigkeit bis in die Blase bringen: die Urethra ist länger als beim gewöhnlichen Frauenzimmer. Geht man mit dem Katheter aber an der hinteren Fläche fort, so stößt man in gewisser Entfernung auf einen klappenartigen Widerstand, und wenn man hier sehr vorsichtig, etwa mit einer Sonde eindringt, so gelangt man in einen Kanal, die Vagina. Dieselbe ist durch ein langes Stück Urethra [Canalis urogenitalis], welches in diesem Falle also gleichzuachten ist einem verlängerten Vestibulum vaginae, von der äußeren Oberfläche getrennt. Die Vagina ist allerdings klein und kurz, aber unverkennbar. Dagegen ist der Uterus höchst rudimentär. Das Verhältnis ist so, daß an der verhältnismäßig langen Vagina ein ganz kurzes Endstück sitzt und von diesem aus ein Strang nach links hinabgeht, an dessen Ende man, nach Schultze u. A. auf ein wirkliches Ovarium stößt. Wenn man durch das Rectum eingeht, so kann man den nach links gehenden Strang deutlich fühlen. Ob am Ende dieses Stranges ein besonderer Körper liegt, kann ich nicht angeben, nur kann ich bestätigen, daß die Person an dieser Stelle sehr empfindlich ist. Das ist Dasjenige, was ich über den Befund an den Genitalien mitteilen kann: ein sehr kurzer, stark nach rückwärts gebogener, unter den Hautdecken größtenteils verborgener hypospadischer Penis, über dessen Oberfläche zwei nymphenartige Krausen sich hinziehen, ein entwickeltes rechtes Scrotum mit einem Hoden, ein stark verkümmertes linkes ohne einen solchen, eine für ein Weib unverhältnismäßig lange Urethra, welcher nach rückwärts ein feiner, enger Vaginalkanal ansitzt, der in ein kleines, verkümmertes Ende [Uterus] ausläuft, von welchem noch ein kleiner, vielleicht dem Ligamentum ovarii oder der Tuba entsprechender Teil entspringt, auf der linken

Seite eine Tuba, endlich keine Samenbläschen und keine Prostata, sondern nur ein Vas deferens, von welchem man allerdings vermuten kann, daß es in den eigentlich urethralen Teil münden wird. Die Mammae der 48-jährigen Katharina sind sehr stark entwickelt, obwohl sie schon im Rückgange begriffen sind seit Aufhören der Menstruation. Katharina behauptet, daß zuweilen auf Druck sich aus den Mammae weißliche Flüssigkeit entleerte. Haarwuchs im Allgemeinen mehr dem weiblichen Typus entsprechend. Kopfhaare mäßig lang, glatt, schwarz. Katharina behauptete, die Haare seien früher länger gewesen, sie seien sehr ausgegangen und haben nicht mehr die frühere Länge angenommen, nachdem ein Lehrer der Anatomie ihren Testikel so sehr gedrückt hätte, daß sie nicht blos vor Schmerz umgefallen, sondern auch eine Zeit lang darnach infolge einer Entzündung krank gelegen habe. Virchow bestätigt, daß das Haupthaar früher länger gewesen ist. Umgekehrt ist der Bartwuchs nicht so sehr entwickelt, es existiert kein Bart in der Art eines männlichen, sondern nur hier und da einige längere Haare, welche sich die Katharina herunterschneidet."

Virchow hat Katharina Hohmann als Mann und als Weib gekleidet gesehen und behauptet entgegen früheren Beobachtern, der Gesammteindruck, den er empfangen, sei eher weiblich als männlich, die weibliche Erscheinung sei viel mehr harmonisch. Auch die Form des Rumpfes und der Extremitäten sei mehr weiblich, nur das Becken sei männlich. Katharina hat den Beischlaf mit Mann und Frau versucht und gibt an, in ihrer Jugend habe sie mehr die Neigung empfunden, sich als Weib zu gerieren, in späteren Jahren aber die umgekehrte, als Mann. In ihrer Heimat trat sie in den letzten Jahren nur als Frau gekleidet auf; die männliche Kleidung, die sie auf ihren Schaustellungsreisen trägt,

legt sie auf der letzten Station vor ihrer Vaterstadt ab. Sie war auf den Namen Katharina getauft und galt bei sich zu Hause rechtlich und gesellschaftlich als Frau, als Kind dürfte sie also wohl einen weiblichen Eindruck gemacht haben. Schwerlich würde sie die Schulzeit als Mädchen durchgemacht haben, schreibt Virchow, wenn man sie für einen verkleideten Jungen angesehen hätte. Von besonderer Bedeutung ist, daß die linke Seite, auf welcher sich an den Genitalien die wesentliche Anomalie concentriert, auch am übrigen Körper weniger entwickelt ist. Es gilt dies nicht bloß von den Extremitäten, an denen ein solches Zurückbleiben weniger auffällig wäre, sondern auch vom Rumpfe und Gesicht. An letzterem ist die mangelhafte Entwickelung schon von weitem recht auffällig. Daraus scheint hervorzugehen, daß es sich nicht bloß um eine lokale Bildungshemmung handelt, daß vielmehr der Hermaphroditismus nur eine Teilerscheinung einer allgemeiuen Störung ist." — Soweit Virchow.

Ich habe absichtlich an dieser Stelle dieses ausführliche Citat nach Virchow eingefügt, weil in demselben Gedanken angeregt sind, denen sonst in der Betrachtung von Scheinzwittern und in der Beschreibung nur selten einmal Rechnung getragen wurde so z. B. in der Bemerkung bezüglich eines Falles, die rechte Gesichtshälfte habe einen männlichen Ausdruck gehabt, die linke einen weiblichen, die obere Körperhälfte habe einen männlichen Eindruck gemacht, die untere einen weiblichen etc. An anderer Stelle werde ich auf diese Punkte näher eingehen.

18) Keiffer [Un cas de virilisme „Société Belge de Gynécologie et d'Obstétrique 1896 No. 10 pg. 214.] (Referat; Centralblatt für Gynékologie 1897 No. 17 pg. 479) stellte ein Individuum vor, eine Frau, bei der er infolge von intermittierender Amenorrhoe und Dysmenorrhoe den Uteruskanal erweitert und eine Auskratzung vorgenommen

hatte. Trotz rudimentärer Entwickelung der Genitalien war die Periode schon im 10. Lebensjahre eingetreten, wiederholte sich aber nur in Abständen von je 7—8 Monaten. Die äußeren Genitalien sehen kindlich aus, die inneren Genitalien machen einen weiblichen Eindruck, die äußeren dagegen einen männlichen bei Hypospadiasis, also die Scham sieht männlich aus. Die 25jährige Josephine X. mit langem Haupthaar trägt weibliche Kleidung, rasiert sich oft ihren Schnurrbart und Backenbart. Wegen mangelnden Unterhautfettpolsters kontourieren sich die Muskeln sichtbar. Unterleib und untere Extremitäten sehr reich behaart. Mammae rudimentär entwickelt, Mamillae behaart, Skelett und Becken ganz männlich. Josephine macht sowohl in sitzender Position sowie auch in stehender ganz den Eindruck eines Mannes. Die sehr gering angelegten kleinen Schamlippen liegen zur Seite einer sehr engen Schamspalte; oberhalb der Schamspalte eine erectile Clitoris-Pseudopenis — so groß wie bei einem 10jährigen Knaben. Harnröhrenöffnung weiblich, aber an der unteren Fläche der hypertrophischen Clitoris eine deutlich sichtbare Rinne. Scheide eng und tief, Uterus sehr klein, 6 cm lang, mit engem Kanal. Auch sub narcosi gelang es nicht, Geschlechtsdrüsen irgendwo zu tasten. Aus der Beschreibung ist es nicht ersichtlich, ob Keiffer seine Operation bei einem männlichen oder bei einem weiblichen Scheinzwitter gemacht hat. Das Einzige, was für weibliches Geschlecht zu sprechen scheint, ist die Angabe der stattgehabten menstrualen Blutungen, wenn es sich tatsächlich um solche gehandelt hat.

19) Péan [siehe im Vorhergehenden, Gruppe II. No. 2) versuchte auf plastischem Wege durch einen Einschnitt zwischen Orificium urethrae und Orificium ani eine Scheide zu schaffen bei einem ursprünglich als Mädchen erzogenen, später irrtümlich als Knaben bestimmten

Individuum, bei dem er schliesslich auf dem Wege des Bauchschnittes weibliches Geschlecht konstatierte.

20) Roux [Annales de Gynécologie et d'Obstétrique 1891 Vol. XXXV pg. 324] beschreibt eine 36jährige verheiratete Frau mit Atresia vaginae und labialer Ektopie beider Ovarien. Niemals Periode. Nach Vollziehung einer plastischen Operation wurde diese Frau beischlafsfähig. Leider stand mir die Originalbeschreibung nicht zu Gebote, sodaß ich nicht sagen kann, ob man nur vermutete, daß die in den Schamlefzen liegenden Gebilde Ovarien waren oder ob ein Beweis dafür geliefert wurde.

21) Sonnenburg [siehe Jacoby. „Zwei Fälle von Hermaphroditenbildung" D. I. Berlin 1885] operierte in einem Falle von weiblichem Scheinzwittertum im Berliner Israelitischen Krankenhause. Er durchschnitt eine Verwachsung der großen Labia pudendi bei einem Mädchen mit Clitorishypertrophie behaftet. Das Original von Jacoby war mir nicht zugänglich, auch konnte Herr Professor Sonnenburg mir nicht mehr mit einem Exemplare der Dissertation aushelfen.

22) Tauber [Warschau] amputierte den hypospadischen Penis in einem schon im vorigen Jahrgange dieses Jahrbuches von mir ausführlich beschriebenen Falle von Erreur de sexe [Gruppe IV., Fall 7] Bei dem 21jährigen verlobten Mädchen wurde nach Abtragung der Hoden aus den Schamlefzen durch Dr. Kociatkiewicz zweifellos männliches Scheinzwittertum konstatiert, gleichwohl amputierte Professor Tauber zwei Jahre später das hypospadische Membrum virile. Die Person wurde nach dieser zweiten Operation noch korpulenter als nach der Kastration und sehr melancholisch, soviel ich gehört habe. Eine Berechtigung zu dieser Operation sehe ich in diesem Falle nicht ein.

23) Vincent [„Sexe incertain" Lyon Médical 1897] wurde zu einem sechswöchentlichen unehelich geborenen

Kinde geholt. Defectus ani et urethrae. In der Gegend der Scham zwei „bourgeons cutanés“: es blieb fraglich, ob dies rudimentäre Schamlefzen waren oder Hälften eines Scrotum fissum? Zwischen diesen „bourgeons“ lag eine dellenförmige Vertiefung, von einer glatten Membran ausgekleidet. Vincent durchschnitt diese Membran, eine Sonde drang jetzt 5 Centimeter tief in einen Kanal ein, aus dem der Harn floss: es sollte dies die Vagina sein, eine Urethra fehlte. Er machte künstlich eine zweite Öffnung, legte einen Anus coccygeus an. Das Kind lebt, wurde also durch diesen Eingriff gerettet, das Geschlecht blieb fraglich.

Anhang:

Sechste Gruppe:

Auf die Beseitigung der peniscrotalen Hypospadie gerichtete Operationen.

Anhangsweise füge ich hier die Kasuistik der Fälle hinzu, wo bei männlichen Scheinzwittern resp. bei Hypospadiasis peniscrotalis ausgedehntere plastische Operationen zur Anwendung kamen, um dem Manne das Harnen nach Männerart zu ermöglichen, resp. einen Beischlaf und Schwängerung zu erleichtern.

1) C. Beck [A case of Hermaphrodism (?) — Medical Record 25. Juli 1899] beabsichtigte in seinem im Vorhergehenden erwähnten Falle auf dem plastischen Wege nach Thiersch eine penile Urethra herzustellen, jedoch kam es dazu nicht, da das Individuum nach dem Bauchschnitte verstarb [siehe im Vorhergehenden, Gruppe IV, Fall 5.) Nachdem Hoden-Sarkome aus der Bauchhöhle herausgeschnitten worden waren, erkrankte die Person am 18. Tage nach dem Bauchschnitte an Lungenentzündung und starb drei Tage darauf. [Medical

Record 25. Juli 1896 pg. 2 und 3 des Separatabdruckes finden sich die Abbildungen der äusseren Genitalien. Carl Beck: „Die Operation der Hypospadie." Münch. Med. Woch. 1901, Nr. 45, pg. 777.

2) Thomas Brand vollzog in Gegenwart von Hunter an einem bis zum 7. Jahre als Mädchen geltenden männlichen Scheinzwitter eine Operation wegen schmerzhaften Harnens. Der Penis war nach abwärts gekrümmt aber von der Urethra durchbohrt. Die äußeren Geschlechtsteile sollen wie bei einem Mädchen ausgesehen haben. (Scrotalhypospadie?) [„The case of a boy had been mistaken for a girl."] London 1787.

3) Castellana vollzog eine ausgedehnte Plastik bei einem als Mädchen erzogenen Scheinzwitter mit so glänzendem Resultate, dass die neugeschaffene Harnröhrenmündung kaum einige Centimeter rückwärts einer normalen männlichen Harnröhrenöffnung zu liegen kam und das Individuum den Harn abgeben konnte nach Männerart „senza bagniarsi i Calzoni." (Uretroplastia e chiusura dell orificio vaginale in uno caso d'ipospadie perineale con Cryptorchismo e vagina rudimentale bifida," Riforma Medica. Aug. XV. N. 213—215 pg. 769). Siehe meinen Aufsatz im vorigen Jahrgange dieses Jahrbuchs, Fig. 5 daselbst.

4) Félizet [Bulletins et Mémoires de la Société de Chirurgie. Paris 1902. Tome XXVIII. Nr. 32 pg. 973]. Im Jahre 1899 wurde in das Pariser Hospital Tenon ein 10jähriges Mädchen gebracht, ein Zwitter mit sehr hypertrophischer Clitoris. Grosse Schamlefzen gut entwickelt, die kleinen rudimentär. Die grossen Schamlefzen waren trotz des jugendlichen Alters schon behaart, eine Vagina fand man nicht. In jeder Schamlefze tastete man Hoden, Nebenhoden und Samenstrang. Keine Hernie vorhanden. Per rectum tastete

man eine 5 Millimeter dicke Membran, welche das kleine Becken in eine vordere und hintere Hälfte zu teilen schien. Kein Uterus getastet. Man konstatierte also eine Erreur de sexe und brachte zunächst das Mädchen aus der Frauenabteilung in einen Männersaal herüber. Félizet frischte die Ränder der Schamlefzen, also der beiden Scrotalhälften, an und vernähte sie miteinander. Die Plastik an dem Penis hypospadiäus ergab momentan nicht den gewünschten Erfolg, weil das Kind sich nicht vernünftig genug betrug für eine aussichtsvolle Nachbehandlung. Jetzt nach drei Jahren kam der Knabe wieder in das Hospital, um die Hypospadie von Penis und Glans zu beseitigen. Der Knabe masturbierte bereits und hatte Erektionen und Ejakulationen. Félizet beabsichtigt jetzt die noch nötigen Eingriffe zur Vollendung der Plastik vorzunehmen.

5) Garré [siehe Doerfler: „Hypospadia perinaealis" Rostocker Aerzteverein II. VI. 1898. Referat: Münchener Medicinische Wochenschrift 1898 Bd. XLV. pg. 356—361]. Ein 15jähriges Mädchen wurde von den Eltern in das Hospital gebracht, weil dieselben dessen weibliches Geschlecht bezweifelten. Man konstatierte eine erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis, Hoden und Zubehör lagen in den Scrotalhälften; der hypospadische rudimentäre Penis lag zwischen den Scrotalhälften verborgen nach unten gekrümmt. Eine Vaginalöffnung fand man nicht; orificium urethrae drei Centimeter oberhalb der Analöffnung belegen. Garré vollzog eine Reihe plastischer Eingriffe mit dreifachem Ziel: erstens um das Glied gerade zu richten und zu verlängern, zweitens, um nach der Methode von Duplay eine Penisharnröhre zu schaffen, drittens, um die so neu geschaffene Penisharnröhre zu vereinigen mit der scheinbar weiblichen Harnröhrenöffnung. Das Resultat war so vorzüglich, daß heute auch der Laie nicht mehr an dem männlichen

Geschlechte zweifeln dürfte. Das Kind verließ die Klinik in männlichen Kleidern.

6) Krajewski begann eine Plastik bei peniscrotaler Hypospadie in einem von mir beschriebenen Falle von erreur de sexe, ein 18jähriges Mädchen betreffend, jedoch wurde nur die quere Durchschneidung des den Penis hypospadiaeus nach unten biegenden Stranges gemacht mit Längsvernähung der gesetzten Wunde, dann entzog sich diese Person der weiteren Behandlung.

7) Malthe [Magazin for Laegevidenskab 4-de raekke, 10-de Bind, pg. 58: Forhandlinger Med. Selskab Moede 20-de Marts 1895]. Man konstatierte bei einem 28jährigen Mädchen eine erreur de sexe und fand Hypospadiasis peniscrotalis: die Hoden lagen in scroto fisso. Anna Marie diente als Milchmädchen in einer Milchwirtschaft. Man machte 8 Operationen nach der Reihe behufs Plastik — und — heute öffnet sich die neugeschaffene Harnröhre in glande penis. Die Ejakulationen finden so statt, daß der Mann jetzt ohne Weiteres befruchtungsfähig erscheint.

8) Marwedel: „Erfahrungen über die Beck'sche Methode der Hypospadieoperation." Beiträge zur klinischen Chirurgie XXIX. — I pg. 25 — 1901.

9) Thiersch vollzog eine Reihe plastischer Operationen bei einem männlichen Scheinzwitter, der jedoch infolge einer Peritonitis zu Grunde ging — siehe im Vorhergehenden Gruppe III Fall 11.

10) Tuffier Traitement de l'hypospadiasis par la tunellisation du pénis et l'application des greffes Ollier — Thiersch (Annales des maladies des organes génito-urinaires. Paris Avril 1899.)

11) Villemin [Société de Pédiatrie. Séance du 14. Mars 1899. L' Indépendance médicale 1899 No. 12 pg. 94] stellte einen 15jährigen Knaben vor nach von ihm vollzogener Plastik bei Hypospadiasis peniscrotalis.

Der verkannte Junge war bisher als Mädchen erzogen worden und hatte man dem Mädchen ein Bruchband angelegt, in der Meinung, es liege ein Bruch vor, während dieser durch den Hoden vorgetäuscht worden war.

12) Waitz: „Perinaeale Hypospadie bei einem Knaben durch plastische Operation behoben." Münchener Medicin. Wochenschrift 1899 pg. 300.

Es liegt auf der Hand, daß eine Analyse der vorliegenden Kasuistik nach sämtlichen Richtungen hin eine Arbeit liefern würde, welche den Rahmen eines Beitrages für dieses Jahrbuch weit überschreiten würde, würde doch z. B. die Betrachtung jeder einzelnen zu berücksichtigenden Frage ein umfangreiches Kapitel bilden, z. B. die Zusammenstellung des Verhältnisses der secundären Geschlechtscharaktere zum anatomischen Charakter der Geschlechtsdrüsen, die kritische Sichtung des überaus reichen Materials von katamenial wiederkehrenden Molimina bei männlichen Scheinzwittern, welche den Molimina menstrualia gleichkommen, das Verhältnis des Geschlechtstriebes zu den Geschlechtsdrüsen, die mangelnde oder excessive Energie des Geschlechtstriebes etc., die kritische Beleuchtung der als menstruell bezeichneten periodischen Genitalblutungen bei männlichen Scheinzwittern und viele andere Fragen. Ich werde, soweit meine Zeit es gestattet, jede dieser Fragen gesondert erörtern und muß mich heute gemäß dem Plane dieses Aufsatzes auf die Erörterungen der für den Chirurgen in Frage kommenden Tatsachen beschränken. Die Kasuistik liefert uns ein überreiches Material.

Da in der dritten Gruppe drei Fälle von Konstatierung der Gegenwart eines Uterus mit aufgezählt wurden, welche schon in der ersten Gruppe aufgezählt waren [Fälle von Pozzi, Sänger und Stonham], so reduziert

sich die Zahl der in Frage kommenden Individuen auf 54. Auf 54 Individuen kommen nicht weniger als 42 Fälle von Erreur de sexe vor, ein für die Diagnose des Geschlechtes schwerwiegendes Moment, umsomehr als in den meisten Fällen das angebliche Geschlecht der einer Operation unterworfenen Person gar nicht angezweifelt worden war — in den weitaus meisten Fällen war das Resultat der Operation quoad sexum ein für den Operateur überraschendes, unerwartetes! Nur Buchanan (Gruppe I, Fall 5), Green (Gruppe I, Fall 8), Doederlein (Gruppe I, Fall 17), Porro (Gruppe I, Fall 24), Sänger (Gruppe I, Fall 27), Swiencicki (Gruppe I, Fall 33), Tillaux (Gruppe I, Fall 34) vermuteten vor der Operation eine Erreur de sexe, also nur 6 mal auf die 38 Operationen der ersten Gruppe wurde eine Erreur de sexe vermutet. Bei 35 Mädchen, 2 verheirateten Frauen und 1 Witwe wurden Hoden entdeckt. In der zweiten Gruppe wurde zweimal weibliches Geschlecht eines Knaben resp. eines erwachsenen Mannes konstatiert (Fälle von Péan und Walther). In der dritten Gruppe wurde 13 mal tubulärer Hermaphroditismus, also mehr weniger hochgradige Entwickelung der Müller'schen Gänge bei Männern resp. bei 3 als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwittern entdeckt.

Die Veranlassung zu dem Leistenschnitt ergaben meist Bruchbeschwerden, und in den Fällen von Péan, Porro, Tillaux und Thiersch wurde der Leistenschnitt resp. Labial- resp. Scrotalschnitt ausschließlich zu diagnostischen Zwecken vorgenommen. Bei den 38 als Mädchen erzogenen Scheinzwittern lag in den wenigsten Fällen ein Bruch mit Darm-, Netz- oder Harnblasenanteil als Inhalt vor, meist handelte es sich um einseitigen oder beiderseitigen Descensus testiculi retardatus.

Erste Gruppe.

38 Operationen an männlichen Scheinzwittern, als Mädchen erzogen. In welchem Alter wurde die Erreur de sexe konstatiert?

Fall 1: Nach rechtsseitiger Herniotomie bei der 6 jähr. Klara Hacker. Der Bruch war vor 8 Tagen plötzlich aufgetreten. Im 13. Jahre war ein linksseitiger Bruch operiert worden: Hoden, Nebenhoden und Samenblase entfernt.

Fall 2: Einseitige Herniotomie im 24. Jahre bei anderseitigem Kryptorchismus.

Fall 3: Beiderseitige Herniotomie bei einem 14jähr. Mädchen.

Fall 4: Beiderseitige Herniotomie bei einem 14jähr. Mädchen.

Fall 5: Beiderseitige Herniotomie bei einem 9jähr. Mädchen.

Fall 6: Beiderseitige Herniotomie bei einem 24jähr. Mädchen.

Fall 7: Beiderseitige Herniotomie bei einer 42jähr. Witwe. Der Descensus testiculorum war erst vor einigen Tagen, also im 42. Lebensjahre, nach Aufheben einer Last plötzlich entstanden.

Fall 8: Beiderseitige Herniotomie bei einem 24jähr. Mädchen. Erreur de sexe vor der Operation erkannt. Castration auf ausdrückliches Verlangen des Mädchens hin.

Fall 9: Beiderseitige Herniotomie bei einem 23jähr. Mädchen.

Fall 10: Beiderseitige Herniotomie bei einem 3jähr. Mädchen. Castration, angeblich um späteren sozialen Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Fall 11: Beiderseitige Herniotomie bei einem erwachsenen Mädchen: erst einerseits der Hoden entfernt, dann auf ausdrückliches Verlangen des Mädchens hin auch der andere.

Fall 12: Bei einem 28jähr. Mädchen trat ein rechtsseitiger Leistenbruch auf, Hoden entfernt, der linke durch

Leistenschnitt, im Leistenkanal, liegend in die Bauchhöhle hineingestoßen. Nach kurzer Zeit trat der linke Hoden heraus, jetzt wiederholter Leistenschnitt links, Abtragung.

Fall 13: Im 20. Jahre bei linksseitiger Herniotomie angeblich labiale Ovarialektopie konstatiert, nach 8 Jahren war rechterseits ein Hoden herabgetreten [keine Operation].

Fall 14: Beiderseitige Herniotomie bei einem 21jähr. Mädchen bei Diagnose einer Ovarialektopie. Kastration: Hoden.

Fall 15: Beiderseitige Herniotomie bei einem 21jährigen Mädchen.

Fall 16: Einseitige Herniotomie bei einem jungen Mädchen bei Diagnose einer Labialcyste: als Bruchinhalt Netz, eine Cyste und ein Hoden, die entfernt wurden. Anderseits Kryptorchismus.

Fall 17: Im 16. Jahre war der rechte Hoden, im 18. der linke herabgetreten. Im 19. Jahre „erreur de sexe" vermutet, Kastration.

Fall 18: Im 12. Jahre nach einem Fall linkerseits Hoden herabgetreten, später der rechte. Im 33. Jahre beiderseitige Herniotomie bei der verheirateten Frau. Diagnose: Ovarialektopie, auch nach der Kastration die Gebilde für Ovarien angesehen: Mikroskop.: Hoden.

Fall 19: Beiderseitige Herniotomie bei einem 19jährigen Mädchen. Kastration: Hoden.

Fall 20: Im 19. Jahre rechtsseitige Herniotomie, im 20. linksseitige. Hoden entfernt.

Fall 21: Im 6. Lebensjahre Leistenbruch rechts, im 20. Jahre links. Im 32. Jahre linkerseits Herniotomie. Nur Hoden und Hydrocele gefunden. Die dringend verlangte rechtsseitige Herniotomie in Dresden, Halle, Leipzig verweigert. Im 59. Jahre Tod infolge Einklemmung des rechtsseitigen Bruches (Inhalt ?)

Fall 22: Im 18. Jahre Leistenbruch rechts, im 28. Jahre links Herniotomie erst einerseits, später auch anderseits. Kastration. Mikroskop: Hoden.

Fall 23: Im 12. Jahre eine angebliche entzündete Leistendrüse linkerseits entfernt, nach 7 Jahren mikroskopisch als Hoden erkannt. Rechterseits Kryptorchismus.

Fall 24: Bei einem 22jährigen Mädchen bei vermuteter „Erreur de sexe“ beiderseits diagnostischer Labialeinschnitt konservativ: Hoden, keine Kastration.

Fall 25: Im 12. Jahre linkerseits Leistenbruch, im 23. Jahre beiderseitige Herniotomie bei Diagnose: Ektopie der Uterusadnexa beiderseits. Nach einem Jahre Bruchrecidiv linkerseits: Jetzt nur linkes Horn eines Uterus bicornis und linker Hoden entfernt, auch das früher rechterseits entfernteGebilde erwies sich als Hoden.

Fall 26: Rechterseits Leistenbruch im frühen Kindesalter, linkerseits in der Pubertät. Im 23. Jahre beiderseitige Herniotomie: Rechterseits Hoden und Nebenhoden entfernt, linkerseits Bruchinhalt: Ein Harnblasendivertikel. Linkerseits Kryptorchismus.

Fall 27: Im 18. Jahre linkerseits Leistenbruch, im 32. Jahre Herniotomie bei vermuteter „Erreur de sexe“: Uterus samt linker Tube, Parovarialcyste und einer jetzt für ein Ovarium angesehenen Geschlechtsdrüse entfernt: Mikroskop.: Hoden.

Fall 28: Beiderseitige Herniotomie im 42. Jahre, Hoden entfernt.

Fall 29: Beiderseitige Herniotomie bei einer 25jährigen Frau: Kastration bei Diagnose: Ovarialektopie. Mikroskop: Hoden.

Fall 30: Beiderseitige Herniotomie bei einem jungen Mädchen: Kastration. Mikroskop : Hoden.

Fall 31: Beiderseitige Herniotomie im 21. Jahre bei angeborenen Leistenbrüchen. Diagnose: Ovarialektopie. Kastration. Mikroskop: Hoden.

Fall 32: Tod eines Kindes nach einseitiger Herniotomie [Bruchinhalt: Darm]. Sub nekropsia beiderseitiger Kryptorchismus gefunden.

Fall 33: Im 23. Jahre nach Entleerung einer linksseitigen Hydrocele Hoden und Nebenhoden getastet. Der andere Hoden gleichfalls in scroto fisso. Konservative Operation.

Fall 34: Beiderseitiger diagnostischer Labialeinschnitt bei vermuteter „Erreur de sexe". Hoden. Konservative Operation.

Fall 35: Angeborener linksseitiger Leistenbruch, im 14. Jahre Herniotomie: Hoden entfernt.

Fall 36: Beiderseitige Herniotomie (in welchem Lebensjahre ?) rechts Hoden, links ein Fibroadenom entfernt.

Fall 37: Beiderseitige Herniotomie im 54 Jahre. Kastration: Hoden.

Fall 38: Beiderseitige Herniotomie: Kastration: Hoden.

Inhalt des echten oder vermeintlichen Bruches.

Auf die vorstehenden 38 Leistenschnitte kam also ein echter Bruch nur wenige Male vor:

Fall Pech (Darminhalt), Fall Pozzi (Uterushorn) Fall Sänger (Uterus), Fall Sänger (Ein Blasendivertikel), Fall Stonham (Darminhalt), Fall Lannelongue (Netz), sonst handelte es sich bei den vermeintlichen Brüchen stets um Descensus retardatus oder in einigen Fällen congenitus eines oder beider Hoden. Zweimal führte eine Hydrocele zur Operation. Fall Pech, Fall Swiencicki. Was das Alter, wann der angebliche Leistenbruch entstand, anbetrifft, ist leider nur in wenigen Fällen eine Angabe gemacht.

4mal wurde konservativ operiert in den Fällen von Pozzi, Swiencicki, Tillaux, Stonham.

7mal wurde nur ein Hoden entfernt: Fälle: Jablonski, Lannelongue, Pech, Pozzi, Sänger, Sänger, Turner,

27mal wurden beide Hoden entfernt: Fälle: Alexander Avéry, Brycholow, Brjuchanow, Buchanan, Chambers, Clark, Green, Griffith, Groß, Halloppeau, Heuck, Dixon-Jones, Kociatkiewicz, Levy, A. Martin, A. Martin, Ch. Martin, Philippi, Pozzi, Shattock, Snegirjow, Snegirjow, Solowij, Wegradt, Will, v. Winckel.

2 Operationen betrafen verheiratete Frauen: Fälle: A. Martin, Snegirjow, 1 eine Witwe: Fall Clark, 35 Operationen an Mädchen im Alter von 3 bis zu 54 Jahren.

Nur in sehr wenigen Fällen war eine „Erreur de sexe“ vor der Operation erkannt resp. vermutet worden, in einem Falle vermutete man männliches Geschlecht der in den Schamlefzen enthaltenen Geschlechtsdrüsen wegen ausgesprochenen Cremasterreflexs.

Zweite Gruppe.

Vier Leistenbrüche bei Frauen resp. 2 als Männer erzogenen weiblichen Scheinzwittern.

Im Falle Brohl ein linksseitiger Leistenbruch bei einem 36jähr. Fräulein, seit mehr als 13 Jahren bestehend. Diagnose: Ektopie des Uterus und linken Ovarium, der Bruch enthielt Uterus bicornis, beide Tuben und beide Ovarien. Kastration.

Im Falle Sujetinow: Incarceration eines rechtsseitigen Leistenbruches, Operation, Uterus, Tuben und Ovarium in hernia. Dreimal auf diese 4 Fälle „Erreur de sexe“ konstatiert.

Im Falle Péan wurde ein 12jähriges Mädchen für einen Knaben erklärt, mehrfache operative Eingriffe im 15. Jahre erwiesen weibliches Geschlecht.

Im Fall Walther wurde ein Mädchen noch im Kindesalter für einen Jungen erklärt. Beiderseitige Herniotomie im 24. Jahre bei dem Manne. Rechts Ovarium und Tube in hernia, die in die Bauchhöhle geschoben wurden, linkerseits Mittelstück einer Sactosalpinx, Ovar und ein Stück Netz abgetragen.

Auf diese 4 Fälle kam also dreimal ein echter Bruch und zwar zweimal ein einseitiger, einmal ein beiderseitiger Bruch.

Dritte Gruppe.

Dreizehn Leistenbrüche bei Männern resp. männlichen Scheinzwittern mit Konstatierung eines Uterus.

In den Fällen Billroth, Böckel, Carle, Derveau, Fantino, Filippini, Guldenarm, Sänger, Pozzi, Thiersch fand man einen Uterus, resp. ein Uterushorn resp. eine Tube in hernia neben dem Hoden, in den Fällen Winckler und Stonham sub nekropsia früher oder später nach Bauchoperationen einen Uterus in der Bauchhöhle, im Falle Griffith tastete man nach Entfernung beider Hoden einen Uterus. Vier von diesen Männern waren als Mädchen erzogen worden (Fälle von Griffith, Pozzi, Saenger und Stonham).

Vierte Gruppe.

Betrachten wir nun die 45 Einzelbeobachtungen dieser Gruppe von einzelnen Gesichtspunkten aus:

Es kommen auf diese 45 Fälle nicht weniger als

17 Fälle von „Erreur de sexe“.

11 Mädchen als männliche Scheinzwitter erkannt: Fall Abel, Audain, Bazy, Delagenière, Gruber, (sub nekropsia), Hansemann (Nekropsie einer 82jährigen Witwe), Dixon-Jons, Mies, Obolonsky, Snegirjow, Westermann Nekropsie: Hoden).

6 Mädchen als weibliche Scheinzwitter erkannt: Fall Bacaloglu u. Frossard, Fehling, Hall, Krug, Litten, Neugebauer.

9 Männer als Scheinzwitter erkannt: Fall Beck (21jähriger Mann bis zum 19. Jahre als Mädchen erzogen) Carle, Kapsammer, Merkel, Paton (Pyosalpinxoperation, bei einem Mann), Primrose, Stimson, Stroebe, Winckler.

5 Männer als weibliche Scheinzwitter erkannt: Fall v. Engelhardt (sub nekropsia eines verheirateten Mannes Ovarien und Uteruscarcinom gefunden.) Gunckel (Geschlecht eines Mädchens irrtümlich für männlich erklärt, sub nekropsiaim 50. Jahre: Ovarien), Krabbel (Ovariotonie bei einem Manne), Péan, Pozzi (Ovariotomie bei einem verheirateten Manne.

11 mal blieb das Geschlecht fraglich:

a) Trotz operativer Eröffnung der Bauchhöhle: Howitz, Neugebauer, v. Saexinger und E. Levy, Pfannenstiel, Sorel u. Chérot, Unterberger: 6 mal,

b) Trotz Nekropsie: Chevreuil, Howitz, Lesser, v. Saexinger u. E. Levy, Sorel und Chérot, Zahorski: 6 mal,

c) bei klinischer Untersuchung: Levy, Liebmann, Quisling: 3 mal.

1 mal angeblich wahres Zwittertum einer Geschlechtsdrüse erkannt: Fall von v. Salén.

Da von diesen 45 Beobachtungen 2 bereits in der I. Gruppe (No. 14 Dixon-Jones und No. 30 Snegirjow) und 1 in der II. Gruppe (No. 2 Péan), mitgezählt sind, so kommen nur 42 Beobachtungen hier zur statistischen Verwertung: auf diese 42 Fälle wurden 9 mal männliches Scheinzwittertum bei Mädchen und 5 mal weibliches Scheinzwittertum bei Männern konsta-

tiert, also im ganzen 14 mal eine erreur de sexe, 11 mal blieb das Geschlecht fraglich.

8 mal konstatierte man einen mehr oder weniger entwickelten Uterus samt Tuben event. Ligamenten bei männlichen Scheinzwittern. 1 mal einen Harnstein in utriculo masculino (Fall Kapsammer).

32 mal fand sich Coincidenz des Scheinzwittertums mit gut- oder bösartigen Neubildungen:

Fall 1 (Abel): Sarkomatoese Cryptorchis sinistra [rechterseits Hoden und Nebenhoden im Leistenkanal] bei einem 33jähr. Mädchen.

Fall 2 (Audain): 2 Ovarialdermoide bei einem weiblichen Scheinzwitter.

Fall 5 (Beck): 2 Teratome der Hoden bei einem bis zum 19. Jahre als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitter.

Fall 7 (Chevreuil): Multilokulärer Ovarialtumor (?) bei einem Scheinzwitter.

Fall 10 (v. Engelhardt): Carcinoma uteri eines 59jähr. als Mann verheirateten weiblichen Scheinzwitters.

Fall 11 (Fehling): Myxosarcoma eines Ovarium bei einem 26jähr. Scheinzwitter.

Fall 12 (Gruber): Carcinom eines Hodens bei beiderseitigem Kryptorchismus eines 22jähr. als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters.

Fall 13 (Gunckel): Myomatosis uteri bei einem 50jähr. weiblichen Scheinzwitter, der irrtümlich früher für einen Mann erklärt worden war.

Fall 14 (Hall): Carcinoma ovarii unius eines 17jähr. weiblichen Scheinzwitters.

Fall 15 (Hansemann): Carcinom der Harnblase eines 82jähr. männlichen Scheinzwitter, der als Frau verheiratet gewesen war.

Fall 16 (Howitz): Myomatosis uteri bei fraglichem Geschlecht.

Fall 19 (Krabbel): Cystosarcom eines Ovarium, später

ein neues Gewächs: Teratom — bei einem als Mann erzogenen weiblichen Scheinzwitter.

Fall 20 (Krug): 2 Ovarialsarkome bei einem 19jähr. weiblichen Scheinzwitter.

Fall 21 (Lesser): Alveolarsarkom (des Uterus?) eines 25jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitters. Geschlecht fraglich.

Fall 22 (Levy): Unterleibstumor fraglicher Natur bei einem 16jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitter fraglichen Geschlechts.

Fall 23 (E. Levy — v. Säxinger): Maligne Degeneration der in der Bauchhöhle liegenden Geschlechtsdrüsen eines 20jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitters von fraglichem Geschlecht.

Fall 24 (Liebmann): Inguinolabialtumor fraglicher Natur [cystisch?] bei einem 45jähr. als Frau verheirateten Scheinzwitter fraglichen Geschlechts.

Fall 25 (Litten): Myxosarkom des rechten Ovarium eines 16jähr. weiblichen Scheinzwitters.

Fall 26 (Merkel): Carcinoma recti eines 63jähr. männlichen Scheinzwitters.

Fall 27 (Mies): Unterlippenkrebs eines 66jähr. als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters.

Fall 28 (Neugebauer): Carcinoma ovarii unius et uteri eines 56jähr. weiblichen Scheinzwitters.

Fall 29 (Neugebauer): Sarkom einer Geschlechtsdrüse bei einer verheirateten Frau, wahrscheinlich Sarkoma cryptorchidis.

Fall 30 (Obolonsky): Sarkom des rechten Hodens eines 56jähr. als Mädchen erzogenen männlichen Scheinzwitters. Kryptorchismus bilateralis.

Fall 32 (Pfannenstiel): Fibromyoma uteri eines 55-jährigen als Mädchen erzogenen Scheinzwitters von fraglichem Geschlecht.

Fall 34 (Primrose): Sarkom eines Hodens eines 25-jäh-

rigen männlichen Scheinzwitters bei Kryptorchismus bilateralis.

Fall 36 v. (Salén): Fibromyoma uteri eines 43-jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitters, angeblich ein Ovarium links gefunden, rechts eine Ovotestis.

Fall 38 (Sorel u. Chérot): Carcinom des Blinddarms eines 36-jährigen als Mädchen erzogenen Scheinzwitters, von fraglichem Geschlecht.

Fall 39 (Stimson): Sarkom des linken Hodens eines 46jährigen männlichen Scheinzwitters. Cryptorchis sinistra.

Fall 40 (Stroebe): Carcinoma oesophagi eines 63-jähr männlichen Scheinzwitters., beiderseits Cryptorchismus.

Fall 41 (Unterberger): Sarkom eines Ovarium eines 14-jährigen als Mädchen erzogenen Scheinzwitters von fraglichem Geschlecht.

Fall 44 (Zahorski): Sarkom einer Geschlechtsdrüse in der Bauchhöhle belegen bei einem 25jähr. als Mädchen erzogenen Scheinzwitter fraglichen Geschlechts.

Fall 45 (Pozzi): Ovarialtumor bei einem als Mann verheirateten weiblichen Scheinzwitter.

Auf diese 32 Fälle kommen:

Carcinom des Ovarium: Fall 14, 28
des Hodens: Fall 12,
des Uterus: Fall 10, Fall 28,
des Rectum: Fall 26,
der Harnblase: Fall 15,
des Blinddarms: Fall 38,
des Oesophagus: Fall 40,
der Unterlippe: Fall 27,

Sarkom eines Ovarium: Fall 11, 19, 20, 25,
einer Cryptorchis: Fall 1, 30, 34, 39,
des Uterus: Fall 21.

Maligne Degeneration fraglicher Geschlechtsdrüsen: Fall 23, 29, 41, 42.

Dermoide der Ovarien: Fall 2.
Teratome der Hoden: Fall 5.
Multilokuläre Cysten einer fraglichen Geschlechtsdrüse: Fall 7.
Myomatosis uteri: Fall 13, 16, 31, 36.
Tumoren fraglicher Natur: Fall 22, Fall 24.

Welcher Art Operationen wurden in diesen 45 Fällen vollzogen?

Nephrolithotomie: Fall 8.
Pyosalpinxoperation mit Bauchschnitt bei einem Manne: Fall 31.
Harnsteinoperation: Fall 18.
Bauchschnitt wegen Darmocclusion: Fall 43.
Bauchschnitt wegen Appendicitis: Fall 3, 4 — in einem dritten und 4. Falle von Appendicitis (Fall 35 u. 42) wurde nicht operiert.
Diagnostischer Bauchschnitt bei zweifelhaftem Geschlecht: im Falle 9 mit Entfernung des Hoden, im Falle 33 der Ovarien, Konservativ: Fall 37, Fall 6, 17.
Amputation des myomatösen Uterus: Fall 16, 32, 36.
Bauchschnitt bei Carcinom des Blinddarmes: Fall 38.
Bauchschnitt mit Exstirpation von Ovarialtumoren: Fall 2, 11, 14, 19, 20, 45.
Bauchschnitt mit Exstirpation von Hodentumoren bei Kryptorchismus: Fall 5, 29, 34, 39.
Bauchschnitt mit Exstirpation von Tumoren fraglicher Geschlechtsdrüsen: Fall 23, 29, 41.
Paracentese von Bauchhöhlentumoren durch die Bauchwand: Fall 11, 44.
Paracentese einer als Haematometra angesprochenen Cryptorchis sinistra per vaginam: Fall 1.
Entleerung einer Hydrocele durch Paracentese: Fall 34.

Auf diese 45 Beobachtungen kommen 26 Fälle, wo nicht operiert wurde, sondern das Scheinzwittertum nur

a) klinisch oder b) sub nekropsia konstatiert wurde,

a: Fall 22, 24, 27, 28, 35, = 5 mal.

b: Fall 7, 10, 12, 13, 15, 21, 25, 26, 30, 40, 42, = 11 mal.

Scheinzwitter wurde sub nekropsia nach tötlich verlaufener Operation konstatiert:

Fall 1, 3, 5, 8, 16, 23, 34, 38, 43, 44 = 10 mal.

Fünfte Gruppe:

Auf die hierher gehörigen 23 Einzelbeobachtungen kommen:

Verlangte aber abgeschlagene Amputation der angeblichen hypertrophischen Clitoris: Fall 2, 7, 9, 12, 14.

Ausgeführte Amputation der hypertrophischen Clitoris: Fall 4 und 11.

Ausgeführte Amputation des irrtümlich für eine hypertrophische Clitoris angesehenen hypospadischen Penis: Fall 6, 17 (?) 22.

Es kommen auf diese Gruppe 8 Fälle von konstatierter „erreur de sexe“ Fall 5, 6, 7, 8, 9 (?), 12, 14, 17,

Fraglich blieb das Geschlecht: Fall 2, 13, 18, 23.

Männliches Scheinzwittertum im Fall: 5, 6, 7, 8, 9, 12, 14, 17, 22.

Weibliches Scheinzwittertum im Fall: 3, 4, 10, 11, 15, 16, 19, 20, 21.

Eine Discision einer Schamlefzenverwachsung bei weiblichen Scheinzwittern wurde vorgeschlagen Fall 16, ausgeführt in Fall 10, 11, 15, 20, 21. Dieselbe Operation wurde einem männlichen Scheinzwitter vorgeschlagen: Fall 17.

Im Falle 2 wurde angeblich ein Hämatokolpometra durch Einschnitt vom Damme aus entleert.

Einmal wurde wegen Atresia ani bei einem Neonaten operiert mit tötlichem Ausgange: Fall 3, einmal mit gutem Ausgange, Fall 23.

Einmal wurde ein Hysteroekpetasis gemacht bei fraglichem Geschlecht: Fall 18.

Einmal vergeblicher Versuch zwischen Urethral- und Analmündung eine Vagina zu schaffen: Fall 19.

Sechste Gruppe.

Bezüglich der in der VI. Gruppe erwähnten plastischen Hypospadieoperationen an männlichen Scheinzwittern ist zu bemerken, daß eine „erreur de sexe" vorlag in den Fällen von Beck, Brand, Castellana, Félizet, Garré, Krajewski, Malthe, Villemin.

Zum Schluß bleibt noch Folgendes zu bemerken:

1. Die gesamte Kasuistik dieser Arbeit von 137 Beobachtungen erstreckt sich, da einzelne Beobachtungen in mehreren Gruppen figurieren, auf 118 Scheinzwitter, wovon
   männlichen Geschlechts: 79,
   weiblichen Geschlechts: 23,
   fraglichen Geschlechts: 16.

   Auf diese 118 Scheinzwitter kommen 53 irrtümliche Geschlechtsbestimmungen, darunter merkwürdigerweise 2 Fälle, wo das Geschlecht bei der Taufe des Kindes richtig als weiblich angegeben war, später aber irrtümlich für männlich erklärt worden war (Fälle von Péan und von Gunckel).
2. Sind die zur Nekropsie gelangten Fälle zu vermerken:
   a) Todesfälle nach vorausgegangener Operation: aus Gruppe III; Fall 1 (Billroth) Verblutungstod nach Herniotomie, Fall 12 (Thiersch) Tod nach Herniotomie an Peritonitis, Fall 13 (Winckler) Tod nach Bauchschnitt an Peritonitis. Aus Gruppe IV: Fall 1 (Abel) Tod an Peritonitis nach vaginaler Paracentese einer Kryptorchis sinistra sarcomatosa, Fall 3 (Bacaloglu und Fossard) Tod an Peritonitis

nach Appendicitis-Bauchschnitt, Fall 5 (Beck) Tod infolge von Pneumonie 3 Wochen nach Bauchschnitt Fall 8 (Clark) Tod nach Nephrolithotomie, Fall 16 (Howitz) Tod an Peritonitis nach Bauchschnitt Fall 23 (Levy — v. Saexinger) Tod an Peritonitis nach Bauchschnitt ohne Entfernung des Tumors, Fall 34 (Primrose) Tod an Peritonitis nach Bauchschnitt bei Hodensarkom, Fall 36 (E. v. Salén) Tod an Peritonitis nach Amputation eines myomatösen Uterus, Fall 38 (E. Sorel und Chérot) Tod nach explorativem Bauchschnitt bei Blinddarmcarcinom. Aus Gruppe V: Fall 3 (Mc. Arthur) Tod nach Operation wegen Atresia ani.

b) 14 Todesfälle ohne vorausgegangene chirurgische Eingriffe:

Gruppe I Fall 21. (Pech) Tod infolge Einklemmung des rechtsseitigen Leistenbruchs, dessen operative Beseitigung verweigert worden war.

Gruppe IV Fall 7 (Chevreuil) Tod infolge eines Ovarial- resp. Hodentumors. Fall 10 (v. Engelhardt) Tod infolge von Uteruscarcinom. Fall 12 (Gruber) Tod infolge eines Hodencarcinoms. Fall 13 (Gunckel) Tod aus unbekannter Ursache. Fall 15 (Hansemann) Tod infolge von Blasenkrebs. Fall 21 (Lesser) Tod infolge von Blutung in der Bauchhöhle nach spontaner Ruptur eines Tumors. Fall 25 (Litten) Tod infolge Myxosarcoma ovarii unius. Fall 26 (Merkel) Tod infolge Carcinoma recti. Fall 30 (Obolonski) Tod infolge eines Hodensarkoms. Fall 39 (Ströbe) Tod infolge eines Carcinoma oesophagi. Fall 41 (Westermann) Tod infolge von Appendicitis ulcerosa. Fall 44 (Zahorski) Tod infolge von Kachexie bei Sarkom einer Geschlechtsdrüse.

Gruppe V. Fall 2 (Arnaud) Tod aus unbekannter Ursache.

Indem ich mir vorbehalte, in nächster Zukunft das hier zusammengestellte kasuistische Material auch in Beziehung auf andere als chirurgische Beziehungen zu sichten, schließe ich diese heutige Arbeit, die hoffentlich dazu beitragen wird, dem Gebiete des Scheinzwittertums auch in weiteren Ärztekreisen ein regeres Interesse zu widmen. Wenn wir auch in den wenigsten Fällen dem physischen Gebrechen Abhilfe schaffen können, so können wir doch viel dazu beitragen, diese unglücklichen Existenzen, die Scheinzwitter vor den psychischen Leiden und Qualen zu bewahren, die aus einer irrtümlichen Geschlechtsbestimmung erwachsen!

An sämtliche Fachgenossen richte ich die Bitte, jede neuere zu ihrer Kenntnis gelangende Beobachtung von Scheinzwittertum möglichst eingehend beschrieben, mir übermitteln zu wollen, womöglich mit Photogrammen und Berücksichtigung aller in Frage kommenden Einzelheiten.

Dr. med. Franz Neugebauer.

Warschau, Leszno 33, am 3. Februar 1903.

Inhaltsübersicht.

Erste Gruppe.

38 Leistenschnitte bei Mädchen, bez. Frauen mit Konstatierung männlichen Geschlechtes.

1. Fall von Alexander: Klara D., 16jährig, im 13. Jahre linksseitige Herniotomie durch Erasmus, im 16. Jahre rechtsseitige durch Hahn: Beiderseits Hoden und Nebenhoden abgetragen. Vagina vorhanden ohne Uterus, Gonorrhoe, Beischlaf mit Männern.

2. Fall von Avéry: Einseitige Herniotomie der 24jährigen Anny C.: Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
3. Fall von Brycholow: Beiderseitige Herniotomie bei der 14-jährigen Marie X.
4. Fall von Brjuchanow: Beiderseitige Herniotomie bei einem 14jährigen Mädchen: beide Hoden entfernt.
5. Fall von Buchanan: Beiderseitige Herniotomie bei einem 9jährigen Mädchen: beide Hoden entfernt. Vagina von normaler Länge vorhanden ohne Uterus. B. vermutete richtig eine erreur de sexe wegen vorhandenen Cremasterreflexes an den Schamlefzen.
6. Fall von Chambers: Beiderseitige Herniotomie bei einer 24-jährigen Frau: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden, ohne Uterus.
7. Fall von Clark: Beiderseitige Herniotomie bei einer 42jährigen Witwe: beide Hoden entfernt. Beischlaf mit dem Gatten. Vagina vorhanden ohne Uterus.
8. Fall von Green: Konstatierung der erreur de sexe bei einem 24jährigen Dienstmädchen. Kastration auf das ausdrückliche Verlangen des Scheinzwitters hin.
9. Fall von Griffith; Beiderseitige Herniotomie bei einem 23-jährigen Mädchen: beide Hoden entfernt. Uterus und Vagina vorhanden.
10. Fall von Groß: Doppelseitige Herniotomie bei einem 3jährigen Mädchen: beide Hoden entfernt.
11. Fall von Hallopeau: Konstatierung der erreur de sexe bei einem Mädchen nach Exstirpation eines Hodens. Auf das ausdrückliche Verlangen der Person hin wurde auch der andere Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
12. Fall von Heuck: Bei einem 28jährigen Dienstmädchen rechtsseitiger Leistenbruch: Netz als Inhalt vermutet — Hoden und Nebenhoden entfernt. Später auch der linke Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus. Beischlaf mit Männern ohne Libido.
13. Fall von Jablonski: Bei der 28jähr. Anna Luise E. konstatierte J. die Gegenwart eines Hodens und schließt daraus, daß auch die sub herniotomia 8 Jahre zuvor in hernia vorgefundene Geschlechtsdrüse, für ein ektopisches Ovarium damals angesehen, ein Hoden gewesen sei.
14. Fall von Dixon Jones: Beiderseitige Herniotomie bei der 21jähr. Emma E. und diagnostischer Bauchschnitt: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.

15. Fall von Kociatkiewicz-Neugebauer: Beiderseitige Herniotomie bei der 21jährigen verlobten Josephine K., beide Hoden durch Kociatkiewicz entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus. Nach der Kastration starke Obesität und Melancholie.
16. Fall von Lannelongue: Einseitige Herniotomie bei einem jungen Mädchen: (Netzinhalt) Unterhalb des Bruches eine Cyste in der Schamlefze und darüber ein Hoden, der entfernt wurde. Vagina vorhanden ohne Uterus.
17. Fall von Levy: Bei der 19jährigen Näherin Chr. L. vermutete Doederlein Hoden als Bruchinhalt. Beiderseitige Herniotomie: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
18. Fall, von A. Martin: Bei einer 33jährigen, seit 10 Jahren verheirateten Frau entfernte Martin sub diagnosi einer beiderseitigen Ovarialektopie beide Hoden. Erst das Mikroskop klärte den Irrtum auf. Vagina vorhanden ohne Uterus.
19. Fall von A. Martin: Beiderseitige Herniotomie bei einem 19-jährigen Hausmädchen Martha W.: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
20. Fall von Chr. Martin: Bei einem 20jähr. Kindermädchen hatte man vor einem Jahre sub herniotomia rechterseits ein für ein ektopisches Ovarium gehaltenes Gebilde in die Bauchhöhle geschoben. Jetzt Herniotomie links, ein Hoden entfernt. Scheide vorhanden ohne Uterus.
— Fall von Mundé: In der Vermutung einer erreur de sexe schlug M. der 46jähr. Köchin Marie O'Neill den beiderseitigen Leistenschnitt vor, es kam jedoch nicht zur Operation. Vagina vorhanden, ohne Uterus.
21. Fall von Pech: Linksseitige Herniotomie bei der 32jährigen Marie Rosine, dem späteren Gottlieb Goettlich: der Bruch enthielt weder Darm noch Netz sondern eine Hydrocele und einen Hoden. Im 59. Jahre Tod infolge Einklemmung eines rechtsseitigen Leistenbruches. Rosine huldigte der freien Liebe, erkrankte zuerst an einem Ulcus molle, später an Syphilis. Sie kohabitierte mit Frauen und mit Männern, mit letzteren lieber. Die dilatierte Urethra vertrat die angeblich mangelnde Vagina.
22. Fall von Philippi: Bei einem 28jährigen Mädchen erst rechtsseitige, nach einigen Monaten linksseitige Herniotomie: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
23. Fall von Poore: P. entfernte bei einem 12jähr. Mädchen eine angebliche entzündete Drüse durch Leistenschnitt. 7 Jahre

später erhärtete das Mikroskop, daß diese Drüsen ein Hode war. Vagina vorhanden, ohne Uterus.

24. Fall von Porro: bei einem 22jähr. Mädchen vermutete P. eine erreur de sexe, legte durch diagnostischen Einschnitt beide Drüsen bloß, konstatierte Hoden, die er nicht exstierpierte.

25. Fall von Pozzi: Bei einem 32jährigen Stubenmädchen Marie C. diagnosticierte Peyrot einen beiderseitigen Leistenbruch mit Diagnose einer Ektopie der beiderseitigen Uterusadnexa bei fehlendem Uterus. Beiderseitige Herniotomie: Linkerseits eine Cyste, für Hydrosalpinx angesehen, ein Gebilde für ein ektopisches Ovarium angesehen und ein Körperchen für einen rudimentären Uterus angesehen. Cyste reseciert, Uterus und Ovarium in die Bauchhöhle gestoßen. Rechterseits 2 nicht reponible Gebilde abgeschnitten, eine Cyste und eine Drüse, für das rechte Ovarium angesehen. Nach 1 Jahr Bruchrecidiv linkerseits. Jetzt operierte Pozzi und entfernte den Bruchinhalt: 2 Gebilde: den linksseitigen Hoden und das linke Horn eines Uterus bicornis. Das Mikroskop wies nach, daß auch die rechtsseitige von Peyrot entfernte Geschlechtsdrüse ein Hoden war. Vagina und Uterus vorhanden. Nach der ersten Operation erwachte der Geschlechtstrieb und zwar ein weiblicher, gleichzeitig stellte sich Melancholie ein, die nach der zweiten Operation noch zunahm. Hymen eingerissen bei einer Stupration im 8. Lebensjahre.

26. Fall von M. Saenger: Beiderseitige Herniotomie bei einem 23jähr. Dienstmädchen sub diagnosi: Ovarialhernie. Rechterseits Hoden und Nebenhoden entfernt, im linksseitigen Bruchsack ein Blasendivertikel. Scheide vorhanden ohne Uterus.

27. Fall von M. Saenger: Bei einer 32jähr. Lehrerin vermutete S. bei linksseitigem Leistenbruch eine „erreur de sexe“, Hoden mit Hydrocele, fand aber bei der Herniotomie einen Uterus samt Tube, eine Parovarialcyste und eine Geschlechtsdrüse, die er jetzt makroskopisch für ein Ovarium ansprach. Das Mikroskop erwies einen Hoden. Bruchinhalt entfernt mit Uterusamputation. Uterus und Vagina vorhanden.

28. Fall von Shattock: Beiderseitige Herniotomie bei einem 42jährigen Scheinzwitter: Beide atrophischen Hoden entfernt. Nach der Kastration starke Obesität.

29. Fall von Snegirjow: Bei einer 25jähr. verheirateten Köchin beiderseitige Herniotomie: beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus. Beischlaf mit dem Gatten anfangs cum libidine, später perhorresciert.

30. Fall von Snegirjow: Beiderseitige Herniotomie bei einem Mädchen: beide Hoden entfernt. Diagnostischer Bauchschnitt hinzugefügt.
31. Fall von Solowij: Beiderseitige Herniotomie bei einem 21-jährigen Mädchen bei Diagnose: Ovarialhernien. Beide Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus.
32. Fall von Stonham: Tod eines Mädchens nach Herniotomie. In der Bauchhöhle neben Hoden ein Uterus bicornis mit 2 Tuben gefunden, Vagina existierte.
— Fall von Stratz: S. vermutete eine erreur de sexe bei Nambrok Sadinah und schlug einen diagnostischen Leisten- (resp. Labial-) einschnitt vor, Operation verweigert.
33. Fall von Swiencicki: Labialtumor linkerseits bei einem 23-jährigen Bauernmädchen: Hydrocele, Punktion, Entleerung, Hoden, Nebenhoden und Samenstrang getastet, gleiche Gebilde in der rechten Schamlefze. Geschlechtsdrang männlich, schon im 16. Jahre. Beischlaf mit einem Mädchen versucht. Vagina?
34. Fall von Tillaux: Bei einem 12jährigen Mädchen beiderseitiger Leistenbruch: T. sollte ein Bruchband anlegen, vermutete erreur de sexe. Diagnostischer Labialschnitt. Hoden
35. Fall von Turner: Bei einem 14jährigen Mädchen linksseitige Ovarialhernie diognosticiert, Bruchband nicht vertragen, Herniotomie mit Entfernung eines Hodens. Vagina vorhanden ohne Uterus, noch keinerlei Geschlechtstrieb.
36. Fall von Wegradt: Beiderseitige Herniotomie bei einem Mädchen: rechterseits ein Hoden entfernt, linkerseits ein Fibroadenom.
37. Fall von Will: Beiderseitige Herniotomie bei einem 54jährigen Mädchen Kristine W.: beide fibrös entarteten Hoden entfernt. Vagina vorhanden ohne Uterus. Geschlechtsdrang männlich, aber K. S. hatte niemals einen Beischlaf mit einem Weibe versucht, sondern stets nur mit Männern unter Benutzung der dadurch stark dilatierten Urethra, obgleich eine Vagina vorhanden war.
38. Fall von v. Winckel: (?) Beiderseitige Herniotomie bei einem Mädchen. Entfernung beider Hoden.

Zweite Gruppe:

Vier Leistenschnitte bei weiblichen Scheinzwittern, von denen 2 als Männer erzogen waren.

1. Fall von Brohl: Bei einer 36jährigen Dame linksseitige Herniotomie: Uterus und beide Ovarien im Bruchsacke. Uterus-

amputation und Kastration. Uterus bicornis. Clitoris 6,5 cm, sub erectione 11 cm lang. Seit dem 18. Jahre normale Menstruation.

2. Fall von Péan: Ein 15jähr. Mädchen wurde für einen Knaben erklärt mit Kryptorchismus. Beiderseits Leistenschnitt, um die Hoden aufzusuchen. Bei späterem diagnostischen Bauchschnitt Uterus und Ovarien konstatiert. Kastration. Mangel der Vagina. Clitoris erectil. Männlicher Stimmbruch. Keine Menstruation.
3. Fall von Sujetinow: Herniotomie rechterseits wegen eingeklemmten Leistenbruches bei einer 45jähr. Frau. Vagina blindsackförmig geschlossen, in hernia Uterus, eine Tube und Ovarium. Clitoris 5 cm lang. Nur 2 Jahre lang Menstruation und sehr unregelmäßig. (???)
4. Fall von Walther: Beiderseitige Herniotomie bei einem 24-jährigen Sattler: rechtsseits Tube und atrophisches Ovarium in die Bauchhöhle reponiert, linkerseits Sactosalpinx, sclerotisches Ovarium und ein Stück Netz abgetragen. Clitoris stark hypertrophisch, erectil, starker rein männlicher Geschlechtsdrang mit angeblicher Ejakulation sub erectione. Bis jetzt hat der Sattler, der sich für einen Mann hält, noch keinen Beischlaf als Mann versucht, weil sein Glied, das wie ein hypospadischer Penis aussieht, hakenförmig nach abwärts gekrümmt ist. W. fügte einen Bauchschnitt hinzu, um die Netzstümpfe zu kontrollieren und fand einen kleinen Uterus. Vagina mündet wahrscheinlich in die Urethra. Seit dem 16. Jahre alle Monate 2—3 Tage lang Blutungen aus der Harnröhre.

Dritte Gruppe:

13 Leistenschnitte bei Männern, bez. männlichen Scheinzwittern mit Konstatierung eines mehr oder weniger entwickelten Uterus uni- oder bicornis, einer oder beider Tuben in hernia bez. in der Bauchhöhle.

1. Fall von Billroth: Rechtsseitige Herniotomie bei einem 24-jährigen Hypospaden. Tod infolge von Verblutung nach Abgleiten einer Ligatur. Das sub herniotomia resezierte Gebilde erwies sich als ein amputierter Uterus mit Tube. Vagina mündete in die Urethra. In der linken Schamlefze Hoden und Nebenhoden. Vom 16. Jahre an periodische Blutungen ex urethra und aus einer Fistel der rechten Schamlefze ex utero ectopico. Obwohl der Geschlechtsdrang männlich, hatte dieser Mann mit Knaben und Mädchen kohabitiert.

2. Fall von Boeckel: In einer Leistenhernie bei einem Manne sub operatione ein Uterus bicornis mit einer Tube, ein Hoden und ein Nebenhoden gefunden.
3. Fall von Carle: Linksseitige Herniotomie bei einem 36jährigen Telegraphisten. In hernia ein Uterus bicornis mit Tuben neben Hoden (Teratom?) und Nebenhoden, die Organe wurden abgetragen. Der Mann übte den Beischlaf mit seiner Gattin aus, aber die Ehe war kinderlos. Bei der Operation wurde vom Leistenkanal aus die Bauchhöhle eröffnet.
4. Fall von Derveau: Herniotomie bei einem 69jähr. Manne, Vater von 6 Kindern trotz Kryptorchismus. In hernia Uterus mit Tuben und oberer Anteil der Vagina, die wahrscheinlich in urethram mündete.
5. Fall von Fantino: Rechtsseitige Herniotomie bei einem Manne mit Entfernung eines Uterus mit 2 Tuben und beider Hoden. Linke Hodensackhälfte leer.
6. Fall Fillippini: Rechtsseitige Herniotomie bei einem 23jähr. Manne: Uterus, Tube und angeblich ein Ovarium ex hernia entfernt, in der linken Scrotalhälfte ein Hoden.
7. Fall von Griffith: siehe Gruppe I No. 9: Uterus entdeckt nach beiderseitiger Herniotomie mit Entfernung beider Hoden bei einem 23jähr. Mädchen.
8. Fall von Guldenarm: Linksseitige Herniotomie bei einem Manne mit rechtsseitigem Kryptorchismus. Ex hernia ein Uterus bicornis, Hoden und Nebenhoden entfernt. Vagina mündete im urethram.
9. Fall von Pozzi: siehe Gruppe I Fall 25: Uterushorn in hernia neben Hoden.
10. Fall von Saenger: siehe Gruppe I Fall 27: Uterus mit einer Tube und Parovarialcyste in hernia neben dem Hoden.
11. Fall von Stonham: siehe Gruppe I Fall 32: Uterus neben Hoden.
12. Fall von Thiersch. Bei einem 22jährigen Hypospaden linksseitiger Leistenschnitt mit unbewußter Amputation der linken Tube. Tod an Peritonitis: Uterus bicornis, Vagina mündet in urethram. Kryptorchismus unilateralis.
13. Fall von Winkler: Herniotomie rechterseits. Später Bruchrecidiv, Bauchschnitt, im 25. Jahre Tod an Peritonitis. Uterus bicornis mit Tuben und Vagina, linke Tube im Leistenkanal, beide Hoden in der Bauchhöhle, Vagina mündet in urethram.

Anhang: Fall von Garré: angeblich Hoden und Ovarium in einer Leistenhernie gefunden bei einem als Mann erzogenen Individuum.

Vierte Gruppe:

45 Einzelbeobachtungen betreffend 32 Fälle von Coincidenz gut oder bösartiger Neubildungen vorherrschend der Geschlechtsorgane mit Scheinzwittertum, 29 an Scheinzwittern vollzogene Bauchschnitte, 1 Nephrolithotomie, 1 Steinoperation bei Sitz des Steines in utriculo masculino. Auf diese 45 Beobachtungen kommen nicht weniger als 20 Fälle von erreur de sexe, 9 mal blieb das Geschlecht fraglich, darunter 5 mal trotz vollzogenen Bauchschnittes, ein einziges mal sollen Hoden- und Ovarialgewebe gleichzeitig vorgelegen haben in einer Geschlechtsdrüse (?) (Fall von v. Salén).

1. Fall von Abel: Tod der 33jährigen Albertine R. an Peritonitis nach vaginaler Paracentese einer vermeintlichen Haemtometra, die sich sub necropsia als sarkomatöse Cryptorchis sinistra erwies. Vagina vorhanden, man glaubte eine rudimentäre Portio vaginalis uteri im Scheidengrunde zu tasten. Erreur de sexe.
2. Fall von Audain: 2 ovarielle Dermoide bei einem weiblichen Scheinzwitter entfernt. Bedeutende Clitorishypertrophie.
3. Fall von Bacaloglu und Fossard: Bauchschnitt bei der 31jähr. A. Lefrançois mit tötlichem Ausgange. Clitoris 8 Centimeter lang, 5 Centimeter dick, Vaginalostium fehlte infolge Verwachsung der Schamlefzen miteinander. Weibliches Scheinzwittertum.
4. Fall von Bazy: Gelegentlich einer Operation wegen Appendicitis bei einem 26jähr. Fräulein männliches Geschlecht mit Hypospadiasis peniscrotalis konstatiert. Keinerlei Geschlechtstrieb bisher ausgesprochen. Erreur de sexe.
5. Fall von Beck: Bauchschnitt bei einem 21jähr. Manne der bis zum 19. Jahre als Mädchen gegolten hatte. (Syphilis acquiriert). Vagina vorhanden, collum uteri getastet. 2 Teratome der Geschlechtsdrüsen, angeblich Ovarien, wahrscheinlich Hoden entfernt. Tod am 18. Tage an Pneumonie. Sub coitu Ejakulation aus 2 seitlich vom „Infundibulum" belegenen Oeffnungen. Hypospadiasis peniscrotalis, Hymen eingerissen.
6. Fall von Carle: sub herniotomia Bauchhöhle zu diagnostischen Zwecken eröffnet (siehe: Gruppe III, Fall No. 3).

7. Fall von Chevreuil. Sanduhrförmiger angeblicher Ovarialtumor sub necropsia der Anna Bergault entdeckt, teils in der Bauchhöhle belegen, teils durch einen Leistenring in eine Schamlefze hineingetrieben. Clitorishypertrophie. (Geschlecht fraglich).
8. Fall von Clark: Die Nekropsie einer Frau nach Nephrolithotomie wies eine Erreur de sexe nach, ein Hoden in scroto fisso, der andere im Leistenkanal.
9. Fall von Delagenière: Bauchschnitt bei einem Mädchen um die blind endende Vagina mit dem Uterus zu vernähen. Kein Uterus gefunden, aber 2 atrophische Hoden in der Bauchhöhle. Erreur de sexe.
10. Fall von Engelhardt: Als Todesursache des 59jährigen Witwers Karl Menniken wurde Carcinoma uteri sub necropsia gefunden. Ovarium vorhanden. Vagina mündete in urethra. Clitoris hypertrophisch, von der Harnröhre durchbohrt. Erreur de sexe. Der Mann hatte in seiner Ehe mit der Gattin zu deren Zufriedenheit kohabitiert, obgleich er selbst ein verkanntes Weib war.
11. Fall von Fehling. Bei einem 21jähr. Mädchen erst Fehldiagnose einer Haematometra, nach vergeblicher Paracentese Diagnose richtig auf Tumor eines Ovarium gestellt bei inguinolabialer Ektopie des anderen. Myxosarcom des linken Ovariums durch Bauchschnitt entfernt, rechtes Ovarium und Tube in die Bauchhöhle hineingezogen. Clitoris hypertrophisch und erectil.
12. Fall von Gruber: 22jähr. Mädchen an Carcinom einer Geschlechtsdrüse verstorben. Vagina und Uterus vorhanden, die andere Geschlechtsdrüse ein Hoden. Erreur de sexe, Kryptorchismus.
13. Fall von Gunkel. Ein Mädchen mit männlichem Geschlechtstrieb wegen Incest angeklagt wird nach Untersuchung für einen männlichen Scheinzwitter erklärt, erhält aber die Erlaubnis auch ferner weibliche Kleider zu tragen. Im 50. Jahre Tod. Sektion erweist Erreur de sexe. Ovarien, myomatöser Uterus mit Tuben, Vagina mündet in capite gallinaginis urethrae. Prostata vorhanden, Clitoris hypertrophisch, penisartig von der Urethra durchbohrt bis an eine Stelle $2^1/_2$ Centimeter nach rückwärts von der normalen männlichen Harnröhrenöffnung belegen.
14. Fall von Hall: Carcinoma ovarii unius durch Bauchschnitt entfernt bei einem 17jähr. weiblichen Scheinzwitter. Clitoris hypertrophisch.

15. Fall von Hansemann: Die Sektion der 32jähr., lange Jahre hindurch verhreiatet gewesenen Kristine Bockfleisch, verstorben an Blasenkrebs, ergibt eine Erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis mit Hoden und Nebenhoden jederseits in scroto. Keine Vagina vorhanden, Urethra 10,5 Centimeter lang, ließ den kleinen Finger in die Blase ein. Beischlaf als Frau.
16. Fall von Howitz: Sektion eines 49jährigen Mädchens nach letal verlaufenem Bauchschnitte mit Amputation eines fibromatösen Uterus. Vagina vorhanden. Clitoris 6 Centimeter lang. Die mandelgroßen Geschlechtsdrüsen von Chiewitz für rudimentäre Ovarien gehalten. Beweis fehlt. Geschlecht fraglich trotz Mikroskop.
17. Fall von Dixon-Jones: Diagnostischer Bauchschnitt einer beiderseitigen Herniotomie hinzugefügt bei Erreur de sexe (siehe Gruppe I, Fall 14).
18. Fall von Kapsammer: Unicum! Nitze entfernte operativ bei einem 30jährigen Manne einen Harnstein von 165 Gramm aus dem Utriculus masculinus. Pseudoherm. masculinus internus.
19. Fall von Krabbel: Bauchschnitt bei einem 32jähr. Manne ergab einen Ovarialtumor, also Erreur de sexe. Clitoris hypertrophisch, Vagina vorhanden, Uterus klein, das rechte Ovarium normal. Linksseitiger Ovarialtumor ein multilokulaeres Cystom. Nach $1^1/_2$ Jahren zweiter Bauchschnitt mit Entfernung eines Teratoms von sarkomatösem Bau.
20. Fall von Krug: Ovariotomie bei einem 19jährigen Mädchen. Clitoris 2 Zoll lang, 2 Ovarialsarkome. Uterus und Vagina rudimentär. Weibliches Scheinzwittertum.
21. Fall von Lesser: Tod eines 25jährigen Mädchens durch Verblutung infolge von Platzen eines Alveolarsarkoms, von Lesser auf den Uterus bezogen. Sektion: Keine Ovarien gefunden, Vagina vorhanden, Clitoris 5,5 cm lang. Geschlecht fraglich.
22. Fall von Levy: 16jähriges Mädchen, Anna Schulze, mit hypertrophischer erectiler Clitoris und Tumoren der Geschlechtsdrüsen. Geschlecht fraglich.
23. Fall von E. Levy: Bauchschnitt bei einem 20jährigen Mädchen durch v. Saexinger. Tod nach unvollendeter, wegen Blutung abgebrochener Operation. Clitoris 5,8 cm lang, erectil. Uterus und Vagina vorhanden. Sektion ergab 2 Sarkome der Geschlechtsdrüsen. Es war weder Hoden- noch Ovarialgewebe gefunden worden. Geschlecht fraglich.
24. Fall von Liebmann: Elastischer Tumor in der linken Leiste einer 45jährigen Frau, die mit 25 Jahren einen 66jährigen Mann

heiratete. Keine Spur von Uterus, Vagina, Ovarien zu entdecken. Geschlecht fraglich.

25. Fall von Litten: Die 16jährige Klara Hacker wegen Bauchtumor aufgenommen, man schwankte ob Mädchen oder Knabe. Clitoris 5,5, sub erectione 10 cm lang. Uterus und Vagina vorhanden. Nach Paracentese Tumor für ovariell erklärt, die Gebilde in den Schamlefzen für Hoden entgegen Virchow, der sie für ektopische Ovarien hielt. Nekropsie: Myxosarcom des rechten Ovariums, linkes glattwandig klein. Die Gebilde in den Schamlefzen ein Haemato- resp. Hydrocele processus vaginalis peritonaei. Weibliches Scheinzwittertum.

26. Fall von Merkel: Sektion eines 63jährigen an Carcinoma rect. verstorbenen Mannes ergab die Gegenwart eines Uterus und einer Vagina. Normales Sperma, normaler Beischlaf mit der Gattin.

27. Fall von Mies: Die 66jährige Else G. wegen Unterlippenkrebs aufgenommen. Die Seltenheit dieser Krebslokalisation bei Frauen sowie diverse männliche Erscheinungen erweckten den Verdacht einer Erreur de sexe. Männlicher Scheinzwitter mit Hypospadiasis peniscrotalis, Hoden und Nebenhoden in scroto fisso, Prostata.

28. Fall von F. Neugebauer: Carcinoma uteri et ovarii sinistri bei der 56jährigen Anastasia K. Clitoris $3^1/_2$ cm lang. Weibliches Scheinzwittertum.

29. Fall von Neugebauer: Bauchschnitt bei einer 35jähr. als Frau verheirateten Person von männlichem Aussehen. Niemals Periode, Scheide rudimentär, Sarkom einer Geschlechtsdrüse, die andere Geschlechtsdrüse nicht zu finden. Geschlecht fraglich.

30. Fall von Obolonsky: Sektion einer 50jährigen Arbeiterin erwies Erreur de sexe. Vagina, Uterus bicornis, Kryptorchismus bilateralis, Sarcoma testiculi dextri. Hypospadiasis peniscrotalis.

31. Fall von Paton: Bei einem Bauchschnitte fand man bei einem 20jährigen jungen Manne einen Uterus, pyosalpinx duplex profluens, eine in scroto fisso mündende Vagina; die Urethra mündete in die Vagina. Uterus und linksseitige Tube samt an Stelle des Ovarium liegendem Hoden entfernt. Hypospodiasis peniscrotalis mit Kryptorchismus. Noch kein Geschlechtstrieb. Unicum.

32. Fall von Pfannenstiel: Bauchschnitt bei einem 55jährigen Mädchen Chr. Schm.: Clitoris 3, sub erectione 5 cm lang. Vagina und Uterus vorhanden. Uterus wegen Fibromen am-

putiert. Tuben stark verlängert. Die exstirpierten Geschlechtsdrüsen als Ovarien angesprochen aber ohne Nachweis ovariellen Baues. Geschlecht fraglich trotz Mikroskop. Melancholie.

33. Fall von Péan: Diagnostischer Bauchschnitt nach beiderseitigem Leistenschnitt bei einem Knaben: Erreur de sexe. Abtragung der Uterusadnexa. (siehe Gruppe II. No. 2).
34. Fall von Primrose: Tod eines 25jährigen Kryptorchisten nach Entfernung eines Hodensarkomes durch Bauchschnitt. Nekropsie: Uterus entdeckt. Vagina mündet in capite gallinaginis urethrae.
35. Fall von Quisling: Appendicitisanfälle bei einem angeblich weiblichen 27jährigen Scheinzwitter mit Uterus und Vagina, Clitoris 4 Centimeter lang, Masturbation, weiblicher Geschlechtsdrang. (Geschlecht fraglich?)
36. Fall von E. v. Salén: Bauchschnitt bei der 43jähr. unverehelichten Auguste Persdotter mit Entfernung eines grossen Cystofibrom (des Uterus?) und der Geschlechtsdrüsen: linke Geschlechtsdrüse ein Ovarium, die rechte soll (Ovotestis) ovarielle und testiculaere Struktur aufgewiesen haben. Uterus und Vagina vorhanden, Clitoris 5 Centimeter, Beischlaf mit Männern schmerzhaft, mit Frauen nicht versucht.
37. Fall von Snegirjow: Diagnostischer Bauchschnitt einer beiderseitigen Herniotomie mit Kastration hinzugefügt. Erreur de sexe. (Siehe Gruppe I Fall 30).
38. Fall von Sorel u. Chérot. Bauchschnitt bei der 36jährigen Aline C. Carcinom des Blinddarmes. Clitoris 6 Centimeter lang, erectil, Geschlechtsdrang männlich, aber Beischlafversuche mißglückten. Tod. Nekropsie: Mangel der Vulva, Vagina, der Hoden und Ovarien, Utriculus masculinus gefunden. Geschlecht fraglich.
39. Fall von Stimson: Bauchschnitt bei einem 46jährigen Neger, der Vater war. Sarkom des linken Bauchhodens, der rechte in scroto non fisso unterhalb eines Leistenbruches. Uterus bicornis mit beiden Tuben.
40. Fall von Stroebe: Sektion eines 63jährigen an Carcinoma oesophagi verstorbenen Mannes. Kryptorchismus beiderseits. Ausgebildeter Uterus mit beiden Tuben und Vagina, in die capite gallinaginis urethrae mündet. Penis normal, Scrotum leer. Der Mann war kinderlos verheiratet gewesen.
41. Fall von Unterberger: Bauchschnitt bei einem 14jährigen Mädchen: Diagnose Ovarialsarkom trotzdem die Scham das Aussehen einer Hypospadiasis peniscrotalis bot. Mannskopf-

großes Sarkom der linken Geschlechtsdrüse, Uterus vorhanden, Vagina öffnet sich wahrscheinlich in urethram, rechtsseitige atrophische Geschlechtsdrüse für Ovarium gehalten, aber ohne mikroskopischen Beweis. Geschlecht zweifelhaft.

42. Fall von Westermann: Sektion eines 30jährigen an Appendicitis ulcerosa verstorbenen Mädchens: Erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis, Kryptorchismus beiderseits, Uterus mit Tuben und Vagina vorhanden.
43. Fall von Winckler: Bauchschnitt wegen Darmocclusion bei einem 56jähr, männlichen Scheinzwitter: Uterus sub nekropsia entdeckt. (Siehe Gruppe III No. 12).
44. Fall von Zahorski: Bauchparacentese wegen Bauchtumor bei einem 25jährigen Dienstmädchen. Tod an Erschöpfung. Sarkom der linken Geschlechtsdrüse, rechte klein, flachgedrückt, Uterus und Vagina vorhanden. Clitoris $3^1/_2$ Centimeter lang. Geschlechtsdrüsen für Ovarien angesehen ohne mikroskopische Untersuchung. Geschlecht zweifelhaft.
45. Fall von Pozzi u. Magnan: Bei einem verheirateten Manne ein Bauchtumor entfernt, der sich als Ovarialtumor erwies. Erreur de sexe.

Fünfte Gruppe:

23 Fälle von teils ausgeführten, teils nur von dem Arzte, dem Scheinzwitter oder seinen Eltern verlangten chirurgischen Eingriffen an den Genitalien mit Anschluss einiger Hypospadieoperationen bei männlichen Scheinzwittern.

1. Amputation der hypertrophischen Clitoris bei den Stämmen der Ibbos und Mandingos im antiken Aegypten.
2. Fall von Arnaud: Verlangte aber vom Arzte abgeschlagene Amputation der hypertrophischen erectilen Clitoris bei einer 35jähr. Nähterin: angebliche Hämatokolpometra per rectum profluens bei unterem Scheidenverschluß, Eröffnung, Wiederverschluß. Angeblich Hoden, Nebenhoden und Samenstränge in scroto fisso getastet. Nach 15 Jahren Tod, Nekropsie. Geschlecht fraglich. Fall aus dem 18. Jahrhundert.
3. Fall von Mc. Arthur: Operation wegen Atresia ani bei einem neugeborenen Scheinzwitter fraglichen Geschlechts. Nekropsie: weibliches Scheinzwittertum mit Persistenz der Kloake.
4. Fall von Aveling: Amputation der hypertrophischen Clitoris bei einer Frau nach Konstatierung der Menstruation.

5. Fall von Bénoit: Vergeblicher operativer Versuch bei einem 27jährigen verlobten Mädchen, die angeblich verwachsene Scheidemündung zu eröffnen. Erreur de sexe, Hypospadiasis peniscrotalis. Verlobung gelöst.
6. Fall von Berendes: Amputation der angeblichen hypertrophischen Clitoris bei einem 4jährigen Mädchen auf Verlangen der Eltern, später von Landau Erreur de sexe, männliches Scheinzwittertum konstatiert. Verlobung gelöst (siehe Neugebauer: dieses Jahrbuch für 1902: Gruppe IV. Fall 4).
7. Fall von Bittner: Die Mutter eines 14jährigen Mädchens verlangte durchaus, Bittner solle die $5^1/_2$ Centimeter lange Clitoris amputieren, wurde aber abschlägig beschieden wegen Erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis. Vagina vorhanden, vielleicht auch Uterus. Harnröhrenöffnung weiblich, früher von Dr. Busch künstlich erweitert. An der Spitze der Glans penis öffnet sich ein Kanal, welcher eine Sonde 5 Centimeter tief einlässt, schleimgefüllt. Es scheint aber nur die basale Partie des Penis, resp. nur das Scrotum gespalten zu sein, eine seltene Form der Hypospadie.
8. Fall von Blondel: 45jährige Frau seit 18 Monaten verheiratet. Beischlaf stets schmerzhaft aber libidinös, früher mehrere Bewerber abgewiesen wegen befürchteter Kinderlosigkeit einer Ehe wegen genitaler Mißstaltung. Ein Sturz vor 6 Monaten führte zur Entstehung eines beiderseitigen Leistenbruches. Der jetzt erst im 45. Jahre erfolgte Descensus testiculorum retardatus führte zur Erkenntnis einer Erreur de sexe. Hypospadiasis peniscrotalis mit Vagina, noch unzerrissenem rigiden Hymen, der incidiert werden sollte mit nachfolgender plastischer Erweiterung der Vagina. Penis fissus sub erectione 6—7 Centimeter lang. Hoden und Nebenhoden in den Schamlefzen getastet. Vagina eng, ohne Uterus (?). Geschlechtsdrang absolut weiblich.
9. Fall von Realdo Colombo: Amputation der Clitoris abgeschlagen bei einer Aethiopierin, die weder mit Männern noch mit Frauen bequem sexuell verkehren konnte. Wahrscheinlich männlicher Hypospade mit rudimentärer Vagina, deren künstliche Erweiterung verlangt wurde. Geschlechtsdrang wohl weiblich.
10. Fall von Coop: Discision einer Schamlefzenverwachsung bei einer 24jährigen verheirateten Frau, einem Scheinzwitter, ermöglichte den Beischlaf.
11. Fall von Coste: Bei einem weiblichen Scheinzwitter, einem 21jährigen Mädchen, welches heiraten wollte, Beischlaf ermöglicht

durch Durschneidung einer Atresie mit teilweiser Spaltung der Urethra. In der so eröffneten Vagina ein collum uteri getastet. Amputation der hypertrophischen Clitoris. Die Vagina mündete in urethram. Hochzeit, Beischlaf gelingt. Periode tritt ein.

12. Fall von Duval: Behufs verlangter Ehescheidung vom Forum ecclesiasticum verfügt: falls Amputation der angeblichen hypertrophischen Clitoris gestattet wird von der Frau, soll die Ehe fortbestehen. Die Frau geht darauf nicht ein, Ehe geschieden, Erreur de sexe. Männlicher Scheinzwitter, ein Hypospade, war als Frau verheiratet gewesen.

13. Fall von Hartmann: Auf Verlangen der Mutter Amputation der angeblichen hypertrophischen Clitoris wegen Masturbation bei einem 7jährigen Mädchen. Clitoris kleinfingergroß, sub erectione noch größer. Vagina und Uterus vorhanden. Geschlecht fraglich, möglicherweise Hypospadiasis peniscrotalis mit Kryptorchismus, Vagina und Uterus.

14. Fall von Hector le Nu: Vom Vater Amputation der angeblichen hypertrophischen Clitoris bei der 6jähr. Tochter verlangt, aber abgeschlagen, weil männlicher Scheinzwitter. Erreur de sexe.

15. Fall von Huguies: Die 20jähr. Louise D. sollte heiraten, Menstruation vorhanden, Clitoris 5 Centimeter lang, erectil, Schamlefzen, verwachsen mit einander, täuschen ein leeres Scrotum vor. Discision bei zutreffender Diagnose. Beischlaf ermöglicht. Erfolg genügend.

16. Fall von Béclard u. Anderen: Weiblicher Scheinzwitter Maria Magdalena Lefort mit erectiler hypertrophischer Clitoris und partieller Verwachsung der Schamlefzen mit einander. Discision verweigert.

17. Fall von Virchow: Katarina, der spätere Karl Hohmann, ein männlicher Scheinzwitter, angeblich menstruierend. Penis hypospadiaeus, Scrotum teilweise gespalten. Billroth schlug die Durchschneidung der Schamlefzenverwachsung vor, um den Aditus ad vaginam bloßzulegen. Operation verweigert. Beischlaf mit Männern und mit Frauen. Vom 16.—20. Jahre nur männlicher Geschlechtsdrang, nach dem 20. Jahre weiblicher, nach dem 40. Jahre heiratete Karl, früher Katarina Hohmann, ein Mädchen.

18. Fall von Keiffer. Hysteroekpetasis wegen intermittierender Amenorrhoe und Dysmenorrhoe bei einem 25jähr. Mädchen

Josephine X. — Hypertrophische, erectile Clitoris, Geschlecht fraglich, eher weiblich als männlich.

19. Fall von Péan: Vergeblicher Einschnitt zwischen Urethral- und Analmündung im Bestreben eine Vagina zu schaffen bei einem irrtümlich als Knabe erzogenen Mädchen. (Siehe Gruppe II No. 2.)
20. Fall Roux: Verheiratete Frau mit beiderseitiger labialer Ovarialektopie und teilweiser Schamlefzenverwachsung wurde durch Discision der Verwachsung beischlafsfähig. Das weibliche Geschlecht nur vermutet.
21. Fall von Sonnenburg: Durchschneidung einer Schamlefzenverwachsung bei einem Mädchen mit hypertrophischer Clitoris.
22. Fall von Tauber: Amputation des Penis hypospodiaeus bei einem 23jährigen männlichen Scheinzwitter, der bis zur Kastration (Hoden) vor 2 Jahren als Mädchen galt und mit einem Manne verlobt war, jetzt einem männlichen Kastraten (siehe Gruppe IV. Fall 7).
23. Fall von Vincent: Bei einem mit Defectus ani et urethrae geborenem Kinde zweifelhaften Geschlechtes ein Anus coccygeus angelegt. Lebensrettender Eingriff. Geschlecht fraglich.

Anhang.

Sechste Gruppe.

Auf die Beseitigung der peniscrotalen Hypospadie gerichtete Operationen.

1. Beck, 2. Brand, 3. Castellana, 4. Félizet, 5. Garré, 6. Krajenoski, 7. Malthe, 8. Marwedel, 9. Thiersch, 10. Tuffier, 11. Villemin, 12. Waitz.

Brief Wolfgang von Goethes
über die mannmännliche Liebe in Rom.

Dr. P. I. Möbius übersandte uns zur Veröffentlichung im Jahrbuch folgenden bisher wenig bekannten Brief Goethes, welcher für den vorurteilsfreien Blick des großen Mannes auch in dieser Hinsicht Zeugnis ablegt.

Am 29. December 1787 schreibt Goethe aus Rom an den Herzog von Weimar:

„Mich hat der süße kleine Gott in einen bösen Weltwinkel relegiert. Die öffentlichen Mädchen der Lust sind unsicher wie überall. Die Zibellen (unverheurathete Mädchen) sind keuscher als irgendwo, sie laßen sich nicht anrühren und fragen gleich, wenn man artig mit ihnen thut: e che concluderemo? Denn entweder soll man sie heurathen oder verheurathen und wenn sie einen Mann haben, dann ist die Messe gesungen. Ja man kann fast sagen, daß alle verheuratheten Weiber dem zu Gebote stehn, der die Familie erhalten will. Das sind denn alles böse Bedingungen und zu naschen ist nur bey denen, die so unsicher sind als öffentliche Kreaturen. Was das Herz betrifft, so gehört es garnicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzley.

Nach diesem Beytrag zur statistischen Kenntniß des Landes werden Sie urtheilen, wie knapp unsere Zustände sein müssen und werden ein sonderbar Phänomen begreifen, das ich nirgends so stark als hier gesehen habe, es ist die Liebe der Männer untereinander. Vorausgesetzt, daß sie selten biß zum höchsten Grade der Sinnlichkeit getrieben wird, sondern sich in den mittleren Regionen der Neigung und Leidenschaft verweilt: so kann ich sagen, daß ich die schönsten Erscheinungen davon, welche wir nur aus griechischen Überlieferungen haben (S. Herders Ideen III. Band pg. 171) hier mit eigenen Augen sehen und als ein aufmerksamer Naturforscher das psichische und moralische davon beobachten konnte. Es ist eine Materie, von der sich kaum reden, geschweige schreiben läßt, sie sei also zu künftigen Unterhaltungen aufgespart."

(Goethes Briefe. 8. Band p. 314. Weimar 1890.)



Felicita von Vestvali.

Felicita von Vestvali.

Von

Rosa von Braunschweig.

Das Quellenmaterial, welches uns zuverlässige Mitteilungen aus dem Leben urnisch veranlagter Frauen bietet, ist bei weitem nicht so vielfältig als über ihre männlichen Genossen. Nicht etwa, weil diese eigenartige Veranlagung bei Frauen weniger verbreitet wäre — es kommt weit öfter vor als man ahnen kann — sondern weil sich die Frauen eine größere Zurückhaltung auferlegen. Es ist dies eine Folge ihrer Erziehung, denn schon als Kinder werden die Mädchen zu größerer Schamhaftigkeit erzogen als die Knaben, und dieses sensible Empfinden hindert sie später, wenn der sexuelle Trieb in seine Rechte tritt, sich zu decouvrieren.

Zwar bedroht in Deutschland die homosexuelle Liebe zwischen Frauen kein Gesetzparagraph, doch gesellschaftlich leiden sie vielleicht noch mehr unter dem Vorurteil als die Männer, da ihre Neigung von der unwissenden Menge meist als niedere Sinnlichkeit gebrandmarkt wird. Wie anders wäre es, wenn die Eltern sich über das Wesen der Homosexualität aufklären ließen und erkennen lernten, daß dieselbe etwas von der Natur Gegebenes ist. Leicht würden sie dann schon im Kinde die eigenartige Veranlagung erkennen; wenn z. B. die Mädchen mehr Interesse für knabenhafte Spiele haben, als für ihre Puppen,

und sich bei der späteren Entwickelung des Charakters deutliche Spuren einer männlichen Richtung zeigen. Bricht dann schließlich — durch irgend einen nebensächlichen Umstand veranlaßt — die homosexuelle Neigung deutlicher durch, so könnten die Eltern manche Unbesonnenheit der Tochter zum Guten lenken. Wie oft treibt man Mädchen gegen ihren Willen in eine Ehe, durch die sie nicht allein sich, sondern noch einen zweiten unglücklich machen. Lernten es die Eltern, aus den ihrem Geschlecht widersprechenden Charaktereigentümlichkeiten ihrer Kinder auf deren sexuelle Veranlagung richtig zu schließen und diese mit mildem Sinn gerecht beurteilen, so würde viel Unheil in der Welt verhütet werden.

Daß die urnische Veranlagung keineswegs den Charakter verdirbt oder minderwertig macht, beweisen unzählige Beispiele. Vereinigt der weibliche Urning doch meist mit spezifisch weiblichen Eigenschaften, wie Zartheit der Empfindung und Gefühlstiefe, zugleich männliche Energie, Tatkraft, zielbewußtes Wollen und ist frei von der Kleinlichkeit, Eitelkeit und Unselbständigkeit der Frauen, während anderseits ihm allerdings auch oft Sinnlichkeit und Leichtsinn des Mannes bescheert sind — doch vollkommene Geschöpfe sind schließlich die heterosexuellen Menschenkinder auch nicht. Jedenfalls bildet der Verein männlicher und weiblicher Eigenschaften — unter günstigen Bedingungen entwickelt — sehr oft Wesen, deren Begabung die der Mutterweiber weit überflügelt, und sie leisten in Kunst und Wissenschaft der Menschheit oft ebenso wertvolle Dienste, als die der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes dienenden Frauen.

Zu diesen außergewöhnlichen Geschöpfen gehörte Felicita von Vestvali. Sie hat die alte und neue Welt mit ihrem Ruhm erfüllt und nicht zum geringsten Teil dankte sie es ihrer urnischen Natur, daß sie mit männlicher Energie alle Hindernisse zu überwinden wußte und

ihr unbegrenztes Streben siegreich das hohe Ziel erreichte, zu dem ihr Genie sie prädestinierte.

Vielfach ist behauptet worden, sie sei ein weiblicher Zwitter gewesen. Die Anfeindungen, die sie von den Herren der Schöpfung erfuhr, waren zahllos, und man scheute keine Verdächtigung, um sie herabzusetzen. Diesem gegenüber wollen wir mit aller Bestimmtheit erklären, daß alles, was über diesen Punkt gefabelt worden ist, in's Reich der Märchen gehört. Sie ist sogar Mutter einer Tochter, welche heute noch in Amerika lebt.

Es gehört eben nicht zu den Seltenheiten, daß ganz homosexuelle Frauen ihr Wesen erst erkennen, nachdem sie durch einen Mann in die Mysterien der Liebe eingeweiht sind. So erging es Felicita von Vestvali. Als sie aber näher aufgeklärt war, hätte sie — wie viele urnische Frauen — einen ferneren intimen Verkehr mit einem Mann als eine Unmoralität betrachtet, da er ihrem innersten Empfinden auf das Entschiedenste widersprach. Allerdings fühlte sie oft mit tiefem Schmerz den Konflikt, in den sie dadurch mit den bestehenden Gesetzen der Sitte geriet, aber die Wahrheit gegen sich selbst stand ihr höher, als ein Sittenkodex, der ohne Rücksicht auf das dritte Geschlecht gemacht ist, dessen Dasein nun einmal nicht weggeleugnet werden kann und über welches die Menge aufzuklären sich jetzt hervorragende Männer der Wissenschaft bestreben.

Felicita von Vestvali's wirklicher Name war Anna Marie Stägemann. Sie war die jüngste Tochter eines höheren Beamten in Stettin und dort am 25. Februar 1829 geboren. Die Eigenartigkeit ihres Wesens trat schon früh hervor. So wünschte sie als Kind — Missionsprediger zu werden. Wenn das Schulzimmer im elterlichen Hause leer war, schlich sie sich hinein, stellte sich aufs Katheder und predigte mit einer über ihr Alter hinausgehenden Begeisterung, wie sie die Menschen

bessern wolle. Ihr Vater hörte ihr einst vom Garten aus zu und umarmte dann tränenden Auges sein Kind. — Zu anderen Zeiten tollte sie wieder mit ihren Brüdern um die Wette, wie der wildeste Junge.

Furchtlosigkeit und Edelmut war ein Grundzug ihres Wesens bis zu ihrem Tode, und diese Eigenschaften zeigten sich schon in ihrer Kindheit. Sollte eines der Geschwister von dem sehr strengen Vater bestraft werden, dann trat sie nicht selten vor und nahm die Schuld auf sich. Als sie das Theater kennen lernte, erwachte in ihr der glühende Wunsch Schauspielerin zu werden, doch wie so oft wollten auch ihre Eltern absolut nichts davon wissen und kurz entschlossen entfloh sie in Knabenkleidern. Bei einer herumziehenden Schauspielgesellschaft Brökelmann fand sie ein Engagement. Der Direktor, ein alter Theaterpraktikus, erkannte sehr bald das hervorragende Talent des jungen Mädchens und wollte dasselbe für längere Zeit an seine Bühne fesseln. Felicita oder Marie, wie sie damals noch hieß, zog es jedoch bald aus den kleinlichen Verhältnissen fort, sie fand in Leipzig ein Engagement und hier wurde sie Protegée der berühmten Wilhelmine Schröder-Devrient. Unter deren Leitung sang sie dort recht erfolgreich Partien wie Agathe, Regimentstochter und schließlich sogar Norma. Ihr dem Höchsten zustrebender Geist fühlte aber den Mangel wirklichen Könnens; was das Publikum entzückte, war ihre jugendfrische Stimme. Um gründliche Gesangsstudien zu machen, begab sie sich nach Paris an das dortige Konservatorium. Sie studierte mit unermüdlichem Eifer, aber daneben genoß sie auch das Leben mit vollen Zügen. Hier war es auch, wo sie durch eine Freundin über ihre urnische Veranlagung aufgeklärt wurde. So sehr nun auch ihre nach Lebensfreude dürstende Natur Liebesglück verlangte, so war ihr dasselbe doch stets nur eine Blume, welche ihren Lebenspfad schmückte, der Kern



In Straßentoilette.

ihres Strebens galt ihrem Beruf. So ergriff sie ein Anerbieten zu einer größern Konzerttournee, ehe sie ihre Studien vollendet hatte. Diese Tournee, die sie auch auf die Insel Jersey führte, wurde dort jäh unterbrochen, da der Impresario mit der Kasse das Weite suchte. Kurz entschlossen ließ sich unsere junge Künstlerin dort als Gesangslehrerin nieder und spielte Sonntags in der Kirche Orgel. Ihr Unternehmungsgeist, vereint mit ihrer jugendschönen Erscheinung, verhalfen ihr zu einem glänzenden Erfolge, und schon nach einem Winter war sie in der Lage, ihre Gesangsstudien bei Mercadante in Neapel wieder aufzunehmen. Unter seiner Leitung entwickelte sich ihre Stimme zu einem Kontra-Alt von so phänomenaler Tiefe, daß spekulative Impresarien ihr rieten, Tenorpartien zu studieren, aber die Ärzte erklärten, ihre Stimme würde dies Experiment höchstens 10 Jahre aushalten. Das war zu wenig für ihren Ehrgeiz. Um nun ihre schwere Stimme auch für den leichten Gesang gefügig zu machen, ging sie noch zu dem in Florenz lebenden berühmten Gesangsmeister Romani und trat bald darauf zum ersten Mal öffentlich auf in der Scala zu Mailand, gelegentlich der ersten Aufführung von Verdi's „Trovatore“ als „Azucena“. Sie nahm nun den Namen Felicita von Vestvali an. Ihre nächsten Rollen waren „Romeo“ in Bellini's „Romeo und Julia“ und „Tancred“. Ihr Erfolg war ein grandioser. Dann sang sie in verschiedenen Konzerten in London und wurde von der dortigen Aristokratie so ausgezeichnet, wie wenig Sängerinnen vor und nach ihr. Im Hause von Lord und Lady Palmerston verkehrte sie wie eine Freundin.

Das Land ihrer Sehnsucht war jedoch Amerika und im Jahre 1854 schiffte sie sich dorthin ein. Die Yankees trieben gleich nach ihrem ersten Auftreten einen förmlichen Kultus mit ihr, man verglich ihre Erscheinung mit der amerikanischen Freiheitsgöttin und nannte sie: Vestvali,

the Magnificent! In New-York erhielt sie eine Monatsgage von 10,000 Franks. Nun folgte eine Tournée durch sämtliche große Städte der Union.

In Mexiko war die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, welche die Direktion des dortigen Nationaltheaters leitete, gestorben und man bot der Vestvali das Theater mit einer jährlichen Subvention von 45 000 Dollars an. Sie reiste nach Europa, um sich eine auserlesene Gesellschaft zusammen zu stellen. Als sie mit derselben in Mexiko eintraf, war die ganze Stadt wie zu einem Nationalfest geschmückt, der damalige Präsident Caminfort empfing sie mit den Spitzen der Behörden, man machte ihr 6 herrliche Pferde zum Geschenk, gab ihr im Palast Iturbid ein großes Fest, und brachte ihr einen Fackelzug. Wahrlich Ehrungen, wie sie wohl selten einer Frau, einer Künstlerin zuteil geworden.

Auf ihre große Beliebtheit pochend, machte sie in Mexiko das Experiment, den „Figaro“ im „Barbier von Sevilla“ in spanischer Sprache zu singen.

Als später die Revolution ausbrach, konnte man ihr die ganze Subvention nicht auszahlen und gab ihr ein Stück Landes, welches noch heute nach ihr den Namen führt.

Des aufreibenden Lebens müde, kehrte sie nach Italien zurück, um sich zu erholen. Allein ihr blieb nur kurze Ruhezeit. Das neue Theater in Piacenza wurde eingeweiht und man ersuchte sie, in der Vorstellung mitzuwirken. Dann bot sich ihr ein Engagement an der großen Oper in Paris, wo sie mit mehreren hervorragenden Sängerinnen, so auch der bekannten Tietjens, in Konkurrenz trat und alle besiegte. Kaiser Napoleon schenkte ihr sogar für ihren „Romeo“ eine Rüstung aus gediegenem Silber. Zwei Jahre blieb sie in Paris, und in ihrem Salon vereinigte sich alles, was Anspruch machte in der literarischen Welt einen Namen zu haben, sowie

die Geburts- und Geldaristokratie. Viel schöne Frauen wetteiferten um die Gunst der Vestvali und mancher Ehemann hatte Grund, auf den schönen, ritterlichen Romeo eifersüchtig zu sein.

Wieder zog es sie jedoch nach Amerika. Sie wollte dort Glucks „Orpheus“ aufführen. Felicita hätte aber den Geschmack der Amerikaner besser kennen sollen, die stilvolle, klassische Musikweise des Altmeisters Gluck war nichts für den Geschmack der Yankees. Das Unternehmen scheiterte. Zeit, Mühe, Geld waren verschwendet und erbittert zog sich die Vestvali auf eine Villa in der herrlichen Umgebung von St. Franzisko zurück.

Zu ihrer Erholung studierte sie hier den „Hamlet“, für den sie seit Jahren schwärmte. Sie führte das Buch auf allen Reisen mit sich und ebenfalls den „Romeo“ des großen Briten, denn schon in der Oper hatte sie dem Bellinischen „Romeo“ stets etwas Shakespeareschen Geist eingehaucht.

Da erkrankte am Theater in St. Franzisko der erste Liebhaber, und man bestürmte die Vestvali, als „Romeo“ aufzutreten. Der Mißerfolg vom „Orpheus“ hatte ihr den Geschmack an der Oper genommen, und mit Begeisterung ergriff sie die Gelegenheit zum Schauspiel überzugehen und diese ideale Jünglingsgestalt im Drama und in englischer Sprache zu verkörpern. Das Publikum bereitete ihr eine enthusiastische Aufnahme, wieder bereiste sie die Städte der Union und abermals folgte ein Triumphzug ohne gleichen, zu den Rollen des „Romeo“ und „Hamlet“ hatte sie noch einige Männer- und Frauenrollen genommen.

Von dieser Zeit datierte auch eine Freundschaft mit einem Fräulein E. L., einer deutschen Schauspielerin, die bis zu ihrem Tod währte, und der sie den größten Teil ihres Vermögens vermachte, obwohl diese Verbindung ihr kein ungetrübtes Glück gewährte.

Im Jahre 1868 gastierte die Vestvali am Königl. Lyceum-Theater zu London. Sie spielte dort 20mal den „Hamlet“ und 22mal den „Romeo“, sowie den Petruchio (Bezähmte Widerspenstige). Auch hier wurden ihr hervorragende Ehrungen zu teil. Die Königin Viktoria em-



Felicita von Vestvali
als Petruchio in:
„Die bezähmte Widerspenstige.“

pfing die Vestvali in Privataudienz. Lord Bulver versicherte, nie eine geistvollere Wiedergabe des „Hamlet“ gesehen zu haben und die englischen Zeitungen nannten sie den „weiblichen Kean“. Die „Union of Art“ in

London ernannte die Vestvali zum Ehrenmitglied, eine Auszeichnung, die sie von der „Santa Cecilie“ in Rom schon lange besaß.

Bisher hatte sie, die Deutsche, alle ihre Erfolge nur in fremden Sprachen erzielt. Sie hatte in italienischer, französischer und spanischer Sprache gesungen und in englischer Sprache im Drama gewirkt. Plötzlich regte sich aber der deutsche Geist in ihr und sie, die beide Hemisphären mit ihrem Ruhm erfüllt hatte, wollte auch in ihrem Vaterlande zeigen, was Genie mit unbezähmbarem Schaffensdrang und außergewöhnlicher Energie zu erreichen vermochte.

Vielfach hatte man ihr abgeraten. Leider ist Deutschland ja das Land, wo man dem Außergewöhnlichen am wenigsten Berechtigung zugesteht, selbst wenn geistige und körperliche Vorzüge dasselbe rechtfertigen. Aber Vestvali ließ sich nicht abschrecken. In Hamburg trat sie zuerst als „Romeo“ in deutscher Sprache auf. Das große Publikum nahm sie sofort enthusiastisch auf, aber die Presse hatte viel zu nörgeln, so auch, daß ihre Aussprache etwas englischen Accent verriet. Sie arbeitete mit Eifer, sich die langentwöhnte Muttersprache wieder mundgerecht zu machen und schon als Hamlet war der Fehler beseitigt. In Leipzig schrieb der bekannte Kritiker Gottschall:

„Der weibliche Hamlet. Gastspiel von Felicita von Vestvali. Bei ihrem gestrigen Debüt konnte man annehmen, daß wohl der größte Teil des Publikums nur der Absonderlichkeit willen und teilweise sogar mit dem Vorsatz gekommen waren, eine Dame, die so kühn war, den Hamlet zu spielen, mindestens — „abfallen“ zu lassen. Als die Vestvali zuerst als Hamlet erschien, empfing man sie lautlos. Die edle Gestalt — die den König und viele andere mitspielenden „Helden“ an Größe der Gestalt, alle aber an

Noblesse der Haltung überragte, das ausdrucksvolle Gesicht zu Boden geheftet — entwaffnete schon das Vorurteil. Der zweite Zweifel fiel als sie zu sprechen begann — dieses sonore Altorgan, diese verständliche und dialektlose Deklamation zeigten die ihrer Aufgabe auch in dieser Beziehung gewachsene Künstlerin und der erste Akt war noch lange nicht zu Ende, als man ihr schon reiche Beifallsspenden zuteil werden ließ, die sich bald in dem Maße steigerten, daß die Gastin am Schluß etliche 18 mal gerufen worden war. Vergessen war vor der Macht des Genies alles, was man vorher von den verschiedenartigsten Standpunkten aus gegen das Männerrollenspielen einer Frau hatte geltend machen wollen; der Eindruck, den dieser Hamlet hervorbrachte, war ein gewaltiger. Frl. v. Vestvali gab ihn nicht bloß als sentimentalen Träumer, sondern sie brachte auch das energische Wollen, den drängenden und bohrenden Entschluß zur Tat und seine Schwankungen bis zum Augenblicke der Ausführung zu lebendiger Anschauung. Die bedeutendste Szene war vielleicht der Kampf am Grabe Ophelia's und das Hervorbrechen der Liebe zu ihr — und um neben der geistigen Auffassung auch das Technische nicht zu vergessen: fechten sahen wir auf der Bühne noch niemals besser."

Frl. von Vestvali setzte ihr erfolgreiches Gastspiel in Leipzig als „Romeo", „Elisabeth" in Laube's „Essex" und „Isabella" in „Braut von Messina" fort. Laube selbst erklärt sie als seine beste Elisabeth-Darstellerin.

Von Leipzig aus eroberte sich die Vestvali durch ihr Gastspiel am National-Theater in Berlin — dasselbe, schon vor Jahren ein Raub der Flammen geworden, wird nur noch älteren Theaterbesuchern erinnerlich sein — die Gunst der Metropole und somit gewissermaßen erst volle künstlerische Anerkennung ihres Wertes für Deutschland.

Ein gefürchteter Kritiker des Berliner Tageblattes schrieb damals:

„National-Theater. Am 20. Januar: Hamlet, Prinz von Dänemark. Hamlet, Fräul. von Vestvali als Gast.



Felicita von Vestvali
als Hamlet.

„Ein blonder Nordlandssohn, mit hellem Haar und frischer, gesunder Farbe“, behäbig, schon ein wenig „embonpointiert“ und darum von Haus aus hypochondrischer Neigung — so der Hamlet Felicita von Vestvali's. Er ist mit Recht eine der berühmtesten

und ohne Zweifel eine der originellsten und genialsten Leistungen der gesamten Schauspielkunst — ja er steht einzig in seiner Art und Bedeutung da.

Zur äußeren Verlebendigung eines weiblichen Hamlet hat Mutter Natur wohl Keine, Keine so glänzend begabt und specifisch „männlich" bemittelt, wie eben Felicita von Vestvali. Schon der ganze Gliederbau dieser Gestalt gemahnt an den — sogenannten — Herrn der Schöpfung. Dazu ein machtvolles Organ, das oft tiefer gestimmt scheint als ein Tenor.

Was die geistige Auffassung der Rolle anlangt, so deuteten wir unsere Meinung schon an: von den zirka zwei Dutzend Hamlete, welche wir im Laufe der Jahre sahen, ist der unserer Gastin jedenfalls der originellste gewesen — auch hier nicht vom Äußerlichen gesprochen, sondern lediglich vom Intellektuellen, nicht von der Schale, sondern vom Kern der Leistung."

Auch aus Wien liegt uns noch der Ausspruch einer der beliebtesten Dichter Österreichs vor, derselbe sagte:

„Eine hervorragende Existenz wie die Vestvali hat die Berechtigung, ihrem vulkanischen Genie die Zügel schießen zu lassen. Weder die Sitte, noch der ästhetische Regelzwang kann für das geistige Bedürfnis eines solchen schrankenlosen Kunstnaturells maßgebend sein. Daß dem so ist, ist keineswegs ein Kunstverderbnis, es ist nicht darüber „Wehe" zu rufen, wie einige Kritiker es tun. Die bewundernswerte Intelligenz der Vestvali macht alle Angriffe zu Schanden."

Wir haben hier Stimmen der Presse aus den maßgebendsten Städten angeführt, die beweisen, wie siegreich die Vestvali aus den vielen ihr entgegentretenden Anfeindungen hervorging. Sie bereiste denn auch Deutschland mehrere Jahre und gastierte stets überall mit größtem Erfolg.

Aber die großen Anstrengungen, die sie Zeit ihres Lebens durchgemacht, blieben nicht ohne Einfluß auf ihre Gesundheit. Immer öfter wurde sie genötigt, ihrem rastlosen Streben Ruhe zu gönnen. Sie zog sich denn auf ihre Villa in Warmbrunn zurück. Ein ganz tatenloses Leben war ihr jedoch unmöglich; war sie also nicht durch die Ausübung ihrer Kunst in Anspruch genommen, so warf sie sich auf Bauspekulationen. Sie baute in Warmbrunn die ganze russische Kolonie. Ein Besuch bei ihrer in Warschau lebenden, verheirateten Schwester ließ sie auch dort Terrain ankaufen und Bauten ausführen, die sie selbst leitete und beaufsichtigte. All diesen Strapazen war ihre Gesundheit nicht mehr gewachsen. Eine unheilvolle Krankheit warf sie nieder und machte diesem reichen, tatenvollen Leben ein zu frühes Ende. Sie starb in Warmbrunn am 3. April 1880, im 52. Lebensjahr.

Wir lassen noch einige kurze Auszüge aus Briefen an eine junge Schauspielerin folgen, mit der aufrichtige Freundschaft sie bis zu ihrem Tode verband. Treue Freundschaft war ein Grundzug ihres edlen und idealen Wesens, und diejenigen, die sie derselben würdigte, hängen noch heute mit rührender Verehrung an dieser hervorragenden Natur, die sich oft selbst „Hamlet" nannte, wie sie jene junge Schauspielerin — ich bin es selbst — in ihren Briefen „Horatio" anredete. Die Briefe beleuchten in kurzen Blitzen sowohl ihre künstlerische Anschauung, als auch ihre urnische Natur. In einem derselben heißt es u. a.:

„Ach, es ist schrecklich langweilig, so von Stadt zu Stadt zu gastieren. Ich komme mir schon wie ein Dorfküster vor, der mit dem Klingelbeutel herumgeht. Amen! — Wenn man nur immer tüchtig darin vorfindet, meinte E.[1]), dann geht es schon. Auch ein

[1]) Ihre langjährige Freundin und Begleiterin. Anm. d. Verf.

Standpunkt für einen idealen Schöngeist, nicht wahr, Horatio? Nein, ein ordentliches Theater möchte ich in Berlin haben und nirgends anders, ausgenommen Amerika. Ach, wenn die verdammte Reise nicht wäre — so wäre ich gewiß schon längst drüben, mir sagen nun mal abenteuerliche Sachen zu — ich bin nun wie ich bin."

Der letzte Brief, den sie von ihrem Krankenbett aus in Warschau an mich schrieb, lautete wie folgt:

„Wie ist alles anders gekommen, wie ichs mir gedacht, mein nervöses Leiden, das furchtbar ist, ist mir durch G.'s[1]) Gegenwart versüßt. Sie ist himmlisch gut. Sie können mir glauben, Horatio, ich fühle meine Leiden nicht die Hälfte, wenn sie bei mir ist. Ich bin ihr rasend gut und möchte ihr Tag und Nacht was Liebes tun. Jetzt ist's auch gleich, ob's unterm Pfirsichbaum oder Apfelbaum war, ob sie mich oder ich sie verführt, wir haben uns rasend lieb. Ich möchte bloß, daß Sie bei uns wären, lieber Horatio. Sie hätten Ihre Freude an uns. Gedenken Sie noch unseres Gesprächs nachts in der Charlottenstraße à propos von G.? Das Resultat ist, ich liebe sie rasend. G. wird Ihnen bald selbst schreiben, sie muß jetzt auf die Bahn und E. abholen und hat die ganze Nacht nicht geschlafen, sie wohnt nämlich jetzt Bett an Bett neben mir. Wir beide grüßen Sie herzlich und ich drücke Sie an mein Herz in alter Freundschaft

Ihr Hamel-fett."

Die Vestvali, welche bei ihrer Schwester in Warschau erkrankte, wurde dort von einem Frl. G. mit rührender Sorgfalt gepflegt, erst in der letzten Zeit kam auch

---

[1]) „G." war die letzte Liebe der Vestvali, doch konnte sie von ihrer langjährigen Freundin E. sich nicht trennen, es spielten da pekuniäre Verhältnisse mit, die zu lösen, Vestvali zu ehrenhaft dachte.

Frl. E. gleichfalls zu ihrer Pflege, da die Beziehungen zwischen der Vestvali und der E. längst nicht mehr beglückende waren, so vermochte sie dieselben doch nicht zu lösen, während ihr ganzes Herz der „G.“ gehörte. Dieser Zwiespalt drückte die Vestvali sehr, obwohl sie die ganze Sache, wie vorstehender Brief zeigt, immer noch mit einem gewissen Humor behandelte. Mit welcher Liebe dies Frl. G. an der Vestvali ihrerseits hing, zeigt folgender Brief:

„Lieber Horatio, mit Feli geht es immer schlechter; gestern den ganzen Abend hatte sie so rasende Schmerzen im Rücken und im rechten Arm, daß sie laut stöhnte, dann leise wimmerte und Gott um Hülfe anflehte, daß Einem das Herz hätte brechen mögen. Die Ärzte sagen nun auch, daß es die alte Krankheit sei und große Blutarmut. Und nicht helfen zu können, sein Liebstes auf so schaudervolle Weise zu Grunde gehen zu sehen. Sie will die E. kommen lassen und ich kann ihr nicht widerraten, denn es regt sie alles so sehr auf. Vielleicht also sehen wir uns bald in Berlin, lieber Horatio. Erschrecken Sie nicht, wenn ich frühmorgens bei Ihnen auftauche. Tausend Grüße von Ihrer G.“

So wollen wir denn das Bild der Vestvali, welches wir hier in diesen Blättern entrollt haben, schließen. Sie war ein an Geist, Gemüt und Talent gleich hervorragender Mensch, und niemand, der je mit ihr in nähere Berührung gekommen, wird den Zauber ihrer Persönlichkeit vergessen. Die bestrickende Liebenswürdigkeit ihres Wesens lag wohl in der Natürlichkeit, mit der sie sich gab, denn trotz ihrer großen Erfolge, war sie frei von jedem Hochmut, förderte bereitwillig jedes aufstrebende Talent, doch trat sie unnachsichtig jedem Nichtskönnen entgegen. Sie betonte nie ihre urnische Natur und darum fühlten sich auch Männer, die dieser Veranlagung durchaus abhold waren, durch ihre geistige Begabung zu ihr hingezogen

und es bestand manch kameradschaftliches Band zwischen ihr und hervorragenden Vertretern des männlichen Geschlechts. Auf Frauen wirkte sie in geradezu fascinierender Weise und es würde weit über den Rahmen dieser kleinen Skizze führen, wollte man anführen, wie vielfach sie angebetet worden war. Jedenfalls gehörte Felicita von Vestvali zu den Ausnahme-Erscheinungen sowohl in der Kunst, wie im Leben, deren Eigenartigkeit nur von einem Kenner der Homosexualität verstanden werden kann.



Rosa Braunschweig,
die Verfasserin vorstehender Arbeit,
in einer Offiziersrolle.

Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier.

Zusammengestellt

von

F. Karsch

Dr. phil., Privatdozent in Berlin.

Zweite Reihe.*)

„Es ist besser, in jeden andern, als in sich selbst verliebt zu sein.“ Jean Paul.

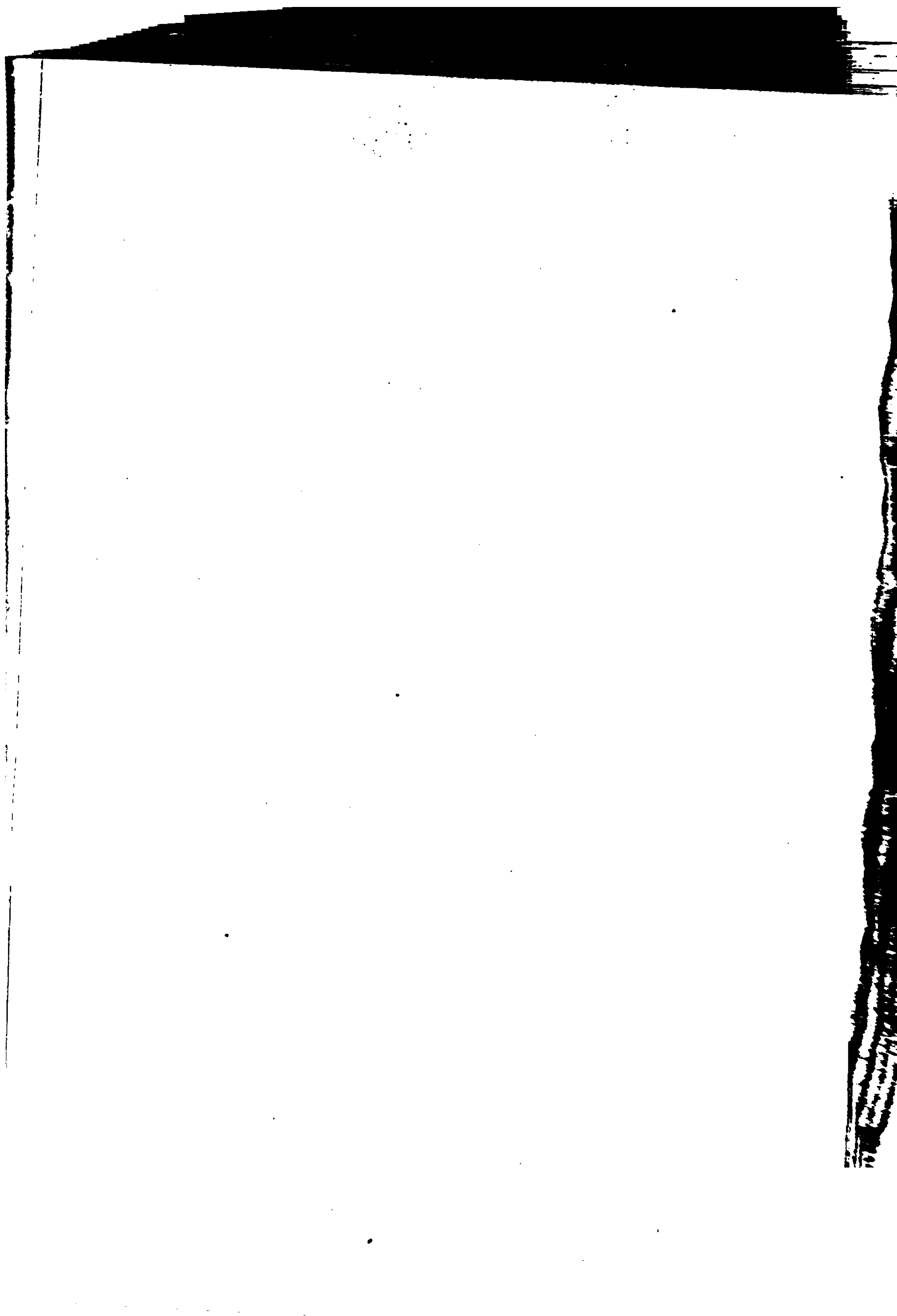
Auf die erste, drei der Geschichte angehörende Männer: Theodor Beza, Johann von Müller und Alexander von Ungern-Sternberg enthaltende Reihe angeblicher und wirklicher Uranier folgt hier die zweite Reihe, welche wiederum drei Männer, den Verfasser des „Eros“: Heinrich Hößli von Glarus, den Mörder seines Geliebten: Franz Desgouttes von Bern und den Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg: Emil Leopold August, außerdem aber noch eine der interessantesten tribadischen Gestalten der Neuzeit, die Opernsängerin Madame (genannt Mademoiselle) Maupin, darzustellen unternimmt.

Zwischen den drei männlichen Gestalten dieser Reihe besteht ein gewisser Zusammenhang. Als der einfache Mann aus dem Volke, der Putzmacher Heinrich Hößli von Glarus (1784—1864), als erster Kämpe unsrer Zeitrechnung im Jahre 1836 für die absolute natürliche und sittliche Berechtigung des gleichgeschlechtlichen Liebestriebes mit allen Waffen des Geistes und mit mutiger Preisgabe seines Namens in seinem tiefgründigen wissenschaftlichen Werke „Eros“, 52 Jahre alt, in die Schranken

*) Erste Reihe in diesem Jahrbuche für sexuelle Zwischenstufen, IV. Jahrgang, 1902, Seite 289—571: 1. Theodor Beza (1519—1605) S. 291—349, 2. Johann von Müller (1752—1809) S. 349—457 und 3 A. von Sternberg (1806—1868) S. 458—571.

trat, hatte bereits dreißig Jahre vorher (1805) der deutsche Herzog August (1772—1822), 33 Jahre alt, die Leidenschaft desselben Liebestriebs an einem anschaulichen, konkreten Beispiel als erster Novellist in seiner Novelle „Kyllenion“ mit dichterischer Naivetät geschildert und darin die gleichgeschlechtliche Liebe als mit der gegengeschlechtlichen Liebe vollkommen auf der gleichen Stufe stehend dargestellt. Den Rechtsanwalt Dr. Franz Desgouttes (1785—1817) aber, der nicht das Geringste von Bedeutung, weder für seine Zeit noch für die Nachwelt, leistete und dessen Persönlichkeit man kaum irgend etwas Rühmenswertes wird nachsagen können, unter den beiden obengenannten Männern einen Platz anzuweisen, erscheint absurd; insofern lag jedoch dazu ein Zwang vor, als seine Leidensgeschichte zum „Eros“ Heinrich Hößli's den Anstoß gab.

Nur die Maupin (1673—1707) steht ohne Beziehung da. Sie gibt sich bei äußerlicher Weiblichkeit als einen Uebermann, als eine überaus seltene Erscheinung, wie solche in mehreren Jahrhunderten wohl nur einmal vorkommt; diejenigen Gelehrten und Ungelehrten, welche es für ihre Pflicht halten, in den Erscheinungen gleichgeschlechtlichen Liebestriebs nicht etwas Urwüchsiges, nicht etwas von der Natur durch die Allmacht der Variation Gegebenes, sondern überall nur Degeneriertes, Entartetes zu sehen, werden diese Kraftgestalt für ihre Schwächenhypothese zu verwerten schwerlich im Stande sein.





Heinrich Hößli

4. Heinrich Hößli (1784—1864)

(mit 5 Textbildern und 1 Kupfertafel)

„Findst du eine Wahrheit an deinem Wege,
Hülflos und nackt und sonder Pflege,
Viel Schriftgelehrte gehn vorbei,
Du aber ihr Samariter sei.“

Paul Heyse.

Die seit einigen Jahren in Deutschland erwachte und von Jahr zu Jahr gewachsene Bewegung zu Gunsten der Beseitigung des § 175 des geltenden Strafgesetzbuches befindet sich in der Lage, auf ein vor mehr als 60 Jahren in der Schweiz erschienenes deutsches Buch sich zu berufen, welches die gleichgeschlechtliche Liebe nicht als „widernatürliche Unzucht“, sondern als eine in den ewigen Gesetzen der Natur begründete, zu Recht bestehende Erscheinung auffaßt und darstellt, den Glauben an deren Unnatürlichkeit mit dem Hexenglauben und die Verfolgung der dieser Liebe Unterworfenen mit den Hexenprozessen auf eine Stufe stellt. Das Buch führt den Titel: „Eros. Die Männerliebe der Griechen: ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten“ und den Untertitel: „Die Unzuverlässigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele. Oder: Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde“ [1]); gewidmet ist

---

[1]) Erster Band, Glarus, 1836, bei dem Verfasser, XXXIII und 304 Seiten. — Zweiter Band, St. Gallen, 1838, in Kommission bei C. P. Scheitlin. XXXII und 352 Seiten in Oktav.

es „dem Schutzgeist des menschlichen Geschlechts.“ Das Buch hatte seine eigenen Schicksale: von der Behörde des Schweizerkantons, in dem es zum größten Teile gedruckt wurde, verboten, ward der Restbestand der Auflage bei einer Feuersbrunst vollständig vernichtet.

Was vom Leben und Streben, Wesen und Charakter des Verfassers dieses zweibändigen „Eros“, Heinrich Hößli, bisher bekannt geworden ist, beschränkt sich auf die im „Eros“ selbst enthaltenen gelegentlichen Angaben; wir erfahren aber nur bitter wenig: Im Jahre 1817 fiel ihm die Binde von den Augen und 1819 reiste er mit Büchern bepackt von Glarus nach Aarau zu dem damals populärsten Schweizer Volks-Schriftsteller Heinrich Zschokke [1]), um diesen durch Zurede und Unterweisung zur Abfassung und Herausgabe einer aufklärenden Schrift über seine Idee des Eros oder der gleichgeschlechtlichen Liebe als Natur- und Sittengesetz zu veranlassen, weil er selbst „der Regeln der Schulen seines Landes“ sich nicht kundig fühlte und daher sich nicht für geeignet hielt, als Schriftsteller aufzutreten und erfolgreich zu wirken. Wirklich erschien im Jahre 1821 aus Heinrich Zschokke's Feder eine Novelle im Druck „Der Eros oder über die Liebe“ [2]); hier läßt Zschokke den edlen Vater Holmar, Mitglied des Obergerichtshofes, die Erosidee Heinrich

---

[1]) Joh. Heinr. Dan. Zschokke, geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, gest. 27. Juni 1848 zu Aarau; anfangs Schauspieldichter, seit 1792 Privatdozent in Frankfurt, dann 1795 Leiter einer Erziehungsanstalt in Reichenau (Graubündten), kam er 1798 als Deputierter nach Aarau, dem damaligen politischen Mittelpunkte der Schweiz, wurde Mitglied des großen Rats und ein fruchtbarer Volksschriftsteller. Als solcher zeigte er weniger kühne Genialität und theoretische Tiefe als Gesundheit und praktischen Verstand.

[2]) Nach Hößli's Eros I S. 277 bildet der Eros von Zschokke das achte Heft von Zschokke's Erheiterungen, Jahrgang 1821, und erschien in seinen Ausgewählten Schriften als X. Teil, in den 1836 erschienenen Ausgewählten Novellen und Dichtungen als 14. Stück. Mir

Hößli's vertreten; allein die Bedeutung seiner Anschauung und seiner Beweisführung läßt Zschokke am Schlusse des Gesprächs durch Holmar's Zugeständnis wieder abschwächen, daß er sich so gut irren könne, wie seine Gegner: „Die Natur", läßt er ihn sagen, „hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen." Solches war nun durchaus nicht in Heinrich Hößli's Sinne; und im Innersten empört über die Halbheiten der Zschokke'schen Schrift, fand sein Geist keine Ruhe mehr und zwang ihm die Feder in die Hand. So kamen die beiden gedruckten Bände seines in drei Bänden geplanten philosophischen Werkes „Eros" zu Stande, die er „unter Drangsalen und Rutenstreichen", jedoch mit unentwegter Begeisterung nach einem Zeitraume von 17 Jahren vollendete; erst dann haben ihn Vertrauen und Hoffnung auf den Sieg seiner Idee, die als ewige Wahrheit ihn bis in seinen Tod begleitete, verlassen.

In Heinrich Hößli's „Eros" pulsiert eine gewaltige Kraft, die nie versagt und sich nirgends erschöpft; er überzeugt, er reißt fort; er ermüdet nie; er scheut nicht Wiederholungen, wenn er wuchtig und eindringlich wirken will; und wirken will er; eigene Gedanken belegt er womöglich mit zahlreichen Stellen aus den Werken der hervorragendsten Schriftsteller aller Völker und Zeiten. Seine Idee vom Eros als Natur- und Sittengesetz beleuchtet er von allen Seiten und immer wieder neu mit andersfarbigem Licht. Aus den Schätzen aller Wissenschaften, aller Künste sucht er mit kundiger Hand geschickt hervor, was immer geeignet ist, erklärend und verklärend

---

liegt nur eine spätere Ausgabe vor in: „Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Erster Teil. Mit der Abbildung von H. Zschokke's Landhaus: die Blumenhalde. Taschen-Ausgabe in zehn Teilen. Sechste vermehrte Original-Auflage." Aarau, Sauerländer. 1843. Seite 231—292.

für seine verachtete und verlassene Wahrheit zu wirken. Ein hohes Pathos beherrscht ihn und sein Satzbau flutet in oft gedehnten Perioden dahin; vom höchsten sittlichen Ernste getragen arbeitet er seine Ideen rastlos heraus und schreckt nie vor vielfältigem Ausdruck eines und desselben ihm fruchtbar erscheinenden Gedankens zurück. Heinrich Hößli's „Eros" ist nicht mit dem Kopfe allein geschrieben und darf nicht allein mit diesem beurteilt werden; er ist mit dem Herzen verfaßt und solche Bücher sind selten; selten müssen wohl auch Menschen sein, die solches zu Wege zu bringen fähig sind, und man ist beständig versucht, man glaubt ein Recht zu haben, Mißtrauen in Hößli's wiederholte Versicherung zu setzen, daß er die Regeln der Schulen seines Landes nicht gekannt, ja nicht einmal eigentlich lesen und schreiben gelernt habe. Seit des großen griechischen Philosophen Plato „Gastmahl"[1]) und „Phädrus" ist Heinrich Hößli's „Eros" das bedeutendste Werk über Männerliebe; was jene unsterblichen Schriften für das Altertum gewesen sein mögen, eben das bedeutet Hößli's „Eros" für die Neuzeit oder wird es ihr noch bedeuten; mit vollster, bewußter Klarheit erkennt er die Liebe von Mann zu Mann als ein unzerstörbares Natur- und Sittengesetz und stellt dieses lichtvoll und allseitig mit höchstem sittlichen Ernste dar.

So war denn wohl der Wunsch selbstverständlich, über diesen einzigen, merkwürdigen Menschen, so lange die Möglichkeit noch vorlag, mehr in Erfahrung zu bringen, als das bescheidene Maß dessen betrug, was er selbst in seinem „Eros" über seine Person mitzuteilen für gut befunden hatte, und das Gefundene der drohenden Vergessenheit zu entreißen. Von diesem Verlangen beseelt,

---

[1]) Deutsch von Schleiermacher in Ph. Reclam's Universal-Bibliothek, Nummer 927 (20 Pfennig).

unternahm Verfasser dieses im Herbste 1902 eine Forschungsreise in die Schweiz; das Glück war ihm hold; es ließ gar Manches sich noch feststellen und das Wichtigste des Ermittelten findet sich hier gewissenhaft zusammengetragen.

Angenehmste Pflicht wäre mir Nennung aller meiner Quellen, meiner Gewährsmänner und Gewährsfrauen. In Glarus und in Zürich gelang es mir, bejahrte Leute aufzufinden, welche mit Heinrich Hößli in persönlichen Beziehungen gestanden hatten und mancherlei über ihn und von ihm zu berichten wußten; auch jüngere, ihm näher oder entfernter Verwandte wußten Wichtiges, bald vom Hörensagen, bald durch Augenschein; — ihre Namen alle hier mitzuteilen, wird mir leider durch die Verhältnisse verwehrt.

Die absolut genauen und zuverlässigen Angaben über Heinrich Hößli's und seiner nächsten Anverwandten in aufsteigender und in absteigender Linie, sowie seiner sämtlichen Geschwister Geburts- und Todestag, welche im allgemeinen Interesse mir geboten erschienen, verdankt man einzig dem überaus freundlichen Entgegenkommen des Herrn Polizeiinspektors J. J. Kubly-Cham in Glarus, welcher mit unermüdlicher, fast übermenschlicher Arbeitskraft eine ihrer Vollendung entgegenreifende, viele Foliobände füllende, kalligraphische, vollständige und übersichtliche Genealogie aller Glarner Leute ausarbeitet.

Allen genannten und ungenannten liebenswürdigen Landsleuten des unvergeßlichen Heinrich Hößli, welche Anteil an diesem Biogramme haben, des Verfassers herzlichster Dank!

I. Heinrich Hößli's äußeres Leben.

Heinrich Hößli wurde zu Glarus in der Schweiz im Hause 525 der Straße Innere Abläsch, im fünften Hause der Abläsch vom Landsgemeindeplatze aus, am 6. August

1784 geboren; in diesem Hause hatte Heinrichs Vater, der Hutmachermeister Hans Jakob Hößli, sein Geschäft. Vorher war dasselbe Haus Eigentum des Besitzers Steinmüller gewesen, bei welchem die am 21. Juli 1782, also nur zwei Jahre vor Heinrich Hößli's Geburt, als Hexe hingerichtete Anna Göldin gewohnt hatte, deren Hößli in seinem „Eros“ gedenkt.[1]) Heinrich war seiner Eltern, die es auf nicht weniger als 14 Kinder — 8 Mädchen und 6 Knaben — gebracht haben, viertes Kind und erster Sohn; seine Mutter Margreth war eine geborene Vogel aus Glarus.

Sein ganzes Kindesalter scheint Heinrich in seiner Geburtsstadt verlebt zu haben; erst als im Jahre 1799 die Russen unter dem General Suwarow[2]) die Schweiz und speziell Glarus heimsuchten und daselbst Hungersnot herrschte, gaben Heinrichs Eltern einige ihrer Kinder an andre Leute in der Schweiz; und so kam Heinrich nach Bern, wo er seine Handelschaft erlernt haben dürfte, später aber wieder nach Glarus zurück.

Am 5. Mai 1811 verheiratete sich der noch nicht siebenundzwanzigjährige Mann mit der Elisabeth Grebel von Zürich, des Adjutanten Rudolf Grebel Tochter; das junge Paar blieb aber nicht beisammen; Elisabeth lebte in Zürich weiter und Heinrich in Glarus; doch besuchte er öfter sein Weib und zeugte mit ihm zwei Söhne: den am 19. April 1812 geborenen Jakob Rudolf und den am 9. Januar 1814 geborenen Johann Ulrich, auf welche wir später noch zurückkommen werden.

In seinem bürgerlichen Berufe war Heinrich Hößli Putzmacher; er besaß einen ausgebildeten weiblichen Geschmack, den sogenannten Schick; in den zwanziger

[1]) Eros von Hößli I. S. 62*)

[2]) Eine Gedenktafel kennzeichnet jetzt zu Riedern bei Glarus das Haus, in welchem der russische General Suwarow am 1. Oktober 1799 Aufenthalt genommen hatte.



Heinrich Hößli's Geburtshaus in Glarus auf der Abläsch,
vom großen Brande in der Nacht des 10. auf den 11. Mai 1861 verschont; nach einer photographischen Aufnahme im Januar 1903; links erblickt man den Gipfel des Glärnisch.

Jahren des 19. Jahrhunderts war er „die erste Putzmacherin“ von Glarus; er war auch zeitlich der erste, welcher dort Damenhüte herstellte; diese lieferte er geleimt, nicht genäht, und er war so ganz bei seiner Arbeit, daß man im schwarzen Adler sein Mittagessen um 7 Uhr Abends noch unberührt neben ihm stehen fand. Er hat auch das erste „Trüböri“, einen dreieckigen Hut, Napoleonshut oder Dreimaster, verfertigt und eingeführt, die Kopfbedeckung des Landammanns, des Souverains des Kantons Glarus, dessen Landgemeinde, was auch heute noch der Fall ist, am ersten Sonntage im Mai jeden Jahres zusammentrat. Auch dekorierte er mit einem Faltenwurfe aus grünem Stoffe die Kanzel der Kirche zu Glarus. Am württembergischen Hofe zu Stuttgart, woselbst sein Eheweib, die Elisabeth Grebel, als „höhere Hülfe“ angestellt war, hat Heinrich Gardinen aufgesteckt, war er doch auch geschickter Dekorateur.

Weil Heinrich Hößli die Mode angab und Modewaren verkaufte, so erhielt er den Spitznamen „Modenhößli.“

Aber Heinrich war nicht allein Putzmacher und Dekorateur, er war auch Handelsmann und lebte als solcher stets gut situiert und in durchaus geordneten Verhältnissen, sodaß er in Hinsicht seines Auskommens nicht Ursache zu klagen fand. Ein offenes Geschäft betrieb er zuerst in der „Meerenge“ zu Glarus im Gasthofe zum schwarzen Adler (1827—1832); alsdann hat er eine Zeit lang dieses Geschäft aufgegeben und „im Sand“ gewohnt, später aber wieder einen gut frequentierten kleinen Laden auf dem Kirchweg (Glarnerisch Kilchweg),[1])

---

[1]) „Im Kilchweg auf den Wurzeln der alten Birn- und Apfelbäume an einer Reihe von 20 neuen Häusern bewohne ich jetzt ein eigenes recht artiges Haus, das ich letzten Winter kaufte, schnurgrad Seckelmeister Dinners gegenüber mit freier fröhlicher Aussicht.“ (Brief vom 9. July 1842 an seine Schwester Regula Rehlinger in Kaufbeuern.)

Ecke der äußeren Zaunstraße am jetzigen Volksgarten, aufgetan. Hier handelte er mit Damenkleiderstoffen aller Art, besonders englischen Ursprungs (bedruckte Indienne u. dergl.), aber auch mit Futter-, Bettzeug-, Vorhangstoffen u. s. w., alles solider, praktischer Ware. Drei Häuser von seinem Geschäft wohnte ein ihm Zeit seines Lebens befreundet gebliebenes Fräulein Margaretha Brunner, die spätere Frau Präsident Vögeli-Brunner. Heinrichs Eigentum war auch das nahe seinem Geschäft gelegene Haus Ecke der Bärengasse, welches er seinem langjährigen Ladendiener und Neffen Jakob Kubli für 2500 Franken billig abtrat. Im Kirchweg liquidierte Heinrich 1848, verkaufte sein Geschäft, wohnte zuerst auf der Almei als Privatier und führte alsdann bis April 1851 ein neues Geschäft auf dem Spielhofe im Löwen (Leuen). Zur Hülfeleistung im Geschäfte bediente sich Heinrich seines Neffen Jakob oder Jögg Kubli, der Margaretha Hößli Sohn, welcher von seinem zwölften Jahre an fast bis zum 30. Lebensjahre als Ladendiener bei dem Onkel aushielt und dessen bevorzugter Liebling blieb.

Bald jedoch begann für Heinrich Hößli ein unruhiges Wanderleben; er verließ Glarus als dauernden Aufenthalt für immer und ließ sich zuerst in Stäfa am Nordufer des Zürichsees nieder, woselbst er im Mai und Juni im Stern und dann bis Oktober 1852 in der Mühle im Kehlhof wohnte. Von Stäfa zog es ihn nach Schmerikon am obern Ende des Zürichsees unweit der Einmündung der Linth; hier stieg er in der Krone ab und mietete gleich am 1. Oktober 1852 drei neben einander liegende Kammern beim Kronenwirt Franz Wenk; im November 1854 hatte er Wohnung beim Landammann Kriech; im Oktober 1855 machte er einen Abstecher nach Zürich und besorgte sich 1856 einen auf 12 Monate lautenden Paß nach Deutschland. 1857 siedelte er nach Lachen am Südufer des



Der schwarze Adler im alten Glarus.

Rechts vom Beschauer der Ausgang der „Meerenge“ (einer kanalartig zwischen den Häusern sich durchwindenden Straße) in Glarus mit dem Gasthaus zum schwarzen Adler; links der alte Friedhof mit der Kirche. Nach einem Bilde von Isenring (1824) in Lichtdruck ausgeführt in „Das alte Glarus“, Glarus 1901, Ansicht 5.



Der Gasthof zum Löwen im alten Glarus.

Der Spielhof zu Glarus mit der kantonalen Hornviehschau; rechts vom Beschauer der Wachtposten mit seinem abgestuften Vorplatze und dem Turm der hinter ihm befindlichen Kirche; weiter links schließen die Nordseite drei höhere Häuser ab, deren mittleres der Gasthof zum Löwen ist, in welchem rechts von der Haustür (östlich) Heinrich Hößli sein Modewarengeschäft, links (westlich) die Firma Tschappu & Dürst eine vereinigte Glas- und Eisenhandlung betrieb. Nach Caspar Müllers Kopfschild für die Prämienurkunde der Hornviehschau in den 50er Jahren in Lichtdruck ausgeführt in „Das alte Glarus", Glarus 1901, Ansicht 6.

Zürichsees über, woselbst er im Gasthaus zum Ochsen verkehrte; aber schon im November 1858 finden wir ihn wieder im Kanton Glarus, in Mollis, am rechten Ufer des Escher Kanals; bis September 1860 hielt er sich in Vogelsang bei Winterthur auf, zog Ende Oktober 1860 nach Wülflingen nahe Winterthur, wo er seinen „fortwährenden Aufenthalt" bis April 1861 im Pfarrhause beim Pfarrer Freuler nahm, und zog von da nach Winterthur selbst, wo er zur Zeit des großen Brandes im Mai 1861, welcher halb Glarus einäscherte, weilte; bis Ende Juni wohnte er hier im gelben Ring an der Metzgasse, mietete am 29. Juni 1861 in S. Grübler's Haus den zweiten Stock und Platz für Holz, wofür er diesem vierteljährlich 60 Franken bei 8 Wochen vorheriger Kündigung zu zahlen hatte; den Monat November 1861 hat er in Haltli bei Mollis zugebracht; April 1862 hatte er Wohnung im Seidenhof, im Mai in der Steinhütte zu Winterthur und hier ist er im einundachtzigsten Lebensjahre am 24. Dezember 1864 Morgens $9^1/_2$ Uhr nach kurzer Krankheit im Spital verstorben.

Seine beiden Knaben hat Heinrich Hößli nicht selbst erzogen, vielmehr tat dieses deren Mutter Elisabeth Hößli-Grebel. Was über diese einzigen Nachkommen Heinrichs zu erfahren war, dürfte, so weit es für ihre Individualität charakteristisch ist, nicht ohne Interesse sein.

Heinrichs älterer Sohn Jakob Rudolf, kurz Jögg oder Jöggi genannt, wurde Ingenieur und wanderte nach Amerika aus; er hat sich daselbst verheiratet, blieb dann aber vollständig verschollen; sein Totenschein lautet auf den 1. Januar 1871; er war Erbe der gesamten Hinterlassenschaft seines Vaters; diese belief sich zwanzig Jahre nach Heinrichs Tode mitsamt den Zinsen auf etwa 28 000 Franken; lange Jahre, bis zur Teilung, verblieb das Vermögen im Waisenamte in Glarus. Vor seiner Auswanderung nach Amerika, wo er zuletzt in Otisco Onondago County, State of New-York, gelebt haben

soll, war Jakob Hößli am Hofe des russischen Kaisers in St. Petersburg beschäftigt gewesen und hatte für seine dortigen Verdienste vom Zaren ein Diplom erhalten. Er dürfte demnach durchaus nicht ohne Talente gewesen sein.

Heinrich Hößli's jüngerer Sohn Johann Ulrich oder kurz John, Heinrichs „lieber Hansi", „hatte des Vaters im „Eros" niedergelegte Anschauungen geerbt"; er war als „Weiberfeind" bekannt, was ihn jedoch nicht hinderte, an seiner Mutter mit der innigsten Liebe zu hängen, seine Jugendfreundin Ammann als Universalerbin einzusetzen und mit vielen Damen sowohl in Amerika als in Europa in regem freundschaftlichen Verkehr zu stehen. Er wird als ein großer, schöner und intelligenter Mann von nobelster Gesinnung geschildert. Während des amerikanischen Krieges zwischen Nord und Süd hatte er in seine Schweizer Heimat aus New-York geschrieben, er habe Besitz genug im Norden, wenn dieser siegen sollte, und Besitz genug im Süden, falls jener unterliegen sollte. Sein erstes Vermögen erwarb sich John durch seine Geschäfte in „Dry Goods" in Galveston, dann spekulierte er in großartiger Weise in Bauterrains und zwar besonders in New-York. Sobald er jenseits des Meeres festen Fuß gefaßt hatte, ließ er seine Mutter nachkommen; Ende Mai 1842 trat er, fast zehn Jahre nach seiner Auswanderung, in Begleitung der geliebten Mutter von Texas aus „mit aller möglichen Bequemlichkeit" die erste Heimreise an; später aber kam er, da er die Mutter in Europa zurückgelassen hatte, alle zwei oder drei Jahre in sein Heimatland und besuchte Mutter und Vater, mit welchem er in regelmäßigem Briefwechsel stand. Niemals unterließ er dann, bei der Familie Jakob Kubli's einzukehren, dessen jüngere Tochter Rosina Magdalena (Rosalina) sein Patenkind war. In Glarus traf er anfangs der vierziger Jahre auf der Straße vor dem Rathause einen weinenden Knaben und fragte ihn voll Mitleid, warum er weine.

Die Antwort des Bürschchens lautete, seine Mutter habe sich als Salzverkäuferin gemeldet, sei aber nicht gewählt worden und nun fehle es ihr und ihren Kindern am täglichen Brode. „Ich nehme dich mit nach Amerika, wenn du mit mir kommen willst“, bot nun John dem weinenden Knaben an; hatte er doch schon vergeblich ein gleiches Angebot dem Jakob Kubli früher gemacht; dieser war aber zu ängstlicher Natur und überdies bereits Vater eines Sohnes geworden; bei dem fremden Knaben Heinrich Rosenberger aber stieß John Hößli nicht auf Widerstand. Er schickte den Knaben in eine Fabrik bei Glarus und bevor er ihn nach Amerika mitnahm, beließ er ihn noch einige Zeit im Geschäfte seines Vaters in Glarus, damit er hier einige Warenkenntnisse sich aneigne. In Amerika stand John mit dem jungen Rosenberger in freundschaftlichem Verhältnisse; sie führten anfangs ein gemeinsames Geschäft, blieben aber nicht dauernd beisammen; Rosenberger wurde Schweizer Konsul in Galveston, blieb jedoch an Johns Geschäft beteiligt. Als John im Juni 1854 wieder in seiner Heimat weilte, entschloß sich die Mutter zum zweiten Male, dem geliebten Sohn nach Amerika zu folgen, wo sie 1858 starb. Der Sohn sollte die Mutter nicht lange überleben; am 11. Mai 1861 geriet das Schiff, welches ihn von Halifax (Canada) aus in die Heimat zum geliebten Vater tragen sollte, zwischen zwei gewaltige Eisblöcke, welche es mit allem auf ihm Befindlichen erdrückten. Die merkwürdige Geschichte zweier Testamente Johns, in welcher Heinrich Rosenberger eine nicht wenig zweideutige Rolle spielte, muß hier übergangen werden. Als Haupterbin war im ersten Testamente von 1851 mit einem Vermögen von 20 000 Franken das Fräulein Ammann, eine Goldschmiedstochter in Zürich, von John Hößli eingesetzt worden, weil dieselbe den beiden bedürftigen Knaben Heinrich Hößli's und der Elisabeth Grebel, denen es mit

ihrer Mutter oft recht traurig erging, viel Unterstützung hatte zu Teil werden lassen. Auch der Knabenanstalt Linthkolonie und Bilten im Kanton Glarus hatte John in diesem Testamente 20 000 Franken mit dem Bemerken vermacht, daß ein Teil der Zinsen zur Unterstützung für junge intelligente, nach Amerika auswandernde Söhne verwendet werden sollte.

Genealogie des Heinrich Hößli von Glarus.

1. Heinrich Hößli's Eltern:

Hans Jakob Hößli, Hutmachermeister, auf der Abläsch, Sohn des Tuchhandelsmanns und Löwenwirts Heinrich Hößli und der Elisabeth Elmer, geb. 25. November 1758, gest. 18. September 1846.

Margreth Vogel von Glarus, Tochter des Meisters Johannes Vogel und der Margreth Lütschg, geb. 11. August 1757, gest. 2. März 1831, kopuliert mit dem Vorigen 21. Juli 1780.

2. Heinrich Hößli's Geschwister:

1781. 6. Januar: Anna Magdalene, ehelichte den Uhrmacher Bernhard Milt.

1781. 19. Dezember: Margaretha; ehelichte den Melchior Kubli von Glarus.

1783. 26. März: Elisabeth . . .

1784. 6. August: Heinrich, siehe unter 3.

1785. 14. September: Barbara, ehelichte den Feldwebel Heinrich Tschudi von Glarus.

1786. 23. September: Johannes, gest. an der Schwindsucht 12. Juli 1793.

1787. 26. Oktober: Regula, gest. 27. März 1789.

1789. 4. Februar: Johann Jakob, wohnhaft in Chur.

1790. 12. Mai: Johann Ulrich, Hutmacher in Glarus.

1792. 30. Januar: Cosmus, gest. an den Blattern 28. März 1797.

1793. 4. März: Regula, ehelichte den Jonas Daniel Rehlinger von Kaufbeuern.

1796. 3. August: Verena, ehelichte den Hans Heinrich Gamper von Stettfurt, Kanton Thurgau.

1800. 23. Februar: Elsbeth, gest. an den Blattern 1. August 1801.

1802. 6. September: Johannes, gest. 2. Dezember 1802.

3. Heinrich Hößli jünger nebst Eheweib:

Heinrich Hößli von Glarus, Putzmacher und Tuchhandelsmann, Verfasser des „Eros“ 1836/38, Sohn des Hutmachers Johann Jakob Hößli und der Margaretha Vogel, geb. 6. August 1784, gest. 24. Dezember 1864 in Winterthur.

Elisabeth Grebel von Zürich, des Adjutanten Rudolf Grebel Tochter, kopuliert mit Heinrich Hößli jünger am 5. Mai 1811.

4. Heinrich Hößli's Nachkommenschaft:

1812. 19. April: Jakob Rudolf, zuletzt in Otisco-Onondago County, State of New-York, dann verschollen; sein Totenschein lautet auf den 1. Januar 1871.

1814. 9. Januar: Johann Ulrich (John), nach Amerika ausgewandert, ertrank während einer Heimreise auf dem Ozean am 11. Mai 1861.

II. Heinrich Hößli's Wesen und Charakter.

Heinrich Hößli war von mittelgroßem Wuchse und erschien in Folge kurzer Beine von fast kleiner Gestalt; er war nicht schön, aber von gesunder Stärke; er hatte einen breiten Mund und trug das Gesicht glatt rasiert, das braune Kopfhaar struppig, ungepflegt, wild genial, indem er sich selten eines Kammes bediente. In seiner Erscheinung durchaus männlich ohne das geringste Weibische, zeigte er ein Benehmen wie eine höfliche Frau und besaß ganz das Temperament seiner um ein Jahr jüngeren Schwester Barbara, der Ehefrau des Feldwebels Heinrich Tschudi, als Witwe unter dem Namen „Hebamme Hößli“ in Glarus bekannt, von Heinrich zärtlich „Baby“ genannt.[1])

[1]) Von Heinrich Hößli als Mann in den mittleren Jahren habe ich ein Portrait nicht aufgetrieben. Die hier als Titelbild beigegebene Kupferradierung mit Autogramm beruht auf einer nach der Erinnerung und unter Benutzung der Autotypieen des Jünglings und des Greises vom Zeichner Caspar Müller in Glarus mit Bleistift ausgeführten Zeichnung. Caspar Müller bemerkt dazu: „Eine Charakteristik eines Bildes von Hößli liegt in dessen schwarzseidenem Halstuche, ebenso auch in diesem Hauskäppchen, das er sich immer selbst anfertigte.“

Auf der Straße vor dem Hause, am Brunnen, selbst in der Wirtsstube erschien Heinrich oft im Schlafrock; er zeigte sich stets freundlich und zuvorkommend gegen jedermann, besonders liebenswürdig gegen seine ausschließlich weiblichen Kunden, und pflegte wohlgefällig zu lächeln. Nie ist er Soldat gewesen. In Glarus war er Mitglied der Kasinogesellschaft und, gern gesehen überall, galt er als Mann von Lebensart. Sein Geist war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, unruhig, rastlos, sein Temperament nicht jedoch eigentlich sanguinisch. Daheim schlief er selten in einem Bett, sondern auf Matrazen mit einem Dutzend zusammengehäufter Leinentücher am Boden oder auf einer Kiste; diese Schlafweise fand er sauber. Er fegte seine Zimmer selber aus, kochte seinen Kaffee selbst und säuberte auch eigenhändig sein Tafelgeschirr; zu seiner Freundin, Fräulein Brunner, die einmal bei ihm Kaffee trank und ihr Mißbehagen nicht überwinden konnte, äußerte er, sie solle sich nicht ekeln, er sei sehr säuberlich. In Heinrichs Geschäftsräumen sah es wohl recht unordentlich aus; die Ellenwaren hingen da oft wüst über den Ladentischen; selbst die Kasse für die Kupfermünzen stand offen da, so daß jeder hätte hineingreifen können. In Glarus gab es ein Sprichwort: „Das ist eine Ordnung wie beim Hueter-Hößli.“ Auf diesem Mangel an Ordnung beruhte wohl auch vor allem ein gewisser Grad von Mißtrauen, der Heinrich stets fürchten ließ, bestohlen zu werden; man sagte ihm nicht nur nach, daß er überall Spiegel anbringe, um zu wissen, ob, wann und von wem er bestohlen würde, sondern er tat dieses wirklich. Wurde er nun bestohlen, so gewahrte er es leicht und wußte sich dann ohne viel Aufhebens wieder in Besitz seines Eigentums zu setzen. Brillen hatte Heinrich wohl ein halbes Hundert und kaufte solche auch dutzendweise, jedoch fand er sie nicht am rechten Ort und zur rechten Zeit und während er



Heinrich Hößli
als Jüngling von neunzehn Jahren nach einer anscheinend am 11. Februar 1804 vollendeten Aquarellzeichnung.



Heinrich Hößli
als Greis nach einer Daguerrotypie.
Von sechs Personen, welche Hößli gekannt haben, ist mir bestätigt worden, daß dieses Bild den Verfasser des „Eros“ „leibhaftig“ darstelle, wenn auch gealtert und verbittert.

zwei bis drei Stück auf der Nase hatte, suchte er solche gleichwohl in allen seinen Taschen. Auf Reisen verbarg er sein Geld in einem Strumpfe und versteckte es, wenn er irgendwo zu Besuch weilte, hinter einem Spiegel.

Auch in seiner Kleidung war Heinrich nachlässig und zerstreut; an einem Leichenbegängnisse nahm er einmal mit einem Stiefel und einem Pantoffel bekleidet teil und bemerkte das erst, als er sich schon im Zuge befand; ein andermal wollte er seinen Hut abnehmen, trug aber keinen auf dem Kopfe. Er gab nicht viel auf eigenen Kleiderputz und eigene Eleganz, wo es aber Andern daran fehlte, bemerkte er es sofort. Demungeachtet zeigte er sich nicht ganz ohne Eitelkeit; stets trug er einen schweren goldenen Ring und eine goldene Uhrkette.

Der Gewohnheit des Rauchens hat Heinrich nicht gehuldigt, doch soll er einer Prise nicht abgeneigt gewesen sein.

Heinrich war ein wenig rechthaberisch, besaß eine nicht geringe satirische Anlage und konnte von göttlicher Grobheit sein; diesbezüglich weiß man in Glarus mancherlei zu erzählen. Jedoch auch rührende Züge großer Gutmütigkeit und reichen Gemütslebens werden von ihm berichtet. In Glarus pflegte Heinrich im Löwen auf dem Spielhofe zu speisen, da er in jenem Gasthofe, wie früher bei der gleichen Familie im schwarzen Adler, seinen Verkaufsladen und sein Logis im Erdgeschoß inne hatte. Zeitlebens stand er mit dieser Familie in aufrichtiger Freundschaft, welche sich auf deren Kinder übertrug; dieses Freundschaftsverhältnis war so bekannt, daß der jüngste Sohn des Löwenwirts, mit dem und mit dessen Frau Heinrich stets freundschaftlich verkehrte und in regelmäßigem Briefwechsel stand, anläßlich seiner zum Tode führenden Krankheit in Winterthur von den Glarner Behörden kurz vor Hößli's Tode zum Vormunde

und Liquidator seines Vermögens ernannt wurde. Für Heinrichs fast zarte Liebe zum hülflosen Tiere erlebte ein jetzt achtzigjähriger Greis in Glarus einen äußerst charakteristischen Fall. Einst kam dieser mit einem Freunde nach Lachen und traf im dortigen Gasthause zum Ochsen auch Heinrich Hößli an. Nach Tische lud dieser seine Ortsgenossen zur Besichtigung seines schön gelegenen originellen Heimwesens ein; in der Wohnstube befand sich hier ein großer runder Tisch mit Büchern aller Art überlegt und mitten darin ein Vogelkäfig mit einem Kanarienvögelchen. Auf des Ortsgenossen Bemerkung: „Sie halten also auch ein Vögelchen?" erwiderte Heinrich: „Ja, leider! Ich kann Ihnen damit den Beweis liefern, daß einer kein freier Mann ist, wenn er nur ein Vögelchen besitzt. Ich begab mich auf eine Reise, als mir unterwegs, da eben mein Schiff in Stäfa landete, plötzlich in den Sinn kam, daß ich mein Vögelchen zu füttern vergessen hatte. Was tun? Um das Tierchen am Leben zu erhalten, mußte ich mit dem nächsten Schiffe wieder umkehren und die geplante Reise aufschieben."

Heinrich war ungeachtet mancher Fehler und Schwächen, wie solche wohl jedermann eigen sind, ein edler, ideal gesinnter Mensch. Ganz besonders stark war sein Gerechtigkeitsgefühl entwickelt. Hörte er, daß man mit einem Steine oder dergl. nach einer Katze geworfen hatte, so brummte er: „Teufel auch! Wenn man die Menschen so hetzte wie eine Katze, so würden auch sie falsch und diebisch!" Eine seltene Willenskraft, welche weder durch die Ueberzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit zurückschreckte, noch durch äußere Widerwärtigkeiten schlimmster Art lahm gelegt wurde, hat Heinrich durch die Herausgabe des zweiten Bandes seines „Eros" hinlänglich dargetan; auch daß er seinem einmal ergriffenen Berufe treu geblieben, ohne je höher hinaus zu wollen, ungeachtet des Vorherrschens seiner Hinneigung zu an-

gestrengter geistiger Tätigkeit, zeugt für seine intensive Willensstärke nicht weniger als verschiedene kleine, mehr augenfällige positive Züge seines Wesens, so z. B., daß er, wenn er am 1. eines Monats Zahnschmerzen hatte, mit Kreide an die Wand schrieb: Am 4. habe ich sie nicht mehr. Ueberhaupt schrieb er alle Wände voll mit allerlei Notizen, selbst über der Türe, so daß manche einfältige Leute glaubten, daß er ein halber Zauberer oder Hexenmeister sei, was ihn oft recht belustigte, und in seinem Nachlasse fanden sich hunderte beschriebener Papierschnitzel vor, zumeist geschäftlichen Inhalts. In seiner Einsamkeit gewöhnte er sich an, laut mit sich selbst zu sprechen.

Heinrich gehörte der evangelischen Kirche an, war aber vollkommen freidenkerisch und spottete freisinnig über Religionsbekenntnisse und „Pfaffen“, ohne aber dabei im Geringsten Atheist zu sein; auf die Geistlichkeit hatte er einen gewissen scheinbar unversöhnlichen Haß geworfen, welcher jedoch sicherlich nur der von derselben vertretenen Sache, keineswegs der Person galt, wie seine Freundschaft mit mehreren geistlichen Herren, dem Pfarrer Freuler in Wülflingen, dem Pfarrer Speich in Glarus, genugsam beweist; diesem Hasse gab er auch durch Spott gelegentlich deutlichen Ausdruck; seine vertraute Freundin Fräulein Brunner, die er aus der Kirche kommen sah, fragte er höhnisch: „Nun, was hat der Herr Pfarrer gepregelt?“, worauf sie ihm erwiderte: „Wenn Sie so fragen, werde ich es Ihnen niet sagen“. Heinrich spottete aber nur über die bigotte Geistlichkeit und „Pfaffenwelt“ und deren oft eng begrenzten Horizont; und wenn er die Geistlichkeit zum Teil haßte, so war dazu wohl auch ein Grund der, daß manche Geistliche s. Z. sich hervortaten, damit der weitere Druck seines Buches „Eros“ verboten werde. Wenn er vom Sterben und vom Tode sprach, so betonte er oft: Er werde dereinst ruhig vor den Richterstuhl

Gottes treten, denn er habe stets nur das Gute gewollt und er hoffe, Gott werde ihm seine Irrtümer und Fehler wie allen sündigen und reuigen Menschen verzeihen.

Für alles Gute, Edle und Schöne war Heinrich stets begeistert; er schwärmte für Gesang, besonders für die Lieder des Sängervaters Hans Georg Naegeli von Zürich; auch war er ein aufrichtiger Freund der Natur und ein scharfsinniger Beobachter derselben.

Vermöge seiner hochentwickelten Intelligenz zeigte er sich auf keinem geistigen Gebiete verlegen; er konnte sich mit Künstlern und Gelehrten, unter denen er vertraute Freunde besaß, unterhalten, obwohl er Schule nicht genossen hatte; und dieses war nicht nur die Meinung derer, die ihn dieses Vorzuges wegen zu beneiden Ursache hatten, sondern ebenso auch die Auffassung der gebildeten Kreise. Als Zeugnis dessen diene das nachfolgende in der Orthographie des Originals wiedergegebene Schreiben des Dr. Müglich an die Gräfin v. Bentzel-Sternau:

„Ihrer Hochgeboren der
Frau Gräfin v. Bentzel-Sternau
gebornen Baronin v. Seckendorf
Mariahalden.

Gnädige Frau Gräfin.

Wenn ich auch sonst auser Berührung mit Ihrem edeln Hause bleiben solte, so nehme ich mir doch die Freiheit, mich zuweilen durch die Feder mit demselben noch in Verbindung zu sezen. So jezt. Herr Heinrich Hößli von Glarus wünschte auf einer Reise nach Zürich Ihre Gemälde zu sehen. Ich sagte ihm, Sie seyen so gefällig, ihm dieselben auch ohne mein Billet sehen zu lassen: er drang aber in mich und ich wilfahre ihm. Diser Mann ist mir äuserst merkwürdig erschinen. Er ist ein Autodidakt und ich mögte wohl sagen, ein Filosof, ob er gleich bürgerlich nur ein Puzmacher

ist. Ich fürcht also nicht, daß Ihre Excellenz ihn so sarkastisch aufnehmen werde, wi Napoleon di Staël, indem er si fragte, wivil kostet eine Elle der Spizen hir an Ihrer Halskrause?

Hochachtungsvol

Ihrer Excellenz
ergebenster Diner
Mollis, 1827. Dr. J. K. A. Müglich".

Und diese Auffassung von Heinrich Hößli's Geistesart galt nicht nur zu der Zeit, als er noch am „Eros" arbeitete, sondern auch noch, als dieser längst erschienen und verboten war, blieb sein Verfasser überall äußerst beliebt und jedermann hielt ihn für einen gescheidten Kopf. Er interessierte sich lebhaft für jeglichen Fortschritt; in den vierziger Jahren pflegte er bezüglich der Erfindungen seines Jahrhunderts zu äußern: „Es kommt noch so weit, daß man in den Hafenkübel hineinhockt und — zum Fenster hinausfliegt." Eine besonders große Liebe war Heinrich zum gestirnten Himmel eigen und kundig war er der Sterne und ihrer Bahnen, ihres Standes und ihres Erscheinens. Er war ein leidenschaftlicher Freund guter Bücher und hielt streng auf deren sorgfältige Behandlung; „Eselsohren" waren ihm ein Greuel; seiner vertrautesten Freundin, Fräulein Brunner, lieh er Werther's Leiden, weil er wisse, daß sie das Buch angemessen behandeln würde, er gäbe es aber nicht einem jeden. Aus dem Hause des Pfarrers Freuler zu Wülflingen ersuchte er noch am 22. November 1860, bereits über 76 Jahre alt, J. J. Siegfried's Buchhandlung und Antiquariat in Zürich um Zusendung von 37 wissenschaftlichen und dichterischen Werken aus dessen 127. Verzeichnisse; $^2/_3$ davon wolle er jedenfalls behalten, wahrscheinlich alle; und er sendete 20 Franken Vorschuß ein. Seine erstaunliche Kenntnis

der Literatur war seinen Freunden wohl bekannt; sie ließ nicht nach, als Heinrich die Fortsetzung seines „Eros" definitiv aufgegeben hatte; ein Brief des W. E. von Gonzenbach am Berg aus St. Gallen vom 24. November 1854 hebt diese Kenntnis Hößli's und seine Liebe zur Literatur hervor. [1]) Bei seinem Tode hinterließ er 8 Kisten mit Büchern. Heinrichs um sechs Jahre jüngerer Bruder Johann Ulrich, mit dessen weder liebreichem noch aufrichtigem Charakter sich Heinrich nicht zu befreunden vermochte, nannte ihn nur den „gefehlten Gelehrten".

Ein langjähriger Bekannter Heinrich Hößli's zeichnete diesen mit den sechs Worten: „Er war Idealist — Eros sein Steckenpferd."

Mit dem eingetretenen Greisenalter scheint nicht zum mindesten das trostlose Schicksal seiner Idee vom Eros an Heinrichs Herzen genagt zu haben; er galt mehr und mehr als Sonderling, wurde im Verkehr mit seinen Mitmenschen eher wortkarg als mitteilsam und äußerst vorsichtig und zurückhaltend in Rede und Urteil. Auch verfiel er auf Sonderbarkeiten, die bei

---

[1]) Von der Tiefe seines Interesses für Philosophie und Dichtkunst zeugt auch die Tatsache, daß er aus den Vorlesungen an der Universität Zürich im Wintersemester 1853/54 nach der „Neuen Zürcher Zeitung", Nummer 238, Beilage, in seinem Notizbuch notierte:

„Philosophische Fakultät — Prof. ord. Dr. H. A. Th. Kochly

1. Geschichte der griechischen Weltliteratur (der allgemeinen griechischen Literaturgeschichte zweite Hälfte) 4 Stunden.
2. Vergleichende Erklärung der Elektra des Sophokles und der Elektra des Euripides; 3 Stunden.
3. Ausgewählte Gedichte der römischen Elegiker; 3. St.
4. Uebungen der philologischen Gesellschaft (Erklärungen von Platons Phädrus), unentgeltlich; 2 Stunden.

Anfang 31. Oktober."

seinem sonst so ausgesprochen edlen Wesen nicht recht verständlich sind.

Ein glücklicher Mensch ist Heinrich Hößli nie gewesen. In einem Briefe an seine sehr unglücklich verheiratete Schwester Frau Regula Rehlinger geb. Hößli in Kaufbeuern, aus Glarus vom 9. Juli 1842 datiert, in welchem der 58jährige Mann schildert, der Vater sei noch so gesund wie ein junger Hirsch und die Brüder befänden sich in Wohlstand und ziemlichem häuslichen Frieden, findet sich der nachfolgende erschütternde Satz:

„Bei diesen[1]) Dingen aber kenne ich, liebe Schwester, das Leben und Schicksal der Menschen, ich darf wohl sagen, von allen seinen fürchterlichen Seiten. Meine Vergangenheit ist eine Reihe beinahe unaufhörlichen Unglücks und Leidens; ich sehe mit Schaudern zurück; und wenn Du einmal hörst, daß ich auch den letzten Streit vorüber habe, so falle vor Dank und Freude nieder vor Deinem Gott."

Allein trotz dieser durch manches Bittere, das er erleben mußte, notwendig hervorgerufenen düsteren Stimmungen, die Heinrich nicht Herr über sich werden ließ, sah man ihn oft heiter und froh, besonders dann, wenn freudige Ereignisse in den ihm befreundeten Familien eintraten oder wenn in den Zeitungen von einem weltbewegenden Fortschritte zu lesen war. — — —

Als Rekapitulation und zugleich als Dokument aus der damaligen Zeit folgt hier der Nekrolog Hößlis im „Republikaner."

„— Winterthur. (Einges.) Ende letzter Woche verschied hier im 83.[2]) Lebensjahre ein auch in weitern Kreisen bekannter origineller Glarner, Namens Heinrich Hößli. Derselbe wurde im Jahre 1782[3]) von unbemittelten

[1]) (d. h. Heinrichs Wohlstand betreffenden)
[2]) Im 81. Lebensjahre nach Seite 460 und 464.
[3]) 1784 nach Seite 454 und 464.

Eltern geboren, kam dann in den auch fürs Glarnerland so verhängnißvollen neunziger Jahren mit einem Transporte armer Kinder nach Zürich und später in ein Handlungsgeschäft in Bern.

„Im Anfang dieses Jahrhunderts eröffnete er in Glarus ein sogenanntes Putzgeschäft, das er mit Erfolg bis Ende der vierziger Jahre betrieb, und gab es damals wohl wenige Familien landauf und ab, die nicht mit dem Putzmacher Hößli verkehrten. Neben seinem Geschäfte hatte derselbe einen unermüdlichen Drang nach Wissen und Bildung und verausgabte auch einen großen Theil seiner Ersparnisse für Bücher und Schriften aller Art. In Folge dessen eignete er sich eine tiefe Denkungsart an und erhielt sein Geist einen philosophisch gelehrten Zug. Hößli stand s. Z. auch in Verbindung mit Zschokke und Troxler und erzählte stets mit Freuden, daß auf seine Eingebung hin jener den „Eros“ in seine Novellen schrieb.

„Mit seinem selbstgeschriebenen Werke „Eros“ hatte der Verfasser jedoch wenig Glück, indem der damalige Rath von Glarus dasselbe weiter zu schreiben[1]) verbot; immerhin wird dieses Buch, wie wir schon Gelegenheit hatten zu hören, von sehr gelehrten Personen weit milder beurtheilt und sagten einst die Verleger selbst, daß fragliches Buch von Laien meist nicht verstanden, dagegen oft von Literaten gekauft werde, um daraus zu schöpfen, und es bewundernswerth sei, wie es einem ungeschulten Manne möglich geworden, einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit und eigenen neuen Ideen darin niederzulegen.

„Nach Aufgebung seines Geschäfts in Glarus arbeitete der Alte mit regem Interesse an einem dritten Bande seines Werkes[2]), um Unterlassenes nachzuholen und über-

---

[1]) Zu drucken, nicht zu schreiben, nach S. 450 u. S. 500

[2]) Dieser war von vornherein geplant nach S. 451 u. S. 477.

haupt seine Idee verständlicher und klarer zu machen, konnte denselben jedoch nicht mehr beenden, indem er von seinem unruhigen Geiste stets hin und her getrieben wurde und ein wahres Wanderleben führte.

„Von Jugend auf ein Freund der Natur, fesselten ihn besonders die Gestade des schönen Zürichsees und so wohnte er oft in Glarus, dann in Stäfa, Richterswyl, Lachen, Mollis, wieder Glarus und endlich zog er nach Winterthur.

„Bis zu der Zeit, wo jenes in den Blättern veröffentlichte eigenthümliche Testament seines Sohnes „John Hößli aus New-York“ ihm zu Ohren drang, blieb der Alte, seine angebornen Eigenheiten abgerechnet, immer heiter und froh und als guter Gesellschafter stets gerne gelitten; seither war aber eine Veränderung an ihm wahrzunehmen, die ihn nach und nach körperlich und geistig zerstörte. Hößli behauptete nämlich immer und vielleicht nicht mit Unrecht, daß fragliches Testament nicht das richtige sei und noch ein anderes späteres Dokument existiren müsse.

„In der That klingt es etwas sonderbar, wie ein unverheiratheter Sohn, der ein Vermögen von beiläufig einer halben Million besaß, seinen alten, nicht sehr bemittelten Vater in seinem letzten Willen nur mit Fr. 5000 bedenken und seinen einzigen Bruder ganz übergehen konnte, währenddem die Hauptsumme seiner damals schon seit vielen Jahren abgeschiedenen Mutter zukommen soll oder nach deren Tod einer ehemaligen Jugendfreundin des Erblassers, die außer der Familie steht. Um so mehr, da der Sohn seinen Vater einige Monate vor seiner Verunglückung auf dem Meere noch von seiner Ankunft unterrichtete mit der freudigen Mittheilung, daß er nun in der Schweiz zu bleiben und irgendwo einen hübsch gelegenen Landsitz zu kaufen gedenke, auf welchen er ihn dann zu sich nehmen wolle, um ihm den Rest seines unruhigen Lebens noch zu verschönern.

„Hößli bemühte und härmte sich vergebens, dieses Dunkel zu lösen, es sollte ihm nicht mehr beschieden sein, diese Sache in klarem Lichte zu sehen.

„Er hat nun ausgekämpft mit der Welt, die ihn so oft mißverstanden. Ruhe seiner Asche!"

Aus: Der Republikaner. Zürcher Intelligenzblatt, Elfter Jahrgang. Nr. 1. Sonntag, 1. Januar 1865. Seite 2.

III. Heinrich Hößli's zweibändiger „Eros".

Den Entschluß zur Abfassung seines Lebenswerkes „Eros" hat Heinrich Hößli erst einige Jahre nach dem Erscheinen der durch ihn angeregten Novelle „Der Eros oder über die Liebe" von Heinrich Zschokke (1821) gefaßt; seine Erosidee aber, nachdem sie 1817 in Hößli's 33. Lebensjahre geboren war, hat ihn bis in sein Todesjahr unablässig begleitet und ihn nicht früher Ruhe finden lassen, als bis er 1836 den ersten und 1838 auch den zweiten Band gedruckt vor sich sah. Dann erst gab er den Plan, einen dritten Band folgen zu lassen, auf und es blieben die zu demselben fertigen Kapitel ungedruckt, die auf ihn bezüglichen Notizen unfertig liegen.

Es dürfte nunmehr eine dreifache Aufgabe mir zufallen: erstlich den wesentlichen Inhalt der beiden gedruckten, 721 Oktavseiten füllenden Bände und, soweit es sich feststellen läßt, auch den geplanten Inhalt des dritten, ungedruckt gebliebenen Bandes in möglichster Gedrängtheit wiederzugeben; — alsdann den Werdegang und das Schicksal des „Eros" zu verfolgen; — und drittens dem Leser einige der bedeutendsten Stellen des Eroswerkes unverkürzt vorzuführen, Stellen, welche die geistige Bedeutung Hößli's hervortreten lassen und entweder durch die Eigenartigkeit oder durch den Reichtum der Gedanken oder aber durch ihre Kraft oder

ihren individuellen Ausdruck für die Denkweise und die Schreibart Hößli's charakteristisch sind.

1. Der wesentliche Inhalt von Heinrich Hößli's „Eros".

Versuchen wir, den Erosinhalt unter Vermeidung aller subjektiven Phraseologie aus dem an allgemeinen Gedanken und eigenen Gesichtspunkten, besonders in den Vorreden zu beiden Bänden, überreichen Buche rein herauszuschälen, ohne uns streng an den Gedankengang des Werkes zu halten.

Eine außergewöhnlich fürchterliche Hinrichtung, die des Doktors der Rechte und Bürgers von Bern Franz Desgouttes,[1]) der 1817 seinen Schreiber und Liebling Daniel Hemmeler ermordete und dafür gerädert wurde,[2]) hatte bei ihrem Bekanntwerden in Hößli die noch schlummernde Empfindung der Notwendigkeit einer aufklärenden Schrift über die den alten Griechen als Natur bewußt gewesene, der Neuzeit jedoch als Unnatur dunkle und mit schweren Strafen bedrohte Knaben- oder Männerliebe geweckt. Hößli schmerzte es als das unerträglichste aller Leiden, zahlreiche seiner Mitmenschen ohne jede Schuld unaufhörlich von den Gesetzen bedrängt zu sehen.[3]) Die Liebe zu den Lieblingen hatte er aus seinem durch vieljährige Prüfung[4]) erlangten Wissen und durch seine von der Literatur bestätigte und bestärkte Ueberzeugung[5]) als eine von der

---

[1]) Ueber ihn handelt das folgende (5.) Biogramm dieser Quellenmaterialien. Hößli's Eros handelt über ihn I S. IX, S. XVI, S. 61 u. S. 278; ferner II S. 53, S. 212—213, S. 225, S. 239, S. 263—264, S. 279, S. 327*) und S. 351.

[2]) Darüber in Hößli's Eros I S. IX; S. XVI; S. 61; S. 278; — Eros II S. 53; S. 212—213; S. 225; S. 263—264; S. 279; S. 327*); S. 351.

[3]) Eros I S. XXIII—XXIV. [4]) Eros I S. XXIX.

[5]) Eros I S. XXV—XXVI.

Natur geforderte, reine, einfache, ewige, unwandelbare, sittlich berechtigte Naturerscheinung längst erkannt.[1])

Diese Natur, die gleichgeschlechtliche Liebe, kann als Naturerscheinung zum Laster, zum Verbrechen führen,[2]) braucht es aber nicht notwendig. Solche Eigenschaft hat sie mit der zweigeschlechtlichen Liebe gemeinsam und ebenso wie diese beruht sie auf geschlechtlicher Anziehung.[3]) Sie ist aber, obschon sie ihre Wurzeln im Erdreiche hat, auch zugleich göttlichen Ursprungs und sie ist vom Schöpfer für höhere Zwecke, gleich der zweigeschlechtlichen Liebe, bestimmt.[4]) Dieserhalb ist sie auch, wie diese, der Veredlung, der Vergöttlichung, der Idealisierung nicht nur fähig, sondern bedürftig.[5]) Die der Männerliebe zu Grunde liegende Natur zeigt überall sowohl die weiblichen als die männlichen Hauptzüge und Eigenschaften der Seele und des Gemüts mit allen ihren mannigfachen Kräften und Stimmungen in sich vereinigt,[6]) derart, daß die bloß äußerlichen Kennzeichen des Geschlechtes, welche für die Bezeichnungen „Mann" und „Weib" maßgebend sind, für das Geschlechtsleben des Leibes und der Seele nicht den Ausschlag geben.[7]) Genau so wurde die gleichgeschlechtliche Liebe von Plato und den alten Griechen überhaupt aufgefaßt und von ihnen nach Möglichkeit veredelt, vergöttlicht und idealisiert.[8]) In der griechischen Kunst ist auch der Gegenstand der Männerliebe durch jungfräuliche Männlichkeit, die nicht weibische Mannheit ist, zur Darstellung gebracht.[9])

Ganz anders in der Neuzeit. Alle jene Wahrheiten hat man völlig vergessen und daher müssen sie von

---

[1]) Eros I S. 35. [2]) Eros I S. 148; II S. XV—XVI; S. 240. [3]) Eros II S. XVI; S. 35—36; S. 295—296. [4]) Eros II S. 29—33. [5]) Eros II S. 24—25. [6]) Eros II S. 299—301. [7]) Eros I S. 44; II S. 16—53. [8]) Eros I S. 120; II S. 194—195 u. öfter. [9]) Eros II S. 325.

neuem bewiesen werden.[1]) Zwar haben in neuerer Zeit drei deutsche Schriftsteller, von Ramdohr, Meiners und Zschokke, die der Neuzeit dunkle Sache aufzuklären versucht,[2]) allein ihre Auffassungen sind nur halb wahr und daher auch halb unwahr.[3]) Diese unsere Neuzeit übersah ganz den göttlichen Ursprung der gleichgeschlechtlichen Liebe; sie vereitelte den Plan des Schöpfers, verhinderte ihre mögliche Veredlung, drückte sie in den Sumpf hinab und führte sie so naturnotwendig zum Laster und zum Verbrechen [bei Desgouttes], entgöttlichte sie, anstatt, gleich den Griechen, sie zu vergöttlichen.[4]) Individuen, deren äußere Kennzeichen als unzuverlässig für das Geschlechtsleben ihres Leibes und ihrer Seele sich erwiesen, gab es stets, bei allen Völkern und zu allen Zeiten,[5]) solche gibt es auch in der Gegenwart; von ihrer Gefährlichkeit spricht jedermann so halblaut, gerade so wie unsere in Gott ruhenden Väter von den Hexen geredet haben.[6]) Man kann sie nicht nennen, ohne sie zugleich dem Verderben durch unsere Henkersanstalt preiszugeben, und man ist genötigt, auf Stimmen und Zeugen, die der Menschheitsgeschichte angehören, sich zu beschränken.[7]) Als solche Stimmen und Zeugen führt Hößli in 42 Nummern, fast 100 Seiten füllend, Dichtungen und Aussprüche, die gleichgeschlechtliche Liebe betreffend, aus allen Zeiten und von allen Völkern stammend, auf.[8]) Indem das Christentum die Tatsache der Unzuverlässigkeit der äußeren Geschlechtskennzeichen übersieht,[9]) bemüht man sich, andere Erklärungen für die Erscheinung, die man weder leugnen, noch aus der Welt schaffen kann, aufzufinden; so soll die Ursache der gleichgeschlechtlichen Liebe bald Schönheitssinn, bald

[1]) Eros I S. 44. [2]) Eros I S. 275—280. [3]) Eros I S. 66. [4]) Eros I S. 116—119; S. 272. [5]) Eros II S. 43—44. [6]) Eros II S. 189. [7]) Eros II S. 44; S. 172. [8]) Eros II S. 53—150. [9])Eros II S. 161.

Ausartung, bald Willkür oder Selbstbestimmung, bald bloß griechische Liebe sein, bei uns aber weniger oder gar nicht mehr vorkommen, bald soll sie ein Laster wie andere, bald bloß ein Heidenlaster, ja selbst Knabenschändung sein: allein alle diese Erklärungsversuche sind nur untergeschoben[1]), und gegenüber der auf geschlechtlicher Anziehung beruhenden, gegenüber der reinen, naturnotwendigen, der Veredlungfähigen gleichgeschlechtlichen Liebe sind sie hinfällig.

An und für sich wäre die Liebe zu den Lieblingen nicht ein so bedeutender Gegenstand, daß ein dreibändiges aufklärendes Werk über sie brauchte geschrieben zu werden; allein bei den irrigen Vorstellungen, welche das falsche Christentum der Neuzeit von ihr hat, wird sie dazu gestempelt.[2]) Der Naturforscher, der Erforscher der Wahrheit, hat nicht danach zu fragen, ob durch die erkannte Wahrheit und ein dieser entsprechendes Aufgeben falscher Vorstellungen geltende Sitten-, Natur- und Rechts-Lehren und -Begriffe in Trümmer fallen, da er nur einen Richter, die Natur, über sich anerkennt; was durch Naturwahrheit gestürzt wird, war nicht selbst Natur und kann nur durch Vernichtung der unschuldigen Natur mit Gewalt aufrecht erhalten werden.[3]) Das über die Ausübung der gleichgeschlechtlichen Liebe gesetzte Gericht unserer Zeit ist die größte Unrechtsanstalt auf der ganzen Erde.[4]) Auch ist es eine unmenschliche Scham, zu glauben, daß ein diesen so dunklen Gegenstand aufklärendes Buch dem Christentum irgend welchen Schaden stiften könne.[5]) Wer sich Erzieher, wer sich Lehrer nennt und den nicht kennt, nicht kennen will, den er erziehen, den er lehren soll, führt einen Spottnamen und ist in Wirklichkeit nur Barbar oder Halbmensch.[6])

---

[1]) Eros II S. 214—269. [2]) Eros I S. 96. [3]) Eros I S. 172—173. [4]) Eros I S. XXV. [5]) Eros I S. XXXII. [6]) Eros II S. 274—275.

Hößli gibt im 2. Bande des „Eros“ 1838 seiner besondern Befriedigung darüber Ausdruck, daß er in dem 1837 erschienenen Drama „Die Freunde“ von Wiese schon so bald nach Ausgabe seines 1. Bandes (1836) eine Unterstützung seiner Bestrebungen fand.[1])

Ich lasse nun eine einfache Inhaltsübersicht des Eroswerkes folgen, welche den Besitzern desselben gewiß nicht unwillkommen sein wird, da eine solche dem Werke fehlt und Gesuchtes ohne solche nicht leicht auffindbar ist.

Inhalt des ersten Bandes:

Dem Schutzgeist des menschlichen Geschlechts S. V — X.

Einleitende Worte als Vorrede S. XI — XXXIX.

Erster Abschnitt: Hexenprozeß und -glaube, Pfaffen und Teufel als würdiges Seitenstück zu dem Wesen unserer Meinungen und Begriffe vom Eros der Griechen, wie er in seinen Folgen und Einflüssen mitten in unserm Leben waltet S. 1— (274 statt) 30.

Zweiter Abschnitt: Wahn und Wahrheit, Aberglaube und Unwissenheit, unsere Meinungen und Begriffe vom Eros der Griechen, unser Irrglaube an eine Zuverlässigkeit der äußeren Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele S. 31—72.

Dritter Abschnitt: Deutungen des Charakters der Menschheit zu allen Teilen und Bestimmungen ihrer geistigen und leiblichen Natur S. 73—92.

Vierter Abschnitt: Nähere Bezeichnungen und Bestimmungen der Aufgabe dieses Buchs und des Unterschieds zwischen uns und den Griechen in Betreff des Eros, oder der Natur, der Ansichten und der Behandlung der Liebe zu den Lieblingen, wie unseres Glaubens an eine (nicht vorhandene) Zuverlässigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele, in sittlicher, moralischer und anthropologischer Hinsicht und Beziehung S. 93—112.

Fünfter Abschnitt: Das Wesen der menschlichen Geschlechtsliebe (Erfahrungen und Glaubensbekenntnis) S. 113—154.

Sechster Abschnitt: Natur S. 155—174.

Siebenter Abschnitt: Plato S. 175—192.

---

[1]) Eros II S. 327**).

Inhalt des zweiten Bandes:

[1]) „Der zweite Band erscheint durch Zufall nicht in besondere Abschnitte geordnet." Hößli: Eros II. S. 44.

basis 2. VI) S. 112—114; — 26. Sadi (Rosengarten, nach v. Ramdohrs Venus Urania IV. S. 25) S. 114—115; — 27. Virgil (zweite Ekloge) S. 116—118; — 28. Lucian im Eingang seines Gespräches: Das Schiff oder die Wünsche S. 118—121; — 29. Ishak Tschelebi S. 121—122, Ussuli S. 123 und Affitabi S. 123—124; — 30. Ahmed Pascha S. 125—126; — 31. Theokrits siebente Idylle S. 126—129; — 32. Antinous und Hadrian S. 129; — 33. Morgenländische Stimmen und Zeugen der platonischen Liebe S. 129—131; — 34. Die Insel der Liebe (von Herder aus dem griechischen) S. 132; — 35. Griechische und römische Geschichte (Aelianus und Athenäus) S. 132 bis 133; — 36. F. W. B. von Ramdohr, über die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung. 3. Bandes 1. Abteilung, 12. Kap. S. 134—135; — 37. Persische Stimmen und Zeugen S. 135 bis 136; — 38. Theokrits Idyllen S. 136—141; — 39. Ahmed Daji, Dichter aus dem Lande Kermjan in Kleinasien S. 141; — 40. Xenophon im Symposion S. 141—143; — 41. Durch v. Hammer übersetzte kleine orientalische Dichtungen S. 143—148; — 42. Plutarch S. 148—150.

Die Männerliebe der Griechen war weder A: Schönheitssinn S. 215—219, noch B: Seelenliebe S. 219—224, noch C: Ausartung S. 224—226, noch D: Willkür, Selbstbestimmung S. 226 bis 234, noch E: bloß griechische Liebe S. 234—237, auch ist sie F: nicht bei uns weniger oder gar nicht vorhanden S. 237—239, noch G: ein Laster und Verbrechen wie andere S. 239—264, noch H: bloß ein Heidenlaster S. 264, noch I: Knabenschändung S. 264—269.

Für den dritten Band des „Eros" waren außer der Leidensgeschichte Desgouttes' von Hößli die folgenden fünf Kapitel geplant:

1. Die Bedeutung und Heiligkeit der Geschlechtsnatur, physisch, psychisch und intellektuell, die innerhalb ihrer Schranken möglichen Gefahren und Entwürdigungen und was an ihr zu bilden oder zu zerstören ist (nach Eros II. S. XII und S. XV).

2. Die besondere gleichgeschlechtliche Geschlechtsnatur, jetzt unterdrückt und verwahrlost, bleibt trotzdem vorhanden und absolut wirksam (nach Eros II. S. 343—344).

3. Der große und unabwendbare Einfluß des jetzt verworfenen Teils der Geschlechtsliebe (der gleichgeschlechtlichen) auf alle Gebiete des Lebens mit besonderer Rücksicht auf den körperlichen Punkt (nach Eros II S. VII und S. 346—347).

4. Versittlichung der Männerliebe; der Lichtkreis, in welchem uns künftig alles Rätselhafte, Rechtliche und Unrechtliche, Sittliche und Unsittliche, kurz, der ganze Geist, die Moral und Idee des Eros und der Lehren des Plato aufgehen wird (nach Eros II S. XXIII und S. 342—343).

5. Was hat die Religion aus dem Eros zu machen und die diesem Versuche zu widersprechen scheinenden Bibelstellen (nach Eros II S. 351*).

2. Entstehung, Werdegang und Schicksal des „Eros“.

Als Heinrich Hößli 1817 bei Bekanntwerden der Ermordung des unglücklichen Bureauschreibers Daniel Hemmeler durch die Hand des nicht minder unglücklichen Rechtsagenten Dr. jur. Franz Desgouttes in Langenthal die „Fesseln dieser Zeit um seinen Geist“ sich lösen fühlte, war er 33 Jahre alt, schon 6 Jahre Ehemann und bereits Vater seiner beiden begabten und später so unternehmungslustigen Söhne geworden. In seinem überaus empfänglichen, allem Unrecht abholden Gemüte verschmolz mit dem lodernden Zorne, in welchen er durch den ihm überall entgegentretenden Mangel an Erkenntnis der Natürlichkeit und Naturnotwendigkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe geriet, der Unmut über den von der Geistlichkeit seines Landes geduldeten, wenn nicht gar genährten Aberglauben an Hexen, deren letzte, Anna Göldin, in Heinrichs Geburtshause zu Glarus gelebt hatte und kurz vor seiner Geburt durch Menschenhand vom Leben zum Tode gebracht worden war, zu einer in seiner Seele gewaltig kochenden Empörung. Die völlige Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen für das nach seiner Ueberzeugung auf der gleichen Stufe mit der zweigeschlechtlichen Liebe stehende Problem der Liebe zu den Lieblingen war im Falle Desgouttes wieder einmal grauenvoll an das Tageslicht getreten. Hößli zermarterte sein Gehirn mit dem Versuche, in unwiderleglicher Darstellung der Welt zu zeigen, wie sie in Hinsicht ihrer Verfolgung der Erscheinungen gleichgeschlechtlicher

Liebe noch völlig demselben finstern Aberglauben verfallen, in einer analogen Wahnidee befangen sei, wie die Welt des früheren Jahrhunderts bezüglich der Hexen. Aber noch fühlte Hößli sich nicht reif für ein wirksames eigenes Unternehmen, noch fehlte ihm die Kraft, ein Werk zu schaffen, das um ein Jahrhundert den Zeitgenossen vorauseilen sollte, noch vermochte er nicht, seine Gedanken so zu sammeln und zu sichten. Es kam ihm der Einfall, einen seiner Meinung nach würdigeren Mann, als er selber war, zum Mundstück seiner Ideen zu gewinnen. Er schrieb nun einen Aufsatz „über Geschlechtsverhältnisse" nieder und suchte 1819 Heinrich Zschokke in Aarau auf, um ihn außer durch Uebergabe seines Aufsatzes auch mündlich zum Schreiben über seine Idee für den Druck anzuregen. Der damals als Lehrer der Philosophie in Luzern tätige, Hößli befreundete Troxler[1]) übernahm es, Hößli bei seinem Duzfreunde Zschokke einzuführen; Abends spät traf er mit Hößli in Aarau ein und beide suchten noch am selben Abend Zschokke in dessen Landhause, der Blumenhalde, auf. Schon im Gange rief Troxler seinem Freunde Zschokke seinen Gruß entgegen und fügte hinzu: „Ich bringe Dir hier einen halben Gelehrten," worauf dann Zschokke schlagfertig erwiderte: „Entweder ist's ein ganzer Gelehrter oder ein Narr!" Von dem Empfange bei Zschokke teilt Hößli in seinem „Eros"[2]) mit, daß jener ihn als Fremdling mit großer Güte und Gastfreundschaft aufgenommen und behandelt, auf seine Ansicht hingegen, seiner eigenen

---

[1]) Ignaz Paul Vital Troxler, geb. 11. Aug. 1780 zu Münster im Kanton Luzern, wurde von Jesuiten erzogen, widmete sich kurze Zeit der praktischen Medizin, ergab sich dann ganz seiner Lieblingswissenschaft, der Philosophie, und war nacheinander Lehrer derselben in Luzern und Basel und Professor der Philosophie in Bern. Seine „Metaphysik" hat Heinrich Hößli in seinem „Eros" benutzt.

[2]) Hößli: Eros I S. 278.

vielen allbekannten Arbeiten, Amtsgeschäfte und Lieblingsforschungen wegen, äußerst wenig Zeit verwendet habe. Als Zschokke's sehnlichst erwarteter „Eros“ 1821 erschien, sah Hößli sich um so bitterer getäuscht, je mehr er sich von ihm versprochen hatte; er erkannte vollkommen die Vergeblichkeit seines Schrittes. „Ihm bewies ich“ — heißt es in Hößli's handschriftlichem Nachlasse — „mit meiner Reise und Mittheilung die größte Achtung, das größte Zutrauen, eigentliche Verehrung . . . In meinem Aufsatz hat es ganz offenherzig Desgouttes geheißen, was Herr Zschokke in Lucasson verwandelte . . . Ich erstarrte gleichsam über diese Schrift (Eros), in der Holmar meistens meine eigenen Worte ausspricht — damit die Anderen ihn widerlegen können, verlor meinen Glauben an Mensch und Wahrheit — und nahm mir vor, zu schweigen und zu sterben. — Jahre vergingen und nun rufen Stimmen von außen und innen . . . Die männliche Natur und Liebe — nicht entmannte — in solcher Gestalt theilte ich meine Idee Herrn Zschokke mit und vorn in seinem Gespräch scheint's, als wolle er nichts Castriertes zum Besten geben — aber auf einmal muß das Geschlechtliche weg und das Verstümmelte an dessen Stelle, aber da erkenne ich meine Wahrheit in Herrn Zschokke's Gewand nicht.“

Um den ganzen Ingrimm Hößli's gegen Zschokke's Schändung seiner Eros-Idee zu verstehen, müssen wir Zschokke selbst zu Worte kommen lassen.

Heinrich Zschokke's Novelle „Der Eros oder über die Liebe“ kennt von urnischen Liebespaaren Damon und Pythias, Achilles und Patroklus, Orestes und Pylades, Theseus und Pirithous, Harmodius und Aristogiton, Epaminondas und Kaphisodor, Sokrates und Alcibiades, Jonathan und David, Jakob I. von England und Buckingham, Lucasson und Walter (erdichtete Namen für Franz Desgouttes und Daniel Hemmeler); von Urningen macht

die Schrift namhaft: Heinrich III. und Ludwig XIII. von Frankreich, Pabst Julius II. und Lord Byron. Bei vielen schiefen Auffassungen erscheint als wichtigste Stelle der Passus „Menschenkenner“[1]), welcher als eine Art Selbstbekenntnis Zschokke's, zum mindesten aber als ein Bekenntnis Zschokke'scher Auffassung des Uranismus anzusehen ist. Hier erklärt er die Liebe zwischen Personen einerlei Geschlechts für eine Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen macht, das sich selbst noch nicht versteht; es gebe wohl wenige Männer von gefühlvoller Gemütsart, welche nicht auch als Knaben von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhingen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfänden. Er erinnere sich eines solchen Zuges aus seinem eigenen Kindesalter. Daher stamme die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man ihn sich gern träumt und nie findet, besonders im Ungestüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegten. Die mancherlei Verhältnisse aber, welche vom nähern Umgang mit Frauen entfernt halten, sind nach ihm diese: Der wildere Knabe spiele am liebsten mit seines Gleichen und plage das kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben wolle oder weine. So bleibe er immer von diesem entfernt; als werdender Jüng-

---

[1]) Zschokke: Der Eros, Ausgabe 1843, S. 281—284, siehe S. 451 Fußnote.

ling nicht minder, denn teilweise reife er viel später als die Jungfrau, teils zerstreuten ihn Anstrengungen und Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und wann im Jüngling die dunkle Sehnsucht des Herzens heller werde, trete er scheu vor dem andern Geschlecht zurück, sei es, weil ihm der Zwang lästig sei, welchen er seiner ungebundenen, noch knabenhaft-rohen Art in Gegenwart fein gesitteter Frauenzimmer auflegen müsse; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen sei, welches Jean Paul das der Flegeljahre heiße, blöde und scheu dastehe; oder weil er stark und besonnen genug sei, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken dürfe; oder weil ihm bei seiner eigentümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusage. Während so vom andern Geschlecht mehr oder minder willkürlich sein Herz entfernt bleibe, verstumme die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie rede der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling und erhöhe diese mit Leidenschaft zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung es sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wisse. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes sei, um so dauerhafter werde seine Neigung; je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht stehe, um so stürmischer, alles überwältigend werde die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehre, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart oder eines Mädchens verzehrend werde, das hoffnungslos um den Geliebten seufzt. Wenn es bei uns in Europa möglich sei, daß junge Männer von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur sich irre führen lassen: um wie viel leichter sei es im alten Griechenland gewesen, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns

gezogen gewesen wäre; dort hätten mehr und längere Zeit als bei uns Männer ausschließlich mit Männern gelebt; in Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen hätten sie meistens nur sich gesehen, während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern, Verlobten und Ehemännern umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung sei das Gut des Mannes gewesen, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt geblieben sei. Daher hätte sich früh die Achtung des Mannes dem Mann zugelenkt, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemütes und durch Reichtum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen hätte erregen können. Die vergängliche Schönheit der Jungfrau, ihr schwächliches Wesen seien des heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwert gewesen. Seine Neigung hätte sie daher nur auf kurze Zeit und nur, weil sie Weib war, fesseln können. Dauerhafter und genußreicher hätten die Freundschaften der Männer unter einander sein müssen, oft durch gegenseitige Hülfe, oft durch gleiche staatstümliche Ansichten, bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denke man sich noch hinzu: die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen. Es sei nicht zu leugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprächen und mehr Heldenmut, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anrede, als im Gesicht des schönsten Mädchens, weil jener schon früh seine Leidenschaft offen spielen lasse, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingrabe, während das Mädchen mit sittiger Klugheit ihr Innerstes verhehle und gerade das Gesicht,

statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemütes mache. Die erste Liebe des Jünglings und der Jungfrau sei in ihrem Streben heilig, alles vergöttlichend und voll Grauen vor roher Tierheit. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwidern des liebebekennenden Blickes seien ihnen höchster Genuß; der bloße Gedanke an einen Kuß sei schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligtum. Diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebender hätten ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur, deren Zepter alle beseelten Geschöpfe wissend oder unwissend gehorchten. Plato, Xenophon und Plutarch, die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands erwiesen die angebliche Heiligkeit ihres Eros unverkennbar als Selbsttäuschung. Er entspringe bei Einzelnen wie bei Völkern zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch sei die gleichgeschlechtliche Liebe rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe; aber zuletzt gehe bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Alle Weisen hätten die herrschenden, selbst üblen Sitten ihrer Nation nur mit sorgsamer Umsicht berührt und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, nur getrachtet, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Je länger er über diesen Gegenstand denke, je schauderhafter sei ihm der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu nehmen.

Über solchen „Verrath“ konnte Hößli sich nicht beruhigen; sein handschriftlicher Nachlaß enthält darüber bündige Belege: „Hätte Herr Zschokke damals nur seinen Holmar und nicht alles reden lassen — — es gilt hier nicht einen Menschen; es gilt hier tausend und tausend Menschendasein und eine unumwundene, schlichte, einfache, nicht gekräuselte Wahrheit, unabänderliche, feste, ewige Naturerscheinung und nicht eine in allen Fahnen und

Fähnchen gezierte Meinung, es gilt tausend und abermal tausend Menschendasein . . . Ich wage nicht zu sagen, daß die Liebe eine Krankheit sei, wage auch nicht zu behaupten, daß sie keine sei — doch ist sie eine gebärende Gährung der menschlichen Wesen — sie ist eine gewaltsame, in unsrer Natur wirkende Kraft und es wird wohl kein Moment im Kreislauf des Menschenlebens geben, in dem alles Innere der Menschennatur sich lebendiger offenbarte, als in der Liebe — mögen wir sie für Krankheit oder für Gesundheit halten, und darum ist die Liebe zu kennen auch von dieser Seite wichtig . . . Ich theilte früher meine Ansicht dem Verfasser mit, und, wie es scheint, hat er solche seinem Holmar in der Absicht, mich zu widerlegen, in den Mund gelegt; und doch sind Holmar's Reden die Wahrheit und diese zu suchen und retten zu wollen ist Menschenpflicht und Menschenberuf, da allervörderst, wo es unmittelbar um die Rettung oder die Schändung von tausend Mitmenschen zu thun ist. — — — Meine Idee — — sie ist mein Kind, von den innersten Falten des Lebens habe ich sie geboren, ohne ihr damals Obdach und Kleidung, Heimath und Pflege zu wissen; das arme Kind trug ich mit Vertrauen und Thränen zu ihm — aber er entließ es zur unglücklichen Schaar der Heimatlosen — nackend und kalt . . . wäre Holmar je einer gewesen, so wäre er's noch und wäre er's jetzt, so wäre er's immer gewesen . . . daß er es noch bis zu diesem Verrath fortsetze, das habe ich nicht gedacht — aber Z. gewiß auch nie, wie gleichgültig er mir ist dieser Verrath — und wie zwecklos von ihm — denn gesetzt, ich sei selbst — oder ich sei es nicht — so gleich als zwei Wassertropfen — so gleich wie blondes oder schwarzes Haar u. s. w.“

Indem Hößli sich diese Gleichgültigkeit einredete, brachte er es fertig, an Zschokke nachfolgendes Schreiben zu entwerfen:

„Glarus im Juny 1826.

„Verehrungswürdiger Herr!

„Ich habe vor etlichen Jahren meine Freude, Sie kennen gelernt zu haben, meinem Freunde, dem Herrn Pfarrer Speich, nicht verborgen. Er kommt jetzt, im Begriff, nach Aarau abzureisen, zu mir, daß ich ihn Ihnen empfehlen möchte, wenn Sie ihm Rath geben könnten, eine Pfründe in Ihrem Canton zu erhalten, seine hiesige beträgt nur f. 350, was zu wenig ist. Wenn er nicht so still und recht und fromm sein ganzes bisheriges Leben seiner jetzigen Gemeinde gewidmet hätte ohne Tadel, so würde ich gewiß nicht wünschen, daß Sie ihm Rath ertheilen möchten. Er hat mich überrascht, ich weiß ihm jetzt nicht zu entgehen, kein schicklicher Vorwand stellt sich mir dar, so verwegen es ist, Ihnen nach Ihrem letzten Schreiben wieder mit einem Briefe beschwerlich zu sein. Vergeben Sie mir! Es soll Jahre lang nicht wieder geschehen . . . . und hier noch das allerletzte Wort des Eros halber . . . . Vor etlichen Monaten erst habe ich zu meinem Erstaunen eingesehen, daß ich geradezu eine Sache vertheidigte, deren Dasein in der Natur ich nur beweisen wollte, ich bin mit sammt der Thür ins Haus gerannt, dunkel ahnend, daß Gutes lieber gehört werde als Böses, und schöner sei, dem Guten das Wort zu reden als dem Bösen u. s. w. — so ist, was ich schrieb, eine Art Apologie geworden, mit der ich mir Ihr Schreiben zugezogen habe. Platon beschreibt genau die Natur der Männerliebe, er schildert und glaubt sie, wie ich sie geschildert habe und ewig glauben muß, aber der göttliche Plato lehrt, wie das Thierische dieser Natur überwunden werden soll — er will forschen, er will reinigen, bilden, gerecht sein, erziehen, erheben, nicht ersticken, nicht wegwerfen, nicht un-

gehört verdammen, nicht verwahrlosen; wirkliche Naturen, die unter seinen Augen stehen, nicht leugnen, ihnen sagen: „Ihr seid nicht,“ aber wie durch des Geistes Macht sie sich vom Staub erlösen sollen, lehrt sie sein himmlischer Geist, der es nicht könnte und sich auch nicht dazu gedrungen fühlen würde, wenn er an ihrem Dasein gezweifelt hätte. Das, was Ihr Schreiben meine Hauptidee nennt, verachtet Platon, wie Sie es verachten, und schreibt ebendeßhalb seine Erlösungslehre von derselben. In Ihrem Eros aber sehe ich jene Naturen bezweifelt — nicht angenommen — und ich, indem ich das Dasein einer Sache erweisen wollte, schrieb eine erbärmliche Apologie derselben, was ich, gegeißelt durch Ihr Schreiben, mit Scham und Reue einsehen gelernt habe. Dagegen habe ich aber dennoch eine der jetzigen Welt, selbst Ihnen und Herrn Doktor Troxler unbekannte Wahrheit laut und rein und ohne Scheu und ohne Furcht ausgesprochen und verdiene von dieser Seite her keine Verachtung. Zwar bis auf weiteres schweige ich und keinem Freund und keinem Bruder wird darüber sich mein Herz aufthun; ich habe das meinige gethan — das ist süß! und sehe, was die Menschheit ist, das ist bitter!!

„Ueber die im Xenophon (der die Frauen liebte) angestrichenen Stellen darf ich der Weitläufigkeit wegen, die Sie mir nicht vergeben würden, nicht eintreten, was mich Ueberwindung kostet. Aber beweist nicht die kürzeste derselben streng das, was ich eigentlich will, nämlich, Liebe sei ihrer Natur nach nicht Freundschaft beim Homer und Freundschaft nicht Liebe — sie lautet also: Achilles rächt den Tod des Patroklus nicht als den Tod eines Lieblings, sondern eines Freundes. Und was sind die Lobreden auf des Sokrates Keuschheit ohne das Dasein dieser Liebe, welcher auch der Liebhaber des herr-

lichen Dichters Agathon sogar in ihrer ungereinigten Sinnlichkeit eine Lobrede gehalten hat, welche Xenophon zwischen von mir angestrichenen Stellen ausschwatzt."

„Ich schließe mit dem innigsten Wunsch, daß Sie und Ihr theures Haus gesegnet sei und stets gesegnet bleibe, und mit der Bitte, daß Sie mir großmüthigst alles vergeben, und mit der Versicherung meiner unveränderlichsten Hochachtung

Herr Cantons Rath

Dero ergebenster Diener."

Mit Sicherheit geht aus dem obigen an Zschokke gerichteten Schreiben Hößli's hervor, daß dieser im Juni 1826 die begreifliche Scheu, mit seiner Idee selbst schriftstellerisch hervorzutreten, noch nicht überwunden hatte und der mutige Entschluß zu seinem „Eros" damals noch nicht von ihm gefaßt war; und doch war er bereits 42 Jahre alt. Den Zeitpunkt, in welchem diese Wandlung in seiner Seele vorging, habe ich nicht ermittelt.

Als Heinrich Hößli zu Anfang der dreißiger Jahre am „Eros" arbeitete, wohnte er auf dem Spielhofe im „süßen Winkel" beim Schlossermeister Andreas Stüssi. Die Gedanken an seinen Gegenstand beschäftigten ihn derart, daß er Schiefertafeln und Kreide mit in's Bett nahm, um deren über Nacht entstandenen Inhalt am nächsten Morgen zu ordnen und abzuschreiben; auch schrieb er im dunkeln Hinterzimmer des schwarzen Adler seine Ideen, so wie sie ihm kamen, um sie nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren, mit Kreide an die getäfelte Wand; er spannte eine Schnur an der Wand aus, um beim Schreiben in der dunkeln Stube die Linie innehalten zu können; Licht anzuzünden verschmähte er, vielleicht, weil im Dunkeln die Gedanken reichlicher und ungestört ihm zuflossen.

Vom 11. Dezember 1834 bis über den 13. Juli 1835 hinaus stand Heinrich Hößli, damals im schwarzen Adler zu Glarus wohnhaft, in Unterhandlung mit dem Buchhändler Fr. Schultheß in Zürich bezüglich des Druckes seines „Eros“. Er hatte sich erboten, 200 Franken zu zahlen oder die Hälfte der Druckkosten für die beiden ersten fertigen Bände tragen zu wollen gegen Ueberlassung der Hälfte der zu druckenden Exemplare. Die Verhandlungen liefen aber zunächst ohne positives Ergebnis aus, indem die Schultheß'sche Buchhandlung an Heinrich Hößli schon unter dem 31. Dezember 1834 schrieb: „Wir bedauern wirklich sehr, Ihnen hinsichtlich der Verlagsübernahme eine ablehnende Antwort ertheilen zu müssen, denn obgleich wir den Werth der Schrift vollkommen anerkennen und den Fleiß des Verfassers bewundern, so können wir uns doch nicht überzeugen, daß der Absatz der Schrift mit den Kosten des Druckes im Verhältniß sein werde.“ Auf der Rückseite des Schreibens der Firma steht von Hößli's Hand vermerkt: „20 Bogen würden höchstens 30, vielleicht nur 25 Ldors. kosten“. Später jedoch betraute dieselbe Firma einen Freund, „einen Geist-, nicht Buchstaben-Philologen“, mit der Durchsicht des Hößli'schen Manuskriptes zu den beiden ersten Bänden; und da der vorsichtige Freund, bevor er ein Urteil fällte, auch noch das Manuskript zum dritten Bande zu sehen wünschte, so erbat sich die Firma unter dem 13. Juli 1835 auch dieses, erhielt es aber nicht, da es noch nicht fertig war. Endlich schrieb die Schultheß'sche Buchhandlung auch noch an den Buchdrucker Cosmus Freuler in Glarus, nachdem dieser von Heinrich Hößli mit dem Druck des „Eros“ beauftragt worden war: „Hinsichtlich des Werkes des Herrn Hößli möchte ich Ihnen rathen, vorsichtig zu sein, indem ich nicht glaube, daß der Debit die Druckkosten decken könne; ich habe dies dem H. Verfasser mehrmals ge-

sagt und ihn von der Herausgabe abzunehmen gesucht. — Aus dem gleichen und noch einem andern Grunde müßte ich es ablehnen, daß meine Firma auf den Titel gedruckt werde und ich mich des Absatzes im Auslande annehme, der ganz gewiß auch mehr Kosten als Einnahme nach sich zöge."

Bevor Hößli sein Manuskript der Buchdruckerei Freuler übergab, wünschte er dessen Durchsicht von Seiten eines Gebildeten; er wählte zu diesem Behufe den Lehrer an der Elementarschule zu Glarus Burghard Marti; dieser jedoch wies Hößli's Ansinnen zurück. Dagegen übernahm diese Revision bereitwillig der Lehrer an der Sekundärschule zu Glarus Gottlieb Strässer [1]).

Noch während des Druckes des ersten Bandes seines „Eros" erhielt Hößli durch den Studenten der Philosophie Joh. Christ. Tschudi aus Zürich Anfangs Juli 1836 von diesem erbetene Bücher zugesendet mit dem brieflichen Vermerk: „Es wird überflüssig sein, zu bemerken, daß Sie in Platon's Symposion, das ich gerade in der Ursprache durchlese, bedeutende Materialien zu Ihrer

[1]) Gottlieb Strässer wurde 1801 zu Remscheid geboren, war bis 1852 Lehrer an der Sekundärschule zu Glarus, einer vierklassigen Realschule, welche von den jungen Leuten, nachdem sie die Elementarschule im 12. Lebensjahre absolviert, im 13. besucht wurde, und kam von da nach Aschaffenburg, woselbst er erkrankte, von seinen ehemaligen Glarner Schülern durch eine freiwillige Kollekte unterstützt wurde und am 23. Juli 1862 arm verstarb; er war eine Zeit lang auch Vorsteher der ehemaligen „Evangel. Landesbibliothek" in Glarus, welche jetzt im Gerichtshause untergebracht ist; hier wird ein Manuskript aufbewahrt des Titels: „Quellen zur Glarnergeschichte. Mit Vorrede von G. St. 1845. Mit Nachträgen von Peter Leuzinger. Fol." In diesem Manuskripte findet sich die Notiz: „H. Hößli † 1864. Verf. d. Eros, die Männerliebe der Griechen. Der größte Theil wurde seiner Zeit confiscirt." — Diese Notiz brachte mich erst auf den richtigen Weg, um welchen von den zahlreichen Heinrich Hößli von Glarus es hier sich handelt.

Schrift finden“ — ein Beweis, daß Hößli für ihn fruchtbare Hülfe zu finden verstand, daß man seinen Wert zu schätzen wußte und daß es ihm an entgegenkommendem Verständnis nicht fehlte. Erst im Dezember 1836 hatte des „Eros“ erster Band die Presse verlassen und konnte versendet werden; hierüber Aufschluß gibt ein Schreiben des H. Dietrich Schindler aus Mollis vom 20. Dezember 1836, welcher das ihm zum Kaufe angebotene Exemplar mit dem Bemerken zurücksandte: „Ich las nur einige Abschnitte und halte es nach diesem für einen interessanten Versuch, über einen in mannigfacher Hinsicht wichtigen Punkt mehreres Licht zu verbreiten oder zur weiteren Untersuchung Veranlassung zu geben.“ Hößli's reine Freude über das gelungene Werk bezeugt folgendes Fragment seines Schreibens an einen Ungenannten (wahrscheinlich Troxler):

„Aber ob wir dies Denkmal unter eines Galgens schauderhaftem Schutt zu errichten Pflicht hatten oder nicht — das entscheide der Genius der Menschheit — der Geist wahrer Religion.

„Was Sie, Freund der leidenden Menschheit, hier empfangen, hatte bei den Griechen nicht gefunden werden können; es sind Resultate jener und späterer Zeiten — und ich schreibe über ein Verkennen und dessen Folgen und über eine Unwissenheit, die Griechenland nicht umnachtet haben. Die Humanität der Griechen und das spätere Versinken unsers Geschlechts haben nur vereint mir diesen Blick in's innere Menschenthum geben können.

„Ich zweifle nicht, daß, wenn ich hier die Erzeugungs- und Fortbildungs-Geschichte meiner Idee beschrieben hätte, auch sich mein Endzweck sicherer gefunden haben würde. Aber das wäre der Arbeit für Jahre genug und in einer Lage wie die meine nie möglich.

„Wenn das, was ich hier Gott weiß wie hingeschrieben habe, zu überzeugen hinreicht — so ist mein Triumph

der größte eines Sterblichen, man hat nur alsdann einen Maßstab für ihn, wenn man glaubt, daß ich mit meinem Leben der Menschheit diese Wahrheit kaufen wollte. Sie steht in ihrer Himmelshoheit vor mir, aber ich vermochte keinen Zug in seiner Majestät von ihr zu geben und Winke sind es nur und Wünsche. — Ob sie verstanden und erfüllt werden können oder nicht? — Im letztern Fall hab' ich die schwere Pflicht erfüllt — meinen Schlaf und Schweiß und vieles noch zum Opfer dargebracht und mich versenkt in alle Dunkel einer Menschenseele — wegen der ewigen Wahrheit und der namenlosen Dulderin, der Mutter und ihres Sohns am Rad. Jetzt thun Sie das Beste — ich weiß es — die Seele eines edlen Mannes umarmt eine Welt. Im erstern Fall — ertrüg ich ihn? vermag ich ihn zu denken? empfing noch vor dem Tode der Dulderin des Sohnes gebrochenes Bein ein Friedhof? Und meine Lehre schrieb ich besser hin — ein anderes Denkmal der erlösenden Wahrheit und der Völkertugend Griechenlands.

„Zu unsrem Gebäude ist die Naturlehre das Fundament, hier sind zwar noch roh durch einander geworfen, die Materialien dazu, weihen Sie! den Eckstein ein — so bau' ich fort — der Entwurf zu einer Sitten- und Bildungslehre ist da. Diese zwei letzteren Theile werden erst, was jetzt noch roh und frucht- und planlos scheint, erklären.

„Wäre es vielleicht ein Scherflein auf dem Altar Griechischer Weisheit, wenn Herr Professor Dannecker, den ich zwar nie gesehen habe, aber wegen seines Eros[1]) um ein Urtheil über meine Idee gebeten würde?

„Soviel ich noch zu sagen hätte, muß ich schließen. Gott segne Ihr Thun, Wohlthäter der Menschheit! Ich bin mit tiefster Hochachtung Ihr Verehrer.“

---

[1]) Heinrich Hößli: Eros I S. 296.

Allein sein Glück sollte dem Verfasser des „Eros" bald vergällt werden. Denn kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes, am 13. Januar 1837, wurde Heinrich Hößli auf Veranlassung des Evangelischen Rates von der Kanzlei der Regierung von Glarus eingeladen und aufgefordert, von seiner Schrift „Eros", dessen 1. Band nebst den bereits gedruckten Bogen des 2. Bandes einzureichen der Buchdrucker Freuler als Verleger schon beauftragt wäre, den ganzen Rest des Manuskriptes zum 2. Bande umgehend „zu geeignetem Gebrauche" zu übermitteln.[1]) Hößli scheint der Aufforderung auch nachgekommen zu sein, aber zugleich eine Rechtfertigung seines Buches versucht zu haben, indem er dem Evangelischen Rate seine Meinung nicht vorenthielt. Zeugnis dessen sind in seinem handschriftlichen Nachlasse befindliche Papiere mit Bemerkungen, welche nicht wohl

---

[1]) Das Schreiben lautete:

Herrn Heinrich Hößli, Handelsmann, Dahier.

Glarus den 13ten Jänner 1837.

Im letzten Evangelischen Rathe wurde die von Ihnen dem Druck übergebene Schrift, betitelt „Eros oder Männerliebe" besprochen und uns von demselben der Auftrag ertheilt, sich den gedruckten ersten Band sowie die gedruckten Bogen zum 2ten Band und zugleich das Manuscript zu verschaffen.

Wir wandten uns sofort an Herrn Buchdrucker Freuler als Verleger dieser Schrift, der uns auch den ersten Band sowie die gedruckten Bogen des 2. Bandes übermittelte, dabei aber bemerkte, daß das Manuscript in Ihren Händen sich befinde.

In Folge dieser erhaltenen Rückäußerung wenden wir uns an Sie mit der Einladung und Aufforderung, uns umgehend das Manuscript dieses besagten Werkes zu geeignetem Gebrauche zu übermitteln.

In dieser bestimmten Erwartung besteht achtungsvoll

Die Kanzlei.
Für dieselbe
Schmid
Landschreiber.

anders denn als Entwürfe zu einer solchen Antwort gedeutet werden können:

„H. Pfr. * * *

„Richter — Anatomen — Gesetzgeber — Naturforscher — sind alle ihre Angelegenheiten und Stoffe Gegenstände geselliger Unterhaltung?!!

„Habe ich eine Schrift für Ihren Wirkungskreis geschrieben? oder wird ein vernünftiger Mensch sie in solchen hineinreißen?!!

„Man kann nicht bezweifeln, daß gerade diejenigen Dinge, über die man sich in einer öffentlichen Gesellschaft zu reden billigermaßen schämte, dennoch zuweilen zu den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens gehören können; es ist also eine tiefe Bosheit oder Dummheit, die diese Schrift gewaltsam in einen Kreis hinüberreißt, für den sie nicht bestimmt ist, in den sie nicht gehört, also bloß, um sie dann da zu verdammen; in der Bibel sind mehr Stellen, die sich ohne Erröthen in keiner Gesellschaft verhandeln ließen, als in meinem Buch.

„Dem Buch, das durch den Stillstand von Glarus jetzt zum Gegenstand Ihrer Verhandlung geworden, hat sein Verfasser absichtlich den nicht anziehenden Titel gegeben, den es nun hat, damit es sowohl hier als anderwärts nur von wenigen wissenschaftlichen Männern gekauft und verstanden werden möchte. Daher kann es ihm nur höchst erwünscht sein, Hochdemselben hiermit die schriftliche Erklärung ehrerbietigst zu überreichen, nämlich daß er dieses Buch im hiesigen Canton (außer an seine wenigen Herren Subscribenten als nunmehrige Besitzer des 1. Bandes) an niemand weiter mehr verkaufen, noch sonst abgeben, ankündigen oder fortdrucken lassen werde. Er bittet aber dagegen Hochdenselben um seine Schrift, sein Eigenthum, damit er gelegentlich den ehrenden Stillstand der Gemeinde sowohl als den Hohen Rath des

Cantons Glarus über die vollständige Idee und Gefahrlosigkeit seines Buches beruhigen könne. Inzwischen er sich in dieser Angelegenheit mit ehrfurchtsvollster Ergebung dem Schutze seiner hohen Obrigkeit empfiehlt.

„Meine Schrift führe zu einem Verbrechen — Knabenschänderei — also ich schrieb über dieses Verbrechen, ich will es prüfen und damit jedem Richter einen Dienst leisten, dafür ich allen Dank erwarte: man ist über einen Kriminalgegenstand hoffentlich doch gern im Reinen.

„Will man eine Schrift, Idee oder Lehre verurtheilen, ohne sie zu kennen — und kennt man ein nicht halb geborenes Werk? weiß man jetzt schon ganz, was ich will? Man muß mich ganz abhören, das heißt, mir gnädig erlauben, mein Buch mit meinem Geld zu drucken und ihm alsdann — sein Recht widerfahren lassen.

„Man will hier die Obrigkeit vorführen, man will sie hier zum Werkzeug der Unwissenheit und Bosheit mißbrauchen.

„Ich sage immer und zwar mit allem Recht: dieses Buch ist ein rein wissenschaftliches — und man will da diese hohe Behörde gegen mein Buch und mich zu einer rein wissenschaftlichen machen — man spielt mit ihr gegen einen Bürger, der nicht weniger werth als meine Gegner.

„Die zwei Titelblätter, genau, buchstäblich, wie sie jetzt vor beiden Bänden stehen, gab ich, gedruckt bei C. F., herum — auf diese hin machte man sich für den Ankauf eines Exemplars verbindlich. Nun fragen wir: sprachen diese zwei Titelblätter mit ihren Motto's eine bestimmte, begreifliche, menschliche, vernünftige Aufgabe aus oder keine?

„Herr Straßer hat gesagt, das Buch ist wahr, aber — Ich Monarch verbiete es — Griechenland ist durch die Ausschweifungen der Männerliebe untergegangen — Stehlen ist ein Verbrechen und man kann mit dieser Natur geboren sein — Man kann doch gleich heirathen,

es gibt ja nur unglückliche Ehen — Abnormitäten, Ausartungen, Auswüchse, Unkraut! Poesien sind Phantasie, gelten und bedeuten nichts.

„Ich erinnere mich eben, daß einst ein Mann anläßlich zu mir sagte: Alle diese (oder solche) Menschen machen nie ein Glück, sie kommen immer in Zerfall — — — und erst nach Jahren ward es mir sonnenklar, daß dieses eine höchst wichtige Beobachtung und Wahrheit sei — die wohl wenig eingesehen wird; so sind sie ganz richtig durch uns zum Fluch geboren, ja durch uns zum Fluch geboren, und das ist die ganze Wahrheit, der ganze Triumph unsers diesfühlig herrlich-sittlichen Standpunkts.

„Preßfreiheit ist nicht Lasterfreiheit. Durch die Presse tritt der Urheber des Guten und Schlechten, eben in diesen Eigenschaften, ans Licht; und es tritt der Mensch, die Wahrheit, die Oeffentlichkeit, die allgemeine Vernunft in ihrer vom Schöpfer beabsichtigten Thätigkeit auf — darin liegt eben der Werth der Presse. Ein schlechtes Buch wird durch sein Erscheinen nicht sicher, es überliefert sich selbst wie rasend dem Gericht der Welt, der Verachtung, dem Spott, und es muß, was in seiner Absicht nicht liegt, gerade dem Guten und Wahrhaften Thür und Thor öffnen.

„Wollten Hochderselbe mir mein nun einziges Ehre-Rettungsmittel untersagen? (das heißt, den Druck meines Buchs) — — — Wenn Sie mich das Buch drucken lassen, alsdann geschieht gewiß, was in der Pflicht liegt, ich werde gerichtet durch das Buch oder geschützt und gerettet durch das Buch und das liegt beides in der Obliegenheit.

„Geben Hochderselbe auch zu, daß sich verlarvte Menschen, das heißt solche, die sich mir nicht nennen (ich habe mich genannt), geheim gegen die h. Wahrheit

meines Buchs und auch gegen mich, meine bürgerlichen Rechte stellen? Ich heiße hier und vorn auf meinem Buch

Heinrich Hößli."

Das Endergebnis der Verhandlungen Heinrich Hößli's mit der Behörde war dieses, daß er die Auflage seines Werkes zwar behielt, auch sein Manuskript zurückbekam, daß er aber innerhalb des Kantons Glarus weder ein weiteres Exemplar des bereits Gedruckten verkaufen, noch sein Manuskript weiter drucken lassen durfte. Gemäß einer Bekundung soll er eine schwere Buße (angeblich 2000 Franken oder mehr) haben zahlen müssen, nach einer andern Quelle kam er dagegen ohne Buße davon. Seinem bisherigen Buchdrucker Freuler war damit die Möglichkeit des Weiterdruckes abgeschnitten.

Man wird sich schwer des Argwohns entschlagen können, daß das Vorgehen des Evangelischen Rates gegen Hößli nicht lediglich Heinrich Hößli's wenn auch entschiedener so doch von jeglicher Lüsternheit freier Verteidigung der gleichgeschlechtlichen Liebe gelten sollte, sondern mehr und vielleicht besonders seine religiös-freie Denkungsweise, der er durch Einbeziehung von Hexenprozeß und -glauben, Pfaffen und Teufeln in sein Werk von der Männerliebe der Griechen unverhohlenen Ausdruck gab, zu treffen bestimmt gewesen ist. War schon die Darstellung der geschlechtlichen Natur der Männerliebe zu damaliger Zeit eine sehr bedenkliche Kühnheit, welche höchste Vorsicht erforderte, so muß gar ihre Verquickung mit Angelegenheiten des Glaubens als äußerst unvorsichtig bezeichnet werden. Der Gedanke eines Parallelismus zwischen Verfolgung gleichgeschlechtlicher Liebe und den Prozessen gegen Hexen, welche wie ein roter Faden durch beide Bände des „Eros" sich hindurchzieht, mag dazu mitgewirkt haben, daß auch Solche Hößli nicht verstehen wollten, die ihn hätten ver-

stehen und der Verbreitung seiner Erosidee hätten förderlich werden können, daß er zur Zeit seines Auftretens, im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts, unbeachtet blieb oder totgeschwiegen wurde, daß er tauben Ohren predigte und nach dem Erscheinen seines ersten „Eros"-Bandes bereits einem geschlossenen Widerstand sich gegenüber sah, an dem selbst seine im höchsten Maße opferwillige und trotzige Energie und seine von ununterdrückbarer Ueberzeugung getragene Willenskraft nach kurzem Kampfe zerschellte; diese unglückselige Verquickung von Liebe mit Glauben, welche freilich in seinem Gerechtigkeitsgefühle wurzelte, mag vorzugsweise die Schuld tragen, daß Hößli am Siege seiner Wahrheit für absehbare Zeit endgültig verzweifeln mußte und ein Prediger in der Wüste nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern bis auf die heutige Stunde geblieben ist. Sein großes unsterbliches Lebenswerk, sein zweibändiger „Eros", hat denn auch tatsächlich das Schicksal erlebt, daß es an der Wende des 19. Jahrhunderts, fast 60 Jahre nach seinem Erscheinen und fast 30 Jahre nach Hößli's Hinscheiden, von einer Seite, welche Hößli's Wesen und Bedeutung mit Verständnis zu erfassen vermochte, in zwei völlig getrennte Bücher zerlegt worden ist — in „Hexenprozeß und -glauben, Pfaffen und Teufel" einerseits und in „Männerliebe der Griechen" andererseits.[1])

[1]) 1. Hexenproceß — und Glauben, Pfaffen und Teufel. Als Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte der Jahrhunderte. Von Heinrich Hößli, Leipzig, H. Barsdorf. 1892. 80 Seiten in Oktav. — Diese Schrift enthält manches ausgeführt, was in Hößli's „Eros" nur angedeutet ist, außerdem vieles von Hößli gar nicht berührte, sodaß über die Hälfte ihres Inhalts gar nicht von unserem Heinrich Hößli stammt.

2. Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Oder Forschungen über Platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde. Von H. Hößli. Zweite

Dieses Mißgeschick jedoch, das Verbot des Vertriebes und des Weiterdruckes seines Eros innerhalb der Grenzen des Kantons Glarus, brach Hößli's Wagemut noch nicht; — er sah sich nur genötigt, nach einem Ersatze für den Drucker Freuler in einem anderen Kanton sich umzusehen, und einen solchen fand er alsbald in der Person des J. Fr. Wartmann in St. Gallen. Mit Hülfe dieses ausgezeichneten Mannes gelangte Heinrich Hößli sicher und schnell zu seinem ersehnten Ziele. Vom zweiten Erosbande waren bereits 8 Bogen gedruckt, nur die Seiten 43 und 44 mußten als unbrauchbar verworfen werden; der schriftliche, den Druck des Eros betreffende Verkehr zwischen beiden Männern währte vom 17. März 1837 bis zum 31. Oktober 1838; alsdann war der Druck auch des 2. Erosbandes vollendet. Der Austausch der Gedanken zwischen Wartmann und Hößli hatte inzwischen vertraulich, fast herzlich, ja freundschaftlich sich gestaltet; öfter war die Rede von geplanten persönlichen Zusammenkünften, bei denen dann auch der „liebe Kubli" immer eine Rolle spielte. Wartmann führte Klage bei Hößli über unleserliches Manuskript: „Bei diesem Anlaß" — schreibt er am 10. Juni 1837 — „nehme ich mir die Freiheit, eine Bitte an Sie zu richten, die Sie mir gewiß nicht übel deuten werden. Es kommen nämlich in dieser Manuskriptsendung einige Blätter vor, wovon ein paar nur mit der größten Mühe und eines (wie Sie in der Korrektur finden werden) an einigen Stellen gar nicht entziffert werden konnten. Ich muß Sie deßwegen im Interesse der Sache wirklich dringend bitten, etwas mehr

---

Auflage. Münster i. d. Schweiz. II. und 125 Seiten in Oktav. Von H. Barsdorf, Leipzig, übernommen. — Diese Schrift ist ein etwas dürftiger, stark vernüchterter Auszug aus dem Originalwerke mit Auslassung aller auf Hexenprozeß und -glauben, Pfaffen und Teufel bezüglichen Stellen; die Wortstellung Hößli's ist z. T. modernisiert, die Reihenfolge der Sätze willkürlich gewechselt.

Sorgfalt auf dasselbe zu verwenden; denn äußerst unangenehm ist es für den Verfasser eines Werkes wie für den ehrliebenden Buchdrucker, wenn auf diese Weise sinn- und geiststörende Fehler einschleichen." Ein anderes Schreiben Wartmann's vom 10. Oktober 1837 nimmt Bezug auf den Evangelischen Rat: „Die Glarner Sperren scheinen Retraite schlagen lassen zu wollen und zu dem lieben Juste-milieu zurückzukehren. War es dann wohl der Mühe werth, einen so gewaltigen Lärm in der Welt zu machen, wenn man am Ende doch den Muth nicht hat, einigen intriganten Pfaffen den Hals zu brechen?" Wartmann gelang es, auch die Verlagsbuchhandlung C. P. Scheitlin in St. Gallen zur Uebernahme der Kommission für beide Erosbände mit 50 % Provision zu gewinnen: „Dem mit dem Buchhändlergeschäft nicht Vertrauten" — schreibt er unter dem 28. Januar 1838 an Hößli — „mag allerdings diese Forderung etwas hoch erscheinen; allein es ist zu bemerken, daß Hr. Scheitlin allen andern Buchhandlungen 25 % geben muß, daß ferner alle Spesen für Fracht, Ankündigungen des Werkes und dergl. auf seine Rechnung fallen. Den Preis der zwei Bände dürfte man auf 3 fl. oder mindestens auf 2 fl. 42 stellen."

Ueber Heinrich Hößli's Gemütsverfassung während des Druckes des 2. Bandes seines „Eros" in St. Gallen giebt ein Schreiben Auskunft, welches aller Wahrscheinlichkeit nach für den von Hößli im „Eros" zitierten Verfasser einer Metaphysik, den Professor Troxler, bestimmt war und dessen Konzept in Hößli's Nachlasse vorliegt:

„Glarus, im May 1838.

„Hochzuverehrender Herr Professor!

„Obschon mich die so vollständige Unverhältnißmäßigkeit meines geistigen Standpunktes zu dem Ihrigen abschrecken will von dem Schritt, den ich hier wage:

so ermuthigt und treibt mich dagegen wieder der Geist, den ich bald am Himmel, bald über der Erde, bald außer mir, bald in mir wandeln und wirken sehe, der mich genöthigt hat, diese Schrift, die ich Ihnen, ehrwürdiger Herr! hier in Demuth und Ehrfurcht lasse zuschicken, und die auch in Ihrem Geist in viel weiterem Sinn und Raum als in mir wirksam ist.

„In den zwei platonischen Gesprächen Phädrus und Symposion sind, obwohl von unsrer Zeit noch nicht erkannt, Religion, Natur und Kunst — von deren Einheit oder ewigen Unzertrennlichkeit Ihre Seele so tief erleuchtet ist — dennoch gleich gewiß vorhanden, als diese zwei Schriften selbst vorhanden sind. Da indessen aber das ihnen zu Grunde liegende Prinzip oder ihr eigentliches und ausschließliches Natur-Element uns darum im Dunkeln liegt, weil wir es bisher immer nur umgangen, statt erforscht, aufgesucht oder festgehalten haben — und uns dadurch dann auch zugleich ihre Religion und Kunst, wie sie mit der Natur unzertrennlich Hand in Hand gehen — eben gerade weil sie in ihrem eigentlichen Leben untrennbar sind, in die größte Verwirrung, Unbestimmtheit und Nutzlosigkeit gestellt, verloren oder, da wir ihre Natur im Begriff, in der Idee nicht haben, so haben wir auch ihre Kunst nicht und ihre Religion nicht. Aber die in menschlicher Natur tief und unzerstörbar begründete, ewige Idee derselben umfaßt und bedingt, ganz angemessen Platon's geweihter Seele, wahrlich weit andere, bestimmtere, unaufhörlichere, wichtigere und heiligere Beziehungen zur Menschengesellschaft, als wir bisher eingesehen, geahnt oder unsere schwankenden Begriffe enthalten und angedeutet haben.

„Der Wink ernster Menschenliebe, über die Folgen und Bedeutungen unsres da so irrigen, so unbestimmten Standpunktes — und des griechischen, nicht irrigen zu

Plato und der Menschheit in Betreff des so wichtigen, positiven und unverborgenen Naturgegenstandes der beiden benannten Kunstwerke — den ich Ihnen hier zur Beurtheilung durch gefällige Vermittlung des Herrn J. F. Wartmann zu überreichen wage, ist freilich nur das überaus mangelhafte und rohe Werk eines eben so wohl Schule und Erziehung, als Hüfsmittel und Muße ermangelnden, in aller Verlassenheit leidenden und zum Theil auch verfolgten Menschen. Ich will Ihnen, ehrwürdiger Herr, hier keine von den Gedanken der Vorworte beider Bände wiederholen, sondern nur auch für diese Sie um einen Ihrer Tiefblicke in das Wesen der Religion, Natur und Kunst oder des Menschen eben so dringend bitten, als um ein kurzes Resultat Ihrer mir so hochwichtigen Ansicht und zugleich dann endlich auch um großmüthige Vergebung der Freiheit, die ich anmit zu nehmen mich gedrungen fühlte, und diesen Anlaß nur noch dazu benutze, der besondern, individuellen Verehrung zu gedenken, mit der ich zeitlebens sein werde, hochzuverehrender Herr Professor,

Ihr ergebener

H. Hößli jünger."

Bis zur Fertigstellung des 2. Bandes des „Eros" reichte Hößli's Kraft und Energie; dann hat er jede Absicht öffentlichen Wirkens jäh aufgegeben. Die zahlreichen Vorarbeiten zum 3. Bande ließ er unverändert liegen, aber ohne sie zu vernichten. Er redete sich fortan ein, daß sein Werk nichts tauge, daß der wirksamen Darstellung seiner Erosidee er selber nicht gewachsen sei. In einem Briefe wegen der jüngsten Schrift über den Hexen-Prozeß und eine ältere von J. F. Rübel schreibt er: „Blos um Wort zu halten, kommt der Eros hier auch mit. Sie werden ihn nicht lesen — wegwerfen, denn schlechter ist kein Buch geschrieben; und es ist auch zum Theil dieses

Gefühl, diese Ueberzeugung, daß ich den 3. Thl. liegen ließ; je tiefer ich von der großen Bedeutung der Idee ergriffen bin, um so sicherer ist auch meine traurige Ueberzeugung, daß sie nur durch einen großen, gebildeten, gelehrten Mann unsrer Zeit gemäß darstellbar ist; wie einst den Griechen durch Plato, der noch so prächtig dasteht. Der Stoff, wie jedes Element der ganzen Schöpfung ist immerwährend vorhanden: zum Heil oder zum Verderben . . . da aber sitzt der Verfasser des ersten oben berührten Schriftleins Pag. 157 Zeile 4, 5 u. 6 wahrlich noch im dicken Nebel."

Allein wie sehr seine Erosidee bis in sein Greisenalter Hößli beschäftigte und ihm am Herzen lag, davon zeugt die verlorene rührende Klage im Konzepte eines Briefes von ihm aus dem Jahre 1855: „Wie froh wäre ich, alle meine die Idee des Eros betreffenden zahlreichen Bücher einem fähigen Manne im Interesse einer verlassenen Wahrheit überlassen zu können: und der hätte bei mir den Rechtstitel darauf — weil ich heute oder morgen sterbe, denn ich bin schon 71 Jahre alt." Und hatte Hößli auch mit dem Jahre 1838 alle Hoffnung auf öffentlichen Erfolg vollends aufgegeben, so verlor er damit gleichwohl nicht die Lust, seine Erosidee weiter zu begründen, zu erforschen und zu vertiefen. Zeugnis dessen sind zahlreiche Auszüge und Bemerkungen seines handschriftlichen Nachlasses, Notizen, welche bis in das Jahr des Todes des achtzigjährigen Greises reichen, von denen eine beschränkte Auslese hier Aufnahme finden möge:

Nov. 1854: Es war der Fluch unserer Irridee, die auch am Leben dieses Göttlichen (J. v. Müller) nagte.

24. December 1858: Glarnerzeitung. Bern. Die Fleischvergehen scheinen sich auch in diesem Canton, wie in Zürich, zu vermehren. So werden nächstens vor den Geschwornen des Mittellandes wieder 3 Anklagen auf widernatürliche Unzucht verhandelt.

4. Juni 1859: Neue Glarnerzeitung, 3. Jahrgang, kriminalstatistische Notizen vom May 1858 bis 59. .... jene Prozeduren moderner Raffiniertheit, die anderwärts im Vordergrund der schwurgerichtlichen Dramen stehen, kennen wir bei uns noch nicht und auch das wüste Feld der unnatürlichen Fleischverbrechen, die anderwärts in der ganzen Abscheulichkeit ihrer Formen immer wieder auf den Traktanden stehen, ist unter uns Gottlob unbekannt!

1859: Die Liebe von J. Michelet. Uebersetzt von F. Spielhagen. Leipzig, J. J. Weber. 1859. — Dir habe ich Michelet's ewig bewunderungswürdiges Buch „von der Liebe" oder vielmehr von der göttlichen Tiefe des Weibes zu danken und durch solches die Ueberzeugung gewonnen, daß es wirklich Menschen, Männer, Geister gibt wie dieser Michelet; das sind Seher, Lehrer, Gemüther, Seelen, Engelszungen, Priester und Diener an den Altären der Menschheit, der Tugend, der Religion, der Natur. Von diesem Buch möchte ich viel reden — das ist ein Sinn, ein Griffel, eine Sprache, ein Geist. Daß du den Sinn hattest, mir dieses Buch mitzutheilen, freut mich sehr. — O daß wir auch über andre Sphären der Wunder dieser Weltschöpfung solche Bücher hätten.[1])

18. Nov. 1860: — ja! ja! aber um der Tugend und der Vergöttlichung der männlichen Liebe willen — wie bei der zweigeschlechtlichen die Venus Urania — war für die Männerliebe der Eros in Tempeln und Gymnasien ....

9. April 1861: Landbote No. 84. Winterthur. Vermischtes. — Unter den Miszellen eines deutschen Blattes

---

[1]) Das Werk J. Michelet's, Die Liebe, übersetzt von Friedr. Spielhagen, bildet 3 Bändchen (2523—2525) der Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek (Preis 60 Pfennige).

lesen wir folgendes: In Vevey am Genfersee genießt das Hotel des Trois Couronnes, auch Hotel Monnet genannt, eines altbewährten Rufes. Aber Herr Monnet, der dieses Etablissement gründete und so glücklich emporbrachte, genießt nunmehr einer behaglichen Ruhe. Und die Sache ist folgender Maßen gekommen. Vor etwa zwei Jahren logierte in dem Hotel ein reicher Russe und fand an dem ihn empfangenden Oberkellner, einem Frankfurterkinde, ein besonderes Wohlgefallen; ja seine Zuneigung stieg so weit, daß er den jungen Mann um seine Ansichten und Pläne für die Zukunft befragte. Diese waren so bescheidener Natur, daß er die Frage seines Gönners, „ob er nicht gern dieses Hotel übernehmen würde?", für einen Scherz nahm. Aber der Russe meinte es anders; nach Jahresfrist kehrte er nach Vevey zurück, hat das große Etablissement für 1 250 000 Franken gekauft und unter bestimmten, sehr mäßigen Bedingungen dem glücklichen Oberkellner überlassen, der es hoffentlich eben so gut verwalten wird, als der Gründer desselben.

3. December 1862: Landblatt No. 288. — Lucern. Jener Heini, Bedienter des Nuntius, der wegen unnatürlicher Vergehen verhaftet wurde, ist vom Kriminalgericht zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.

4. Juni 1863: Neue Glarner Zeitung No. 67. Unter Verschiedenes. Turin. In dem Skandalprozeß der Priesterkongregation der unwissenden Brüder „Ignorantelli" kommen täglich neue Fakta zur Kenntniß, welche es unbegreiflich erscheinen lassen, wie diese Gesellschaft ihr Gewerbe so lange ungestraft treiben konnte. Von den 250 Zöglingen, welche das Institut von San Primitivo umfaßt, soll mehr als ein Drittheil der viehischen Gemeinheit der Brüder zum Opfer gefallen sein. Der Prozeß gegen die Ignorantelli soll auch zu Untersuchungen bei einem ihnen verbündeten Frauenorden geführt

haben, wobei sehr ärgerliche Dinge an das Tageslicht gekommen seien.

6. Juli 1863: Landblatt No. 159. Turin. Bekanntlich ist vor längerer Zeit ein Prozeß gegen die Brüder „Ignoranti“ (eine klerikale Genossenschaft) wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit anhängig gemacht worden. Das nun gefällte Urtheil lautet auf 5 Jahre Gefängnißstrafe gegen Bruder Arcadius wegen Unzucht; zwei andere Brüder wurden auch der Unzucht schuldig erkannt, mußten aber, da kein Privatkläger aufgetreten, frei gesprochen werden. — — —

Der schwerste Schlag, der Heinrich Hößli überhaupt treffen konnte, war ihm für sein Greisenalter vorbehalten. Als er 1857 oder 1858 nach Lachen, Richterswyl (oder Wadenschwyl) zog, übergab er den ganzen ihm noch verbliebenen Rest seiner „Eros“-Auflage dem Besitzer der Eisenhandlung im Löwen zu Glarus, Herrn Josua Dürst, der ihn oben im Rittersaale unterbrachte — und hier ist, was vom „Eros“ den Weg in die Welt noch nicht gefunden hatte, vom 10. bis 11. Mai 1861 bei dem großen Brande von Glarus [1]), der die halbe Stadt einäscherte, noch 3 Jahre vor Heinrich Hößli's Ableben, durch Feuer vollständig vernichtet worden.

---

[1]) Die Literatur über den großen Brand von Glarus 1861: 1. Der Brand von Glarus am 10/11. Mai 1861. Berichterstattung des Hülfskomite in Glarus. Glarus, Friedr. Schmid jun., 1862. 80 Seiten nebst Beilagen von 44 und 60 Seiten in Quart. — 2. Der Brand in Glarus in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1861. Abdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung vom 20. Mai 1861. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1861. 16 Seiten nebst Karte von Glarus, aufgenommen am 12. Mai 1861. In Oktav. — 3. Das alte Glarus, Album mit Plan und 20 Ansichten aus Glarus vor dem Brande von 1861 nach Aufnahmen von H. Brunner Haffter in Glarus, in Lichtdruck vervielfältigt von Römmler & Jonas in Dresden. Mit erläuterndem Text herausgegeben von der Casinogesellschaft in Glarus. Glarus 1901. 10 Seiten und 18 Tafeln.

Zum Schicksal eines Buches gehört auch die Erörterung, wie es vom Publikum verlangt und wie es beurteilt wird.

Durch den großen Brand von Glarus zu einer Rarität geworden, ist der „Eros“ Hößli's im Buchhandel äußerst selten; da aber Hößli mit geschenkten Exemplaren nicht kargte, so kann man am ehesten noch darauf rechnen, ein Exemplar aufzutreiben, wenn man sich an die noch lebenden Freunde oder Verwandten Hößli's oder deren Nachkommen wendet; allein auch dann wird man oft eine Enttäuschung erleben.

Gedruckte literarhistorische Urteile über Heinrich Hößli's „Eros“ sind mir keine bekannt; in dem Riesenwerke „Allgemeine deutsche Biographie“ (Leipzig, Duncker und Humblodt) ist Hößli nicht aufgenommen. Von einem guten Freunde Heinrich Hößli's wurde mir gesagt, daß der schweizerische Schriftsteller Iwan von Tschudi mündlich den „Eros“ als ein gutes Buch bezeichnet habe. Einzig Karl Heinrich Ulrichs, Heinrich Hößli's Nachfolger [1]) im Kampfe für Anerkennung der Natürlichkeit und sittlichen Berechtigung der gleichgeschlechtlichen Liebe, hat Hößli wiederholt zitiert [2]) und auch ein kritisches Urteil über seinen „Eros“ geäußert. [3]) Er tadelt am „Eros“, daß er ermüdend weitschweifig sei, 2 starke Bände

[1]) Ulrichs trat mit seiner ersten Schrift über mannmännliche Liebe „Inclusa“ als Numa Numantius 1864 — also im Todesjahre Heinrich Hößli's — hervor; erst am 12. Februar 1866 erfuhr er vom „Eros“ seines Vorgängers, nachdem er bereits den letzten Federstrich an seiner fünften Schrift „Ara spei“ (1865) getan (nach Ulrichs' siebenter Schrift „Memnon“ 1868, Abt. II S. 128).

[2]) Ulrichs, sechste Schrift „Gladius furens“ 1868 S. 1—2; S. 4, Fußn. 3; S. 11, Fußn. 10; S. 18, Fußn. 16; S. 21, Fußn. 16 u. 20; — siebente Schrift „Memnon“ 1868 I S. XIV; II S. X, 6, 7; S. 94, § 109 u. 110; S. 128—130, § 134,8; — neunte Schrift „Argonauticus“ 1869, S. 157, 12.

[3]) Ulrichs siebente Schrift „Memnon“ 1868 II S. 119—130.

umfasse, daß er etwas zu viel mit Phrasen und etwas zu wenig mit Gründen die Verfolger angreife und daß alle und jede Gliederung des Stoffes fehle. Jedoch sei auch dem „Eros“, wie ihm, das Angeborensein der Männerliebe das Fundament, auf das er ihre Berechtigung gründe. Freilich werde dies Fundament von ihm nur behauptet, nicht bewiesen. Wenigstens sei das kein Beweis, was er dafür anführt: urnische Liebesgedichte, griechische, römische, persische u. a. Diese bewiesen ja nur die gar nicht bestrittene Tatsache, daß Männerliebe existiert. Die ganze naturwissenschaftliche Seite des Gegenstandes, so namentlich die Muliebrität, werde nicht berührt. Einmal nur (Eros I S. 296) könne er nicht umhin, diesen Punkt wenigstens zu streifen. Aber er fürchte, von ihm in ein Labyrinth geführt zu werden ohne Ausweg. Dennoch sei Hößli's „Eros“ reich an glänzenden Partien. Erschütternd sei neben allem edlen Zorn das unendlich tiefe Gedrücktsein, das fast aus jedem Satz hervorleuchte und das noch gar fern sei von jener inneren Sicherheit, welche allein durch die Vorahnung der Freiheit verliehen werde. Gegen Ulrichs' Kritik ist einzuwenden, daß Hößli die Muliebrität des Urnings sehr wohl erkannt hat und nicht nur im Band I S. 296 streift, sondern im Band II S. 325 eingehender behandelt; alle anderen Vorwürfe aber treffen auch Ulrichs selbst; sein angeblicher Beweis ist nicht ein solcher, sondern eine Hypothese, welche viel Wahrscheinlichkeit für sich hat; auch seine Schriften lassen in Folge der Art ihres Erscheinens in 12 Heften innerhalb eines Zeitraumes von 15 Jahren die gewünschte Gliederung und Uebersicht des Stoffes vermissen. Und schließlich war Hößli noch nicht fertig mit seinem zweibändigen „Eros“, sondern hatte noch einen dritten Band geplant.

---

3. Stellen aus Heinrich Hößli's „Eros"

a. Allgemeine Sentenzen.

Wir stehen uns beim Suchen immer selbst im Wege! (II 263).

Es gibt einen religiösen, einen politischen, einen sittlichen Fanatismus (I 52).

Wir liegen erst in den Wehen für wahrhaft menschliche Sitten und Gesetze (II, X).

Zeit ist es, aus diesem Sündenschlaf zur Wahrheit, zur Vernunft und zum Recht zu erwachen .... (I 113).

Gesetze ohne Wissenschaft sind Henker ohne Obrigkeit (I 113).

Religion ohne Liebe, Staaten ohne Gerechtigkeit, Kirchen ohne Wissenschaft — das sind vollkommen teuflische Dinge (II 175).

Wir sind vielleicht zu unheidnisch, um einzusehen, daß wir kein einziges Laster weniger als die Heiden haben (II 264).

Aller Forschung voran geht die Naturforschung ... Die Geschlechtsnatur des Menschen ist nicht Wille des Menschen, nicht Wahl des Menschen; so darf sie nicht stehen in unsern Menschen-Natur-Lehren, denn sie ist es nicht; die dießseitige Auffassung, Darstellung und Behandlung des Menschen ist darum von der höchsten Wichtigkeit, weil eben hier alle Radien seines Lebens, entweder verbindend oder auflösend, verwirrend oder erklärend, verherrlichend oder entwürdigend, glücklich oder unglücklich machend, ausgehen und zusammen treffen (II 4).

Keine Naturwahrheit hat eine andere Behörde über sich anzuerkennen, als wieder eine Naturwahrheit, also gar keine — weil es in der Wahrheit keinen Widerspruch und keine Rangordnung, nur eine ewige Harmonie giebt, und Wahrheiten nicht über- und untereinander, sondern nebeneinander stehen, wie die Blumen des Feldes, der Flur oder des reichen und wohlbestellten Gartens (II, XI).

Im Samen, im Keim, im Embryo ist der ganze Mensch; wir können nichts in solchen hineinbringen, nur sich entwickeln lassen das in ihm Verschlossene, und wenn schon viel, das in ihm ist, zur Verkrüpplung nöthigen, ersticken und nicht aufleben lassen, es doch nicht tilgen (II 201—202).

Der Hexenglaube und Hexenprozeß, der schrecklichste Abgrund, in den unser Geschlecht je versank, bestand im Mangel der Naturlehre; durch deren erste Schritte war er weg: weil man Gespenster nur sieht — wenn's Nacht ist (II, XXVII).

Es ist in unserer und jeder Zeit nicht genug, das, war wahr, was recht, was schön ist, zu studieren, man muß auch, es ist noch wichtiger, das, was unrecht, was Unwahrheit, was befleckt und entstellt ist, erforschen, enthüllen, retten, um — eine bessere Menschheit zu werden (II, IX).

Wir sollten freudig Alles, was uns auf irgend eine Weise an der Ausübung eines Unrechts auch gegen den geringsten unsrer Mitmenschen verhindert, was das Begehen eines solchen, erspart oder erwehrt, segnen. Aber das einzusehen, mangelt es uns vielleicht an der dazu nöthigen Demuth, und wir zanken lieber darüber (II, XV).

Weder übersehen, noch verachten, weder entstellen, noch verdammen soll der Mensch etwas an seiner Schöpfung — nur kennen, leiten, erziehen und dahin stellen, wo seine Endzwecke sichtbar werden können (II 243).

Nur der Wahnmensch sagt zum Bruder: „Das ist nicht deine Natur, weil sie die meine nicht ist — Sünde ist die deinige, weil sie wie meine nicht ist — verderblich ist deine, weil es außer der meinigen keine andere giebt, du bist nicht da, Staat und Kirche wissen dich nicht und darum will ich mitwirken, dich zu verderben, zu verdammen; denn außer unsrer Wissenschaft und meinen Begriffen kann es nichts geben“ (I 116—117).

Wie durch die Liebe, so ist der Mensch auch zur Liebe erschaffen, und zwar zu der, die sich von selbst, ohne Hinzuthun eines Menschen, in ihm kundgiebt, reget; wie es auch noch in keines Menschen Gehirn, nicht einmal in dem eines Verrückten, zur Frage gekommen sein kann: was will ich lieben? Dazu brauchts eine Nationalverrücktheit, für Individualitäten ist sie unmöglich . . . (II 240—241).

Bei uns kennt man rechtlich, sittlich und wissenschaftlich nur die allgemeine Liebe der zwei Geschlechter; was nicht zu ihr gehört, ist uns Willkühr, Selbstbestimmung und Verbrechen; das ist unser Standpunkt; den Griechen aber wäre ein solcher in aller auf Geschlechtsliebe bezüglichen Menschenbehandlung und Menschendarstellung Frevel an der allgemeinen wie an der besondern Menschennatur gewesen (I 100).

Wo ein Mensch mit gutem Willen und klarer Einsicht gegen irgend ein Anliegen der Menschheit eine Ergänzung, einen Einklang, Erklärung und Genugthuung für und gegen einen geachteten oder verachteten Gegenstand aufzufinden bemüht und dazu von der Natur gleichsam bestimmt und gestimmt ist, da kann nur ein entartetes Geschlecht ungeprüft verfolgen; die Schädlich-Erklärung eines Unschädlichen ist nichts anderes als Schuldige machen, um sie bestrafen zu können (II, IX).

So grundfalsche Ansichten haben wir gräßlicher Weise bei der Leitung, Erziehung und aller Behandlung von Millionen eben so menschlicher als schuldloser Einzelwesen für ihre leibliche und geistige Zerstörung gesetzt und festgehalten und, erblindet für Wahrheit und Natur, das Vorhandene nicht gesehen und das Nichtvorhandene am Platz des Vorhandenen behandelt und verkündiget. Aber die Lügen, die sind wahrlich schlechte Grundlagen der Menschenerziehung, der Sitten und Gesetze. Wahrheit mangelt unserm Leben und Wahrheit seinen Richtungen. Auf Lügen gebaute Sitten verwandeln endlich das Leben selbst in eine Lüge (II 197).

Der Gesetzgeber muß jede vorhandene, wirkliche Natur, die der Gesellschaft gefährliche Handlungen begehen könnte, wissen, beachten, durchschauen, unter das Gesetz stellen; aber das Gesetz darf nicht den Menschen aufheben, darf nicht lügen, und darf keine Naturerscheinung als Nichtnatur erklären, um sie verfolgen zu können. Der Mensch soll im Gesetz groß, nicht klein werden. Der Gesetzgeber muß überall Wahrheit suchen und überall Wahrheit reden, denn wichtiger als bei ihm ist sie nirgends. Das Gesetz ist in der Natur von Gott und im Gesetz ist das Wesen Gottes. Im Gesetz ist der Mensch von Gott und sich selbst am höchsten gestellt. Laster

und Verbrechen verhüten, oder sie im Geheimen und Oeffentlichen gleichsam künstlich erzeugen, hervorbringen, nothwendig machen, das sind verschiedene Dinge. Am gewissesten wird die unterdrückte Natur lasterhaft und begeht Verbrechen, denn sie sind alle auf eine Natur, die wir ehren und leiten sollen und die kein Verbrechen ist, zurückzuführen und sind darum aber, wegen ihrer Folgen und Einflüsse, wieder nichts desto weniger Verbrechen (II 250).

---

b. Bemerkungen über Zweck und Bedeutung des Eroswerkes.

Wer ein mit Blut gefärbtes Samenkorn auf den Brachfeldern des Guten auferweckt, der arbeitet im Garten und Vertrauen Gottes an der Menschheit (I 189—190).

Das Schicksal dieser zwar äußerst mangelbaren Schrift wird dennoch ein Meilenzeiger und Gericht dieser Zeit sein für den Geist der Geschichte der Menschheit (II, XXIII).

Habe ich meine Wahrheit und Erfahrungen ungelehrt geschrieben, so schreibe sie gelegentlich ein anderer gelehrt; habe ich sie nicht christlich geschrieben, so schreibe sie ein anderer christlicher. Wahrheit aber ist sie und wenigstens doch rein menschlich geschrieben — eben so gewiß, als sie aller Christenheit neu ist — und wenn es unchristliche Wahrheiten geben könnte, es läge die Schuld nicht an der Wahrheit — weil es weder im Himmel noch auf Erden eine einzige gibt, die eine andere zu widerlegen vermöchte (I, XXV—XXVI).

Ja, es sind da nun große Menschennamen (die Stimmen und Zeugen) entweder wissenschaftlich zu reinigen oder — mit neuem Unflat und alter Blindheit zu ver-

unstalten; die Wissenschaft dieser Zeit aber wird nun von diesen beiden das thun, was — sie kann (II 52).

Wer sich über das bisher Aufgeführte, über diesen Theil der alten klassischen Litteratur, über diese Stimmen des Erdkreises jener und aller Zeiten nicht nach Licht und Erklärung umsehen mag, der sitzt wahrlich unwürdig auf jedem Lehrstuhl, er sei der Alterthumskunde, dem Recht, der Philosophie, kurz, dem Genius des Menschengeschlechts, in welcher Richtung es immer sei, geheiliget, er befleckt ihn! (II 161).

„Ueber nichts Göttlicheres kann wohl ein Mensch einen Beschluß zu fassen haben, als über seine eigene und seiner Angehörigen Ausbildung“[1]) und „Manches, was im Allgemeinen als unbedeutend erscheint, kann dennoch auch aus besonderen Gründen, für viele oder einige, von Werth sein, — wenn das Kennerauge solches entdeckt und an's Licht zieht“[2]). So wäre und ist der Gegenstand dieser Schrift, über welchen wir noch ganz im Finstern sitzen, an und für sich unbedeutend, aber unsere Meinungen, unsere Urtheile, Vorstellungen von ihm, das, was wir aus ihm gemacht haben, was wir auf ihn gründen, das ist jetzt über den halben Erdkreis noch eine weit gefährlichere Pest, als die blos vorübergehende Cholera-Epidemie. Wenn einer an und für sich allenfalls unbedeutenden Sache eine solche Richtung gegeben wird, daß dadurch Millionen Menschen vernichtet werden, auf tausendfache Weise, alsdann ist sie nicht mehr klein und unbedeutend, vielmehr aller Untersuchung reif und werth (I 95—96).

---

[1]) Plato.
[2]) v. Rotteck.

. . . wir haben in diesem Gebiete nur Schriften, die uns nichts erklären, und andere, die uns nicht erklärt sind. Die gegenwärtige, unter völlig ertödtenden Umständen und Drangsalen, unter unaufhörlichen Ruthenstreichen, aber auch unter unaufhörlicher Begeisterung für alle Wahrheit geschrieben, ist nur bloße Hindeutung auf die hier ja nicht kunstgerecht entwickelte oder beleuchtete Idee, und noch viel weniger ist sie die Spezial-Charte zum entdeckten neuen Land — aber sie ist gleichsam das Gefühl, die Ueberzeugung von dessen Dasein, von seiner nothwendigen Nähe und von der Lücke auf unserm Globus der Anthropologie. Aufmerksame Reisende hören und sehen ohnehin in dieser Gegend immer so wunderlich und bedeutsam brausen und tönen und leuchten, die einen Gespenster und die andern Geister durch dicke Nebel auf- und abhuschen, und es sollen da die Alten laut Bericht und — Versteinerungen sogar eine ihrer kostbaren und wichtigen Pflanzungen besessen haben — und Metallgruben, aus denen jetzt immer noch Kobolde aufhüpfen und hie und da eine Apotheke noch Gift — aber nur granweise und gegen die polizeilichen Bestimmungen, mithin nicht ohne Gefahr für ihre eigene Existenz, verkauft (II, II).

Für Menschen, die noch nie eingesehen, nie empfunden haben, welchen Raum die Liebe in ihrem irdischen, individuellen Dasein einnimmt, habe ich nicht geschrieben, auch nicht zum Zeitvertreib, denn Menschen haben doch keine zu vertreiben. Ich weiß, es ist dieses ein trauriges Buch, aber ich weiß auch, daß es ein Samenkorn reiner Menschlichkeit ist; ich werfe es trauernd und hoffend unter Disteln und Dornen — dazu fiel mir das ernste Loos; und der Mensch mag ja solchem Schicksal nicht entgehen. Mit ertödtenden Lebensverhältnissen ringend, bin ich wohl auch schon im Begriff und in Ver-

suchung gestanden, diese Schrift aufzugeben; aber es war der Satan; und dann standen wieder vor mir das Gericht und die ewigen Griechen und von seinen Weisen und Helden, seinen Sängern und Rednern, seinen Künstlern und Gesetzgebern diejenigen, die der Natur des Eros, von der Plato immer redet, selbst angehörten, und die in ihr und durch sie geworden sind, was sie in ihr und ihrem Griechenland der Menschheit werden konnten; und ich fragte und sah wieder vor mir, was wir aus ihnen gemacht hätten — unsere Erwürgten — die todten Hingerichteten und die lebendigen Hingerichteten und die noch nicht gebornen Hingerichteten und die unseligen Mütter an den Wiegen der schuldlos Verdammten, die Richter und Erzieher mit verbundenen Augen — und der Todtengräber zuletzt den Sargdeckel über meine Nase schiebend ... dann faßte mich wieder siegend die Macht der Menschenliebe und der Wahrheit mit ihrer ganzen Gewalt an und ich suchte, dachte und schrieb wieder fort und wendete sorglos, selbstvergessend meine Augen vorsätzlich ab von allen denen, die dafür, wie ich wohl weiß, an meinem Verderben arbeiten. Zu schon begangenen Verbrechen schweigen, das lasse ich hier liegen; wenn aber Greuelthaten begangen, wenn Feuer eingelegt, vergiftet und das Vaterland verrathen und der Unschuldige geschlachtet werden will — alsdann habe ich menschlicher Weise durchaus keine Wahl mehr zwischen reden und schweigen — zwischen Schuldlosigkeit und Theilhaftigkeit — an dem, so geschieht! — Das, Mitmenschen, ist wieder der individuelle Ursprung dieses Buchs. Wer aber mit über Tod und Leben entscheidendem Wahn und der solchen aufhellenden Wahrheit blos geistreich und gewissenlos um Geld spielt, mit beiden seinen Spott treibt, Wahrheiten nach Gewinn und Ruhm wiegt und mißt und feil bietet, an geheiligte Lügen sich festklammert, in allerlei Narrentrachten verschachert, um seiner ver-

geht und sich verschließt, wo sie sucht und wo sie findet, wo es ihr Tag ist und Nacht ist und Reichthum ist und Armuth ist und ihr Himmel ist und ihre Hölle ist? Muß die Wissenschaft am Menschen das Vorhandene aufsuchen oder das Nichtvorhandene? Muß die hier zu erledigende Frage von der Natur beantwortet werden oder nicht? An wen kann und wird da eine wahre Menschenforschung ihre Fragen stellen? Oder soll oder darf oder muß sie da gar nicht fragen, nur verurtheilen, verfluchen, verzerren, verwirren, tödten, läugnen, hinrichten? (II 163).

Wenn diese Neigung in der wirklichen Natur, wenn sie Natur und Wirklichkeit selbst ist und als ihr Gesetz in tausend unabänderlich nur für sie bestimmten Wesen besteht; kann es in diesem Fall noch schwer zu entscheiden sein, wer da als Unmenschen und Barbaren gehandelt habe und wer menschlich, wir oder die Griechen!! Und welche Folgen uns und ihnen da zu Theil werden mußten und konnten. Und wenn sie ist, diese Liebe, ist es gut, recht, rathsam, daß sie als solche außer unsern Gesichtskreisen sei und durch die, so fälschlich an ihr nichts zu verlieren glauben, in den Verbrechertafeln klebe? — (II 282).

Der Griechen Behandlung der Männerliebe eröffnete den männerliebenden Naturen eben so ein sittliches Heiligthum — wie sie und wie wir, in der Ehe, für die Liebe der beiden Geschlechter eines eröffnet haben. Die Griechen waren durch ihr Wissen und Festhalten der Unzuverläßigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele auf ein weit geistigeres, sinnigeres und mannigfaltigeres Beachten alles menschlichen Innenlebens und eben dadurch auch auf einen vielseitigeren Kreislauf von Kräften und Formen und

Richtungen des allgemeinen Menschthums geleitet als wir (I 297—298).

Naturwurzeln haben alle Verbrechen; Gut und Habe besitzen wollen ist Natur, Zorn und Rache sind Natur, in der zweigeschlechtlichen Liebe sind die Wurzeln zahlloser Verbrechen und zahlloser Tugenden und großer Handlungen. Die wahrste Menschenkunst und Wissenschaft hat aber keinen wesentlicheren Beruf, als der ist, die Wurzelfasern der menschlichen Verbrechen und Tugenden aufzusuchen und darzulegen und ihnen in ihre untersten Tiefen nachzuspüren; beide sollten gerade da, wo ihre Blicke die natürlichen Wurzeln eines Verbrechens nicht erreichen, nachdenkend stille stehen und eben so ernst als demüthig eine neue Aufgabe der Seelenforschung glauben lernen. Griechen haben keine Tugenden zu begründen und eben so keine Laster zu bestrafen gesucht, deren innerer Zusammenhang mit der Menschennatur ihnen nicht klar gewesen wäre; aber unsere hohe Menschenkunst — die ist über solche Kleinigkeiten weit erhaben (II 152—153).

Sitten und Gesetze für Erschaffung oder Zernichtung einer Liebe sind lächerlicher, oft aber verbrecherischer Unsinn gegen die Schöpfung, gegen die Natur des Menschen! Die Griechen sind frei von ihm — wir aber, indem wir die eigenthümliche Daseins-Sphäre der Natur des Eros der der andern, allgemeinen, zweigeschlechtlichen auferlegen, begehen ihn in beiden Richtungen zugleich und im Sitten- und Criminalwesen wird das Lächerliche zum bittern Ernst. Wir glauben eine Proklamir- und Transportirbarkeit der Geschlechtsliebe; wir bilden uns ein, es sei durch uns, durch unsere sittliche Erhabenheit dasjenige nicht mehr vorhanden, was den Griechen durch ihre Sittenlosigkeit, durch die Art und Weise ihres un-

gebundenen Lebens in das Leben gekommen sei. — Diese schamlose Verkündigung steht wieder ganz neu, als ein Götze dieser verrosteten Zeit, breit und frech in einer bei uns vielgelesenen Zeitschrift (II, XXIX).

Eben weil wir jene Liebe als Natur nicht kennen und als Unnatur weglästern aus allem Leben, aus dem unsrigen wie aus dem der Griechen, seine ganze Entfaltung, alle seine geistigen Einflüsse, alle im Wesen des Menschen wurzelnden und vorbereiteten Natur- und Kunstgestaltungen, was alles, theils durch den Natursinn der Griechen, wie durch die Hände ihrer Weisen als die zarteste und reinste Lebensentwickelung aufblühte, noch nie mit Ehrfurcht und Bewunderung, nicht einmal mit Schonung oder frommem Nachdenken angeschaut haben, so halten wir nur ein Teuflisches, ein vom Göttlichen Abgetrenntes oder ihm in und an sich entgegenstehendes Scheusal in allen unsern Forschungen und Lehren und Auslegungen und Anwendungen der Griechen fest. Aber nur verworfenen Menschen, ohne allen Kunst- und Natursinn, kann dieses ohne Bedeutung sein. Es mangelt uns da an allem Licht und vorzüglich an dem heiligen Element der Menschenliebe Jesu (II 203).

Der Lasterhafteste kann die Frauen und der Tugendhafteste die Männer lieben. Die Erde, die Geschichte ist dieser Erweise voll; keine Liebe ist an sich Tugend oder Laster, so wenig als Wille und Selbstbestimmung. In diesen wenigen und einfachen Wahrheiten liegt wahrlich ebensowohl der Erweis unseres Irrglaubens als unsers Irrwissens, ebensowohl unseres Unrechts als unserer Schmach — und die volle Gewißheit, daß wir bis auf diese Stunde, schon durch unsere finstern Lästerungen allein, noch in jener entmenschenden Stockfinsterniß der

Hexen- und Ketzerzeit sitzen und einem gräßlichen Wahngötzen einen bedeutenden Theil unsers gesunkenen Geschlechts hinmorden. Der Wahn würgt mit verhüllten Augen, er kennt seine Schlachtopfer nicht; er ist der Abgott wähnender, unwissender, blinder Völker und Zeiten. Die Priester seiner Tempel sind nicht blos Pfaffen; auch unsere Geld- und Mode-Schriftsteller, die ihre Produkte nach Thalern und Zeitumständen modeln und schwelgen, sind es; — ihre Gegner darben jederzeit gefährdet, verfolgt und verdächtigt (II 233).

Hat die Liebe der beiden Geschlechter Zwecke und Rechte und Pflichten? Giebt der Mensch sie sich selbst oder ist sie ihm gegeben? Kann er sie ablegen, wenn er sie hat? Kann er sie annehmen, wenn er sie nicht hat? Giebt es keine Menschen ohne sie oder sind die, so sie nicht haben, keine Menschen? Was sind sie dann? Was können, was sollen, was müssen sie sein? Was waren sie den Griechen? Was haben wir ein Recht aus ihnen zu machen? Und was sie aus sich selbst? Gehören sie keinem Plan, keinem Zweck, keiner Idee der Schöpfung an? Sind sie wirklich außer diesem allem und doch da? Soll man ihnen zu dem, was sie werden können, verhelfen, wie die Griechen? Und warum sich ihnen entgegenstellen? Sind sie von Gott selbst außer seine Haushaltung gestellt, kann er sie erschaffen haben, wenn es ein Recht zu ihrer Verfolgung giebt? Kann er sie erschaffen haben, wenn es ein wahres Naturrecht für die Zernichtung dieses ihres Daseins giebt? Gehören sie, in diesem Fall, nicht in den Plan eines weltregierenden Satans und keinem Gott an!! Und wenn sie sind, diese Wesen, und in diesem Augenblick ihrer wieder eben so viele, als in jeder Vergangenheit, sich der Stunde ihrer Geburt für diese Erde nähern, hat die Menschheit und die Wissenschaft ihnen kein Menschenschicksal zu be-

reiten? Und endlich, wer, welche Kunst, welche Wissenschaft löset alle diese Fragen? (II 165—166).

Unsere Antipathie gegen eine vorhandene, an ihrem Dasein und dessen Wirkungen völlig schuldlose Menschennatur hatten die Griechen (was eben mit und bei ihrem vollendeten Schönheits- und Zartsinn uns als ein höchst wichtiger Umstand auffallen sollte) nicht, sondern vielmehr das unbedingteste Mitgefühl, das absolut auf nichts Anderem, als da diese Liebe Natur ist, auf Menschensinn, Gefühl, Güte und Liebe beruhen konnte. Sie hatten eine geläuterte Abneigung gegen Unnatur, wir dagegen haben eine solche gegen die Natur. Wenn wir von da aus den merkwürdigen Bedingungskräften, die unser Gefühlsvermögen beherrschen, nachsinnen, so werden wir gar mannigfaltige Aufschlüsse über die Macht des Wahns, der Vorstellung, der Irrideen, des Hexenglaubens und Hexenprozesses aufzufinden und festzustellen Anlaß und Gelegenheit finden. Der Irrthum unserer Ansicht, nach welchem es sich hier um gar keine Natur handelt, ist allzugroß, als daß seine Folgen und Wirkungen nicht nothwendig schrecklich sein müßten. Diese Sphäre ist uns völlig leer an Licht, an Werth, an Wahrheit, an Gott, also im engsten und eigentlichsten Sinne — gottlos (II, XVII).

Man kann nichts Armseligeres sagen, als man dürfe irgend einem rein psychischen Leben, seiner leiblichen und sinnlichen Offenbarungen wegen, nicht in die Augen sehen, oder, da wo das Leibliche eines Psychischen hervortrete, oder, da wo unsere Augen nur das Physische wahrzunehmen vermögen — sei kein Seel- und Geistleben im Innern und Plato habe, wie dieser Versuch, da blos zur Beschönigung eines Lasters geschwärmt! — Laster und Plato! Laster und Liebe!! Griechen und Unnatur!!! —

Da sind die Stempel unsers sittlichen Verfalls, unsers geistigen Elends; ja wir würden, wenn man uns die Ausfertigung eines Verzeichnisses abscheulicher Gesetze, die die Menschen zu allen Zeiten gemacht haben, auftrüge, solches mit denen der Griechen, bezüglich auf den Eros, nicht blos erweitern, nein, anfangen und ein Verzeichniß unsrer sittlichen und moralischen Vorzüge vor den Griechen auch von dieser Seite her beginnen und krönen — nicht wahr? Wer aber einen Plato begreift, der begreift auch leicht, daß es mit unsrer Ansicht ja nicht so ganz richtig sein könnte, wie wir glauben. Wir sind eine Nation, welche ihr Geschlechtsleben noch nicht zu der ihm einwohnenden geistigen Erhabenheit und Bedeutung in die freie Idee empor zu heben gelernt hat (II, XVI).

Wir haben diese Keim- und Wurzelgewalt, Neigung, Sympathie, Instinkt, Fleisch, Gemüth nur verdammen, nicht ertödten und nicht erziehen mögen! Und wahrlich, wahrlich, kein Barbar und Unmensch aller Zukunft wird sie ausrotten, denn sie sind Wahrheit und andere Natur bedingende Natur von Gott — sie werden immerdar sein, wie sie immerdar waren; sie müssen, als gegebenes, erschaffenes Fleisch- und Sinnengesetz, erzeugen entweder was sie den Griechen erzeugten oder was sie uns erzeugen!! Was sie aber seien als Gesetz der Natur, unabhängig und völlig geschieden von dem, was wir von ihnen lehren, wie von dem, was die Griechen von ihnen gelehrt haben, und wo und warum — darüber, kalter Sünder, willst du rechten mit dem Ewigen und anspeien und verurtheilen einen Plato, und dich aber baden in den Lüsten deiner, andern Zwecken dienenden, sonst gleichen Natur . . . und eine andere anders machen, als sie ist — und zur brennenden Sonne aufwärts kehren und dörren die frevelhaft vom Erdreich entblößten Wurzeln und gewaltsam reißen abwärts aus dem ener-

gischen Licht und dem luftigen Aether und Glanz und Duft des Ewigen, Geistigen, in den Erdenkoth die Kronen und Wipfel der Seelen, des Lebens, der Liebe, und wenn sie zerstampft sind und erwürgt sind und entheiliget sind und gebrandmarkt von deinem Wahne, alsdann predigen deine Rechte und deinen Triumph der Hölle über deine Schande, über dem Zerstörten, und verkündigen die Herrlichkeit und das Heil deiner Völker und Zeiten den Völkern und Zeiten und das Ermordete abnagen, wie ein Hund, und tausend Lügen, frech und entmenscht, hinaufheulen zum verspotteten Gott und hinab zur betrogenen, verführten, entstellten und nicht verstandenen Menschheit!!! (II 24—25).

Daß diese Liebe, die kein Wesen des andern Geschlechts anfachet, wohl aber das eigene, diese griechische Liebe, nicht oder wenig mehr sei, gegen diese größte aller gedruckten Lügen auf Erden rufe ich, so laut ich vermag, Jedem das Gegentheil zu; sie ist noch und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie Natur ist, weil sie es einmal war und deßhalb auch nie als mit dem Menschengeschlecht selbst aufhören kann . . . . Und ihr fraget nun, wo und was sie denn jetzt sei, diese Liebe der Griechen, und ich will euch antworten: O, es ist sehr leicht. Sie schleicht als Laster unter den Lasten einer allgemeinen Verdammung, zerstöret und zerstörend, segen- und kraft- und thatenlos, voll Schuld und Qualen, außer aller Menschenwürde und Idee, meist in abstoßenden, nicht Griechengestalten, einen ganz eigenen Kreis der Verdorbenheit, der Laster, der Sünden, der Verderben, deren Ursprung wir nicht suchen, bildend, in unserer Mitte umher, sie durchrinnet als eine eigne vergiftete, reiche Quelle der Entwürdigung und des Elends, als Irridee ein ganzes Reich des Guten und Menschlichen verschlingend, alle Kreise unsers häuslichen und öffent-

lichen Lebens, nachtet als schreckliches Räthsel, verwahrloset, in sich selbst zerrüttet und versunken, über tausend schuldlosen Familien, heulet ausgestoßen in tausend Gefängnissen unseres Welttheils, sich selbst und der Stunde ihrer Geburt fluchend, in Nacht und Finsterniß gehüllet, ein täglich sich erneuendes, selbstverzehrendes und unaufhörlich widersprechendes Ungeheuer, und liefert, so gestaltet, Kerkermeistern und Henkern Arbeit und Brod oder löset auch zuweilen hie und da die Schmachfesseln eines also verdammten Erdenlebens, das Räthsel solchen Daseins, durch uns unerklärliche Selbstmorde .... Und es spricht in ihnen die heilige Nemesis und redet der Engel der Menschheit fürchterlich warnend und weinend für meine Idee! (II 237—239).

Unsere ganze Behandlung dieser Erscheinung, wie wir alle gar wohl wissen, beruht lediglich auf dem Ausspruch: „Sie ist nicht Natur.“ Das menschlichste und in sich klarste Volk, das je gelebt hat, vor dem wir nichts voraus haben, als etliche mechanische und physikalische Erfindungen und Maschinen (von denen die jetzige Menschheit selbst die größte und merkwürdigste ist), dieses Volk aber sagte: „Sie ist Natur.“ Wir aber und die Schand- und Schmachzeiten alles Menschlichen sagen das Gegentheil; aus diesen ganz entgegengesetzten Ansichten, Aussprüchen und Behandlungsweisen sind dann auch die sich so vollständig entgegengesetzten Wirkungen und Einflüsse entstanden; — ob darin denn nun für uns auch weiters keine Bedeutung und keine fernere Lösung für Menschenrecht und Wissenschaft mehr liege, das ist wieder eine andere und ebenfalls noch nie beantwortete Frage. Der Griechen Menschensinn und Menschenbehandlung war auf Menschennatur-Wissenschaft gegründet; unsere aber wurzeln in Zeiten, wo das Wort und der Begriff Natur auf den Scheiterhaufen führte. Sollte es

in der That noch nicht möglich und noch nicht an der Zeit sein, sowohl der Griechen Ja als unser Nein auf die Wage ächter Menschen- und Naturforschung zu legen? Schaudert uns etwa vor den Verbrechen, die durch solchen Entscheid auf uns erweislich würden? Wollen wir sie lieber noch anhäufen und auf den Nacken unserer Kinder richten, als einsehen? Im Namen der wissenschaftlichen Dreifaltigkeit: der Wahrheit, der Menschlichkeit und des Rechts, lege ich diese Frage, an Gottes schönem Sonnenschein, ich weiß zwar nicht eigentlich, wem, vor; nehme sie auf, wer ihrer werth ist, gewiß ist sie ein Samenkorn des Bessern (II 182—183).

Hr. Goldhagen läßt in seiner Uebersetzung des Gesprächs zwischen Simonides und Hiero das ganze, sich ausschließlich auf die Liebe zu den Lieblingen beziehende Blatt, ohne Umstände zu machen, weg! — Ach, wenn man so einen Hrn. Goldhagen neben Xenophon sieht — wie er ihn corrigirt und amputirt!! — Wir begehen aus lauter Zucht und Ehrbarkeit solche literarische Unzucht! Unsre Schriftsteller sind, durch unsern Gesichtspunkt, mit dem wissenschaftlich vielsagenden Wörtlein „unnatürlich" immer so unvorsichtig als freigebig, obschon es das Menschengeschlecht zu unaussprechlichen Unthaten gestimmt und bestimmt hat . . . Man sollte nie unnatürlich sagen, bis man recht wüßte, was Natur ist . . . Es braucht schon Natur, um Natur zu beurtheilen (I 260).

Das ist wahrlich in der Literatur ein Frevel, wie wir uns unter Sodomiterei in der Liebe einen zu denken gewohnt sind, und wie der auch ist, wenn unsre Geistlichen im Tempel des Herrn, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Wesen zu unausweichlichem Verderben zusammenschmieden, die sich ihrer, ihnen völlig dunklen Natur gemäß ewig abstoßen und

sich selbst eben so fremd sind, wie ihrem Priester. Hätten unsere Gelehrten schon längst über diesen Theil der Menschennatur Licht gesucht und zu verbreiten verstanden, so läge über diesem fürchterlichen, das Glück und Heil, die Tugenden und Laster, den Tod und das Leben vieler Tausenden entscheidenden und bedingenden Gegenstand nicht noch solche Mordnacht — solcher Fluch der Ketzer- und der Hexenzeit, der tiefsten Unwissenheit! Ihr, die ihr durch Unwissenheit die Schätze des menschlichen Gemüths veruntreuet und mit ihnen Spiel und Spott und Wucher treibet, wisset, die Folgen eurer Verhunzungen der Klassiker, eurer literarischen Schinderstreiche und Diebstähle sind die hauptsächlichsten Stützen der kalten, alten, eisernen Mörderanstalten des neunzehnten Jahrhunderts (I 268—269).

Bei uns und unserm Wahn nimmt hier jeder Narr und Sündenknecht und Sinnensclav voll eitlen Wahns noch immerfort mit aller Gravität seinen hohen Ehrensitz im Tempel der Sittlichkeit und Keuschheit ein und dünkelt sich rein von — einer Sünde, die mit seiner innern Geschlechtsorganisation und Stimmung in gar keiner Berührung steht, und weiß nicht, daß da seine Tugend etwa die eines Schweines, das nicht davon fliegt, ist; er meint, seine Natur sei die jenes Frevlers und die jenes Frevlers sei ursprünglich wie die seinige; er aber habe sie bewahret und heilig gehalten, er ehre sie, er habe sich selbst bestimmt und an sie angeschlossen, er sei in ihr, nicht sie in ihm, der andere aber habe sich von seiner Natur entfernt u. dgl. m. So schaut er richtend und verachtend und behaglich, oft vom Unflat seiner Unenthaltsamkeit, auf andere Menschen — auf Griechenland und Plato hoch herab und schämt sich ihrer und mißt und demonstrirt sich selbst und andern diese Höhe seiner Kraft und seines Werths und sein Verdienst vor Gott

und seiner Zeit und zeigt durch die Verdammung anderer die Herrschaft seiner Seele über solche Sünden an. Ja es ist, als wie wenn wir an diesem stummen, aber viel entscheidenden Ungeheuer gerade noch darum festhielten, damit der Auswurf unserer Gesellschaft, damit der Greuel und Abscheu unsers Geschlechts, alle die tausend non plus ultra der Charakterlosigkeit, der Bosheit und Entwürdigung, der physischen und moralischen Verworfenheit, damit alle diese Schmachwesen, alle diese Muster der eigentlichsten und vollständigsten Scham- und Sitten- und Gottlosigkeit, in jeder Gemeinde zerstreut, für ihre innere Verruchtheit noch — Etwas unter sich selbst aufzuweisen und zu verurtheilen wissen, statt — sich selbst . . . . Auch das, diese Schutzwehr der Verworfensten im Schooße der menschlichen Gesellschaft, war den Griechen nicht vorhanden und bewirkte ihnen nicht in tausend Fällen die Vergeblichkeit unsers Erziehens und unserer sittlichen Bestrebungen und gab den Schlechtesten ihrer Menschheit nicht ein scheinbar noch Schlechteres zu ihrer Rechtfertigung und Beruhigung an die Hand. Wahrhaft wissenschaftliche, stille und gewissenhafte Menschen werden da prüfen, der ihnen gegenüberstehende Troß aber urtheilen und verurtheilen, ohne untersucht — ohne gelesen zu haben (II 13—15).

Ich frage euch Menschen alle: Könnte jetzt einer von uns aufhören, das, was er ist, zu sein? Könnte jetzt einer von uns unberührt bleiben von Allem, was ihn bisher berührte, oder ergriffen von dem, was bisher seinem innersten Menschen fremd war, seine Natur aufgeben, sie nicht mehr haben, nicht mehr fühlen und ein leidenschaftlicher Knabenliebhaber werden? Jeder, der da Ja sagt, lügt, und Jeder, der da Nein sagt, widerspricht und verläugnet sich also selbst. Hexen und Gespenster, Wunder und Teufel sind aus unsern Listen der Wirklich-

keit gestrichen; aber die Sünder und Sünde wider die Natur — deren es in der Natur nie gegeben hat, so wenig als Hexen — die sind uns noch mit allen Einflüssen des Hexen- und Zauberglaubens geblieben. Hier ist der erste ernstliche Versuch dagegen. Ich kann mich vor dem, was man einem Menschen in solchen Fällen anlügt und andichtet, wissenschaftlich noch lange nicht so entsetzen, als wie über das, was man ihm abspricht, wegdisputirt, wegdichtet, weglügt oder an ihm nicht einsieht. Wir verfolgen und verdammen in wirklichen, rein und deutlich gegebenen Menschennaturen, die wir aber weder wissen noch sehen, ganz andere, die gar nicht sind, deren es, solange die Welt steht, keine gegeben hat, so wenig als Hexen. Wir richten tausend Wesen moralisch hin, als solche, die ihre Natur verlassen haben, als solche, die in sich die Liebe zum andern Geschlecht zwar tragen, aber, um sie in sich zu ersticken, mit frevelndem Willen widernatürliche Neigungen und Begierden, das heißt, unsere Sünde wider die Natur, in sich aufgenommen haben. Wir setzen in ihnen eine Natur voraus, die sie nie gehabt haben, die ihnen ewig fremd bleiben muß, und die sie nie haben können, nie haben sollen und nie haben werden; und ihre eigentliche, einzige, wahrhafte, ihre wirkliche, wahre, unwandelbare aber, die sprechen wir ihnen ab und erklären sie blos für die Handlung einer freien Willkühr und Selbstbestimmung und verabscheuen in und an ihnen eine Handlung, die nie ein Mensch begehen kann .... So trug die Allmacht eines blutigen Wahns, in die Nebel geweihter, geheimnißvoller Unwissenheit, in die Prunkgemächer der Gelahrtheit, des Herrscher- und Kirchenthums gehüllet, als Mordprivilegium, als Saat und Zeichen des Todes, den Eros über anderthalbtausend Jahre durch alle Abgründe einer versunkenen Menschheit triumphirend in alle Winkel unsers Erdtheils ... Und dadurch nun ist es jedem Haus eine schwarze, verhäng-

nißvolle Stunde des Verderbens, unter dessen Dach eine unglückselige Mutter ein neues Opfer unsers Irrwahns und unserer Unwissenheit mit Schmerzen gebiert, und, o es wäre besser, daß der Tod beider Leben in dieser unheilvollen Stunde zernichtete . . . . . Oder wenn ihr ihnen, ihrem Dasein hienieden eine andere Erklärung, andern Spielraum des Lebens außer in eurer Henkeransicht oder meiner Idee wisset, so thut das Eure, wie ich hier das meine . . . damit fürderhin keine Eltern mehr die Stunde jener Zeugung zu verwünschen haben und nicht mehr ein über alles Dasein, über Zeit und Grab hinausreichendes Unglück, ohne alle Selbstverschuldung, auf ihr ruhen könne!! (II 286—288).

Wo aber freche Wuth statt frommem Menschensinn und blinder Stolz statt reiner Wissenschaft ein Volk ergreift, da mordet es. Keinem Wahne ward je so viel geopfert, als dem: Der Mensch kann seine Natur ausziehen, wie ein Kleid, oder es giebt eine Zuverläßigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele, was man auf diesen Tag noch wähnt, noch träumt, noch glaubt — nämlich, daß jeder, der in einen Jüngling sich verliebe, zuerst seine Urnatur, die wir nach den äußern Kennzeichen bestimmen, ausgezogen, mit Füßen getreten und weggeworfen habe . . . . Das kann nur Unwissenheit wähnen, die weiters wähnet, es sei jedes Geschlecht nur das andere zu lieben von der Natur angewiesen, von innen aus bestimmt und gestimmt, und jedes Wesen anderer Art und anderer Neigung sei nur Willkühr, Selbstbestimmung und frecher Sünden willen und liege in keinem Plan und Gang der Natur und sei darum reif zu aller Verfolgung, Schmach und Entwürdigung, es sei entweder der Gesellschaft unschädlich zu machen oder aber im menschlichsten Fall wieder durch die Kraft der Ueberzeugung und der Moral zu

seiner angebornen und wahren Natur zurückzuführen... Das Schandmal solchen Glaubens trägt unsere stolze Zeit (für die Zukunft als Stempel ihrer Unwissenheit und ihres Barbarenthums) noch an ihrer Stirne, sie sieht eine Blumenwiese (Plato's Garten des Menschlichen) noch immerfort für einen Abgrund an und baut noch immerfort ein Feld mit Henkern, das Griechenland durch seine Koryphäen der ewigen Kunst gepflegt, und brütet noch Schmach und Verderben und Entehrung und schmiedet noch Ketten für Wesen ohne irgend eine Schuld, mit denen und für die Plato einst so geredet, wie ich zeigen werde und es geschrieben steht in der heiligen Schrift der Klassiker und der noch heiligern der ewigen Natur, mit ganz wahrhaften und natürlichen Menschen, die immerhin im Plan der Schöpfung und unablöslich in der Wesen wandellosen, lebendigen Reihen sind und bleiben!! — „Nein ihr seid nicht! Ihr macht euch selbst und wir zernichten euch, nach Recht und Gesetz,“ so spricht unsere Zeit der Weisheit und der Wissenschaft, gewöhnt, Mitmenschen, die Griechenland als solche erkannt, begriffen und besessen hat, durch die es seine Unsterblichkeit mitbegründete — für naturabtrünnige Scheusale, physisch und moralisch, tausendweis zu erwürgen und immerhin bemüht, sie mit Mord und Tod durch Gewalt und Nacht von ihrer einzigen und wahren, von ihrer einen und reinen, von ihrer unabänderlichen, innern, unwandelbaren Wesenheit mit Schmach und Schwert abzuschrecken, in sich selbst zu ersticken, zu verwirren, umzubringen — und postulirt, entblöst von allem Menschensinn und Wissenschaft, die da einzig retten können, auf Priester und Barbaren vergangener Zeit verweisend, so gräuelhaftes Handeln, auf heiligen blutgefärbten Mordwahn — und mordet tändelnd noch immerhin ihr eigenes Geschlecht und verdammt im Arm der fürchterlich getäuschten Mutter noch den Säugling, denn ich sage, sie

ist ewig Natur und schlummert im Kind so gewiß und so wahr vorbereitet, als sie im Leben des vollendeten männerliebenden Mannes ist und so gewiß der Keim der allgemeinen Geschlechtsliebe in jedem für sie gebornen Kind auch vorhanden ist. Die Nachwelt wird über die Verhältnisse, die wir den Geschlechtern angewiesen, wie wir dießfalls den Menschen erfasset, erzogen, behandelt, was wir an ihm zertrümmert, benutzet, entwürdiget und gepflegt haben, Rechenschaft fordern, wir fordern sie auch von den Griechen — aber wir verstehen sie nicht, wir lästern sie lieber, es ist leichter, als wissenschaftlich prüfen. — Natur heißen wir Frevel und Sünde wider sie; wir haben Criminalgesetze gegen sie, wir haben einen Irrwahn, eine Einbildung, ein Phantom, einen Machtspruch, eine stumpfsinnige Lüge, mit Menschenblut eingeweiht, auf den Richterstuhl gesetzt und diesem Gespenst schon Millionen Menschen ohne alle Schuld geschlachtet, ihm die Würde und Kraft unsres Geschlechts hingeopfert, wie seiner Zeit dem Phantom der Hexen und Ketzer; wir wähnten der Menschheit Würde zu retten und entwürdigten sie — logen ihr Verbrechen an, die sie nie beging und verübte; und verherrlichten solche, die ihr ewiges Schandmal bleiben werden; man wähnte ein Uebel, das nicht war, auszurotten, und zog eine Pest über die halbe Welt; man brüstete sich, Laster auszutilgen, die nie gewesen sind, und beging die grausenvollsten Verbrechen an der Gesellschaft, an Mensch und Natur, man gab Menschenrettung vor und versenkte Millionen in den Abgrund innern Widerspruchs und äußerlicher Schmach und rettete keinen! — Die Menschheit hat nie einen Frevel an Größe diesem ähnlich begangen und ahnet ihn auf diesen Tag noch nicht! Im Reiche menschlicher und unmenschlicher Verirrungen hat kein Wahn so lange als dieser gewüthet; bis auf diese Stunde ist

uns unser Geschlecht im Allgemeinen mit dieser Liebe, mit der Wahrheit, die ich nun zu bewähren habe, eben so wenig gedenkbar, als solches den Griechen ohne sie gedenkbar war. Ihnen war sie Garten und Treibhaus herrlicher Menschen und göttlicher Thaten, so wie sie, die uns nun durch Irrwahn und Unwissenheit und Barbarenthum geschändete und verworfene Natur, nothwendig oder ununterdrückbar nur Verbrechen, Unrecht und Verwirrung und aus diesen Un- und Halbmenschen für Familien Jammer und Elend, für Rad und Galgen, für Kerker und Galeere liefert; diese Nothwendigkeit, diese völlig naturgemäße Folge, wird sich im Fortgang unserer Prüfung von selbst ergeben. Die Entdeckung alles dessen, so uns in der Menschennatur noch verborgen und räthselhaft, aber der Zukunft zu beleuchten aufbehalten ist, wird uns, wenn's denn einmal tagt, dieses alles ebenso bejammern lehren, wie wir jetzt die Millionen dem Hexen- und Ketzerglauben Erwürgten bejammern; denn alles, was Barbarenmacht und Nacht Zerstörendes an der Menschheit je verübt, ist für den Gang und das Leben, für die Formen und Schicksale der Menschen und der Menschheit, weit weniger als diese Saat des Todes, ist wenig gegen den Glauben an eine Zuverläßigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele, sobald er einer Menschenbehandlung unterlegt wird, und wenig gegen den Glauben, ein Theil der Gesammtnatur unsers Geschlechts sei entweder gar nicht vorhanden oder nicht Natur oder freier Menschenwille, Selbstbestimmung, Verbrechen oder Spiel der Natur, das Menschen an Menschen zu rächen oder zu strafen hätten; kein Wahnglaube, dem die Menschen je für ihre Verkrüppelung gehuldigt und irrig zum Richtmaß ihrer Sittlichkeit und Erziehung erhoben haben, ist so entsetzlich als der, Menschen können die Grundrichtung der Triebe und Sinne, also ihres Wesens tiefste

Urneigungen, ihr wahrhaftigstes und eigentlichstes Selbst, ihren Geschlechtssinn, ihr Geschlechtsleben, mithin immerfort währende und in tausend Richtungen wirkende Theile und Gesetze der ewig unabänderlichen Natur, ihre Liebe mit ihren unzählbaren Fasern des Lebens könnten Menschen willkührlich, wie ein Kleid, ausziehen und mit einer andern verbotenen, mit einer Nichtnatur vertauschen — man könnte eine Natur behalten oder nicht behalten oder unter zweien wählen, annehmen oder wegwerfen, man könne in einer leben oder nicht leben — wie man's nach den Aussprüchen Anderer gut und nöthig, erlaubt und nicht erlaubt finde, und die Oeffentlichkeit, das Gesetz, die Sitten, die Theorien und Lebenslehren, die dürfen und sollen und können dann nach Gutdünken verfügen, anerkennen, gutheißen oder verdammen, sehen oder nicht sehen . . . Nicht die Forschung und die Wissenschaft und das Vorhandene in der Natur, — Staat und Kirche, die haben da zu wählen, zu befehlen, zu taxiren, zu erschaffen; es gebe da ganz unbedingt und durchaus ein willkührliches Abirren, ein Um- und Austauschen, ein An- und Ausziehen seines Innenlebens, seines Seins und derjenigen Grundeigenschaften der Menschennatur, von denen aus und unbedingt und einzig sich der Faden ihres Daseins und ihrer tiefsten Naturbestimmung auch naturgemäß und ohne Störung spinnt und abwindet; da seien keine als ihre, der Barbaren, Gesetze und Aussprüche nöthig und gültig und heilig und unabänderlich und gut und gerecht, — da, wo Gottes Finger gedeutet, geordnet, festgestellt, gewogen und erschaffen hat, könne der Mensch für sich und Andere gebieten, verfügen, unterdrücken, wählen, verbessern, ändern, ausrotten, richten, verdammen, gut oder schlecht heißen; damit sei alles Nöthige gethan und des Menschen Innenleben und Innennatur nicht weiters zu fragen, die äußern Kennzeichen seien da Richter und

Gesetz, und der, einst auch aus Wahn entstandene Abscheu vor Hexen, der jene Millionen Morde ruhig und pflichtgemäß beging, könne jetzt in anderer Richtung, im Wahn, der Mensch solle oder könne über die Grundanlagen seines Geschlechtslebens verfügen, wieder eben so ruhig und pflichtgemäß wie ehemals im ähnlichen Irrglauben fortwirken und walten und morden! — Nicht Strick und Schwert allein, auch Meinung und Gesetz morden oft eines und dasselbe Menschenleben tausendmal. Aus frevelhaftem, licht- und liebeleerem, blindem und wissenschaftlosem Unsinn, der keine Griechenmenschheit schändete, aus dem sind unsere Barbarenansichten und unsere Mördergesetze hervorgegangen. Durch ein solches Gesetz wider alle Natur, nicht nur gegen eine, mußte auch im Allgemeinen der Glaube an den heiligen Ernst und die Einfalt, an die Kraft und das Wesen aller Natur selbst gleichsam untergehen. Kirchen, die in ihrem Schooße Hexen brüteten und Ketzer gebratet haben — die konnten auch Plato's Liebe, diese zu allen Zeiten und überall vorhandene, unwandelbare und fest bestimmte Menschennatur, die ich erweisen werde, statt erfassen und erziehen, mit ihrem Geifer also beflecken und ihr denn von Sodom, von Athen nicht Namen suchen und geben — daher sind wir nun schon seit Jahrhunderten gewöhnt, sie, diese bestimmten Naturwesen, diese Menschen, als der Natur abtrünnige Verbrecher und Nichtmenschen zu behandeln und sie zufolge unserm Glauben an eine Zuverläßigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele als in der Natur nicht gegebene zu erklären, von ihnen anderes Leben als ihr Leben fordernd, ihnen das größte Verbrechen gegen die Natur als Pflicht auferlegend und sie dadurch in einen eigenen und besondern Kreis von Nacht und Widerspruch, von Sünden und Vergehen drängend, und dieses alles gegen eine Natur-

erscheinung und eine Naturwissenschaft, die einst Griechenland, beide, in sein ganzes Leben — in seine ewige Kunst der Menschheit verflochten . . . Ihr Leben aber und unser Leben und aller Menschheit Leben ist eines und dasselbe Leben, ein Bleibendes, ein Unwandelbares, ein Ewiges, aus diesem haben wir im Wahn- und Irrglauben an die nie vorhandene und von aller Menschheit und aller Zeit widerlegte Zuverläßigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele einen zu großen Zwecken (wie der Griechen allgemeines Leben dem Nichtblinden zeigt) bestimmten Theil verdammend abgelöset (zernichten können wir ihn nicht), dieser nun dergestalt entwürdigte und verfolgte Theil brütet und trieft Verderben und Elend, als Saat des Todes und Sold der Völkermissethat und Blindheit, als physischer und moralischer Pesthauch, voll schrecklicher Verhängnisse und Schicksale über Einzelne, über Familien, über Völker und Staaten, wie ich zeigen werde. Und da diese so hingerichtete Liebe als Natur unvertilglich wie unauslöschlich nie aufhören kann, nie aufhören konnte, aber das, was sie ist, nicht mehr heißen im Leben, und in der Idee nicht mehr sein durfte, dagegen aber von der Eisenhand des Wahns am schwarzen Höllenzug der Laster angeschmiedet, als Verbrechen nun denn einen Namen haben mußte; da gaben ihr versunkene, wissenschaft- und würdelose Völker, entgegen den Griechen, Namen, die keine andere gebildete Menschheit, worunter wir Israels auch nicht zählen mögen, je kannte — also zur Unnatur und zum Verbrechen und zur willkührlichen Abirrung gestempelt und verkündigt — entwürdigt sie nun in der That und Wahrheit, in solcher Form und Gestalt, wie jede andere Zeit, die so verfügte, auch diese unsere noch! Als unvertilgbare Natur aber, entblößt vom Menschlichen und abgelöst von allem Menschensinn und allem Menschenwissen, entstellet und mit Fluch bedeckt, muß sie auch

diese unsere Zeit und Menschheit mitten im Schooße ihres innern und äußern Lebens an ihren Wunden darbend tragen, mit allen Schrecken und aller Nacht und allen Lebenszerrüttungen und allem leiblichen und geistigen Verderben und allem physischen und moralischen Elend und allem blutigen Unrecht und allen Menschenmorden, deren wirkliches Dasein und Quelle ich in unseren Wahnwort und aller Nacht, in der es waltet, aufdecken will . . . Von Gnade rede ich nicht, es ist da um Recht und Wahrheit, um Licht und Wissenschaft, und nicht und nie um Gnade zu thun. „Es ist schändlich, o Kaiser, eine Ueberzeugung zu hegen von etwas, das du nicht untersucht hast“ (Apollonius bei Flav-Philost.). Wer eine Wahrheit verwirft, verschmäht, verdreht, verachtet, von der Hand weist, um durch den ihr gegenüberstehenden Wahn und Aberglauben Brüder, Menschen ohne Schuld, zu verderben, wäre der kein Mörder? Bedarf die Obrigkeit keiner Wissenschaft, — nur Gesetze und Henker? Ist es nicht jedem, der durch Ansicht und Gesetz, durch Stand und Amt, in enger oder weiter Umgebung einen Einfluß ausübt, Amts-, Berufs- und Menschenpflicht, mit Ernst ohne Wahn und Vorurtheil zu untersuchen und untersuchen zu lassen, — als bestimmte Natur für unnatürlich mit Füßen zu treten, mit Nacht und Geifer zu bedecken, zum Weltverderben zu gestalten. Solche Prüfung wird, was ich wohl hoffen darf, hier leicht gemacht — Zeit ist es, aus diesem Sündenschlaf zur Wahrheit, zur Vernunft und zum Recht zu erwachen. . . . . . Wehe dem, der keine Thränen hat über seiner Brüder Elend und seiner Väter und seines Vaterlandes Unrecht und Missethaten — der nicht einsehen, der nicht bereuen, und nicht bejammern kann, was er selbst, und andre mit und vor ihm, aus Unwissenheit und Stumpfsinn, an seinen Mitmenschen, in blindem Wahn verbrochen. Solcher ist der eigentliche Sünder wider die Natur und der Frevler

wide rallen Beruf des Menschen für die Menschheit!! Gesetze ohne Wissenschaft sind Henker ohne Obrigkeit; und selbst ihr alle, die ihr mit Ernst am Heil der Menschheit arbeitet, mit Kraft, mit Willen und Würde nach dem Licht und den Polen, um die wandellos sich alles wahre Heil der Sterblichen beweget, hinweiset — selbst ihr seid in dieser Beziehung noch Inquisitoren, wie jene, die auch sonst in allem Uebrigen empören — Diener des Unrechts und der Unwissenheit und der Nacht, wie jene schwarzen Spaniolen, blinde Werkzeuge barbarischer Macht und frevelnder Gewalt — und jeder aus euch bildet da in dieser Angelegenheit noch mit Plato die Gruppe des Erzengels und des Satans (I 102—113).

Im achtzehnhundert und siebenunddreißigsten Jahr unserer Zeitrechnung glauben wir, daß Unmenschengesetze, etliche Mährchen, das Geschwätz alter Weiber, die Erklärungen der Universitäten, wie im Ketzer- und Hexenproceß, und Bibelstellen, die man noch nie zur Ehre der Bibel ausgelegt hat, was leicht ist, . . . hinreichen, eine Menschennatur aufzuheben, anders zu machen oder zu ersticken, eine nicht vorhandene hervor zu bringen. Das ist der pure, leibhaftige Hexenglaube, die vollständigste Teufels-Wirthschaft, eine auf gleiche Fundamente gegründete Finsterniß, in der man noch alle Gräuel jener Mörderzeiten an Schuldlosen, denen man die Natur eines Andern und Verbrechen aufbürdet, die nie ein Mensch verüben kann, begeht (II 293—294).

Die Geschlechtsnatur Heinrich Hößli's.

Es darf die Frage nicht unerörtert bleiben: war der Mann, welcher mit einer Entschiedenheit ohne Vorbild und mit edler Unerschrockenheit für die Natur- und Sittengesetzlichkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe zu

einer Zeit und bei einem Volke in die Schranken trat, wo die Ausübung derselben mit schweren Strafen geahndet wurde — war Heinrich Hößli selbst Uranier?

Er hat sich im Alter von 26 Jahren vermählt und zwei Söhne als seine leiblichen Kinder anerkannt; allein er führte nicht, wie sonst Eheleute pflegen, mit seinem Weibe gemeinsamen Haushalt, sondern lebte von Anfang andauernd und sogar örtlich von seinem Weibe getrennt. Es scheint dieser Umstand für die Auffassung seiner wahren Geschlechtsnatur um so bedeutsamer, als er selbst bekennt, erst 1817, also 6 Jahre nach seiner Verheiratung und 3 Jahre nach der Geburt seines zweiten und letzten Sohnes, sei ihm durch einen äußern Anlaß (Desgouttes' Hinrichtung) die Binde von den Augen gefallen. Es bleibt demnach zum mindesten zweifelhaft, ob ihn nicht doch mehr Unklarheit über sich selbst, vielleicht gar bloßer Nachahmungstrieb, geachteten Vorbildern es gleich zu machen, als persönliche Zuneigung in die Ehe getrieben habe.

In den zahlreichen Briefen der Frau Elisabeth Hößli geb. Grebel an Heinrich Hößli [1]) redet sie diesen ihren Ehemann niemals als das an, was er für sie doch war; vielmehr nennt sie ihn durchweg „Meinen Freund" und sich selbst bezeichnet sie als seine „Freundin", seine „wahre Freundin"; nach einem dieser Briefe vom 21. September 1846 aus Zürich fühlt sie für ihn eine „alte unauslöschliche Freundschaft, wie es in unserm Verhältniß nicht anders sein kann". Sie macht ihm sanfte,

[1]) Die Reihe dieser Briefe, etwa 100, beginnend mit dem 28. Januar 1825 und endend mit dem 30. Oktober 1854, weist nur für die Jahre des ersten Aufenthalts der Frau Hößli in Amerika 1834 bis 1843 eine erhebliche Lücke auf; allermeist sind sie aus Zürich datiert, einige wenige aus Meilen, Cannstatt, München und Rheinek; die Schreiberin zeigt sich darin als eine liebevolle und resignierte, in der Sorge für ihre beiden Söhne aufgehende und um das Wohl und die Gesundheit ihres von ihr getrennt lebenden Ehemannes bekümmerte echte Frau.

aber entschiedene Vorwürfe wegen seines unmännlichen vielen und langen Besinnens, seines Eigenwillens und seiner Schwerfälligkeit im Entschluß und im Handeln.

Mit seinem Sohne Hansi stand Heinrich Hößli in regem Briefverkehr; leider sind von dieser Korrespondenz nur die Briefe des Sohnes erhalten; aus ihnen geht aber bestimmt hervor, daß Vater und Sohn nicht nur über den „Eros" ihre Gedanken austauschten, sondern auch, daß der Sohn dem Vater gegenüber aus seiner Geschlechtsnatur duchaus kein Hehl machte. Unterm 27. Dezember 1848 schrieb Hansi aus Galveston (Texas) seinem Vater: „Ich würde recht gut und angenehm in der Schweiz leben und wegen Dir wäre es mir über Alles . . . aber siehe, die mehreren Gründe dagegen rühren von Einer Quelle her oder doch meist von einer Quelle. Ich will sagen E[ros]. Besonders die verflossenen Sachen von der Zeit des rothen Löwen in M. herrührend, das war eine unangenehme Geschichte, es wirkten dort viele Umstände zusammen. Ich war wohl unvorsichtig und ich wäre auch eher verschwatzt worden als andere, es war mein Fehler, aber wie kannst Du böse darüber sein, ich that doch nichts mit bösem Herzen . . . . Hier bin ich verhältnißmäßig glücklich und frei . . . Etwas ganz Anderes auch, wovon ich Dir sagen will. Einen Jungen in N. York, den ich gleich einem nahen Verwandten liebe, ohne Eltern, irländischer Abstammung, habe ich im Sinn, als Sohn anzunehmen; er ist 16 bis 17 Jahre alt, heißt Henry Wilson, er könnte daher einmal Deinen Namen bekommen. Er ist arm, sehr arbeitsam, ohne Fehler, nicht besonders hübsch oder groß. Ich konnte noch nie irgend etwas für ihn thun, da er alles da hat, wo er arbeitet. Wie ich das letzte Mal in N. York war, sah ich ihn blos ein Mal und stehe auf sehr ceremoniellem Fuße mit ihm, da er so jung ist; ich bin nie in seiner Gesellschaft wie mit den zwei jungen Männern, die, obschon jung, doch

erwachsen sind. Henry ist noch Bube. Er kann ziemlich deutsch sprechen, auch deutsch lesen. Nun, ehe ich in die Schweiz gehe auf einen allfälligen Besuch, treibt es mich, eine Art Geschäft oder Heimath, wenn auch eine Farm, zu haben und daß er bei mir zuerst angestellt sei. Er scheint sehr anhänglich gegen mich und würde mit mir auf Land oder Stadt in irgend etwas gehen, ich versprach ihm das schon lange. Solches und Aehnliches halten mich immer ab.“ — Noch deutlicher redet die Einlage eines nicht vorgefundenen Briefes Hansis an den Vater vom Februar 1853: „Zerstöre den Zettel! Ich muß Dir auch sagen, wie es mit der Sache vom letzten Sommer. Jener junge H. ging von Hause weg d. h. er war in Deutschland und kam hieher. Sein Vater schrieb zuerst, ich soll doch machen, daß er zurück gehe, er wolle ihn nicht strafen und in Deutschland lernen lassen was er wolle. Ich sprach zum Sohn und er ging zurück. Aber es kamen andere Briefe, welche Monate lang unterwegs geblieben, ich solle ihn doch nicht zurück gehen machen, wenn er in der Buchdruckerei gut sei, das Wechseln sei nicht gut, ich solle mich seiner annehmen und zu ihm sehen, und er wolle mir für seinen Sohn eine artige Summe Geldes geben, für ihn zu verwenden. Er war aber schon weg, was mir auch recht war, indem ich nicht weiß, wie er ausfallen wird. Seinem Sohn schrieb der Vater, mir zu folgen — aber nicht andern in der Schweiz zu sagen, daß er mit mir in einem Verhältnisse sei, er, der Vater, sage es nicht. Er bat mich sehr, ihn nicht aus den Augen zu lassen und „rüstete mich mit väterlicher Gewalt aus.“ Es war zu spät, da der Brief mehrere Monate unterwegs war. Ich schrieb dem Sohn durch den Vater in Z[ürich], mir nicht mehr zu schreiben und ganz den Wünschen des Vaters zu leben. Er schrieb mir aber doch seine Ankunft von Hamburg und er will wieder aufs Meer, was nicht gut

ist; ich schreibe ihm aber nicht mehr. Er war hier in einer Buchdruckerei, wo er sich gut hielt. Es war eine Verläumdung. In der Schweiz möchte ich natürlich jetzt nicht mehr leben, denke aber etwa für 2 Monate im Sommer zu kommen. Nach der Schweiz geht der junge H. jedenfalls nicht." — Zerstöre den Zettel! Der Vater hat den Zettel nicht nur nicht zerstört, sondern ihn noch einmal abgeschrieben, so daß er nun doppelt in seinem Nachlasse erhalten ist!

Als dann später Heinrich seinem Hansi schrieb, ihm möge das Heil, einen wahren Freund für das Leben zu finden, zuteil werden, diese Aussicht für ihn erschüttere sein Herz vor Freude und Hoffnung, schrieb Hansi zurück, daß das wohl oft sehr schwer sei, wenigstens für seine Person finde er das. Und in demselben Schreiben aus N. York vom 21. April 1857 äußerte er sich in Beantwortung vom Vater gestellter, auf den „Eros" bezüglicher Fragen: „Ich glaube gar nicht, daß in mir Kraft liegt oder Mittel mir zu Gebote stehen. Ich glaube eben nicht so sehr an menschliche Unwissenheit, sondern an der Menschen Bosheit und Gefühllosigkeit gegen Andere und Lust, Andere zu erniedrigen, und eine Art Neid, besser Mißgunst. Von Allem, was aus dem Alterthum und auch für Natur-Anlage — ich spreche immer speziell von diesem Falle — bewiesen werden kann, wird gesagt: „Das ist eine alte Sache, das ist allbekannt" und „das macht die Sache nicht besser". Die Meinung Einzelner gilt nicht viel. Allerdings wenn die Unwissenheit des Volkes im Ganzen nicht wäre, so würde Alles anders sein; Unwissenheit aber ist hier, in diesem Falle, mehr Vorurtheil, und es ist (in der Politik) bekannt, daß allgemeine Vorurtheile, selbst von starken Regierungen, innerhalb einiger successiven Generationen nicht gehoben werden können, daher alle Regierungen, die bestehen wollen, die Vorurtheile sich zu Nutzen ziehen müssen.

Meine Ansichten sind in diesem Falle unangenehm. Es ist gegen meine Natur, die Menschen so anzusehen; aber wie helfen, wenn die Sache so liegt? Eine gewisse negative oder doch zweiseitige Anschauung in einem Werk wie das Buch in vier Bänden V(enus) U(rania) oder wohl auch Zschokke's mögen eher angehen, aber wie wenige lesen Alles und Solches, und wenige, die Solches lesen, sind eigentlich unwissend, haben aber doch Vorurtheil oder kein Gefühl für Andere und die Besten scheuen sich wenigstens so, daß sie eigentlich neutral sind, aber nicht ein Mal so viel Bekenntniß ablegen. Die Hebung des Vorurtheils würde wohl Tugend fördern und Laster vermindern, in großen Städten wie hier muß das sehr bemerkt werden. Es hat zwar auch eine andere Seite für's Allgemeine: Würden Gesetze weggethan, ohne andere Gesetze zu machen, so gäbe es viel Böses, und wie könnten andere gemacht werden? An eine solche Möglichkeit ist unter bestehenden Umständen und Ansichten ja nicht zu denken. — Das Liebste ist mir, wenn ich mit meinen Vettern (von denen Du redest) unter obwaltenden Umständen in keine Berührung komme."

Meine Aufgabe kann es hier nicht sein, den Nachweis zu führen, Heinrich Hößli sei nicht weibliebend gewesen; diese Aufgabe könnte selbst dann mir nicht zufallen, wenn es überhaupt logisch zu den Möglichkeiten gehörte, überzeugend nachzuweisen, daß etwas nicht sei. Aber auch für mehr als bloß hohe Wahrscheinlichkeit, daß Heinrich Hößli rein mannliebend gewesen ist, kann aus dem von mir Ermittelten irgend ein zwingender Beweis nicht hergeleitet werden, weit weniger noch der Nachweis irgend einer Art gleichgeschlechtlichen Verkehrs. Wir erfahren aus dem Leben des Verfassers des „Eros" nichts von einer großen

Liebe, die ihn fortgerissen habe. Eine lange Reihe von Jahren hat er treue Freundschaft oder Kameradschaft mit seinem Neffen Jakob Kubli gehalten; es war das um eben die schwere Zeit, als sein „Eros" entstand; die geschäftige Fama brachte den „Eros" mit Kubli in Verbindung; sie machte aber ein enttäuschtes Gesicht, als bei darauf ausgehenden Prüfungen Jakob Kubli sich als völlig unschuldig erwies und es sich zeigte, daß dem Harmlosen der Gegenstand des „Eros" — spanische Dörfer waren. Damit war es also nichts! Es wird bestimmt versichert, Heinrich Hößli sei ein alter lieber Freund der Familie des Löwenwirts gewesen, ein edler, sittenreiner und makelloser Charakter, dem Eltern und Kinder stets die höchste Achtung zollten; den Kindern gab Heinrich nie den leisesten Anlaß zu einer Klage, weder in Tat, noch Wort, noch Blick; wäre ein solcher Anlaß vorgekommen, so hätte deren sehr guter, aber leicht heftiger Vater den Freund, trotz bishergepflogener echter Freundschaft, erwürgen können; um Hößli's im „Eros" niedergelegte Anschauungen habe man sich nicht in der Familie gekümmert, da man der Sache gänzlich fern stand und diese Frage im Familienkreise überhaupt nie wäre besprochen worden. Dem jüngsten der drei Söhne des Löwenwirts hatte Heinrich auf seinen Wunsch hin im späteren Alter den „Eros" gegeben, in der Erwartung, daß er ihn sorgfältig studieren werde; aufrichtig gestand ihm der jüngere Freund, daß er zwar im „Eros" geblättert, die Sache aber nicht begriffen habe, die vielen Zitate langweilig fände und das Buch wieder bei Seite gelegt habe; der alte Freund lächelte und sprach: „Recht so! Du hast Besseres zu tun in Deiner Familie und in Deinem Geschäfte!"

Ein ausgesprochen urnischer Zug in Heinrich Hößli's Wesen war lediglich seine Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten. Um sein selbstloses mannhaftes und furchtloses Eintreten für seine heiligsten Ueberzeugungen aber hätte

unser sich selbst hochpreisendes Männervolk alle Ursache, ihn ehrlich zu beneiden!

Was Heinrich Hößli in seinem zweibändigen „Eros“ von Selbstbekenntnissen offenbart, das bezieht sich auf seine Anschauungen, nicht notwendig auf seinen Geschmack, nicht notwendig auf seine Lebensführung; da er bestimmt erklärte, daß die Männerliebe der Griechen zwar auch dem Leben und der Wirklichkeit seiner Zeit noch angehöre, jedoch ohne schwarzen, „verdammlichen Brüderverrath“ an ringsum lebenden Menschen und Lebensverhältnissen sich nicht zeigen lasse — „und ich bin kein Judas“, fügt er (Eros II S. 44) in Klammern bei — so lag ihm auch die Pflicht nicht ob, sich selber bloß zu stellen.

In dem hinterlassenen ungedruckten Manuskripte zum dritten Bande seines „Eros“ findet sich der nachfolgende Passus wortgetreu:

„(Aus den Selbstbekenntnissen eines Unglücklichen ohne Liebe zum andern Geschlecht)

„Ich sitze im Reisewagen, mir gegenüber eine männliche Schönheit — tausend andre hätten sie nicht für eine solche genommen — oder vielmehr — es hätte sich in den tausend andren für diesen Menschen nichts bewegt und dieser Mensch nichts in diesen tausend andren. — Die Stadt ist zurück; Berge und Thäler und Bilder am Himmel und auf Erden wogen und rollen dahin; ich hatte schon große Reisen gemacht; aber so gerollt und so gewogt — solchen Himmel, solche Erde, solche Seligkeit — und ich wußte eigentlich nicht, ob sie in mir oder im Postwagen oder rings um denselben her sei — ich war trunken und, o du guter Gott, hätte ich's ewig bleiben können

— es war der Eros! —

„Ich bin in der Kirche, mir zur Rechten eine verklärte Menschengestalt, die auch meine ganze Seele ver-

klärt und mit glühender Andacht, mit dem Himmel selbst erfüllt. Der Tempel erbebt, er verschwindet ... und warum dachte ich: zu den Füßen dieses göttlichen Jünglings wäre es selig zu sterben? —

— es war der Eros! —

„Ich sehe die Lichter brennen unter dem Thron Gottes — die Glanzmeere unendlich ausgesäet am wolkenlosen Himmel ... er feiert einen Sabat der Welten und seine Flammen funkeln Ewigkeit und Liebe; ich sinke nieder, ich liege im Staub ... und ... ich weiß nicht o Gott woher ... die Gestalt eines holden Jünglings steht neben mir — —

— Stimme des Eros! —

„Ich stehe im Winter allein am einsamen Fenster; es schneit; der Fink für sein Weibchen sucht Körnlein vor der Scheuer ... und ich bin voll Liebe und voll Wehmuth — und denke, wie selig so ein paar vereinte Menschen auf dieser Welt voll Sehnen und Trübsal leben ... und wie viel Herrlichkeit im Hintergrund einer Menschenseele sei ... und wenn Gott mir noch so ein Menschenwesen gäbe und ich mein ganzes Leben mit ihm meinen Bissen Brod theilen könnte. — Es saß ein freundlicher Jüngling am Ofen — — — es war eine Erscheinung

— es war der ewige Eros, der in den Zeugen und Stimmen redet und im Plato und in der ewigen Natur und bei den Griechen!

„Ich sitze am Bach und denke und fühle und sinne so hin und her und auf und ab ... und bin voll Heimweh — und weiß nicht wohin ich vor allem diesem soll ... denn es ist Frühling ... und sagen möchte ich's, wie es in mir wogt und Wellen schlägt — — und so einsam ist und mir all' die Herrlichkeit so zu keinem

Frieden hilft . . . und meine Sehnsucht nach dem Engel in Jünglingsgestalt mich in namenlose Traurigkeit versenkt, wo soll ich hin? . . .

— — — —

„Ich wandle allein in einer schönen, einsamen Gegend, ich sitze in dem Schatten des kleinen Gartens vor einer unbewohnten Hütte, wie ich in selig hoffenden Träumen schon manche erbaut habe. Daß du da dein Leben zubringen und diesen Acker pflügen könntest und säen und erndten und im Sommer und Winter die Abendröthe sehen und diese Bäume blühen, und leben und sterben könntest mit — dem Einzigen unterm Himmel und auf Erden. — Ihr tiefsten stillen Bilder des Lebens, ihr goldnen unvergeßlichen Träume . . . ich saß noch da, als die ersten Sterne durch die Zweige redeten . . . ich mußte fort, denn es wohnten keine Menschen in dieser Gegend und ich kannte nicht
den Eros in des jungfräulichen Virgil's und Theokrit's Hirtengedichten.

„Eine Mutter traf ich auf einem Dorfkirchhof an; ihre Tochter war gestorben und ihr Sohn; und was sie da that, fragt wohl kein Mensch. Ich erfuhr, daß die Tochter Braut gewesen, und daß sie Anna geheißen, sah ich am Kreuz und daß ihr Heinrich nun in die weite Welt geflüchtet — und Johann der beste und schönste Mensch weit und breit gewesen sei. Nachdem die Mutter fort gegangen war — und ich so froh, allein zu sein, und ringsum alles so still und kein Menschenwesen weit und breit — und die Auferweckten wieder wie Nebel verschwanden und meine Seele überfloss von unsäglicher Wehmuth, — hätte ich zu dem schönen gestorbenen Johann in das Grab hinab und mich zu ihm in sein Leichentuch wickeln und dort bei ihm sein mögen — ewig — wegen all' der Trübsal und dem Heimweh und der Liebe

auf dieser Welt . . . . und ich wußte nicht, warum das alles so wundersam in mir war — und nichts
von der Anthologie der Griechen — den Sängern der Vorwelt!"

* * *

Wer war der Schöpfer dieser Bilder, die uns zeigen, daß der Eros der Griechen auch heute noch unter uns weilt? Daß er Menschenherzen erfüllt und Menschenverhältnisse beeinflußt? Wer schrieb so? Schrieb so noch ein anderer? Hößli verrät es uns nicht; er läßt es uns erraten — aber er fügt an dieser Stelle bei: „— — — in diesen Bildern, in diesen Begriffen, — in diesen Wahrheiten, an die ich noch so manche eigene tiefere Erfahrung knüpfen könnte . . . in ihnen ist der Eros der Griechen — sie, ihre Stimmen und Zeugen sind da gültig . . . nicht Greuellehren der Hexen- und Ketzer-Prediger" . . .

Nach allem halte ich für wahrscheinlich, daß Heinrich Hößli zeitlebens mannliebend war und daß sein „Eros" nicht bloß ein Produkt seines Nachdenkens und Studiums und seines ausgesprochenen Rechtsempfindens war, sondern vorwiegend als der Ausfluß seines innersten Seelenlebens aufzufassen ist. War der Verfasser des „Eros" aber nicht mannliebend, so wiegt sein Zeugnis für die Männerliebe nur noch um so schwerer.

Franz Desgouttes (1785—1817)

„Alles kommt mir wie im Traume vor."
Franz Desgouttes.

Da der „Eros" Heinrich Hößli's nach dessen eigenem Geständnisse ein Ausfluß seines unendlichen Mitleidens mit den Qualen und seines zornigen Ingrimms über die ungewöhnlich fürchterliche Hinrichtung des reumütigen Mörders, des Berner Bürgers Franz Desgouttes gewesen ist, Hößli selbst aber die Schilderung der Leiden und der Verworfenheit dieses Unglücklichen in den beiden erschienenen Bänden seines „Eros" unterlassen und sich wahrscheinlich für den dritten Band aufgespart hat, so wird durch Nachholung des von Hößli Versäumten an dieser Stelle lediglich eine Pflicht schuldiger Pietät gegenüber dem so verdienstvollen Verfasser des „Eros" erfüllt. „An meiner Idee," sagte Hößli, „ist Desgouttes' innere Zerstörung, sein Elend und sein schauervolles Ende zu prüfen und Fluch dem Menschen, der diese Prüfung verschmähte, wenn sie ihm für noch nicht verlorene Mitmenschen Licht und Rettung an die Hand geben könnte" (Eros II, 213).

Als seine Quelle gibt Hößli (Eros I, 277—278) die Schrift an:

„Leben und Lebensgeschichte, Verbrechen und Hinrichtung des Herrn Joh. Franz Niklaus Desgouttes, Doktors der Rechte und Bürgers der Stadt Bern", Bern, 1817 in 4°. Da die damalige Regierung das Erscheinen dieser Geschichte in ihrem

Gebiete unterdrückte, so erschien nach Hößli diese Schrift daraufhin französisch in Lausanne und 1827 wieder deutsch in Berlin. Desgouttes' Schicksal hat bei seiner Bekanntwerdung Hößli's Gemüt mit Grausen erfüllt, er konnte nicht schweigen und Mensch bleiben. Die Schrift „hat keinen andern als den Werth eines Beitrags zur Geschichte des namenlosen Elends der Opfer unserer Unwissenheit und Unkenntniß der Menschennatur in allen Zweigen. Nach meiner Ansicht gehört sie zu unserer Literatur des Eros — das ist fürchterlich, aber natürlich; wie wir dieses Feld bestellt, so trägt es uns Früchte" (Eros I, 278).

Diese einzige von Hößli angeführte Quelle für Desgouttes ist aller Mühe ungeachtet mir völlig unzugänglich geblieben; sie fehlt auch den drei öffentlichen Bibliotheken in Bern, woselbst man sie am ehesten noch erwarten könnte.

Die übrigen das Schicksal Desgouttes' behandelnden, mir bekannt gewordenen Druckschriften bieten für den Zweck dieses Biogramms wenig Belangreiches und deuten eigentlich nur an. So

Heinrich Zschokke, Der Eros oder über die Liebe, in: „Ausgewählte Novellen und Dichtungen von Heinrich Zschokke. Erster Theil, Aarau, 1843", S. 231 bis 292. Desgouttes heißt hier Lukasson, sein Geliebter Hemmeler wird Walter genannt. Seite 232—233, 244, 252—254, 256, 270—271, 289, 291—292.

Heinrich Hößli, Eros. Die Männerliebe der Griechen u. s. w. I. Band, Glarus 1836; II. Band, St. Gallen 1838. Ueber Desgouttes handeln Band I S. IX, XVI, 61 und 278, Band II S. 53, 212—213, 225, 239, 263—264, 279, 327*) und 351.

Anonym, Dr. Franz Desgouttes, Dieb und Mörder. In: „Die interessantesten Kriminal-Geschichten aus alter

und neuer Zeit. Ein Buch zur Unterhaltung, Warnung und Belehrung für Jung und Alt, nach den vorgelegenen Akten bearbeitet und herausgegeben von einem vieljährigen höhern Gerichtsbeamten. St. Gallen. Altwegg-Weber.“ IV und 706 Seiten in 8°, Seite 633—650. Das Erscheinungsjahr fehlt; das Datum des Vorworts ist November 1866.

Während Zschokke und Hößli nur zusammenfassende Urteile geben, bringt der anonyme Verfasser der Kriminal-Geschichten viel interessantes Detail, aber gerade bezüglich der hier in Frage stehenden Materie schweigt er sich aus und begründet seine Zurückhaltung S. 644 mit den Worten: „Es ekelt uns nachgerade an, von dieser „Freundschaft“ mehr zu schreiben, leider aber hängt sie mit der ganzen Geschichte unzertrennlich zusammen.“

Ich würde nun ratlos dastehen und Hößli's Zusage nicht einlösen können, wenn ich nicht durch das freundliche Entgegenkommen des Staatsarchivars des Kantons Bern, des Herrn Dr. Heinrich Türler, in die dankenswerte Lage versetzt worden wäre, die im Staatsarchiv in Bern befindlichen schriftlichen Prozeßakten nebst dem Tagebuche Desgouttes' auf das Eingehendste studieren zu können, derart, daß alles, was im Nachfolgenden über Desgouttes mitgeteilt wird, einzig dem genannten Akten-Material entnommen ist.

I. Ein Mord und seine Folgen.

Am 29. Juli 1817 Morgens nach 9 Uhr erstattete der Bärenwirt Gustav Wiedmer in Langenthal im Kanton Bern dem Gerichtstatthalter daselbst die Anzeige, der Schreiber des Rechtsagenten Dr. Franz Desgouttes, Daniel Hemmeler von Aarau, liege tot in seinem Bette und scheine ermordet zu sein. Der Gerichtstatthalter ließ die Anzeige an den Amtsstatthalter in Aarwangen weiter befördern und dessen Gegenwart erbitten.

Dieser erschien mit dem Amtsschreiber alsbald in Langenthal behufs Besichtigung von Oertlichkeit und Leiche. Im Hause des Bärenwirts befand sich zu ebener Erde gleich links von der Eingangstür die Schreibstube des Rechtsagenten Dr. Desgouttes; ihre Besichtigung ergab nichts Absonderliches; eine Treppe hoch bildeten eine Flucht von drei Vorderzimmern und diesen gegenüber zwei Zimmer und die Küche die Privatwohnung des Dr. Desgouttes und hier wurde folgendes festgestellt: Im ersten Zimmer stand links neben der Tür ein völlig in Unordnung gebrachtes Bett, auf dem unter anderm ein blutbespritztes, „F. D." gezeichnetes Hemd und ein Offizierssäbel mit eiserner Scheide lag, während am Fußboden um das Bett herum viele unvollkommene blutige Fußspuren sichtbar waren; eine halboffene Tür führte in das Mittelzimmer, dessen Boden zahlreiche blutige Fußspuren von solcher Deutlichkeit aufwies, daß die fünf Zehen unterschieden werden konnten, ein Beweis dafür, daß unbekleidete Füße sie hervorgerufen haben mußten; auf einem kleinen Tischchen lag ein großes ledernes halboffenes Säckchen mit drei verschiedenen Behältern, welche Bleikugeln, Patronen und ein kleines Ladestöckchen zu einer Pistole enthielten; im letzten Zimmer endlich, dem Schlafgemache des Schreibers Hemmeler, lag ein junger Mann im Bette auf dem Rücken, kalt, bleich und starr, den Kopf hoch auf dem Hauptkissen mit halbgeschlossenen Augen und offenem Munde, die Arme dem Leibe nach gekrümmt haltend, die Hände auf dem Unterleibe gefaltet und den linken Fuß aus dem Bette hervorstreckend; eine wollene Decke reichte dem Jüngling bis fast an den Hals, das eigentliche Deckbett bildete einen Knäuel am Fußende des Bettes; der mit dem Hemde bekleidete entseelte Körper zeigte wie das Bett überall Blutspuren; dicht am Leibe zwischen dem Ellenbogen und der Achsel des rechten Armes fand sich ein fast

offenes blutbedecktes großes Sackmesser mit zwei frischgeschliffenen Schneiden; auch hier wies der Fußboden ungezählte Spuren blutiger nackter Füße auf.

Der Tote war Daniel Hemmeler von Aarau, ein junger Mann von 22 Jahren. Geboren am 2. März 1794 hatte er sich von früher Jugend auf durch Ordnungsliebe, Lernbegierde und gute Aufführung ausgezeichnet und wurde auf Verwendung seiner Tante Salome Anderes, der Dienstmagd des Herrn Fürsprech Franz Jakob Desgouttes, vom 1. November 1810 an in dessen Schreibstube beschäftigt, um den Advokatendienst zu erlernen. Bei der vollständigen Mittellosigkeit seiner mit sieben Kindern gesegneten Eltern war die Dauer seiner Lehrzeit auf fünf Jahre festgesetzt worden; vom 1. November 1815 an war alsdann Hemmeler in derselben Kanzlei als Gehülfe tätig geblieben und nach dem am 6. Juli 1816 erfolgten Ableben des alten Desgouttes zugleich mit der Kanzlei von dessen Sohne Dr. Franz Desgouttes übernommen worden. Hatte Hemmeler schon als Lehrling viel für seinen leidenden Vater und seine kränkliche Mutter getan, so war er als Gehülfe die Stütze, der Trost und die Freude seiner bis dahin in drückender Armut lebenden Eltern geworden — ein stiller und strebsamer, wohlgeratener und hoffnungsvoller Sohn.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Auffindung des Hemmeler als Leiche lief vom Markte zu Langenthal aus, wo Wochenmarkt tagte, durch das ganze Amt mit Blitzesschnelle das Gerücht von Mund zu Mund, daß kein anderer, als der Dr. jur. Franz Desgouttes, der des guten Jünglings Berater und Wohltäter hätte sein sollen, der Urheber des grausigen Mordes wäre. Dieser hatte am 29. Juli sein nur durch ein Zwischenzimmer vom Schlafzimmer des Ermordeten getrenntes Schlafgemach nicht vor 8 Uhr Morgens verlassen, war dann mit einem Portefeuille unter'm Arm auf der Straße nach

Aarwangen von verschiedenen Personen angetroffen worden, hatte sich im Dorfe Aarwangen aufgehalten und sich nach dem Dorfe Muhmenthal begeben wollen, wurde jedoch auf dem Wege dahin mit Hülfe von zwei Bauern durch einen Polizeiwächter, der ihm mit einer eisernen Schnur die Hände fesselte, angehalten; er schien zerschlagen, müde und traurig und mußte starke Getränke zu sich genommen haben; auch seufzte er viel, faßte sich an die Stirn und klagte über Zahnschmerzen. Zu den sich einfindenden Neugierigen sagte er: „Ihr lieben Leute, ich will Euch gewarnt haben, ergebt Euch nicht dem Trunke“ und „Im Rausche und im Zorn soll man nicht sündigen“. So wurde er drei ihn suchenden Landjägern übergeben, welche ihm anfangs Handschellen anlegten, als sie aber gewahrten, daß er sehr schwach und Widerstand zu leisten unfähig war, vielmehr sagte, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten, ihm auch einen Schuß geben, ihn wieder davon befreiten und gegen 1 Uhr Mittags als Untersuchungsgefangenen in das Schloß Aarwangen abführten. Im Wartezimmer daselbst gab er dem Schloßknecht eine silberne Uhr mit dem Ersuchen, sie zu verkaufen; der Erlös solle zur Erleichterung seiner Gefangenschaft dienen. Als der Knecht später hörte, daß des Hemmeler Uhr vermißt werde und die in seinen Händen befindliche die gesuchte sei, gab er sie zurück; Desgouttes hatte sie nach dem Morde von der Wand genommen und zu sich gesteckt; ebenso Taschentücher des Hemmeler; beides hatte er selbst dem Hemmeler geschenkt und dachte nun bei sich: Ich habe sie ihm geschenkt und er braucht sie nicht mehr.

Schon am Tage nach dem Morde nahm der Amtsstatthalter im Beisein von drei Amtsrichtern und dem Aktuar das Präliminarverhör mit dem des Mordes Verdächtigen vor, in welchem dieser die Tat unumwunden eingestand; zu seiner Tat, die Vorsatz und Absicht

gewesen sei, habe er sich den nötigen Mut durch starke Getränke getrunken; seine Tat sei eine prämeditierte Handlung; in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande habe er den Hemmeler so zugerichtet, daß er hätte verbluten müssen; hätte er nur ein wenig Besinnung gehabt, so würde er Aerzte oder anderweite Hülfe herbeigeholt haben; in seinem Zustande aber sei das ausgeschlossen gewesen. Im zweiten Verhöre am 5. August führte der Geständige aus, wie ihn die Absicht des Mordes gepackt habe; auch Handlungen im betäubten Zustande, in welchem alles zu tun möglich sei, seien mehr oder weniger mit Absicht verbunden. Nebenher legte er das Geständnis ab, mit seinem Lehrling Hans Ulrich Leib und Gut „Unzucht" getrieben zu haben.

Bereits am 2. August hatte die Kriminal-Kommission zu Bern wegen Behinderung des Oberamtmanns in Aarwangen durch Krankheit die Transportierung des Desgouttes nach Bern und Uebertragung der Untersuchung an das Verhörrichteramt in Bern vom Präsidenten des Justizrats der Stadt und Republik Bern erbeten und der Auftrag dazu war am 4. August erfolgt. So wurde der geständige Mörder am 5. August nach Bern geschafft und ihm die Zelle 12 der „oberen Gefangenschaft" angewiesen; nach Aussage des Gefangenen in der Nachbarzelle 11 ging Desgouttes bis über Mitternacht vom 7. auf den 8. August in seiner Zelle umher, klopfte an Tür und Wände, warf sein Lager hin und her und schrie immer: „Hemmeler, ich hab's nicht gern getan! Ihr Herren, laßt mich doch heraus! Man bringe mir doch Schnupftabak!" Mit dem gefangenen Nachbarn hat er endlich durch die Wand gesprochen und gesagt, wie er heiße und warum er gefangen sitze; hernach ward er wieder ruhig und still wie bei Tage und verlangte nur immer nach Schnupftabak. Seitens des Berner Verhörrichteramtes wurden durch den Verhörrichter v. Wat-

tenwyl vom 9. bis zum 19. August noch sieben Verhöre mit Desgouttes vorgenommen, in denen dieser viele seiner Antworten dem Schreiber in die Feder diktierte; er verblieb bei dem Bekenntnisse seiner Tat, erklärte, sie sei mit Vorbedacht begangen und er hätte, obwohl er betrunken gewesen sei, Besonnenheit genug bewahrt, um vor und bei der Ausführung des Mordes genau zu wissen, daß er dem Hemmeler das Leben nehme; er machte nur die eine Einschränkung, der Mord sei unstreitig mehr seiner unglücklichen Imagination beizumessen als seinem Verstande. Um sein Gewissen zu entlasten, bekannte er, mit dem Hemmeler Jahre hindurch „unzüchtigen Umgang“ gehabt und auch mit anderen männlichen Personen „Unzuchthandlungen“ verübt zu haben. Außerdem gestand er zahlreiche auf anderen Gebieten liegende Straftaten und Verbrechen ein: Diebstahl an Geld und sonstigem Gut, zweimalige Desertion vom Militär und eine ungerechtfertigte Quartierbestellung, mehrmalige Fälschung seines Namens, Urkundenfälschung, Betrug und Uebervorteilung in seiner juridischen Amtstätigkeit, Mißbrauch von Canthariden bei seinen nächsten Angehörigen, bei den Dienstmädchen seiner Eltern und beim Hemmeler, Mordversuche, endlich Raub- und Mordpläne, die er nur deshalb nicht ausgeführt habe, weil es ihm an dem dazu nötigen Mute gefehlt hätte. Noch nach Abschluß der Vernehmungen schrieb er an den Verhörrichter eigenhändig sechs freiwillige ausführliche Bekenntnisse zwischen dem 27. August und 22. September nieder; in diesen fügte er den früheren immer wieder neue Geständnisse hinzu; durch seine Geständnisse hat er sich allmählich in eine solche Scham, in einen so tiefen Abscheu vor sich selbst hineingelebt, daß er in all' seinem Tun und Lassen nur noch Ausfluß seiner Eigenliebe, Unzucht, Völlerei, Verschwendung, Genußsucht und Bosheit zu erkennen vermag und

in Absicht und Tat für das verworfenste Scheusal der Erde, für das größte Ungeheuer, das die Erde getragen, angesehen sein will. Tief hat ihn die Leichenrede auf Hemmeler gerührt; der bloße Anblick seines Opfers senkt ihn in des Jammers Tiefen. Er erklärt, auf einen Verteidiger zu verzichten und seiner eigenen „Verteidigung“ eine schriftliche „demütige Supplikation“ an seine Richter vorzuziehen. Er hält sich des Todes für schuldig und wünscht den Tod auf dem gesetzlichen Wege.

Am 20. August legte der Verhörrichter die Untersuchungsakten Desgouttes der Kriminal-Kommission des Obersten Appellations-Gerichts der Stadt und Republik Bern vor und am 23. August konnte der Präsident der Kriminal-Kommission zu Bern an das Oberamt Aarwangen berichten, daß die Prozeßverhandlung zu Ende, die wichtigsten Zeugen vernommen und die nötigen Informationen eingeholt seien; er übermittelte die Akten dem Amtsgericht Aarwangen als erstinstanzlichem peinlichen Richter zur Beurteilung, wobei er der Meinung Ausdruck gab, die Eingeständnisse des Delinquenten eigneten sich so wenig zur Bekanntmachung wie zu einer längeren Behandlung. Das Oberamt zu Aarwangen, bestehend aus drei Amtsrichtern und zwei Suppleanten unter dem Vorsitze des Amtsstatthalters, erkannte am 2. September einmütig auf schuldig des Meuchelmordes und der Verurteilung zur Hinrichtung durch das Schwert. Woraufhin das Oberste Appellationsgericht zu Bern revisionsweise zu Recht sprach und am 27. September erkannte: Der Delinquent solle, nachdem er in Sachen seines Heils unterrichtet sein würde, auf der Richtstätte vom Leben zum Tod hingerichtet, zuerst erwürgt und dann gerädert, sein Leichnam hernach auf das Rad geflochten, erst am Abend davon abgenommen und zuletzt an dem verschmäheten Orte verscharrt werden. Aus seinem allfälligen Vermögens-Nachlaß sollen sowohl Schaden-Ersatz als auch

die Kosten der Prozedur, Gefangenschaft und Hinrichtung bestritten werden.

Diese Exekution wurde an dem Verurteilten zu Aarwangen am 30. September vollzogen; der Delinquent zeigte bis zum Lebensende eine außerordentliche Geistesgegenwart und Standhaftigkeit und ging seinem Tode mit Reue und Ruhe entgegen.

Die letzte Stunde des Mörders behandelt eine kleine Druckschrift, deren wortgetreuer Abdruck hier folgt:

Rührende Standrede des hingerichteten Johann Franz Niklaus Desgouttes von Bern, ehemaligen Doktors der Rechte in Langenthal, mit Christlicher Unerschrockenheit vorgetragen auf dem Hinrichtungsplatze zu Aarwangen den 30. Herbstmonat 1817. — (Sein Vortrag war feurig und schnell.) — Bern, gedruckt bey Ulr. Nikl. Schönauer, No. 218 am Stalden. [1])

Zahlreich versammelte Zuschauer meiner wohlverdienten Todesstrafe, die Mehrern ohne Zweifel auch Zeugen meines ungläubigen sündenvollen Lebens!

Höret! ach höret nun die letzten Worte eines reuig sterbenden Uebelthäters! Ja! ich bin es der Allerheiligsten Ehre meines tief beleidigten himmlischen Vaters und Heilandes, ich bin es Seiner mit Füßen getretenen göttlich wahren Religion schuldig, ich bin es allen durch mich Geärgerten, im Glauben Irregemachten und Verführten und auch dem Heil meiner eigenen armen Seele schuldig, noch vor meinem Ende ein lautes öffentliches Bekenntniß vor Euch abzulegen und Euch zu sagen, wohin die verblenderische Zaubergewalt der von mir so vergötterten sogenannten Welt-Weisheit, die vor Gott wahre Thorheit ist, mich in meinem Leben gebracht und durch was für erbarmungsvolle Führungen und ehemals

[1]) 4 Seiten ohne Paginierung in Quart, mit Trauerrand.

von mir verachtete Kräfte mein ganz verarmter Geist aus dem tiefen Abgrunde, worinnen ich mit Leib und Seele ewig verloren gewesen wäre, zu dem gegenwärtigen glückseligen Zustand wieder erhoben worden sey.

Glaubt mir, theure Freunde! daß, wenn an irgend einen Menschen alle Aufopferungen, Mühe und Unterricht zur höchstmöglichen Bildung seines Verstandes verwendet worden, welche heutzutage meist für hinreichend gehalten wird, um den Menschen wahrhaft gut und glückselig machen zu können, so ist es gewiß an mir geschehen. Auch habe ich bey der Welt aller daraus fließenden schönen Vorzüge genossen. —

Aber ach! was ist bey aller hohen Erziehung des Verstandes eine von angeborner Ehrsucht, Hochmuth, Fleischeslust und Liebe zur Eitelkeit irregeführte und überdieß noch von Unglaubens- und Romanbücher-Gift verfinsterte menschliche Vernunft, die sich selbst überlassen und vom allmächtig verbessernden Lichte des Geistes und Wortes Gottes leer bleibet? Ein ungestaltes Ungeheuer, ein gefährliches Irrlicht, eine Seelenmörderin und höchste Feindin zeitlichen und ewigen wahren Glücks! — bey welchem allem sie doch auf eingebildete Weisheit und Kräfte so stolz ist.

Ja! vor den Ohren meines Obersten Richters, vor dem keine Heucheley mehr möglich ist, bekenne ich hier mit bald sterbendem Munde, aus aller Kraft meines Herzens: ‚Einzig und allein diese thörichte Vernunft und die Verführerin so vieler Tausenden, die falsche Weltweisheit war es, welche zuerst zum verborgenen Fall den Grund legte, dann von einem Laster zum andern mich verstrickte, mein Herz zu einer unreinen Wohnung aller bösen Anschläge machte und mich, da ich nach völliger Sünden-Freyheit und Ruhe vor dem Nagen meines Gewissens dürstete, auch noch in die schrecklichsten Finsternisse der Verachtung und Verspott-

ung alles Glaubens an einen Gott und Heiland, an Unsterblichkeit und ewige Vergeltung hineinsenkte, worinnen ich dann der vollkommensten Herrschaft aller wilden Geister und Leidenschaften und endlich auch dem Mord-Geiste so preisgegeben war, daß ich keine Ruhe mehr hatte, bis ich hier anlangen mußte.'

Aber wer hat mich dagegen aus diesem Elend herausgezogen? O, wer anders als alleine die göttliche Barmherzigkeit, die auch mir, ihrem Verächter, immer noch mitleidsvoll nachgieng! Ja, durch sie allein bin ich in die heilsame Stille der Gefängnisse geführt, über meinen schrecklichen Seelenzustand erleuchtet und zum Nachdenken gebracht, durch sie allein bin ich vor völliger Verzweiflung bewahret und endlich als ein tief gedemüthigter armer Sünder mit allen meinen unnennbaren Sündengräueln, zu meiner allertiefsten Beschämung, zu unbegreiflicher Gnade wieder angenommen worden; wofür ich sie ewig nie würdig genug werde preisen können.

Und nun bekenne ich aus innigst dankbarem Herzen ebenfalls öffentlich: Daß allein Jesus Christus, der wahre Gott-Mensch, mein Heiland und Retter geworden sey; daß Er auch für mich hier gelebt, Sein unschuldiges Blut vergossen und den Kreuzestod zur Versöhnung für meine Sünden ausgestanden habe, daß Er alleine mich ewig fluchwürdigen Sünder aus dem Sumpfe von Elend, worin jene verkehrte Weltweisheit mich bereits versenkt hatte, errettet; ja daß ich auch nur durch Seine Kraft alleine (indem ich aus mir selber nichts bin noch vermag) bis auf diesen Augenblick noch von der Furcht des Todes frey und ruhig geblieben und nun vertraue, daß Er mich auch zur letzten Arbeit bey der Zerstörung meines schwachen Fleisches allmächtig stärken und in Sein herrliches Reich hinüber führen werde!

O Ihr alle, lieben Freunde! höret doch diese Stimmen eines sterbenden Sünders an Eure Herzen! Glaubet doch an Euern Gott und Heiland! Haltet Euch ganz und ewig an Ihn! Ohne Ihn seid Ihr fast ohne Rettung verloren, Ihr möget thun, was Ihr wollet! Der Herr erbarme sich über Euch alle! Betet nun für mich, daß Er sich auch über mich erbarme! —

Und nun will ich eilen! [Hier erhob er mit in die Höhe gerichteten, gefalteten Händen einen unaussprechlichen Blick in den heitern Himmel] Denn meine Seele sehnet sich nach dem Himmlischen Vater und seinem liebenswürdigsten Sohne Jesu Christo, vor welchem ich nun bald erscheinen zu können mich freue! Ihm übergebe ich zum letztenmale meinen Leib und meine Seele zum ewigen Eigenthum! Amen.

(Hierauf entkleidete er sich selbst mit aller Ruhe und legte sich sanft auf das Todeswerkzeug nieder, bis er mit ernstem Blicke, aber standhaft ruhig bis an's Ende, die Augen schloß.)

II. Franz Desgouttes' Leben und Charakteranlagen.

Das zu Bern 1785 ehelich geborene Kind des Prokurators Franz Jakob Desgouttes und seiner Ehefrau Johanna Margaretha geb. Holzer erhielt am 8. März bei seiner im großen Münster zu Bern nach katholischem Ritus erfolgten Taufe die Namen Johann Franz Niklaus. Franz hatte drei Geschwister: einen Bruder Emanuel und zwei Schwestern, die späteren Ehefrauen Steinhäusli und Debary. Sein Großvater väterlicher Seits hatte nach Angabe des Pfarrers Friedrich Rütimeyer nicht wenig Ueberspanntes in seinem ganzen Wesen gehabt und sein Großonkel war ein „blödsinniger Verrückter.“ Franz

blieb nur bis in sein 7. Jahr im Vaterhause zu Langenthal unter der Aufsicht seiner Mutter und wurde alsdann in verschiedene Pensionsanstalten gegeben. Erst den 14 Jahre alten und ziemlich verwahrlosten Knaben nahm der Vater wieder auf und übergab ihn dem Religionsunterrichte eines Pfarrers, bei welchem sich der junge Mensch mit großem Eifer zum hl. Abendmahle vorbereitete; nicht leicht habe, gesteht er selbst, jemand diese Handlung so feierlich begangen und sein Leben sei dazumal fleckenlos und untadelhaft gewesen. Bis Juli 1800 blieb er im Vaterhause mit den Vorbereitungen zu einem Lebensberufe bes. durch Kopieren von Rechtsschriften beschäftigt und kam, nachdem er in Lützelflüh beim Pfarrer Moser sich schöne Kenntnisse in Philosophie und Sprachen angeeignet hatte, 1802 nach Lausanne, wo er leichtsinnig Schulden machte, in seiner Not einen Genossen bestahl, ertappt entfloh, aber nach erfolgter Festnahme nach Langenthal geschafft wurde. Der ratlose Vater gab den ungeratenen Sohn 1803 einer Frau de Felice zu Yverdon in Kost, nahm ihn aber 1804 wieder zu sich, da der junge Mensch nichts lernte, allerhand Unfug trieb und „nur eine Tugend, die der Mäßigkeit im Trinken, zeigte,“ woher er den Namen boi l'eau (Wassertrinker) erhielt. Im Herbst 1804 bezog er die Universität Tübingen, welche er 1806 mit dem Diplom eines Doctor juris wieder verließ. Im Elternhause wurde er nun vom Vater, der viele Schulden für ihn zu bezahlen hatte, streng gehalten, was ihn mißmutig machte und ihn nicht nur zu tollen Streichen trieb, sondern auch zum unmäßigen Trinken, dem er sich in Tübingen schon ergeben hatte, veranlaßte, um seinen Unmut zu betäuben; er trat in ein sinnliches Verhältnis zur Dienstmagd seines Schwagers und zog mit ihr Monate hindurch im Lande umher, bis er 1807 bei einem Einbruchsversuche festgenommen und zu seinem Oheim nach Bern geschafft

wurde; als er auch hier sich schlecht führte, ward er gezwungen, im 3. Schweizer Regiment zu Belfort französische Dienste zu nehmen; nach zweimaliger Desertion, einem tollen Leben und einer Gefangenschaft von 135 Tagen wurde er im Mai 1809 nach Hause entlassen, obwohl er erst 1812 seinen eigentlichen Militärabschied erhielt. Im Elternhause geriet er 1813 in schwere Verschuldung, die ihn außerordentlich drückte; ein Lotteriegewinn im Jahre 1814 deckte zwar einen Teil derselben, machte jedoch den glücklichen Gewinner um so kühner im Einsetzen. Alles in allem war dieser Zeitraum der glücklichste in seinem unruhigen Leben, indem Franz ganze 7 bis 8 Monate hindurch des Genusses geistiger Getränke sich enthielt. Aber nach einem Mägdewechsel im Elternhause ergab er sich sinnlichen Ausschweifungen mit der neu eingetretenen Dienstmagd; diese erklärte, um ihn auszunutzen, sich als von ihm geschwängert und da er nun beträchtliche Summen bezahlen mußte, verlor er bis in den Herbst 1815 alle Besinnung, machte zu seiner Zerstreuung kostspielige und unsinnige Reisen und ergab sich dem Trunke, so daß ihn bald wieder eine große Schuldenlast drückte. Eine Prokuratorstelle, auf welche er rechnete, erhielt er nicht, ein Unglück, welches seinem starblinden Vater den physischen, ihm den moralischen Todesstoß versetzte. Sein Verkehr mit Hemmeler bedarf einer gesonderten Behandlung.

Franz Desgouttes war ein Mann von schlankem, hohem Wuchse mit kastanienbraunem Haar und ebensolchen Augenbrauen, grauen Augen, mittelgroßem Munde und langer Habichtsnase. Er war Gemütsmensch und nichts weniger als kalter Verstandesmensch. Seine Seele war voller Einbildungskraft und seine Phantasie von außerordentlicher Lebhaftigkeit; nachdem er ein medizinisches Buch studiert, glaubte er alle Krankheiten zu besitzen, von denen er gelesen hatte; die Schilderungen ge-

schichtlicher und dichterischer Werke vergegenwärtigte er sich mit solcher Unmittelbarkeit, daß er bei ihrer Wiedergabe, mit der er einsame Stunden ausfüllte, in starke Erregung geriet und dann bisweilen ganz unkenntlich wurde; besonderes Wohlgefallen fand er am Uebertriebenen; die Musik besaß eine große Macht über sein Gemüt; obwohl ein Verächter des „Pfaffenwesens“ und der Klosterbrüder zeigte er sich besonders als werdender Jüngling und als Delinquent von tiefgehender Religiosität. Bei solch' eigenartiger Veranlagung fanden sich in seinem Wesen die widersprechendsten Charaktereigenschaften nebeneinander; bald war er lange Zeit völlig nüchtern, bald ergab er sich dem Trunke bis zur Besinnungslosigkeit; in der Trunkenheit faßte er Entschlüsse zu Diebstahl, Einbruch und Mord, vor deren Ausführung er nach erfolgter Ernüchterung mutlos zurückbebte: „Alle Ausführungen unterblieben, nicht aus Tugend, sondern aus Mangel an Muth“; ja die Furcht vor Gespenstern und Mördern in seiner Knabenzeit ward er auch später nicht ganz los; einmal voll Offenheit, Lebensart und Witz, ja selbst kindischen Scherzen nicht abgeneigt, war er das anderemal launisch, verdrießlich und abstoßend; bisweilen von einem solchen Jähzorn besessen, daß er alles zerschlug, was ihm erreichbar wurde, schämte er sich im nächsten Augenblicke seiner selbst und verfiel dann in eine an Schwäche grenzende Gutmütigkeit; er brachte es fertig, zu stehlen, wo es etwas zu nehmen gab, und zeigte doch überall eine auffallende Geringschätzung des Geldes, indem er mit demselben mitleidsvoll Bedürftige beschenkte; fleißig und belesen, schlug seine anhaltende Arbeitskraft urplötzlich in Unfähigkeit und Widerwillen um; dann raste er fort, durchjagte Flur und Wald und nahte nur nachts den Dörfern; ohne jede Spur von Eltern- und Geschwisterliebe erwies er sich fremden einfachen Leuten als einen „herrlichen Ratgeber“. Den Verdacht der

Blutgier wollte er nicht auf sich sitzen lassen: Wenn er mit Pistolen knallte, so sei es nicht geschehen, um Vögel und andere Tiere zu töten, sondern lediglich, um ein Echo hervorzubringen, an dem er seit seinem 13. Jahre ein lebhaftes Wohlgefallen gehabt; einem jungen Fuchs, den er eine Zeitlang gehalten und sehr geliebt hatte, habe er in plötzlicher Eingebung den Kopf vom Rumpfe getrennt, weil der Unhold ihn und andere gebissen habe. Sein Geschlechtstrieb erwachte bereits in seinem 14. Jahre und sofort gebieterisch; zeitlebens war er von gänzlich ungebändigter und unbefriedigter Sinnenlust; wenn schon das Lesen von Wieland's „Agathon" ihn zu sinnlichen Ausschweifungen verleitete, wie müssen erst Beispiele, die er erlebte, auf ihn eingewirkt haben!

III. Franz Desgouttes' Liebesleben.

Für die Kenntnis des Liebeslebens Franz Desgouttes' liefert neben den Prozeßakten sein Tagebuch ein bedeutsames Quellenmaterial. Wie aber einerseits die Prozeßakten Angaben Desgouttes' über seine Pläne und Absichten enthalten, welche von ihm selbst als zweifelhaft hingestellt werden oder einander zu widersprechen scheinen, auch den Eindruck erwecken, als ob sie durch an ihn gerichtete Fragen beeinflußt oder unter dem Drucke seines Abscheus vor seiner eigenen übertriebenen Schlechtigkeit ihm in die Feder geflossen seien, so erstreckt andererseits das Tagebuch sich nur über den Zeitraum eines einzigen, des letzten Jahres seines Lebens. Scheint so viel gewiß zu sein, daß Desgouttes sich nicht allein in maßloser Weise der einsamen Onanie ergab, sondern auch seinen Mitmenschen gegenüber von fast schrankenloser Sinnlichkeit war, indem ihn das Verlangen trieb, alle hübschen Mädchen zu verführen und mit allen hübschen

Knaben und Jünglingen sich zu vereinigen [1]), so ist nicht minder gewiß, daß er einzig den Hemmeler mit Leib und Seele geliebt hat, den Hemmeler, der das Glück und das Unglück seines Lebens war.

Desgouttes' Geschlechtstrieb war bereits erwacht, als der Knabe in der zweiten Hälfte des Jahres 1800, 15 Jahre alt, beim Pfarrer Moser in Lützelflüh als einziger Schüler und Tischgenosse lebte; er war hier „leider zu oft einsam" und diese Einsamkeit entwickelte immer mehr die „unglücklichen" Anlagen seiner lebhaften Einbildungskraft; er hatte bereits „Visionen" aller Art, die „verzerrtesten Bilder der Imagination" umlagerten ihn unaufhörlich; das war auch der Grund, warum er in dieser Zeit öfters „Unzuchtsünden" trieb, die seine Nerven schwächten und ihn noch reizbarer machten. Ueberhaupt fing nach erwachter Phantasie seine Unzucht mit Onanie an, besonders geweckt durch die Lektüre von Wieland's „Agathon". „Dieses schreckliche Laster" verließ ihn nie und er hat es „in einem unglaublichen Maße" getrieben; zum letzten Male geschah das am 28. Juli 1817 Morgens nach einem Attentat auf Hemmeler, nur einen Tag vor der Ermordung dessen, den er von allen Menschen am meisten und innigsten liebte. Die Onanie und die Trunksucht redete er sich selbst als „Produkte" seiner Phantasie und als die Grundlagen aller seiner Verbrechen ein. In

[1]) Ob es richtig wäre, den Desgouttes wegen dieser Vielseitigkeit (mit dem Verfasser der Schriften „§ 143 des Preußischen Strafgesetzbuchs" und „Das Gemeinschädliche des § 143 des Preußischen Strafgesetzbuchs vom 14. April 1851", Leipzig, Serbe 1869) als Mono-, Homo- und Normal-Sexualisten zu rubrizieren, ist eine andere Frage. Gibt es doch Kenner des Sexuallebens, welche das Vorkommen von Bisexualität entschieden in Abrede stellen; ein Physiognom des Urningtums schrieb mir in Bezug auf Goethe . . . „in modo ejaculationis, ja, da kenne ich Menschen, denen ist es gleich, ob sie rechts oder links gehen; in modo amoris, nein, ganz entschieden nein, da kenne ich niemanden".

einem seiner freiwilligen schriftlichen Bekenntnisse an den Verhörrichter von Bern sagt er: „Ich bitte den Hohen Richter um Gotteswillen, ich beschwöre Hochdenselben um des höchsten letzten Gerichts willen, alle Haus- und Familienväter furchtbar und ernstlich zu warnen, auf ihre Kinder ein unendlich wachsames Auge zu haben, denn diese Seuche herrscht allgemeiner, als Jemand glaubt. — In meinem Pulte in der mittlern Stube liegt ein von Hamburg gekommenes Mittel, welches dazu dient, den geschwächten Körper herzustellen; aber man sollte darüber einen nicht selbstsüchtigen Arzt fragen, ehe man es bekannt macht. Doch wenn nur die Jugend streng beobachtet wird, so bedarf man solcher Mittel nicht. — Solche schreckliche unnatürliche Verbrechen entquillen aus der Onanie, wie ich begangen habe. Möchte ich der letzte Onanit gewesen sein!"

Von fast unbegrenzter Eindrucksfähigkeit gegenüber seiner Gattung fand seine Phantasie in Finsternis und Einsamkeit Erlösung allein in der Onanie; im Bette wirkte die Imagination so ausgedehnt, daß sie ihm Bilder bestimmter männlicher oder weiblicher Personen vorspiegelte, ihm Gemälde von Wollust vorzauberte und Begierde nach Genuß in ihm erweckte, welche nach seinen Eingeständnissen hin und wieder nicht an der Sinnenlust der Liebe Genüge fand, sondern mit Mordgedanken in Verbindung trat; nach erfolgter Erlösung durch Onanie unterblieb alsdann die Ausführung sowohl des Mordplanes als des erträumten Sinnengenusses; in diesen Zuständen kommt bei Desgouttes das Pathologische unverkennbar zum Durchbruch.

Die dominierende Triebrichtung in Desgouttes' Geschlechtsleben vom Erwachen der Phantasie und der ersten Regungen an bis zur Mordkatastrophe war und blieb die auf jugendliche männliche Personen; hier fühlte sich seine Geschlechtsnatur in ihrem wahren, eigentlichen Elemente und wurde von einer Person auf Jahre hinaus gefesselt.

In Zofingen schlief der junge Desgouttes 1799, 14 Jahre alt, gewöhnlich bei dem siebenjährigen Sohne des Schulmeisters Sutermeister; schon hier begann er Wollusttrieb zu fühlen und „vereinigte" sich mit dem Knaben; „allein aus Mangel an Kraft erfolgte nichts." In Lützelflüh hat er 1801 „einen kleinen Knaben mißbraucht"; derselbe, gibt er an, sei „längst, aber nicht dadurch, verstorben." 1802 trieb Desgouttes in Lausanne mit seinem Schlafkameraden Jakob Mettler „öfters Unzucht"; wie zu seiner Entschuldigung fügt er bei: „Dieselbe hatte aber keine Folgen für ihn". In seiner Soldatenzeit erlebte Franz mannigfache Szenen von Ausgelassenheit der Soldaten mit dem anderen Geschlecht; doch scheinen solche ihn nicht sonderlich angefochten, seine Sinne zur Nachahmung gar nicht gereizt zu haben. Dahingegen erinnerte er sich lebhaft, wie zu Lille im Bette neben ihm „ein Freiburgischer Bedienter mit einem jungen Trommelschläger beinahe alle Nächte sein Wesen trieb", was seine Phantasie dazumal (1808) außerordentlich in Bewegung setzte. Er selbst schlief zu Belfort gegen Ende seines Dortseins (1809) mit einem jungen Rekruten in einem Bette, „woselbst leider das Laster der Unzucht öfter getrieben ward, und zwar von beiden Seiten." Im Januar 1811 befand sich beim Amtsweibel Johann Dennler in Langenthal ein Pensionär von 16 Jahren, Louis Vuillemier; schon bei seiner ersten Bekanntschaft mit diesem Jünglinge, der vom Zeugen Dennler als „ganz verdorben" gekennzeichnet wird, faßte Desgouttes den Entschluß, ihn sich anhänglich und dann willfährig zu machen. Er entführte ihn in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag und trieb während der Flucht im Bette mit ihm „Unzucht", wurde aber schon am Samstag mit dem jungen Menschen vom Knecht seines Vaters wieder eingeholt und kehrte willig zum Vater zurück; er hatte geplant, auf einen von ihm selbst

gefälschten Paß als Karl Meyer mit dem Vuillemier als seinem Bedienten Ludwig Ernst nach Zug zu seiner Schwester und von da nach Deutschland zu wandern. Kaum zu Hause wieder eingebracht, beschloß er einen zweiten Entführungsversuch des Vuillemier; er wollte in das Haus des Amtsweibels dringen, durch des Kostherrn Stube schleichen, bei Widerstand Gewalt gebrauchen, den Vuillemier zur „Unzucht“ und Flucht bewegen und im Falle seines Widerstrebens oder selbst nach erreichtem Genusse den jungen Menschen umbringen; zunächst aber berief er den Vuillemier in seine Wohnung und redete auf ihn zu einem nochmaligen Fluchtversuche ein; als aber der Gegenstand seiner Wollust ihm trotzig begegnete und nicht einwilligen wollte, so kam ihm in der Angetrunkenheit der teuflische Gedanke, schon jetzt den Widerstrebenden zu töten und in den Abort zu werfen; nur die Stimme eines Freundes des Vuillemier, der diesen auch mit Desgouttes zusammengebracht hatte und vor dem Desgouttes sich scheute, hielt letzteren von der Ausführung seines Vorhabens ab. Auch den eigenen Sohn des Amtsweibels Dennler, ein Bürschchen von 11 Jahren, schonte er nicht; ihn hat er um eben diese Zeit „ein paar mal in sein Zimmer gelockt und mit ihm, jedoch nicht nackt, dieses Laster ausgeübt.“ Er fügt hinzu, der Knabe habe nichts davon gewußt und befände sich jetzt im Waadtland. Späterhin hatte er noch geschlechtlichen Umgang mit einem Jakob Kummer, mit einem Nachbarssohne Johannes Madliger und mit dem zur Zeit des Mordes an Hemmeler 22 Jahre alten Analphabeten Jakob Herzig.

In allen diesen und überhaupt allen Fällen der Ausübung seines Geschlechtstriebes an männlichen Personen bekennt sich Desgouttes als den „Selbstverführer“ und gesteht: „Die Phantasie half mir leider nur allzu getreulich nach.“

Da trat 1810 Daniel Hemmeler, 16 Jahre alt, als Kopist in den Dienst des alten Desgouttes, in dessen Hause er wie ein Familienmitglied gehalten wurde. Der junge Desgouttes, oberflächlicher Geselligkeit abhold und doch durch seine starke Liebesnatur genötigt, engsten Anschluß zu suchen, wo er irgend ihn finden konnte, gewann den um zehn Jahre jüngeren ordentlichen und fleißigen, guten und tugendhaften Hausgenossen lieb und immer lieber und bemühte sich, das Vertrauen und die Zuneigung desselben für sich zu erobern. Außer den Arbeitsstunden verlebte er die meiste Zeit mit dem Hemmeler; da er von seinen akademischen Freunden nur selten jemand bei sich sah und doch gelehrte Gespräche liebte, so war es seine größte und reinste Freude, seinen jungen Freund, die griechischen Philosophen nachahmend, spazierend zu unterrichten. Er machte ihm oft kleinere und größere Geschenke an Büchern, Waffen und dergleichen; auch sorgte er teilnehmend für dessen körperliches Wohlergehen; er badete mit ihm in einer Badeanstalt und teilte mit ihm die Genüsse des Weines und der Tafel. Er scheint es zuwege gebracht zu haben, daß der junge Mensch Reiz an seinem Umgang fand und ihm gern und allein angehörte. So wuchs durch die Gewohnheit und durch die Möglichkeit, den Freund immer zu haben, wenn er seiner bedurfte, Desgouttes' Zuneigung zum Hemmeler zu einer leidenschaftlichen Neigung heran und der Jüngling flößte durch sein unschuldvolles Wesen dem älteren Manne überdies eine unwillkürliche hohe Achtung ein, so daß Aussicht war, der leidenschaftliche Mann habe an dem ruhigen, besonnenen Jünglinge den ihm so nötigen Halt für sein Leben gefunden.

Im Jahre 1812 begann Desgouttes mit dem Hemmeler in geschlechtlichen Verkehr zu treten, während bei dem Jüngling der Geschlechtstrieb erst 1814 er-

wachte; alsobald gab Desgouttes dem Unschuldigen wollüstige Bücher zu lesen, um dessen Begierde nach geschlechtlichen Genüssen in seinem eigensten Interesse anzufachen. Denn seine Liebe zum Hemmeler war doppelter Art, war „edler“ und „phantastischer“, aber auch „niedriger“ und „grobsinnlicher“ Natur. Aber diese beiden Seiten seines Wesens floßen Hemmeler gegenüber völlig in einander. So oft er bei dem Geliebten schlief, gewann er es nicht über sich, den Jüngling in Ruhe zu lassen; wenn er dann bei diesem ein Entgegenkommen für sein Triebleben nicht fand und auch mit Gewalt und List nichts zu erreichen vermochte, so tat er, als ob er eigentlich immerdar „dieses Laster“ verabscheue und seine Ausübung jedesmal besonders bereue; er unterließ dann oft Monate lang, den geliebten Jüngling mit seinen Zudringlichkeiten zu belästigen, und fing nur wiederum an, wenn er angetrunken war; gelegentlich tat er dem Widerstrebenden den feierlichen Schwur, alles Geschlechtliche ganz und gar zu unterlassen, insofern der Geliebte seine ganze Freundschaft ihm ungeteilt schenken und dafür ihm auch Sicherheit gewähren wolle. Aber der „bessere Mensch“ in ihm vermochte nur so lange sich zu behaupten, bis Hemmeler eine Probe seines Undanks für Desgouttes' Sorge und Aufwendungen dadurch ablegte, daß er gleichsam zum Trotze den Liebhaber hintansetzte, was er dann freilich schon im nächsten Augenblicke, seiner gutmütigen Naturanlage entsprechend, wieder zu bereuen schien; aber auch dann noch fügte sich Hemmeler dem leidenschaftlichen Liebhaber immer nur mit Widerwillen. Diese Art der Führung eines halb zurückgewiesenen Liebeslebens kränkte den Liebenden tief und er machte darüber dem Geliebten die bittersten Vorwürfe; nahm er doch wahr, daß durch ihren gemeinsamen Geschlechtsverkehr weder das physische Wesen, noch die moralische Natur des innigst Ge-

liebten Schaden litt. Im höchsten Grade unglücklich, fiel Desgouttes wiederum der Onanie anheim und fühlte sich bald geschwächt; dann schämte er sich gegenüber der größeren Mannbarkeit des Hemmeler, der selbst seinen Körper nie befleckte, und in seinem Widerstande gegen die wechselseitige Selbstbefleckung ward dann Hemmeler wieder durch seinen unglücklichen Liebhaber dadurch bestärkt, daß dieser in ruhigen Stunden ihm über das Abscheuliche „dieses Lasters“ allerlei Gedanken darlegte, als ob es seine eigenen seien. Dieses ewige Widerspiel brachte den noch immer nicht verzagenden Liebhaber auf die sonderbarsten Versuche. Da Hemmeler seinen geschlechtlichen Umgang nicht suchte, so erregte Desgouttes, sobald seine Geschlechtslust wieder rege ward, oft künstlichen Streit oder führte den Anlaß zu einem solchen herbei, einzig, damit Hemmeler wieder mit ihm Frieden schließe und dann in guter Laune seine Wollustausbrüche gestatte; weigerte sich aber Hemmeler auch dann, so ließ Desgouttes ihn bei sich schlafen und erzwang die „Unzucht“; kein Mittel ließ er unversucht, seine unbefriedigte, zu einer wahren Satyriasis ausartende Wollust an dem einzig Geliebten auszuüben. Um denselben geschlechtlich anzuregen, ließ er den Hemmeler viel Wein trinken, nach dessen Genuß seiner Erfahrung gemäß auch regelmäßig die erwartete Wirkung sich einstellte; der Genuß von Canthariden aber, die Desgouttes dem Hemmeler heimlich beibrachte, um dessen Geschlechtsdrang zu steigern, hatte nur eine krankmachende Wirkung. Auch ließ er den Hemmeler starke Chocolade mit unsäglich viel Zimmet, den er hinzufügte, des Abends trinken, dann vielen Wein, alles in der gleichen Absicht, deren Erreichung fast immer mißlang oder ohne Hemmeler's Willen gelang. Wenn, was öfters vorkam, der an hektischer Anlage leidende Hemmeler erkrankte, an Magenschwäche, Durchfall oder Halsweh litt, so wich

Desgouttes ganze Tage und Nächte kaum von dessen Lager und verrichtete für den, den er über alles liebte, öfters die Geschäfte der niedrigsten Dienstmagd. Allein alles dieses konnte Hemmeler's Gegenliebe nicht erwecken. Obwohl beide öffentlich in guter Zufriedenheit mit einander auszukommen schienen, brach Desgouttes' verhaltener Unmut mit der Zeit öfter und stärker hervor. Dann klagte er wohl auch Personen seiner Umgebung, daß Hemmeler von ihm angebotene Geschenke ganz ohne Danksagung annehme. Schlug aber Hemmeler solche Geschenke, die er für Bestechungsgeschenke ansehen mußte, gänzlich aus, so konnte das den Desgouttes bis zur Raserei empören und verleitete ihn zu den heftigsten Vorwürfen; doch augenblicklich bereute er sein übereiltes Verfahren, bat seinen Liebling um Vergebung und bot ihm, um dessen gänzliche Zufriedenheit zu erwirken, wieder neue Geschenke an. Geschenke und Vorwürfe hatten immer wieder den Hauptzweck, den ungefügigen Hemmeler willfährig zu machen. Dieser ewige Wechsel von Verdruß und halber Seligkeit wirkte auch auf Desgouttes' sonstige Launen, so daß sein Zustand bisweilen schrecklich war; alsdann schonte er niemanden, mißhandelte die Mägde, schlug sie blutwund, mißhandelte den unschuldigen Hemmeler und zerschlug, was ihm unter die Finger kam. Und doch fühlte er sich so eins mit dem Geliebten, daß er einen Tadel über ihn aus fremdem Munde nicht ertragen konnte; die Dienstmagd Salome Anderes, Hemmeler's Tante, welche ihrem Herrn zu bemerken wagte, daß der Hemmeler des Morgens zu lange im Bette liege, zog sich augenblicklich des Gestrengen grimmigsten Haß zu, da dieses eine Angelegenheit beträfe, in die sie nach seiner Ansicht sich nicht zu mischen habe. So ganz war der Hemmeler Desgouttes' zweites Ich geworden.

Desgouttes wollte seinen Liebling allein für sich be-

sitzen und ihn ausschließlich wollüstig genießen; er duldete daher nicht, daß irgend ein Nebenbuhler daran Anteil habe; er hielt den Jüngling so lange wie möglich ganz davon ab, Bekanntschaften zu machen, und hoffte so zu verhindern, daß derselbe einen noch größern Abscheu gegen den geschlechtlichen Umgang mit ihm empfinden, Verachtung gegen ihn fühlen und zum Bewußtsein des Druckes seiner tyrannischen Freundschaft gelangen würde. Als aber der überall beliebte junge Mann endlich doch Bekanntschaften anknüpfte, entwickelte sich bei Desgouttes zu der unbefriedigten Liebe noch eine quälende Eifersucht. Desgouttes' Anhänglichkeit an den Hemmeler war unbegrenzt; er machte für denselben große Aufwendungen; von dem Geliebten fern zu sein, schien ihm unerträglich; er dachte daher sein Zusammensein mit dem ihm Unentbehrlichen so weit möglich zu verewigen und ihm ein Glück zu bereiten, das denselben über alle irdische Sorge hinausheben sollte; er wollte es Aufopferungen aller Art sich kosten lassen, um dem Hemmeler dieses Glück zu bereiten, selbst mit dem Opfer seines eigenen irdischen Glücks; so gedachte er durch vorteilhafte Verheiratung mit einer Person, welche, weil sie weit älter war als er und unangenehme Eigenschaften besaß, ihn gewiß unglücklich gemacht hätte, in den Besitz eines stattlichen Vermögens zu gelangen und vermittelst dessen dem Hemmeler sich zu assoziieren, um ihn so bis an sein Lebensende bei sich zu behalten. Wirklich fand sich bei seiner Festnahme am 29. Juli 1817 in seinem Besitze eine vom 25. Januar 1816 datierte Eheversprechung zwischen Franz Desgouttes und der Jungfer Susanne von Wagner vor. Er plante sogar, seinen anders gearteten Hemmeler dann ebenfalls zu verheiraten, unter dem Beding des immerwährenden Bleibens an des Liebhabers Seite. Für die Opfer, die er dem Geliebten brachte, wollte er schlechterdings keinen Rivalen neben sich dulden,

der des Jünglings Freundschaft mit ihm teilte; auch war er überzeugt, daß es niemand so gut mit dem Jüngling meinen könne wie er und niemand daher dessen Freundschaft so wie er verdiene. Bloße Bekanntschaften wollte er dem Hemmeler wohl erlauben; dennoch war er immer eifersüchtig, wenn jemand sich vertraulich dem Hemmeler näherte, und er machte dem Freunde alsdann die bittersten Vorwürfe über seinen Undank, der, wie er selbst später seinem Richter zugestand, oft wirklich nur eingebildet war. Wenn Hemmeler dann sich beleidigt fühlte und aus purem Trotze oft Stunden oder halbe Tage lang fortblieb, den verlassenen Liebhaber in seiner ungewollten Einsamkeit dann aber die fürchterlichste Sehnsucht peinigte, so führte seine glühende Phantasie dem Unglücklichen die quälendsten Bilder der Untreue, des Undanks des Geliebten vor Augen; und besonders dann, wenn der so Gemarterte der großen künftigen Aufopferungen gedachte, die bei seiner traurigen Vermögenslage ihm nichts weniger als leicht wurden, gab es bei des Heißersehnten Rückkunft in Folge der Empfindlichkeit und des Jähzorns des unglücklich Liebenden die ärgerlichsten Auftritte. Und als dann Hemmeler nach und nach öfters und länger sich entfernte, so glaubte der Verlassene daraus schließen zu müssen, daß er dem Hemmeler nicht mehr so wert sei, wie ehedem; und Hemmeler ging, um mit jungen Leuten, besonders dem Kommis Kaspar Vogel und dem Johannes Trösch, beide jünger als er selbst, sich zu zerstreuen; diese führten ihn zu verschiedenen Mädchen; Desgouttes aber hatte dem Hemmeler nur gestattet, die gute Jungfer Viktoria Dennler zu besuchen, weil er glaubte, es sei für den jungen Menschen besser, an eine Person sich zu halten, als allenthalben herumzuflattern; auch fürchtete er, Hemmeler dürfte, wenn er jedem Mädchen nachgehe, gleich seinem Kameraden Trösch, alles Gedächtnis ver-

lieren, seine Aufträge vergessen und zu einer ernsthaften Arbeit nicht mehr aufgelegt sein; und schließlich besorgte er auch, Hemmeler möchte durch ein solches Schmetterlingswesen ihn gänzlich vergessen und sich allen Leuten mitteilen, mit denen er täglichen Umgang pflegte. Bald aber wurden Einsamkeit und Eifersucht dem Aermsten unerträglich und sofort änderte er seinen Plan; er begünstigte den Umgang, teils um bei dem Liebsten berechtigte Vorwürfe anbringen und bei einer Häufung des Unrechts seitens des Hemmeler gegen ihn dessen Handlungen mit seinen eigenen Wollust-Forderungen in's Gleichgewicht bringen zu können und auf diese Art zum Rechte der Ausübung des ersehnten Liebesaktes mit dem Geliebten zu gelangen; teils, um Reize in ihm anzufachen und aufzusammeln, welche seinem Wollustdrange gelegentlich zu Statten kämen. So veranlaßte er den harmlosen Jüngling zu nächtlichem Ausbleiben, gab seinen Freunden und der Viktoria Dennler Geld, damit diese die Mittel hätten, den Hemmeler betrunken zu machen, ohne die eigentliche Absicht zu verraten, und wenn dann, was mehrmals geschah, Hemmeler betrunken nach Hause kam, so gebrauchte er ihn zu seinen „schändlichen Lüsten“; aber meistens scheiterte sein Plan. Je mehr aber während dessen seine Satyriasis gewachsen war, um so dringender und ungestümer wurden seine Forderungen. Er versuchte dann auf tausenderlei Weise zum Ziele zu kommen und verfiel dabei auf alle nur erdenklichen Mittel.

Um den so viel abwesenden Freund einmal wieder ganz für sich zu haben, faßte er den Entschluß, ihn krank zu machen; er gab ihm Brechstein ein und redete ihm vor, es handle sich um eine Krankheit, die allein er heilen könne; er war dann so lange glücklich, als er bei dem Leidenden wachen und seiner Bangigkeit beiwohnen konnte. Aber als einen traurigen Erfolg aller seiner

Mühen mußte er erleben, daß Hemmeler den Verkehr mit anderen Personen immer .weiter ausdehnte und bald ungebührlich übertrieb; schließlich blieb dieser nicht nur des Abends bis in die Nacht hinein von Hause fort, sondern er vernachlässigte auch seine dienstlichen Pflichten, so daß sein Liebhaber als sein Brodherr im Geschäftsinteresse es nicht unterlassen durfte, ihm ernstliche Vorstellungen zu machen, deren Vergeblichkeit den doppelt Unglücklichen dann vollends zur Verzweiflung brachte. Immer unerträglicher wurde ihm die Vorstellung: „Wenn du tot bist, so genießt dann Hemmeler die Welt und genießt selbsttätig die Wollust; dann gedenkt er deiner nicht allein mit Abscheu, sondern dann hast du nichts davon“. Je mehr er nachdachte, desto schrecklicher kam ihm dieses vor, insonderheit, wenn er erwog, daß Hemmeler nicht mit Knaben, sondern mit Mädchen Umgang haben würde. Selbst nüchtern wogten solche mit Mord-Gedanken verknüpfte Bilder in seiner wollustatmenden Seele; je mehr seine Sinnlichkeit und seine ungezügelte Phantasie durch Getränke noch gesteigert wurden, desto fester wurzelte bei ihm der Entschluß, all’ dem Jammer einmal ein Ende zu bereiten; schon weidete er sich an der Vorstellung, den Hemmeler vor und nach der gewaltsamen Ermordung seiner unzüchtigen Begierde zu unterwerfen, und der Entschluß, ihn zu ermorden, eroberte sich immer mehr Raum in des unglücklichen Mannes Seele. Es wechselten bei ihm unaufhörlich Satyriasis und unbefriedigtes Liebesverlangen mit durch Onanie hervorgerufenen Schwächezuständen ab; in diesen kam ihm der Einfall, bei Hemmeler Uebelkeiten deshalb hervorzubringen, um die Mannbarkeit desselben seiner Schwäche gleich zu stellen, damit Hemmeler nicht wegen überwiegender Mannbarkeit ihn verlassen möchte; so hoffte er des Jünglings ausschließlichen Umgang und seine Häuslichkeit zu erzielen; er wünschte in solcher Verfassung, die Natur oder ein Zufall

hätte den Hemmeler zum Kastraten gemacht, nur damit derselbe sich an Niemanden hänge; er verfiel auf den unseligen Gedanken, des Jünglings Pudenda zu schwächen; er wurde der Urheber, daß Hemmeler verschiedene „Kiltgänge" [1]) machte; dann wollte er seinem Opfer Mittel geben, um sein Beischlafsvermögen derart zu schwächen, daß er mehrere Jahre hindurch gar nicht an sinnliche Lust denken, sie gar nicht ausüben könnte, hingegen seine Freundschaft ausschließlich für ihn bewahren solle. Diesen Plan gedachte Desgouttes auf einer Reise im August 1817 auszuführen; als er dann den Ruin seines Vermögens vor Augen sah, verwandelte sich dieses Bild in einen Mordplan für seine Reise, auf welcher er entweder mit Hemmeler sterben oder als Einsiedler bei dem teuern Leichnam leben und sterben wollte; nur die Verzweiflung, den innigst Geliebten ganz zu verlieren oder für andere zu behalten, erfüllte seinen Geist mit Mordplänen.

Bei alledem versicherte Desgouttes, daß seine Wollust nicht das Ueberwiegende in seiner Neigung zum Hemmeler gewesen sei; er habe ihn geliebt, weil ihre Charaktere in vielen Stücken zusammentrafen, ausgenommen, daß Hemmeler keines der Laster seines Liebhabers an sich hatte; er liebte den Hemmeler, weil inneres Gefühl, Gewohnheit und langer Umgang ihn an den jüngeren Gefährten ketteten; er liebte ihn aus „übersinnlichen" Gründen, von denen er Rechenschaft sich nicht zu geben wisse und wenn er nach dem ausschließlichen und ewigen Besitze seiner Freundschaft strebte, so sei es nicht aus sinnlichen Motiven geschehen, denn diese paßten nicht für die Ewigkeit.

---

[1]) Dem Verhörrichter gestand Desgouttes, daß es beim Hemmeler zu einem „unmoralischen Lebenswandel mit Mädchen" nie gekommen sei und daß er „nur einmal sich vergangen" habe.

Um Neujahr 1817 sah Desgouttes rückwärts und vorwärts schauend den Zerfall seines Vermögens und seiner Liebe unrettbar vor Augen. Sylvester mit dem Hemmeler zu feiern, dünkte ihn in dieser trostlosen Aussichtslosigkeit ein unendliches Glück; aber Hemmeler kam äußerst spät nach Hause und da betrank sich Desgouttes entsetzlich und seine Besinnung war wieder dahin. Fortan quälte er den jüngeren Genossen, um diesen seine Abhängigkeit von dem älteren Freunde recht herb fühlen zu lassen, noch mehr und raffinierter als vordem. Im Januar kassierte Desgouttes eine Barsumme von 1700 Franken für die Erbschaft Neukom ein, von welcher aber die Hälfte schon seit bald zwei Jahren verbraucht war; mit der anderen Hälfte entwich er planlos, er wußte nicht wohin; allein freiwillig kehrte er zurück, hauptsächlich, weil er die Gesellschaft seines Substituten Hemmeler nicht entbehren konnte und ohne ihn ganz außer aller geselligen Verbindung war. Bei seiner Rückkehr machte ihm Hemmeler die schwersten Vorwürfe und brachte ihn nahe an den Rand der Verzweiflung; indessen überlegte er sich, daß aus diesem Verhalten Hemmeler's dessen wahre Freundschaft für ihn zu ersehen sei, und nun gelobte er sich und ihm, alles zu bessern, insofern die Umstände einmal nicht ungünstig wären; aber als bald darauf wieder ein Ruf von der Irmel'schen Schuld erschien und andere Schuldenrufe einliefen, wußte er durchaus nicht mehr, wie er sich helfen sollte. Da verhalf ihm starkes Trinken zum Vergessen für den Augenblick; aber dann erfüllte ihn wieder mit Schaudern die Vorstellung, die Welt zu verlassen und den Hemmeler mitzunehmen oder diesen vorauszuschicken und dann nachzufolgen. Die ganze Zeit vom Palmsonntag (30. März) bis zum Umzug in die neue Wohnung (17. Juli) blieb er nüchtern, ohne daß die unglückliche Idee, ausschließlich im Besitze Hemmeler's sein zu wollen, und die Furcht, traurige Um-

stände könnten denselben von ihm trennen, ihn jemals losgelassen hätten; das alles, die Irmel'sche Schuld und das Benehmen Hemmeler's zu Beginn des Lebens im neuen gemeinsamen Heim leiteten in Verbindung mit Desgouttes' periodischem Hang zum Trunke und mit seiner ausgesprochenen Anlage zum Uebertriebenen das, was nun folgte, ein. Am 17. Juli, dem Tage seines Umzuges in die neue Wohnung und des Anfangs eines eigenen Haushalts mit dem Busenfreunde erwartete Desgouttes, daß Hemmeler nun für alle seine Vernachlässigungen und seinen vielfachen Undank den Liebhaber um Verzeihung bitten und zur Versöhnung und zu dauerndem Frieden die Hand zuerst bieten würde; Hemmeler hätte dazu um so stärker sich gedrungen fühlen müssen, als er wohl wußte, wie unendlich Desgouttes litt, wenn es unterblieb, und in welch' ratlose Verzweiflung er den unglücklichen Liebhaber stürzen würde; — aber als er im neuen Heimwesen dem Hausherrn ganz allein gegenüberstand, sprach er kein Wort; er stand da wie ein Klotz und tat, als wäre gar nichts geschehen. Dieses empörte den ohnehin Gereizten aufs äußerste; er verlor alle Selbstbeherrschung und geriet in fürchterlichen Zorn und dann in Wehmut; er wußte sich weder zu raten, noch zu helfen; alle seine Vorstellungen blieben fruchtlos und so nahm er wie früher seine Zuflucht zum Trinken; dieses besänftigte ihn in etwas und außerdem führten ihn auch notwendige geschäftliche Ueberlegungen dazu, einen halben Scheinfrieden mit dem Hemmeler zu schließen; da er das Unzulängliche dieses Friedens schmerzlich empfand, so trank er mehr und weiter; in diesem Scheinfrieden gelang es ihm, in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli, mit dem Hemmeler — zum letzten Male — geschlechtlich zu verkehren. Von diesem Tage an befand sich Desgouttes ununterbrochen in einem an Besinnungslosigkeit grenzenden Zustande, in einer durch starken Genuß

von Absinthextrakt, Wein und Liqueuren hervorgebrachten ausnehmend hohen Trunkenheit, welche seine Sinne im höchsten Grade aufregte, was dann wieder seine glühende Phantasie in Tätigkeit setzte, während sein Verstand und seine Ueberlegung gänzlich ausgeschaltet wurden, so daß ihm, was er tat, nicht zum klaren Bewußtsein kam. Hatte er sich in Tübingen schon dem Trunke ergeben, um die lebhaften Bilder seiner Phantasie noch zu erweitern und höher zu spannen, so geschah es in dieser Periode, um im Gaukelspiel seiner durch den Trunk herbeigeführten Phantasieen die erbärmliche Wirklichkeit vergessen und sich auf Augenblicke an diesem Gaukelspiele ergötzen zu können. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli ließ er seinen, seit Neujahr 1817 bei ihm beschäftigten 15jährigen Lehrling Hans Ulrich Leib und Gut, der sonst allabendlich nach dem Dienste in das benachbarte Schoren zu seinen Eltern zu gehen pflegte, angetrunken bei sich im Bett schlafen, um sich an dem unschuldigen Knaben zu vergreifen, da er in dieser Nacht zu Hemmeler, dem er Opium zu trinken gegeben, nicht gehen mochte; zweimal mißlang sein Plan, da der Knabe erwachte; Desgouttes näherte sich ihm unter dem Vorwande, ihm die Vorhaut zu erweitern, weil sich sonst dort Unreinigkeit sammle; er gab ihm den Rat, sie öfter zu erweitern, und brachte durch Reiben einen „fast inflammablen Reiz“ in des Knaben Rute hervor; er wollte ihn so zum Verluste der Unschuld und zum Mitgenusse bringen, was aber nicht erfolgte; erst der dritte Versuch gelang: der Knabe schlief fest und schlief weiter. Am nächsten Morgen fühlte Desgouttes sich allzu nüchtern, als daß er seinen Tags vorher gefaßten Plan, den Hemmeler zu betäuben und dann aus dem Fenster zu stürzen, hätte ausführen können. Aber einige Tage später, als in der Frühe des Morgens bereits der „Weingeist“ ihn benebelt hatte, entstand wieder der Entschluß in seinem Kopfe,



den Hemmeler umzubringen. Er ergriff eine Pfanne mit nassem Stroh, um es in Hemmeler's Zimmer anzuzünden, den Schlafenden zu betäuben und dann zum Fenster hinaus zu werfen. Nur das Mitleid, das Bedauern mit dem unglücklichen, ihm so werten Jüngling und der Gedanke, er könnte Schmerzen fühlen, brachte ihn wieder gänzlich von dem Mordplane ab und nun wollte er eine Zeitlang keinen Gedanken mehr daran in sich aufkommen lassen, den Hemmeler zu töten.

Ein mit dem Todestage seines Vaters, zugleich dem Geburtstage seiner eigenen wirtschaftlichen Selbständigkeit, dem 6. Juli 1816 begonnenes Tagebuch führte der Unglückliche noch bis zum 25. Juli 1817 fort — alsdann brach er es jäh ab. In diesem Tagebuche ist niedergelegt, wie der unglücklich Liebende in dem langen Zeitraum vom 26. Juli 1816 bis dahin 1817 um den innigst Geliebten gebangt und was er um ihn gelitten hat. Lassen wir ihn selbst zu Worte kommen.

Aus dem Tagebuche des Dr. Franz Desgouttes:

1816: 26. Juli: Dem Daniel Hemmeler eine Badfreude gemacht.

28. Juli: Der Daniel geht in's Bad und läßt den Freund allein, der düster und traurig zu Hause bleibt.

31. Juli: Reise nach Bern mit Freund Hemmeler.

15. August: Vorwürfe an Daniel H. wegen seinem Undank. . . Mit Daniel H. ins Bad.

16. August: Besichtigung des Perpetui mobilis bezahlt für den Daniel.

17. August: Besuch bei Daniels Eltern.

5., 6., 7. September: Dem Daniel Hemmeler gegeben Wein, Chokolade u. dergl. Aber Er ist immer gleichgültig.

1816: 11. September: Dem Daniel Hemmeler gegeben Wein, Weggeld. Immer gleichgültig.

2. November: Ich hatte mich von jeher des Daniel Hemmeler innigst angenommen; ich achtete Nichts für unmöglich, wenn es nur zu seinem physischen oder moralischen Wohl diente. Oft entzweite ich mich mit meiner Familie, weil ich mich des H. eifrigst angenommen und seine wehrlose Jugend geschützt hatte. Seine physische Constitution wäre ohne mein Zuthun zu Grunde gegangen. Er nähert sich jetzt der Festigkeit, die jedem Jüngling wünschenswerth ist. Er blühet gleich einer Rose, Er, der sonst Anlage zur Hektik hatte. Seine Garderobe ist wohl versehn. Seine Kenntnisse hat Er einzig meinem immerwährenden Unterrichte zu danken. Nichts habe ich versäumt, ihn zu bilden, Nichts unterlassen, ihm das Leben von allen Seiten anschaulich zu machen. Geld, Reisen . . . Nichts sparte ich, ihm meine Pflichterfüllung zu beweisen. Zu hunderten habe ich an ihm verwendet, vergeudet.

Des Tags dachte ich für ihn und sein Wohl und oft wachte ich des Nachts an seiner Seite. Ich empfahl ihn allenthalben, sprach, handelte für ihn, verwandte mich für ihn — Kurz! ich lebte bloß für ihn und in ihm. Meine Freundschaft genoß er in vollstem Maaße und meine Zuneigung in vollsten Zügen. Bei Gott: ich hätte mein Leben für ihn gelassen, wenn Er es hätte nützen können. Ach! und was für Dank ernte ich jetzt von ihm? Jetzt, da ich gleichsam verlassen bin, da ich in ziemlichen Schulden stecke, da ich durch zweijährigen Kummer mich krank, ja fast aufgerieben fühle, da ich ohne Aussicht bin, — jetzt zeigt er seinen Undank! O kaltes, fühlloses Wesen, o

starrer junger Mensch! Wie höchst unglücklich machst Du mich! — Die Gefühle überwältigen mich so entsetzlich, daß Worte mir fehlen und die Hand mir ihren Dienst versagt!

1816: 4. November: Muß denn alles zusammenschlagen. Noch kein Patent, Mortifikationen aus dem Aargau, Mißverständnisse mit Herrn Gerber, daher sein Brief vom 3. h., wo ich ganz mißkannt werde. Muß ich denn ewig der Spielball der Menschen sein, während ich möglichst meine Leidenschaften bändige und der Phantasie Spiel verdränge? Und Daniel, Daniel, den ich liebe, kehrt mir den Rücken?!!

10. November: Traurige, melancholische Stunde! Beinahe von Allen, ach! verlassen, in allen Hinsichten! Daniel auch.

22. November: Dem Daniel wieder gegeben eine Flasche Wein. Anderer Dinge nicht zu gedenken.

Wenn ich die Menschen um mich betrachte, so überfällt mich alternatim Wuth und Wehmuth, wenn ich bedenke, wie vielen Hunderten ich schon geholfen und wie mir alternatim Niemand hilft. Verdammter Eigennutz! Alles will an mir saugen! Allen soll ich helfen und wenn ich, ich Etwas will — so ist Niemand zu Hause. Selbst meine Nächsten machen mir's so. Wer mich nicht betrügen will oder nicht kann, der versagt mir sonst Alles, ja selbst die edelsten Gefühle, welche Natur einflößt.

4. Dezember: Weinfrüchte des Daniel Hemmeler, da er erst um $^1/_2$1 Uhr Morgens heimkam.

15. Dezember: Den Daniel Hemmeler von $^3/_4$ auf 4 Uhr an mit Herrn Bachmann ins Wirthshaus gehen lassen. Er blieb aber bis fast 8 Uhr aus und ich mußte annehmen, daß er von einem Haus in's andere schwärmte, worüber ich ihm nachher

deutliche, doch sanfte Vorwürfe machte. Ach! er mißkennt mich. Wüßte er doch, wie unendlich ich ihm anhänge und was ich für ihn entweder bereits aufgeopfert habe oder noch ferner aufopfern werde — o, Er würde keinen Augenblick mich verlassen oder selten.

1816: 16. Dezember: Daniel Hemmeler's Benehmen gegen mich. Wiederholte Rüge. Befragung vom letzten Band an mich.

So weicht Alles von mir! Auch er, an den ich Alles wende. Kalte Seele! Diese Pein möge dir nicht vergolten werden!

18. Dezember: . . . Und heute war auch der Tag, an dem ich dem Daniel Hemmeler bittere Vorwürfe wegen seinem Betragen gegen mich machen mußte. Ach! daß ich ihm so anhänge, um ihm, gewiß aus Liebe, derlei Vorwürfe machen zu müssen; aber Er treibt es zu arg. Alles, Alles, was ich ihm an den Augen ansehe, Alles thue ich ihm zu Gefallen und überhäufe ihn mit Liebkosungen aller Art. Wenn ich ihn betrachte, seitdem der unselige Geschlechtstrieb in ihm erwacht ist, so muß ich diesen verwünschen; denn mich vergißt Er und denkt nur an das Vergnügen, Ball, Mädchen und Wein, ohne doch ein Säufer oder Wüstling zu sein. Bedenke ich meine traurigen Umstände, meine entsetzliche Lage und den Undank des Daniel, so nimmt's mich Wunder, daß nicht die vollste Verzweiflung mich ergreift. Doch Glauben an Gott, Philosophie, Hoffnung — das hält mich empor!

21. Dezember: Dem Daniel Hemmeler Vorwürfe machen müssen: a. daß Er den 20. Dez. Abends den ganzen Abend bis 8 Uhr ausgeblieben; b. daß Er bis $^1/_2$10 Uhr den 21. Vormittags $^3/_4$ Stunden lang bei Vogel geblieben.

1816: 22. Dezember: Dem Daniel Hemmeler einige sehr herbe Vorwürfe machen müssen, weil Er ohne alle Aufmerksamkeit für mich sich nur mit Andern beschäftigt und ungeachtet aller liebreichen und ernsten Ermahnungen mich stehen läßt. Dann ihm Geld gegeben, um einen Schoppen zu trinken. Dann ihm erlaubt, bis um 10 Uhr Abends die Bergknappenmusik anzuhören. Sechs ganze Stunden lang.

25. Dezember: Dem Daniel Hemmeler erlaubt, mit seinen Bekannten spazieren zu gehen. Er ging um ½3 Uhr fort und returnirte um 5 Uhr. Ging um 6 Uhr wieder fort und returnirte erst um ½9 Uhr.

26. Dezember: Dem Daniel Hemmeler, dem ich spaßweise Etwas vorbrachte, ohne ihn zu beleidigen, und welcher sich plötzlich in seiner Eigenliebe höchlichst ergriffen fühlte [:Gnug mi, gnug mi:], derbe Vorwürfe gemacht und ihn aus der Stube gewiesen.

27. Dezember: Dem Daniel H. allerhand gegeben. Frieden!

29. Dezember: Dem Daniel Hemmeler erlaubt, auszugehen. Er ging um 4 und kehrte erst um 8 Uhr zurück.

30. Dezember: Dem Daniel H. gegeben:

1. Einen derben Verweis wegen seiner Saumseligkeit.
2. Eine Brochüre.
3. Geld für Neujahrsbelustigung.

30. Dezember: Dem Daniel H. gegeben zum Neujahrsgeschenk ein Jagdgewehr.

31. Dezember: Heute war Daniel H. fast immer abwesend und dennoch erlaubte ich ihm noch, zu sylvestern. Er blieb auch aus von 5 Uhr bis 11 Uhr Abends: Mädchengesellschaft.

So schließt sich dieses Jahr, schrecklich in seinem Anfange, traurig in seinem Verfolge und entsetzlich in seiner Mitte; endlich in den Merkmalen des Schrecklichen, Entsetzlichen und Ungeheuren am Ende, ohne Aussicht, mit einer unendlichen Schuldenlast, Verzweiflung im Herzen — ach! wer hilft mir? Da mich Alles verläßt, so muß ich selbst für mich sorgen!!!

Jacta est alea!

Mit Dir, o Daniel, bin ich sehr unzufrieden; es ist, als wenn der Dämon der Zerstreuung oder aber der Gleichgültigkeit gegen mich in deine sonst gute Seele gefahren wäre. Ach! ich verdiene das nicht; denn innigst liebe ich dich und wünsche dir allen erdenklichen Segen, alles mögliche Glück und Heil. Ach! daß du mich mißkennst!

So rollt das Jahr ab und läßt mich einsamlich!

1817: Anfangs Januar: Schön begann das Jahr 1817 — war aber nicht gut im Verfolge. Ach! guter Daniel, hab' ich auch gegen dich gefehlt, so verzeihe; denn dein kalt verwerfendes Wesen könnte mich verzweifeln machen.

Man könnte mich fragen — warum den Daniel so in den Strudel der Vergnügen werfen, während du es ihm selbst verboten hast? — Am Neujahr feierte ich meine seligsten Stunden im Kreise meiner Geliebten. Warum fehlte da Daniel? Warum betrug Er sich schon am Morgen kalt? Warum blieb Er aus, da Er doch wußte, wie sehr ich daran hing, ihn auch bei mir am Abendessen zu sehen? Warum mußte ich selbst ihn holen? O, das war für mich ein Todesstich! Ich sah nun, daß Er mich gar nicht, Andre aber über Alles liebt! O Gott, welche marternde, verzweifelnde Empfindung! Dies betäubte mich fürchterlich, brachte mich halb

38*

zur Wuth. Ach! die grimmige Empfindung folgte mir nach. Ich trank immer und immer mehr, bis ich von Tumult zu Tumult stürzte. Da, da vergißt sich der Mensch mit der glühenden Phantasie. Deswegen geschah, was leider geschehen ist. Hätte Daniel, eingedenk, daß ich ihn so manchen Abend vermißte, den Neujahrsabend mit mir gefeiert — o, ich würde nie so derbe tumultuirt haben.

1817: 8. Januar: Gott gebe, daß an mir geholfen werde.
13. Januar: Dem Daniel H. gegeben Müller's Schweizergeschichte in 4 Bänden.
Ende Januar: Seit dem 15. dem Daniel allerhand geschenkt und Er bringt mich dafür in Verzweiflung.
Ende März: Während dem März dem Daniel und seinen Kameraden sehr viel an Wein und Objekten zum Vergnügen geschenkt, damit sie sehen, daß ich ihnen dergleichen in Maaße sehr wohl und gern gönnen möge.
6. April: Dem Daniel Hemmeler, meinem Substituten, vorgestellt: 1. für seinen Körper Sorge zu tragen; 2. die Zerstreuungen einzustellen; 3. die beiden Mädchen aufzugeben und 4. mit Vogel und Trösch weniger Umgang zu haben; überdies mir mehr Freundschaft und Liebe zu schenken.

Insonders soll Er aufrichtig und aufmerksam sein. — Welch' Alles Er auch mit Mund und Hand versprochen.

Dazu erlaubte ich ihm, Montag den 7. hujus auf Aarburg zu gehen, seine Schwester und seinen Schwager zu sehen.

Daniel Hemmeler geht, wegen Langeweile, mit Vogel und Trösch spazieren ins Bad seit ½5 Uhr bis 8 Uhr.

Den 7. April befand sich Daniel Hemmeler den ganzen Tag abwesend in Aarburg und returnirte

erst um $^1/_2$9 Uhr mit zwei Schwestern und seinem Schwager.

Den 8. April blieb Er bis 10 Uhr Morgens weg und ich versah indessen seine vices.

Mit dem Daniel Hemmeler einen Lohnvertrag errichtet bis 1. Juli 1817.

Heute spürte Daniel Hemmeler erst die Folgen seiner Reise auf Aarburg durch Faulheit, Mattigkeit und Schmerzen in den Waden und am Fuß, Erhitzung und Abgespanntsein. Fast den ganzen Nachmittag lag Er faul da oder befand sich bei Vogel. Daselbst zweimal.

9. April: Daniel Hemmeler spürt noch immer die Folgen der Anstrengung nach Aarburg durch Schmerzen auf der Fußballe und in den Beinen, dann Engbrüstigkeit, Schweiß des Nachts.

Daniel Hemmeler überläßt sich schon wieder der Zerstreuung bei Vogel und Viktoria Dennler, vernachlässigt mich und seine Studien.

10. April: Er läuft zu Vogel; gibt sich selten mit mir ab; sagt mir offen, daß Er Andre, z. B. Viktoria D., mir vorziehe und malt für selbige (Oster-) Eier aus, statt zu studiren, verbraucht mehrere Stunden dafür und arbeitet für Andre öfter.

Abends verweilt Er von 7 bis 8 Uhr bei Viktoria Dennler.

Was soll ich, Verlassener, bei solchen Connexionen denken? O daß ich diesen Menschen je so selbstständig machte! — Besser wäre es für mich, den Tod zu erhalten, ohne ihn selbstmörderisch zu suchen. Aber Gott wird helfen!

Den 11. April mit Daniel Hemmeler gesprochen und ihm ernstliche Vorstellung gemacht:

a. seine Distraktionen zu meiden,

b. dann seinen Studien mehr Fleiß und mir mehr Liebe zu schenken.

Welches Er auch versprochen.

1817: 13. April: Daniel Hemmeler geht um 1 Uhr aus und bleibt bis 2 Uhr bei Lise Muhmenthaler.

Daniel Hemmeler geht aus zu Vogel von $^{1}/_{2}$7 bis $^{1}/_{4}$ ab 8 Uhr. So bin ich oft einsam!

Den 16. April befand sich Daniel $^{1}/_{2}$ Stunde bei Vogel und Trösch, welche Messieurs auch unseren Unterricht um 6 Uhr unterbrachen.

17. April: Verdruß mit Daniel Hemmeler, weil Er oft weggeht und niemals mich für den Unterricht begrüßen mag. Doch am gleichen Abend Frieden.

Den 19. April geht Daniel Hemmeler bis 1 Stunde zu Vogel.

Der Daniel Hemmeler bleibt von $^{1}/_{2}$7 bis 9 Uhr bei seinen Freunden Vogel und Trösch und im Wirthshause.

20. April: Daniel Hemmeler geht um $^{3}/_{4}$ auf 4 Uhr weg zu Viktoria Dennler und bleibt bis $^{3}/_{4}$ auf 5 Uhr weg.

Dann geht Gleicher um $^{1}/_{2}$6 Uhr wieder weg und zwar mit dem fast betrunkenen Vogel — kömmt erst um $^{1}/_{2}$9 Uhr wieder.

21. April: Daniel Hemmeler geht mit Viktoria Dennler spazieren während 1. Stunde.

Idem thut nicht viel und geht von $^{3}/_{4}$ auf 5 bis $^{1}/_{2}$6 Uhr zu Viktoria Dennler.

26. April: Mstr. Daniel Hemmeler geht spazieren mit Vogel $^{1}/_{2}$ Stunde lang, mich verlassend.

Daniel Hemmeler geht zu Viktoria Dennler $^{1}/_{2}$ Stunde.

Idem geht zur Gleichen und bleibt weg 5 Viertelstunden lang, ohne den Effekt hervorzubringen. Der Esel! . . . .

1817: 27. April: Daniel Hemmeler geht um 5 Uhr weg zu Viktoria Dennler und bleibt weg bis 8 Uhr.

28. April: Daniel Hemmeler steht alle Morgen spät auf: circa $1/2$ 8 oder 8 Uhr. Ich mag ihm das gönnen; doch wünschte ich dann auch, en retour égard für mich, Aufmerksamkeit und was ich gar nicht erhalte.

Ende April: Auf den ganzen Monat bleibt Daniel weg = Tage 6, Std. $2^3/_4$.

2. Mai: Daniel H. geht zur Viktoria Dennler und bleibt vor dem Eßen $2^1/_2$ Stunden lang weg. Nachts 11 Uhr geht Er zu Viktoria D. und returnirt um 4 Uhr Morgens.

4. Mai: Wie drängt man mich von allen Seiten! Eltern, Gerber, Daniel, Pf. Wagner, Geschwister! Ich soll heirathen! — Was? Geld! . . . eigene Wahl! aber durch Vaters Seufzen hervorgebracht. Oft bereut, ach, ohne Hoffnung zur Wiederkehr. Elendes, schreckliches Leben! Damit meine Umgebungen fröhlich sein und lustig oder bequem leben können, soll ich elend sein.

Heirathen soll ich bei schrecklichem Mangel, beim Dasein meiner vielen Schulden, bei schrecklicher Theuerung, bei halber Dienstlosigkeit, ohne Stand, ohne Patent, ohne Aussichten, ohne Hoffnung, kränklich — — — Gott, welche Dunkelheit!

Wenn ich mein ganzes Leben, wenn ich mein Sein, Thun etc. betrachte, so nimmt mich Wunder, daß ich noch bin. Wie viel Undank muß ich ansehen! Genüsse habe ich keine und für die Zukunft keine Erwartung, als, wenn ich heirathe, die Anwartschaft auf ein elendes kurzes Leben.

Nein, ich heirathe nicht, bis — körperlich, ökonomisch und ab Seite meines Patentes bessere Zeiten da sind. Ich bin es der ersten Pflicht, meiner Selbsterhaltung, schuldig. Wer will mir dies wegraisonnieren? — Gewiß Niemand.

Mit dem Daniel H. ernstliche Rücksprache genommen, mehr Aufmerksamkeit mir zu schenken.

Ihm geschenkt Schlenbach's Welthistorie mit Kupfern.

Daniel H. geht um 1 Uhr zu seinen Freunden und returnirt nach 1/2 2 Uhr. Mich läßt er allein.

Dan. H. geht an 3/4 auf 2 Uhr wieder zu seinem Vogel und Trösch — um zu spazieren auf St. Urban und kehrt erst um 3/4 auf 8 Uhr wieder. So bin ich immer einsam! Soll das Aufmerksamkeit sein?

1817: 7. Mai: Ich muß mein Leid bemerken, daß Daniel H. tagtäglich negligenter wird. Wenig Aufmerksamkeit zeigt er mir, denn von den ehemaligen gemeinern Verrichtungen will der junge Herr nichts mehr thun. Ich, der ich eine unbegrenzte Aufmerksamkeit habe, kann auf seine Dienste nicht mehr rechnen; von seiner Aufopferung ist längst keine Rede mehr. Ach! ich fürchtete nicht vergeblich den Moment seines Ausflugs zu Freunden außerhalb dem Hause!

Daniel H. kehrt sich an meine freundschaftlichen Winke wegen seiner nicht ganz seltenen Unordnung nicht. Gebe ich Erinnerungen, Ermahnungen, so werden sie entweder bald vergessen oder übel aufgenommen, weil Er in großen Unwillen geräth, wenn man seine geglaubte Infallibilität antastet. Wenn ich endlich barsch rede, so hilft's ein paar Tage, und dann ist's bald wieder im Alten. — — — Ordnung, Produkt der

Regelmäßigkeit muß sein, muß vom 1. Juli an streng eingeführt und beobachtet werden; oder lieber will ich sterben, ungeachtet ich an Daniel H. unendlich und so hänge, daß ich ihn über Alles liebe, aber nicht über Alles schätzen kann!

1817: 8. Mai: Daniel H. geht auf eine Stunde nach dem Musterplatz, kömmt dann um 2 Uhr wieder mit Vogel, macht sich mit ihm bis 3 Uhr in meinem Zimmer lustig; ich gab Beiden 3 Schoppen Wein und Haselnüsse; dann geht er damit weg um 3 Uhr und returnirt um 4 Uhr.

Daniel H. geht wieder auf ½ Stunde weg.

Idem geht um ¾ auf 6 Uhr weg mit Vogel und kehrt wieder um ½7 Uhr. Dann kommt Vogel und geht erst um 7 und ¼ Uhr. Daniel H. entfernt sich zum Balle um 8 Uhr.

Zum erstenmale, mein Daniel! für dich Ball! ach! folgenreicher Schritt! ich — warnte brüderlich, aber ach!!!

Ja! dieser Ball war folgenreich für mich! Denn er öffnete mir die Augen über Daniel und zeigte mir ihn in seiner ganzen Blöße! O ich Thor, der ich ihm zu Liebe meine Harfe verbrannte! — Nicht zu rechnen, daß Er mich nicht einmal um meine Einwilligung befragte, kömmt der Herr erst um 3 und ½ Uhr Morgens heim und belohnt mich dann noch sonst mit Undank. Der Elende!

9. Mai: Daniel H. geht erst um 9 Uhr aus dem Bette und ging bis 11 Uhr weg. Den ganzen Nachmittag schob Er sich von einem Sessel zum andern. Dann geht Er um ½7 Uhr und returnirt erst um 8¼ Uhr heim, etwas beübelt. Dann geht er um 11 Uhr zum Tanze und returnirt um ½6 Uhr.

10. Mai: Mit Daniel H. lange Rücksprache ge-

halten wegen seinem Verhalten. Ich gönne ihm Freunde, ich bin glücklich dabei! aber Er soll Vernunft dareinsetzen und mich nicht nur nicht so vernachlässigen, sondern seine Liebe mit meinen Aufmerksamkeiten in das völligste Gleichgewicht setzen, da ich der Schöpfer seiner vielen, vielen Freuden bin! Ach! er verspricht wohl, ob Er's auch halten wird? — — — Hoffe.

Daniel H. geht von 9 bis $10^{1}/_{4}$ Uhr wieder zum Tanze und kommt halb krank heim. Ich laufe für ihn in die Apotheke.

1817: 11. Mai: Daniel ist den ganzen Tag theils krank, theils zu Allem untüchtig.

Dem Daniel in seiner Krankheit treulich abgewartet.

Dem Daniel H. habe ich zwei Clystiere gegeben und ihm bis 10 Uhr Abends abgewartet und geholfen. Den 20. und 21. Mai bleibt Daniel H. von 9 Uhr bis um 1 Uhr des Morgens fort. Ich muß wachen und für ihn im Schweiß erkalten.

21. Mai: Daniel H. thut den ganzen Tag nicht viel, einige Briefe ausgenommen. Nachts von 9 Uhr bleibt Er bis $^{1}/_{2}1$ Uhr.

22. Mai: Der arme, von Viktoria Dennler geplagte Daniel H. verzweifelt fast, ist bis um 5 Uhr Abends zu Allem untüchtig, wo Er dann bis 7 Uhr arbeitet.

23. Mai: Daniel H. kommt mit Viktoria D. wieder zum Frieden; ich begebe mich deswegen und um zu traktiren zu derselben und verwende mich mit Worten und Geschenken bei ihr eine Stunde lang.

25. Mai: Daniel H. bleibt von 1 Uhr bis 8 Uhr weg und ist bei Viktoria D. Er behandelt mich sonderbar, nachlässig und auf alte Art.

1817: 29. Mai: Daniel H. bleibt des Abends von 10 bis 1 Uhr Morgens bei Elisabeth Bracher.

Ende Mai: Auf den ganzen Monat bleibt Hemmeler weg: 9 Tage.

1. Juni: War Daniel H. den ganzen Tag untüchtig und krank; ich wartete ihm ab und pflegte sein.

Den 10. Juni — ist Daniel Hemmeler 10 Stunden zu Allem unfähig, weil er Abends vorher ribotierte bis um 12 Uhr, wo ich wachen mußte.

11. Juni: Daniel H. absentirt sich seit 11 Uhr des Morgens bis Abends um acht Uhr.

Den 12. Juni — befand sich Daniel H. den ganzen Tag krank. Ich wartete ihm ab und gab ihm Arzneien.

Den 13. Juni befand sich Daniel H. den ganzen Tag krank. Ich wartete ihm ab und gab ihm viele Arzneien.

Er ist entsetzlich ungeduldig, eigensinnig und bös, daß man kaum bei ihm aushalten kann.

14. Juni: Derselbe geht 2 Stunden zu Viktoria D.

15. Juni: Daniel H. bleibt 3 Stunden weg bei Viktoria D. Nicht zu rechnen, wie oft Er seine Arbeit vernachlässigt, Sachen verschiebt, Nichts thut. O tempora, o mores!

Den 21. Juni — ist Daniel H. den ganzen Tag nicht tauglich und schwärmt doch herum.

23. Juni: Ankunft von Vogel und Trösch — derbe, nachdrückliche Rücksprache mit Daniel H. wegen dem künftigen Umgang mit ihnen.

Öftere Abwesenheit des Daniel H., die ich nicht einmal notire, weil sie zu häufig kömmt.

24. Juni: Daniel H. geht auf 1½ Stunde zu Vogel und versäumt allerhand.

1817: 30. Juni: Dem Daniel H. Vorstellung gemacht et alia.

Wann, o Schicksal, wann wirst du mich begünstigen? Elendes Leben, wo meiner Jugend Rest planlos und ungenützt hingeht! Und dennoch arbeite ich rastlos! O, daß doch Niemand einen Augenblick leichtsinnig wäre! — O unseliges Schuldenmachen!

Bald, bald, wenn Gott nicht hilft — — — ist's aus, dann vermag Niemand mehr mich zu retten! O, daß ich noch einmal ganz schuldenfrei sein könnte! Noch einmal — — — nie, nie würde ich mehr so handeln — wie vorher! Wie kann der Körper gedeihen, wenn immerwährende Unruhe die Seele hinwirft? — Wie kann ich einen Gedanken mit Festigkeit verfolgen, wie seine Ausführung mit Energie bethätigen, wie auf freiem Spielraum mich bewegen, wenn alle, alle Berührungspunkte sklavisch mich fesseln — Alles mich kettet?!?

30. Juni: Disput mit Daniel Hemmeler wegen Undank.

Ende Juni: Auf den ganzen Monat bleibt Daniel Hemmeler weg: 9 Tage, nicht zu rechnen kleinere Abwesenheiten, Arbeiten für sich und zahlloses Andre!

5. Juli: Daniel Hemmeler nokturnirt bei Viktoria Dennler wie auch schon am 3. Juli.

6. Juli: Einsam sitz' ich hier, kein Daniel, der mich tröstet, mich aufrecht hält und mir beisteht, wenn schwache, melancholische Stunden mich umdüstern. Welch' ein Mensch! Wo ist, wo bleibt die Freundschaft, die er so hoch preist? Wo sein hohes, inniges Gefühl für mich? Ach, es lebt nur in seinem Innern und sein Aeußeres wendet

sich zu Andern, die keinen Anspruch auf ihn haben, als die Macht der Gewohnheit und den Titel des bloßen Umgangs. Wo sind die seligen Zeiten, da Er nur in mir und durch mich lebte? Wo die Verhältnisse, die ihn allein an mich banden? Wo die Reize, die er einzig in meinem Umgang fand? — Ach! von allem dem ist nichts mehr vorhanden, als das traurige Andenken, das mir nur schmerzhafte Erinnerungen gibt! Und nun, was ist zu thun — bei solcher Sachlage, wo ich mit großem Aufwande von Kräften, mit Zeitverlust, mit starkem Geldauslegen, selbst auf Kosten meiner Ehre und mit enormen Schulden, ohne Kredit, ohne Gesundheit — keine Zwecke erreicht habe, als die, welche der Zufall mir in die Hände schickte oder in meine Lebensbahn warf??? — — — Aenderung, Besserung, Hemmung der Leidenschaften, Herrschaft der Vernunft! Aber dann auch Kälte gegen Daniel, Zurückziehung von ihm, Ernst gegen ihn und öftere Objurgation mit Vernunft. — — Ha! herrliche Räthe, wenn man noch im Labyrinth der schrecklichsten Verhältnisse ist und ohne ein Wunder sich nicht herauswinden kann! O, wenn ich noch einmal wieder auf den alten Standpunkt käme, wie wollte ich mich ändern, wie meinen ehedem festgesetzten Lebensplan konsequent ausführen! O Deus adjuvet! Möge es noch heute geschehen! Dann würde, dann müßte eine neue, herrliche Morgenröthe aufgehen in Erkennung wie im Handeln!

1817: Den 6. Juli — geht Daniel H. wieder am Abend 1 Stunde fort und richtet Verdruß im Hause an. 7. Juli: Derselbe ist den ganzen Tag krank; ihm eine Arznei gegeben. Des Abends ein schreckliches Wetter; Einschlag in Bleybach.

1817: 8. Juli: Von J. J. Christen Avis vom Leerausgehen meiner Lotteriezedeln. Soll ich denn Alles verlieren und will Niemand und nichts mir helfen?

10. Juli: Daniel H. geht am 9. Juli den ganzen Tag fischen.

11. Juli: Von Bruder Emanuel Desgouttes einen impertinenten Brief empfangen . . .

14. Juli: Von nun an bemerke ich Daniels Abwesenheiten, Entfernungen und Regellosigkeiten nicht mehr. Es gibt mir zu viel zu thun. Das bemerke ich noch, daß Er in diesem Monat bei 6 Stunden sich hin und her absentirte und mich unendlich reizte. Dennoch will ich hoffen, es werde Alles noch zum Besten kehren und in dieser Voraussetzung und weil mir solche Noten zu viel zu thun geben, unterlasse ich es. Ebenso mit dem Geben und Schenken.

16. Juli: Mit Sack und Pack gezügelt, d. i. délogirt und in's neue Haus, den Bärenstock, transportirt.

25. Juli: — Daniel — ich rufe wie einst Gott unser Herr:

Saul, Saul, was verfolgest du mich? — denk' an Donnerstag!!!

Damit bricht Franz Desgouttes' Tagebuch plötzlich ab — es schließt mit einer Drohung, welche besagen will, der Schreiber werde es dem Hemmeler nie vergessen, daß dieser am Donnerstag, beim Einzug in das neue gemeinsame Heim, den ersehnten Frieden in's Haus nicht habe bringen wollen!

In diesem Tagebuche vielfach rührenden Inhalts hat der Liebhaber Hemmeler's mit großer Peinlichkeit selbst über die unbedeutendsten Geringfügigkeiten, die er seinem



Liebsten zuwendete, genau Buch geführt und alles mit dem Kostenpreise versehen; da finden sich immer wieder Speisen, wie Brödchen, Brezeln, Kuchen, Eier, Zucker, Chocolade, Thee, Milch, Bonbons, Nüsse, Kirschen, Trauben, Wein, Liqueur, Medizin und ihr Geldwert und zwischendurch Ausstattungsgegenstände, wie Strümpfe, eine seidene Weste, ein Spazierstock, ein Jagdgewehr und deren Kosten — alles für den Hemmeler bestimmt — aufgezeichnet. Und diese seine Eigenart erklärt er, indem er — das einzige Mal an seinen Leser sich wendend — in seinem Tagebuche niederschreibt:

1816: 21. Dezember: Dem Daniel Hemmeler allerhand zu Gefallen gethan, mit Aufmerksamkeiten aller Art. Du, der du einst etwa dies lesen mögest, glaube nicht, daß Prahlsucht die Feder führte, als ich das, was ich dem Daniel H. that, fleißig aufzeichnete. — Nein! gewiß nicht. Sondern einzig die Sucht, um mich von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ich meine Liebe zu ihm in allerhand kleinen Aufmerksamkeiten zeigte und zugleich damit Er mir nicht vorwerfen könne, ich besolde ihn zu wenig.

* * *

So nahte denn wohl vorbereitet die Katastrophe. Desgouttes versuchte noch einmal, den Hemmeler zu erweichen; er gab diesem, während er krank lag, seine Entlassung; es geschah das in keiner andern Absicht, als den Jüngling „in sich selbst zu nöthigen", um längeres Verbleiben in des ältern Freundes Hause anzuhalten, womit ja dann freilich Desgouttes' Zweck, den Hemmeler von sich völlig abhängig zu machen, beinahe erzielt gewesen wäre; doch war die Kündigung dem Liebhaber im geringsten nicht Ernst, denn schon bei dem ersten Ausbruche des Bedauerns seitens des Hemmeler blutete sein Herz. Hemmeler aber war zu kalt und zu verschlossen, als daß er sich offenherzig gegen Desgouttes hätte aussprechen

mögen. Die Dienstmagd Salome Anderes war sehr verwundert, als sie durch ihren Herrn vier Tage vor dem Morde, am 25. Juli, erfuhr, ihr Neffe Hemmeler komme fort; denn Hemmeler hatte es der Tante verschwiegen und nun wollte diese ihn nicht fragen, weil er krank war. Am 26. Juli müssen die Spuren geistiger Verwirrung bei Desgouttes schon recht deutlich hervorgetreten sein; denn der Pfarrer Friedrich Rütimeyer, der ihn, mit dessen Vater er befreundet gewesen war, an diesem Tage in seiner neuen Wohnung zum ersten und letzten Male besuchte, eilte bald weg, weil er aus Desgouttes' tiefliegenden Augen und entflammtem Gesicht schloß, daß es mit ihm nicht ganz richtig sei; seine Blicke blieben, so sehr er bemüht war, sich Zwang anzutun, wild und verstört. In diesen Tagen des eigentlichen Mordentschlusses belebte den Verzweifelten einzig der grobsinnliche Trieb des Genusses oder der unausweichliche Drang des Mordens mit der Absicht, zum Genusse zu gelangen, der den Unglücklichen zu der grausigen Tat bestimmt haben mag. Am 27. Juli, einem Sonntag, besuchte er noch des Abends um 10 Uhr die Familie des Schreiners Jakob Herzig .Vater und traf die Eltern und das achtjährige Töchterchen bereits im Bette an; er veranstaltete mit Hülfe des zweiundzwanzigjährigen Sohnes Jakob, den er fortschickte, um Wein, Bier und Essen zu holen, ein Gelage, bei welchem er viel mit dem Säbel spielte und den einfachen Leuten, deren Umgang er vor anderen den Vorzug gab, zeigte, wie schön sein Säbel sich biegen ließe. Am Montag, den 28. Juli, morgens, begab sich Desgouttes in das Bett des Hemmeler und machte gegen den Erwachenden allerhand unzüchtige Geberden, infolge deren der Ueberraschte mechanisch aus dem Bette heraus- und wieder hineinsprang und bestimmt erklärte, daß er lieber sterben, als dem Willen Desgouttes' sich fügen wolle; nun stellte sich der Peiniger, als ob der erwartete

Widerstand des Jünglings ihn mit Bedauern und Herzeleid erfülle, er bat ihn knieend um Verzeihung, die er auch erhielt, und versprach ihm, dergleichen ihm nicht mehr zuzumuten; dieses ganze Spiel aber führte Desgouttes in der einzigen Absicht auf, den Hemmeler mit einem Federmesser, das er bei sich führte, zu verletzen oder zu töten und ihn dann zu vergewaltigen; war er doch mit Mordplänen des Nachts eingeschlafen, mit solchen in der Nacht aufgewacht und mit ihnen des Morgens aufgestanden; aber als er nun glaubte, sein Opfer beruhigt zu haben, und seinen Mordplan ausführen wollte, da setzte der Bedrohte mit jammernden Worten sich zur Wehr, und mit dem Ausruf des Mitleids: „Lebe!“ ließ Desgouttes noch einmal von seinem Vorhaben ab; er ging in sein Schlafzimmer und onanierte. Um 9 Uhr begab er sich zu seiner Zerstreuung in die Wohnungen Herzig's und Bracher's. Während des Nachtessens kam die Frau Rosina Dennler zu Desgouttes; dieser verließ den Tisch, zeigte ihr sein neues Heim und bemerkte dabei, daß der Hemmeler das schönste aller Zimmer habe; so könnte doch, meinte er, nichts mehr fehlen an seiner Zufriedenheit, da Hemmeler beinahe Meister wäre und hätte, was er wollte. Noch nach dem Abendessen rieb er, als er sich mit Hemmeler allein befand, nüchtern dessen Pudenda mit einer Komposition von Cantharidenessenz, Salmiakgeist und Oel ein, „bloß um zu beschauen“; dieses hat den Hemmeler „mannbarer“ gemacht, aber eine Ejakulation nicht hervorgerufen. Alsdann, gegen 10 Uhr, ist Desgouttes wieder zu Bracher's gegangen, hat dort eine halbe Stunde verweilt und in einem kleinen Rausche von allerhand Sachen, besonders aber von dem Hemmeler gesprochen, wie er das schon vorher gegen 6 Uhr getan hatte. Nachdem er die einfachen Leute verlassen, lief er über das Kirchenfeld zu einem Mädchen, das er beschlief, und traf um 11 Uhr

wieder in seinem Hause ein; als er hier sein Zimmer betrat, rief ihm Hemmeler zu, er sei eben noch rechtzeitig eingetroffen; Desgouttes aber scheute sich, zum Hemmeler hinüber zu gehen, weil er nicht wollte, daß dieser seine Trunkenheit bemerke. Um halb 12 Uhr trat er an die Tür des Schlafzimmers der Dienstmagd Salome Anderes, pochte an, gab auf die Anfrage der Magd, was er wolle und ob sie aufstehen solle, die Antwort „nein!" und ging wieder fort. Nach festem Schlafe wachte er in der Morgendämmerung gegen 3 Uhr mit wehmütigen Empfindungen auf, erhob sich, ergriff eine kleine Flasche Liqueur, die auf dem Ofen stand, und trank in Hast davon; da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn du ihn jetzt tötetest?" Und dann wieder: „Wenn du seiner noch vorher genießen würdest?" So stand er im bloßen Hemde in seinem Schlafzimmer am Ofen. Schnell trank er, wie um sich Mut zu holen, die Flasche bis fast auf den Grund leer und geriet, ein zum Morde geeignetes Instrument suchend und ein Taschentuch ergreifend, in entsetzliche Wildheit, in „Kannibalenwut"; in der Mittelstube fand er einen Pfriem, warf ihn aber wieder hin, indem er dachte, durch ihn würden Hemmeler's Leiden zu lange währen und die lange Leidenszeit könnte den Mörder verraten; dann stieß er auf ein frisch geschliffenes Messer, das er schnell ergriff und öffnete; dieses in der rechten Hand haltend, stürzte er in Hemmeler's Schlafzimmer. Hier lag der Schutzlose mit unbedeckter Brust auf dem Rücken im Bette, seine linke Seite dem Trunkenen zugewendet. Dieser suchte mit der linken Hand die Herzgegend und versetzte ihm mit dem Messer einen Stich dahin. Mit der Frage: „Was soll das?" schlug Hemmeler die Augen auf, schrie zweimal laut und warf sterbend einen wehmütigen Blick auf seinen unglücklichen Mörder; da hörte dieser die Magd vor der verschlossenen Türe fragen, was dem Daniel

fehle, weshalb er schreie, und er gab zur Antwort: „Hemmeler träumt nur; es ist nichts!“ Die große Menge des aus der Wunde des Verblutenden hervorsprudelnden warmen Blutes versetzte den verstörten Mörder in Schrecken und Grausen und er rannte in sein Zimmer, von wirren Gefühlen bestürmt; so war ihm noch nie gewesen. Auf einmal wachte, als wenn dem Drama der Schlußakt fehlte, seine Wollust auf und ging schnell in Satyriasis über; er eilte in das Zimmer des Hemmeler zurück und deckte den verblutenden Körper bloß; allein der Anblick des Erstarrenden erfüllte ihn mit physischem Abscheu gegen Befriedigung seiner Sinnenlust. „Boshaft wütend“ über die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen Wollust ausüben zu können, goß er ein Fläschchen Scheidewasser auf die Geschlechtsteile seines Opfers hin und fühlte jetzt auch moralischen Abscheu gegen die Luststillung; so ergriff er, wie zum Abschied, des Geliebten Hand und zog die Decke über den Leib des Sterbenden bis an den Hals; sein Entsetzen ging in Wehmut und völlige Abspannung über und so drückte er dem, den er über alles geliebt hatte, die Augen zu. Dann packte ihn die Angst vor Entdeckung, die Furcht vor der Schande, welche er seiner Familie bereitet, und er kroch auf allen Vieren durch das Mittelzimmer, dessen Fenster nicht verschleiert waren, in sein Schlafgemach, kleidete sich an und verließ das Haus — ohne Plan und ohne klare Besinnung. Er fühlte noch große Liebe zum Leben, war sich noch nicht klar über den unersetzlichen Verlust, den er sich selbst bereitet hatte, und wähnte noch, der Welt durch ein nützliches Leben, dem er fortan sich widmen wollte, mehr bieten zu können als durch einen schimpflichen Selbstmord. So wurde er gefangen, verhört, verurteilt und gerichtet, wie im I. Abschnitt dargestellt ist.

IV. Die Beurteilung des Falles Desgouttes durch Zschokke und Hößli.

In Heinrich Zschokke's „Gespräch über die Liebe“ lenkt sich die Unterhaltung „gleich anfangs, wie dies immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages“: die Ermordung des Hemmeler (Walter) durch Desgouttes (Lukasson). Den Wortführern des Gesprächs erscheint die verbrecherische Tat um so rätselhafter, als Desgouttes den hingemordeten Freund noch bis zum letzten Augenblicke geliebt und denselben im Schlafe erstochen hat; so konnte sie, nach jedermanns Urteil, doch nur in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. War es doch bekannt, daß Desgouttes, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermütigen Bereuungen schwankend, zuletzt immer das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriff. Die Frage, wie der tugendhafte Jüngling Hemmeler eines solchen Ungeheuers Freund sein konnte, wird dahin beantwortet, daß auch sein Mörder, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, doch im Besitze von Tugenden, die ihn liebenswürdig machen konnten, gewesen sein mußte. Man kommt darin überein, den Verbrecher nicht zu verdammen: weil böse Taten überhaupt nur aus Irrtum oder Krankheit des Gemüts geschähen; Desgouttes aber wurde durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen hingejagt; er ward durch eine wütende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte und welche ihn zum Wüstling machte, unglücklich und endlich zum rasenden Mörder. Desgouttes „mußte nicht nur nach dem Gesetz sterben, sondern er war auch strafbar.“ Holmar, der in Zschokke's Gespräch Hößli's Idee vertritt und (S. 270) von sich selber gesteht, er wäre vielleicht

auch unglücklich geworden, wenn er als Jüngling den mit unbestimmter Sehnsucht gesuchten Freund gefunden hätte, steht mit seiner Auffassung allein: „In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden, durch die Freundschaft der Seelen, bei uns ward er dadurch Mörder und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geflissentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung.“

* *
*

Und hören wir nun Hößli selbst, so sieht er in Desgouttes „eine Natur, die in sich, in ihren Tiefen, verborgnen Lebenswurzeln, uns unsichtbar, doch ewig gewiß, alle jene Blumen und Kunstgestalten der griechischen Muse des Eros, wie die Qualen und die Verworfenheit eines Desg. verbindet.“ (Eros II Seite 351) „er, der Ermordete, war zwar ein Mörder, aber unsere Irridee hat ihn zuerst zum verlornen und lasterhaften Menschen und endlich dadurch zum Mörder gemacht; er hatte weder eigentliches Dasein noch Leben mehr zu verlieren, darum spielte er mit beiden fürchterlich . . .“ (Eros II 213). Die ganze Fürchterlichkeit solcher Wesen wie Desgouttes erklärt Hößli für begründet durch moralische Zernichtung in Folge ihrer völligen Verkennung und daher für not-

wendig und natürlich. Eine Bestätigung für die Richtigkeit seiner Auffassung des Wesens Desgouttes' sieht er in dessen Verhalten nach der Gefangennahme unter dem suggestiven Einflusse seiner Richter, besonders in der rührenden Standrede. „Wenn ich," sagt Hößli (Eros I S. 61), „in Dr. J. F. Eisenhart's Rechtshändeln des achtzehnjährigen, am 10. Juni 1651 verbrannten Mädchens letzte Worte im Briefe an ihre Mutter (sie war zu ihrer Zeit ein sehr gebildetes Mädchen, gebildeter als Desgouttes in der seinigen war) lese: „Aber ich habe nun Gnade gefunden, dem Teufel abgesagt, mich zu meinem Jesu begeben, bei dem will ich nun leben und sterben! Amen. Amen", so habe ich auch den armen unglückseligen Desgouttes leibhaftig vor mir."

6. Herzog August der Glückliche
(1772—1822)
(mit 5 Textbildern).

Καλὸν ὕπερ τοῦ καλοῦ θνήσκειν
(Im Genusse des Schönen sterben ist schön)
Epigraph August des Glücklichen.

„. . . er war eine so buntschillernde Erscheinung, daß man mit wenig Worten über ihn nicht auskommt."
H. A. O. Reichard 1877, 505.

Aemil Leopold August, der zweitgeborene Sohn des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg mit der Herzogin Charlotte, der Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen - Meiningen, erblickte am 23. November 1772 in Gotha das Licht der Welt. Von seinen drei Brüdern — Schwestern hatte er nicht — — wurde der jüngste, Ludwig, 1777 geboren, nur 6 Tage alt und der älteste, der am 27. Februar 1770 geborene Erbprinz Ernst, starb bereits im Alter von 9 Jahren (November 1779). Die Erziehung der beiden übrig gebliebenen jungen Prinzen, Augusts, der nun Erbprinz war, und seines um 2 Jahre jüngeren Bruders Friedrich, leitete anfangs der aus Stuttgart berufene Freiherr Joachim Ernst von der Lühe und späterhin der waadtländische Naturforscher Legationsrat Samuel Elisa von Bridel-Brideri. Da beide Knaben von zarter Gesundheit zu sein schienen, so wurden sie von den besorgten Eltern zu ihrer Kräftigung im Jahre 1788 nach Genf geschickt;

hier erlernte der Erbprinz die Beherrschung der französischen Sprache. Erst 1791 kehrten beide Prinzen nach Gotha zurück. Daheim waren Vorlesungen des jenaischen Professors Ulrich über Philosophie, des Geheimrats von der Becke über Geschichte und über Staatsrecht des deutschen Reichs, des Archivars Welker über die vaterländische Geschichte bestimmt, der allgemeinen Bildung der beiden Jünglinge den Abschluß zu geben. Alsdann nahm der Erbprinz August an den Sitzungen des Ministeriums teil, um mit den Regierungsgeschäften vertraut zu werden.

Noch nicht 25 Jahre alt, vermählte sich der Erbprinz August auf den Wunsch seines Vaters am 21. Oktober 1797 mit der am 19. November 1779 geborenen achtzehnjährigen Prinzessin Louise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin [1]), welche aber, nachdem sie dem Gatten am 21. Dezember 1800 ein Töchterchen Louise geschenkt hatte, schon am 4. Januar 1802 im Wochenbette verstarb. Schon ein und ein drittel Jahr später, am 24. April 1801, ging der Erbprinz eine zweite Ehe ein mit der ihm ziemlich gleichalterigen Karoline Amalie, der jüngsten, am 11. Juli 1771 geborenen Tochter des Landgrafen und späteren Churfürsten Wilhelm von Hessen-Cassel, eine Ehe, welche kinderlos geblieben ist.

Nach dem Ableben seines Vaters Ernst II. am 20. April 1804 trat der Erbprinz, 31 Jahre alt, als Herzog August die Regierung des Herzogtums Sachsen-Gotha und Altenburg an; er hat sie in einer für ganz Deutschland äußerst kritischen, durch die Schlacht bei Jena genügend gekennzeichneten Zeit achtzehn Jahre

[1]) Ueber die erste Gemahlin des Erbprinzen August, Louise Charlotte, eine Tochter des nachmaligen Großherzogs Fr. Franz von Mecklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Auguste, Tochter des Prinzen Johann August von Rode, äußert sich 1902 Katharina von Bechtolsheim Seite 111—112.

hindurch glücklich geführt; „er hatte ein unerschütterliches Vertrauen auf sein Glück, wie er denn auch zu sagen pflegte, daß, wenn er einen Beinamen führen sollte, es der des Glücklichen sein müßte.“ [1]) „Klug besorgt und umsichtig lavirte er, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, durch die schwierigen politischen Verhältnisse, die Deutschland einen andern Charakter gaben, so daß Napoleon selbst ihn einen der geistvollern deutschen Fürsten nannte.“ [2]) Schnell und unerwartet starb der Herzog, der niemals ernstlich krank gewesen war, noch nicht volle 50 Jahre alt, am 17. Mai 1822 in Folge „einer in den Körper geschlagenen Flechte“ [3]) nach kurzem Krankenlager und wurde auf der „Insel“ im Park zu Gotha neben seinem Vater und seinen im Tode ihm vorausgegangenen beiden Brüdern beigesetzt.

Herzog Augusts zweite Gemahlin [4]) überlebte den Gatten sechsundzwanzig Jahre; sie starb am 22. Februar 1848 und wurde zu ihrem Gemahl auf der Parkinsel bestattet. Mit Augusts jüngerem Bruder Friedrich [5]), seinem Nachfolger in der Regierung des gothaischen Landes als Friedrich IV., der unter der Wirkung eines Gehirnpolypen nach kaum dreijähriger Regierung schon am 11. Februar 1825 verstarb, erlosch sein Stamm.

Durch seine einzige Tochter Louise [6]), die spätere

---

[1]) Jacobs 1822, Seite 499—500; Beck I 1868, Seite 431.

[2]) v. Weber I 1864, Seite 322. — [3]) Beck 1875 Seite 683.

[4]) Ueber Augusts zweite Gemahlin, Karoline Amalie, äußert sich Louise Seidler 1874 Seite 86 und Katharina von Bechtolsheim 1902 Seite 112.

[5]) Sein liebenswürdiges Wesen hebt v. Weber I 1864 S. 374 hervor und sein schreckliches Leiden schildert H. A. O. Reichard 1877 Seite 510—514.

[6]) Nach Galletti V 1824 S. 26 hieß sie Dorothee Louise, nach Beck I 1868 S. 430 Louise Pauline Friederike Charlotte Auguste; über sie handelt Louise Seidler 1874 S. 86—88, welche mit ihr bekannt wurde zur Zeit, als sie noch Herzogin von Coburg war.

Gemahlin des Herzogs Ernst von Sachsen - Coburg-Saalfeld, deren zweiter Sohn, Albert, Prinzgemahl der britannischen Königin Viktoria wurde, ist Aemil Leopold August Urgroßvater des gegenwärtig regierenden Königs von England, Eduard VII.

* * *

Aemil Leopold August machte als Herzog einen Unterschied zwischen seinen Taufnamen Aemil und August; seines Rufnamens August bediente er sich als Regent und in Geschäftssachen, den Namen Aemil, den er seinem Paten Friedrich dem Großen folgend und diesem zum Andenken Emile schrieb, gebrauchte er als Mensch im freundschaftlichen Verkehre und in seinen Briefen.[1]) Diese Doppelnamigkeit war nicht eine leere Spielerei, sondern von tieferer Bedeutung und dem Herzoge, dem das rein Menschliche hoch galt, ein inneres Bedürfnis; er selbst versicherte, als er das Gesuch einer sehr geliebten Person nicht erfüllen konnte, auf den durch seine Unterschrift bezeichneten Unterschied des Fürsten und Freundes verweisend, als August nicht erfüllen zu können, was er als Aemil gern gewünscht hätte.[2]) Es läge daher nahe und ist auch vorgeschlagen worden, in einer Lebensbeschreibung des Herzogs seine Namen Aemil und August zur Inhaltsbezeichnung ihrer zwei Hauptabteilungen zu verwenden.[3]) Es kann indessen hier der Ort nicht sein, den Regenten August zu schildern; vortreffliche Charakteristiken desselben haben von Wüstemann, Eichstädt und diesen folgend von Lupin auf Illerfeld, ferner Galletti, Beck und der geheime Kriegsrat H. A. O. Reichard entworfen. Die Behauptung, um die Regierung seines Landes habe sich Herzog August wenig

[1]) von Wüstemann 1823 Seite 7.
[2]) von Wüstemann 1823 Seite 7—8.
[3]) von Wüstemann 1823 Seite 8.

gekümmert, er habe sie lediglich seinen trefflichen Ministern überlassen[1]), deckt sich weder mit dem Hinweise auf „oft sehr bedenkliche Regierungs-Geschäfte“ des Herzogs[2]), noch mit der bestimmten Angabe, daß viele Aenderungen seiner Regierung aus seinem Geist hervorgegangen sind[3]), noch mit der Versicherung, daß er die Regierungsgeschäfte, die er mild und gerecht führte, bis zu seinem Ende ohne Aufschub erledigte.[4]) Als Regenten-Tugenden des Herzogs August werden hervorgehoben sein ausgesprochener und unbeugsamer Sinn für Recht und Billigkeit[5]), welcher ihn nicht nur hinderte, jemals den Lauf eines gerichtlichen Verfahrens zu hemmen[6]), sondern auch dahin führte, daß aus seiner Regierungszeit nicht ein einziger Gewaltstreich, nicht eine einzige vorsätzliche Ungerechtigkeit zu berichten ist.[7]) Der Herzog ehrte Anhänglichkeit[8]), aber er besaß auch selbst diese Tugend und harrte in schwerer Zeit bei seinem Volke aus ohne Furcht um seine Person.[9]) Er war ein eifriger Wohltäter seines Landes[10]) und trug Sorge für die Verschönerung seiner Residenzstadt.[11]) Jedermann aus seinem Volke stand der Zutritt zu ihm offen.[12]) Auch liebte er das Volk und ganz besonders seine Altenburger Bauern, die er seine „Rembrandts“ zu nennen pflegte.[13]) Als er im Februar 1819 zum Landtage in Altenburg weilte, erschien er auf einem am 2. Februar von der vereinten Kasino- und Ballgesellschaft im Gasthofe zum Hirschen veranstalteten Maskenballe in der Tracht eines Altenburger Bauern, begleitet von der Frau Hofrat

---

[1]) Louise Seidler 1874 Seite 94. — [2]) Galletti V 1824 Seite 42. — [3]) von Wüstemann [Geh. Kanzleisekretär] 1823 Seite 20. — [4]) Jacobs VII 1840 Seite 177—178. — [5]) Reichard 1877 Seite 483. — [6]) Derselbe Seite 490. — [7]) Derselbe Seite 482—483. — [8]) Derselbe Seite 482. — [9]) Derselbe Seite 484; Jakobs VII 1840 Seite 178. — [10]) Reichard 1877 Seite 484. — [11]) Derselbe Seite 484. — [12]) Derselbe Seite 479 —[13]) G. bei Hennings 1832 Seite 27.

Pierer als seiner Bäuerin; er hatte, anstatt einen Hofschneider mit der Anfertigung eines solchen Bauernanzuges für sich zu betrauen, das Festkleid, welches er trug, von dem Bauern Michael Pohle entliehen und stiftete diesem dann für seine Gefälligkeit einen silbernen Becher mit der Inschrift: „Ehret der Väter Sitte und ihre Tracht.“ Erst nach 11 Uhr hat er den Ball, auf dem er sich zwanglos bewegte, verlassen. Aus Dankbarkeit brachten die Altenburger Bauern dem Herzoglichen Paare durch acht Deputierte, je vier Männer und Frauen, im März 1819 als Geschenk die vollständige Tracht eines Bauern und einer Bäuerin, welche der Herzog und die Herzogin mit Hülfe der Deputierten anlegten; bei diesem Anlasse äußerte launig der Herzog, er werde nun endlich so glücklich sein, die Waden seiner Frau zu sehen, die er noch nie zu sehen gekriegt habe.[1])

Bei so großen Tugenden bestanden die Regenten-Schwächen des Herzogs hauptsächlich darin, daß er Geldeswert nicht kannte[2]) und eine allzugroße Liebe zu äußerm Prunke besaß[3]), welche ihn zu unnötigem Aufwand trieb.[4]) Auch herrschte am Hofe eine Günstlingswirtschaft[5]); diese ging aber nie so weit, daß es möglich gewesen wäre, den Herzog lange zu täuschen.[6]) „Niemand besaß außer dem ihm angewiesenen Wirkungskreise eine fremdartige Einwirkung; jeder Versuch, sie zu erlangen, hätte sofortige Abfertigung oder (ging eine Erörterung vorher) nachher eine desto beschämendere zu erwarten gehabt. Anmaßung und Unrechtlichkeit fanden an ihm einen entschiedenen und offenen Feind.“[7])

* * *

[1]) Hempel 1819 besonders Seite 23—24; 35—36; 53—54; 65; 67; 79 und 83. — [2]) Reichard 1877 Seite 486. — [3]) Derselbe Seite 491. — [4]) Derselbe Seite 484—485. — [5]) Derselbe Seite 486—487. — [6]) von Wüstemann 1823 Seite 9. — [7]) von Wüstemann 1823 Seite 14.

Die Persönlichkeit des Herzogs als Mensch mit wenigen Strichen zu zeichnen, ist eine Unmöglichkeit; nur allzu leicht wird er dem, der ihn nicht begreift, zur Karikatur[1]) . . „er war eine so buntschillernde Erscheinung, daß man mit wenig Worten über ihn nicht auskommt.“ [2])

„Einer der geistvollsten Fürsten, die ich kenne“ [3]) — „ein Fürst, der zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört“ [4]) — „von unbezweifelbarer Genialität, mit Excentricität gemischt“ [5]) — alles dieses sagt zwar mit wenigen Worten viel, erschöpft aber die Eigenart des Mannes bei weitem nicht; mehr enthalten schon die Epitheta: „geistreich und edel“ [6]) oder „Große Klugheit, kein bösartiges Herz, aber beißender Witz, dabei Gefühl für Edelmuth — das waren allerdings die Grundzüge seines Charakters.“ [7])

Im Wesen des Herzogs August floßen zwei anscheinende Gegensätze zu einem nicht unharmonischen Ganzen zusammen; das waren gewinnende Liebenswürdigkeit und beißender Witz. Seine Liebenswürdigkeit konnte bezaubern[8]); aber seine Satire schonte niemanden; bald wirkte sie verblüffend, bald verletzend; aber den, welchen er beleidigte, versöhnte er durch Huldbeweise.[9]) Seine beißenden Epigramme, Rätsel, Wortspiele und Witzworte, die fast alle den Stempel plötzlicher Eingebung tragen, so daß Jean Paul Friedrich Richter ihn ohne Schmeichelei den „witzigsten Fürsten“ nennen konnte[10]), wurden meist

[1]) So nennt ihn Louise Seidler 1874 Seite 88 einfach „dieses größte Original seiner Zeit.“ — [2]) H. A. O. Reichard 1877 Seite 505. — [3]) Napoleon I. bei von Weber 1864 Seite 321; 322; G. bei Hennings 1832 Seite 27. — [4]) Jacobs VI 1837 (1828) Seite 456. — [5]) von Weber I 1864 Seite 373. — [6]) H. A. O. Reichard 1877 Seite 505. — [7]) Derselbe Seite 482. — [8]) wie sie den Komponisten Carl Maria von Weber bezauberte; von Weber I 1864 Seite 325. — [9]) von Weber I 1864 Seite 323. — [10]) Richter 1805 Seite 14.

bei Tische laut vorgebracht, durch die umstehenden Diener weiter verbreitet und bisweilen zum Stadtgespräche. „Die Vornehmen fürchteten daher diese Satyre des Herzogs, weil sie oft wunde Flecke traf, und so wurde manche Schlechtigkeit verhütet. Man scheute sich mehr vor dem Herzog August und seinem Spott, als vor dem würdigen Ernste seines trefflichen Vaters, der es höchstens bei einem stummen Achselzucken bewenden ließ, wenn es ihm zu arg wurde.“ [1])

Leider sind die Scherze des Herzogs August nicht gesammelt worden; immerhin wurde genug zur Charakteristik ihres Schöpfers durch den Druck bekannt[2]); nur einige wenige für die Eigenart des Herzogs besonders typische, aus Werken entnommen, in denen man sie kaum vermutet, mögen hier Platz finden. Dem Kammerherrn Ernst Ludwig Karl von Seebach, einem höchst achtungswerten Herrn von wenig gesellschaftlichen Talenten, der neben ihm bei Tische saß, gab der Herzog das leicht zu erratende Rätsel auf: „Was ist das? Die erste Silbe ist ein großes Wasser, die zweite ist ein kleines Wasser — das Ganze aber ist doch unbeschreiblich trocken.“ [3]) — Auf einem Maskenballe bemerkte der Herzog, wie ein junger Kaufmann namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske stark den Hof machte; der Herzog trat auf ihn zu, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle — verliebt sich schnelle!“ Der An-

[1]) Reichard 1877 Seite 483—484. Derselbe sagt Seite 501: „Diese Spiele des Witzes zu sammeln, wäre ein verdienstliches Werk“ . . .

[2]) In der am Schluß aufgeführten Literatur sind deren etwa 30 enthalten; sie finden sich bei Appun, Beck (I 1868 Seite 449—451), Förster (III 1847 Seite 787; IV 1854 Seite 334), G. bei Hennings (1832 Seite 25—27), Reichard (1877 Seite 483; 495; 500—505), Louise Seidler (1874 Seite 90—91) und von Weber (I 1864 Seite 323).

[3]) „Anekdote“ 1805; Louise Seidler 1874 Seite 91.

geredete, welcher sein Gegenüber sofort erkannte, antwortete mit großer Geistesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verstand — das Scepter ruht in August's Hand!“ Weit entfernt, „dergleichen gegen ihn gerichtete Sarkasmen“ übel aufzunehmen, ergötzte sich der Herzog darüber im Gegenteil außerordentlich; eine passende Entgegnung imponierte ihm; auch konnte er über eine solche aus vollem Halse lachen[1]); Freimut und geistreiche Lebendigkeit sprachen ihn an.[2]) — Eines Tages erschien er bei einer festlichen Gelegenheit im Kreise des versammelten großen Hofstaates und sprach mit jedem der Anwesenden außerordentlich freundlich einige Worte, die indes auch jeden ein sehr verdutztes Gesicht machen ließen. Als man sich nach der Feier eifrig fragte: „Was hat der Herzog zu Ihnen gesagt?“, äußerte der Erste: „Wunderbar! mir sagte er höchst liebenswürdig: „Eins! zwei! drei!“. „Und mir“, sagte der Nächste, „rief er höchst herablassend in's Ohr: „Vier! fünf! sechs!“, und so hatte der Herzog, statt des ebenso wenig sagenden Courgesprächs, zählend seinen fürstlichen Cercle gemacht.[3]) Goethe teilt 1808[4]) von ihm mit: „Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen; aber es war immer ängstlich, eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln zufällig geneigt sein möchte“. Und der Herzog fragte eines Tages die aus Weimar gebürtige Malerin Louise Seidler: „Was macht Euer Kunstpapst?“ Damit meinte er Goethe[5]). Auch nannte er Goethe einen „Pedanten“[6]).

[1]) Louise Seidler 1874 Seite 91. — Sonderbar klingt gegenüber diesem „Lachen aus vollem Halse“ Jacobs' Versicherung (VII 1840 Seite 177): „Sein Geist schien immer in Bewegung. Ich habe ihn nie gähnen, aber auch nie von Herzen lachen gesehn“. — [2]) Reichard 1877 Seite 382. — [3]) von Weber I 1864 Seite 323. — [4]) J. W. von Goethe (1808) 27. Teil Seite 181 n. 695. — [5]) Louise Seidler 1874 Seite 90. — [6]) Beck I 1868 Seite 448.

Des Herzogs weiches, gefühlvolles Herz erfreute gern andere; er war von so wohltätiger Sinnesart, daß ihm nichts größere Freude bereiten konnte, als Geschenke zu geben, worin seine Freigebigkeit keine Grenzen kannte[1]); daß die Wahl seiner Geschenke bisweilen recht unzweckmäßig ausfiel, so wenn er einem Küchenjungen eine astronomische Uhr schenkte, den Frauen kleiner Beamten mit Blumenguirlanden gezierte seidene Schleppkleider anfertigen ließ[2]) oder aus Dankbarkeit kleine Gegenstände, einen Fächer[3]), Ringelchen und dergl. fortgab, die für jeden anderen, als einen Liebhaber wie er selbst, wertlose Dinge waren[4]), kann seiner wohlwollenden Gesinnung keinen Abbruch tun, da diese Geschenke für ihn großen Wert besaßen und er sich dennoch ihrer entäußerte, und konnte auch überdies in jedem Falle seinen ganz besonderen Grund haben. Diese Freigebigkeit war weit entfernt, eine Schwäche zu sein, da der Herzog Anmaßungen auch seiner Begünstigten scharf zurückzuweisen pflegte[5]). Eine ganz besondere Leidenschaft, welche vielleicht seiner Liebe zu Kindern entsprang, hatte er für das Gevatterstehen: er bot sich selbst als Paten an, gleichviel, ob es sich um das Kind einer vornehmen Familie oder um das eines Lakaien handelte[6]). Er anerkannte Verdienste jeder Art, ermunterte Talente, unterstützte die Armut aus seinen Handgeldern und begünstigte überall nicht die Aristokratie der Geburt, vielmehr mit sichtlicher Vorliebe die des Wissens, des Könnens und der Bildung.[7])

Des Herzogs Schwächen als Mensch bestanden gegenüber allen diesen Vorzügen namentlich in grenzenloser

---

[1]) Beck I 1868 Seite 446; Louise Seidler 1874 Seite 89. — [2]) Louise Seidler 1874 Seite 89. — [3]) Dem Oberbibliothekar Rat Vulpius-Weimar nach G. bei Hennings 1832 Seite 27; von Weber I 1864 Seite 323. — [4]) von Weber I 1864 Seite 374. — [5]) G. bei Hennings 1832 Seite 27; Beck I 1868 Seite 446. — [6]) Reichard 1877 Seite 500. — [7]) Hempel 1819 Seite 83.

Eitelkeit[1]), Geneigtheit zum Zorn[2]), Neigung zur Reizbarkeit[3]), Mangel an Geduld[4]), völligem Mangel an Verständnis für Geldsachen[5]) und daraus hervorgehender Verschwendungssucht[6]). Es fehlte ihm, der viele seiner Günstlinge verachtete, an einem von ihm geprüften, anerkannten und aufrichtigen Freunde, dessen ernste Vorstellungen seinem hellen Verstande eine würdigere Richtung gegeben haben würden; Beweis dafür ist, daß er in seinem reiferen Alter manche Auswüchse aus eigener Ueberlegung beseitigte[7]).

Lässiger Bequemlichkeit ergab der Herzog sich allzugern. Gegen Abhärtungen des Leibes besaß er starke Abneigung. Ritterliche und militärische Uebungen, Reiten, Jagen, Schießen waren ihm zuwider[8]). Die einzige Bewegung, welche ihm behagte, war der Tanz, dem er sich mit Anmut und Grazie hingab; um die Tanzlust zu fördern, besuchte er auch Tanzvereine der höhern Stände seiner Residenzstadt Gotha[9]). In den späteren Jahren lag er viel zu Bett und erhob sich erst zur Zeit der Mittagstafel; im Bette liegend, mit Ringen geschmückt, empfing er Besuche, auch seinen Ministerrat und die Gesandten, hier diktierte er seine Briefe und seine in Worte gebrachten Phantasieen[10]). An eine geregelte Lebensweise sich zu binden, widerstrebte seiner Natur[11]).

Den Herzog beherrschte eine Prachtliebe, die er nur schwer zu zügeln vermochte. Die Einrichtung seiner

[1]) Reichard 1877 Seite 485; 486; 491—492. — [2]) G. bei Hennings 1832 Seite 4. — [3]) Beck I 1868 Seite 447. — [4]) G. bei Hennings 1832 Seite 4. — [5]) G. bei Hennings 1832 Seite 26; Beck I 1868 Seite 447. — [6]) Louise Seidler 1874 Seite 89—90. — [7]) Reichard 1877 Seite 485. — [8]) Beck I 1868 Seite 446—447. — [9]) Eichstädt 1823 Seite 21—22; 1849 Seite 54; Galletti V 1824 Seite 41—42; Beck I 1868 Seite 447. — [10]) Beck I 1868 Seite 447; Reichard 1877 Seite 494. — [11]) Jacobs VII 1840 Seite 177.

Gemächer[1]), der Glanz des Hofes[2]), die zahlreichen Stellen seines Hausstaats, welche er neu geschaffen hat[3]), legen dafür Zeugnis ab; doch wird anerkannt, daß er begründeten Vorstellungen, wie der des alten Obergärtners Wehmeyer, der an der Ueberzahl der kostspielig zu unterhaltenden Kieswege Anstoß nahm, obwohl er sich anfangs solchen gegenüber ablehnend verhielt, in der Folge doch sich zugänglich zeigte[4]); dagegen versagte sich der Herzog ohne Schwierigkeit den Aufwand für Reisen in entfernte Länder, für Jagden, für Theater, für Spiel und für kostspielige Liebschaften mit Frauen[5]).

Herzog August gehörte der lutherischen Kirche an, doch zeigte er eine ausgesprochene Vorliebe für den römisch-katholischen Kultus, „vielleicht nur, weil ihm dieser die Farben darbot, deren er zu seinen Gemälden bedurfte“[6]); er trat aber nicht, wie sein unglücklicher Bruder und Nachfolger Friedrich, zur katholischen Kirche über, nahm vielmehr wie sonst alljährlich auch auf seinem Sterbebette das Abendmahl nach lutherischem Ritus[7]). Lebhaftes Interesse gab er auch für die indischen Religionslehren kund[8]).

Seine politische Auffassung war der der Mehrzahl seiner deutschen Zeitgenossen entgegengesetzt; er verehrte schwärmerisch Napoleon; der Umschwung der Verhält-

[1]) Beck I 1868 Seite 442—444; Louise Seidler 1874 Seite 93 bis 94. Beschreibung des Fliederzimmers bei Appun 1900. — [2]) Reichard 1877 Seite 492. — [3]) Galletti V 1824 Seite 42. — [4]) Reichard 1877 Seite 484. — [5]) Galletti V 1824 Seite 46—47. — [6]) Jacobs VII 1840 Seite 177. — [7]) Beck I 1868 Seite 447—448. Nach Reichard 1877 Seite 505 verlangte er das Abendmahl von dem greisen Oberhofprediger Schäffer, der als Kanzelredner den auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen hatte, nur um ihn nicht zu kränken, mit der Begründung: „Ich schätze den Mann, denn er glaubt, was er lehrt.“ — [8]) Louise Seidler 1874 Seite 160; 186—187.

nisse im Jahre 1813, dem er sich klug unterwarf, berührte ihn nicht angenehm[1]).

Dem Herzog August war ein so hochgradiger Sammeltrieb eigen, daß er sein eigenes und ein geerbtes enormes Vermögen durch Ankauf von Raritäten aller Art verschwendete[2]); der Sammelgeist der sächsischen Fürsten war auf ihn übergegangen; seine Wohnräume und sein Schlafzimmer bargen reiche Galerieen von Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus allen Gebieten der Natur, der Kunst und der Literatur bunt durcheinander; so kam unter anderem die Seetzen'sche (asiatische) Sammlung und das auch jetzt noch bedeutende chinesische Kabinett des Herzogs zu Stande[3]). Wenn Alex. von Sternberg sagt: Herzog August war in China mehr zu Hause als auf dem Friedensteine[4]), so ist das indes wohl nur eine von den vielen in Bezug auf diesen Herzog beliebten Uebertreibungen.

Die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, die Unterhaltung mit durch Kenntnisse, Genie oder Bildung ausgezeichneten Männern und literarisch gebildeten geistreichen Frauen zog Herzog August den gewöhnlichen Hofversammlungen vor[5]). Er selbst war mannigfach begabt. Er hatte nicht griechisch gelernt, während sein Vater den Homer in der Ursprache lesen konnte, und auch von den neueren Sprachen beherrschte er nur die französische gut und sprach sie gern; erst nach und nach wurden auch seine wissenschaftlichen Neigungen ernster[6]); der Grundzug seines Wesens war eben ein künstlerischer. Der Witter'schen Schauspielergesellschaft räumte er mehrere Jahre hindurch sein Hoftheater ein,

[1]) Beck I 1868 S. 447. — [2]) Louise Seidler 1874 Seite 89. — [3]) Reichard 1877 Seite 496—499. — [4]) nach Beck 1 1868 Seite 445; wo v. Sternberg diesen Ausspruch getan, ist mir verborgen geblieben; Beck gibt es nicht an. — [5]) Galletti V 1824 Seite 41. — [6]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 484; Reichard 1877 Seite 493—494.

erteilte aber hernach der Feuersgefahr wegen die Erlaubnis nicht mehr[1]). Viel beschäftigte ihn das Zeichnen; er war Meister im Entwerfen und Ausführen besonders landschaftlicher Gegenstände durch flüchtige Federzeichnung[2]). Kunstwerke der Architektur auszusinnen, war eine seiner liebsten Beschäftigungen; nach seinen Angaben entwarf ein talentvoller gothaischer Architekt viele Risse von Bauwerken, in denen sich die reiche Phantasie oder der richtige Geschmack ihres Erfinders zeigt. Während er diktierte, zeichnete er oft mit der Feder oder dem Bleistift, um durch reiche, sinnvoll angelegte Landschaften, meist Inseln, seine Besitzungen, wie er scherzte, zu vermehren; auch gelangen ihm Karikaturzeichnungen gut[3]); in den Federzeichnungen kleiner Landschaften gelang ihm besonders der Baumschlag[4]). Der Kandelaber auf der Höhe von Altenbergen wurde 1811 nach dem Entwurfe des Herzogs August errichtet[5]); mit der Ausführung seiner Ideen konnte er den Maler Joseph Grassi[6]) vollauf beschäftigen. Nicht minder lebhaftes Interesse wandte er der Tonkunst zu, wenn auch zu tieferem Eindringen und beharrlichem Fleiße seine Natur nicht neigte. Mit Hülfe seines Kapellmeisters Louis Spohr und nach dessen Fortgang Andreas Romberg's setzte der Herzog selbst Lieder und Sonaten auf[7]). Einige seiner Gedichte wurden durch Kompositionen von Himmel und Carl Maria von

[1]) Galetti V 1824 Seite 41. — [2]) G. bei Hennings 1832 Seite 15 nota*). — [3]) Jacobs 1822 Seite 502; nach diesem von Lupin auf Illerfeld 1826 Seite 74; Beck I 1868 Seite 443. — [4]) Reichard 1877 Seite 493 und 494. — [5]) Appun 1900. — [6]) Ueber den Maler Professor Joseph Grassi 1756—1838, gebürtig aus Udine, handeln Galletti V 1824 Seite 40; v. Sternberg 1857 Seite 94; Beck I 1868 Seite 445; Louise Seidler 1874 Seite 249. — [7]) Jacobs 1822 Seite 502; VI 1837 (1823) Seite 465—466; Galletti V 1824; von Lupin 1826 Seite 74; von Weber I 1864 Seite 321; 326; 373—374; 381; Beck I 1868 Seite 440; 442; Reichard 1877 Seite 494—495.

Weber dem weiteren Publikum bekannt[1]). Den größten Teil seiner Zeit aber nahmen sein ausgedehnter Briefwechsel und seine phantasiereiche schriftstellerische Tätigkeit in Anspruch; lebte er doch in seiner Phantasie wie in der Wirklichkeit; besaß er doch eine divinatorische Kraft oder glaubte wenigstens an eine solche in sich und überredete sich gern, daß auch seine Träume der Abdruck des Wirklichen wären[2]). Bei seiner Schriftstellerei kam ihm sein phänomenales Gedächtnis zu Statten[3]). Seine Schriftstellerei selbst aber, ebenso des Herzogs ausgesprochene Weiblichkeit erheischen an dieser Stelle je ein besonderes Kapitel.

Diese allgemeine Schilderung des Wesens des Herzogs August beschließt wohl am besten eine auf manchen seiner Porträts in Kupferstichen befindliche recht passende Unterschrift:

„Beschützer des Rechts, von den Musen geliebt und
der Grazien Zögling“[4]).

Des Herzogs Weiblichkeit.

Alle Nachrichten über den Herzog August stimmen in einem Punkte, der für die Beurteilung seiner Geschlechtsnatur von wesentlicher Bedeutung ist, überein: „Daß ungeachtet des hohen Wuchses und der regelmäßigen schönen Formen seines Körpers eine fast weibliche Weichheit bemerkt werden konnte“[5]) . . . . „Schlank und von hohem Wuchse, hätte er im Bau der Brust, der Hüften und Arme ein schönes Modell des Bacchus gegeben, die Umrisse seiner Glieder waren leicht und fließend; Hände und Füße vorzüglich schön; die Haltung des Körpers

[1]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 465; Beck I 1868 Seite 440. — [2]) Jacobs 1822 Seite 502. — [3]) Derselbe 1822 Seite 502. — [4]) Appun 1900. — [5]) Beck I 1868 Seite 429.

zum weiblichen hingeneigt"[1]) .... „Obgleich sich sein Teint und die Bildung seines Körpers zur weiblichen Natur neigte, konnte er, bei seinem hohen Wuchs im richtigsten Ebenmaaße, für einen schönen Mann gelten"[2]).

Lassen wir von den Personen, welche auf Grund engerer persönlicher Berührung mit Aemil August wirklich Beobachtetes über ihn berichten konnten, zuerst die Frauen zu Worte kommen, so haben die Malerin Louise Seidler und die Hofdame Katharina Bueil (spätere von Bechtolsheim) ihn schon kennen gelernt, als er noch Erbprinz war. Die Seidler, eine Weimarerin, teilt mit, daß der „phantastische Erbprinz" im Hause ihrer Tante Ettinger in Gotha verkehrte und auch nicht fortblieb, als er den Thron bestiegen[3]), daß er nach einem Hofballe seine sämtlichen Tänzerinnen mit Pariser Blumen fürstlich beschenkte[4]); seine zweite Gemahlin habe ihn, dessen Geist sie anstaunte, schwärmerisch geliebt[5]); und sie schildert den Herzog mit folgenden Worten: „Dieses größte Original seiner Zeit war schön von Gestalt; seine Erscheinung hatte etwas Damenhaftes, besonders wohlgeformt waren seine sorgfältig gepflegten Hände und seine Füße. Auch der Kopf wäre schön gewesen, hätte ihn nicht ein schielendes Auge verunstaltet. Barock in Allem, was er that, liebte er es, bisweilen mit einem türkischen Shawl drapirt oder in noch phantastischeren Costümen zu erscheinen. Gewöhnlich trug er eine à la Titus gelockte Perücke vom zartesten Blond, die in Paris verfertigt war. Der Herzogliche Bibliothekar und Sekretär, mein guter Onkel Jacobs, berühmt als gelehrter Philolog, mußte zu seinem größten Kummer sehr oft wegen dieser Perücke mit pariser Friseuren correspondiren. Des Herzogs Finger — die Daumen ungerechnet — strotzten von kostbaren

[1]) Jacobs 1822 Seite 497; wörtlich aufgenommen von Lupin auf Illerfeld 1826 Seite 70. — [2]) G. bei Hennings 1832 Seite 3. — [3]) Louise Seidler 1874 Seite 32. — [4]) Dieselbe Seite 33. — [5]) Dieselbe Seite 86.



Aemil August als Erbprinz
(nach einem Oelgemälde von Jos. Grassi).

Ringen, die Arme von Spangen und Armbändern. Oft, wenn er sich einbildete, krank zu sein, blieb er Wochen lang im Bette liegen. Dort ertheilte er Audienzen und empfing seine Damen. Als ich mit meiner Tante mich einst nach seinem Befinden erkundigte, nahm er auch unsern Besuch in seinem Bette liegend an. Während des Gespräches streifte er den Aermel seines weiten weißen Nachtgewandes kokett bis an die Schulter zurück und zeigte uns den mit einer ganzen Reihe der prachtvollsten Armbänder geschmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Art Haube, mit kostbaren Spitzen garnirt. Großen Werth legte er auf die Toilette der Frauen, welche er mit Kennerblick musterte; mit seinen Bemerkungen darüber hielt er nicht zurück; „das ist ja ein wahres Pfauenkleid“, sagte er, als ich einst in einem Gewande von buntem Seidenstoff erschien; bei einer anderen Gelegenheit rief er aus: „Welch ein schöner, feiner Sammt!“ und strich mit der Hand über meinen Rock. Parfüms aus Paris verbrauchte er in Menge; ein besonderes Vergnügen fand er darin, Eintretenden ganze Gläser davon entgegen zu schütten.“ [1]) „Uebertrieben eitel, wie Herzog August war, hatte er die Eigenheit, sich von allen Malern, die nach Gotha kamen, portraitiren zu lassen, um zu sehen, wie jeder ihn auffasse. Ich hatte ihn zu malen in einem violetten Sammetrock und einer Weste von Goldstoff. Von dieser Weste erbat ich mir eine kleine Probe, um den Stoff richtig nachzuahmen. „Nein!“, sagte er, „keine Probe, sondern ein ganzes Stück von der Goldtresse sollen Sie haben.“ Wollte Jemand seine Freigebigkeit abwehren, so verdoppelte er sie; ich weiß dies aus eigener Erfahrung. Bisweilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und seinem Kammerherrn allein zu speisen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ sich von

---

[1]) Louise Seidler 1874 Seite 88—89.

mir erzählen oder er that in seiner originellen Art allerlei Fragen." [1]) Das von der Seidler entworfene Bild des Herzogs vervollständigt der folgende Zug: „Excellenz von Thümmel, der vormalige Minister, war ein schöner, origineller, geistreicher Mann, von dem die geheime Geschichte berichtet, daß er sich die Gunst der damaligen Erbprinzessin von Gotha, gebornen Prinzeß von Mecklenburg, erworben, deren weibischer Gemahl — der wunderliche Herzog August — dem Lande keinen Erben verhieß." [2]) .. Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geborene Gräfin Bueil, etwa 15 Jahre jünger als der Herzog August und Hofdame seiner zweiten Gemahlin, äußert sich über diesen also: „An einem der Tage, die Frau von Staël bei uns zubrachte, wobei sie von Benjamin Constant begleitet wurde, kam auch Herzog August von Gotha, um ihre Bekanntschaft zu machen, noch ehe sie an seinem Hofe erschien. Was soll ich von diesem seltsamen Manne sagen, der, von Phantasie, Witz und Geistesfülle strotzend, der verkehrteste Kopf war, den ich je gesehen? — Von meinen Kinderjahren an von ihm mit zuvorkommender Güte überhäuft und bald nach jener Zeit, hauptsächlich durch ihn, zur Hofdame seiner Frau erwählt, begegnete er mir von Neuem auf das Freundlichste. Gern las er mir und noch einigen Damen seine Gedichte und Romanzen vor. Trotz aller Güte und Zuvorkommenheit, die er mir beständig und bei jeder Gelegenheit bewies, konnte ich ihm jedoch nicht nur

---

[1]) Louise Seidler 1874 S. 90. — [2]) Dieselbe S. 161. Und S. 86—87 sagt die Seidler mit Bezug auf die einzige Tochter des Herzogs, Louise: „Auch die sarkastische Art des Herzogs hatte sicherlich keine gute Wirkung auf das junge, leicht empfängliche Gemüth: einmal hörte ich selber bei einem Souper im engeren Kreise des Hofes, zu welchem ich mit meinen Tanten eingeladen war (die Herzogin war nicht anwesend), was für unpassende Neckereien der Vater sich gegen seine Tochter erlaubte." Leider verschweigt die Seidler, welcher Art diese Neckereien waren.

keinen Geschmack abgewinnen, sondern fühlte mich sogar im grellsten Gegensatz zu seinem ganzen Wesen und seinen phantastischen Anschauungen. Wie auf glühenden Kohlen befand ich mich, wenn er mir dieselben im Feuer der Rede auseinandersetzte, fast noch mehr als da er sie vorlas. Ich konnte in meinem damaligen Alter viel weniger als späterhin verbergen, was ich dachte und fühlte, begreife daher nicht, daß ich ihm nicht bald ebenso unerträglich wurde, als er es mir gewesen. Ob ihn davon bisweilen etwas anwandelte, weiß ich nicht, jedenfalls konnte ich es nicht bemerken; sehr wunderte ich mich, als er sich einstmals mit einer geistvollen jungen Person, der Tochter des Dichters Gotter und Schwester der Frau von Schelling, verabredete, mich in einem Sonett zu besingen, das sie mir, zugleich mit dem ihrigen, zeigte. — Herzog August traf mit Frau von Staël bei uns gerade an einem Tage zusammen, an dem sein phantastischer Kopf übersprudelte; die beiden konnten über keinen Gegenstand einig werden. Ohne eigentlich interessant zu sein, war das Gespräch in seiner Art merkwürdig, ich fand es sogar ermüdend und wünschte ihn in meinem Herzen weit hinweg, worin mir aber nicht gewillfahrt wurde, und es dauerte übermäßig lange, bis er uns verließ.“ [1])

Während das Ueberweibliche im Herzog August auf beide Frauen unsympathisch wirkte, fällt das Urteil der Männer mehr ungleich aus.

Goethe schrieb von ihm im Jahre 1808: „Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen und

---

[1]) von Bechtolsheim 1902 Seite 103—105. Katharina von Bechtolsheim, damals noch Gräfin Bueil, lebte bei ihrem Pflegevater, dem französischen Enzyklopädisten und Literaten Friedrich Melchior Baron von Grimm; der oben geschilderte Besuch der Madame de Staël fällt in das Jahr 1804.

unter einer gewissen weichlichen Form angenehm und widerwärtig zu sein beliebte" . . .[1])

Der Philologe Friedrich Jacobs, dem der Herzog August von 1810 ab viel in die Feder zu diktieren pflegte, legt die weibliche Natur desselben in folgender Schilderung fest: „Der Bau seines Körpers war ausgezeichnet zu nennen, sowohl wegen seiner Größe, als wegen seiner Regelmäßigkeit. Die starke Rundung seiner Hüften gab ihm einen weiblichen Character, dem auch die Weichheit seiner Muskeln und die Weiße seiner Farbe entsprach. Diesen äußerlichen Eigenschaften waren auch seine Neigungen analog, die mehr den Stempel des Weiblichen als des Männlichen trugen, seine Liebe zum Putze und, in jüngern Jahren, zu phantastischer Bekleidung und zum Gebrauche kosmetischer Mittel. Auch Anderes hing durch geistige Fäden mit dieser Anomalie zusammen; vorzüglich eine gewisse divinatorische Kraft, die ihn auch das wahrnehmen ließ, was in einer Ferne geschah, zu der seine sehr kurze Sehkraft nicht reichte. Das Innere Anderer errieth er leicht."[2])

Der Komponist Carl Maria von Weber hat eine Schilderung des ihm befreundet gewesenen Herzogs gegeben, welche die Haupteigenschaften desselben, seine Weiblichkeit und sein weiches Empfinden mit seiner Spottlust in sinnlich-harmonischer Verschmelzung veranschaulicht: „Seine Erscheinung hat Etwas ungemein

[1]) Johann Wolfgang von Goethe 1808 Seite 181 n. 695. — Der Herausgeber der angezogenen Ausgabe setzt Seite 454 zu n. 695 hinzu: „Herzog August von Gotha war problematisch bis zum entschiedenen Sonderling, und in seiner weichlichen Form ging er so weit, daß er bei öffentlichen Veranlassungen in Frauenkleidern erschien. Ueber das Zusammentreffen mit ihm 1808 in Karlsbad spricht G. ähnlich wie hier sich im Brief an Frau v. Eybenberg vom 12. August aus, desgleichen in ungedruckten Briefen an Silvie v. Ziegesar vom 3. und 5. desselben Monats."

[2]) Jacobs VII 1840 Seite 177.

Edles und, trotz seiner hohen Statur, Weiches, fast Weibliches, woher auch seine Liebhaberei für weibliche Putzstücke rührte. Das Obergesicht mit der runden, fast Schiller'schen Stirn, der feingeschnittenen, krummen Nase, den schönen, tiefen Augen bewohnte der Ausdruck fast lieblich zu nennender geistvoller Freundlichkeit, während das Ganze durch die faunisch emporgezogenen Winkel des sinnlich geformten Mundes mit etwas vorgeschobener Unterlippe einen Beigeschmack von Satyrhaftem erhielt, der indeß der Interessantheit der Erscheinung keinen Abbruch that." . . . .[1]) Ueber des Herzogs Gefallen an weiblichem Putz heißt es bei von Weber: . . . „Ein andermal erschien er mit einem Frauenrocke zum Gallaanzuge oder in römischem Costüm mit Toga, rothen Corduan-Schnürstiefeln und einem Kranz im Haar oder mit einem Frauenschleier auf dem Hute, ein drittes Mal überreichte er Vulpius für eine Hofdienstleistung zur Belohnung einen — Fächer, den die Gräfin Cosel getragen hatte u. s. w., ohne daß er sich indeß solche Scherze jemals in Staatsgeschäften erlaubt hätte. Fast täglich erschien er mit anders gefärbtem Haar, sodaß ihn sehr oft seine eigenen Diener nicht kannten."[2]) „Ein Freund des heitern Glanzes, der vornehmen Form und feinen Sitte, wachte er streng darüber, daß in den Ton des Hofes kein Anklang von der militärischen und jagdmäßigen Derbheit kam, die damals an vielen kleinen Höfen, in Nachahmung des Napoleonischen Soldatenhofes zu Paris, an die Stelle der gedrechselten Haarbeutelformen trat, mit denen man sich fünfzig Jahre lang gegenseitig gequält hatte."[3])

Die Eigentümlichkeiten, welche den Herzog August als Sonderling erscheinen ließen, glaubte der gothaische Geheime Kriegsrat H. A. O. Reichard unparteiischer als

---

[1]) von Weber I 1864 Seite 323—324. — [2]) von Weber I 1864 Seite 323. — [3]) von Weber I 1864 Seite 324.

irgend ein anderer würdigen zu können; da er weder über des Herzogs Ungnade zu klagen, noch ausgezeichneter Gnadenbezeugungen von ihm sich zu rühmen hatte, so konnte er sich mitten zwischen Lob und Tadel stellen. Er macht sich daher nicht ganz die schiefe Auffassung L. A. Böttiger's zu eigen, der in einem Briefe an Reichard vom 25. Mai 1822 den ihm persönlich bekannten Herzog „aus Eitelkeit Weichling, aus Witzsucht Sonderling, übrigens den edelsten Menschen, und dabei sehr klug" genannt hatte.[1]) Freilich führt auch er den weibischen Zug in des Herzogs Wesen, seinen Anschluß an einige Damen in den ersten Jahren seiner Regierung und seinen Umgang mit „schönen Mannspersonen" auf seine „grenzenlose Eitelkeit" zurück; diese wiederum erklärt er als durch falsche Erziehung ursprünglich geweckt und durch Schmeicheleien mancher Speichellecker in seiner Umgebung genährt.[2]) Als eine Kundgebung seiner Eitelkeit faßt er auch des Herzogs Vergnügen auf, sich derart oft malen zu lassen, daß überhaupt nur wenige Maler nach Gotha gekommen wären, die ihn nicht gemalt hätten; bald ließ er sich als Apollo, bald als Raphael, bald in einer andern Maske malen; als das dem Herzoge ähnlichste Bild erklärt er das Bild von Grassi, welches den Herzog im Momente des Diktierens darstellt und, durch Steinla in Kupfer gestochen, dem 12. Bande von Hennings' Deutschem Ehrentempel, Gotha 1832, beigegeben ist[3]); mit der Eitelkeit bringt Reichard die üppige Prachtentfaltung des Hofes, welche in Gotha seit den Tagen der geistreichen Louise Dorothea nie so glänzend gewesen, wie unter dem Herzog August, in Zusammenhang; nach dessen Tode wich das Gewühl schöner gestickter Uniformen, das Rauschen prächtiger seidener Gewänder,

[1]) Reichard 1877 Seite 482. — [2]) Derselbe 1877 Seite 485. — [3]) Derselbe 1877 Seite 485. Eine verkleinerte, aber getreue Wiedergabe dieses Bildes findet der Leser auf Seite 639 dieser Arbeit.

das Gedränge von Lakaien und der strahlende Schimmer der Kerzen plötzlich einer unheimlich-gespensterhaften Oede in dem leeren, unermeßlichen Gebäude des Friedensteins[1]); die Eitelkeit veranlaßte auch den Herzog, sich mit Orden zu schmücken, deren er elf bei seinem Tode besaß; gewöhnlich trug er eine große Schnalle eigener Erfindung, einen ovalen Goldreif mit acht verkleinerten Ordenskreuzen[2]). In seiner Prachtliebe nicht weniger als in der freigebigen Fördernis aller Künste und Wissenschaften findet ihn Reichard Lorenzo von Medici, dem Prächtigen, vergleichbar[3]); allein an Ringen fand man bei seinem Tode hunderte; sie waren oft von einer sehr geistreich ersonnenen Fassung und Form, welche der Herzog selbst angegeben. „Er hatte dazu einen jungen Künstler namens Rosenberg angeleitet, der, ohne im Auslande einen langen Aufenthalt genommen zu haben, doch mit den Künstlern von London und Paris wetteifern konnte; er starb kurze Zeit vor seinem fürstlichen Herrn."[4]) Als einen besondern Zug des Herzogs führt Reichard an, daß er in Gegenwart von Damen es manchmal liebte, „schmutziger, unanständiger Ausdrücke" sich zu bedienen; als einmal eine nicht gerade vornehme Dame durch solche Ausdrücke veranlaßt mit den Worten aufstand: „Ich merke, Ew. Durchlaucht wünschen, daß wir uns entfernen sollen", brachte ihn dieser Freimut sogleich zum Schweigen — ein Beleg, wie er feine Zurechtweisungen nicht übel nahm[5]). Was Reichard über den Verbrauch des Herzogs an Pomaden u. dergl. und von seiner Günstlingswirtschaft mitteilt, sei hier wörtlich wiedergegeben: „Leider hatte man dem Herzog August weder in seiner Jugend, noch selbst später Geld in die Hände gegeben oder ihn auch nur mit dem Geldwerthe

[1]) Reichard 1877 Seite 492—493. — [2]) Derselbe 1877 Seite 493. — [3]) Derselbe 1877 Seite 485; 491; 493. — [4]) Derselbe 1877 Seite 491. — [5]) Derselbe 1877 Seite 503.



August,
Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg.
Aus „Deutscher Ehren-Tempel“, Zwölfter Band, Gotha 1832.
J. v. Grassi gem. M. Steinla gest.

vertraut gemacht; der Fürst, der Tausende wegschenkte, wäre nicht im Stande gewesen, einen Thaler nach Groschen und Pfennigen zu zählen. Es ging ihm, wie dem Spieler, der mit Marken spielt und diese zu ganzen Händen voll auf die Karte setzt, während er mit wirklichem Golde oder Silber sich weit anders bedenken würde. Weil es ihm immerfort an baarem Gelde gebrach, so war er in Waaren über Gebühr freigebig, denn diese konnte er zu hohen Preisen und Procenten stets auf Wechsel erhalten; da jedoch zuletzt deren Zahlung nach zwanzig- und mehrjährigen Fristen angesetzt war, so kosteten dem Fürsten die Artikel, welche er verschenkte, das Zehn- und Zwanzigfache ihres wahren Werthes. Beispielsweise fand man gelegentlich der Inventur in einem Zimmer Oele, gebrannte Wasser, Eaux de senteur, Pomaden, Schminken, Obstweine und ähnliche Dinge immer zu zwölf Dutzenden; nach den Rechnungen hatte das alles nicht weniger als vierzigtausend Thaler gekostet, war aber nun keine viertausend werth, denn der Fürst hatte das Depot vergessen und vieles war verdorben. Die Bestände wurden nachher verkauft und mehrere tausend Thaler daraus gelöst.

„Der Herzog äußerte in meiner Gegenwart einmal bitter: mit allen seinen Wohlthaten schaffe er sich doch nur Undankbare. In der That wurden seine Geschenke häufig ganz ungescheut von den Beschenkten mit 25 oder 30 Procent ihres Werthes an den Dritten wieder versilbert, worin namentlich Palmer[1]) Starkes leistete. Daß die geschenkten Waaren von den Empfängern umgetauscht wurden, war das Gewöhnliche; so z. B. hatte er in Leipzig für einige hundert Dukaten echtes Rosenöl gekauft und unter verschiedene Personen aus seiner

[1]) Ueber Palmer, den „Regierungs-Palmer“, und seinen Einfluß auf den Herzog handelt Reichard 1877 S. 483; 486; 487—491. Er soll Jude gewesen sein, seine Frau eine Köchin aus Wien.

Umgebung vertheilt; die alte Generalin von Zastrow vertauschte das, was sie empfangen, sogleich wieder gegen andere, ihr nützlichere Dinge um hundert Thaler. Erfuhr er dergleichen, so nahm er es bisweilen übel; ungehalten war er z. B., als der Gratulationsgesandte eines Hofes, dem er bei seinem Regierungsantritte eine Dose mit einem Brillanten im Werthe von 5000 Thalern gab, letzteren an einen Juwelier verkaufte. Als ein Günstling von ihm die Patentpistolen aus dem Nachlasse des Herzogs Ernst erhalten und zu Gelde gemacht hatte (ich gedachte oben dieser Pistolen als eines Gegenstandes meiner stillen Wünsche) mußte der Käufer sie zurückgeben und sich ein paar andere in Suhl bestellen. Dann wiederum — je nachdem er bei Laune war — litt der Herzog, daß die von ihm an seine Günstlinge geschenkten Häuser, Mühlen, Landgüter u. s. w. von den Empfängern wieder verkauft werden durften. Ein heimgefallenes, ansehnliches Lehen, Liebenstein, schenkte er noch ein Jahr vor seinem Tode einem Lieblinge, dem er es versprochen hatte; denn strenge Gewissenhaftigkeit im Halten einer einmal gegebenen Zusage war eine seiner Tugenden. Jener verkaufte Liebenstein schon einige Wochen darauf. Wenn es wahr ist, daß die Schuldenmasse des Herzogs bei dessen Tode 541 000 Thaler betrug, so ist ihre Größe nicht nur kein Wunder, sondern es erscheint bei dem vorhin von mir geschilderten Geschäftsgange eher wunderbar, daß sie nicht weit riesiger ist, denn wenn man mit den 18 Regierungsjahren in jene Summe hineindividirt, so fällt noch immer wenig genug auf's Jahr; es giebt Regenten seiner Zeit, gegen deren Schuldenhöhe die Verschuldung des Herzogs August als eine wahre Kleinigkeit gelten kann." [1])

Alles in allem war der Herzog von einer eigenen, höchst bezeichnenden, buntscheckigen Vielseitigkeit seines

[1]) Reichard 1877 Seite 486—487.

Wesens. „Er war — besonders wenn er es sich vorgenommen hatte — im Umgange der liebenswürdigste, aufheiterndste, geistreichste, glänzendste, hochsinnigste, dezenteste, würdevollste Sterbliche; allein er konnte in ganz demselben Grade auch das grelle Gegentheil von dem allen sein.“ [1]) Seine Betrachtungen über den Herzog August schließt Reichard mit den Worten: „Und wenn auch kein Ernst II., so war Herzog August doch sicher nicht die groteske Caricatur, zu der man ihn, ohne auch nur das allergeringste Gute an ihm zu lassen, hat machen wollen, und zwar leider vielfach gerade von solcher Seite, die dem Verewigten für manche Wohlthat dankbar verpflichtet gewesen wäre.“ [2])

Eine solche Karikatur hat von den Schriftstellern, welche dem Herzoge persönlich begegnet waren, Friedrich Förster aus ihm zu machen versucht, indem er denselben bei Gelegenheit der Schilderung einer dem Herzoge zu Ehren veranstalteten Festlichkeit zu Altenburg folgendermaßen beschreibt: „Eine komischere Erscheinung wie diese Durchlaucht ist mir in meinem ganzen Leben nie wieder zu Gesicht gekommen. Er war damals wohl schon ein Mann von reifen Jahren, verwandte aber die Toilettenkünste des Boudoirs einer Pariser Modistin darauf, für eine weibliche Schönheit zu gelten. Es war von ihm bekannt, daß er einst, als Fanchon verkleidet, mit dem Leierspiel der Savoyardin die Leipziger Messe besucht und auf Classig's Kaffeehause, in Auerbach's Keller, in der „blauen Mütze“ und anderen Kneipen gute Geschäfte gemacht hatte. Er trug eine blonde Lockenperrücke, schielte ganz verzweifelt, war roth und weiß geschminkt, unter einem rosaseidenen Gilet schimmerten Blonden am feinen Battistchemisett, dessen Brillantknöpfe

---

[1]) Reichard 1877 Seite 503. — [2]) Derselbe 1877 Seite 505.

absichtlich gelöst waren, um die Wellenlinien des Schwanenhalses und des Busens sehen zu lassen; an den schön gepflegten Fingern seiner alabasterweißen Hände rosige Nägel, so lang, daß man hätte Kämme daraus schnitzen können. Insonderheit erschien Se. Durchlaucht



Herzog August von Gotha als Griechin
(nach einem Bilde der „Gartenlaube“ 1857, Nummer 7, Seite 93)

am Frühstückstische in vollständiger Damentoilette, mit einem Morgenhäubchen von den feinsten Brüsseler Kanten, Mantille, Spitzenkragen und dergleichen Aermeln, die jedoch sehr kurz waren, da er seine Oberarme für die schönsten Gliedmaßen seines Körpers hielt. Als eine der anwesenden Damen einen Blick nach den unteren

Partien richtete, warnte er scherzend, da es Gefahr bringe, wenn man sich nicht an den, den höheren Regionen angehörenden Schönheiten Melusinens begnüge. — Uebrigens mußte man dem Herzoge Witz und selbst einen Anflug von dem Humor Jean Pauls zugestehen, mit dem er eine Zeit lang in sehr freundschaftlichem Verkehr stand, den er aber mit einem allerhöchst unhöflichen Briefe abbrach. — Einige seiner Witze, welche er bei Tische losließ, sind mir im Gedächtniß geblieben." [1]) In Förster's Geschichtswerk ist der Herzog ihm „der Durchlauchte Kakerlak von Gotha." [2])

Daß Schriftsteller, die den Herzog August nicht persönlich kannten, eine Karikatur aus seinem Bilde machten, ist weniger verwunderlich. So Perthes [3]), der nur erzählt, was er vom Hörensagen weiß, so Alexander v. Sternberg [4]).

Bezüglich der Frauen, deren Umgang der Herzog suchte, bemerkt von Wüstemann: „Sein Sinn für das Innerlich-Schöne und Feinheit im Umgang zog ihn zur Gesellschaft der Frauen hin, in denen er jedoch nur eben diese Eigenschaften suchte und ehrte: äußere Schönheit war dazu nicht nöthig, wohl aber Anspruchslosigkeit und Tugend." [5])

Wie sehr aber der Herzog selbst sich als Weib fühlte und wie wenig hoch er seine Männlichkeit be-

---

[1]) Friedrich Förster 1873 Seite 12—13. — [2]) Derselbe IV 1854 Seite 334. — [3]) Friedrich Perthes III Seite 16—17.

[4]) A. von Sternberg, Jena und Leipzig 1844 II Seite 3—5 und 8—11. Ich muß hier zu S. 489 meines Quellenmaterials im 4. Jahrgang dieses Jahrbuchs berichtigen, daß v. Sternberg mit seinem weibischen Herzoge von Gotha nicht den Herzog Friedrich, sondern Aemil August im Sinn hatte.

[5]) v. Wüstemann 1823 S. 14. — Seite 5 heißt es daselbst: „Kein Name eines Favoriten männlichen oder weiblichen Geschlechts ist seit mehreren Menschenaltern verflucht worden."

wertete, hat er in einem Briefe an seine Freundin Fräulein Sidonie von Dieskau unter dem 19. November 1815 markant zum Ausdruck gebracht, in dem er seinen Zustand also schildert: „Hell flackerten Selbstliebe und Selbstachtung in mir auf, und mich stärker und besser fühlend als vorhin fielen bald von meinem Ich die mühsam mir angeklebten erbärmlichen Schlacken der mir angezwängten Männerey.“[1]) . . .

Bringt man die von allen Augenzeugen bestätigte zum Weiblichen neigende Körperbildung des Herzogs August in Verbindung mit dem weibischen Zug in seinem Wesen und seinem von Reichard betonten „Umgang mit schönen Mannspersonen“, so kann kaum ein Zweifel obwalten, daß der Herzog Urning war; wofür seine Zeitgenossen ihn hielten, sprach die Seidler aus, indem sie mitteilte, daß man Leibeserben von ihm nicht erwartet habe. Die Berechtigung dieser Annahme findet noch eine weitere Stütze in dem Umstande, daß Aemil Leopold August im zweiten Jahre seiner Regierung eine Novelle verfaßte und drucken ließ, welche die Genuß suchende leidenschaftliche Liebe zweier schönen Jünglinge zu einander als eine Glückseligkeit und als eine Naturnotwendigkeit ohne sittliche Bedenken dem Leser vor Augen führt. In welcher Weise und in welchem Maße der Dichter des „Kyllenion“ seine eigene urnische Natur auslebte oder unterdrückte und vor der Welt verbarg, erfahren wir nicht; man wird aber kaum umhin können, eine bezeichnende Schilderung A. v. Sternberg's, falls sie Wahrheit ist, auf August des Glücklichen unbefriedigtes urnisches Empfinden zu beziehen: „August konnte auch sehr traurig sein, ja es gab besonders in seinem letzten Lebensjahre bei ihm

[1]) Eichstädt 1823 Seite 50; 1849 Seite 80; G. bei Hennings 1832 Seite 22; Reichard 1877 Seite 495.

Partien richtete, warnte er scherzend, da es Gefahr bringe, wenn man sich nicht an den, den höheren Regionen angehörenden Schönheiten Melusinens begnüge. — Uebrigens mußte man dem Herzoge Witz und selbst einen Anflug von dem Humor Jean Pauls zugestehen, mit dem er eine Zeit lang in sehr freundschaftlichem Verkehr stand, den er aber mit einem allerhöchst unhöflichen Briefe abbrach. — Einige seiner Witze, welche er bei Tische losließ, sind mir im Gedächtniß geblieben." [1]) In Försters Geschichtswerk ist der Herzog ihm „der Durchlaucht Kakerlak von Gotha." [2])

Daß Schriftsteller, die den Herzog August persönlich kannten, eine Karikatur aus seinem machten, ist weniger verwunderlich. So Perth nur erzählt, was er vom Hörensagen weiß, so v. Sternberg [4]).

Bezüglich der Frauen, deren Umgang suchte, bemerkt von Wüstemann: „Sein Innerlich-Schöne und Feinheit im Umg Gesellschaft der Frauen hin, in denen er diese Eigenschaften suchte und ehrte: war dazu nicht nöthig, wohl aber An Tugend." [5])

Wie sehr aber der Herzog fühlte und wie wenig hoch

---

[1]) Friedrich Förster 1873 S Seite 334. — [3]) Friedrich Pert

[4]) A. von Sternberg, Je 8—11. Ich muß hier zu S. 19 gang dieses Jahrbuchs weibischen Herzoge v Aemil August im Sinn

[5]) v. Wüstema „Kein Name eines ist seit mehreren

[redacted] treiche Wendungen g zeigten auch seine Wendungen und Ge- „opalisirenden“ Geist; tägliche Begebenheiten mer in ungewöhnlicher die Aufbewahrung.[2]) [illegible] Aemil Augusts diene [illegible] n Knaben Eduard Manso; [illegible] von dem Knaben an ihn [illegible] Geschenke eines Ringes be- [illegible] eiben zum Geburtstage des [illegible]

[illegible] duard, war mir der gestrige Tag [illegible] herber Tag. Ja freylich war es

[illegible] 500); von Lupin 1826 Seite 72; Jacobs [illegible] —163; G. bei Hennings 1832 Seite 4; von [illegible]; 323; Beck I 1868 Seite 448; Reichard

[illegible] 1823 Seite 20. Gedruckt sind von des Herzogs [illegible] solche an die Frau von Staël (bei Eich- [illegible] —56; 1849, Seite 89—91; G. bei Hennings 1832 [illegible] die junge Gräfin Sidonie von Dieskau [illegible] städt 1823 Seite 48—53; 1849 Seite 79—83; G. bei [illegible] Seite 20—24; Reichard 1877 Seite 495); an Papst [illegible] obs VII 1840 Seite 522—526; Louise Seidler 1874 [illegible] chard 1877 Seite 466 und 495 nota 1); an die Malerin [illegible] Emilie Henriette aus dem Winckel, 1806 [illegible] (von Metzsch-Schilbach 1893); an Jean Paul [illegible] Richter (Richter 1805 Seite 16—21, 23—25, [illegible] —32, 35—36); an den kranken Dichter Ernst Wagner [illegible] il II 1826 Seite 17—76; Seite 91; G. bei Hennings [illegible] ite 4—20; von Weber I 1864 Seite 323); die Briefe an [illegible] aul und Ernst Wagner sind nach v. Weber „Muster des [illegible] ks einer edlen, großen, oft fast überreichen, für Freundschaft [illegible] tänglichen Seele“. Leider haben Jean Paul und Mosengeil [illegible] nötig befunden, die Briefe des Herzogs zu kastrieren (Richter [illegible] eite 37; Mosengeil II 1826 Seite 17).

Stunden, in denen eine wahrhaft dämonische, mit den schwärzesten Gebilden gefüllte Hypochondrie bei ihm die Oberhand gewann[1]). Alsdann war der französische Stutzer und Spötter gar nicht mehr wieder zu erkennen. Er trieb sich dann Nachts herum, durchirrte mit fliegendem Nachtgewande, eine Kerze in der Hand, die Säle seines Palastes und schien irgend etwas Geheimnißvolles zu suchen, das er nicht fand. Er stieß namenlos rührende und erschütternde Klagen aus, die in der Stille und Einsamkeit der Nacht die Seele jedes lebenden Wesens, das sich in seiner Nähe befand, tief bewegten. Hatte er seinen nächtlichen Lauf vollendet, so warf er sich auf die Teppiche seines Schlafgemaches und wimmerte, indem er sich unter Schmerzen wand. In der Seele dieses Mannes mußte in diesen Augenblicken etwas vorgehen, was nicht Schein und nicht Lüge war. Diese Stunden söhnten mit seinen Bizarrerien und Lächerlichkeiten aus, denn unwillkürlich empfand der Beobachter der menschlichen Natur, daß ein Wesen, das so zu leiden im Stande war, die Tiefen und Geheimnisse der Sterblichen zu ahnen verstand und daß sein irregehender Geist nach einer Größe suchte, die er nicht zu erfassen und festzuhalten verstand. Seine Widersacher erfuhren von diesen Stunden nichts, sonst hätten sie ihn milder beurtheilt."[2])

Herzog Augusts Schriftstellerei.

Jahre hindurch führte Herzog August mit wenigen auserwählten befreundeten Personen unter Beobachtung gewissenhaftester Regelmäßigkeit einen Briefwechsel, blieb aber auch sonst schwerlich irgend Einem, der an ihn schrieb, die Antwort schuldig. Alle seine Briefe zeichnen sich durch einen von ihm selbst geschaffenen

---

[1]) Nach dem Tode Rosenberg's, vergl. Seite 638.

[2]) A. v. Sternberg 1857 Seite 94.

Stil, ungewöhnliche Ideen, zarte und geistreiche Wendungen aus; wie seine mündliche Unterhaltung zeigten auch seine Briefe eine unerschöpfliche Fülle der Wendungen und Gedanken und verrieten überall seinen „opalisirenden" Geist; auch wenn, was selten vorkam, ihn alltägliche Begebenheiten darin beschäftigten, so geschah es immer in ungewöhnlicher Form[1]). Seine Briefe verdienten die Aufbewahrung.[2])

Als Probe des Briefstils Aemil Augusts diene sein Brief an den siebenjährigen Knaben Eduard Manso; er ist die Antwort auf ein von dem Knaben an ihn gerichtetes und mit dem Geschenke eines Ringes begleitetes Glückwunschschreiben zum Geburtstage des Herzogs:

„Ja freylich, mein Eduard, war mir der gestrige Tag ein wichtiger, ein mild-herber Tag. Ja freylich war es

---

[1]) Jacobs 1822 Seite 500; von Lupin 1826 Seite 72; Jacobs VI 1837 (1823) Seite 456—463; G. bei Hennings 1832 Seite 4; von Weber I 1864 Seite 321; 323; Beck I 1868 Seite 448; Reichard 1877 Seite 494—495.

[2]) v. Wüstemann 1823 Seite 20. Gedruckt sind von des Herzogs Briefen meines Wissens solche an die Frau von Staël (bei Eichstädt 1823 Seite 53—56; 1849, Seite 89—91; G. bei Hennings 1832 Seite 24—25); an die junge Gräfin Sidonie von Dieskau 1815—1822 (Eichstädt 1823 Seite 48—53; 1849 Seite 79—83; G. bei Hennings 1832 Seite 20—24; Reichard 1877 Seite 495); an Papst Pius VII (Jacobs VII 1840 Seite 522—526; Louise Seidler 1874 Seite 93; Reichard 1877 Seite 466 und 495 nota 1); an die Malerin Therese Emilie Henriette aus dem Winckel, 1806 bis 1811 (von Metzsch-Schilbach 1893); an Jean Paul Friedrich Richter (Richter 1805 Seite 16—21, 23—25, 26—27, 30—32, 35—36); an den kranken Dichter Ernst Wagner (Mosengeil II 1826 Seite 17—76; Seite 91; G. bei Hennings 1832 Seite 4—20; von Weber I 1864 Seite 323); die Briefe an Jean Paul und Ernst Wagner sind nach v. Weber „Muster des Ausdrucks einer edlen, großen, oft fast überreichen, für Freundschaft tief empfänglichen Seele". Leider haben Jean Paul und Mosengeil es für nötig befunden, die Briefe des Herzogs zu kastrieren (Richter 1805 Seite 37; Mosengeil II 1826 Seite 17).

mir gestern recht schön, recht wunderbar zu Muthe, mein lieblich liebes Kind! Aber erst als ich Deine Worte gelesen, als Dein Ring, Dein schöner, lieber Ring meine Rechte schmückte, da verschwand alles Herbe, alles Trübe. Hättest Du ihn nicht selbst bringen können, mein zarter Liebling? Freylich, die Wege sind sehr böse; aber Du kömmst mir immer wie ein gewisser Junge vor, den ich nur aus den Bildern kenne und den Du hoffentlich recht spät wirst kennen lernen und von dem Dir Deine Emilie viel Gutes und Auguste viel Böses zu erzählen hat. Nimms nicht übel: aber bey Dir fällt mir immer der Junge ein; und da bild' ich mir immer ein, Du hättest zu mir fliegen können; da wäre freylich der gestrige Tag noch weit, weit schöner gewesen. Weißt Du wohl, Eduard, Deine Schwestern, die immer in der Stadt sind und immer in der Stadt viel zu thun und zu schaffen haben, hätten mir Deinen schönen Ring bringen können. — Doch nein, die kommen nicht zu mir; die haben mich lange vergessen. Emilie hat viel zu viel zu hoffen, Auguste hat viel zu viel zu wünschen, als daß die an mich denken könnten. Grüße sie, doch ohne mich zu nennen. Umarme sie und die lieben Eltern. Bleibe gut und mir gut. Emile."[1])

Mit besonderer Vorliebe betrieb der Herzog in seinem einförmigen Leben poetische Arbeiten, welche sich wie seine Briefe durch Zartheit und großen Reichtum unge-

---

[1]) Eichstädt 1823 Seite 57; 1849 Seite 85—86; G. bei Hennings 1832 Seite 25. — Reichard 1877 Seite 494—495 findet in der Veröffentlichung dieser für die Oeffentlichkeit ursprünglich nicht bestimmt gewesenen Ergießungen und in der der Briefe des Herzogs an die Gräfin Sidonie von Dieskau (eine Probe aus diesen siehe vorher Seite 645) eine Taktlosigkeit und eine Beschimpfung seiner eigenen in Ciceronianischem Latein verfaßten Schrift „Memoria Augusti" seitens des gelehrten Philologen Eichstädt. Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, wie dieses auch die unbeanstandete Aufnahme derselben Briefe durch G. bei Hennings 1832 beweist.

wöhnlicher Wendungen und Ideen auszeichnen.[1]) Er war nicht nur Schöpfer musikalischer Liederkompositionen in denen Kenner seine Eigenartigkeit wieder finden wollen[2]), sondern auch Dichter und Verfasser einer Anzahl poetischer Prosawerke; von diesen wurde nur ein einziges, sicher und allein von ihm herrührendes, durch den Druck bekannt, nämlich die 1805 erschienene Novelle „Ein Jahr in Arkadien.“[3]) Nach einigen Angaben[4]) hätte der Herzog noch eine Uebersetzung der „Lettres d'un Chartreux par Charles Pougens“ (Briefe eines Karthäusers) verfaßt und in wenigen Exemplaren für seine vertrautesten Freunde drucken lassen; allein nach Eichstädt[5]) erscheint die Autorschaft des Herzogs ungewiß und nach Jacobs[6]) hat er zwar diese Uebersetzung begonnen, sie jedoch wieder aufgegeben und den Geheim-Sekretär Wüstemann, späteren Geheimen Rat von Wüstemann zu Altenburg mit der Uebersetzung der „Lettres“ betraut, sich dann die fertige Uebertragung vorlesen lassen, Einiges geändert, einiges Eigene hinzugefügt und das Werkchen so in Druck gegeben.[7])

[1]) Ueber den Herzog Aemil August als Schriftsteller haben sich mehr oder weniger ausführlich verbreitet: Jacobs 1822 Seite 500 bis 504; von Lupin 1826 Seite 72—75; von Wüstemann 1823 Seite 19; Galletti V 1824 Seite 41; G. bei Hennings 1832 Seite 28—41; Jacobs VI 1837 (1823) Seite 456—458; 464—492; von Weber I 1864 Seite 322—323; 373, 570; Beck I 1868 Seite 440—441; 1875 Seite 683; Louise Seidler 1874 Seite 91—92; Reichard 1877 Seite 494 bis 496; v. Bechtolsheim 1902 Seite 104—105; 112. — [2]) Jacobs 1822 Seite 501. — [3]) Jacobs 1822 Seite 500 und öfter; von Wüstemann 1823 Seite 19. — [4]) G. bei Hennings 1832 Seite 33—35 (woselbst die Briefe 2, 7 und 11 abgedruckt sind); Beck I 1868 Seite 441; 1875 Seite 683; Reichard 1877 Seite 496. — [5]) Eichstädt 1823 Seite 32; Seite 70 nota 32; 1849 Seite 95 nota 30. — [6]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 471—473; 491—492 nota 8. — [7]) Das Werkchen muß sehr selten sein; es führt den Titel: „Vierzehn Briefe eines Karthäusers. Geschrieben im Jahre 1755 zu Paris. Herausgegeben von Karl Pougens. Paris 1820.“ Darunter stehen die verschlungenen Initialen E und A. Es ist nur 45 Seiten stark. In kl. 8⁰.

Den Herzog haben wenigstens drei große poetische Prosawerke beschäftigt, welche nicht zum Drucke gelangten. Noch vor seinem Regierungsantritt nahm seine Aufmerksamkeit der weitläufige Plan zu einem Märchen in Anspruch: das Polyneon oder Panedone; nach seinem Regierungsantritt ein Werk, das ohne Titel blieb und ein Roman Aemilia (Emilia) oder Emilianische Briefe.[1])

1. Polyneon (Viel-Neu) oder Panedone (All-Lust[2]) nach der Hauptfigur des Romans, einem auf eine entfernte Insel verbannten Götterwesen Panedonia, neben welcher als zweite Hauptperson ein lykaonischer Jäger Barys steht; in die Geschicke der aus ihrem Himmel Verwiesenen sind noch verflochten: ein blühender Jüngling Cyparissus, ein anmutiger Flötner und ein blasser König. Nach des Dichters Angaben stellte Grassi die vornehmsten „in diesem Labyrinth" sich bewegenden Personen in sieben großen Bildern dar[3]); eins derselben zeigt uns Panedonia[4]), zum Himmel aufschauend, eine Leier in

[1]) Wenn ich Jacobs recht verstanden habe, so muß aber der Herzog noch an einem vierten Werke gearbeitet haben; der Kaltsinn, meint Jacobs VI 1837 (1823) Seite 465, mit welchem „Ein Jahr in Arkadien" aufgenommen wurde, dürfte verursacht haben, daß der Herzog ein ähnliches Werk, das er um jene Zeit unternahm und von dem sich Anfänge in seinem Nachlasse fanden, unvollendet ließ; leider wird weder ein Titel genannt, noch der Inhalt angedeutet. Vielleicht „Schwarz und weiß" (v. Metzsch-Schilbach 1893 Seite 7). — [2]) Reichard nennt 1877 Seite 495 den Roman „Panedonia" und fügt bei: „(in Grassi's lebensgroßem, idealisirten Portrait: Bildniß des Herzogs in schwarzer spanischer Tracht. Es wird noch jetzt im Schlosse zu Gotha gezeigt legt er die Hand darauf)." — [3]) Nach Reichard 1877 Seite 496 (Fußnote) wären es im Ganzen nur 6 Bilder, welche in der Herzoglichen Gemäldegalerie zu Gotha in der Abteilung VI als Nummer 5, 6, 7, 9, 10 und 11 aufbewahrt werden; nach Louise Seidler 1874 Seite 75 wurden die Bilder laut Katalog der Gemäldegalerie 1809 gemalt.

[4]) Dieses Gemälde Grassi's veranlaßte Jacobs zu einem Sonett an den Maler (veröffentlicht bei Jacobs VI 1837 Seite 477—478 nota 3) und als Grassi es dem Herzog gab, dichtete dieser mit Be-

der Hand; diese sieben Bilder waren ursprünglich bestimmt, ein Schlafzimmer zu schmücken, in dem der Herzog alle Herrlichkeiten eines Feentempels vereinigen wollte; das Zimmer ist aber nicht gebaut, das Märchen nicht zu Ende geführt worden und so fehlt diesen schönen Gemälden der erläuternde Kommentar.[1])

2. Nach dem Antritt seiner Regierung begann Aemil August ein neues poetisches Werk, dem er einen Titel nicht gegeben hat. Der Roman sollte ganz aus Briefen zweier Freundinnen hohen Ranges bestehen; die eine dieser Freundinnen war die geistreiche Baronin Cäcilie von Werthern, die andere — der Herzog Aemil August im Charakter einer jungfräulichen Witwe unter dem Namen einer Großherzogin Anna. Da die Baronin von Werthern bald das Interesse an dem Briefwechsel verlor, so führte der Herzog den Roman allein, teils in Form eines Tagebuchs, teils in Briefform, fort; manches in diesem Roman beruhte für den Eingeweihten auf persönlichen Verhältnissen des Verfassers und der Roman

zug auf zwei andere Gestalten seines Märchens Panedone mit Beibehaltung der Reime des Jacobs'schen Sonetts als Fortsetzung noch zwei Sonette hinzu: „Der Sybarit“ und „Der Lykaonier“ (veröffentlicht bei Jacobs VI 1837 (1823) Seite 478 und 479).

[1]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 466—467. „Das Polyneon . . . ein großes episches Mährchen über die Liebe . . ., welches alles, was große Kenntniße und große Kräfte von Frucht- und Blumen-Gewinden, Perlenschnüren und Venus-Gürteln in einander flechten können, zu seinem Zauber-Kreis der Liebe ründet. Doch das was schildert, kann nicht selber geschildert werden; der Kreis wird zuletzt ein Trauring — der Ring ein Juwel — der Juwel ein Lichtblick — der Blick ein Geist. Der Tadel, womit man das Polyneon so gut belegen kann als mit Lob, ist bloß schwerer zu verdienen als zu vermeiden. Eine geniale Phantasie ist, gleich dem Luftballon, leicht in die Höhe und in die Tiefe zu lenken; aber das wagrechte Richten wird bei beiden etwas schwer; indessen hielt man es bisher doch für das größere Wunder, sich in den Himmel zu erheben, als sich darin zu steuern.“ Jean Paul (Richter 1805 Seite 15).

wurde unabgeschlossen bei Seite gelegt, als diese Verhältnisse sich änderten.[1])

3. Emilianische Briefe.[2]) In diesen Briefen und Tagebuchblättern erscheint der Herzog in doppelter Gestalt, als eine Jungfrau Emilie und als ein Fürst, an dessen Hof ein junger von Emilie heftig geliebter Jüngling Xaver lebt; beide Hauptpersonen, die der Idee nach nur eine sind, werden ganz verschieden, Emilie mit zärtlicher Vorliebe, der Fürst mit oft an Bitterkeit streifender Ironie behandelt. Dieses Werk, das den Herzog bis an seinen Tod beschäftigte, war ihm selbst von allen das liebste; „es ist geschlossen, aber nicht vollendet . . . Das Mangelnde zu ergänzen, wäre Niemand im Stande, sollte er auch vollkommen in die Gedanken des Herzogs eingeweiht sein . . . In der Ausführung aber seine Manier nachzubilden, würde ein eitles Bemühen sein.“[3])

Friedrich Jacobs, „unter dessen Fingern der Armida-Garten entstanden ist“[4]), veröffentlichte sieben von ihm verfaßte und dem Herzoge gewidmete Gedichte, welche in Beziehung auf die Emilianischen Briefe „die Stelle eines convexen Spiegels vertreten können, der die Gegenstände einer weiten Gegend in einem engen Raume verkleinert zeigt“, und er faßt sein Urteil über die schriftstellerischen Fähigkeiten des Herzogs also zusammen: „Das Einzelne ist reich, neu, glänzend, oft wunderbar und außerordentlich; aber das Ganze leidet an dem Mangel fortschreitender Bewegung, der sich aus der Art seiner Entstehung und Fortbildung, vielleicht auch überhaupt

[1]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 467—468. — [2]) Reichard 1877 Seite 495 nennt den Roman „Emilia“ und sagt S. 496, der Herzog habe das bändereiche Werk besonders gern in engvertrauten Kreisen vorgelesen und viele Lebende hätten zu den darin auftretenden Personen gesessen. — [3]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 468—470; 482—491 nota 5, 6, 7. — [4]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 484—491 nota 7.

aus der Eigenthümlichkeit des Verfassers erklärt. Für ihn war die Abfassung eines Romans nicht ein Geschäft, sondern eine Ergötzung, wobei er sich gern mit Bequemlichkeit auf breiten Bahnen bewegte, ohne durch die voraus bestimmte Richtung eines festen Plans gebunden zu sein. Fast immer dictirte er. Wenn nun der dazu Berufene an den bestimmten Tagen zur bestimmten Stunde erschien, fuhr der Herzog an der Stelle fort, wo er in der vorhergehenden Sitzung abgebrochen hatte, und dictirte oft drei und vier Stunden nach einander, ohne Unterbrechung, die geistreichsten Dinge in der gewähltesten Sprache und in gut geordneten, wohlklingenden und richtig gebildeten Sätzen. Nie verwirrte, nie verbesserte er sich. Der erste Wurf hätte für den Druck genügt.“ [1])

Ein zwar wenig umfangreiches Werk des Herzogs, das aber den großen Vorzug besitzt, abgeschlossen zu sein und gedruckt vorzuliegen, ist das Kyllenion. „*ΚΥΛΛΗΝΙΟΝ*“ (Kyllēnion) ist nur der Untertitel der Novelle:

„Ein Jahr in Arkadien. 1805.“

Diese 124 Seiten starke Novelle erschien zu Gotha bei Ettinger in Oktav und enthält ein Titelbild und eine Schlußvignette. Ziemlich die Hälfte der Novelle schildert die anfangs hoffnungslos erscheinende, später aber doch Entgegenkommen findende glühende Liebe des jugendlich schönen arkadischen Hirten Iulanthiskos zu dem männlich schönen reichen Arkadier Alexis und es kann daher das Werkchen als die erste deutsche urnische Novelle in Anspruch genommen werden. Sie verdankt ihre Entstehung den Lobpreisungen der Geßner'schen Idyllen, durch die eine sechszehnjährige Französin, die Gräfin

---

[1]) Jacobs 1822 Seite 501—502; VI 1837 (1823) Seite 482—483 nota 6.

Adèle de Bueil, den Widerspruch des Herzogs so reizte, daß er sich anheischig machte, da die Gräfin vornehmlich den griechischen Geist der Geßner'schen Idyllen hervorgehoben hatte, selbst Idyllen zu schreiben, welche auf eine ganz andre Art durch und durch griechisch sein sollten; durch dieses Versprechen kann nach Jacobs manches im Kyllenion Getadelte erklärt werden. Die Novelle besteht aus 14 Kapiteln, deren 12 die Namen der atheniensischen Monate tragen; der Inhalt ist nach Jacobs „an persönliche, aber nur leise angedeutete Verhältnisse geknüpft." Das Manuskript ging vor dem Drucke durch Jacobs' Hände und kehrte „mit einigen unbedeutenden Veränderungen und einem Sonett „Arkadien" an den Herzog zurück, der an demselben Tage in einem Sonett „Ruf" darauf mit den nämlichen Reimen erwiderte[1]). Gewidmet hat Herzog August seine Novelle der Tochter seines Verlegers, des Kommissionsrats Karl Wilhelm Ettinger, Karoline Ettinger, der späteren Frau Arnold in Bromberg, deren Mädchennamen das dem Werkchen Seite 3 vorgedruckte Akrostichon verrät[2]).

Die Zeit, in welcher die Novelle erschien, war ihrer Verbreitung nicht günstig; ihr Verfasser war nur wenigen bekannt; „die kritischen Tribunale schwiegen; auch in leichtern Tagblättern geschah ihrer nicht oft Erwähnung";

---

[1]) Abgedruckt bei Jacobs VI 1837 (1823) Seite 475—477.

[2]) Jakobs VI 1837 (1823) Seite 465 und S. 474—475 nota 1. Nach Reichard 1877 Seite 496 war Karoline Ettinger, Reichard's Nichte, ein „damals in ihrer Blüthe stehendes sehr gebildetes Frauenzimmer, welches mit anmuthiger Jugendfrische und ein paar schönen Augen Begabung und Liebenswürdigkeit vereinigte". Ihr ist auch noch ein anderes Werk gewidmet worden, nämlich „Die Einsamen im Chiusato. Eine piemontesische Novelle" mit dem Untertitel „Das geraubte Landmädchen". Arnstadt und Rudolstadt, Langbein und Kläger. 2 Teile. 1802 (278 und 272 Seiten). „Seiner verehrungswürdigen Freundin Karoline Ettinger hochachtungsvoll gewidmet vom Verfasser". Der „Prolog des Autors" dieser

die kleinen, der Novelle eingewebten Gedichte setzte der Herzog selbst in Musik[1]).

In der Nummer 115 vom 24. September 1805 der „Zeitung für die elegante Welt“ (Leipzig) erschien ein mit „Aug. Klingemann“ unterzeichneter Bericht über die ohne den Namen ihres Verfassers erschienene Novelle folgenden Wortlauts:

„Zwölf arkadische Monate mit ihren Blumen und Früchten lieblich dahin gezaubert. Die darin verflochtenen Idyllen sind größtentheils nur Staffage und von den Blumengewinden so überhüllt, daß oft die Gestalten nur zum Theil erscheinen und die ganze Handlung sich in einen Kuß auflöst. Uebrigens ist es eine romantische Natur, die diesen Blumengarten in das Alterthum hinein versetzt, und antik ist eben an dem Werke nichts als der Theil, der das angehängte Lexikon nothwendig macht, bei dem man entweder bedauern muß, daß die Unwissenheit so vieler Leser es nothwendig machte, oder daß die Muse des Dichters nicht ohne einige Koketterie ihn begeisterte.“

Diese Kritik gab dem Herzog Anlaß, sich in seiner ganzen Eigenartigkeit zu zeigen; er lud den Redakteur der Zeitung, den Dichter Siegfried August Mahlmann, nach Gotha an seinen Hof. Mahlmann kam und wurde in einer Staatskarosse mit Hoffourier und Haiducken abgeholt. Der Herzog bewillkommnete ihn als eine der größten Kapazitäten, bat um seine Freundschaft und wünschte eine Vorlesung von ihm zu hören, zu welcher

Novelle I Seite 4 ist „Kajetan * * * * * *“ unterzeichnet. Man könnte auf Grund dieser Widmung, der liebevollen Schilderung der Natur und des einfachen Landlebens, des Doppeltitels und der Anonymität des Verfassers im Herzog August den Schöpfer auch dieser Novelle vermuten und sogar in den sechs Sternen (? August) die Bestätigung dieser Vermutung erblicken; da aber diese Novelle Urnisches nicht enthält, so kann die angeregte Frage hier unerörtert bleiben.

[1]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 465—466.

der nächste Abend bestimmt wurde; der Herzog erklärte, zu dieser Vorlesung sei der gesamte Hof bereits eingeladen und er habe schon eine geeignete Schrift für den Vortrag gewählt. Da erfuhr die stolze Herzogin zu ihrem Entsetzen von der Oberhofmeisterin, daß Mahlmann bürgerlicher Herkunft, nur ein Zeitungsredakteur und ohne Titel sei; unter solchen Umständen, erklärte sie, könne Mahlmann bei Hofe nicht erscheinen und der Herzog ordnete daher an, daß der Minister von Franckenberg in aller Eile ein Hofratsdiplom für den Vorleser ausfertige[1]). Zur Vorlesung aber hatte der Herzog — sein Kyllenion bestimmt und Mahlmann kam in ziemliche Verlegenheit, da er die spöttischen Neckereien des Herzogs ertragen mußte[2]).

Ein von Friedrich Jacobs[3]) unterschriebenes Urteil über das Kyllenion hat Eichstädt[4]) gefällt; er rühmt an ihm besonders die Lebendigkeit und Glut der Phantasie, eine gewisse Kühnheit der Gestaltung, einen bewundernswürdigen Reiz der Neuheit und durch Belesenheit erworbene Kenntnis griechischer Eigenart. Demgegenüber klingt es herb, wenn ein anderer Kritiker[5]) die Novelle bloß deshalb „völlig geschmacklos und unlesbar" findet, „weil jedes Ding, das im gewöhnlichen Leben vorkommt, hier mit einem griechischen Namen genannt wird". Auch den urnischen „Liebeshandel", der den Kern der Novelle bildet, findet dieser Kritiker „vor lauter

[1]) Der Verfasser der Lebensgeschichte Siegfried August Mahlmann's, K. L., in „Mahlmann's sämmtliche Werke" (8 Bändchen Leipzig, Volkmar 1839—40) teilt I 1839 Seite 20 nur mit: „Der Herzog von Sachsen-Gotha ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des Hofrathstitels."!

[2]) Beck I 1868 Seite 448—449.

[3]) Jacobs VI 1837 (1823) Seite 475 nota 2.

[4]) Eichstädt 1823 Seite 30—32; 1849 Seite 62—64; S. 91 nota 29.

[5]) A. v. Sternberg 1857 Seite 94.

Ziererei und Schwulst bitter langweilig." Wolfgang Menzel tut die Novelle kurz als „vorzugsweise sentimental" ab[1]). Ein lebender Schriftsteller bezeichnete mir die Arbeit als bei manchen Mängeln und Flüchtigkeiten schön und eigenartig; selbst in Neuwortbildungen sei der herzogliche Dichter glücklich, so z. B. mit dem Neuwort „Einton" für das eintönige Picken des Spechtes.

Das Nachfolgende ist der urnische Auszug aus dem **„Kyllenion"** (der Name wurde dem arkadischen Gebirge Kyllene entnommen). Ein passender Titel für diesen Auszug als solchen würde

„Julanthiskos[2]) und Alexis
oder
Verbotener Himmel"

sein, da es sich bei der Freundschaft zwischen den genannten schönen Jünglingen um leidenschaftliche Liebe oder, wie die allwissende Alethophone sich ausdrückt[3]), um „Verbotenen Himmel" handelt.

---

[1]) Wolfgang Menzel III 1859 Seite 74: „Die Natürlichkeitsperiode; die Gräkomanie".

Ueber das Kyllenion handeln besonders: Jacobs 1822 Seite 500; 1823 Seite 86; VI 1837 (1823) Seite 464—467; von Wüstemann 1823 Seite 18; Eichstädt 1823 Seite 30—32; 69; 1849 Seite 62—64; 91; Galletti V 1824 Seite 41; G. bei Hennings 1832 Seite 28—30; von Weber I 1864 Seite 322; 373; Beck I 1868 Seite 440; 448—449; Louise Seidler 1874 Seite 92; Reichard 1877 Seite 496. Ferner: „Todesfälle" 1822.

[2]) Der grichische Name Julanthiskos bedeutet „männliche Blüte" und müßte demnach mit I geschrieben werden, während er in der Novelle stets mit J gedruckt steht.

[3]) Seite 17 des Kyllenion, Seite 664 dieses Jahrbuchs.



Szene aus dem „Kyllenio
Das Dankopfer vor der wundertätigen sc
(zu Seite 680 dieses Jahrl

Kannst Du den Flug mit mir, o Freundinn, wagen,
Auf leichten Schwingen zu der Dichtung Aun?
Rasch sollen Dich die Purpurschwäne tragen;
Orangenduft soll süß herniederthaun.
Leicht trenn' Aurorens Saum der goldne Wagen;
Ihn wird der Horen Schaar bewundernd schaun.
Nichts soll der Reise Götterlust Dir trüben;
Eil unverzagt! Dir will ich Zauber üben!

Entfleuch des schwülen Tages bangen Sorgen,
Trägt Dich der treuen Freundschaft Schwanenpaar!
Tränk' Deinen Blick im Purpur schöner Morgen;
Jasmin, Granaten flechte Dir ins Haar.
Nimm! Dir will ich Euterpens Chelys borgen;
Gestimmt und rein ist ihrer Saiten Paar.
Ergreifen muß ich meiner Schwäne Zügel;
Reich' mir die Hand! Wir sind auf meinem Hügel.

Eros.

In des Orasis friedlich stillen Auen
Erreicht mein Götterflug sein holdes Ziel.
Bald werd' ich Wunder über Wunder schauen,
Die ich geschaffen, mir zu leichtem Spiel.

Soll ich der Mutter trüben Winken trauen?
Wozu der Zwang, der niemals mir gefiel?
Soll ich nicht mehr auf meine Allmacht bauen? —
Für schwache Menschen wäre das zu viel!

Ich mag nicht lösen meine Zauberbinde;
Ich kann nicht missen meine leichte Schwingen,
Die Fackel nicht und auch die Waffen nicht;

Und wenn ich hier den Widersacher finde,
Wie mag mir dann der schwere Kampf gelingen,
Wenn mir's an Zauber und an Reiz gebricht?

Die Verheißungen.

Nie hatte man bey einem Feste so kunstreiche Tänzer und Tänzerinnen gesehn; doch der Koryphant[1]) Alexis mit seiner göttlichen Eburgestalt, in welcher männliches Ebenmaas und jungfräulicher Mildreiz mit erhabener Einfalt und ruhiger stolzer Kälte unbegreiflich schön zusammen schmolz, übertraf an Kunst-Geschmeidigkeit und zephyrinischer Leichtigkeit alles; auch den schönen braunlockigen, feueräugigen, lieblichen Julanthiskos schier. Schon längst hatte man beide Beherrscher der Herzen einstimmig als Anführer jeder Freude, jedes Spiels, jedes Tanzes in Arkadien erkohren. Sie beneideten sich aber nicht. Phoibos-Alexis war der Liebling der Männer und der Frauen; hingegen Hermes-Julanthiskos der Apfel des Neides für die Mädchen.

Julanthiskos saß mit mühsam verhaltenen Zähren und stützte das welke schmollende Haupt mit der glühenden Rechten; neben ihm die niedliche Freundin und Base Nikrion, mit den Fingerspitzen seiner Linken nachlässig in ihrem Schoose tändelnd. Aber, lieber Bruder, so fasse dich! Ist denn ein versagter Kuß, ein unterbrochenes Spiel, ein schnelles Schweigen bey deinem Nähern und ein fortgesetztes Gespräch mit den eleusinischen Jungfrauen, sind denn das alles, guter Julanthiskos, so grausame Beleidigungen? Ach! und giebt es keine unter uns, die dich zerstreuen kann? — Liebe Base, holdblickende Nikrion, wählte mich nicht die gastfreundliche Wirthinn, die Spiele zu ordnen, und sollte nicht bey dem Tone meiner Stimme, bey dem Winken meiner Blicke das schwer zu fesselnde Vergnügen und die leicht zu verscheuchende Freude ihren Rosenthron zwischen uns aufstellen; ist es nicht so? Und der Stolze da .... und Julanthiskos wies auf Alexis, der, sorglos zwischen Mitylenis und Eunome auf das Ruhebett hingegossen, freundlich ihm gegenüber mit der holden Wirthinn und ihrer Freundinn plauderte. Dabey wurde seine Stimme kindlich schmollend, und er warf trutzig die zarten Rosenlippen schwellend auf, das lockige Maiaporhaupt[2]) mürrisch schüttelnd. Nein; der Böse da, dem ich freylich nicht den Rang in Liebreiz und königlicher Hoheit und städtischer Bildung und mystischer Weisheit streitig machen kann, könnte doch fühlen, wenn man ihn liebt. — Und könntest du dich, unterbrach ihn ungeduldig seine Freundinn, ihm mit leiser Drohung einen kleinen Schlag auf die Wangen gebend, und mit ihrem schalkhaften Auge die doppelte Röthe der Schaam auf seine Wangen verbreitend; ach! könntest du doch die Männer

[1]) Anführer des Tanzes.

[2]) Sohn der Maja, Hermes.

kennen lernen, die am liebsten, wie die Parther, fliehend verwunden, — und dabey stand sie auf, um sich unter die Schaar der Mädchen zu mischen, die mit neidischen Blicken die vertraulich Plaudernden bewacht hatten. Auch Julanthiskos erhob sich langsam, ordnete das leichte Gewand in zierliche Falten, und reichte seiner Freundinn die Hand zum Tanze; denn eben spielte das Chor eine leichte, wirbelnde Weise, und im schnellen Strome der raschen Freude wollte er seine Laune verrauschen.

Aber Alexis plauderte noch mit den vier reizenden Jungfrauen. Ja, das — das wollen wir; und dabey funkelten doppelt schön in dem Glanz einer heiligen, göttlichen Freude seine langgewimperten Onyx-Augen, und der gewöhnliche Stolz milderte sich zum Ausdruck der fröhlichsten Schwärmerey. Auch Eunome und ihre Tochter Agathyllis haben viel durch des Orasis Verheerungen gelitten; — und er legte drey kleine Goldmünzen in den verschleyerten Kalathiskos, den Alcine, die Barmherzige, unter ihren Gästen sammelnd herumgetragen hatte. Auch die Überreste der Speisen, sagte sie, bekommen meine armen Arkadischen Landsleute. Alexis flüsterte, das Gähnen mit dem Saum seiner Chlamys[1]) bergend: Beim Anteros! Julanthiskos ist schön! der Myris ins Ohr. Ihr schwört bey dem rechten Eide, flüsterte schalkhaft seine Nachbarinn Mitylenis, denn du bist jetzt sein Priester; und — sein Opfer? — entgegnete, sich unwissend stellend, der verführerischte der Männer. Sprechet leise, lispelte die schlaue erröthende Eunome ihrem Nachbar ins Ohr raunend: den du lobest und doch so streng mishandelst! Misbilligend und kalt lächelnd hüpfte Alexis von dem aufschwellenden Polster, mit leichter Verbeugung die vier Jungfrauen grüßend. Eben schwiegen die Töne und die ermüdeten Paare warfen sich hastig athmend auf den bunten Teppich der niedern Periklima[2]). Er ergriff den verlegenen Julanthiskos bey der weigernden Hand und schwebte schnell mit ihm den weiten Raum des Tanzsaals auf und nieder. Man kann nicht immer tanzen, nicht immer plaudern, nicht immer spielen. Die Lampe will Oel und die Freude Abwechselung, sagte er, nach einem langen Schweigen, und Julanthiskos nach einem langen Seufzer — „die Liebe — Gegenliebe.“ — Was! Du minnest so? armer Knabe, unterbrach ihn achselzuckend der Undankbare, und maß ihn mit zweifelnden Blicken. Eine Taube wird es wohl seyn, Kleiner? — Nein, ein Pfau! — und die Jünglinge trennten sich flugs mit Groll im Herzen. Julanthiskos hat recht gesprochen. Liebe stirbt ohne Gegenliebe. Aber Alexis sagte auch die

[1]) ein kurzer Mantel.

[2]) ein Sofa, das an der Wand hinlaufend das Zimmer einfaßt.

Wahrheit: Man kann nicht immer tanzen, und immer plaudern, und immer spielen; denn die Langeweile fing schon an ihre Giftnebel über die ermüdeten Gäste auszugähnen, zumal da die entzweyten Könige des Festes, jeder verstimmt in seiner Ecke schmollte. Alles seufzte, sich die Augen reibend, ach! wo bleibst du, holde Veränderung? Aber sie blieb nicht aus. Plötzlich öffneten sich die cedernen Pforten des Saals. Das Katapetasma[1]), mit Fimbrien[2]) und Scharlach-Säumen geziert, rauschte auf, und athemlos kam hereingestürzt eine der Dienerinnen Alcinens, freudig rufend: Heute ist unserm Hause Heil widerfahren, und das bey so später Nachtzeit! Die göttliche Alethophone verlangt ein festliches Kleid und einen Becher Wein. Nachdem sie sich gewärmt, ihre Lyra gestimmt, die Haare gesalbet und mit Raute gekrönt, entbietet sie ihren Gruß durch mich der edlen Wirthinn, und wünscht ihr und den Gästen auf verlangte Weise die Zukunft zu enthüllen. — Sie sey mir willkommen! rief, der Räthselhaften entgegeneilend, Alcine. Alles schlug mit freudiger Ungeduld in die Hände, alles drängte sich jauchzend und neubegierig nach der Pforte; und Alexis, Mitylenis und Eunome raunten sich verstohlen zu: Eleusis! — Plötzlich theilten sich die gedrängten Haufen. Freymüthig und edel trat die hehre Demeterissa in den hell erleuchteten Saal und grüßtc alle mit den Worten:

ΑΓΑΠΑΝ ΚΑΙ ΦΙΛΩΠΑΝ ΦΙΛΟΙΣ.[3])

Wie eine längst Bekannte grüßte sie alles, Jung und Alt, Weib und Mann, Jungfrau und Jüngling, Mädchen und Knabe, freundlich nahend, aber jedes Herz mit Ehrfurcht und traulicher Rührung füllend. Man wagte nicht zu fragen, man unterstand sich nicht zu bitten, und alles schwieg zagend und hoffend; nur die, welche Eleusis geflüstert hatten, verbargen ihre heftige Freude unter dem vielsagenden Lächeln der milden Geheimniß ahndenden Zuvorkommniß. Aber Alethophone errieth aller Wunsch, und setzte sich, ihre Lyra stimmend, auf den vergoldeten Hippogriphen-Sessel der freundlichen Wirthinn. Ich kam, sagte die Vielwissende, zu trösten, zu warnen; und dabey drückte sie lieblich mit ihrer Wange Alcinens Fingerspitzen, welche die hinter ihr stehende ihr auf die runde Eburschulter gelegt hatte, und ihr schöner Mund umgrübte sich wie zum Kusse. Nun verlangte sie von jedem die Reihe herum seine Lieblingsweise zu hören, und sagte jedem in dem bekannten Rhythmus eine Lehre, oder eine Weissagung. Jeder fühlte die Wahrheit; jede Wange färbte

---

[1]) der die Thüren bedeckende Vorhang.

[2]) Fransen.

[3]) Eine freundschaftliche, glückverheißende Begrüßungsformel.

sich vor Hoffnung oder Scham; aber alle schrieben sich tief ins Herz, was sie gesungen, denn selbst der Tadel der Holden war schonend und schmeichelnd. Zu Julanthiskos wandte sie sich, die Allwissende, ihm einen Kuß auf die bescheidenen Wimpern drückend:

Lieblicher, wohin, wohin? —
Über Gluthen, über Sehnen,
Über Küsse, über Reize
Treibet dich dein kühner Sinn,
Nach verbotnem Himmel hin.

Julanthiskos verbarg sich erröthend, und ein Strahl der Hoffnung erheiterte sein trübes Gemüth; denn als sie ihn küßte, sagte sie ihm leise: Treue siegt. Aber als er sich unter die Menge der jungen Arkadierinnen zurückzog, warf ihm der stolze Alexis einen spöttischen Blick zu, der diesem aber einen strengen von der alles bemerkenden Sängerinn zuzog.

Treue siegt;
Treu' erringt den schönsten Preis.
Laß dich nicht erschrecken
Durch des Stolzen Kälte;
Strahlen folgen Strahlen
Bis die Wolken schwinden.

Und die Herzen der trauernden Ungeliebten füllten sich mit Hoffnung, und ihre bleichen Wangen glänzten im Rosenlicht der Ahndung; aber Julanthiskos mußte seitwärts treten, um seine Zähren zu verbergen, und Alexis sein schadenfrohes Lächeln; aber Cypariß und Minoe drückten sich freudig die Hände, sicher vor Älternzwang durch Alethophone's schützende Gegenwart. Noch manches sang die Demeterissa[1]), was nur einige verstanden; dann hüllte sie sich in ihre tausendfaltigen Schleyer, und nachdem sie jedes gegrüßt, und im Weggehen der Wirthinn liebkosend den schönen Arm gereicht hatte, und als Jung und Alt sie lobend und dankend und preisend, bis an die Cedernpforte des Saales geleitete, wandte sie sich noch einmal um, und enthüllte noch einmal ihr hehres Angesicht. Dreyfacher Huldreiz verbreitete sich über Alethophone's göttliche Züge, und indem sie die glückdeutende Linke Julanthisken und die strafende Rechte Alexis reichte, sprach sie weissagend also:

Wenn des Stiers und des Adlers Geblüt dich, König der Berge,
Netzt, und zierliches Gold des Gottes Wangen umglänzet,
Welcher die Fluren beglückt, die Wiege sich findender Geister:
Dann, o Eros, umarmt dich Anteros, ewig versöhnet.

---

[1]) Priesterin der Demeter oder Ceres.

Und als die Kraft des heiligen Ausspruchs zwey sich grollende Herzen erweicht hatte, verhüllte sie sich wieder, von neuem ihrer Wirthinn Arm umschlingend. Plötzlich verstummte das Chor, es erloschen die Lampen, und jeder schlich ermattet und betäubt zur Lagerstätte; aber nicht um zu schlafen, nein, um nur von Alethophonen wachend zu träumen. — Was Julanthiskos geträumt, ließen seine Korallenlippen und seine blassen Wangen ahnden; auch Minoens und Cyparissens hoffendes Nähern bey Pans Bomos[1]) schien ihrer Träume Folge zu seyn. Was aber manchem andern erschienen, wissen nur Alethophone und die alles ergründenden Götter; denn nicht alle waren zum Opfer geblieben.

Die Jagd.

Zephyros heulte durch die entblätterten Wälder, und schwarze tiefe Wolken wälzten sich über die kalten, öden, überschwemmten Auen. Hier und da fielen einzelne schwache Sonnenstrahlen durch schräge Regengüsse und wirbelnde Schneegestöber. Dort umkreisten Flüge von magern Raben hungrigkrächzend den fetten dampfenden Rauch der sorgfältig übermoosten Wohnungen, und nur schwach blöckten die eng zusammen gedrängten Schaafe, die trockene Fütterung wiederkäuend; und schwächer möckerten die gesonderten Ziegen, behaglich das ihnen dargebotene Salz leckend; und um Stall und Hütte schlichen in frühem Dämmern des langen Abends ausgehungerte Wölfe, mit ekelhafter Gier den Auswurf der Hütten erharrend, und hämisch heulend und zähnknirschend um die häßliche Kost streitend. Von innen lagen die Hunde mit steifen Ohren, längs den Schwellen das stumme kampfgierige Haupt platt auf die Erde gelegt. Zornig funkelten die treuen Augen, und langsam und rund bewegte sich der langhaarige Schweif. Bey dem helllodernden Feuer saß Julanthiskos stumm und sehnend, das krause Haupt in eine phrygische Mütze gehüllt, und die betenden Blicke wehmütig und fromm auf das schwarz berauchte Hermesbild geheftet, bedacht' er das Lied der weissagenden Thrazierinn. Sein Bruder Barys, der rohe Hipparchos[2]) aus Larissa, der ihn besucht hatte, um mit ihm die Wölfe zu bejagen, saß, die halbgaren Rüben mit seinem breiten geraden Xiphos[3]) in der Asche

[1]) Altar.

[2]) Anführer der Reiterei.

[3]) Degen.

wendend. An der Wand hingen sein Schild, seine Speere und sein Helm, neben den Waffen, dem Hirtenstab und der Flöte seines reizenden Wirthes. In einer Ecke glänzten an hohen, dünnen Lampadophoren[1]) die doppeltdochtigen Lampen, und verbreiteten ihr ungewisses Licht über die glatt getäfelte Zelle, und in der andern Ecke saßen auf der niedern Bank der alte treue Myrion und der muntre Phryx, der eine Kalathisken, der andere Diktyen[2]) flechtend. Barys hatte genug von Schlachten und Gelagen, Spielen und Festen, Orgien und Lampsakalien[3]) gelogen, worauf Julanthiskos, der minnezerstreute, nicht hörte, als er, das schwarze, dick- und nahgebraunte Auge nach dem Innern der Zelle wendend, mit rauher gebieterischer Stimme rief: Sklaven, flugs! des besten Weins einen Becher; einen weiten, tiefen Becher, denn das Reden und der Rauch haben mir, beym Priap! die Gurgel ganz zugeschnürt; und du Julanthiskos bist so zerstreut und so wunderlich, wie eine Braut beym Gesange der Paranymphen.[4]) Kannst Du noch immer nicht den stolzen Alexis vergessen, und seine Sprödigkeit? Ein Seufzer war die traurige Antwort des Hoffnungslosen. — Beim Pan! so biete ihm einen Becher, oder einen schön geschnittenen Krug. — Ach! was ich ihm biete, verschmäht ja der Böse. — Ey, so vergiß ihn, bei dem freudebringenden Gott! Barys wollte noch etwas härteres sagen, als der dienende Knabe mit den tiefen, blinkenden Kratern herein trat, und sie ihm lächelnd darbot. Der durstige Krieger trank hastig, und reichte Phryx das leere Gefäß wieder zurück, ihm so dankbar die Wangen streichelnd, daß der Knabe darüber erröthete. Dann sprach er mit ungewischten Lippen, daß er dem Sklaven mit dem getrunkenen Naß die Stirne besprützte: Sing' mir ein Lied, Bube, aber ein kurzes; denn es scheint, als wittere der Hund einen Wolf in der Nähe. Phryx spähte Erlaubniß in den Augen seines Herrn, und als Julanthiskos traurig ein gefälliges, brüderliches Ja nickte, begann Phryx die muntere Weise:

Wer sich wund gekämpft, der trinke;
Wer sich matt gejagt, der trinke;
Wer sich müd' geküßt, der trinke;
Wer sich arm gespielt, der trinke;
Wer sich stumm gegrämt, der trinke!

---

[1]) Gestell zur Befestigung der Leuchter.

[2]) Netze.

[3]) Geheime und ausschweifende Feste des Bacchus und des Gottes der Gärten.

[4]) Brautführerinnen.

Und dabey reichte er einen kleinern Becher seinem durch Zähren lächelnden Herrn. — Auf einmal unterbrach Melag und Okypos lauteres Bellen Gesang und Gespräch. Hastig raffte der jagdliebende Barys seines Bruders Waffen von der Wand, und ungeduldig schnaubend durch die Kammern, die Flur und die Vorhalle rennend, kam er an die verriegelte Hausthür, wo die ungeduldig kratzenden Hunde ihr Gebell hören ließen. Mit einem: Beym Priap! dem muß ich den Hals brechen! riß er die Thür auf und stürzte mit den wüthigen Bestien in den beschneieten Hof hinaus, schwang sich über die blätterlosen, bereiften Hecken hinweg, sah in der Ferne noch die fliehenden Unthiere, wollte immer den Feinden nach, und fiel — o weh! über eine im Schnee versteckte Pinienwurzel. Übelgelaunt und mit blutiger Nase hinkte er wieder in die warme Hütte zurück. Dem habe ich, beym lampsakalischen Kolosse, einen Stich beygebracht, an den er lange denken wird, sagte er, die ungebrauchten Waffen an die Wand hängend. — Hat Dich der Wolf gebissen? fragte spöttisch Julanthiskos, als er sah, dass sich Barys das Blut mit der Chlamys abwischte. Mismuthig setzte sich der Thessalische Held, und zog seine Machära[1]), nicht um den erlegten Wolf zu zerstücken, nein, um die angespießten Rüben aus der Asche zu holen. Aber ach! sie waren verbrannt. Hoch lachte Julanthiskos; mürrisch sprang darob Barys auf, um in Morpheus Armen zwischen den weichen Bärenhäuten des nächtlichen Lagers von Beute, Wollust, Gewinnst und Rausch zu träumen; und Phryx, der schadenfroh von ferne die unglückliche Jagd belächelt hatte, sang ganz leise, als er Barys den Schlaftrunk und das rauchende Melikrama[2]) reichte:

Wer sich blutig fiel, der trinke.

Der Traum.

Blaue Sommernebel überzogen von der Morgengluth niedergedrückt die tiefen Kühlen der Waldthäler, die in dem Schatten der hohen Gebirge lagen, welche ihre runden Arme um die bethaueten Wiesen lagerten. Blöckend weideten in den feuchten Tiefen Nikrions dürstende Heerden; aber ihre bräunlichen Ziegen hüpften in wilden Schaaren die schroffen Felsen am See auf und nieder, das Kaperngesträuch und die wilden Weinranken benagend. Lykanor, der treueste Diener der

---

[1]) Schwert.

[2]) Ein aus Wein und Honig gemischtes Getränk.

schönen Hirtinn, lag im Schilfe und neben ihm sein Hund. Lykanor saß stumm, den braunen Finger auf die Lippen geheftet, in der andern Hand die eben geschälten Rohrstängel haltend, die er zur Flöte für seine Gebieterinn bestimmt hatte, deren streng wiederholtes Pst! seinen frohen Liedern ein schnelles Ende gesetzt hatte; denn Nikrion saß träumend im Schatten der Haselbüsche am murmelnden Bach, und stützte das matte Köpfchen, die großen Feueraugen halb schließend halb öffnend, auf ihre Rechte, mit der Linken den krummen Hirtenstab nachlässig haltend. Zu ihren Füßen im hohen Farrenkraut lag ihr mit rosenrothem Rittersporn und feuerfarbigem Mohn gefülltes Hütchen und auf der andern Seite stand ihr zierliches Galakterion[1]. Die reizende Schwärmerinn hätte noch länger geträumt in dem dunkeln Schatten der Haselbüsche, ihr lykaonischer Diener noch länger stumm und müssig gelegen im hohen flüsternden Schilfe des Sees, wären nicht die Freundinnen Mitylenis und Eunome mit ihren Heerden durch die nämlichen Fluren daher gezogen, und hätten nicht die Weitsehenden ihre Vielgeliebte in der Tiefe der düstern Gesträuche erspäht. Wachst du, oder träumst du, kleiner Liebling unsrer Gemüther, frug auf einmal das plötzlich sich nahende Schwesternpaar? Du reibst dir noch die schwarzbeschirmten Wimpern; schnelle Röthe bedeckt deine Stirn, und du seufzest gar verlegen, zierliche Nikrion. Neckend ergriff sie Eunome bey dem lieblich gegrubten Kinn und Mitylenis bey den rosigen Fingerspitzen und flüsterte ihr ein bedenkliches, Bist du verliebt? oder was fehlt dir? ins kleine Ohr. Also antwortend erhob sich die Schönste aus Arkadien, freudig die weit geöffneten Augen gen Himmel kehrend, und dabey entschlüpfte ihren Korallenlippen ein hoffender Seufzer: —

Langersehnte Götterbotinnen seyd ihr mir, ihr holden Gefährtinnen. Ja, du traumdeutende Mitylenis, du räthsellösende Eunome. Laßt euch umarmen, ihr theuern, holden Schwestern, denn ihr kommt mir in einer herrlichen Stunde. Dank euch, Erebos und Morpheus; und dabei ergriff die Fromme das hochgefüllte Galakterion, und besprengte siebenmal den Boden und streute feuerfarbigen Mohn und Ajax rosige Blumen zu den Füßen der Deutung bringenden Schwestern; dann winkte sie dem schwarzen Hirten, sich zu entfernen. Du träumtest also, liebes Mädchen, fragte freundlich nach kurzem Nachdenken die edle Mitylenis; und das nach der hohen Mitte der Nacht, als schon Phosphoros, der Liebe-weckende, dem argolischen Meere entstiegen war? Sage, wenn opfertest du zum letztenmal Hygiäen und den Nymphen? Vor vier Tagen, erwiederte Nikrion,

---

[1]) Milchgefäß.

sittsam erröthend. Was aßest du, ehe du einschliefest? Einige Feigen und etwas Melimala[1]). Nun erzähle und laß die Grillen weichen, denn die Allmächtigen meynen es gut mit dir, da sie uns so früh zu dir senden. Wir kamen, setzte die jüngere Eunome hinzu, dich zu bitten, uns das neue Lied zu lehren, welches jüngst der reiche Alexis aus Megalopolis euch bey Myris Feste sang, und welches du auf deiner Flöte so zierlich begleitetest. Gern, holde Freundinnen, will ich mich damit lösen. Setzt euch; hier ist es kühl, weich und trocken. Gefällig griff sie in ihren Kalathiskos, um die beschriebenen Rinden zu suchen, worauf sie Alexis Lied gegraben, ihre Ungeduld und ihre Wißbegierde unterdrückend. Nein, bey den Nymphen, sagte noch Eunome, sich liebend an sie schmiegend: erst erzähle deinen Traum, denn darum sind wir doch hier; dann ist es noch immer Zeit, uns dein Lied zu lehren. Auch kommen wir eben von jenen Hügeln, wo wir Julanthiskos weinend fanden; auch ihm brachten wir Frieden. — Und mit welcher Botschaft, fragte lächelnd Nikrion, oder welchem weissagenden Spruch? Ei, beym Pan! rief schalkhaft Eunome, was geht dich der schöne Jüngling an? Was er mich angeht? — Alexis Lied, Julanthiskos Thränen, Myris Feste .... Erlaube, daß ich einmal errathen darf. Vermuthlich frug er euch, ob man ihn immer mishandeln würde, und ob stets minnearm und schmerzenreich seine Tage über ihn wegschleichen würden? — Errathen! kleine Pythia, riefen lachend die Freundinnen. Ja, der trostlose Jüngling wollte wissen, ob stets der spröde Alexis ihn verhöhnen würde, wie jüngst an Myris Fest. Wir sagten: Wenn Alexis bespritzt von dem feindlichen Blute liegt, hingestreckt an des Kyllene gähnendem Abgrund, findest du, lieblicher Jüngling, nach dreyßig Tagen und Nächten Minne in Klüften und Minne am heiligen Male; doch mußt du opfern das herrlich glänzende Strephon[2]) dem schützenden Sohne der Maja. — Doch auch du träumtest von Julanthiskos? — Damit endigten die allwissenden Jungfrauen ihre vielbedeutende Rede. Warum soll ich läugnen, sagte Nikrion, und schlug beherzter die Augen auf. Ja, eine Art von Julanthiskos war's, der mich führte; aber große Riesenschwingen bogen sich noch über den Scheitel und die mächtigen Pinnen[3]) berührten die Erde. Eburn und blendend die unvergleichliche Göttergestalt, phönix[4]) die serischen[5]) Haarschleifen auf der ehrfurchtgebietenden Stirn. Majestätisch und voller Siegreiz schwebte er daher, tadellos und gewandlos. Wo er sich hinwandte glänzte Morgenroth; und Hyacinthendüfte um-

---

[1]) Honigäpfel. — [2]) Halsband. — [3]) Schwingen. — [4]) dunkel purpurrot. — [5]) seidenen.

flossen ihn überall, — gemischt mit des Euphons süßem Getön. Mit der Flöte, die er hielt, berührte er mir die Augen, und vor mir lag eine Rose, größer wie dieses Thal und schillernd und funkelnd in tausend Farben, und aus der Rose sprudelte ein ambrosischer Lichtstrom, warm und höher als der Olymp und der Sitz der Unsterblichen. Rechts, sagte er mir, unter diesem Rosenblatte ist Hyacinthos Grab; links, der Dioskuren Wiege; hier Orions Lager, und zu deinen Füßen Narcissens Quelle. Plötzlich entflog aus jedem Lichttropfen der Quelle eine bunte phantastische Ephemere, aber jede trug ein schönes Kinderhaupt, und küsste den nackten geflügelten Gott im Vorbeyfliegen, so dass zuletzt keine Stelle seiner herrlichen Gestalt ungeküßt blieb. Ich erkannte unter der Menge Julanthiskos Züge, menschlicher und arkadischer, aber doch meinem himmlischen Führer ähnlich. Die Julanthiskische Grille verschmolz sich mit ihr. Ihre Locken wurden brauner und ihre Färbung menschlicher; ihre Schwingen und die Rose verschwanden. Beschämt und getäuscht zog ich die Hand zurück. Eros wollte ich folgen, aber nicht einem arkadischen Flöter. Und mit einem Schrey des Zorns erwachte ich, und noch immer schwebt die entgötterte Liebe um mich her, und erfüllt mein Herz mit Scham und Groll. — Nähre dieses Gefühl, riefen begeistert die weissagenden Jungfrauen; nimm diesen Ring. Hier erblicke den Käfer und drunter gegraben die Schlange und den Hahn und das Wiesel. In Eleusis wirst du finden, wonach du so lange schon schmachtest. — Weiter wollten sie reden; aber Julanthiskos kam mit seiner Heerde, und die Schwestern flüsterten schalkhaft der schönen Träumerinn ins Ohr: „Nimm dich in Acht; da kommt der entgötterte Eros.“ Aber Unwillen und Zorn entschwanden schnell aus Nikrions trefflichem Herzen, denn Thränen des Unmuths bedeckten des Jünglings glühende Wangen. „Lieber Nachbar“, rief sie, ihm mit sanfter Holdseligkeit die Flöte reichend, „Mitylenis und Eunome wünschen, daß ich das Lied singe, das ich jüngst bei Myris bließ. Bitte, komm!“ und er kam und begleitete sanft und schön Nikrions Silberstimme, daß die Vögel des Waldes schwiegen und die Hirten und Hirtinnen der Nähe herzueilten:

Kennst du das Thal, der Vorzeit Zauberspiegel,
Wo ewig Unschulds-Lilien blüh'n?
Es ist des Traumes Geisterland.

Kennst du das Thal — es glänzt in Phöbos Strahlen —
Wo üppig Cypris Rosen glüh'n?
Es ist des Traumes Geisterland.

Kennst du das Thal, umstrahlt vom Zukunftsterne,
Wo singend jede Welle rollt?
Es ist des Traumes Räthselland.

Julanthiskos Thränen rollten in der Flöte sanft hüpfendem Tacte, und er dachte an der Schwestern tröstende Weissagung. Auch die singende Hirtinn dachte an Eleusis und der heiligen Alethophone Umarmung, und ihre Blicke verließen nicht den räthselhaften Ring, den sie eben von den Freundinnen erhalten. Lange standen Julanthiskos und Nikrion in Gedanken verlohren, und hatten nicht gemerkt, daß die Jungfrauen der Wahrheit durch das Gebüsche verschwunden waren. — Ich werde doch endlich glücklich lieben, seufzte der hoffende Jüngling! In Eleusis werde ich Frieden und Vollkommenheit finden! flüsterte Nikrion, ihren Ring küssend; und sie trieben ihre Heerden weiter in den Wald hinein, denn die Sonne glühte am hohen Mittage.

Die Früherndte.

Bei Pans [von fünf riesenmäßigen Feigenbäumen malerisch umstrickten und vom brausenden, sich nördlich in den heiligen Nymphensee am Fuße des entfernten Kyllene ergießenden Orasis bespülten] Altare saßen die Schwestern Myris und Alcine im Schatten mächtiger Buchen, um welche sich rothbeeriges Geisblatt und zierlich gefächerte Waldreben, Kränze windend, hinauf klammerten, und schieden die rothwangigen Gaben des Herbstes in hohen Kalathisken[1]) und auf breiten Diskoiden[2]) und in tiefe kleinere Kraterinen[3]), alle zierlich und eng und haltbar aus Weiden, Rohr oder Binsen geflochten. Neben ihnen saßen die treuen Mägde, lasen und halfen, säuberten und wählten. Lang war die Arbeit, denn überschwenglich waren dieses Jahr Pans frühe Wohlthaten. Zu ihnen gesellte sich die muntere Phylis und Teukrion, ihr älterer Bruder. Auch die Muhme Lesbia mit ihrem Bräutigam, dem Megalopolischen Barys, und Barys der Jäger, des reizenden Julanthiskos älterer Bruder, und Kleanth mit Leucinoe, Melissa und Psyche, alle Freunde, oder nahe mit Myris und Alcine verwandt. Singend, plaudernd und lachend vergingen die geschäftigen Stunden. . . . Die Sonne schien heiß und feurig durch die welkenden Blätter, und die jauchzenden, naschenden und küssenden Freunde setzten sich eng und ver-

[1]) Körbchen. — [2]) Schüsseln. — [3]) Schalen.

traulich in die kühlen Schatten der Stämme zusammen. Die Mädchen hatten gesungen, und die Jünglinge jeder sein Mährchen erzählt. Jetzt kam die Reihe an Barys und seinen Bruder Julanthiskos. Barys ergriff die gelbe Flöte, nachdem er sich die mit dem Blute der Kirschen gefärbten Lippen abgewischt. Julanthiskos stimmte die hohle, braungefleckte Zistra in den weichen Lydischen Modus. Eben will er das Lied der Schwalben beginnen, als sie alle fröhlich und begeistert ausrufen: „Sieht er nicht aus, der Liebliche, wie Hermes-Zistrophoros!“ Bescheiden erröthend verbeuget er sich hold und demüthig, während der ältere spöttisch unter den tiefgedrückten Braunen zu ihm hinaufschielte. Doch Julanthiskos lächelt dankend und beginnt das liebliche Lied:

Chelidon, wohin, wohin? —
Über Berge, über Flüsse,
Über Länder, über Meere
Treibet mich mein innrer Sinn
Nach entferntem Frühling hin.

Chelidon, woher, woher?
Über Meere, über Länder,
Über Flüsse, über Berge,
Fand ich's fremd und freudenleer;
Darum komm' ich reuig her.

Chelidon, so bleibe hier;
In dem Schatten unsrer Hütte
Findest Ruhe du und Minne. —
Ewig rasten räthst du mir?
Nein; nur Wechsel lieben wir.

Nachdem der reizende Sänger geendet und sich wieder zu den Füssen der holden Hirtinnen gesetzt, begann von neuem das muntere Gespräch. Nur ein Mann konnte das Lied des Wankelmuths singen, sagte seufzend Lesbia — und des Undanks dazu, seufzte Philis, — und der Eitelkeit, lächelte bitter Leucinoe. — Aber Julanthiskos ist ja nicht alles dieses? flüsterte erröthend Alcine. Auch wollte ich alles dieses nicht rühmen, antwortete der fein Hörende; auch ich kenne mein Geschlecht, und Thränen traten ihm ins dunkle blaue Auge. — Ihr sehet, Schwestern, daß euer Urtheil den Holden betrübt, und dabey hielt sie den traurigen Jüngling zurück. Er geht ja nicht mit seinem Bruder und den andern Männern zu den berauschten schreyenden Winzern, oder zu den frechsten Dirnen, wie er; nein, er bleibt bey uns, ob wir gleich ihn miskannten. Alle die Mädchen

baten ihn um Verzeihung und küßten ihn zärtlich. Acine setzte ihm einen Kranz von Myrthen und Spätveilchen auf das gebückte Haupt; und Myris und Melissa kränzten mit Wintergrün seine Chelys, und Psyche salbte die Fingerspitzen mit köstlicher Myrrha; aber alle ernannten ihn zum Könige des herbstlichen Festes; und sie plauderten und sangen noch lange, obgleich die neidischen Jünglinge sie schmollend verließen, um ihren Groll in dem berauschenden Saft der Reben zu ersäufen. Julanthiskos blieb bescheiden, denn unter den Gehenden war sein Bruder. Jetzt tönte das ferne Evoe! Mein Bruder opfert, und wir vergessen undankbar, daß diese Schätze Pans Gaben sind. Sein Altar stehet leer, und wir sammeln und genießen. Ein heiliges Feuer begeisterte alle. Dankbarkeit und Götterfurcht erfüllten jedes Herz. Die Wirthinnen ergriffen mit jungem Most gefüllte Becher und begossen damit zur Weihe das unter den Feigenbäumen errichtete Mal. Julanthiskos bekränzte die Zweige mit späten Blüthen, und die Abendsonne beschien lächelnd das schönste Fest der Dankbarkeit. Aber der Mond beleuchtete bey seinem Untergehn die blassen Gesichter der Männer, wo die Farbe des Ekels und des Nachrausches schon lange die der Reue und der Schaam verscheucht hatte. —

Die Hoffnung.

Der Herbst schüttelte mit seinen lohfarbenen Sperberschwingen feuchte röthliche Abendwolken und rasselnde gekrümmte Blätter und schwärzliche Schiefersplitter in das trockne Moos und die welkenden Genisträuche, über die runden Abfälle des heiligen Kyllene, in die tiefen wärmern Thäler, die der hochuferige Orasis schäumend laut durchmurmelt. Nur die immergrünen Eichen, die stolzen kernreichen Pinien, die harzigen Mastixbäume, die glänzenden Tinos, die korallentragenden Stechpalmen, und die Felsen umklimmenden Smilaxbüsche trotzten dem alles Verheerenden. Phoibos streckte segnend seine goldenen Arme über Arkadien aus, und ruhte sein purpurlockiges Götterhaupt an die Lazurpfosten seiner nächtlichen Kammer, eh' er Messenien und Elis sein Abschiedslied hören ließ, und bange, süße Ahndung zirpte wie Grillenklang durch die müden Herzen. Julanthiskos stand freudenlos unter den hervorragenden Felsen, schlaff hing sein schönes Haupt auf die matt wallende Brust herab, naß und ungekräuselt die weichen bräunlichen Locken um Nacken und Schultern. In der unthätigen Rechten hielt er einen Kranz von späten Veilchen und Wintergrün, in der Linken

schwebte in der unbekümmerten Fingerspitze der schlaffe Bogen. Von den weißen Hüften war das kurze ätolische Jagdgewand zu den Knien herab geglitten, und zu seinen gekreuzten Füßen lag im hohen Moose der Vorhöhle sein leichter, pfeilreicher Köcher. Des schönen Knaben treue Jagdgefährten, Melos, Kyanos, Okypos, die spitznasigen Verfolger der Rehe, durch eine Kuppel gefesselt, schlichen wähnend, als hielte sie noch ihr träumender Herr, längs dem schwärzlichen Schieferfelsen mit tiefstreifenden Schnauzen die weit duftenden Pilze des Herbstes auswitternd. — Aber der Unzufriedene fühlte nicht die kalte Feuchte des Heiligthums der Hamadryaden; er hörte nicht das ängstliche Mökkern eines zarten verirrten Lammes, das längs dem steilen Abhang der Untiefen athemlos durch das welke Moos kletterte, daß die rollenden Kiesel und die gebröckelte Erde raschelnd in die Felsenklüfte herabfielen; und von ihm ungehört ahmte Echo seine Seufzer, und das Angstgestön des zitternden Lammes, und das Rauschen der Blätter und Steine nach. Auch hörte er nicht das entfernte Rufen Onikleiens; er sah auch nicht in seiner traurigen Zerstreuung einen riesenmäßigen Lämmergeyer, der in weiten, dann in engern und immer engern Kreisen die niedere Luft vor Julanthiskos düsterm Schmollwinkel pfeifend durchschnitt. Ach! er hörte und sahe nichts; denn er träumte von unbelohnter Freundschaft und mordendem Undank. — Auf einmal schlugen dreymal seine drey Gefährten an. Durch den wohlbekannten Ton schallte das ängstliche Rufen einer athemlosen Mädchenstimme. Sich selbst unbewußt, blickte er durch die Zähren des Unmuths, rasch Bogen und Pfeile ergreifend. Er hörte noch einen krachenden Fittigschlag des gierigen Mörders, und blutend rollte Onikleiens unschuldiger Liebling von Felsen zu Felsen in die unendliche Tiefe. Umsonst sandt er den unsichern Pfeil von der kaum gespannten Sehne, und eben so umsonst schallte das zürnende Gebell seiner Hunde in das Thal hinab. Der König der Klüfte hatte glücklich gejagt. Mismuthig und ärgerlich wollte Julanthiskos in seine Lieblingshöhle zurückkehren; da lag hinter ihm höher am Abhange des Berges blaß und erstarrt im blutigen Farrenkraut Onikleia, die schönste der Hirtinnen, das Gewand zerrissen, und die schwarzen üppigen Locken hingen herab über Stirn, Wangen und Busen, und die grüngelben Blätter des Farrenkrauts schlugen hoch, wie eine Laube, über der lang hingegossenen Mädchengestalt zusammen, als freuten sie sich des schönen Fangs. Julanthiskos schöpfte erweckendes Kalt aus der nahen Quelle, und bestrich damit die zarten Schläfen der langsam Erwachenden. Ein sprödes Ach! entfuhr den sich wieder röthenden Lippen, und spröder stieß sie den verlegenen Knaben zurück. Mit einem Ach! richtete sie

sich auf, in die verwirrten Gewänder sich hüllend. Glücklich für beyde kam die jüngere Molyssa herzugestürzt. Die undankbare Spröde befahl im kalten Ton dem reizenden Jäger, den Ort zu verlassen. Er nahm bitter lächelnd seine Pfeile, seinen Köcher, seinen Bogen, und verhüllte seine zu entblößte Gestalt in das ätolische Jagdgewand. Er ergriff schmollend die Leitseile seiner schnellfüßigen Hunde, und stieg den heiligen Berg mit Groll gegen die undankbaren Menschen im Herzen herab; und im Herabsteigen hörte er noch lange das fruchtlose Jammergeschrey der trostarmen Schäferinnen. — An der Flamme seines heimischen Heerdes schwur er bey dem Heiligthum der Hamadryaden, sobald nicht wieder auf Männerliebe und Mädchendank zu rechnen; aber ein Etwas stahl sich in ihn mit der leuchtenden Wärme, die seinen Körper durchdrang, und lächelnd grub sich die Hoffnung einen werthen Namen in sein treues, zärtliches Herz. Hermes — lispelte er — und ihr heiligen Nymphen, die ihr meines Unmuths und meiner Wünsche Zeuginnen wart! — und indem er so dachte, hüpften seine Pulse freudiger; und lächelnd setzte er den Veilchenkranz dem rusigen Hermeshaupte auf, und das Lied der Hoffnung:

Nenne mir bey drohenden Gefahren
Jenen Stern, der niemals sich verbirgt,
Dessen Glanz das tödtende Entsetzen
Mächtig in der Zukunft Raum verbannt.
Nennen will ich meines Führers Namen,
Hoffnung, dich, des Glückes Morgenstern —

entquoll seinen Rosenlippen. Wie beschämt gedachte er des Eides bey der Hamadryadischen Höhle, und schlug noch immer die Cyanen-Augen von langen schwarzen Wimpern beschattet, in die hochrothe Gluth; aber eine mächtige Stimme, wohllautend, übermenschlich, erscholl durch die gemächliche Hütte, ihn nennend. Zitternd sank er zu dem heiligen Wunderbilde der Vorzeit, und um den schlanken Hals des herabblickenden Gottes wand sich ein leuchtendes Strephon. Da gedachte er plötzlich der tröstlichen Verheißungen, welche ihm die Jungfrauen der Weihe gegeben hatten, und die herrliche Ahndung, die des Jünglings hochklopfendes Herz bey diesem Gedanken durchbebte, täuschte ihn nicht. Julanthiskos ward überzeugt, daß kein Freundschaftsbund gedeiht ohne Beständigkeit und ohne Majapors segnende Macht; und dieses Bewußtseyn war eben die Stimme Hermes Philozügetes[1]), der an jenem glücklichen Abend über Arkadien wegflog.

---

[1]) des Freunde verbindenden.

Die Erfüllung.

Du, Mynion, bleibst in der Hütte, und du, Limeus, weidest die leicht sich zerstreuenden Ziegen längs der hohen Ufer des Orasis; und du endlich, erfahrner Phryx, führst die Lämmer seitlang der lotusreichen Tiefen der warmen Quellen. Nimm diesen Kalathiskos und pflücke mit schonenden Fingerspitzen auf den sammtigen Blättern mir die schwarzen leicht zerschmelzenden Beeren des Herbsts; denn durchnässende Nebel umhüllen schon des Kyllene Steilen. Du aber, Mynion, erhalte das kleine Feuer und öffne klüglich die Züge des Heerdes, damit der Rauch die Kammern nicht verderbe. Also sprach Julanthiskos, der schönste der arkadischen Jünglinge, die schwankenden Speere von der glattgetäfelten Wand herablangend, und den braunen flachen Hut sich unter das weiche Kinn festriemend. Du, Phryx, hefte mir auf der linken Schulter den runden Mantel deines Mutterlandes. Recht! Noch einmal wandte er grüßend das bräunlich gelockte Haupt zu dem schützenden Bilde des Gottes, selbst nicht ahndend, daß er so bemantelt und behutet wie ein unbeflügelter Hermes aussah, und verließ, nachdem er alles besorgt, schnell die älterliche Wohnung. Zuerst eilte er durch den schattigen Gang der Reben, dann durch den Garten der obsttragenden Bäume, dann über die Wiesen am Orasis, dann bey Menalkas Hütte und bey Grynions und Myrtills Wohnungen vorbey, itzt bey dem Kedrischen Born, der bey den Cypressen rauscht, dann schnellen Trittes den Hügel hinauf; jetzt unter den immergrünenden Eichen, dann bey dem Ulmenwalde vorbey und den Tinosgebüschen, dann bey den hohlen Felsen der Schieferbrüche. Jetzt grüßt er Minoe, die Neuvermählte; schäkernd hält sie ihn beym flatternden Mantel. Wo so schnell hin, Julanthiskos? Zwar sind wir gewohnt, daß du den scharfen Wurfspieß dem krummen Schäferstab vorziehst, doch nie sah ich dich so schnell die Räume durchschneiden. Höre, was zieht dich den mit Herbstnebel bedeckten Kyllene so unwiderstehlich hinauf? Ich lasse dich nicht eher los, du sagst mir den Zweck deines Eilens, oder du singst mir ein Lied. Sagen kann ich dir nicht den Zweck meines Strebens, denn ich weiß noch nicht die Beute der Jagd, die mir zu Theil wird; aber singen will ich dir wohl ein Lied, und was noch mehr ist, das Lieblingslied deines Cyparissos. Doch zuerst gieb mir einen Kuß. — Wenn du gesungen, so will ich sehen, ob es der Mühe lohnt. Und Julanthiskos stimmte das Lied des Jägers Arkas in dem Phrygischen Modus an:

Beym kindlichen Strahl des erwachenden Phoibos
Ergreifen wir Speere,
Pfeil, Bogen und Hörner,
Und folgen dem Drange
Zum Hayne, zum Walde;
Und folgen dem Streben
Nach Beute, nach Ruhm.
Beym göttlichen Glühn des alltreffenden Phoibos
Verlassen wir Speere,
Pfeil, Bogen und Hörner,
Und schleichen ermüdet
Zu kühligen Grotten,
Und folgen dem Durste
Zum murmelnden Bach.
Beym scheidenden Purpur des segnenden Phoibos
Heimkehren wir singend.
Es klirren die Waffen;
Es tönen die Hörner.
Wir folgen belastet
Dem plaudernden Zuge,
Mit Beute, mit Ruhm.

Ehe er das Lied geendet, kam Cypariß selbst, und mit dem letzten Klange der phrygischen Weise hielt Minoe und ihr Gatte liebkosend und lobend den unwiderstehlichen Jüngling in ihren Armen; aber hochglühend entwand sich der Reizende, und entfloh wie der unaufhaltbare Pfeil den Hügel hinauf, und durchschnitt den Raum und die Herbstnebel. Noch lange sprachen die Gatten von Julanthiskos, dem schönsten der Jünglinge, dem vorzüglichsten der Sänger, und dem raschesten, muthigsten der Jäger aus dem kyllenischen Gau, ehe sie heimkehrend die blöckenden Lämmer und die hüpfenden Ziegen in ihre geräumigen Hürten gesammelt hatten. Julanthiskos, von Kälte und Nebel durchnäßt, hatte umsonst Wälder und Büsche durchspäht, war umsonst von Felsen zu Felsen gehüpft, denn heute war der heilige Berg wie ausgestorben. Hier und dort hackte ein einsamer Specht die glatte Rinde des Lorbeerbaums, oder die dicke Borke der Korkeiche, und die nachäffende Echo wiederholte den Einton, oder sie schrie dem heisern Pfeifen des gierigen Weihe oder des fernhorstenden Aar nach, oder brüllte schwach und traurig wie der Büffel in moosigen Klüften. Alles war öde und schauerlich. Selbst die zaghaften Eidechsen schlüpften langsam über die rothen Nadeln der Pinien durch das welkende Farrenkraut, und durch die dürren Akanthen zurück in ihre heimische Ritzen. Keine Grille wagte zu zirpen, und Julanthiskos ahndender Seufzer

und ungeduldiger Fußtritt war der einzige Klang, der mühsam die dichten, grauen, kalten Nebel durchdrang. Doch wer hemmt den rastlosen Schritt des spähenden Jägers? Wer vermag der suchenden Hoffnung der Liebe einen neuen Weg zu lehren? Julanthiskos seufzte sehnend dreymal: Alexis. — Da hörte er plötzlich fernes ängstliches Rufen, und sein Alexis wurde Gegenruf. Er stürzte von Felsen zu Felsen, nur der Stimme der Ahndung folgend; denn undurchdringliche Nebel und herbstliche kalte Schatten bedeckten die schlüpfrigen Schiefer, und die glatten niedergedrückten Geniste und Haiden der kyllenischen Einöden. Itzt klang es wieder wie Hülfe, Hülfe! und Julanthikos mußte sich wenden, denn die Klagestimme kam von der entgegengesetzten Seite; aber näher und vernehmlicher, bekannter und theurer klang das flehende Hier, Hier! Krampfhaft schlug ihm das ungeduldige Herz; itzt drängte er sich durch die eng gepflanzten Stämme hoher Pinien, dann wieder durch die verwirrten Dornen der Kapern und Hippophaen, und die wilden Gestrüppe der Felsen; zuletzt schürrte sein müder Fuß bis an den jähen Abhang einer schwarzen Untiefe, und durch den graublauen Schleyer am entgegengesetzten Rande erkannte er die geliebte Gestalt seines Alexis. Die Freude, ihn endlich zu treffen, verscheuchte schnell den innerlichen Schauder des Schwindels. Bist Du es, Julanthiskos? tönte es schwach jenseits der Kluft; bist Du es, Alexis? erschallte es entzückt, doch athemlos diesseits. Komm, ach! komm; — und ein mächtiger Sprung über den fürchterlichen Felsensturz vereinigte, die sich vielleicht sonst nie gefunden hätten. Der reiche Bewohner des Kyllene, Besitzer der schönsten Palläste und Gärten in Arkadien, ja selbst im ganzen Hellas, der stolze Jüngling, um den so lang der treueste der Hirten gedient hatte, lag verwundet und matt, durchnäßt und waffenlos auf dem blutigen Felsen. Gejagt hatte er die brüllenden Bewohner dieser nebelichten Höhen. Der Wege unkundig, von seinen Dienern verlassen, war er in die Irrgänge der übereinander gestürzten Basaltklippen gerathen. Den letzten Wurfspieß hatte er seinem grimmigen Gegner in den feisten Wanst gerennt, und rollend und sinkend stürzte das gehörnte Ungeheuer auf seinen Sieger, ihn zu zerquetschen drohend; und so fand ihn Julanthiskos verwundet und mit Blut bespritzt neben dem noch röchelnden Büffel. Die Jünglinge wurden endlich von Alexis Sklaven gefunden, wie sie Mund an Mund auf dem weichen Moose einer der Kyllenischen Höhlen schlummerten. Alexis, der Gerettete, war nicht mehr undankbar, und Julanthiskos, der Findende, nicht mehr unglücklich; mit Alexis Strephon geschmückt Julanthiskos, und in Julanthiskos Mantel eingewickelt Alexis.

Das Dankopfer.

Der nasse Spätherbst hatte sein schäckiges Gewand über die Thäler gebreitet und schier die Bäume entblättert. Gesammlet waren die Früchte in die trocknen Speicher. Die blöckenden Heerden begnügten sich mit der dunkeln Kost des Spätjahrs. Die Jungfrauen bekränzten sich die Stirn mit der blassen Mutter des Krokus. Der buntgefleckte Sperber wußte schon längst nicht mehr, was es gewesen, verfolgte schreyend durch das rauschende Laub die Pfleger seiner nackten Kindheit, und die goldgefiederten Ammern umkreisten zwitschernd die platten Dächer der Schäfereyen. Alles verfolgte sich, aber nicht wie im Frühling zur Liebe, sondern zum Krieg und zum Mord; und der arkadische Jüngling vertauschte das ländliche Pedum [1]) mit den scharfgespitzten Melien[2]), und die leichte Hirtentracht gegen den wärmeren phrygischen Mantel, und anstatt des glatten, beschattenden Basthuts hüllte er die krausen Haare in die sackige Mütze der Lakonier, die doppelten Riemen sich unter das Kinn schlingend; denn frischer wurden die feuchten nebelichten Tage, traurig die langen düstern Abende. Der hämische Winter verließ schon seine unterirdischen Schlupfwinkel, und Zephyros, der Wolkensammelnde, verbarg mit Eis und Schwarz die blassen Sterne. Ach, nur selten blickte Phoibos über die traurige Flur, wenn er die Safran-Rosse in dem Ionischen Meer badete, und die kupfernen Gewölbe seiner westlichen Halle von seiner Nähe erglüh'ten. — Seht ihr, Brüder, den glänzenden Anblick des sinkenden Tages, sagte Menalkas, sich zu seinen Brüdern Mikon und Myrtillos wendend, die mit Reißig beladen ihm folgten schnell hinab den steinichten Hohlweg des steilen Kyllen's; seht die goldenen Streifen, die sich in das dunkelblaue Thal wie Lichtströme hinabgießen, wie sie kämpfend mit dem kalten Nachtnebel die runden Schirme der Pinien, die Nadeln der Kypressen und die lohfarbige Krone der Nußbäume vergolden? Laßt uns, Brüder, hier ausruhen bey dem schwarzbeerigen Kassis, den stachlichten Kapergebüschen und den braunroth gefärbten Akanthen, die üppig ihre mächtigen Ranken so frech um den dunkeln Hermes winden. Als ich den centnerschweren Aenogyps[3]) mit den Pfeilen erzielte, schwur ich's beym Maiapor, dem Beschützer dieser Klüfte, ihm den gemordeten Wütherich der Heerden zu opfern; billig ist, daß ich das Gelübde halte. Seht, ihr Brüder, gerade traf ich sein Herz, und der wiederhakende Pfeil hängt noch blutig in der zähen Haut. Du, Myrtillos, nimm die

---

[1]) Hirtenstab. — [2]) Spießen. — [3]) ein Geier der größten Art, der Lämmergeier.

eine der Schwingen, und du, Mykon, die andere, und entfernt euch jeder in entgegengesetzter Richtung. Beym lampsakalischen Gotte! mehr als vier Orgyen mißt seine Spannung. Sieh' die fürchterlichen Krallen. Gewiß war es dieser, der noch jüngst mit dem Schlag seiner kupferfarbigen Schwingen Onikleiens geliebtes Lamm von jenem Felsen herabstürzte. Ach! noch weint sie, die Thörinn, um den zerschmetterten Liebling; dabey gab er einen zürnenden Schlag dem erstarrten Mörder, daß sein schlaffes Riesenhaupt zurückfiel. Laut lachend legten die rüstigen Brüder den König der Vögel zu dem Fuß des hundertjährigen Bildes. Zu groß für deinen Petasus[1]) wären die schweren Flügel gewiß, sprach unverschämt der jüngste der Brüder; und die rohen Gesellen rannten mit frechem Gelächter den Berg herab, daß die runden Steine ihnen lärmend nachrollten. Von weitem in den Myrthengebüschen versteckt, hatte Julanthiskos, der blauäugige, der reizendste unter den Kyllenischen Knaben, das ländliche Opfer bemerkt. Leicht und schlank und braungelockt, wie der göttliche Beherrscher von Paphos, hüpfte er aus den schwarzgrünen Gebüschen, daß die bräunliche Chläna um den runden Nacken flog, und die krausen Locken um die schalkhaften Augen und die durch den kalten Abendwind hochgefärbten Wangen. Nimm auch, schönster der Götter, das Opfer eines dankenden Gemüths an; auch du, Leiter der Verirrten, Beherrscher der Schatten, Wohlthäter der Lebenden wie der Todten, auch du hast mir ein Herz zugewandt, was mich lange mit grausamer Härte peinigte; und dabey hing der Glückliche ein goldenes Strephon dem Gotte um den gesenkten Hals. — Du hast mich gelehrt den Weg bey Nacht und Graus. Ach! und in meines Alexis prächtiger Wohnung fand ich mehr Glück und Wonne, als ich je geträumt hatte. Vor Freundschaft glühend und vor Ehrfurcht sank der liebliche Beter zu dem Fuße der schlanken Hermessäule nieder. Freundes-Arm schlang sich um den freudebebenden Julanthiskos. Alexis, der reiche Bewohner des Kyllene, war seinem neuen Liebling nachgefolgt. Komm, sagte er, mit ihm die Fingerspitzen zärtlich verschränkend und die Lippen ihm auf die weißen Schultern drückend, komm, treues, frommes Gemüth. Einmal führtest du mich durch Irrwege und Dunkel; itzt stütze dich auf meinen Arm, ich will dich führen. Stumm folgte der Überselige seinem Beschützer nach. Ich will dich ein Lied lehren, sagte endlich Alexis nach langem Schweigen, ein Lied, das unsern düstern Weg kürzet. Kommen wir zu Hause, so schenke ich dir eine Lyra; du rührst sie ja. Julanthiskos, höre mich, da wir uns kaum sehen:

---

[1]) der beschwingte Hut des Hermes.

Treue siegt;
Treu' erringt den schönsten Preis.
Laß dich nicht erschrecken
Durch des Stolzes Kälte;
Strahlen folgen Strahlen,
Bis die Wolken schwinden.

Treue siegt;
Treu' erringt den schönsten Preis.
Laß dich nicht verdrießen,
Lang umsonst zu dienen.
Tropfen folgen Tropfen,
Bis die Felsen weichen.

Treue siegt;
Treu' erringt den schönsten Preis.

Auch du hast durch Treue mein Herz erweicht; ach! wie vermag ich dir zu lohnen? — Ach, erwiederte Julanthiskos, mit ~~dieser~~ Hoffnung senkte an Myris Feste Alethophone einen erheiternden Strahl in mein gekränktes Herz, und mit eben diesen Tönen, von dir damals unbeachtet, begrüßte mich die göttliche Seherinn, welcher die Räthsel der Zukunft klar und offenbar sind. — So sprach er dankbar gerührt, und zog den Freund fester an sich, in seinen Arm sich schlingend. Und so verschlungen gingen sie neben einander, und es wurde immer kälter und finsterer, und sie mußten ihre Schritte verdoppeln. Aber endlich wurden die Wege ebener und bequemer die Rasenstiege. Unter entblätterten Granatbäumen und durch Ulmengänge, die welker Wein umschlang, gingen sie itzt; dann durch die niedrige Befriedigung aus glatten Quadern, an deren Eingang zwey eherne Karyatiden standen, hohe Körbe auf den zierlichen Häuptern tragend. Ach, nun sind wir in Hesperiens Gärten! rief der entzückte Jüngling, zog seinen Führer durch die Thymian- und Lavendelbüsche und durch die starkriechenden Chirandus- Gesträuche, vor dem rauschenden Wasserbecken vorbey, die fünf Marmorstufen hinauf; denn finstre Nacht bedeckte den zierlichen Wintergarten und die herrliche Wohnung des reichen Alexis, und die Freunde umarmten sich nicht eher als in der räumigen Stoa; dann eilten sie zusammen in das wärmende Bad, wo hochgeschürzte Korinthierinnen ihre erstarrten Glieder mit köstlichen Salben rieben; dann zu der gewürzten Tafel, und dann sanken sie schlaf- und wonnetrunken auf das schwellende Lager, nachdem Julanthiskos seinem Alexis für ein anderes prächtigeres Strephon und eine zierlich geschmückte Leyer zärtlich gedankt, und den Kyllenischen Hermes noch einmal ge-

priesen; und sie entschliefen Hand in Hand, um sich nie zu verlassen. Und noch hängt Julanthiskos Strephon an dem Halse des wunderthätigen Bildes, aber Menalkas, Mykons und Myrtillos blutiges Opfer ward bald die Speise der unreinsten der Vögel. —

Das Thal der Orakel.

Phoibos, der mächtige Schützer der Eleusinischen Waller, bannte den flockigen Schnee und den schneidenden Frost, den durchdringenden Nebel und alle die erstarrenden Begleiter des Winters hinauf zu den Eisspitzen des Erymanthos, in die Pinienthäler des kältern Achaiens, und der thauende Athem seiner laut wiehernden Rosse erfüllte, warmem Nebel gleich, das glückliche Arkadien; denn der goldgelockte Herrscher des Tages lächelte segnend den ungeduldigen Jungfrauen, die enggedrängt auf dem dicht verschleyerten Wagen von nichts als von Mysterien und von Wundern träumend plauderten, und von seinen wärmenden Strahlen getäuscht die Byssus-Kalyptrien von den hoffnungglühenden Stirnen entfalteten. Itzt verläßt der Zug der Eleusinischen Neophyten [1]) den schwarzen, lautröpfelnden Wald, wo die grauen Vögel Aphroditens buhlend und zwitschernd sich wiegen. Itzt sprengen die Reiter heran, unter ihnen Alexis der herrliche, und Julanthiskos, der nicht minder liebliche, und ihre gleichen Scharlach-Chlänen[2]) flattern durch die milden Lüfte dahin. Ähnlich den Dioskuren fliegen sie über das weiche Moos. — Itzt halten sie, und demüthig trennt sich bey Alethophonens Namen die harrende Menge. „Schweigt, ihr Männer, schweiget, ihr Jünglinge,“ so sprachen sie im festen Tone, „daß kein beleidigendes Lied mit dem Grimm der Scham den erstummenden Jungfrauen die Brust engt. Alle sind Alethophonens Freundinnen. Schweigt, ihr spottenden Sänger, wenn ihr eure Rinder und eure Heerden und eure Hütten liebt.“ Also sprachen die vorüberjagenden Jünglinge, und ruhig und ungestört rollt der Wagen der zagenden Jungfrauen über die dumpftönende Brücke des Orasis; und noch lange stehen mit offenem Munde die sonst so unverschämten Spötter und wissen nicht, sind es Menschen oder Heroen, die ihren Mund also banneten. Ungestört und ungehöhnt blieb also das herrlich bespannte Fuhrwerk der werdenden Demeterissen, Dank der allmächtigsten der Sängerinnen und ihren Gesandten. Jetzt zieht sich langsam der Zug längs den nassen Ufern des heiligen Sees, wo vor wenig

[1]) Neu-Eingeweihte.

[2]) warme Mäntel.

Monden Eros bey nächtlicher Weile zwey lang getrennte Minnende auf ewig vereint, dann an dem Fuße des Ulmenwaldes, wo einst die spröde Onikleia das Lied der Bienen gesungen und ihre Sprödigkeit abgelegt, dann die südlichen immergrünen Hayne des göttlichen Kyllene hinauf. Itzt halten sie bey dem wunderthätigen Bilde des dort erzeugten Gottes, sein goldenes Strephon bewundernd; itzt steigen die holden Jungfrauen aus — Charikleia, Mäotis, Alkmena, Charis, Julanthiskos Base Nikrion und die Schwestern, Alexis Freundinnen, die reichen Töchter aus Mantinäa. Hier umarmten sich die sich einst fliehenden Freunde, Hermes und Anteros opfernd. An dieser heiligen Stätte fand jede Kommende eine Gastfreundinn oder eine Verwandte unter dem versammelten Hirtengeschlechte, und Küsse wechselten mit Küssen, und Gaben mit Gaben, und herzliches Kosen mit herzlichem Kosen. Nachdem Minoe und Nikrion sich geküßt und sich hundert Fragen gemacht und beantwortet, flüsterte die jüngst vermählte Hirtinn ihrer städtischen Freundinn ins Ohr: „Du weißt also, wer uns die schwere Leyer brachte?“ Ja, bey der Weisheit verwahrenden Göttinn, dein Herz hat sich nicht geirrt: Der falsche Jüngling war die Allwissende. — Doch es flüsterte durch die Gipfel der immergrünen Eichen wie Dämonen-Lied:

Schweigen ziemt der Wallerinn,
Schweigen ziemt den Liebenden,
Schweigen ziemt den Wissenden,
Schweigen ziemt den Hoffenden,
Drum so schweigt und schweigt und schweigt.

Erschrocken kehrten die Freundinnen zu den übrigen Jungfrauen; erblaßt und Thränen in den Augen trennten sie sich, denn Ahndung sagte ihnen, daß sie sich nie wieder sehen würden.

Über Korinth ging der Zug; denn Julanthiskos Hodoiporos [1]) und Alexis wollten bey dem Bruder Barys übernachten; auch waren mehrere der Jungfrauen von der Reise ermattet. Segnend blickten ihnen, so lange sie konnten, Minoe und Cyparissos nach; und als sie wieder in ihre Hütte heimgekehrt, setzte sich die treue Hausfrau an dem Heerde nieder, wo sie einst Liparos Ring vergraben hatte, stimmte zur traurigsten Weise ihre Chelys, und sang zum bebenden Saitenklang das Lied der Trennung:

Sterne trennen sich von Sternen,
Und der Thau benetzt die Flur;

Geister trennen sich von Geistern,
Und es löschen Opferpflammen,

[1]) der Wanderer.

Herzen trennen sich von Herzen,
Und es löschen beyder Leben.

Sterne rollen nah' an Sternen,
Und es werden neue Sonnen;

Geister schmelzen sich mit Geistern,
Und es rauschen Hekatomben;

Doch wo Herz von Herzen scheidet,
Giebt es weder Schlaf noch Lethe![1])

Cypariß, der liebende Hirte, nahm die eburne Chelys und hing sie stumm an die glatt getäfelte Wand des wirthbaren Zimmers; aber Minoe, die trostlose Freundinn, weinte lang, ob es ihr gleich an Thränen gebrach, denn sie wußte, daß die Base Nikrion und Julanthiskos Hodoiporos nicht wiederkehren und daß sie in dem Thal der Orakel bald die Hirten und Arkadien vergessen würden; ach! und Vergessen ist Trennung auf Ewigkeit, denn es trennt auf Ewigkeit. —

Schlaf und Hoffen flohen die Arme, und nur ein trauriges Gefühl erfüllte ihr bangendes Herz, das, ihre Freundinn nie wieder zu sehen, und eine Angst, die, den wundersamen Pilger oder Alethophonen, die Allmächtige, beleidigt zu haben. — Immer hörte sie noch das Lied, das in dem Eichenwald erklang, als sie von ihrer Freundinn und von Alexis und von Julanthiskos Abschied genommen. Schweigend saß sie, hoffnungslos und ahndungslos, die Zukunft stumm erwartend.

[Ein Pilger von Eleusis mit Gruß von Nikrion, Minoe's und Julanthiskos' Base, nebst einem Briefe von Minoe fordert sie auf, mit Cypariß nach Alsotheonien zu wandern, dem Lieblingsthale Alethophonens, der Beschützerinn Arkadiens].

Itzt umfaßten Alethophonen Julanthiskos und seine Base Nikrion und Chrysotrichiens kleiner Bruder Eranthos, benetzend ihr leichtes Gewand mit Thränen des Dankes, der Hoffnung und der Ahndung. Aber Julanthiskos, lieblicher Jüngling, thatst du unrecht, mein Lied nicht zu vergessen? Und warum ist Alexis nicht mit seinem Freunde hier? Ach! entgegnete Alethophonen der überglückliche Hirt: Spotte nicht länger über meine kindische Kleinmuth. Alexis blieb daheim schamhaft erstaunend und über Eros und Anteros Frieden erröthend. Die Thessalische Jungfrau küßte ihn auf die Korallenlippen. Ein herrliches Gewand faltete

[1]) Dieses vom Herzog auch komponierte Lied wurde bei seinem Begräbnisse gesungen [Beck I 1868 Seite 445; Appun 1900].

sich um seine majaporische Gestalt, und er lag doppelt reizend in seines Beschützers Armen, der nicht gewagt hatte, seinen Wankelsinn der Allmächtigen zu gestehen. Sie behielt aber die reizende Base und den kleinen Eranthos bey sich. Julanthiskos Bruder, der rohe Jäger, der ungebildete Hipparche, Barys, kannte nicht den Weg nach Alsotheonien; drum blieb er in Korinth, um sich in den Waffen Ares und Cyprias zu üben, und wie sonst zu schwelgen, zu buhlen und spielen.

Es kamen noch andere Arkadier und Arkadierinnen gebessert, geheilt, getröstet und beglückt; aber alle kamen, um zu danken, aus ihrer niedern Alltäglichkeit zu Alethophonen herauf getragen. Ja, so erhebt Gebet und Dank den niedern Bewohner des Staubes zur fernen Gottheit. Aber die bescheidene Zauberinn bewunderte nur der Hirten Dankgefühl, wie die geringste, aber die seltenste der Tugenden. Gerührt wandte sie sich zu den neunmal neun verschleyerten Königinnen: „Anfangs des Jahrs sang ich, und mein weissagendes Lied erkaufte mir alle diese Herzen. Seyd so gütig, ihr Verehrten, und singet mir ein Lied am Ende des Jahrs, daß ich meine Erdenbannung und meine Unvollkommenheit vergesse, ehe mich Eros und Anteros, die Versöhnten, abholen.“ Die neunmal neun Königinnen sangen — doch die Welten und die Sonnen schwammen in unnennbarer Lust, und ihre Unvollkommenheit kleidete sich in Himmelsträume ein, und die Unermeßlichen, wie das kleine enge Arkadien, wußten nicht, was die neunmal neun Königinnen der Allmacht sangen. Nikrion vergaß bald die Welt und ihre unbelohnte Liebe, und der kleine Eranthos lernte nie Männer hinter den purpurnen Vorhängen der krystallenen Propyläen kennen.

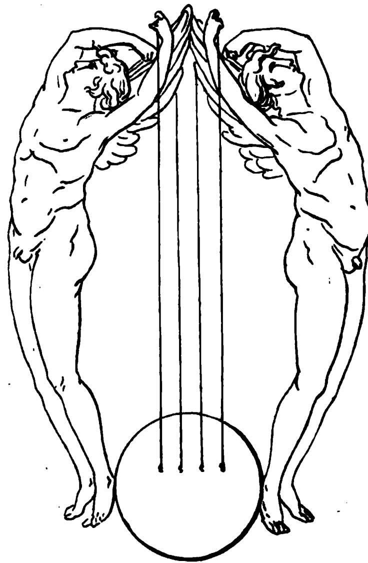
Anteros.

In düstern Wäldern, unschuldsvollen Auen,
Erfinden wir des Daseyns hohes Ziel. —
Bald werden wir vereint die Himmel schauen,
Vergessen bald der Kindheit thöricht Spiel.

Mir magst Du, Eros, künftig immer trauen;
Ich raube nicht, was einmal Dir gefiel.
Du kannst getrost auf meine Allmacht bauen;
Ich täusche nicht, verspreche nicht zu viel!

Wozu des kurzen Truges mürbe Binde?
Wozu des Wahnes matte Mückenschwingen? —
Wir blenden nicht und wir verwunden nicht!

Und wenn ich hier auch Männerherzen finde,
So soll durch Dich das Bessern mir gelingen,
Wenn mir's an Zauber und an List gebricht.



Schlußvignette der Novelle „Kyllenion“.

Nachwort.

Es wäre zu wünschen, daß die Akten über den Herzog August noch nicht geschlossen sein möchten, in einer Zeit besonders, welche erst beginnt, den Regungen auch der Menschenseele mit Vorurteilslosigkeit nachzuforschen. Solcher Zeit wird die Aufgabe zufallen, den Widerspruch zu lösen, welcher in der Beurteilung dieser buntschillernden Menschen-Erscheinung durch zwei ihr nahe gestandene Männer zu liegen scheint, von denen der eine sagen konnte: „Hätt' er ein Herz, sein Dichterkopf wäre der größte“ [1]) und der andere ein goldenes Herz entdeckte mit den Worten: „Wem vergönnt war, das innere Heiligthum zu beobachten, der schätzte diesen Vorzug; ein Blick in dasselbe zeigte eines der edelsten Gemüther, das je gewesen.“ [2])

Literatur über Emil August.

„Anekdote“. In: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig, Georg Voß. 1805. Nummer 177 vom 28. September. Spalte 936.

Anonym, Ulrich Jaspar Seetzen. In: Zeitgenossen. Biographieen und Charakteristiken. Leipzig und Altenburg, F. A. Brockhaus. Zweiten Bandes dritte Abtheilung. 1817 (1818). Seite 83—106 [Des Herzogs August wird Seite 86 und 105 gedacht].

A[ppun] (G.), Ein Erinnerungsblatt an Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg 1804—1822. In: Gothaisches Tageblatt, 52. Jahrg. 1900. Nr. 253, 27. Oktober. Zweites Blatt.

von Bechtolsheim (Katharina), Erinnerungen einer Urgroßmutter (Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787 —1825. Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Rußland, Herzog Carl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Frau von Staël, Fürst von Ligne, Graf Ségur,

[1]) Jean Paul Friedrich Richter an Villiers 1810 bei Beck I 1868 Seite 448.

[2]) von Wüstemann 1823 Seite 12.

Fürst-Primas von Dalberg und von anderen. Herausgegeben von Carl Graf Oberndorff. Mit 12 Illustrationen und 6 Facsimile-Beilagen. Berlin, F. Fontane & Co. 1902. XIV und 474 Seiten in 8°.

Beck (August), Geschichte des gothaischen Landes. Gotha, E. F. Thienemann. 1868. Band I. Geschichte der Regenten. VIII und 536 Seiten in 8°. Seite 428—451.

— — August: Emil Leopold, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Erster Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1875. Seite 681—683.

Döring (Friedrich Wilhelm), Ad memoriam tristissima morte populo suo nuper erepti serenissimi Saxoniae ducis Aemilii Leopoldi Augusti a. d. IV. Iul. hora decima summa pietate in Gymnasio nostro celebrandam omni, qua decet, verecundia invitat Fridericus Guilielmus Doering Gymnasii Gothani director. Gothae literis Reyherianis. MDCCCXXII. 12 Seiten in 4°.

— — Frid. Guil. Doeringi Commentationes Orationes Carmina latino sermone conscripta. Accedunt Friderici Jacobsi Epistola ad Doeringium senem felicissimum et E. F. Wuestemanni Oratio in Doeringi memoriam habita. Norimbergae. Sumtibus Friderici Campe. 1839. XL und 308 Seiten in 8°. Enthält: 1. Oratio in memoriam serenissimi ducis Aemilii Leopoldi Augusti habita 4 Jul. 1822. Seite 147—155, II. — 2. Pompam solemnem qua princeps juventutis serenissimus Aemilius Augustus Leopoldus cum nova conjuge serenissima Luisa Charlotta ducis serenissimi Suerino-Megapolit. filia urbem ingressus est celebrat Gymnasium illustre Gothanum. Elegia.[1]) Seite 197—200, I. — 3. Principi juventutis serenissimo Aemilio Leopoldo Augusto cum nova conjuge serenissima Carolina Amalia serenissimi terrarum Cattiacarum principis filia faustissimis auspiciis urbem ingredienti pietatem suam reverenter declarat Gymnasium illustre Gothanum.[2]) Seite 201—202, II.

Döring und Kries, Reden bey der zum Andenken des Hochsel. Herzogs Herrn Herrn Aemil Leopold August im Gymnasium zu Gotha den 4. Jul. 1822 angestellten Todtenfeyer gehalten von Friedrich Wilhelm Döring, Director des Gymnasiums und Friedrich Kries Professor. Auf Allerhöchsten Befehl dem Druck übergeben. Gotha, Reyher. 38 Seiten in 8°.

[1]) Editio prima mense Novembri 1797. 8 pg. in 4°.
[2]) Editio prima mense Maj. 1802. 8 pg. in 4°.

Eichstädt (Heinrich Carl), Memoria Augusti Ducis Saxoniae Principis Gothanorum atque Altenburgensium. Scripsit Henr. Carolus Abr. Eichstadius. Editio altera auctior et emendatior. Gothae in libraria Henningsiana. 1823. VIII und 74 Seiten in 4°.

— — Henr. Car. Abr. Eichstadii Opuscula Oratoria. Orationes Memoriae Elogia quorum duo inedita Schilleri et Ludenii memoriae dicata. Collectionem ab auctore inchoatam post eius mortem absolvit indices adiecit Herm. Jo. Chr. Weissenborn. Jenae in libraria Maukiana. MDCCCXLIX. XXXII und 804 Seiten in 8°. Enthält: 1. Parentalia serenissimo nuper principi ac domino Augusto duci Saxoniae principi Gothanorum atque Altenburgensium sacra in templo Paulino academico rite concelebranda indicuntur. Seite 14—15. — 2. Oratio de felicitate Academiarum ex virtutibus principum oriunda in parentalibus academicis Augusto duci Saxoniae die XXX Jun. a. MDCCCXXII celebratis in templo Paulino dicta. Seite 16—30. — 3. Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum atque Altenburgensium. Seite 31—95.

Förster (Friedrich), Preußens Helden in Krieg und Frieden. Eine Geschichte Preußens seit dem großen Kurfürsten bis zum Ende der Freiheitskriege. In Biographien seiner großen Männer. Berlin, Gustav Hempel.
Dritter Band, 1847, Seite 684; Seite 787.
Vierter Band, 1854, Seite 334.

— — Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. VIII und 240 Seiten in 8°.

G. (D.), Emil Leopold August, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. In: Deutscher Ehren-Tempel. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und herausgegeben von W. Hennings, Herzoglich Sächsischem Geheimen Legations-Rath. Gotha, Hennings. Zwölfter Band. 1832. 41 Seiten in 4° mit dem Kupferstich „August, Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg".

Galletti (Johann Georg August), Geschichte Thüringens. Gotha beym Verfasser und Ettinger. 6 Bände in 8°. Sechster und letzter Band. 1785. XVI und 392 Seiten nebst 4 Geschlechtstafeln. Seite 237; 246; 257 und 336.

— — In Sächsische Provinzialblätter, Mai 1822 (nach Beck 1868 I S. 428).

— — Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha, Gotha, C. W. Ettinger. 4 ältere Theile: 1779—1781. — Theil V 1824. 116 Seiten in 8°. S. 25—47.

von Goethe (Johann Wolfgang), Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse (1749—1822). In: Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 27. Theil. 1. Abtheilung. Berlin, Gustav Hempel (Ohne Jahr). Seite 1—291; Anmerkungen von W. Frh. v. Biedermann Seite 359—548. Register Seite 638.

Heidler (Carl), Blüthen der Phantasie. Zeitz 1819.

Hempel (Friedrich Ferdinand), Herzog August von Sachsen-Altenburg und Seine Bauern, eine erfreuliche Geschichte unsrer Tage. Altenburg, Verlag der Redaction der Osterländischen Blätter. 1819. 92 Seiten in 4°.

Hennings, siehe D. G.

von Hoff (Karl Ernst Adolph), Aufsätze in „Jenaische allgem. Litter.-Zeitung, Mai 1822, oder Gothaische privilegirte Zeitung 1822, Nr. 100“ (nach Beck 1868 I Seite 428 Fußnote 236). In der vier Bänden „Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung“ 19. Jahrgang, 1822, fand ich nichts über den Herzog August; in dem Exemplar „Privilegirte Gothaische Zeitung. Auf das Jahr 1822.“ der Berliner Königlichen Bibliothek fehlt die auf der 4. (unpaginierten) Seite der Nr. 100, 25ste Woche, Freytags den 21. Junius, angekündigte, den Nekrolog des Herzogs August Durchl. betreffende „Extra-Beylage.“

Jacobs (Friedrich), Nekrolog. Emil Leopold August, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. In: Allgemeine Literatur-Zeitung. Vom Jahr 1822. Halle und Leipzig. Zweyter Band. May bis August. — Julius 1822, Nummer 172. Spalte 497—504.

— — Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. — Erster Theil. Gotha, Ettinger, 1823. XXVIII und 546 Seiten. — Sechster Theil, Leipzig, Dyk, 1837. XXXII und 592 Seiten. — Siebenter Theil, Leipzig, Dyk. 1840. XXVIII und 620 Seiten in 12°. — Inhalt: Theil I: Rede zum Andenken Herzog Ernst des Zweyten im Gymnasium zu Gotha in Gegenwart des regierenden Herzogs August gehalten den 9ten Junius 1804. Seite 1 — 86, I (über Emil August Seite 81—86).

Theil VI: Zerstreute Blätter: 3. Allotria. 1828. Seite 451—463: Romantische Studien des Herzogs August Emil Seite 456. — Erklärung einer Inschrift S. 458—463. — 4. August Emil als Schriftsteller. 1823. S. 464—473: Das Kyllenion Seite 464. — Polyneon Seite 466. — Roman ohne Titel Seite 467. — Emilianische Briefe Seite 468—470. — Briefe eines Kartheusers Seite 471—473. — Anmerkungen. Seite 474—492. — Sonnette durch das Kyllenion veranlaßt Seite 475—479. — Terzinen auf

ein Gemählde von Grassi Seite 480. — Sonnette und Elegien. Seite 485—491. — Verbesserungen S. 592.

Theil VII: Personalien gesammelt von Friedrich Jacobs. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers. — August Emil, Herzog von Gotha. Seite 176—179. — 50. Herzog August Emil. Seite 517—521. — 51. August Emils Brief an Pius VII. Seite 522—526.

Kletke, siehe Förster.

Klingemann (August), Ein Jahr in Arkadien. In: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig, Georg Voß. 1805. Nummer 115 vom 24. September. Spalte 918.

Jean Paul, siehe Richter.

von Lupin auf Illerfeld (Fr.), Biographie jetzt lebender, oder erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen, welche sich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben. Stuttgart & Tübingen, J. G. Cotta. Erster Band. 1826. VIII und 748 Seiten in 8°. August (Emil Leopold) Seite 70—75.

Menzel (Wolfgang), Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In drei Bänden. Stuttgart, Ad. Krabbe. 1858—1859. 8°. 3. Band 1859 Seite 74.

von Metzsch-Schilbach (Wolf), Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin (Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg und Fräulein aus dem Winckel). Mit zwei Porträts. Berlin, Karl Siegismund. 1893. 308 Seiten in 8°.

Mosengeil (Friedrich), Briefe über den Dichter Ernst Wagner; enthaltend: Lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm selbst; vom Herzoge August von S. Gotha; Jean Paul Friedrich Richter; Fichte u. A. herausgegeben von Friedrich Mosengeil. Schmalkalden, Varnhagen. 1826. 228 und 164 Seiten in kl. 8°. [Zweites Bändchen Seite 17—76; Seite 91].

Graf Oborndorff (Carl), siehe von Bechtolsheim.

Perthes (Clemens Theodor), Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. Gotha, Perthes. 3 Bände 1848—1852—1855 in 8°.[1]) — Ueber Herzog August: III Seite 16—17.

[1]) Achte (Jubiläums-)Ausgabe. 3 Bände. Gotha 1896. 8°. — Band 3 Seite 14—15.

Reichard (Heinrich August Ottokar), Gotha. Aus dem Briefe eines Reisenden im Junius dieses Jahres. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Donnerstag 4. Jul. 1822. Nr. 109. Seite 433—434 (nach Reichard: H. A. O. Reichard 1877, Seite 503, von ihm verfaßt, ebenso ein mir unbekannt gebliebener Aufsatz über den Herzog August in der „Staatszeitung").

— — H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde. Stuttgart, J. G. Cotta. 1877. VI und 554 Seiten in 8°.

Richter (Jean Paul Friedrich), Jean Paul's Freiheits-Büchlein; oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm; — und die Abhandlung über die Preßfreiheit. Tübingen, J. G. Cotta. 1805. 128 (nicht 138) Seiten in 8°.

Seidler (Louise), Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler (geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1866). Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Berlin, W. Hertz. 1874. X und 480 Seiten in 8°. — Zweite, umgearbeitete Auflage. 1875. X und 396 Seiten.

von Sternberg (Alexander), Jena und Leipzig. Novelle in zwei Theilen. Berlin, Lesecabinet. 1844. 282 und 274 Seiten. — Ueber den Herzog ohne Namennennung II Seite 3—5 und 8—11.

v. Stg. (A. v. Sternberg), Aus der guten alten Zeit. Nr. 2. Fürstliche Sonderlinge. In: Die Gartenlaube. Leipzig, Ernst Keil. 1857, Nr. 7. Seite 93—95. Mit einem Textbilde „Herzog August von Gotha als Griechin" Seite 93.

„Todesfälle". In: Allgemeine Literatur-Zeitung. Vom Jahre 1822. Halle und Leipzig. Zweyter Band. May bis August. Nummer 165. Julius 1822. Spalte 447.

Uhde (Hermann), siehe Reichard und Seidler.

von Weber (Max Maria), Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. Leipzig, Ernst Keil. 3 Bände. 1864—1866 in 8°.

von Wüstemann (Ernst Friedrich), Gothaischer genealogischer Kalender auf das Jahr 1823. Sechzigster Jahrgang. Gotha, Justus Perthes. — Ueber Herzog August Seite 7—22; Seite 34.

---

7. Mademoiselle Maupin (1673—1707)

„— je suis d'un troisième sexe à part qui n'a pas encore de nom: au dessus ou au dessous, plus défectueux ou superieur" . . .
Théophile Gautier:
„Mademoiselle de Maupin" (1835).

„Mademoiselle Maupin" war die Tochter des Herrn d' Aubigny, eines Sekretärs des Grafen d'Armagnac. Geboren im Jahre 1673 wurde sie in sehr früher Jugend und wohl gegen ihre Neigung mit einem Herrn Maupin aus Saint-Germain-en Laye verheiratet, lebte aber nicht mit ihrem Manne zusammen, sondern erlangte für ihn eine Anstellung in den Filialen der Provinz. Sie besaß eine natürliche leidenschaftliche männliche Vorliebe für den Gebrauch der Waffen und als sie während der Abwesenheit ihres Gatten die Bekanntschaft des Fechtmeisters Séranne machte, entsprach es ihrem natürlichen Triebe, sich an diesen, der an ihren weiblichen Reizen Gefallen fand, eng anzuschließen und bei ihm Unterricht in der Fechtkunst zu nehmen; dabei zeigte sie eine solche Geschicklichkeit und machte so schnelle Fortschritte, daß sie bald ihren Lehrmeister überholte und imstande war, es mit dem geschicktesten Fechter aufzunehmen. Ihrem Lehrer und Liebhaber folgte sie nach Marseille. Hier zwang die Not des Lebens das Paar, noch von

anderen ihrer natürlichen Anlagen als dem Fechttalent Gebrauch zu machen, und da beide eine gute Stimme besaßen, so wurde es ihnen nicht allzuschwer, an der Marseiller Oper Beschäftigung zu finden. Als Sängerin wollte Frau Maupin nicht Madame Maupin sein, sondern nannte sich Mademoiselle Maupin und sie wurde wegen ihrer hervorragend schönen Stimme, einem Konteralt, der ausgesprochene Liebling des Publikums. Indes nicht lange sollte diese Oper des Besitzes der Maupin sich erfreuen und die Schuld daran trug ein Liebesabenteuer.

Der Maupin, die es liebte, Männerkleidung zu tragen, hatte sich als einer neuen Sappho eine so zärtliche Zuneigung zu einer jugendlichen Marseillerin (aus guter Familie) bemächtigt, daß die Eltern des jungen Mädchens es für nötig hielten, ihr Kind vor den gefährlichen Einflüssen der Sängerin zu schützen und in einem Kloster von Avignon zu verbergen. Allein die Leidenschaft macht verwegen. Der Maupin gelang es, den Zufluchtsort ihrer Angebeteten zu ermitteln und schnell entschlossen meldete sie sich im Kloster zu Avignon als Novizin an und ward unter ihrem Mädchennamen als Demoiselle d'Aubigny aufgenommen. Ungeachtet sie hier völlig ungestört ihrer Liebe leben konnte, scheint der dauernde Aufenthalt im Kloster ihr doch wenig behagt zu haben; denn als gelegentlich eine Nonne gestorben und eben begraben war, verfiel die Maupin auf einen höchst abenteuerlichen Gedanken, den sie auch zur Ausführung brachte. Sie grub in der Stille den Leichnam der Nonne aus, schleppte ihn in das Bett ihrer Geliebten, steckte Bett und Zimmer in Brand und benutzte den durch die Feuersbrunst (welche das Kloster in Asche legte) entstandenen Wirrwarr, mit ihrem Herzblatt unbemerkt zu entfliehen. Als dann später nicht nur die Flucht entdeckt, sondern auch die näheren Umstände

derselben durchschaut wurden, machte man der Demoiselle d'Aubigny den Prozeß; es ward zunächst versucht, das jugendliche Opfer ihren Händen zu entreißen (ein Versuch, welcher zwei Gerichtsdienern das Leben kostete); nachdem aber alle Schritte als vergeblich sich erwiesen hatten, wurde sie zum Scheiterhaufen verurteilt, ohne daß sie vor Gericht erschienen wäre [par contumace]; doch dieser Gerichtsspruch ward wieder aufgehoben, als eines Tages die junge Marseillerin bei ihren beglückten Eltern wieder auftauchte.

Inzwischen hatte unsere Heldin in der Provinz ein unstätes Leben voller Abenteuer geführt; sie war aus der Männertracht, die sie vorzüglich kleidete, nicht herausgekommen. Auf ihren Irrfahrten gelangte sie endlich auch nach Paris. Hier debütierte sie unter dem Namen ihres Mannes als Mademoiselle Maupin im Dezember 1690 in der Oper des Palais Royal. In Lully's Oper „Cadmus et Hermione" sang und spielte sie die Rolle der „Pallas". Mit ihrem seltenen Konteralt bei hervorragender schauspielerischer Begabung erntete sie bei ihrem ersten Auftreten allgemeinen Beifall; um ihre Erkenntlichkeit den Beifall klatschenden Zuschauern kund zu tun, erhob sie sich in ihrem Wagen und begrüßte das Publikum, indem sie ihren Helm vom Kopfe nahm: neues Beifallklatschen! Wirklich war sie sehr hübsch, besaß prachtvolles Haar und eine Adlernase, und vollkommen schön waren auch ihr Mund, ihre Zähne und ihr Busen. Ob sie gleich nicht eine Note kannte, wußte sie durch ein erstaunliches Gedächtnis sich zu helfen. So konnte sie ein und ein halbes Jahrzehnt hindurch — freilich nicht ohne freiwillige Unterbrechung ihrerseits — auf der Pariser Oper in den ersten Rollen verwendet werden.

Wenn die Maupin in Paris Lust verspürte, für ihr angetane Beleidigungen sich zu rächen, oder wenn sie

verliebten Abenteuern nachgehen wollte, so vertauschte sie ihr Frauenkleid mit Mannestracht.

So war sie von einem männlichen Kollegen an der Oper, dem Sänger Duméni [1]), beleidigt worden und wartete seiner eines Abends auf der Place des Victoires; in ihrer Männerkleidung unerkannt geblieben, wollte sie dem Ankömmling den Degen in die Hand zwingen, um sich mit ihm zu schlagen; da er aber sich weigerte, so gab sie ihm eine Tracht Prügel und entriß ihm Tabaksdose und Uhr. Am nächsten Morgen gab Duméni bei der Probe sein Abenteuer, das viel Aufsehen erregt hatte, zum besten; allein er erzählte es nicht dem wahren Vorgange gemäß, sondern mit andern Umständen, indem er sich rühmte, am Abend vorher von drei Straßenräubern überfallen worden zu sein und sich tapfer zur Wehre gesetzt zu haben; die Uebermacht aber habe ihn überwältigt und ihm Uhr und Tabaksdose entrissen. Nachdem Duméni die Erzählung seiner Großtaten beendigt, trat die Maupin, welche unter seinen Zuhörern sich befunden hatte, vor und rief ihm zu: „Da hast du mal schön gelogen! Du bist nichts weiter als ein feiger Maulheld, denn ich, ich ganz allein, habe dich verhauen; hier hast du Uhr und Tabaksdose wieder; sie sollen als Beweis für meine Behauptung dienen.“ Ein anderer Kollege der Maupin, der Sänger Gabriel Thévenard [2]), der sie ebenfalls beleidigt hatte, fürchtete nach dem Bekanntwerden dieses Streiches der Sängerin, daß ihm Aehnliches bevorstehe; er fand es für gut, drei Wochen hindurch dem Palais Royal fern zu bleiben, und um sich ganz aus der

---

[1]) Duméni, oder Dumesnil, starb 1715; seine Glanzrollen waren: Atys, Médor, Phaéton, Renaud, Amadis.

[2]) Thévenard starb 1741, 72 Jahre alt, ein schöner Baryton-Tenor; er sang zehn Jahre hindurch mit der Rochois, im ganzen vierzig Jahre (bis 1730), und trank so gut wie er sang („il buvoit aussi bien qu'il chantoit.“ Anecdotes dramat. III 1775 S. 472).

Klemme zu ziehen, wählte er schließlich den Ausweg, die Maupin um Verzeihung zu bitten.

Unter den Besuchern des Wintergartens befand sich auch ein gewisser Baron de Servan, ein Geck und Prahlhans von grenzenloser Eitelkeit. Dieser Mann besaß einen wahrhaft herkulischen Körperbau und eine schallende Stimme, zeigte ein anmaßendes Benehmen und prahlte gern mit den vielen Duellen, die er hervorgerufen haben wollte. Eines Abends ging er wieder sein Verzeichnis all der Schönen durch, welche der Leidenschaft für ihn zum Opfer gefallen sein sollten, und redete bei diesem Anlaß abfällig von einer jungen Balletttänzerin, einem Fräulein Pérignon, deren untadelhafte Aufführung jeglicher Verleumdung trotzte. Ein allgemeines Gemurmel der Mißbilligung einer so unedlen Leistung, welches durch den Garten lief, hinderte den Baron nicht an der Fortsetzung seines albernen Geschwätzes. Da erhob sich die Maupin, welche in einer Ecke des Saales auf einem Polster geruht, schweigend gelauscht und den Baron hatte ausreden lassen, trat plötzlich hervor und wandte sich stolz dem Schwätzer zu; in ihrem männlichen Lieblingsgewande sah sie aus wie ein stattlicher junger Kavalier. „Wahrhaftig“, rief sie, „ich wundere mich über die Geduld der Anwesenden! Ihre dreisten und dummen Fälschungen fordern nicht allein Zurückweisung, sondern sofortige und ganz exemplarische Züchtigung. Sie sind ein ehrloser Lügner, und ich bin es, der Ihnen dieses ins Gesicht sagt.“ „Aber bitte, wer sind Sie, mein Herr?“ fragte vor Wut bebend der Baron. „Der Chevalier de Raincy — ein weit besserer Edelmann als Sie und bereit, Ihnen eine nützliche Lehre zu erteilen,“ antwortete die Maupin mit verächtlicher Gebärde. Ihre Lehre aber war von durchschlagender Wirkung. Der Baron erhielt einen Pistolenschuß in den Arm, welcher eine Amputation unumgänglich nötig machte. Und als er erfuhr, daß

die Hand eines Weibes ihn so zugerichtet, verfiel der Herkules in eine unbeschreibliche, unbändige Wut; — er verließ Paris und zog sich auf seine Güter zurück.[1])

Der eigenartige Liebestrieb dieses Weibes zu Personen des eigenen Geschlechts war so stark, daß die Maupin von dieser Seite häufig Unannehmlichkeiten sich aussetzte, zumal sie es an aller Vorsicht fehlen ließ. So belästigte sie durch die zärtlichsten Zudringlichkeiten die jugendliche Opernsängerin Mademoiselle Moreau, wurde von dieser aber abgefertigt. Auf einem von dem einzigen Bruder des Königs Ludwig des Großen in dem Palais Royal gegebenen Ballfest hatte sie, nach ihrer Gewohnheit als Mann gekleidet, sich dazu hinreißen lassen, einer Dame Anträge zu stellen, welche seitens des männlichen Begleiters der Dame als die größte Beleidigung aufgefaßt wurden. Drei von den Freunden dieser beleidigten Dame, über die Handlungsweise der Maupin entrüstet, beschlossen, sie auf der Stelle dafür abzustrafen, und lockten sie auf den Hof; mutig trat sie heraus, griff zum Degen, schlug alle drei Gegner zu Boden und kehrte, als sei nichts geschehen, in den Ballsaal zurück. Bei dem hohen Ballgeber, dem dieser Vorfall zu Ohren kam, brachte die Maupin es fertig, daß er Gnade walten ließ.

Mitten in ihrem glänzendsten Erfolge als Opernsängerin kam die Maupin auf den Einfall, Paris zu verlassen und nach Brüssel überzusiedeln. Hier wurde sie die Maitresse des Kurfürsten von Baiern, der, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, sie im Stiche ließ, um seine Gunst der Gräfin d'Arcos zuzuwenden. Behufs Abfindung sandte er der Maupin eine Börse mit 40 tausend

[1]) Ellen Clayton I 1863 Seite 56—57. Für diese Geschichte mit dem Baron de Servan, deren Quelle die Clayton nicht angibt, habe ich eine französische Urquelle nicht aufgefunden und schließe daraus, daß mir doch noch eine auf die Maupin bezügliche Urquelle muß entgangen sein.

Franken und den Auftrag, Brüssel sofort zu verlassen. Als Ueberbringer dieses Auftrages und der Geldsumme war kein andrer als der Graf d' Arcos selbst bestimmt worden. Die Maupin empfing den Abgesandten, wie man einen Diener empfängt; sie nahm die Börse und warf sie ihm an den Kopf mit den Worten, das sei der Lohn für einen Geschäftsmann wie er. So verließ sie Brüssel mit einer vom Kurfürsten von Baiern ihr zugestandenen Pension von jährlich 2 tausend Franken.

Die Erzählungen von dem wunderbaren Spanien, welche ihr zu Ohren gekommen waren, erregten ihre Einbildungskraft und sie redete sich ein, daß in diesem angenehmen und glücklichen Lande ein Erfolg ihrer Kunst ihr sicher sei. Allein schon bald sah sie sich grausam enttäuscht und ging in ihren Vermögensverhältnissen schnell so zurück, daß sie gezwungen wurde, eine Stelle als Kammerzofe bei der Gräfin Marino, der Gattin des Ministers, anzunehmen. Diese Dame war äußerst verdreht und eigensinnig; die arme Soubrette hielt dennoch lange ohne Murren bei ihr aus, da sie, bei allen ihren Fehlern, eine sehr gute Natur besaß und eines sorglosen Temperaments sich erfreute; zuletzt aber war dennoch auch ihre Geduld erschöpft und sie entschloß sich, das ihr lästige Amt aufzugeben, jedoch nicht, ohne vor ihrem Weggang für alles, was sie hier erduldet hatte, sich zu rächen. Als sie eines Tages die Gräfin für einen Hofball zu putzen hatte, brachte die mutwillige Exsängerin beim Ordnen der Coiffüre ihrer Dame eine Anzahl kleiner roter Radischen, von ihren Blättchen umrahmt und mit großen schwarzen Nadeln befestigt, im Nackenhaare ihrer Gebieterin an; Stirn und Schläfen bedeckte sie zur Hervorbringung einer bezaubernden Wirkung mit Federn der Unterschwanzdecken des Marabut (einer äthiopischen Storchart, Leptoptilus crumenifer Lesson). Die so geschmückte Gräfin warf einen wohlgefälligen Blick in den

Spiegel und begab sich in gehobener Stimmung auf den Ball, woselbst der entscheidende Eindruck, den sie dort hervorrief, sie in eine Aufregung wonniger Eitelkeit versetzte, bis ein vorsichtiger Freund ihr die Wahrheit gestand. Schleunigst verließ sie rot vor Scham und vor Wut fast erstickend in ungestümer Hast den Ballsaal. In fliegendem Zorn erreichte sie ihre Wohnung, um ihn an der verräterischen Kammerzofe auszulassen; aber es war zu spät — diese hatte klugerweise ihre Rückreise nach Paris bereits angetreten.[1])

In Paris trat sie wiederum bei der Oper ein, ohne jedoch ihre großen Erfolge der früheren Zeit wieder erringen zu können. Sie schloß sich nun dem Grafen d'Albert an, einem ehrlichen Liebhaber, der sie schon einmal umworben hatte, anscheinend der einzige Mann, dem die Maupin eine gewisse Anhänglichkeit bewahrte. Auf einmal aber gab ihre Laune ihr ein, sich von allen ihren Liebhabern loszusagen, mit den außer ihrer Gage allein ihr verbleibenden Mitteln des Kurfürsten von Baiern ein regelmäßiges Leben zu führen, ihren bis dahin vernachlässigten Ehemann nach Paris kommen zu lassen und mit diesem in vollständigster Einigkeit bis zu seinem im Jahr 1701 erfolgenden Tode zu leben.

Endlich um die Mitte des Jahres 1705 — die Maupin war jetzt 32 Jahre alt — entstand bei ihr der Plan, auch dem Theater zu entsagen. Da sie nichts Folgenschweres zu unternehmen pflegte, ohne ihres redlichsten Liebhabers, des Grafen d'Albert, Rat einzuholen, für den sie so viel Achtung wie aufrichtige Freundschaft empfand, so schrieb sie diesem, teilte ihm ihren Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen, mit und bat ihn um seine Ansicht darüber; sie erwarte, daß er diesen ihren Entschluß billige, um

[1]) Ellen Clayton I Seite 59—60. Auch von diesem Passus, dem Aufenthalt der Maupin in Spanien, gilt das in der Fußnote Seite 699 dieser Arbeit Gesagte.

ihn mit desto größerem Vertrauen unternehmen zu können. Das Schreiben der Maupin war der Anlaß zu einer Antwort des Grafen, welche von dem starken und nachhaltigen Eindruck Zeugnis gibt, den die Maupin auf den Grafen gemacht; der erhaltene Teil dieser Antwort lautet:

„Bedenken Sie auch, an wen Sie sich wenden? Ist es meine Religion, die Sie auf die Probe stellen wollen, mein Herz, meine Gefälligkeit? Und rechnen Sie etwa darauf, indem Sie mich um Rat befragen, daß ich Herr genug meiner eigenen Empfindungen sei, um Sie in den Ihrigen bestärken zu können? Haben Sie die Vorstellung von dem gänzlich verloren, was ich Ihnen gegenüber bin? Man will mich zwingen, mein eigenes Unglück gut zu heißen — heißt das nicht, mich zu all' meinem Unglück noch beschimpfen? Und verdienten nicht Sie, für Ihre Ungerechtigkeit dadurch gestraft zu werden, daß ich gegen Sie Partei für die Welt nähme? Dessen bin ich gewiß, daß bei Ihnen kein Zweifel besteht über den Anteil, den ich an allem nehme, was Ihr Glück bewirken kann; allein übersehen Sie dabei nicht, daß Sie das, was Sie erstreben, nur auf Kosten meiner Wünsche erreichen können und nicht ohne daß es mir meine Ruhe raubt? Müssen Sie nicht fürchten, indem Sie mich nötigen, für das, was Sie treiben, mich zu interessieren, daß ich mir alle Mühe gebe, Ihnen den geplanten Schritt zu widerraten? Und können Sie sich verständigerweise einem Manne anvertrauen, dem es unmöglich ist, ohne Verrat an seinen eigenen Interessen, ehrlich und aufrichtig zu raten? Das alles wissen Sie; in dem Augenblick, in welchem Sie der Welt entsagen, gehen unsere Wege auseinander. Welch einen Koloß von Güte machen Sie aus mir, damit ich der guten Meinung, welche Sie von mir hegen, entsprechen könne! Und wie schwer kommt es mir zu stehen, daß ich Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeugt habe! Es fehlt nur noch, daß ich mich von

mir selbst loslöse, um mich ganz Ihnen anzupassen; daß ich alle Gefühle von Empfindlichkeit und Zärtlichkeit ersticke; daß ich endlich Ihnen gegenüber eine Sprache führe, welche den wahren Regungen meines Herzens schnurstracks zuwider läuft, und daß ich mich opfere, um Ihnen zu gefallen. Niemals wirkt die Vernunft so mächtig auf die Natur. So setzen Sie denn auf dieses Opfer den vollen Lohn, den es wert ist; es ist das größte, welches ich gebracht habe und je in meinem Leben bringen kann." Im Verlaufe des Schreibens entwickelte der Graf d'Albert der Maupin alle Gründe, welche sie veranlassen könnten, der Welt weiter anzugehören, ohne ihr zu verschweigen, daß noch triftigere Gründe ihr die Weltentsagung nahelegten, und konnte so nicht umhin, die Maupin in ihrem Beschlusse zu bestärken. Und die Maupin führte ihren Entschluß auch aus; sie zog sich in ein Kloster zurück, in welchem sie (im Geruche besonderer Heiligkeit) schon im Jahre 1707 verstarb.

* * *

Karl Heinrich Ulrichs hat die Absicht gehabt, in seiner geplanten Zeitschrift „Uranus" unter den „historischen Urninginnen" zuerst der „Fechtmeisterin Maupin" ein Biogramm zu widmen[1]); diese Absicht hat er leider nicht ausgeführt; es ist hier der Versuch gemacht worden, das Versäumte nachzuholen.

Aus den im Literatur-Anhange aufgeführten, die Maupin betreffenden wenigen Schriften sind hier die französischen Quellen zu Grunde gelegt; das der englischen Quelle Entnommene ist besonders angegeben. Zusätze der deutschen Darstellung, deren Quellennachweis ich nicht führen kann, sind durch eine runde Klammer (   ) kenntlich gemacht.

* * *

[1]) K. H. Ulrichs: „Prometheus", Leipzig, Serbe, 1870, Seite 80 unter 9).

Es wäre im höchsten Grade verwunderlich, wenn der reiche Romanstoff dieses kurzen Menschenlebens nicht einen Nachdichter gefunden hätte. Er ist ihm auch geworden: in der Person des französischen Schriftstellers Théophile Gautier (1811—1872), welcher in seinem kecken Roman „Mademoiselle de Maupin"[1]) die Natur unserer Heldin in durchaus selbständiger Erfindung durch Umgestaltung in eine Art Zwitterwesen mit Beibehaltung ihres Namens verwendet hat. Er läßt sie in der Gesellschaft unter dem Namen Madelaine de Maupin als Weib und unter dem Namen Théodore de Sérannes als Mann auftreten und legt ihr selbst ein unzweideutiges Bekenntnis ihrer Zwitternatur in den Mund: „In Wirklichkeit, weder das eine noch das andere der beiden Geschlechter Mann und Weib ist mein Geschlecht, ich besitze weder die schmähliche Unterwürfigkeit, noch die Aengstlichkeit, noch die Kleingeistigkeit des Weibes; ich habe auch nicht die Fehler der Männer, ihre widerliche Schlemmerei und ihre rohen Triebe: — ich gehöre einem dritten Sonder-Geschlecht an, das einen Namen noch nicht erhielt: höher oder tiefer stehend, mangelhafter oder vollkommener[2]);

---

[1]) Théophile Gautier, Modemoiselle de Maupin, Paris, E. Renduel, 1835. 8°. — Nouvelle édition, Paris, G. Charpentier Co., 1885, 1 vol., 421 Seiten.

A. B., La préface de Mademoiselle de Maupin dans l'édition originale et dans les éditions actuelles. in: La Curiosité littéraire et bibliographique, première série, Paris, I. Liseux, 1880. Seite 159 bis 164.

Ein Porträt der Maupin habe ich leider nicht aufgetrieben. Der Roman Gautier's aber scheint auf die Phantasie darstellender Künstler mehrfach befruchtend eingewirkt zu haben; so bringt Aubrey Beardsley in seinem „The later work. With upwards of 170 designs, including 11 in photogravure and 3 in colour." London 1901 in 4°, als Frontspice ein Phantasiebild der „Mademoiselle de Maupin" in Männertracht.

[2]) Dieses ist die Uebersetzung des Motto Seite 694 dieser Arbeit.

mir ward der Leib und die Seele eines Weibes, der Geist und die Kraft eines Mannes und ich habe zu viel oder nicht genug vom einen und vom andern, um mit einem von beiden mich paaren zu können."[1])

Literatur über die Maupin.

a. Die französischen Quellen:

Anecdotes Dramatiques. Tome troisième. Paris, Duchesne. 1775. Article „Maupin". Seite 328—334.

Biographie universelle ancienne et moderne. Nouvelle édition. Paris, C. Deplaces. Tome XI. 1852. Article „Duméni ou Dumesnil" par Z. Seite 515. — Tome XXVII. 1860. Article „Maupin" par A. B-t. Seite 331—332.

Biographie universelle des Musiciens et Bibliographie générale de la Musique. Deuxième édition. Par F. J. Fetis, Paris (8 Bände und 2 Supplementbände). Tome VI. 1870. Seite 36—37.

Bibliothèque historique illustré. L'ancienne France. Le Théatre: Mystères — Tragédie — Comédie et la musique: instruments — Ballet — Opéra jusqu'en 1789. Ouvrage illustré de 228 gravures et d'une chromolithographie. Paris, Firmin-Didot & Cie. 1887. Auch: Le Théatre et la Musique. 304 Seiten in 8⁰.

Dictionnaire des Opéras par Felix Clement et Pierre Larousse. Paris, Administration du grand Dictionnaire universal. Ohne Jahr. Article: „Cadmus et Hermione". Seite 128.

b. Die englische Literatur:

Clayton (Ellen Creathone): Queens of Song: being memoirs of some of the most celebrated female Vocalists who have appeared on the lyric stage, from the earliest days of Opera to the present time. To which is added a chronological list of all the operas that have been performed in Europe. By Ellen Creathone Clayton. In two Volumes. London, Smith, Elder & Co. 1863 in 8⁰. With six portraits. Vol. I. With 2 portraits. XVI und 382 pg. — Vol. II. With 4 portraits. 452 pg. — Ueber die Maupin handelt Band I Seite 52—61.

---

[1]) Théophile Gautier, Mademoiselle de Maupin, nouvelle édition, Paris, 1885, Seite 398.

c. Die deutsche Literatur:

Schilling (Gustav): Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst. Neue Ausgabe. Stuttgart, Franz Heinrich Köhler. IV. Band. 1840. Seite 606—607.

Allgemeines Theater-Lexikon oder Encyklopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde. Herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn, H. Marggraff. Altenburg und Leipzig, Expedition des Theater-Lexikons (H. A. Pierer, C. Heymann). Band V. 1841. Artikel „Maupin“: Seite 258—259.

Paul (Oscar): Handlexikon der Tonkunst. 2 Bände. Leipzig, Heinrich Schmidt. 1873. Zweiter Band. Artikel „Maupin“: Seite 86.

Berichtigung einiger Druckfehler:

Seite 508 Zeile 4 von oben ist zu lesen: zu dieser Schrift — statt: diese Schrift
„ 545 „ 13 „ „ „ „ „ Flav. Philost.
„ 548 „ 10 „ „ „ „ „ durchaus — statt: duchaus
„ 557 „ 1 „ „ „ „ ergänzen: 5.
„ 616 „ 18 „ „ „ „ lesen: 1801 statt: 1802
„ 628 ist in Fußnote [5]) vor Appun zu ergänzen: Reichard 1877 Seite 502;
„ 649 muß es in Zeile 5 der Fußnote [1]) heißen: Jacobs VI 1837 (1828) Seite 456—458; (1823) Seite 464—492.
„ 657 Zeile 1 der Fußnote [2]) ist zu lesen: griechische — statt: grichische
„ 704 Zeile 1 der Fußnote [1]) ist zu lesen: Mademoiselle — statt: Modemoiselle

---

Druck von G. Reichardt, Groitzsch.

Jahrbuch

für

sexuelle Zwischenstufen

mit besonderer Berücksichtigung der

Homosexualität.

Herausgegeben
unter Mitwirkung namhafter Autoren
im Namen des
wissenschaftlich-humanitären Komitees

von

Dr. med. Magnus Hirschfeld,
prakt. Arzt in Charlottenburg.

V. Jahrgang II. Band.

Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1903.

Inhalts-Verzeichnis.



Abb. 1. Hermaphrodit im Berliner Alten Museum.
Nach Original-Photographie.

Über

die androgynische Idee des Lebens.

Von

L. S. A. M. v. Römer

Arzt, med. doct^{s} zu Amsterdam.

Das Leben des Menschen können wir unter zwei absolut verschiedenen Gesichtspunkten betrachten:

Einmal, wie der Mensch sich zu der Gottheit, der gedachten Ursache als reinen Abstraktion, und der Essentia von Allem, was ist, verhält, — dann aber hinsichtlich der Verhältnisse der Menschen unter einander.

In jeder von diesen Sphären können wir verschiedene Teile unterscheiden, wovon wir aber nur einen Teil genauer untersuchen wollen.

In der ersten Sphäre wollen wir den Teil untersuchen, den man Religion nennen kann, d. h. das Sichverbunden-fühlen mit etwas, was wir Gott nennen, und das Streben nach völligem Einswerden, nach einem Sich-durchdrungen-wissen vom göttlichen Princip, nach der höchsten Harmonie mit Gott. In der zweiten Sphäre aber den damit analogen Teil, den man Liebe nennen kann, d. h. das Erkennen einer Harmonie zwischen uns und einem anderen Menschen, oder das Erkennen einer mehr oder weniger großen Harmonie in dem anderen; das Erkennen der Gottheit im Anderen und das Streben eins mit diesem zu werden. — Bis dorthin spielt sich dies alles nur im Seelenleben ab; wenn aber diese rein psychische Empfindung ihren höchsten Grad erreicht hat, so reflectiert sich diese Emotion, diese Extase auf den Körper; man will also, daß auch die Körper eins werden, und in der Umarmung, dem ersten Ausdruck dieses Strebens, geschieht der Akt, den wir gewöhnlich „sexuell" zu nennen pflegen.

Diese Liebe möchte ich „absolute Liebe“ nennen und ich glaube, daß sie in dieser Form vielleicht nur beim ersten Liebesempfinden absolut rein sein kann. Sowie einmal sexueller Orgasmus empfunden wurde, kann einer folgenden Strebensäußerung ein Wiederempfindenwollen des bereits gekannten Genusses beigemischt sein. Allerdings ist dies nicht absolut notwendig.

Dringt das oben erwähnte Psychische nicht über die Schwelle des Bewußtseins, d. h. wird solch ein Akt nur als direkte Folge einer Plethora seminalis oder anderer rein-körperlicher Zustände verübt, so kann man nicht von Liebe sondern nur von Sexualität sprechen.

Diese letztere wollen wir hier nicht weiter untersuchen, sondern uns nur an die erste Form halten.

Wir haben also zwei analoge Fälle. Im ersten Falle ein Sich-vereinigen-wollen mit der Gottheit, im zweiten mit einem Menschen. — Selbstverständlich ist in dem ersten nur von einer psychischen Vereinigung die Rede, obwohl wir viele Fälle kennen, in denen religiöse Extase die höchste Reflectierung auf den Körper, bis zu sexueller Erregung hervorbrachte. Vielleicht erklären sich daraus am besten die Tentationen der Heiligen, wenn sie in ihrer extatischen Anbetung statt des Crucifixes einen weiblichen Körper vor sich sahen.

Anmerkung: Als interessantes Beispiel für unserer Auffassung reproducieren wir eine Abbildung aus C. S. 79 — als unsere Abbildung 2. Die Heilige Theresia ist hier sicherlich in höchster erotischer, d. h. körperlicher Extase dargestellt, zu der sie durch eine ursprünglich geistige Extase gelangte. — Daß unsere Auffassung hierdurch wirklich illustriert wird, beweisen die beiden folgenden Citate aus Taine und aus den Memoiren der H. Theresia, welche wir aus Lemesle's Arbeit übernommen haben:

(Taine Voyage en Italie t I, p. 298.)

Elle est adorable, couchée evanouie d'amour les mains, les pieds nus pendants, les yeux demi-clos, elle s'est laissée tomber de bonheur et d'extase. Son visage est maigri mais combien noble! C'est la vraie grande dame qui a seché dans les

feux, dans les larmes en attendant celui qu' elle aime. Jusqu'aux draperies tortillées, jusqu'à l'alanguissement des mains défaillantes il n'y a rien en elle ni autour d'elle qui n' exprime l'angoisse voluptueuse et le divin élancement de son transport. On ne peut rendre avec des mots une attitude si enivrée et si touchante. Renversée sur le dos, elle pâme, tout son être se dissout: le moment poignant arrive, elle gémist: c'est son dernier gémissement la sensation est trop forte. L'ange cependant, un jeune page de 14 ans en légère tunique, la poitrine découverte, jusqu'au-dessous du sein, arrive gracieux aimable, c'est le plus joli page de grand



Abb. 2. Transverberatio Sae Theresiae (Kirche Sancta Maria della Vittoria, Marmor-Gruppe v. Bernini.) — Aus Lemesle.

seigneur, qui vient faire le bonheur d'une vassale trop tendre. Un sourire demi-complaisant, demi-malin creuse des fossettes dans ses fraîches joues luisantes: Sa flêche d'or à la main indique le tressaillement délicieux et terrible dont il va secouer tous les nerfs de ce corps charmant, ardent, qui s'étale devant sa main. On n'a jamais fait de roman si séduisant et si tendre.

Mémoires de Sainte Thérèse d'Avila, (édition Arnault Andry — la Transverbération).

„A mon côté gauche, j'ai vu un ange, dans une forme corporelle. Il était petit d'une merveilleuse beauté et son visage

étincelait de tant de lumière, qu'il me paraissait un de ceux de premier ordre, qui sait tout embrasés de l'amour de Dieu, et que l'on nomme séraphins. Cet ange, avait à la main un dard, qui était d'or, dont la pointe était fort large et qui me paraissait d'avoir à l'extrêmité un peu de feu; il me semble, qu'il l'enfonça diverses fois dans mon coeur et que toutes les fois, qu'il l'en retirait, il m'arrachait les entrailles et me laissait toute brûlante d'un si grand amour de Dieu, que la violence de ce feu me faisait jeter des cris, mais des cris mêlés d'une si extrême joie que je ne pouvais désirer d'être délivrée d'une douleur si agréable ni trouver de repos et de contentement qu'en Dieu seul. Cette douleur dont je parle n'est pas corporelle mais toute spirituelle quoique le corps ne laisse pas d'y avoir beaucoup de part."

Es kann nichts Befremdendes an sich haben, daß die höchste psychische Extase sich sozusagen in eine körperliche verwandelt, da ja im Menschen, welcher Seele und Körper ist, notwendig der Körper das teilen muß, was im Seelenleben sich abspielt, wie andererseits die Seele durch körperliche Zustände beeinflußt wird.

So kann man sich also sehr wohl denken, daß die obenerwähnte Plethora seminalis als körperlicher Zustand an sich zwar unbewußt bleibt, den betreffenden Menschen aber für Liebesreize empfindlicher macht. —

Als sich nun der Mensch der göttlichen Idee bewußt wurde, wollte er sich diese Idee auch vorstellen und, da er sich eine handelnde Idee am leichtesten anthropomorphisch denkt, bildete er sich Götterbilder. — Die große Gefahr, die darin liegt, daß der Mensch die Bilder mit der Idee verwechseln könne, veranlaßte wahrscheinlich Moses zu seinem Verbot, Bilder von der Gottheit zu machen.

Aber wie kann man die Gottheit in höchster Form sich anders denken wie als vollkommene Harmonie von Allem, was ist? Umfassend das Seiende, sich äussernd in allem, und im Vollbesitze jeder Eigenschaft der Natur?

Wir erkennen nun in der Natur zwei große Gruppen von Eigenschaften: nämlich die aktive d. h. die schöpfende,

erzeugende, generative, die reizende, die handelnde und die passive, die empfindende, vegetative.

Da aber die Gottheit sich durch beide Gruppen äußert, so muß die Gottheit die aktiven und passiven Kräfte umfassen, die reizende und die empfindende, die generative und die vegetative — das heißt also nach Analogie die männlichen sowohl wie die weiblichen Kräfte.

Kann es uns nun wundern, wenn man sich die Gottheit als Einheit dachte, sich materiell als Mannweib, als Androgyne vorstellte?

Die Gottheit, die Harmonie von Allem, von den beiden Prinzipen: Mann und Weib, ward dann auch immer als Androgyne gedacht und dementsprechend abgebildet (XXII. — T 1. p. 461. — XLVIII p. 56 c. 5).

Wir wollen zuerst beweisen, daß wirklich in fast jeder Religion der höchste Gott, oder der einzige Gott bestimmt androgynisch gedacht und abgebildet wurde.

Anfangend mit der ältesten von mir studierten Religion, der Indischen, finden wir zuerst, daß Gott von den indischen Weisen die aktive Kraft und der in der Schöpfung als passiv betrachtete Stoff genannt wird, und man kann die Ausdrücke: „männlich" (pooroosha) und „weiblich" (prakritee) sehr oft in ihren Schriften finden: „Gott besitzt Form, wenn die aktiven und die passiven Kräfte vereinigt sind." (Ugustyu p. 33. — CLXXXIX T. IV. p. XXII.)[1])

Als älteste Götterprinzipen erkennen wir in der Indischen Religion: das Wasser (Wischnu) und das Feuer (Çiva). „Der Vischnu aber mußte seinem Bruder Çiva einst die Dienste eines Weibes leisten, damit die Welt geschaffen werde" (CXXVI v. Schiba). Das Zeichen Çiva's

[1]) God is spoken of by the Hindoo sages as the active power and mother as passive in the work of creation, and hence the terms male (pooroosha) and female (prakritee) are frequently found in their writings: „God, when the active and passive powers are united, possesses form." [Ugustyu p. 33.]

war ein Triangel mit Spitze nach oben (△), das aufwärtsstrebende Feuer versinnlichend, wie das umgekehrte (▽), des feuchten Wischnu Symbol, das abwärtsfließende Wasser versinnbildlichte (Ebenda)[2]. — Schon hier wollen wir darauf hinweisen, daß also dem Akt der Schöpfung das Zeichen ✡ gegeben worden ist, welches bei den Juden zum Symbole Jehovah's wurde.

Aus Vischnu entstand die Welt. Aus dem Nabel Vishnus sehen wir in Abbild. 3 einen Lotus empor



Abb. 2*. Aus Soldi.

wachsen. Der Lotus ist aber der zweifache Typus des göttlichen und menschlichen Hermaphroditen, da er sozusagen beide Geschlechter in sich vereint[3]) (XXII T. I. p. 409). Diese Pflanze, welche im Wasser lebt,

---

[2]) Eine interessante Abbildung ist unsere 2*, welche die Einswerdung von Wasser und Feuer nach indischer Auffassung wiedergibt. Reproduziert aus CLXXII II. S. 125.

[3]) The Lotus is the two-fold type of the Divine and human Hermaphrodite being so to say, of dual sex.

bringt zwischen ihren breiten Blättern eine Blume hervor, deren Kelch die Form einer Glocke hat. In dieser Blume entwickeln sich dann die befruchteten Samen für junge Pflanzen, welche sich von der gemeinsamen Mutterblume ablösen, auf dem Wasser schwimmend Wurzel fassen, wohin sie eben getrieben werden. Diese gewissermaßen aus sich selbst sich erzeugende, aus sich selbst sich entwickelnde, nicht direkt von der Erde genährte Pflanze ist das Symbol der produktiven Kräfte des Wassers, über welche der aktive Geist des Schöpfers, der Odem Gottes, sich verbreitete, um das Leben zu erwecken (XCIV p. 47: XCIII § 146, XLIV, I S. 412). Dieser Lotus trägt nun den Brahma, den neuen Schöpfer der

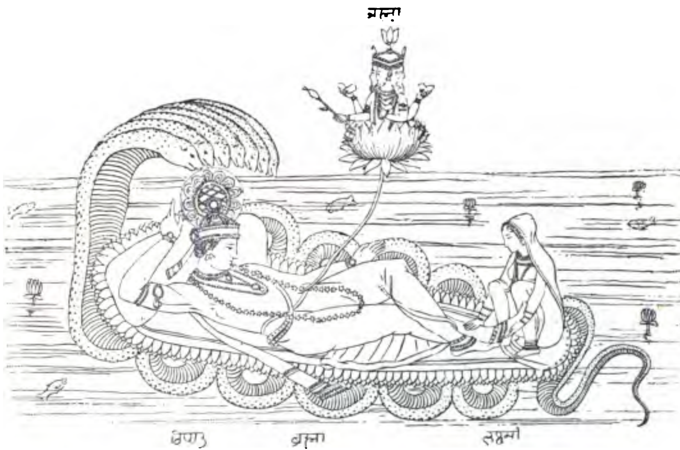


Abb. 3. Aus Creuzer.

Welt. — (XXII, Bd. II S. 34[4]) — XLIV Bd. I S. 572 No. 8). In unserm Bilde ist m. E. gerade der Umstand sehr interessant, daß Vishnus Gattin, Lakschmi, nur zu

[4]) Vishnu is represented with a Lotus growing out of his navel — or the Universe of Brahma evolving out of the Central point, Nara —.

Vishnus Füßen sitzt, aber an der Schöpfung nicht Teil nimmt. Aber auch Brahma ist wieder androgynisch gedacht. (XXII Bd. I p. 38)[5]) Brahma teilt sich, die eine Hälfte war männlich, die andere aber weiblich. Diese wurde Vâch genannt. Brahma vereinigte sich mit Vâch und erzeugte Virádj (CXXXVI. S. 79[6]) — Bd. I S. 117[7]). Und dann geht Manu (CXXXVI S. 80)[8]) weiter:



Abb. 4. Aus Creuzer.

[5]) Brahman (neuter) the unmanifested is the Universe in abscondite, and Brahma the manifested is the Logos, made male-female in the symbolical orthodox dogmas.

[6]) Ayant divisé son corps en deux parties, le souverain maître devint moitié mâle et moitié femelle, et s'unissant à cette partie femelle, il engendra Virâdj.

[7]) According to Manu, Hiranyagarbhe is Brahma, the first male formed by the undiscernable causeless Cause in a Golden Egg resplendent as the Sun. — That Being is surely androgynous and the allegory of Brahma seperating into two, and creating in one of his halves (the female Vâch) himself as Virâj is a proof of it.

[8]) Apprenez, noble Brahmanes, que celui, que le divin mâle (Pourouclia) appelé Viradj, a produit de lui même en se livrant à une dévotion austère c'est moi, Manou, le créateur de tout cet univers.

„Hört, edle Brahmannen, der, welchen der göttliche Männliche (Pouroucha), genannt Vìrâdj, aus sich selbst erzeugt hat, in strengster Devotion versunken, bin ich Manu der Schöpfer des Alles".

Die Auffassung aber, daß Brahma androgynisch ist, war schon dem Porphyrius bekannt, wie Creuzer uns mitteilt (XLIV, Bd. I, S, 451).

Sehr oft ward der Çiva mit seiner Gattin so sehr verbunden vorgestellt, daß die Gottheit nur einen Körper bildet, der Çiva ardhanaricvara. Man sehe die Abbildung 5 nach dem Original im Leidener Museum für Altertümer, und die Abbildung 4 [nach einer Abbildung in Creuzer (XLII).]

Wir werden später sehen, um wie viel höher entwickelt die materielle Vorstellung der Gottheit in Egypten und dem klassischen Altertum war.

Mit Bezug auf das Leidener Bild ist die Mittheilung von Knight (XCIII § 50) interessant, der ein analoges Bild beschreibt, und meint, daß vielleicht die Kenntnis der Griechen von solchen Bildern als letzte Ursache für die Sage von der Verstümmelung der rechten Brust der Amazonen angesehen werden könne.

Blavatsky schreibt, daß in einem der ältesten Katechismen von Süd-Indien, Madras, die androgynische Göttin Ardhanari, in der Mitte ihres Körpers das „Svastika", Crux ansata, das Henkelkreuz (XXII. Bd. II. S. 34) „das männliche und weibliche Zeichen" hält. Diese Mitteilung wird vervollständigt durch das, was dieser Autor auf S. 33 schreibt: Ein Kreis mit einem Durchmesser ⊖ symbolisiert die weibliche Natur. Theosophisch stimmt dieses dann überein mit der primitiven Stammrasse (the primitive Root-Race). Als die weibliche Natur aber androgynisch ward, da entwickelte sich, wie die Rassen, (man sehe später) auch dieses Symbol zu einem Zirkel mit Diameter, wovon aber eine vertikale Linie entspringt



Abb. 3. Çiva ardhanariçvara aus dem Leidener Museum.

⊕, d. h. männlich und weiblich, aber noch nicht völlig geschieden, und somit androgynisch. Dies letzte Symbol aber ist dasselbe wie ☥ das Henkelkreuz der Egypter und Indier, aber auch dasselbe wie ♀, das Zeichen für Venus, was höchst interessant ist für das, was man weiter unten lesen wird.

Weitere Belege dafür, daß die Indier sich die Gottheit als androgynisch dachten, finden wir in Bhagavadgîtâ (XVII S. 83 ch. IX). Die Gottheit sagte dem Arguna: „Ich bin der Vater dieses Alls, die Mutter, der Schöpfer, der Urvater . . . . der Laut Om[9]) und Sanatsugatiya (CLXVI S. 193 Ch. VI, 24): Ich allein bin deine Mutter, dein Vater, und ich bin auch der Sohn.“ [10])

Arguna ist aber selber androgynisch, wie uns Ward CL(XXXIX Bd IV S, 437 u. 439) mitteilt.

In der Mahabharata, einem epischen Gedichte, kommt eine Stelle vor, wo Arguna der Helden-Krieger, den Kindern des Königs tanzen und singen lehrt, als er sich, als Hermaphrodit, im Palaste befand.[11]) Wenn wir oben sahen, wie die alten Indier sich ihre androgynischen Götter abbildeten, so lehren uns die Abbildungen 5 und 6, wie die tibetanischen Buddhisten ihre Schutzgötter darstellten, der männliche Gott steht und an ihm hängt, ihn mit ihren Beinen umschlingend, das weibliche Prinzip, seine Çakti.

Die erste Abbildung soll der Yi-dam bDe-mc'og d. h. der Schutzgott, der das höchste Glück symbolisiert,

---

[9]) I an the father of this Universe, the mother, the creator, the grandsire . . . . the syllable Om“.

[10]) I alone am your mother, father, and I too am the Son.

[11]) „The hermaphrodite [Urjoonu] who taught the children to dance, was skilful in driving the chariot in time of war“ und: „Urjoonu [resolve] in conformity to a curse that had been pronounced upon him by Rumbda, to become an hermaphrodit, and teach the kings children to sing and dance.“



Abb. 6. Aus Grünwedel.

die andere aber Yi-dam Hevajra darstellen. Ausführlich beschreibt Grünwedel (LXXI S. 105—106) diese Bilder; ich will seine Beschreibung hierhersetzen.

„Der Name des ersten Samvara (tibetisch bDe-mc^c^og) weist deutlich darauf hin, daß wir es mit einer rein



Abb. 7. (Aus Grünwedel).

çivaistischen Bildung zu thun haben. Der letztere hat eine gewisse historische Merkwürdigkeit dadurch, daß als K͟hubilai K͟hagan und seine Gemahlin von 'P^c^ags-pa, die Weihen erhielten und sich damit zum Buddhis-

mus bekannten, dies durch die Hevajra-vaçitâ (Weihe des Hevajra) geschah . . . . .

„Der Kultus des bDe-mc^c^og soll in der Provinz Tsa-ri seinen Hauptsitz haben. Dort soll der wahrhaftige Mahâdeva (Çiva) hausen. Der zwölfarmige vierköpfige Gott schreitet von seiner Çakti umarmt, nach links. Er trägt über seinem vierfachen Kopf eine Schädelkrone und einen hohen Haarwirbel, auf dessen Vorderseite ein vierfacher Donnerkeil, und auf dessen linker Seite ein weißer Halbmond erscheint. Die Hände halten die folgenden Attribute: rechts den Zipfel eines weißen Elefantenfells, das über den Rücken herabhängt, die Trommel, ein Beil, einen Dreizack mit Fahne, das Messer Gri-gug, und mit der sechsten Hand im Rücken der Çakti einen Donnerkeil; links mit der obersten Hand den andern Zipfel des Elefantenfells, dann ein Katvanga (Stuhlbein) [12]) eine Schädelschale, eine Fangschlinge, den abgehauenen viergesichtigen Kopf des Hindu-Gottes Brahma und mit der letzten Hand hinter dem Rücken der Çakti einen Donnerkeil; der Gott ist blau, die Çakti kirschrot, der Schmuck weiß. Unter dem linken Fuß liegt eine nackte vierhändige weibliche Leiche mit weißem Schmuck und dem Katvanga in einer Hand, unter dem rechten Fuß eine blaue, gekrönte vierhändige männliche mit Schurzfell aus Tigerfell. — Die Çakti umschlingt mit der Linken den Hals des Gottes, mit der Rechten hält sie das Messer Gri-gug hoch. —"

Die Beschreibung des zweiten Bildes lassen wir fort, um nicht zu ausführlich zu werden. Man kann dieselbe finden Op. cit. S. 105. —

---

[12]) Op. cit. 100: Ein weißer Stab mit einem aufrechten Donnerkeil als Spitze, darunter ein weißer Schädel, ein roter alter Kopf, ein blauer junger Kopf, darunter der vierfache Donnerkeil und ein Gefäß mit Unsterblichkeitstrank.

Wenn man auch die letzte Abbildung nicht bestimmt androgynisch nennen darf, so ist es doch ihre Idee bestimmt.

Nachdem wir kurz erwähnt haben, daß in der japanischen Kosmogonie auch wieder aus dem Welt-ei der Geist der Erde entsteht, und auch dieser ein Wesen ist mit zwei Charakteren, von denen der eine das männliche Element, der andere das weibliche repräsentiert und ersterer Isu no goi no Kami, letzterer Eku goi no Kami (XXII. Bd. I. S. 237) genannt wird, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf verschiedene Religionssysteme werfen, um dann das Egyptische näher zu untersuchen.

Zuerst erwähnen wir die persische Religion des Mithras-Mitra (XLIV Bd. I. S. 228—230). Mithras ist das geschaffene alles durchdringende, alles belebende Licht (Windischmann cit CI v. Mithras). Nun erzählt uns Firmicus (LX S. 251) „[Die Perser] teilen den Jupiter in zwei Mächte, seine Natur als zweigeschlechtlich auffassend, und das Bild eines Mannes und eines Weibes begreifend als das Wesen des Feuers. Und sie bildeten das Weib ab mit drei Köpfen und umgaben sie mit fürchterlichen Schlangen. . . . [Den Mann] nennen sie Mithras [13])“ Wenn also wirklich die oben erwähnte Mitra die weibliche Hälfte des Feuergottes ist, so würde, wenn die Nachricht des Firmicus wahr ist, diese Mitra dreiköpfig sein und der Hekate gleichgestellt werden müssen. Cumont, in CI. v. Mithras, meint aber, daß Hekate nicht so aufgefaßt werden darf, und gibt dafür den Grund an, daß das Feuer eine männliche Gottheit war.

---

[13]) Iovem in duas dividunt (Persae) potestates, naturam eius ad utriusque sexus transferentes et viri et foeminae simulachra ignis substantiam deputantes: et mulierem quidem triformi vulta constituant monstrosis serpentibus illigantes . . . . . [Virum] Mithram dicunt.

Sie wird nach seiner Auffassung nur als Drujas in Mazdäismus aufgefaßt werden müssen.

Herodot lehrt uns, daß die Mitra der Perser die Aphrodite Mylitta der Assyrier und der Alilat der Araber gleich ist.

Meyer (CI v. Anaitis) meint, dass Herodot hier Mithra mit Anahita verwechselt hat, dem Clemont beistimmt. —

Die Anaitis (Anahita) aber wird von den Griechen der Artemis gleich gestellt, d. h. der Artemis als Mondgöttin, als Göttin des Naturlebens und der Fruchtbarkeit. Es gibt aber eine Artemis Iphigeneia und diese Iphigeneia (CXXXV. Lib. II. c. 35 § 194[14]) wurde schon von Hesiod (CXXXV. Lib. I. c. 43 § 103[15]) mit der Hecate identificiert. Und Schreiber (CI v. Artemis) citiert Aeschylos und Euripides, bei denen Artemis und Hecate völlig gleich sind, eine Identificierung, die inschriftlich in Athen (C. I. A. 1, 208) und in Delos beglaubigt ist.[16]) Auch trägt die Hecate wie die Artemis den Beinamen Lichtträger (*Φωσφόρος*)

Roscher gibt (CI v. Hecate) eine Abbildung der Hekate triformis, welche s. E. wahrscheinlich der Zeit des Synkretismus d. h. des sinkenden Heidentums angehört. — Wenn dieses letzte auch richtig sein dürfte, so beweist dieses Bild doch, daß in dieser Zeit die Hecate mit dem Mithras etwas zu schaffen hat. „Die eine der drei Gestalten, welche eine mit Strahlen versehene phrygische

---

[14]) *Ἀρτέμιδος ἐπίκλησιν Ἰφιγενείας ἐστὶν ἱερόν.*

[15]) *Οἶδα δὲ Ἡσίοδον ποιήσαντα ἐν καταλόγῳ γυναικῶν, Ἰφιγενείαν οὐκ ἀποθανεῖν, γνώμῃ δὲ Ἀρτέμιδος Ἑκάτην εἶναι.*

[16]) Man sehe auch (CXXIX S. 234, fragm. 201)

Ἡ δ' ἄρα δῖ' Ἑκάτη παιδὸς, μέλε αὖθι λιποῦσα
Λητοῦς εὐπλοκάμοιο κόρη προσεβήσατ' Ὄλυμπον

Mütze trägt, scheint die Sonne zu repräsentieren; denn die Strahlen können nur vom Helios entlehnt sein, und die phrygische Mütze wird wohl mit Recht von Mithras abgeleitet; die zweite Figur, welche Fackeln hält und mit der Mondsichel geschmückt ist, stellte den Mond dar.“ Diese Figur ist also die wirkliche Mondgöttin, und die erste eine weibliche Mithrasfigur. Auch die anderen Embleme, welche Roscher l. c. nennt, stimmen mit dem Mithrasdienste überein; so: das Messer und die Schlange der ersten Figur, die Fackeln der zweiten und der Schlüssel der dritten, so daß ich in dieser Statue das Bild eines weiblichen Princips erkennen zu dürfen glaube, das die Perser von ihrer höchsten Gottheit, als androgyn gedacht, trennten und Mitra nannten, wie sie den männlichen Teil als Mithras bezeichneten.

Daß aber Herodot Mitra mit Aphrodite identificiert, ist nicht befremdend. — Artemis war doch auch die Göttin der vegetativen Fruchtbarkeit, Geburtsgöttin und Ehestifterin, (Schreiber l. c.) Und Strabo (lib. XI p. 532), erzählt uns, daß der Anaitis Sklaven und Sklavinnen geweiht wurden, und daß auch die Töchter des Landes bis zu den höchsten Ständen hinauf sich ihr zu Ehren prostituierten.[17])

Mit dem oben über Hecate-Mitra Gesagten steht ebenfalls im Einklang, daß Mithras ganz bestimmt genannt wird: *πέρσης* (XLIV Bd. I, S. 232) die Hecate aber *περσείη* (CXXIX Hym I).

Ueber die Anaitis, welche als Göttin in Armenien, Kappadocien und Pontus verehrt ward, wollen wir nur kurz erwähnen, daß Creuzer diese Göttin ganz bestimmt als androgynisch auffaßt (XLIV Bd. II S. 469). Später

---

17) *ἀλλὰ καὶ θυγατέρας οἱ ἐπιφανέστατοι τοῦ ἔθνοος ἀνιεροῦσι παρθένους, αἷς νόμος ἐστὶ, καταπορνουθείσαις πολὺν χρόνον παρὰ τῇ θεῷ* [*᾿Αναίτιδι.*].

werden wir sehen, daß auch die religiösen Gebräuche damit in Uebereinstimmung stehen. „In allen Religionen des vorderen und mittleren Asiens tritt sehr deutlich ein Dualismus der Geschlechter in den verehrten Wesen hervor. Es ist ein Sonnengott als actives Principium, als himmlischer Herrscher, als mächtiger starker Befruchter. Ihm zur Seite die Mondgöttin als weibliches Princip, als Empfängerin." (XLIV Bd. II S. 330 sqq).

Hiervon haben wir bereits einige Beispiele gezeigt und wir werden dann bei der Beschreibung der griechischen Götter noch sehr oft auf Asien zurück greifen müssen.

Creuzer fährt dann fort: „Jener Geschlechtsdualismus in diesen Culten wird nicht selten in eine Person gelegt, die dadurch Mannweib (*ἀρσενόϑηλυς*) wird oder ein Weibmann, je nachdem dieses oder jenes Geschlecht vorwaltet. — Wie nun jenes Doppelgeschlecht oft in einer Person vereinigt erscheint, so verschwindet hinwieder auch bei der Zweiheit die eine derselben, manchmal im Volksdienste. Sie tritt in den Hintergrund zurück und es wird oft bloß das weibliche Principium gefeiert, doch oft mit helleren oder dunkleren Beziehungen auf ein männliches."

Wir wollen uns nun mit der aegyptischen Religion beschäftigen.

Da lernen wir zuerst aus Hermes Trismegistes, daß in der ägyptischen Priesterweisheit, der höchste und erste Gott die Vernunft, der Geist, Mens, Phtha war.[18])

Das Licht (man denke an Mithras, und Çiva) und das Wort, entstammend dem Geiste, sind Söhne Gottes.[19]) (Man denke an den Logos des Johannes Evangeliums).

---

[18]) LXXVIII S. 367 Sum Pimander, mens divinae potentiae Idem S. 368 Lumen illud ego sum, mens, deus tuus.

[19]) LXXIX. S. 49, Het woord, uijt het gemoet luchtende den Sone Gods.'

Hermes sagt uns dann weiter: Die Vernunft, welche Mann und Weib ist, . . . Leben und Licht hat durch das Wort eine schaffende Vernunft erweckt, welche ist der Gott des Feuers und die Göttlichkeit des Geistes[20]).

Hieraus folgt, daß man vielleicht besser thut in dieser Philosophie, den erstgenannten Mens durch „Bewußtsein", oder Träger des Bewußtseins, das primäre Ich zu übersetzen. Denn der Träger des Bewußtseins erkennt in sich die Persönlichkeit, den zweiten Mens, das secundäre Ich. — Ferner erkennt der Träger des Bewußtseins im Bewußtsein das active Prinzip das Denkende, das Schaffende, das Herrschende und das Passive, das Empfindende, das Sichhingebende, d. h. Er erkennt das Mannweibliche des Bewußtseins und also das Mannweibliche der Persönlichkeit.

Somit: — Ich bin mir bewußt, daß v. Römer sich bewußt ist: d. h. das Primäre Ich erkennt, daß das Sekundäre Ich, die Persönlichkeit v. R's sich bewußt ist.

Phtha ist aber das Feuer und wird von den Griechen wie uns Jamblichus belehrt, dem Hephaistos gleich gestellt. XL. Sect. VIII, C. III S. 159[21]). Dasselbe sagt das Citat aus Cicero, welches Jablonski mitteilt: de natura Deorum lib. III c 22 Secundus Vulcanus Nilo natus, Phthas ut Aegyptii vocant.

Im Museum zu Leiden befindet sich ein Bild des Gottes Phtha, das aus der Spätzeit stammt und sehr deutliche weibliche Brüste besitzt. (Siehe Abbildung 7.) Wir werden sehen, daß die Ägypter sehr oft nur durch

---

[20]) LXXVIII S. 369. Mens antem deus utriusque sexus foecunditate plenissimus, vita et lux cum verbo suo mentem alteram opificem peperit, qui quidem deus ignis atque spiritus numen.

LXXIX S. 52. Maar het ghemoet (God) 't gheen Man en Wijf, leven en licht is, heeft door 't woord een ander werckende ghemoet gebooren, Zijnde des vijers en des Gheestes God.

[21]) *Ἑλλῆνες δὲ, εἰς Ἥφαιστον μεταλαμβάνουσι τὸν Φθά.*



Abb. 8.

weibliche Brüste und Bart die androgynischen Götter abbildeten.

Aus Horapollon erfahren wir, daß Phtha androgynisch aufgefaßt wurde. (LXXXVI. lib. I. c. XII.) „Hephaestos“ schreiben sie mit den Hieroglyphen „Scarabaeus“ und „Geier“, „Athena“ aber mit „Geier“ und „Scarabaeus“. Die Welt schien ihnen doch aus Männlichem und Weiblichem zu bestehen. Athena aber zeichneten sie als Geier. Denn diese Götter allein halten sie für mannweiblich[22]).

Wie aber der Hephaestos = Phtha ist, so ist Athene = Neith (CXLII Timaeus S. 1043. A)[23]).

Neith wird im Tempel von Latopolis, dem Sais des Südens, folgendermaßen genannt (CIX S. 175, cit. Brugsch): Neith die Große, die Mutter des Gottes, (oder die göttliche Mutter), der Vater der Väter, die Mutter der Mutter, er ist „Scarabaeus-Geier“ (oder umgekehrt? v. R.)

Der Scarabaeus ist das Symbol für den Einziggeborenen, oder für die Schöpfung, oder für den Vater, für das Weltall, für den Mann. Denn die Alten meinten, daß es nur männliche Scarabaeën gab. (LXXXVI, lib. I. c. X — CL lib. IV c. 9, 54, *κάνθαρος γάρ πᾶς ἄρρην.* — I, lib. X, c. XV 41—48. — *ὁ κάνδαρος ἄθηλυ ζῶόν ἐστι.* — XXXIX Strom lib. X S. 658. [*Αἰγύπτιοί φασι: θῆλυν κάνθαροι μὴ γίνεσθαι.* — Aristoteles kennt allerdings auch weibliche), die Geier aber waren für die

---

22) *Ἥφαιστον δέ γράφοντες κάνθαρον καὶ γῦπα ζωγραφοῦσιν, Ἀθηνᾶν δὲ γῦπα καὶ κάνθαρον. δοκαὶ γὰρ αὐτοῖς ὁ κόσμος συνεστάναι ἐκ τε ἀρσενικοῦ καὶ θηλυκοῦ. ἐπὶ δὲ τῆς Ἀθηνᾶς τὴν γῦπα γραφουσιν· οὗτοι γάρ μόνοι θεῶν παρ᾽ αὐτοῖς ἀρρενοθήλεις ὑπάρχουσι.*

23) *Αἰγυπτιστὶ μὲν τὸ οὔνομα Νηίθ, Ἑλληνιστὶ δὲ Ἀθηνᾶ.*

Alten nur weiblich (I — lib. II, c. 46, 21 *Γῦπα δὲ ἄρρενα οὐ φασιγίνεσθαι ποτε, ἀλλὰ θηλείας ἁπάσας.*) —

„Scarabaeus-Geier will also sagen „Mann-weiblich“, gerade so wie „Geier-Scarabaeus“, aber im ersten Falle tritt das Männliche, im letzteren das Weibliche in den Vordergrund. Als zweite Gottheit, die wir androgynisch finden, nennen wir Isis. Die Abbildung 9, welche wir aus Creuzer reproduziert haben, stellt die Göttin mit Horus auf ihrem Schoße dar. — Creuzer zitiert von



Abb. 9.

Minutoli: Es stellt dieses Relief meines unmaßgeblichen Dafürhaltens Isis dar, und da sie einen Bart oder vielmehr Bartscheide hat, in welcher der Bart bei strengem Kostüme eingewickelt war, und mit der Kalantica versehen ist, so dürfte sie, nach Creuzer, die mannweibliche Natur bezeichnen, denn die produzierende Erde ist, als männlich gedacht, almus Venus der Syrischen Religionen (*Αφρόδιτος*).“

Wenn dieses Relief auch einer sehr späten Zeit entstammt, so haben wir doch eine Mitteilung Plutarchs, die uns die androgynische Natur der Isis beweist, wenn

nämlich Isis dem Mond gleich gestellt werden darf. Drexler CI. sagt von Isis Sp 363—364: „Es ist ein arger, wenn auch weit verbreiteter Irrtum, wenn man meint, die ägyptischen Göttinnen oder ihre Hörner hätten mit dem Monde irgend etwas zu thun — der Mond ist bei den Ägyptern immer ein männliches Wesen.“ —

Daß der Mond nicht ein männliches, sondern ein mann-weibliches Wesen ist, zeigen uns sowohl gerade die Stelle bei Plutarch und mehrere andere. Plutarch schreibt: Am Neumond, Phamenoth, feiert man ein Fest, welches das Hinabsteigen des Osiris in den Mond heißt. Auf diese Weise setzen sie die Kraft des Osiris in den Mond und behaupten, er habe der Isis, welche die Geburt ist, beigewohnt; sie nennen daher auch den Mond die Mutter der Welt und schreiben ihm eine Zwitternatur zu, weil er von der Sonne erfüllt und geschwängert wird, und dann wiederum selbst zeugende Stoffe in die Luft sendet und herumstreut [24]“. (Übersetz. des J. Ch. F. Bähr's in Osiander's Ausgabe.)

Die Gleichstellung der späteren Griechen von Isis mit dem Mund ist sehr begreiflich, da wirklich die Charaktere beider sehr übereinstimmen.

Die folgenden vier Abbildungen (10—13) stellen nach Lanzoni, die Göttin Muth dar. — Muth aber ist: „die Mutter.“ (CI. Drexler v. Muth oder wie Lanzoni schreibt: Muth era la madre per eccellenza.) Auch Isis ist die Mutter der Götter, wie Lanzoni ebenfalls Muth nennt. Plutarch schreibt: Isis wird aber bisweilen auch Muth oder auch Athyri und Methyer genannt. [25]) Wie wir sagen, gibt

[24]) *διό καὶ μητέρα την σελήνην τοῦ κόσμου καλοῦσι, καὶ φύσιν ἔχειν ἀρσενόθηλυν οἴονται, πληρουμένην ὑπὸ Ἡλίου καὶ κυισκομένην, αὐτὴν δὲ πάλιν εἰς τὸν ἀέρα προιεμένην γεννητικὰς ἀρχὰς καὶ κατασπειρουσαν.* (CXLV c. 43.)

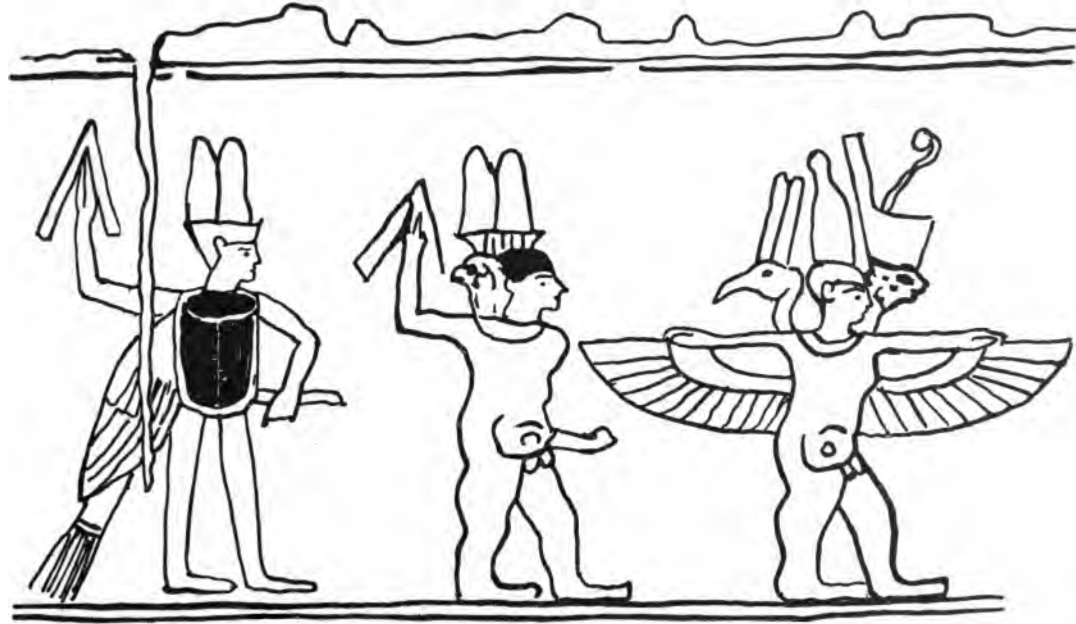


Abb. 10. (Von einem Papyrus aus dem Museum in Leiden).

Horapollon an, daß ein Geyer als Hiroglyph ein Weib und eine Mutter bezeichnete, und Muth wird dann auch als Geier dargestellt (Drexler l. c.), und auch Isis trüge sehr oft den Geierbalg als Kopfputz (CI. Drexler El Isis).

Die interessantesten Bilder der Muth aber sind die Abb. 10 und 11.

Abb. 10 ist nach einem Papyrus in Leiden (Leemans T. 1 [Pap. C. No. 11 b.] Pl.) und ich gebe hier die Beschreibung aus Pleyte (CXLIV S. 23—24) wieder:

„Eine Göttin Muth mit drei Köpfen.

„Der erste ist wie der Kopf der Göttin Pechet mit zwei Federn (mit der roten Krone).

„Der zweite wie der Kopf eines Menschen, tragend die weiße und die rote Krone.

„Der dritte wie der Kopf eines Geiers mit zwei Federn.

„Man sieht hier also die Vereinigung dreier Gottheiten Pechet, Neith und Muth.

„Mit einem Phallus, dem Symbol der erzeugenden Natur, stehend auf Löwenfüßen, als Symbol der vernichtenden Natur des Ewigen Wesens.

„Mit zwei Flügeln, dem Symbol der Allgegenwärtigkeit.

Die zwei anderen (Abb. 12 u. 13) sind copiert aus Lanzoni, der dieselbe so beschreibt: „Von einem Papyrus in Turin: Die Göttin ist abgebildet flügeltragend und mit einem Phallus und mit Löwenfüßen. Sie hat drei Köpfe, die beiden seitlichen sind Geierköpfe tragend, den Modius mit zwei Federn (und einer roten Krone? v. R.), derjenige in der Mitten aber ist menschlich, und hat die doppelte Krone," (Abb. 12—13.) (XCVII tav CXXXVIII. Fig. I.)

Und: „Flügeltragend und mit einem Phallus, und mit Löwenfüße; sie hat drei Köpfe; einen Löwenkopf

---

25) *ἡ δὲ Ἶσις ἔστιν ὅτε καὶ Μοὺθ καὶ πάλιν Ἄθυρι καὶ Μεθύερ προσαγορεύεται.* (CXLV c. 56.)

mit dem Modius, worauf zwei Federn, ein Menschenkopf mit der doppelten Krone und ein Geierkopf mit der roten Krone.“ (XCVII tav CXXXVII. Fig. 5.) (Abb. 11.)

Drexler nennt die Bilder nur interessant, aber weißt nicht auf ihre androgynische Bedeutung hin. Wir



Abb. 11. Muth (oder Neith) aus Lanzoni

sind geneigt, uns diese Muth auf Abb. 10—11 als Muth-Isis vorzustellen oder besser noch als Pechet-Muth-Isis-Neith. Denn auch Pechet ward in späterer Zeit mit Isis zusammengebracht.



Abb. 12. Muth (aus Lanzoni).

Und die Neit von Sais nennt Plutarch Isis;[26]) dasselbe geschieht auch in den Totenbüchern (Cl. Drexler

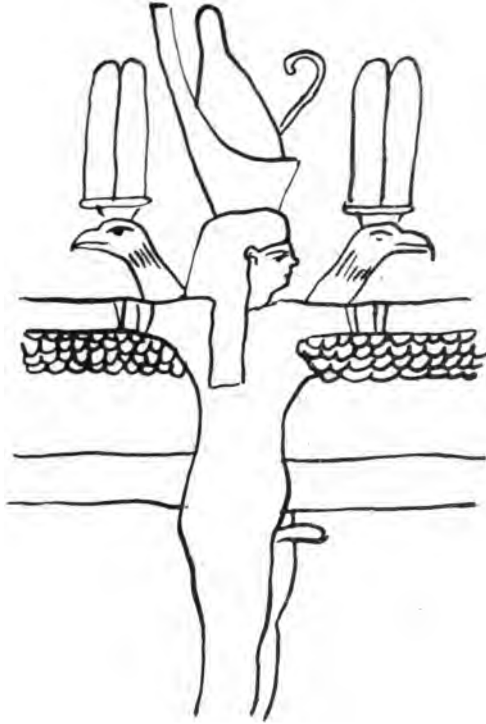


Abb. 13. Muth (aus Lanzoni).

---

[27]) S. 35. Ainsi en était-il d'Isis, appelée dans l'inscription du sarcophage de Petisis, aujourd'hui au Musée de Berlin: Isis la grande du temple de Saïs. S. 123. Parmi les sculptures peintes copiées par Champollion dans le tombeau de Meneptah I Hotep hi Ma, se trouvent . . . Neit . . . et Isis. Neit . . . est ainsi qualifiée: Neit la grande, la mère divine, maîtresse de tous les dieux dominant sur les pays étrangers. Isis porte des titres analogues, ce qui prouve qu'alors l'identification est complète entre les déesses.

v. Nit sp. 440) und auf Sarkophagen (CIX. S. 35 und S. 123.[27])

Und so kommen wir zu der selben Auffassung wie L. Georgii (in CXXXIV. v. Neith p. 518), wo er mitteilt, daß Champollion in seinem Panthéon Egyptien Pl. 6. 2 eine Neith-Abbildung gibt, welche identisch ist mit der oben aus Lanzoni zitierten:

„Eine mannweibliche Göttin, die Arme gestreckt, auf ausgebreiteten Geierflügeln, auf denen links ein Geierkopf, rechts ein Löwenkopf, zwischen beiden der der Göttin mit Löwenfüssen, mannweiblich im Zustande der Erection. — — — Nach einem hieroglyphischen Manuskript von Belzoni.“ —

Wenn wir also annehmen dürfen, daß die Abbildung des Papyrus aus Leiden ebenso die Neith-Isis darstellt, dann sind wir geneigt, die beiden anderen Figuren als Osiris und Phtha aufzufassen. Pleyte nennt den ersteren einen Zwerg, der Süden oder Norden vorstelle (CXLIV)[28]), Lanzoni aber glaubt, daß diese Figur ein Form des Osiris sei (XCVII v. Nemma)[29]).

Die Abbildung zeigte ein doppelköpfiges Bild, einen

---

26) CXLV. c. IX, *τὸ δ' ἐν Σάεϊ τῆς Ἀθηνᾶς (ἣν καὶ Ἶσιν νομίζουσιν) ἕδος.*

28) „Et un nain devant elle et derière elle et son visage est dirigé vers elle, il porte deux plumes et il a le bras levé, il a un phallus, il a deux visages, l'un comme celui d'un epervier, l'autre qui est devant elle a le visage d'un homme, il a un fléau et il a un Phallus.“ Il n'y a rien à ajouter à cette description. On peut supposer que le sud et le nord sont figurés par les deux nains, mais les attributs sont si peu caractéristiques, que je n'ose pas l'affirmer.

29) sono descritta con due penne sul capo ed braccio alzato, che sosteine il flagellum, fallofori e con due volti, l'uno de sparviero e l'altro umano . . . Credo che sotto queste figure si nasconda una delle forme di Osiride.

Menschen und einen Sperberkopf, ithyphallisch, mit einer Geißel in der Hand.

Die dritte Figur nennen wir Phtha, 1º da seine Brust ein Scarabaeus ist, woran ein Vogelleib, den wir als Geierkörper auffassen (also wie Horapollon will: androgynisch), 2º da er seinen erigierten Phallus mit seiner



Abb. 14. Neilos (aus Lanzoni).

Hand festhält, und dieses will sagen: Weisheit, [30]) 3º da er grün gefärbt ist (CXXXIV L. Georgi v. Phthas).

30) LXXXVI. Cit II, c. VII. *Αἰδοῖον χειρὶ κρατούμενον, σωφροσύνην δηλοῖ ἀνθρώπου.* — Penis manu comprehensus temperantiam indicat hominis. —

Die letzte Gottheit der Egypter, welche wir näher betrachten wollen, ist der Nil.

Drexler (CI v. Neilos sp. 95) sagt nach Brugsch, daß er dargestellt wird „als fettleibiger Mann mit



Abb. 15. Neilos (aus Lanzoni).

herabhängenden Brüsten", und er gibt dann als Beispiel dieselbe Abbildung wie wir (siehe Abb. 14), die aus Lanzoni entlehnt ist.

Obwohl wir nun sehr gut wissen, daß gerade in Egypten sehr oft Männer mit sehr entwickelten Brüsten

gefunden werden,[31]) so glauben wir doch, daß die weiteren Bilder genugsam beweisen, daß auch diese Vorstellung androgynisch ist, wie dies auch Lanzoni (XCVII v. Hapi) sagt[32]) (CLXXII, S.). Denn dieselben stellen den Neilus dar, wie er Milch aus seinen Brüsten drückt. Und ein zweiter Strom von Wasser entspringt aus einem Frosch, welcher aus dem Nilschlamme entstand, und das Symbol des noch ungeformten Menschen ist (Abb. 15—16).

Auch das späte Altertum wußte von dem Neilos androgynos, wie wir dies bei Gregor von Nazianz lesen, der von den Ehrenbezeugungen spricht, die bei den Egyptern die Androgynen dem Neilos bringen.[33])



Abb. 16. Neilos (aus Lanzoni).

[31]) III S. 32. Ex viris plurimos usque adeo pingues inspexi, ut mammas haberent longe mulierum maximis mammis maiores, crassiores ac pinguiores.

[32]) Tav. CLXXXXVIII Fig. 1 [unsre Abbildung 17] Rappresenta i due Nili Hapi Kema e Hapi Mehit androgyni col capo surmontato delle rispettive pianti caratteristiche e in atto di legare il segna sam con corde ricavata et formate da piante di toto che stanno ai loro piedi.

[33]) LXIX. *κατὰ Ἰούλιαν ΣΤΗΛΙΤ.* B. S. 300: *αἱ πάρ' αἰγυπτίοις δὶ ἀνδρογύνων τιμαὶ τοῦ Νεἰλου.*

Sehr oft will man den Mitteilungen der Kirchenväter nicht trauen, aber wir glauben, daß, wenn auch die

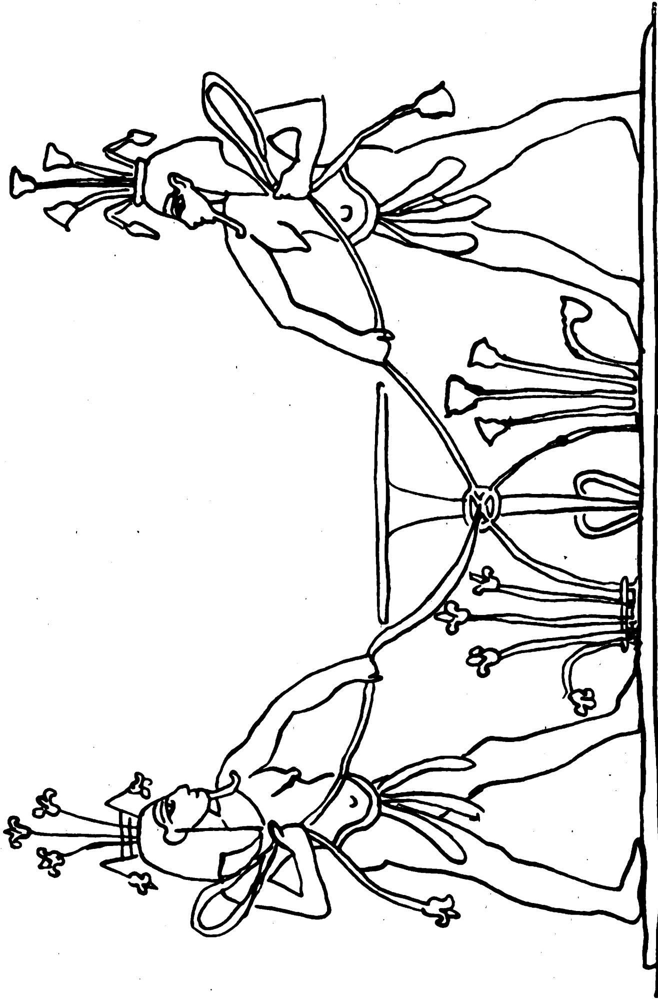


Abb. 17. Zwei Nil-Götter (Hapi-Kema und Hapi Mehii (aus Lanzoni).

Kirchenväter den tieferen Sinn der gottesdienstlichen Gebräuche nicht mehr begreifen konnten oder wollten, ihre

Mitteilung über die Gebräuche an sich dennoch nicht unwahr sein können, da der Widerstand der Heiden gegen Lügen über Tatsachen doch zu groß gewesen wäre, mit der Interpretation ist es freilich etwas ganz anderes.

So viel über die ägyptische Religion. — Einige wenige Mitteilungen wollen wir noch über die nordischen Religionen machen, um dann die jüdische mit der kabalistischen, die christliche mit der gnostischen Religion und die neuere mystische Schule zu betrachten. Zuletzt wollen wir dann die griechische und römische Religion behandeln, da in derselben eine Religion der Androgyne, als Gottheit für sich, des Hermophroditos, bestanden hat.

Wie wir weiter unten sehen werden, hatten die Griechen neben der Aphrodite den Aphroditos, und so hatten die Skandinavier neben ihrer Freya den Friggo. — Auch diese Gottheit war androgynisch. (CXCIV S. 16). Friga, welcher der sechste Tag geweiht war, wurde hermaphroditisch gedacht. Sie wurde abgebildet mit den Teilen beider Geschlechter, an einer Säule stehend, in der rechten Hand ein Schwert, in der linken einen Bogen haltend. Nach ihr heißt der sechste Tag Frigedag[34]). Auch citirt Worm Albertus Crantzuis, welcher in der Vorrede des ersten Buches von seinem: „Sweden" schreibt: — In diesem Tempel [in der Nähe von Upsala] waren die Bilder von drei Göttern verehrt, bevor sie an Christus glaubten .... Die dritte Gottheit Fricco regierte den Frieden und die Wollust, und ihr Bild zeigte deutlich

---

[34]) Frigae sextum erat, quod Hermaphroditicum pentabatur, sexus utriusque membris delineatum, columnae insistens, dextra gladium, sinistra arcum tenebat, ab hoc veneris dies Frigedag.
S. 10, fügt Worm hinzu: ab hoc dies veneris Fredag vel Freidag nostratibus indigitatur, Frejar item quas Fruer iam dicimus, nuncupantur.

die Schändlichkeit (Olaus magnus fügte hinzu des Geschlechtes [35]). —

Und aus Olaus lib. 3. Cap. 3. citirt Worm:

Frigga ist mit Schwert und Bogen abgebildet, da in diesen Ländern beide Geschlechter gut die Waffen zu führen verstehen [36]).

Und S. 10 sagt Worm: Ich finde, daß sie von einigen Fricco oder Frigo, von Anderen aber Frigga, Frea oder Frega genannt werden.

In CXCIV S. 55 schreibt er über Frigga und Friggo: Einige halten Friggo für die Wollust — und Genussrepräsentanten unter den Göttern, dem zu Ehren dieser Tag (welchen die Römer Venus, die Nordischen aber Frigge weihten) zubenannt ist. Sie berichten ferner, daß diese Gottheit an einigen Orten in männlicher Gestalt, an anderen aber in weiblicher verehrt worden ist [37]). (Man sehe auch CXXI Bd. I S. 253, 251.) Sodann schreibt Worm über den Mond. (Maan heißt das dänische Wort, welches auch das holländische und hier weiblichen Geschlechtes ist), S. 15.

Den zweiten Tag widmen sie (die Saxen, nach Richardus Verstegan) dem „Maan"; das Bild dieser Gottheit ist von menschlicher Gestalt, mit einem Kappmantel, Eselsohren, den Mond in seinen Händen, und

---

[35]) S. 13 In hoc templo (apud Upsalienses in Suecia) statuas, trium venerabantur Deorum, antequam Christo crederent. . . . Tertius Fricco pacem et voluptatem moderatur, cuius etiam simulachrum turpitudinem (Olaus magnus addit sexus) prae se ferebat.

[36]) Addit vero Olaus lib. 3 cap. 3. Friggam depictam etiam fuisse cum gladio et arcu: cum armis, quod in illis terris uterque sexus semper ad arma promptissimus esset.

[37]) Sunt qui Trigonem quendam inter Deos relatum referant ut voluptatibus aliis que illecebris praesideret; cui hunc diem ascripserunt (quem Romani veteres Veneri, Septentrionales Friggae dicarunt). Eundem vero quibusdam in locis virili quibusdam vero muliebri habitu cultum fuisse quidam memorant.

mit einem kurzen bis an die Kniee reichenden Gewand, so daß es eher einen Mann als ein Weib darstellt[38]). Ich meine also, daß auch hier wiederum das Androgyne sich feststellen läßt, wie es sich auch noch im genus der germanischen Wörter für „Luna", wie schon oben angeführt, ausdrückt.

Mone nennt (CXXI Bd. I S. 93) ferner unter den großen Göttern zu Romowe den Stammgottheiten der Lithauer und Preußen Potrimpos. „Potrimpos aber" fährt er fort, „ist mit Garbe, Topf, Schlange und Milch der Fruchtgott und kein anderer als der priapische Friggo in Upsala. Er ist die Erde und wie Friggo mannweiblich." Wir sahen schon früher, daß die Indier als Schöpfer der Welt den androgynischen Brahma annahmen, hier bei den Skandinaviern hören wir, wie aus dem Tropfen, welcher aus dem Eis von Ginnimga-Gap durch den heißen Wind aus Muspellzheimer entstanden, wie aus diesen Lebenstropfen ein Wesen in Mannes-Gestalt, Ymir genannt, und mit ihm zugleich die Kuh Andhumla erweckt ward. Diese leckte die salzig bereiften Steine und dadurch entstand aus dem Felsen am ersten Abend das Haar, am zweiten Tag der Kopf, am dritten der ganze übrige Mann — Buri, der schön von Gliedern, groß und stark war.

Ymir aber fiel in Schlaf und Schweiß; da entstanden unter seiner linken Hand ein Mann und ein Weib, und seine Füße zeugten mit einander einen Sohn. Dies war das Geschlecht der Eisriesen. —

Ymir ist also ebenfalls mannweiblich gedacht. Er wird von den Söhnen Pörs, des Sohnes des Buri, getötet,

[38]) Diem secundum Lunae eos [vicinos Saxones] consecrasse vult [Richardus Verstegan] cuius effigiem (ridicule sic expresserunt: comlumnari basi) statuam hominis integram (im) posuerunt cucullatam, asininis auribus assutis, manibus lunam gestantis, chlamide brevi genua lanibente, ut habitu virum potius quam foeninam exprimeret. —

und aus seinem Körper wird die ganze Welt gebildet, nämlich aus seinem Blute das Meer und die Wasser, aus seinem Fleisch das feste Land etc. etc. — (CXXI S. 314 S. 99.)

In der jüdischen Religion, welche verbot, sich Bilder der Gottheit zu machen, ist es natürlich unmöglich an Statuen zu beweisen, daß die materielle Darstellung des Gottes androgynischer Natur war, aber wir können doch mit logischer Sicherheit beweisen, daß in abstracto Jehovah so aufgefaßt wurde.

Gott schuf den ersten Mensch nach Seinem Bilde, d. h. wie Rashie (CXXX VII) erklärt: so wie der Gott gewöhnt ist sich zu zeigen. — Wie aber ward nach jüdischer Auffassung der erste Mensch, Adam, geschaffen? —

Wir lesen im Bereschit Rabba (CXX. Parascha VIII Cap. I. 26). „Nach R. Jeremja ben Eleasar bildete Gott in der Stunde, wo er den ersten Mensch erschuf, ihn als Androgynos, wie es heißt: „Mann und Weib erschuf er sie.“ Nach R. Samuel bar Nachman hatte der Mensch bei seiner Erschaffung zwei Gesichter, Gott durchsägte ihn aber in zwei Hälften und bildete zwei Rücken aus ihm, den einen nach dieser, und den andern nach jener Seite hin (d. h. einen für den Mann und einen für die Frau). Es heißt doch aber: er nahm eine von seinen Rippen? Nein, (entgegnete Samuel, es heißt:) von den zwei Seiten s. Ex. 26, 20 Rashie in seinen Commentarien (CXXX VII S. 18, 31—32) nimmt die Auffassung des R. Samuels an.[39])

[39]) S. 18. — Mannelijk en vrouwelijk schiep hij hen en ginds zegt men: „en hij nam één zijner ribben enz“. (Gen. 2, 21) dus werden man en vrouw niet tegelijk geschapen? Een agadische verklaring is, dat Hij bij de eerste schepping hem [den mensch] heeft geschapen met twee gezichten [één mannelijk en één vrouwelijk gelaat] en hem later gesplitst heeft [tot twee personen].

S. 31—32 „En hij nam van zijne zijde, etc. dit is [komt overeen met] wat men zegt,“ met twee gezichten werden zij geschapen.

Im Midrasch Schemot Rabba, (CXX a Parascha XIV Cap XII, 2) lesen wir etwas ähnliches wie oben im Bereschit Rabba, nur mit dem Unterschiede, daß hier R. Samuel bar Nachman sagte: „Als Gott Adam erschaffen hatte, war dieser ein Mannweib (*ἀνδρόγυνος*)". Resch Lakisch gibt an dieser Stelle genau dieselbe Auffassung wie oben der R. Samuel.

Der große Gelehrte Maimonides (Moses ben Maimoun) schreibt (CVII Part. II; ch. XXX, S. 247): „So ist es, daß man sagt: Adam und Eva sind zusammen geschaffen worden, vereinigt mit ihren Rücken; (diesen doppelten Menschen teilte Gott und nahm die Hälfte, welche Eva war, und dieselbe ward der anderen Hälfte (Adam) gegeben, als Gefährtin. . . . . Begreife wohl, daß man deutlich gesagt hat, in gewisser Beziehung waren sie zwei, aber doch bildeten sie ein Wesen, nach den Wörtern: ein Teil von meinen Körperteilen und Fleisch von meinem Fleisch. (Gen. II, 23) und diese Auffassung hat man noch bestätigt, dadurch, daß man sagt, daß diese Beiden zusammen mit einem Namen genannt waren: sie wird **Ischa** genannt werden, da sie vom **Isch** genommen ist, und um noch besser ihre Vereinigung hervorzuheben hat man gesagt: „Er wird sich mit seinem Weibe verbinden, und sie werden **ein** Fleisch sein. (ibid v. 25.) Wie groß ist doch die Unwissenheit derer, welche nicht begreifen, daß in diesem Allen notwendig ein bestimmter Gedanke verborgen liegt."[40])

---

[40]) C'est ainsi qu'ils disent, qu'Adam et Eve furent créés ensemble, unis dos contre dos; (cet homme double) ayant été divisé, il (Dieu) en prit la moitié, qui fut Eve, et elle fut donnée à l'autre (à Adam) pour compagne. . . . . Comprends bien comment on a dit clairement, qu'ils étaient en quelque sorte deux, et que cependant ils ne formaient qu' un, selon ces mots: un membre de mes membres et une chair de ma chair (Gen. II, 23) ce

Rabbi Manasseh ben Israel gibt noch mehrere Mitteilungen: Er sagt in CX S. 87—88: „R. Samuel meint, Adam sei mit einer Rippe mehr geschaffen, woraus Eva gemacht ward; Maimonides, Arama, Abarbanel, Ben Soeb, Shemtob Alschech und andere sagten dasselbe. R. Samuel bar Nachman meint, daß das Weib mit dem Manne geschaffen ward, von hinten mit ihm vereinigt, so daß die Gestalt Adam's doppelt war, der eine Teil vorn männlich, und der andere hinten weiblich. Diese Auffassung teilen Jarchi, Aben Ezra, R. Bechayai, Eliezer Askenasi und Isaac Caro, in ihren Commentarien, welche alle sagen, daß das „männlich und weiblich hat er sie geschaffen" buchstäblich verstanden werden muß, d. h. Adam und Eva waren zusammen in einem Körper geschaffen, und diesen Körper nannte er „Adam", welches sowohl männlich als weiblich bezeichnet. . . . . Es soll nicht übersetzt werden, „Gott nahm eine seiner Rippen", sondern eine „seiner Seiten" also, „nehmend eine seiner Seiten" heißt: er schnitt, schied, oder teilte diese beiden Körper von einander; und von den Teilen, welche da schmerzhaft und wie eine offene Wunde waren, wird gesagt: „Er schloß sein Fleisch, das da geöffnet war, und, da dies keine neue Schöpfung war, sondern schon in und mit Adam geschaffen, wird weder das Wort: „er schuf" noch: „er bildete" gebraucht." Aus dem Text: „Es ist nicht gut für den Mensch allein zu sein, ich will einen Gefährten für ihn machen", geht offenbar hervor, daß Adam einige Zeit ohne Weib war; derselbe Vers,

---

qu'on a encore confirmé davantage en disant que les deux ensemble étaient designés par un seul nom: Elle sera appelée Ischa, parce qu'elle a été prise du Isch, et pour faire mieux encore ressortir leur union on a dit: Il s'attachera à sa femme, et ils seront une seule chair (ibid v. 25). Combien est forte l'ignorance de ceux, qui ne comprennent pas, qu'il y a necessairement au fond de tout cela une certaine idée.

erklärt die Absicht und bedeutet dasselbe, als wie wenn es noch deutlicher hieße: „Es ist nicht gut für den Menschen, allein zu sein," d. h. einsam und allein in der Welt, verschieden von jedem Tier; darum mußte sein Gefährte oder Gegenstück ihm gegenüber gestellt werden, d. h. in front, so daß der Körper, der mit seinem Rücken verbunden war, vor ihn gebracht wurde.

„Mein armes Urteil nimmt diese letzte Auffassung als wahrscheinlich an, denn der königliche Psalmist singt von der Schöpfung des Menschen und sagt in Beziehung auf diese doppelte Figur: Du hast mich von hinten und von vorn umschlungen. Die Vernunft scheint dasselbe ebenfalls zu fordern, denn Adam war geschaffen entweder mit einer überflüssigen Rippe, woraus Eva gemacht ward, oder mit der erforderten Anzahl von Rippen. Wenn dieselbe überflüssig war, so wurde Adam unvollkommen erschaffen, was der Lehre unserer Weisen widerstreitet. Alle Werke waren im Anfange vollkommen, wurde er aber nur mit der erforderten Anzahl erschaffen, dann würde er, als ihm eine Rippe fortgenommen wurde, unvollständig und gebrechlich geworden sein, da er sich natürlich nach der Seite, aus der die Rippe genommen worden war, gebogen haben würde. Daraus wird also folgen, daß seine Nachkommen dem Vater, der sie erzeugte, ähnlich ohne diese Rippe geboren worden wären und somit unvollständig; die Erfahrung beweist das Gegenteil. Ferner: die Schrift sagt nichts darüber, daß Gott Eva die Seele eingeblasen hat: dieses alles drängt zu dem Schlusse, daß Eva mit Adam verbunden erschaffen ward, und Gott, die Seele in Adam bringend, bedeutet in diese männliche und weibliche Figur, da der Name „Adam" für beide gilt. — — Die Septuaginta übersetzt statt: männlich und weiblich schuf er sie, denn auch männlich und weiblich schuf er ihn.[41])

[41]) Die Ausgabe der Septuaginta, welche wir gebraucht haben, gibt: sie.

„Andere, die buchstäbliche [42]) Auffassung verwerfend, legen diese Stelle metaphorisch aus, so Maimonides, Ben Soeb und Arema, welche sagen männlich und weiblich stehen für Form und Stoff oder die intellectuelle und die sensitive Seele, worüber aber kein Zweifel stattfinden kann.“

Aus allen diesen Stellen ist absolut bewiesen, daß die jüdischen Gelehrten darüber eins waren, daß Adam geschaffen worden war als Mann-weib. Beigefügt sind zwei phönicische Münzen aus Judea-Gaza, aus dem königl. Münzkabinet in Haag, welche, wie wir glauben, sehr schön diesen androgynischen Adam darstellen. (Abb. 18.)

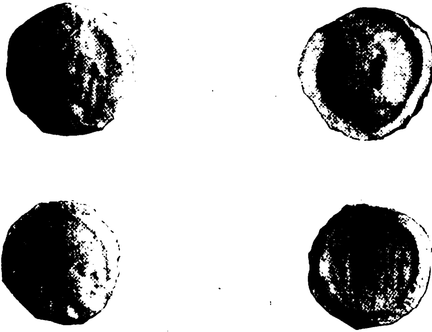


Abb. 18. Phönic. — Jüdische Münze Judea-Gaza (aus Koninklijk Penning-Kabinet in 's Gravenhage).

Über die christliche Auffassung dieser Stellen werden wir unten handeln.

Aber wenn wir uns nach jüdischer Auffassung den ersten Mensch androgyn denken müssen, so können wir, wenn wir uns den Jehovah als Bild vorstellen wollen, nur zu einer androgynischen Darstellung kommen.

---

[42]) In der englischen Übersetzung steht „liberal“. Wir glauben daß hier ein Druckfehler stehen muß, und lesen „literal“.

Man wird mir nun einwenden: aber die Genesis ist doch nicht eine einheitliche Erzählung, sondern besteht aus verschiedenen Büchern, welche zusammen gezogen wurden, wie uns die neuere Bibelkritik gelehrt hat. Daher sind in der Genesis sehr verschiedene Quellen zu einer einzigen vereinigt: die Geschichte des Jahvisten und des Elohisten, welche dann durch die Jehovisten vereinigt und redigiert wurde; dazu kommt noch der Priesterkodex, und diese alle wurden zuletzt noch durch einen Redaktor zu einem Buche zusammengesetzt. (LXIII S. LXXI—LXXXVII.)

Was beweisen aber diese philologischen Entdeckungen anders, als daß die Genesis, wie wir dieselbe jetzt besitzen, genau die jüdische Auffassung der Schöpfung zur Zeit dieser Endredaktion wiedergibt (nach 444). Und dieses führt notwendig wieder dazu, daß in derselben Zeit Adam schon androgynisch gedacht worden war.

Ehe wir kurz die kabbalistische Auffassung geben, wollen wir auch nach einer anderen Seite hin den Androgynismus Jahvehs sehr wahrscheinlich machen.

Diodor (XLVIII. lib. I. c. 94) schreibt, daß: bei den Juden Moses den Gott, welcher Jao genannt wird, [seine Gesetzgebung zugeschrieben hat.[42])]

Dann sagt uns Clemens: Der mystische Name Tetragrammaton, welcher nur denjenigen zukam, die ins Heiligste des Tempels eintreten dürfen, ward aber gelesen Jaou, d. h. Wer ist und sein wird.[43]) (XXXIX Strom. lib. V, S. 666.)

---

[42]) *παρὰ τοῖς Ἰουδαίοις Μωυσῆν τὸν Ἰαὼ ἐπικαλούμενον ϑέον.*

[43]) *τὸ τετράγραμμον ὄνομα τὸ μυστικὸν, ὃ περιέκειτο οἷς μόνοις τὸ ἄδυτον βασιμὸν ἦν, λέγεται δὲ Ἰαοὺ ὃ μεϑερμηνούεται ὁ ὢν καὶ ὁ ἐσόμενος.*

In der Ausgabe des Clemens, welche wir gebrauchen, stehen weiter die folgenden Citate, in der Note 2, S. 666.

Der Heilige Hieronymus an Fabiola über das priesterliche Gewand: „Der Name Gottes ist mit vier hebräischen Buchstaben geschrieben Jod He Vau He, welche bei [den Hebräern] nicht ausgesprochen werden darf[44]) und Theodoret p. 15 in Exodum: Dieser aber, so heißt es, ist bei den Hebräern unaussprechbar: derselbe wird mit vier Buchstaben geschrieben, und darum tetragrammon genannt. Die Samaritaner nennen aber diese Namen Jabe, die Juden Jao.[45]) Tacitus schreibt dann in seinen Historiae, lib. V c. 5: Weil ihre [d. h. die Jüdischen] Priester mit Flöten und Paukenspiel, Epheukränze tragen, auch eine goldene Weinrebe sich im Tempel fand, glaubten Einige Vater Liber, des Morgenlands Bändiger, werde verehrt, was keineswegs zu ihren Satzungen paßt. Denn des Bacchus Gebräuche sind festlich und froh, die Judäischen aber widersinnig und finster.“ [46])

Aber wir wissen aus Johannes Lydus (CIV de mensibus libr. IV c. 38): die Chaldäer nennen den Gott [Dionysos] Jao (für das Licht, das nur der Geist be-

---

[44]) Nomen Dei est scriptum Hebraicis quattuor letteris Jod He Vau He, quod apud [Hebraeos] ineffabile nuncupatur.

[45]) *Τοῦτο δὲ παρ' Ἑβραίοις ἄφραστον ὀνομάζεται ἀπείρηται γδ' παρ' αὐτοῖς διὰ τῆς γλώττης προςφέρειν. γράφεται δὲ διὰ τῶν τεσσάρων στοίχειων διὸ τετραγράμμον αὐτὸ λέγουσι. καλοῦσι δὲ αὐτὸ Σαμαρεῖται μὲν Ιαβὲ, Ἰουδαῖοι δὲ Ιαώ.*

[46]) Quia sacerdotes eorum [Judaeorum] tibia tympanisque concinebant, hedera vinciebantur, vitisque aurea templo reperta: Liberum patrem coli, domitorem Orientis quidam arbitrari sunt, nequaquam congruentibus institutis, quippe Liber festos laetosque ritus posuit: Judaeorum mos absurdus sordidusque.

greifen kann) mit einem phönizischen Worte, und er wird oft Sabaoth genannt, d. h. welcher über sieben Himmel herrscht, d. h. also der Schöpfer.[47])

Hiermit stimmt wiederum der Orakelspruch bei Macrobius lib. I c. XVIII (CV S. 206) überein:

Sage, der höchste aller Götter ist Jao, im Winter Hades, im kommenden Lenz Zeus, im Sommer Helios, im Herbst aber der weibliche Jao.[48]) Warum Höfer (CI v. Jao) hier sagt, Jao sei ein Name des Helios, ist uns nicht deutlich: ebenso gut war zu sagen, daß Jao eine Name des Hades oder des Zeus war. Selbstredend ist für uns, daß Jao auch hier Dionysos bezeichnet, oder lieber das erste Jao bedeutet der Erzeuger des Lebens. Im Winter hat der Erzeuger keine Kraft, ist wie ein Unterweltsgott; im Lenz aber wird er wie Zeus, denn als Zeus und Hera auf dem Ida schliefen, entspross die neue Blume und kam der Lenz:

[Zeus dann] umfing mit den Armen die Gattin
Unter der heiligen Erde entsprosseten blühende Kräuter
Thauige Lotosblum, auch Krokos samt Hyakinthos,
Dicht und lockergeschwellt, sie empor vom Boden zu heben.
Darauf ruhten sie nun, und umher rings gossen sie schönes
Goldnes Gewölk, und oben entthaueten funkelnde Tropfen.

(Homer, Ilias XIV, 346—349, Übersetzung von Wiedasch.)

---

[47]) *οἱ Χαλδαῖοι τὸν θέον [Διόνυσον] Ἰαὼ λέγουσιν. (ἀντὶ τοῦ φῶς νοητὸν) τῇ Φοινίκων γλώσσῃ καὶ Σαβάνθ δὲ πολλαχοῦ λέγεται, οἷον ὁ ὑπὲρ τοὺς ἕπτα πόλους, τουτεστιν ὁ δημιουργός.*

[48]) *Φράζεο τὸν πάντων ὕπατον θεὸν ἔμμεν Ἰάω.
Χείματι μὲν τ' Ἀίδην, Δία δ' εἴαρος ἀρχομένοιο,
Ἠέλιον δὲ θέρεος, μετοπώρου δ' ἁβρὸν Ἰάω.*

Aber im Sommer erscheint der Erzeuger in voller Pracht und Kraft, dann ist er Helios, und im Herbst Obst und Früchte wie ein Weib gebend, ist er Dionysos, der weibliche, wie wir ἁβρός übersetzt haben [49]), denn wir werden später sehen, daß Dionysos der androgynische Gott κατ'ἐξοχήν ist. So ist die Gleichstellung des Jahve d. h. Jao mit Dionysos von Lydus, sehr wahrscheinlich der Wahrheit entsprechend.

Ferner spricht noch dafür, daß, wie wir auch bei Tacitus (s. o.) gelesen haben, dem Jahve der Weinstock geweiht war (XV. Bd. II. S. 432) und was Tiele (CLXXXIV Bd. I, S. 282) schreibt: „Als der Gott des Lichts und des Lebens aber ist (Jahve) ein gnädiger und wohltätiger Gott, der den Landbauer segnet, das Korn und den Weinstock gedeihen läßt", und dann noch: daß die jüdische Münze sehr oft die Traube und das Blatt des Weinstocks zeigt.

Diese Auffassung teilte schon Knight (XCIV S. 106) und auch Blavatsky gibt derselben Meinung Ausdruck. (XXII Bd. II, S. 487 cit. aus Isis unveiled; Bd. II, S. 137.)

Aber was noch mehr sagen will, diese Auffassungen welche wir nur aus den Schriften der Rabbiner und aus klassischen Zeugnissen geschöpft haben, stimmen völlig mit der mystischen Interpretation der Kabala überein.

---

[49]) Der Grund für unsere Übersetzung ist der folgende:

ἁβρός ist mollis, delicatus, effeminatus sagt Stephanos; und er gibt als Beweis die Stelle bei Lucian, Dial. Deorum 18.

Diese Stelle bezieht sich gerade auf Dionysos. Hera sagt dem Zeus: „Ich würde mich schämen Zeus, wenn ich einen so weibischen (θῆλυς) und durch Trunk entnervten Sohn hätte, der sein Haar mit einer Mitra aufbindet, meistenteils mit rasenden Weibern lebt und noch weichlicher (ἁβρότερος) als jene ist."

So glauben wir, daß wir gerade am genauesten übersetzt haben, um das weiblich-weichliche wiederzugeben.

In der Broschüre: „Der kabbalistisch-biblische Occident“, finden wir S. 1—7 eine kurze Auseinandersetzung dieser jüdischen Geheimlehre“ (XCV). Am Anfang war das unendliche Nicht-Sein—En-soph, der an sich unteilbare, scharfe Punkt-Chad — der reine Geist.

Und der Geist waltete im Urzustande der Ruhe als reine Substanz — Jesod — bewußt nur des ihm Äußern — Thehom —, über dem er schwebte.

„Ohne zu erkennen (empirische Betätigung) wußte (unmittelbarer Zustand) durch das eigene innere Wesen bedingt der Geist, daß er nimmer auf das neben ihm ruhende Thehom wirken könne, der regungslos, erwartend aufzunehmen die Kraft der Gestaltung, neben ihm in paralleler Richtung — gleich nah, gleich fern, unerreichbar weilte, denn das Dritte war noch nicht vorhanden, in dem sie sich treffen sollten. — Und er tritt aus dem Stadium, dem ersten der contemplativen Ruhe, setzt seine Subjectivität — Jod = י — durch innere Betätigung sich gegenüber, sich trennend, teilend als Objectivität — He = ה = Chochmah. Diese wiederum erfassend im geheimnisvollen dritten Vav = ו — tritt er versöhnt wiederum in sich selbst zurück, in das Stadium des Selbstbewußtseins — Binah. Und hat sich wiederum in geschlossener Einheit durch die Dreiheit als Ihu (iao). Jetzt erst aus dem Centralpunkt seines Wesens sendet er Strahlen aus — Tiphereth, die, außer sich Objekte suchend, die Ewigkeit erfassend und die Unendlichkeit — die zwei Hauptformen aller Objectivität erzeugen; die Zeit und den Raum.

„Durch diese empirische Betätigung gewinnt die Ausstrahlung selbst concrete Form, wird Krone-Chether (Einigung des Idealen und Empirischen), — wird die sich selbst bestimmende, und das, was außer ihr, — Pracht — Hod; aus der die stille selbstbewußte

Fülle der Macht — Geburah wird. Diese sich selbst setzend, in der Betätigung des Momentes, wird Kraft — Nezach. Die Kraft, deren Leben nur der kurze Moment der Geburt, setzt sich schaffend — Materie — von ihr aus — trennend — richtend — Adonai und endlich einigend versöhnend — Gnade — Chesed. Im Kosmischen Prozesse der reinen Idealität in ihrer Betätigung ward das All — subjectiv: Alam objektiv: Olam.

„In den Zehen Sephiroth haben wir die reine Subjectivität, sich selbst durcharbeitend; in den drei ersten: schaffend, empfangend, erzeugt aber im Kreise noch die innersten der reinen Subjectivität — übergehend auf die Materie, sie erfassend als das Aeußere, Objectivität, in den sechs folgenden, und zwar:

1) Thipherett (Strahlenpracht) = Jehi or (Licht)
2) Chether (Krone) = Rakiah (Himmelsgewölbe)
3) Hod (stille Majestät) = Maim (tiefe Ruhe des Wassers)
4) Geburah (Macht) = Schemesch (Wärmemacht)
5) Nezach (produzierende Kraft) = Nephesch, Chajah, Oph (Belebung, Tat setzend)
6) Adonai (der Höchste, Richtende) = Adam; — Zelem Elohim, durch diese endlich
7) Chesed (Gnade, Liebe) = Sabbath aus der Objectivität in seine, durch Entäußerung erfaßte Subjectivität wiederum zurückkehrend — Einheit durch Trennung — Versöhnung.

„Wir haben hier eine dreifache Gliederung in der großen kosmischen Erscheinung:

I) Subjectivität, sich setzend die Objectivität (II) und daraus zurückkehrend — Subjectivität (III).
„Doch in jeder besonderen Erscheinung finden wir wieder dreifaches Bestehen:

a. Dachar das Zeugende, der Ausstrahlende Punkt = י b. Nukbah das Empfangende, schon der Form nach = ה c. Bar-buchrah, der Erstgeborene, die Erscheinung beider ו	יהו (Jehovah) (Alam) der Verborgene.

„Diese in Dreiheit einig geschlossene Subjektivität geht über auf

II) Objektivität, in welche sie, als Ganzes als in die Empfangens Gewärtigte, ihre schaffende Kraft überstrahlt. In ihr selbst aber, als in reiner Objectivität, finden wir, correspondierend der reinen Subjectivität, dieselbe dreifache innere Tätigkeit — in gedoppelter Erscheinung:

a. Schemesch-Maim[50]) schaffend b. Or-Rakiah empfangend c. Chajah-Adam erzeugt.	Olam Kosmos, All.

„Das die Rückkehr aus der Objectivität vermittelnde in die Subjectivität, der Schlußakt der großen Erscheinung in der neunten Sephirah das als drittes, — tertium comparationis, — Merkabah. — Adam.

III) Adam, der gezeugte Beider, Zeuger Beider, involviert Beide, (eso-exoterische Erscheinung: mikrokosmos), hat als solcher in sich den dreifachen Akt, der den allmählichen Durchgang des Ideals zur Materie (die sich sonst als Parallelen niemals treffen können, s. oben) vermittelt.

Er weist die ihrem Quellpunkt Chad, unmittelbar ausgestrahlt, befreundete

a. Jechidah, sich erfassend als Neschama, idealste Seite zum

b. Ruach übergehend — auf

---

50) Man denke an Çiva und Vishnu in der Indischen Kosmogonie (s. o.)

c. Nephesch,
erreicht in dieser schon materialisierten Seite die reine Materie — Adamah.

Haben wir hier die drei ersten Sephiroth, correspondierend nach oben, des Adam Kadmon, so zieht er, nachdem er sich selbst in den Kreis seiner Dreiheit als einheitliche Individualität gesetzt, hinab in die Materie — Adamah, durch das Dritte vermittelt, die Form — Zelem Elohim — dann durch die siebenfache von Ruach ausstrahlende in die Materie, Sinnenbetätigung (fünf subjektiv — und der die Tat [objectiv] vermittelnde Wille und jene selbst in die sieben folgenden Sephiroth, widergebend den bedingenden Proceß, in der Erfassung seiner selbst, als der Inbegriff der Schechintah elaah und der Schechintah thathaah Vollendung somit des Geistes, Vaters; Materie — Mutter als der von der Erde zum Himmel reichende Sohn, (darum die lange Form) diese und jene in sich tragend."[51])

Wir haben vollständig citiert, erstens da wir meinten, es würde sein Interesse haben diese mystische Philosophie in großen Zügen vorzuführen, und dann da wahrscheinlich eine kurze Mitteilung unverständlich sein würde. — Deutlich ist, daß der Adam Kadmon, der Vater und die Mutter, androgynisch gedacht ist, d. h. in ihm waren die Activität und die Passivität vereinigt.

Aber auch für den Jehovah finden wir in dieser Broschüre Mitteilungen, die höchst interessant sind.

S. 8 wird gesagt, daß Jehovah nach den Engelehen (Genesis Cap. VI v. 1—2) sich aus der Unmittelbarkeit

---

[51]) Der Autor fügt hinzu: Diese Zusammensetzung des Menschen ist von späteren Kabbalisten falsch gefaßt worden, als concret — urtypisch Androgynisch. Wir glauben, daß dieses verfehlt ist, denn wie wir oben sahen, war es auch die rabbinische Ansicht, daß Adam androgynisch war. —

zurück zog, das Princip verhüllend, erscheinend den ihm sich Entfremdenden nur in seinen Consequenzen — aber wieder in dreifacher Form und (empirisch) Tätigkeit:

I) als El-roi[1]) = Gott-Sehen; Aug, Punkt = י
II) als El-schaddai[2]) = Gott-Fülle; Brust, Körper = ה
III) als El-kanah[3]) = Gott-Strafe; Stab, lang = ו

Die Anmerkungen aber geben:

[1]) Auge, Quelle, ausstrahlender Punkt
[2]) Brüste; Fülle, deren lebenspendende Tätigkeit erst nach der Empfängnis (Wir cursivieren v. Römer.)
[3]) Erscheinung von Beiden: Strafe, Stab, Eifer. — ויו Sohn.

Spricht sich nun hierin nicht die androgynische Natur des Jehovah aus?

Und weiter unten (S. 16) finden wir:

„Die ideelle Subjektivität ging verloren — Jah-patar (Jupiter) indem sie in die Form Zelem (per metathesin Semel, Semele) untertauchend einging; dort suchend, um verborgen dereinst wieder zu kommen — ba-chos (Bacchus[52]).“ Ist dieses Citat nicht der absolute Beweis, daß für die Kabbalisten Jehovah und Bacchus derselbe Gott war? Denn wie wir früher sagen, als der Geist seiner Subjektivität gegenüber sich als Objektivität gesetzt hatte, erfaßte der diese wieder, und kommt versöhnt wieder zurück in das Stadium des Selbstbewußtseins, und hier findet er sich als Ihu [53]) (iao).

Diese Auffassung teilte auch Blavatsky, welche andere kabbalistische Autoren citiert. Diese moderne Mystica und von den Theosophen sehr hochgeschätzte Schriftstellerin schreibt z. B. XXII Bd. II S. 137:

Die aspirierte Form des Wortes eua (Eva) „sein“, ist הוה Heve (Eva), und dies ist die weibliche Form von

---

[52]) Die Wörter in Klammern sind keine Beifügungen von uns, sondern stehen im Original. v. R.

[53]) Man liest bei Sanchuniatho: der Gott der Juden genannt Ἰευω, Ieuo [CLXVII].

יהוה und derselbe Name wie Hebe die griechische Göttin der Jugend und die olympische Braut des Herakles. So wird der Name Jehovah noch deutlicher in seiner primitiven doppeltgeschlechtlichen Bedeutung.[54])

Und Bd. II, S. 132:

Jehovah, oder Jah-Hovah, bezeichnend männliches Leben und weibliches Leben, — erst androgynisch, dann in Geschlechter geteilt — ist in dieser Auffassung gebraucht in der Genesis. Der Autor von „Source of Measures“ (Ralston Skinner) sagt (S. 159): Die zwei Wörter wodurch Jehovah geformt wird, zeigt deutlich die originelle Idee des mann-weiblichen des Geburtsursprunges. Der hebräische Buchstabe Jod war das membrum virile und Hovah war Eve, die Mutter von Allem, was ist, oder die Procreatrix, Erde und Natur.“[55])

Aber sie geht noch weiter. Sie schreibt (l. c.) ferner, daß „das bi-sexuelle Element sich zeigt in jeder Schöpfungs-Gottheit, sowohl in Brahma-Viraj-Vach, als in Adam-Jehovah-Eve und in Cain-Jehovah-Abel. Denn in dem „Buche des Stammbaums Adams“ wird keine Meldung getan von Kain und Abel, sondern da wird gesagt:

„Männlich und weiblich schuf er sie, und nennt ihren Namen Adam.“

---

[54]) The aspirate of the word eua [Eva] „to be“ being הוה Heve [Eve] which is the feminine of יהוה and the same of Hebe, the Grecian Goddess of youth, and the Olympic bride of Herakles, makes the name Jehovah appear still more clearly in its primitive double-sexed form.

[55]) Jehovah or Jah [Hovah] maening male life and female life first androgynous, then separated into sexes, is used in this sense in Genesis. As the author of the Source of Measures says [p. 159] „The two words of which Jehovah is composed make up the original idea of male-female of the birth originator. For the Hebrew letter Jod was the membrum virile and Hovah was Eve, the mother of all living, or the procreatrix Earth and Nature.

Und dann wird fortgefahren:

„Und Adam erzeugte einen Sohn, nach seinem Bilde und Gleichnis, und nannte seinen Namen Seth."

Nachher erzeugte er andere Söhne und Töchter, was beweist, daß Cain und Abel nur die allegorische Permutation von ihm selber waren." [56])

Und dann Bd. II S. 406: „Jehovah-Cain, der männliche Teil von Adam, der zweifache Mensch, sich selber abgeschieden habend von Eva, erzeugt in ihr Abel das erste natürliche Weib und vergoß das jungfräuliche Blut." [57]) Und auch S. 143, citiert sie aus Professor Wilder: „Der Name Hebel ist derselbe wie Eva, und seine Kennzeichen geben das weibliche. „Nach dir soll seine Sehnsucht sein," sagt der Herr Gott zu Cain, „du aber sollst über ihn herrschen." Dasselbe wurde zu Eva gesagt: „Nach deinem Manne geht deine Sehnsucht und er soll herrschen über dich." [58])

---

[56]) The bi-sexuell element [is] founded in every creative Deity, in Brahma-Viraj-Vach, as in Adam-Jehovah-Eve, also in Cain-Jehovah-Abel. For the „Book of the Generation of Adam" does not even mention Cain und Abel, but says only: „Male and female created he them . . . . and called their name Adam." Then it proceeds to say: „And Adam begat a son in his own likeness, after his image and called his name Seth." After which he begets other sons and daughters thus proving that Cain and Abel are his own allegorical permutations.

[57]) Jehovah-Cain the male part of Adam the dual man, having separated himself from Eve, creates in her Abel, the first natural Woman, and sheds the virgin Blood [Cit. of Source of Measures].

[58]) The name Hebel is the same as Eve, and its characteristic seems to the feminine. „Unto thee shall be his desire," said the Lord God to Cain, and thou shalt rule over him." The same language had been uttered to Eve: „Thy desire shall be to thy husband, and he shall rule over thee." Diese hier gebrauchten Verse sind Genesis IV, 7 und III, 16. Der erste Vers soll wie LXIV S. 38, Note 7 angegeben wird, absolut verdorben sein. Wie wir schon oben schrieben: Wenn es auch wahr sein darf, daß die

Wir wollen nun nachweisen, daß auch im Christentum Spuren des Androgynismus, wenn auch nur solche vorhanden sind.

Die Stelle aus der Apokalypsis des Johannes, worauf Frau Blavatsky sich bezieht, ist m. E. nicht an und für sich beweisend.

Apokalypsis I, 13 steht nl: Und mitten zwischen den sieben Leuchtern [sah ich] einen dem Sohn des Menschen ähnlich, in einem Gewand, das bis zu seinen Füßen herab hing, und um seine Brüste einen goldenen Gürtel tragend.[59])

Wie der Leser aus dem Citate ersieht, ist im Griechischen das Wort *μαστός* gebraucht. Es ist wahr, daß *μαστός* meistens für weibliche Brust gebraucht wird, doch sehr oft wird es auch auf männliche Brüste angewendet, wie das Etymologicum Magnum lehrt[60]).

Genesis aus verschiedenen Quellen zusammengestellt ist, so können wir aber doch nur denken, daß zur Zeit der Zusammenstellung die Auffassung die war, wie diese sei es auch noch so heterogenen Fragmente, es als eine ununterbrochene Darstellung geben; dieses gilt natürlich auch für die durch die neuere Wissenschaft als verdorben erkannten Verse. Dann aber stimmt die Auffassung der Blavatsky auch absolut, denn es steht nicht, wie auch Gunkel sagt, im Hebräischen ein weibliches Pronomen possessivum, was doch das weibliche Wort „Gier" oder „Sehnsucht" notwendig machen soll, sondern das männliche, wie es denn auch z. B. die alte holländische Synodale Bibelübersetzung wiedergibt.

59) *καὶ ἐν μέσῳ τῶν ἑπτὰ λυχνῶν, ὅμοιον υἱῷ ἀνθρώπου [εἶδον] ἐδεδυμένον ποδήρη καὶ περιεζωσμένον πρὸς τοῖς μαστοῖς ζώνην χρυσῆν.*

60) LIV v. *Μαστός. Μαστός καὶ μαζὸς διαφέρει. Μαστός μὲν γάρ ἐστιν ὁ γυναικεῖος κυρίως, διὰ τὸ εἶναι μεστὸς γάλακτος. μαζὸς δὲ ὁ ἀνδρεῖος.*

Τινες δὲ διαφόρως χρῶνται ταῖς λέξεσι.

M. E. kann man wegen dieser Stelle allein nicht so apodiktisch wie Frau Blavatsky schreiben: „In St. Johannes Vision, in der Offenbarung, ist der Logos, welcher nun mit Jesus verbunden ist, ein Hermaphrodit, denn er ist beschrieben mit weiblichen Brüsten.[61]) (XXII, Bd. I, S. 101).

Wenn aber steht Bd. II, S. 143: „Mystisch war Jesus ein Mann-weib.“[62]), so ist dies, wie wir später sehen werden, genauer.

In den verschiedenen christlichen Sekten aber, welche in den ersten Jahrhunderten des Christentums bestanden haben und seither untergegangen sind, war diese Auffassung sehr verbreitet.

So lehrt uns Origenes (CXXVII l. V. 6, 42 sqq.) daß die Naassenier unter allen Gnostikern den Menschen und den Sohn des Menschen am meisten verehren. Dieser Mensch aber ist mann-weiblich und wird von ihnen Adamas genannt. Sie haben viele und verschiedene

---

[61]) In St. John's Vision, in Revelation, the Logos, who is now connected with Jesus, is Hermaphrodite, for he is described as having female breasts.

[62]) Mystically Jesus was held to be man-woman.“ Höchst interressant ist aber die folgende Mitteilung der Blavatsky (Bd. I, S. 101 —)

In Southern India the writer has seen a converted native making pûjâ with offerings before a statue of Jesus, clad in woman's clothes and with a ring in its nose. On asking the meaning of this masquerade, we were answered, that it was Jesu-Maria blended in one, and that it was done by the permission of the Padre, as the zealous convert had no money to purchase two Statues or „idols“ as they, very properly, were called by a witness, another but a non-converted Hindu. Blasphemous this will appear to a dogmatic Christian, but the Theosophist and the Occultist must award the palm of logic to the converted Hindu. The esoteric Christos in the Gnôsis is, of course, sexless, but in exoteric Theology he is male and female.

Hymnen an ihn [63]). Dann gibt Origenes ein Beispiel einer solchen Hymne: „Von dir, Vater, und durch dich, Mutter, die beiden unsterblichen Worte Erzeugers der Aeonen, Himmelsbewohner, ruhmreicher Mensch.“ [64]) Und weiter V. 7, 43—55, spricht Origenes wie folgt: „Daß die Mutter der Götter Attis entmannte und sie ihn als Liebling hat, will sagen, daß die glückselige Natur der Hyperkosmischen und Aeonischen in der Höhe die männliche Kraft der Seele zu sich gerufen hat. Denn, sagen die Naassenier, mannweiblich ist der Mensch. . . . .
Denn die Entmannung des Attis bedeutet, daß von den irdischen Teilen der Schöpfung hier unten einige nach den aeonischen oben steigen, wo weder Weib noch Mann ist, sondern eine neue Schöpfung, ein neuer Mensch, der mannweiblich ist [65]).

Das Evangelium, worauf die Naassenier ihren Glauben gründeten, das Evangelium secundum Aegyptios sagt denn auch sehr deutlich:

---

[63]) *Οὗτοι τῶν ἄλλων ἁπάντων παρὰ τὸν αὐτῶν λόγον τιμῶσιν ἄνθρωπον καὶ υἱὸν ἀνθρώπου. Ἔστι δὲ Ἄνθρωπος οὗτος ἀρσενόθηλυς, καλεῖται δὲ Ἀδάμας παῤ αὐτοῖς.*

[64]) „*Ἀπό σοῦ πάτηρ καὶ δία σὲ μήτηρ τὰ δύο ἀθανατα ὀνοματα, αἰώνων γονεῖς πολῖτα οὐρανοῦ, μεγαλωνυμε ἄνθρωπε.*“

[65]) *Ἐὰν δὲ φησὶν, ἡ μήτηρ τῶν θεῶν ἀποκόψῃ τὸν Ἄττιν καὶ αὐτὴ τουτον ἔχουσα ἐρώμενον, ἡ τῶν ὑπερκοσμίων, φησὶ, καὶ αἰωνίων ἄνω μακαρία φύσις τὴν ἀρρενικὴν δύναμιν τῆς ψυχῆς ἀνακαλεῖται πρὸς αὐτὴν. Ἔστι γὰρ φησὶν, ἀρσενόθηλυς ὁ ἄνθρωπος. . . . . Ἀπεκόπη γὰρ φησιν, ὁ Ἄττις τουτέστιν ἀπὸ τῶν χοικῶν, τῆς κτίσεως κάτωθεν μερῶν καί ἐπὶ τὴν αἰωνίαν ἄνω μετελήλυθεν οὐσίαν, ὅπου, φησιν, οὐκ ἔστιν οὐδὲ θῆλυ οὐδὲ ἄρσεν, ἀλλὰ καινὴ κτίσις, καινὸς ἄνθρωπος, ὅ ἐστιν ἀρσενόθηλυς.*

[„Mein Königreich wird kommen] wenn . . . . Zwei Eins wird, und das Äußere wie das Innere, und das Männliche mit dem Weiblichen, weder männlich noch weiblich.“ [66])

Eine andere Secte, die der Valentinianer, gab ein System, welches mit dem der Kabbala in verschiedenen Punkten übereinstimmt. Wir glauben, daß dieses System aber von der andern Seite nur darum von der Orthodoxie so stark abweicht, weil es jede Äußerung der Gottheit des Einzigen Vaters, sich darstellt als Symbol für sich, und zwar in menschlicher Figur. Dem Inhalt der Lehre nach aber sind sie beide u. E. nicht so verschieden.

Im Anfang war Bythos ein Aeon von höchster Vollkommenheit, der vor Allem gewesen war, in unsichtbaren und unnennbaren Höhen: diesen Aeon nennen [die Valentinianer] Proarches (Vor-dem-Anfang) und Propator (Vor-dem-Vater) und Bythos (Tiefe) und dieser, unbegreiflich und unsichtbar, ewig und ohne Anfang, war in unendlicher Ewigkeit gewesen in Ruhe und Stille. Mit ihm bestand von Ewigkeit her Ennoea (Gedanke), welche sie auch Charis und Sige (Stille) nennen. Und Bythos wollte von sich aussetzen den Beginn von Allem und er brachte diesen Theil, als seinen Samen in die Gebärmutter, in die mit ihm ewig seiende Sige. Und diese nahm den Samen auf und ward schwanger, und gebar den Nus (Geist), den ihm aus sich setzenden ähnlichen und gleichen, der allein die Größe des Vaters begreift. Diesen Nus nennen sie auch Monogenes (Ein-geboren), Vater und Beginn von Allem. Mit ihm ward die Wahrheit. — Und Monogenes selber erzeugte Logos und

---

[66]) [Ἡ βασιλεία μου ἥξει] ὅταν . . . . . γένηται τὰ δύο ἕν, καὶ τὸ ἔξω ὡς τὸ ἔσω καὶ τὸ ἄρρεν μετὰ τῆς θηλείας, οὔτε ἄρρεν, οὔτε θῆλυ.
(CLXXXI, Evang. sec Äg.)

Zoe (Wort-und-Leben) und er war der Vater von Allen, die nach ihm kamen.

Und aus Logos und Zoë ward nach der Begattung der Mensch und Ecclesia [die Kirche] geboren.

Diese sind aber alle, jeder für sich, mannweiblich, denn der Propator war eins mit Ennoea durch die Begattung, und Monogenes, welche Nus ist, mit der Wahrheit; der Logos mit Zoë, und der Mensch mit Ecclesia. Logos und Zoë erzeugten, nachdem sie den Menschen und die Ecclesia erweckt hatten, noch zehn andere Aeonen, Bythius und Nixis, Ageratos und Henosis, Autophyes und Hedone, Acinetos und Syncrasis, Monogenes und Macaria. — Aber auch der Mensch und die Ecclesia erweckten zehn Aeonen: Heracletos und Pistis, Patricos und Elpis, Matricos und Agape, Aeinous und Synesis, Ecclesiasticos und Macariotes, Theletos und Sophia" [67])

Wie wir oben sahen, konnte Nus allein den Bythos erkennen, aber jeder der Aeonen strebte nach Erkenntnis des Vaters. Sophia aber, die jüngste und letzte von allen, verzehrte sich in leidenschaftlichem Verlangen nach dem Vater. „Sie brannte von der heftigsten Begierde, und jede Vereinigung mit Theletos, ihrem Gatten verschmähend, wollte sie sich, gleich dem Monogenes, mit Bythos vereinigen. Da sie ihrer Natur nach nicht für solchen Grad von Vollkommenheit gemacht war, so unternahm sie entschlossen, das Unmögliche zu versuchen, einen so heftigen und für sie so gefährlichen Kampf, daß sie sich selbst vernichtet haben würde, wenn Gott ihr nicht den Aeon Horus zu Hilfe geschickt hätte. Dieser Horus, der Genius der Begrenzung, wies nun auch die Sophia wieder in die Schranken ihres Wesens zurück und hielt sie darin fest" [CXII Bd. II, S. 85].

---

[67]) Man sehe über die Bedeutung dieser Namen weiter unten.

Dieser Horos ward vom Vater, durch den Monogenes erzeugt, ohne Gatten und mannweiblich [LXXXVIII libr. I. c. 2, 4 S. 23][68])

„Er [der Horos] wirkte auf sie vornehmlich durch den geheimnisvollen Namen Jao und die Wiederherstellung der ursprünglichen Harmonie war, wenigstens für die Person [der Sophia], bewerkstelligt" [CXII Bd. II, S. 85. — LXXXVIII lib. I c. 4, 1 S. 46].

Aber auch die anderen Aeonen waren in Disharmonie. Nus erzeugte, um auch da die Harmonie herzustellen, Christos und den heiligen Geist [LXXXVIII lib. I, c 2, 5 S. 26].

Deutlich kommt hier heraus, daß wie schon gesagt wurde, jeder mannweiblich gedacht ist. Denn den Geist als männlich zu betrachten, wie Billius in seinen Annotationes (LXXXVIII Bd. I S.542) will,[69]) ist ziemlich albern.

Gerade verschiedene Gründe, welche Matter beibringt, um den Geist als weiblich hinzustellen, beweisen, daß er mann-weiblich sein muß. Er sagt CXII Bd. I, S. 187, worauf er Bd. II. S. 86 not. 2 hinweist, daß der

---

[68]) *Ὁ δὲ πατὴρ τὸν προειρημένον Ὅρον ἐπὶ τούτοις διὰ τοῦ Μονογενοῦς προβάλλεται ἐν εἰκόνι ἰδίᾳ, ἀσύζυγον, ἀρρενοθήλυν.*

Der Herausgeber meint, daß *ἀθήλυντον* stehen bleiben muß. Die alte lateinische Übersetzung hat aber in imagine sua, sine coniuge masculo-femina. Wenn man hinter coniuge ein Komma setzt, dann entsteht der Sinn: nach seinem Bilde, aber ohne Gattin, also mann-weiblich. Bythos war doch der mit Eunoia Vereinigte und mann-weiblich; nach seinem Bilde schaffen war also den Horos mit einer Gattin schaffen. Aber Horos wurde ohne Gattin erzeugt, muß also notwendig mann-weiblich sein.

[69]) Merito hanc conjungationem ridet Tertullianus, ut turpissimam nempe duorum marium.

H. Geist ein Weib sein soll, daß im Systema des Bardesanes, (eine andere gnostische Sekte) auf den Christus, den Sohn, als Emanation folgte die Schwester und Gattin desselben „der heilige Geist“.

Häufig sei das Pneuma als Weib betrachtet, so in der Kosmogenie der Genesis:

„Das Pneuma ist dort dargestellt als schwebend über den Wassern, als Schöpferkraft,“ d. h. aber so weit wir sehen können, daß das Pneuma hier als männliche, erweckende Kraft gedacht ist. — Und S. 121, wo er das System des Symon untersucht, sagt er:

„Sie (die Schüler Simons) nannten die Ennoia merkwürdig genug „heiliger Geist und Prunikos“ andererseits gaben sie ihm den Namen „Minerva“, indem sie auf Allmutter Sophia Alles anwendeten, was die Griechen von ihrer Artemis-Selene sagten, d. h. von dem Mond als der Mutter alles irdischen Seins.“

Wir sahen schon früher, daß die Minerva der Aegypter, Neith, mannweiblich war und später werden wir sehen, daß auch die Athena und die Minerva der Römer androgynisch sind, und über den Mond als Androgyn haben wir oben schon viel gesagt.

Matter sagt dann weiter: „Die Bezeichnung des h. Geistes als Frau darf bei einem Manne, der sich vertraut gemacht hatte mit den Vorstellungen der Chochmah, der Binah, der Sephiroth im Allgemeinen, und der Sophia der jüdisch-alexandrinischen Schule insbesondere nicht befremden“ (l. c.).

Man braucht sich nur an die weiter oben gebrachte Auseinandersetzung der Kabbala zu erinnern, um zu begreifen, daß all diese Begriffe wirklich androgynisch sind.

Die Stelle des Epiphanius über die Ossenier, welche Matter citiert, beweist aber etwas anderes.

„Der H. Geist ist eine Frau, und gleicht dem Christ.“

Also entweder Christ war auch eine Frau, oder beide waren androgynisch.[70])

Auch der letzte Grund, den Matter beibringt, muß als verfehlt angemerkt werden, denn das Gebet aus den Reisen des Thomas:

Komm, heiliger Name von Christos, Name über allen Namen; komm Kraft von oben, komm vollkommene Gnade, komm, höchste Gabe!

Komm, Mutter des Erbarmens; komm, Gattin des Mannes; komm Du, die die verborgenen Mysterien offenbart; komm, Du Mutter von den sieben Häusern, damit Du in dem achtesten deine Ruhe fändest.

Komm, der Du bist älter als die fünf heiligen Glieder, — Geist, Gedanke, Betrachtung, Überlegung, Beratung, — teile dich diesen jüngeren mit; komm, Heiliger Geist, Du reinigst ihre Nieren und Herz, und verriegelst sie im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes![71])

---

70) LIII S. 25. *εἶναι δὲ καὶ τὸ ἅγιον πνεῦμα, καὶ αἰτὸ θήλειαν, ὅμοιον τῷ χριστῷ ἀνδριάντος δίκην ὑπὲρ νεφέλην, καὶ ἀναμέσον δυο ὀρέων ἑστώς.* — Oder will dieser Satz sagen, daß der H. Geist weiblich war, und daß er ebenso wie Christ, wie eine Statue auf den Wolken stand etc.?

71) *Ἐλθέ τὸ ἅγιον ὄνομα τοῦ χριστοῦ, τό ὑπὲρ πᾶν ὄνομα· ἐλθὲ ἡ δύναμις τοῦ ὑψίστου καὶ ἡ ἐυσπλαγχνία ἡ τελεία· ἐλθὲ το χάρισμα τὸ ὕψιστον· ἐλθὲ ἡ μήτηρ ἡ εὔσπλαγχνος· ἐλθὲ ἡ οἰκονομια τοῦ ἄρρενος· ἐλθὲ ἡ τὰ μυστήρια ἀποκαλύπτουσα τὰ ἀπόκρυφα· ἐλθέ ἡ μητηρ τῶν ἑπτὰ οἴκων, ἵνα ἡ ἀνάπαυσις σοι εἰς τοὺ ὄγδοον οἶκον γένηται· ἐλθὲ ὁ πρεσβύτερος τῶν πέντε μελῶν, νοὸς ἐννοίας φρονησεως ἐνθυμησεως λογισμὸυ, κοινώνησον μέτα τούτων των νεώτερων· ἐλθὲ τὸ ἅγειον πνεῦμα καὶ καθάρισον τοὺς νεφροὺς, αὐτων καὶ την καρδίαν, καὶ ἐπιστράγισον αὐτοὺς εἰς ὄνομα πατρός καὶ υἱοῦ καὶ ἁγίου πνεύματος.* (I[a] Acta Thomae c. 27.)

Mead sagt (CXIV S. 423: „Der Name ist nicht der Name „Christos“, sondern der Name oder die Macht des Christs, Seine Shakti (um einen Ausdruck der Indischen Theosophie zu gebrauchen) oder Sein Syzygia.“

Aber es heißt dann weiter: „„Der, welcher älter ist als die fünf Glieder,“ ist der Mensch, der Gatte von Sophia oder des Heiligen Geistes, Christos.“ Wir glauben, daß aus dieser Invokation des Heiligen Geistes nur zu deutlich herauskommt, daß die Gnostische Secte, welcher diese Hymne angehört, den Heiligen Geist nur als mannweiblich betrachtet haben kann. Denn der heilige Geist wird in einigen Teilen als Frau, als Mutter aufgefaßt, in anderen aber als Christos selber: älter als die fünf Glieder! Er ist also ein androgynischer Begriff, vielleicht mit einem Vorherrschen des weiblichen Prinzips. Für Christos ist er Gattin, für die Menschen aber männlich, denn er durchdringt ihre Seelen und reinigt sie.

Wenden wir uns nun wieder dem System des Valentinus zu.

Christos und Pneuma brachten das Pleroma wieder in Harmonie; alle Aeonen liebten und glichen einander, so daß die einen zu Nus, Logos, Anthropos und Christos, die anderen zu Aletheia, Zoe, Pneuma und Ecclesia wurden (CXII Bd. II, S. 86 — LXXXVIII lib. I, c. 2, 6).

Die Aeonen wollten Bythos ehren, und indem sie alles zusammenbrachten, was jeder von dem Schönsten das er in sich hat, dies alles dann in höchster Harmonie vereinigten, gebaren sie zur Ehre und Ruhm des Bythos, die vollkommenste Schönheit und den Stern des Pleroma's, die vollkommene Frucht Jesus, der Erlöser und Christos

und nach seinem Vater Logos und Pan [(All) da er aus Allen stammte] genannt wird [72]).

Sophia aber hatte in ihrer feurigen Leidenschaft aus sich selber, ohne Begattung, eine Frucht geboren, welche wie ein unausgetragenes Kind formlos und ohne Gestalt blieb.

Christos, der höhere, hatte Mitleid mit dieser Frucht und als sie durch Stauros getötet wurde, bildete er aus eigener Kraft ihre Gestalt, aber nur nach ihrer Natur, nicht nach der Erkenntnis. — Sie hat in sich etwas Unsterbliches, das von Christos und dem Heiligen Geiste in ihr zurückgelassen wurde. Deshalb wird sie mit zwei Namen benannt. Sophia nach ihrem Vater (denn ihr Vater wird Sophia genannt) und Heiliger Geist nach dem Geiste, der um Christos ist.[73])

---

72) LXXXVIII lib I, c. 2, 6. *Καὶ ὑπὲρ τῆς εὐποιίας τάυτης βουλῇ μιᾷ καὶ γνώμῃ τό πᾶν Πλήρωμα των Αἰώνων, συνευδοκοῦντος τοῦ Χριστοῦ καὶ τοῦ Πνεύματος, τοῦ δέ Πατρός αὐτῶν συνεπισφραγιξομένον, ἕνα ἕκαστον τῶν Αἰώνων ὅπερ εἶχεν ἐν ἑαυτῷ κάλλιστον καὶ ἀνθηρότατον συνενεγκάμενους καὶ ἐρανισάμενους, καὶ ταῦτα ἁρμοδίως πλέξαντας καὶ ἐμμελῶς ἑνώσαντας, προβαλέσθαι πρόβλημα εἰς τιμὴν καὶ δόξαν τοῦ Βυθοῦ, τελειότατον κάλλος τὲ καὶ ἄστρον τοῦ Πληρώματος, τέλειον καρπὸν τοῦ Ἰησοῦν, ὅν καὶ Σωτῆρα προσαγορευθὲναι καὶ Χριστὸν καὶ Λόγον πατρωνυμικῶς καὶ Πάντα, διὰ τὸ ἀπὸ πάντων εἶναι.*

73) *Οἰκτείραντά τε αὐτὴν τὸν Χριστὸν ἄνω καὶ διὰ ϶τοῦ Σταυροῦ ἐπεκταθέντα τῇ ἰδίᾳ δυνάμει μορφῶσαι μόρφωσιν τὴν κατ' οὐσίαν μόνον, ἀλλ' οὐ τὴν κατὰ γνῶσιν. . . . . . . ἔχουσά τινα ὀδμὴν ἀφθαρσιας ἐγκαταλειφθεῖσαν 'ν αὐτῇ ὑπὸ τοῦ Χριστοῦ καί τοῦ ἁγίου Πνεύματος. Διὸ καί αὐτὴν τοῖς ἀμφροτέροις ὀνόμασι καλεῖσθαι Σοφίαν τε πατρωνυμικῶς, ὁ γάρ πατὴρ αὐτῆς Σοφία κληίζεται) καί πνευμα ἅγιον ἀπὸ τοῦ περί τὸν Χριστὸν πνεύματος.*

Hieraus sehen wir wieder, daß die höhere Sophia mannweiblich gedacht war, denn der **Vater** wird Sophia genannt, ebenso aber auch die niedrige Sophia, da sie in sich hat, was Christos Heiliger Geist in ihr zurückließ.

Die niedere Sophia wird auch Achamoth genannt (LXXXVIII lib. I, c. 3, 6)[74]) und lib. I, c. 5, 3, sagt Irenaeus: Diese Mutter (Achamoth) wird auch Ogdoas, oder Sophia, oder Gea, oder Jerusalem, oder Heiliger Geist oder (männlich) Kyrios genannt[75]). Damit ist doch der absolute Beweis erbracht, daß die Sophia und der Heilige Geist wirklich mann-weiblich waren.

Diese niedrigere Sophia hat noch größere Leidenschaft nach dem Vater, und sie konnte sich nicht mit ihrem Mutter-und-Vater aufschwingen zu dem Pleroma, wohin dieser durch Horos, Christos und Pneuma zurückgeführt wurde; sie stürzte sich in das Chaos und vermischte sich mit demselben.

In dem Stande ihrer Erniedrigung wechselten in ihr Traurigkeit und Angst mit Lust und Freude. Bald hatte sie ein Vorgefühl ihrer Vernichtung, bald entzückte alle Kräfte ihres Wesens das Bild des Lichtes, von dem sie abgefallen war. Ihre heißen Begierden schenkten mehreren Wesen das Dasein, der Seele der Welt, und der Seele des Demiurgen (Schöpfers).

Endlich flehte sie zum Christos des Pleromas, daß er ihr zu Hilfe komme" (CXII Bd. II, S. 88. — LXXXVIII lib. I c 4, 4—5) und dieser schickte ihr Paracletos, den Erlöser. Er ward ihr geschickt mit den

---

[74]) *Ἡ Ἐνθύμησις τῆς ἄνω Σοφίας, ἣν καὶ Ἀχαμώθ καλοῦσιν.*

[75]) *Ταύτην δὰ την μητέρα [Ἀχαμὼθ] καὶ Ὀγδοάδα καλοῦσι καὶ Σοφίαν καὶ Γῆν καὶ Ιερουσαλημ καὶ ἅγιον Πνεῦμα καὶ Κύριον ἀρσενικῶς.*

Engeln, die so alt wie er waren. Und Achamoth deckte sich zuerst vor Scham mit einem Schleier, dann aber, als sie ihn sah, wie er mit allen reinen Früchten kam, eilte sie ihm entgegen, da sie Kraft schöpfte aus seinem Anblick. Nun bildete er sie nach der Erkenntnis und heilte ihre Leidenschaften. Er trennte diese so von ihr, daß sie nicht sorglos sein würde, es war unmöglich, sie zu vernichten, wie es bei der ersten Sophia geschah, denn hier hatten sie schon Form angenommen und waren kräftig. Er mischte die Einzelnen; erstarrte sie und brachte sie von den unkörperlichen Leidenschaften zur unkörperlichen Materie. Er gab ihr eine solche Eigenschaft und Natur, daß sie zu einfachen und zusammengestellten Körpern wurden. Dadurch entstanden zwei Substanzen, die erste böse aus den Leidenschaften, die zweite aber leidenschaftlich aus der Sehnsucht. Und darum nennt man den Erlöser den Schöpfer. Achamoth aber von ihren Leiden befreit, und in Freude vor dem Anblick der Lichte, die mit ihm waren, vor den Engeln versunken und sich sehnsuchtsvoll nach ihnen sehnend gebar Früchte nach deren Bilde — eine geistige Entbindung nach dem Bilde der Leibwache des Erlösers.[76])

So ward aus der Leidenschaft die Substanz der Materie, aus der Sehnsucht die Substanz der Psyche und Achamoth gebar selber die Substanz der Geister, die sie nach ihrem Bilde geformt hatte.

Aus der Psychischen Substanz bildete sie den Vater und den König von Allen, die ihm gleich sind d. h. die Psychischen, welche man die Rechtsseitigen nennt und jene, welche aus der Materie oder aus der Leidenschaft erzeugt wurden, welche man die Linksseitigen nennt. Und dieser hat Alles, was nach ihm kam, von seiner Mutter bewogen (was ihm unbewußt blieb), gemacht.

[76]) LXXXIII.

Darum nennt man ihm Metropator [77]) und Apator und Demiurg (Schöpfer) und Vater.

Seine Mutter wollte aber alles zur Ehre der Aeonen machen, oder besser: der Erlöser wollte durch die Mutter des Demiurgen Alles schöpfen, und somit war durch den Erlöser in ihr etwas von dem Bilde des unsichtbaren Vaters zurückgeblieben, das dem Demiurgen unbekannt war. Dieser wurde im Bilde des Sohnes des Monogenes geschaffen, die Erzengel und die Engel aber, die durch ihn gemacht werden, wurden nach dem Bilde der anderen Aeonen geschaffen. Dieser Demiurg tritt dann im System weiter auf als der jüdische Jehovah des alten Testaments. Dieser aber kennt nicht die göttliche Geistesnatur des Menschen, welche durch seine Mutter heimlich hinein gebracht worden war, und als er dann sah, daß der Mensch — Adam — ihm gleich geworden sei, stieß er ihn aus dem Paradies. —

Aber einst wird die Erlösung kommen, und diese malen die Valentinianer folgendermasen aus:

Die Valentinianer lehrten, daß man sich auf das Mysterium der Syzygia (göttliche, hier Aeonische, Begattung) legen muß. — Nicht daß die Tat ins Pleroma führen werde, aber der Samen, der nur schwach ausgestoßen wird, wird dort vollkommen werden.[78]) „Wenn aber all der Samen vollkommen geworden ist, dann wird

---

[77]) Was soll dieses heißen? Der Großvater von Mutterseite? Dies würde aber ein Unsinn sein; wir glauben daher mit dem alten Übersetzer [LIII S. 60c] daß gemeint ist: Vater-Mutter. [Metropator id est: mater et pater.] Auch Stephanos stellt diese Übersetzung als möglich hin.

[78]) Lib. I., c. 6, 4.) *ἐκ παντὸς τρόπου δεῖν αὐτοὺς ἀεὶ τὸ τῆς συζυγίας μελετᾶν μυστήριον.*

. . . . *Οὐ γὰρ πρᾶξις ἰς Πλήρωμα εἰσάγει, ἀλλὰ τὸ σπέρμα τὸ ἐκεῖθεν νηπιον μὲν ἐκπεμπόμενον, ἔνθα δὲ τελειούμενον.*

Achamoth, unsere Mutter, aus dem Orte der Mitten[79]) herauskommen und eintreten ins Pleroma, und empfangen ihren Bräutigam, den Soter (Erlöser), welcher aus Allen geworden ist, damit die göttliche Begabung des Erlösers und der Sophia, Achamoth geschehe. Diese sind dann Bräutigam und Braut, und das ganze Pleroma ist die Brautkammer.“[80]) (Man sehe Tabelle I.)

Wir glauben, daß in der Angabe des Irenaeus die folgende Änderung aus Epiphanius anzubringen sind: aus der Zusammenfügung der Aeonen aus Logos und Zoe entstehen: der Antophyes soll vereinigt werden mit Synkrasis, und der Akinetos mit der Hedone; statt Makaria soll geschrieben werden Henotes. — Dann aber wollen wir noch eine Conjectur machen, nl. daß man statt ἕνωσις (Henosis) lesen soll ἕνοσις. — Der ursprüngliche Name ist nicht zu übersetzen, machen wir aber diese Änderung, so ist dieses Paar ganz in Übereinstimmung mit den Andern, von denselben Aeoneneltern erzeugt. Denn in diesen Zehn sind immer paarweise zwei Antithesen ausgedrückt, welche zusammengefügt, eine Harmonie bilden oder besser gesagt, sich aufheben. — Diese Zehn sind erzeugt von Logos und Zoe, durch das Wort und das Leben — zusammen das Abstrakte — gegenüber, wie wir weiter unten sehen werden,

---

79) Denn sie war zwischen der Erde und dem höheren Aeonischen Himmel aber dennoch höher als der Demiurg [LXXXVIII lib. I c. 5. 3].

80) *Ὅταν δὲ πᾶν τὸ σπέρμα τελειωθῇ, τὴν μὲν Ἀχαμὼθ τὴν μητέρα αὐτῶν μεταβῆναι ἐκ τοῦ τόπου λέγουσι, καὶ ἐντος Πληρώματος εἰσελθεῖν, καὶ ἀπολαβεῖν τόν νυμφίον αὐτης τόν Σωτῆρα, τὸν ἐκ πάντων γεγονότα, ἵνα συζυγία γένηται τοῦ Σωτῆρος καὶ τῆς Σοφίας τῆς Ἀχαμώθ. Καὶ τοῦτο εἶναι νυμφίον καὶ νύμφην νυμφῶνα δὲ τὸ πᾶν Πλήρωμα.*



Die Übersetzung der Aeonen-Namen geben wir hier. Wir fü
Übersetzungen (L III.) bei und weiters noch die Conjecturen, welch

	Irenaeus.	Epiphanius.	Ursprünglicher Name bei Epiphanius.
I	Bythos		Ampsiu
	Sige, Ennoia		Aurana
II.	Nous		Butua
	Aletheia		Obukua
III	Sogos		Thargum
	Zoe		Thardadaie
	Bythius		Bukiatha
	Mixis		Saddaria
	Ageratos		Damadan
	Henosis		Oren
	Authophyes	Autophyes	Lanaphechudaplech
	Hedone	Synkrasis	Emphibokebua
	Akinetos	Akinetos	Laxariche
	Synkrasis	Hedone	Masemon
	Monogenes	Monogenes	Amuache
	Makaria	Henotes	Belimah
IV	Anthropos		Merexa
	Ekklesia		Atarbaba
	Parakletos		Uruah
	Pistis		Kesten
	Patikros		Udud
	Elpis		Kua
	Metrikos		Esslen
	Agape		Amphe
	Aeinous		Essumed
	Synesis		Uananim
	Ekklesiasticus	Ekklesiasticus	Athames
	Makariotes	Sophia	Ubinah
	Theletos	Theletos (Phoos)	Lamer oder Allora
	Sophia	Makariotes	Thardes

Namen wie dieselbe bei Epiphanius vorkommen, mit seinen
(CXII, B. II S. 83 Not. 2) darüber anstellt:

tation aus Matter zitiert, nach Anordnung bei Epiphanius.	Kurze Übersetzung der Namen bei Irenaeus und (einige) Epiphanius.
iu = substantia	Tiefe, das Unbekannte.
it = socia, sige	Stille, Gedanke, Begriff, Bekannte.
atohu = vacuum et inane	Geist.
bach = et est in ea vis	Wahrheit.
ı = interpretatio	Wort, Auffassung.
chajjah = occupatio vitae.	Leben.
atthah = tu es aperiens te	Was-in-der-Tiefe (Bythos) ist. — Das Ungemischte, Reine, das Einzelne — auch ungeordnete, chaos. —
jah = Ordo Dei	Mischung — die Ordnung Gottes.
Adon = similis est Deo	Unvergänglich.
	ἕνωσις = Vereinigung; ἔνοσις = Erschütterung (?)
a-udahhak = sibi ipsi prodiit impellente	Aus-sich-selber-entstehend.
	Was-Genuß-gibt. — Wollüstig.
h = non eversus	Unbeweglich.
nechah = voluptate afficiens	Das sich-mit-einander vereinigen.
had = factus unicus	Der Eingeborene.
h = causa primaria (Monas)	Glückseligkeit — Epiphanius = Einheit (Monas).
ez = de terra sumptus	Mensch.
bah = Art des Augapfels s, Kirche	Kirche.
h = hic est spiritus	Tröster. — Geist. Heil. Geist.
aetchen = arcus gratiae = Glaube	Glaube. — Treue.
= hic est dilectus	dem-Vater-ähnlich.
= expectare	Hoffnung. — das Erwarten, — aber auch: voller Sorgen sein.
een = pertinet ad matrem	der Mutter ähnlich.
h = mater oris oder was das eingibt = Liebe	Liebe.
ı meaed = hic est ab aeterno	das Ewige-fließende.
anin = et qui occupat (intelle-am)	das Bewustsein.
isch = perfectus vir	der zu der Kirche gehört.
= et sapientia	Glückseligkeit. — Der selbstgenügsame.
= Deus luminis	der Wollende — das Licht.
oi = quod offert unde quis ipse ufficiat	Weisheit.

Die Übersetzung
Übersetzungen (L III.

Irenaeus.

I {Bythos
Sige, Ennoia

II. {Nous
Aletheia

III {Sogos
Zoe

{Bythius

Mixis

{Ageratos
Henosis

{Authoı

Hedoı

{Akin
Synk

{Mon
Ma

IV {Anthro
Ekkle

ncreten; Mensch-und-Kirche —, denn das Wort, ffassung, Interpretation, ist die Speculation, das aber die Realität in abstracto. Und diese Beiden lann wieder erweckt durch den Geist-und-die-neit. Aber auch wie diese der Mensch-und-die e: das Concrete. In den Namen der Aeonen, welche is entstehen, glauben wir die Ordnung des Irenaeus halten zu müssen, nur für Theletes möchten wir sagen: Phoos, das Licht. In diesen Zwölfen finden dann immer: — Ein Aeon mit seiner Haupteigen-ft als Genosse oder das Symbol verbunden mit dem riffe. Wir setzen hier nochmals die Aeonen, wie sie begreifen, zusammen, damit jedem die Einheit-keit unsrer Auffassung deutlich werden kann.

Das Unbekannte und das Bekannte.

Geist und Wahrheit

Vort (Auffassung)-und-Leben	Mensch-und-Kirche.
inzeln-Mischung;Unvergänglich-rschüttert (also Vergänglich); Aus-sich-selber-entstehend (und-n-sich-selber-bestehend) — sich mit einander vereinigen; Unbeweglich (Starr) — Sehr beweglich (Wollüstig); das Ein als Gefolge, — das Ein als Ursache;	H. Geist (Symbol der) Glaube; der Väterliche (Symbol der) Sorgsamkeit, die Mutter (Symbol der) Liebe; — das Ewig-fließende (Symbol des) Bewußtseins; der zu der Kirche gehört (Priester) (Symbol der) Glückseligkeit; das Licht (Symbol der) Weisheit.

Auch mit den weiteren Ausführungen stimmt diese Auffassung: denn die Weisheit wollte das Unbekannte; das Unkennbare, kennen; da ward ihr der Horus, die grenzung, geschickt: und dieser brachte die niedere heit, d. h. die Weisheit von dem Erkennbaren, die liche Weisheit dar. — Aber das Universum war in Disharmonie und so emanierten aus -Eunoia, durch den Geist, Christos-und-

Pneuma, die beiden Mittler, der concrete und der abstracte Mittler,[81]) wodurch die Harmonie zu Stande kam. Jesus war ihr Symbol, das aus dem Abstracten und dem Concreten, der Verbindung zwischen Beiden entstanden war. Die niedere (menschliche) Weisheit machte sich dann zum Schöpfer der Erde (Demiourgos, Jaldabaoth, Jehovah) — aber wie die menschliche Weisheit unvollkommen ist, so ist es auch ihre Schöpfung: der Schöpfer, obwohl dieser, wie die menschliche Weisheit selber, vermeint allwissend zu sein. Aber wie allwissend sich auch jemand dünke, so kommt doch immer und immer wieder zum Bewußtsein, daß es eine höhere Weisheit geben muß, und dieser Gedanke, als Zusammenfassung der absoluten Realität, d. h. des Abstrakten und des Concreten, ist symbolisch durch Jesus, der warnt, daß die Menschheit nicht allwissend sein kann, und darum durch den sich Allwissend-wähnenden hingerichtet wird. — Aber am Ende der Zeiten wird die menschliche Weisheit begreifen, daß sie nur durch Jesus, d. h. durch den das Abstrakte und das Concrete in sich vereinigt habenden zur Vollkommenheit kommen kann: dann vollzieht sich die Hochzeit des Jesus mit der Sophia.

Was uns gerade in diesem System, das an und für sich schon sehr interessant ist, aufgefallen ist, das ist das Verständnis für die hohe Bedeutung der Sexualität, wenn auch die vielleicht zu drastische Ausübung im materiellen Leben für heutzutage lebende Menschen zu weit geht.

Wir wollen noch kurz aus einigen anderen Systemen die mannweiblichen Symbole anführen.

---

[81]) Man merke sich wohl: erst ist emaniert: das Abstrakte, dann das Concrete; diese sind in Disharmonie, dann emanieren sich zwei Aeonen, von denen der erste das Concrete ist, und der zweite das Abstrakte, womit das Concrete das Abstrakte , das Abstrakte das Concrete ordnete.

Unter den Valentinianern gab es wieder Sekten, so z. B. jene, welche den Bythos weder männlich noch weiblich auffaßten, andere sagten, daß er männlich und weiblich war, und gaben ihm das Geschlecht des Hermaphroditen,[82]) wie dies auch die wahren Valentinianer taten.

In Systemen anderer gnostischer Sekten haben wir folgende Ansichten:

Als erstes Prinzipium der Bythos, das glückselige reine; unendliche Licht; ihn nennen sie Vater von Allen, und ersten Mensch. Und aus ihm kam hervor Ennoia, die wieder einen Sohn gebar, den Sohn des Menschen, den Zweiten Mensch. Und unter diesen aber war der heilige Geist, und unter diesen höheren Geist, die geteilten Elemente, das Wasser, die Finsternis, die unermeßliche Tiefe, Chaos, und über diesem schwebte der Geist, welchen sie die erste Frau nannten. Dann aber jauchzte der erste Mensch mit seinem Sohn über die Schönheit des Geistes, d. h. der Frau, und sie erleuchtend, erzeugte er aus ihr das unantastbare Licht des Dritten Menschen, den man Christus nennt den Sohn des Ersten und Zweiten Menschen und des Heiligen Geistes, der Ersten Frau. Als aber der Vater und der Sohn die Frau schwängerten, die man die Mutter der Lebenden nennt, konnte sie die Größe dieses Lichtes weder ertragen noch umfassen, sie war überfüllt und aus ihrer linken Seite quoll es mächtig hervor: aus ihrer rechten aber kam der Sohn von Beiden, Christus, hervor, der, in die Höhe geführt, mit seiner Mutter unmittelbar in dem unantastbaren Aeon gezogen ward. Dieser aber ist die wahre und heilige Kirche, welche war die Benennung

---

82) *Οἵ μὲν γάρ αὐτόν ἄζυγον λέγουσι, μήτε ἄρρενα, μήτε θήλειαν, μήτε ὅλως τι. Ἄλλοι δὲ ἀρρενόθηλυν αὐτόν λέγουσιν εἶναι, ἑρμαφροδίτον φυσιν αὐτῷ περιαπτοντες* (LXXXVIII lib. I c. 11, 5.)

und die Zusammenkunft und die Einswerdung des Allvaters, des Ersten Menschen, und des Sohns, des Zweiten Menschen, und des Christus, der Sohn von Beiden und dieser Frau. Die Kraft aber, welche aus der Frau emporquoll, und welche die Befeuchtung des Lichtes ist, ward durch die Väter mit ihrem Willen abgeschnitten. Diese nennen sie Sinistra (Linke) oder Prunikus oder Sophia, oder Mannweib.[83])

Diese Sophia erweckt dann wieder einen Sohn, den Jaldabaoth. Dieser ist der Jehovah des Alten Testaments, der aber in diesem System den irdischen Mensch aus Übermut schuf. Seine Mutter, die Sophia schickte, um diesen Menschen zu retten, die Schlange ins Paradies. Später, als sie das Elend der Welt sah, bat ihre Mutter ihren Bruder, Christos, zu schicken, und die Menschheit zu erlösen. Er kam und vereinigte sich mit ihr, und ließ sich in einen irdischen Körper, den Jesus, nieder — und so wurde es im System begreiflich, wie Jesus gekreuzigt werden konnte, denn er wollte die Menschen aus der Macht Jaldabaoth's erretten. —

Wir glauben aber, daß die aus sich selber erzeugende Figur in diesem System, wenn es durch den Irenaeus vollständig beschrieben wurde, auch androgynisch dargestellt worden ist.

Als letztes Beispiel dieser Gnostischen Androgyne wollen wir das System Simons, des Magiers, schildern:

Origenes (CXXVIII, VI, 18, 58—90) schreibt: „Euch sage ich also, was ich sage, und schreibe was ich schreibe. Meine Schrift aber lautet: Zwei Auswüchse gibt es von allen Aeonen, ohne Anfang und ohne Ende, aus einer Wurzel, welche ist die Macht: Still, unsichtbar, unkennbar. Von diesen aber erscheint der Eine von oben, und dieser ist eine große Kraft, der Geist von Allem, Alles lenkend, männlich; der Andere aber, von unten, der große Gedanke, weiblich, Alles gebärend.

[83]) LXXXVIII l. I c. 30, 1—2—3.

Und sich begegnend begatteten sie sich, und brachten hervor den Mitte-Raum, die unkennbare Luft, ohne Anfang und ohne Ende. In dieser ist der Vater, der Alles unterstützt und nährt, was Anfang und Ende hat. Und, dieser ist Wer war, ist und sein wird, eine mann-weibliche Kraft, wie die von Anfang an bestehende Kraft, welche unendlich ist, ohne Anfang und ohne Ende, seiend Eines. Von dieser aber hinaustretend wird der Gedanke, welcher in der Einheit war, zwei. Er war aber Eines; in sich ihn habend war er allein, aber nicht der Erste, obwohl Er vom Anfang an bestand, erst als Er sich an sich selber zeigte, ward er der Zweite. Und nicht ward Er Vater genannt, bevor der Gedanke ihn Vater nannte.

Als Er sich selber durch sich selber erzeugte, zeigte Er sich seinen eignen Gedanken, so auch machte der erschienene Gedanke Ihn nicht, aber Ihn sehend, hüllte der Gedanke den Vater in sich, die Kraft, und er ist mannweiblich, Kraft und Gedanke; darum begegneten sie sich, denn Kraft und Gedanke sind in nichts verschieden, da sie eines sind. Aus dem Höheren wird die Kraft, aus dem Unteren der Gedanke gefunden. Und so kommt es, daß Was, von ihnen gezeigt wird, Eines seiend für Zwei gehalten wird, denn es ist mannweiblich, das weibliche in sich habend.

So ist auch der Geist in dem Gedanken nicht von einander getrennt, sie sind Eins, aber Sie werden für Zwei gehalten.

So soll Simon der Magier selber geschrieben haben in seiner Apophasis (Verkündigung).

Wir haben die ganze Stelle wieder aus dem Griechischen übersetzt, weil wir meinen, daß hier deutlich gesagt wird, was man in abstracto bei diesen Worten männlich, weiblich und mann-weiblich denken soll, und wir bitten dringlichst bei der Lesung unserer weiteren Ausführungen immer zu denken, daß man nur, wenn man



die absolut abstrakten Begriffe in körperliche Symbole übersetzt, von Androgynischem reden darf, d. h. daß die Symbole so genannt werden können, nicht aber der Mensch, welcher der Träger dieser Symbole war, also körperlich androgynisch war.

Wir schließen hiermit die Auseinandersetzung der Gnostischen Systeme ab.

Aber war denn in der Schrift d. h. in der kanonischen Bibel etwas, das den Grund für diese Philosophie in sich trug?

Auch in der Bibel, im N. Testament, sind sehr viele Stellen, welche man wirklich, wenn uns einmal die Übersetzung der abstrakten Begriffe durch körperliche Symbole geläufig geworden ist, in diesem selben Lichte erblicken kann. —

Erst wollen wir aber einige Citate von Synesius, dem Bischof von Cyrene, anführen, der kein Haeretiker war, sondern der orthodoxen Kirche angehörte.

In seiner zweiten Hymne, die er an Gott singt, lesen wir (CLXXVII):

v. 59—67. Alles hängt an deinem Ratschluß: Du bist Wurzel von Allen, die sind, und denen, die sein werden, und denen die sind! Du bist Vater, bist Mutter du Mann, du Frau! Du Stimme, du Stille! Fruchtbare Natur der Natur, du, König, Ewigkeit der Ewigkeit.[84])

---

[84]) *Τά δὲ πάντα σεῖο βουλᾶς*
Ἔχεται· συ δ'ἐισὶ ρίζα
Παρεόντων, πρότ' ἐόντων,
Μετεόντων, ἐνεόντων.
Σὺ πατὴρ, σὺ δ'εἰσὶ ματὴρ·
Σὺ δ' ἄρρην, σύ δὲ θῆλυς·
Σὺ δὲ φωνὰ σύ δὲ σιγά·
Φύσεως φύσις γονῶσα.
Σὺ δ' ἄναξ, αἰῶνος αἰῶν.

In seiner dritten Hymne finden wir noch mehrere sehr deutliche Stellen, auch in Beziehung zu der gnostischen Auffassung, aber sagt Marruettus (LXXXVIII Bd. I, S. 92): sensu quidem catholico, et ab haereticorum somniis procul dissito.

V. 145—150. Aller Vater Vater, Vater von dir selber, Vor-den-Vater, Ohne-Vater, Sohn von dir selber, Einheit eher als die Einheit, Samen von dem was ist.[85])

V. 161—162. Vater der Ewigkeiten, Leben der Ewigkeiten.[86])

V. 180—189. Ein und All, Ein von Allen, und Ein vor Allen, Samen von Allen, Wurzel und Zweig, Natur, in den Vernünftigen, weiblich und männlich. Mystischer Geist der dies und das sagt, unaussprechbare Tiefe.[87])

Und aus Hymnus Quartus:

---

85) *Πατέρων πάντων*
Πάτερ, αὐτοπάτωρ
Προπάτωρ, ἀπάτωρ,
Υἱὲ σεαυτοῦ.
Ἓν ἑνὸς πρότερον,
Ὄντων σπέρμα.

86) *Αἰωνοτόκε*
Αἰωνόβιε.

87) *Ἓν καὶ πάντα,*
Ἓν δ' ἁπάντων
Σπέρμα τῶν πάντων,
Ρίζα καὶ ὅρπαξ,
Φύσις ἐν νο-εροῖς
Θῆλυ καὶ ἄρρεν.
Μίσιας δὲ νόος
Τά τε καὶ τὰ λέγει,
Βυθὸν ἄρρητον.

V. 142—144. Samen von Allen, Samen von Allen hat dich gesät.[88])

Es wird wohl nicht nötig sein, mit Nachdruck auf die Übereinstimmung hinzuweisen, welche die griechischen Wörter mit den in den verschiedenen gnostischen Systemen gebräuchlichen zeigen; die Begriffe stimmen ebenso überein.

In den Briefen des Apostels Paulus an die Epheser lesen wir (CLXXX c. 5, V. 22—33):

„Ihr Weiber, seid euren Männern untertänig, wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christos das Haupt der Kirche, und Er ist der Retter des Körpers . . . . Ihr Männer, liebt eure Weiber, wie auch Christos die Kirche geliebt hat, und sich selber für sie hingegeben hat . . . .

So müssen auch die Männer ihre Weiber lieben, wie ihre eignen Körper. Wer sein Weib liebt, liebt sich selber. Niemand noch haßte sein eigen Fleisch, sondern er nährt und pflegt es, wie Christos die Kirche. Denn wir sind Teile Seines Körpers von Seinem Fleisch, von Seinem Bein. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und diese beide sollen im Fleische Eins sein. Dieses Mysterium ist groß; aber ich sage es in Beziehung auf Christos und die Kirche.“

Und in dem 1. Briefe an die Corinther C. 3, V. 16 heißt es: Wißt ihr nicht, daß ihr die Tempel Gottes seid? und V. 17: Die Tempel Gottes, die ihr seid, sind heilig. Und im selben Briefe C. 12, V. 27: Ihr seid der Körper Christi und jeder für sich ist ein Glied.

Finden wir hier nicht die selbe Bildersprache. Von den alten Kirchenvätern der Orthodoxie, wie auch später

---

88) *Σπέρμα τῶν πάντων*
Σπέρμά σε πάντων
᾿Εσπέρμηνε.

noch von Anderen wurden die selben Symbole gebraucht und angenommen, und die Kirche erhielt diese Tradition.

Christos war der Bräutigam, die Kirche die Braut, und sie war wirklich als Weib gedacht.

Wie Eva aus der Seite Adams gemacht war, so entstand die Kirche aus Christos Geiste, als er am Kreuze hing.

Wir citieren aus der Einleitung der Biblia Pauperum (XXa) bei der Beschreibung des XXIVten Bildes.

„Die Eröffnung der Seite Christi vor der Kreuzabnahme ist den Vätern der Augenblick des Werdens der Kirche, der Braut Christi und der Sacramente, wie Eva die Mutter der Lebendigen, aus Adam hervorging. So sagte Augustinus (Tract. 120 in Joann): Propter hoc prima mulier facta est de latere viri dormentis et apellata est vita materque vivorum. Magnum quippe significavit bonum ante magnum praevaricationis malum. Hic secundus Adam inclinato capite in cruce dormivit ut inde formaretur ei conjux quae de latere dormientis efflux.[89])

„Wie das Officium des Festum Corporis Christi uns schon so oft geführt hat, so auch hier. Innocenz VI. (1352—62) sagt (in Officio de Lancea et Clavis): Illud celebriter memorandum est, quod ipse Salvator emisso in cruce jam spiritu sustinuit perforari lancea latus suum ut inde sanguinis et aquae profluentibus undis formaretur unica et immaculata ac virgo sancta mater Ecclesia sponsa sua.[90])

---

[89]) Darum war das erste Weib aus der Seite des schlafenden Mannes gemacht, und ward genannt das Leben und die Mutter der Lebenden, was bedeutet das große Gut vor dem großen Übel des Sündenfalles. Dieser zweite Adam schlief mit gebeugtem Kopfe am Kreuze, damit dort seine Gattin hervorgebracht würde, welche aus der Seite des Schlafenden ausströmte.

[90]) Daran soll feierlich erinnert werden, daß der Erlöser selber, als Er schon am Kreuze den Geist aufgegeben hat, duldete, daß seine Seite mit einer Lanze durchbohrt werde, damit aus dem herausströmenden Blute und Wasser gebildet würde die Einzige, Unbefleckte, die Magd, die heilige Mutter Kirche, seine Braut.



Abb. 19.

„In Bezug auf das Hervorgehen der Kirche aus der Seitenwunde Christi belehrt uns der Hymnus ad Matut. des Offic. de corde Jesus.

Ex corde scisso Ecclesia
Christo jugata nascitur
Hoc ostium arcae in latere est
Genti ad salutem positum.
Ex hoc perennis gratia
Ceu septiformis fluvius
Stolas ut ille sordidas
Lavemus Agni in sanguine.[91])

„Wir brauchen kaum die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Kirche bei diesem Officium aufs Strengste der Tradition folgte."

Wir haben hier zwei Bilder aus der Biblia Pauperum beigefügt, in welchen aufs deutlichste sich dokumentiert, daß wirklich die aus der Seite Adams gebildete Eva mit dem Gefolge der Seitenwunde Christi gleichgestellt wird.

Die Abbildung 19 entstammt der Biblia Pauperum, welche in der Lyceumsbibliothek zu Constanz sich befindet (XXa, Bild XXIV). Der Text lautet:

„Femina p̄ma viri de costa cepit oriri (Das erste Weib nahmen ihren Ursprung aus der Rippe des Mannes).

Man liese in dem ersten buche Moysi: du Adam slif du nam got uz ym eyn rip un machte doruz eyn wibiznam, Adam der slofende bedutet Christum der do slummete den slof dez totiz an dem Cruice uz dez zite vloz blut un̄ wazzer zu eyme zeichen daz wir bekentn̄ daz alle sacramenten weren gevlozzen un̄ craft entpangen hetten uz der ziten Christi an dem cruicze."



[91]) Aus dem durchbohrten Herzen wird die Kirche, die Braut Christi, geboren. Diese Öffnung des Leichnams an seiner Seite ist dem Menschengeschlecht zum Heil geworden. Daraus drang hervor die Ewige Vergebung, wie ein siebenfaltiger Strom, auf daß wir unsere beschmutzten Kleider wüschen in des Lammes Blut.

Die Abbildung 20 ist auch aus XXa reproduziert und gibt eine Vorstellung wieder, welche in der Biblia Pauperum des Stiftes St. Florian vorkommt.

In der Mitte Christus am Kreuze, dessen Seite durchbohrt wird; rechts die Erschaffung Evas, wobei gerade interessant ist, daß auf diesem Bilde es scheint, als sei die Eva schon vollständig bestehend und werde nur von Adam getrennt, wie es mit der oben gegebenen Auffassung der Juden übereinstimmt. Auf dem andern Bilde ist es,



Abb. 20.

als wenn Eva aus dem Bauche des Adams heraustrete, was übereinstimmen würde mit einer unten folgenden Erzählung. — Links ist Moses abgebildet, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, denn man sagt, daß auch dieses ein Vorbild für das Mysterium der Seitenwunde Christi wäre, und dadurch wird gerade das Symbolische dieser Auffassung bewiesen.

Daß die oben citierte Stelle aus dem Briefe Paulus an die Epheser wirklich aufgefaßt war, wie wir es taten, wollen wir durch einige Citate aus XXXIIa beweisen:

de Dominica XX post Festum SS. Trinitatis. S. 637. „[Gott der Vater] machte diese Hochzeit [seinem Sohne], als Er Ihm die Braut ohne Runzeln, die Kirche, verlobt hat. Ihr aber sagt die Göttliche Weisheit: Ich habe gesucht mir eine Braut zu nehmen, und ich bin ein Liebhaber ihrer Gestalt geworden. — Diese Hochzeit wird gefeiert in der Passion Christi, da ihm, am Kreuze hängend, seine Seite durch die Lanze der Soldaten geöffnet wurde, denn wie aus der Seite des schlafenden Adams Eva gebildet war, so ist aus der Seite Christi, der am Kreuze schlief, die Kirche gebildet worden. Deshalb auch sagt der Apostel: Dieses Sakrament ist groß, ich aber sage es, in Beziehung auf Christus und die Kirche.[92]" Und weiter spricht der Orator dann über die Hoheit des Bräutigams, die Schönheit der Braut und die Feierlichkeit der Hochzeit.

In einer anderen Oration ebenfalls de Dominica XX post Festum SS. Trinitatis, sagt er (S. 613): Über Hochzeiten ist zu bemerken, daß es deren drei gibt: Fleischliche, welche sind zwischen Mann und Frau; geistliche, welche sind zwischen Seele und Christus und von welchen die evangelischen Gleichnisse reden; himmlische, welche in dem Himmel geschlossen werden.[93])

---

[92]) [Deus Pater] fecit nuptias [filio suo] quando sponsam sine ruga, Ecclesiam, desponsavit. De qua Divina Sapientia [8] ait: Quaesivi mihi sponsam assumere, et factus sum amator tormae illius. Hae quidem nuptiae factae sunt in passione Christi in cruce pendentis, quando latus suum apertum fuit lancea militis, nam sicut de latere Adae dormientis formata est Eva: ito de latere Christi dormientis in cruce formata est Ecclesia, et Christo coniuncta. Unde et Apostolus [Ephes. 5]. Sacramentum hoc magnum est, ego autem dico in Christo et in Ecclesia. —

[93]) De nuptiis hic notandum, quod sint triplices: Carnales videlicet, quae fiunt inter virum et uxorem: Spirituales, quae fiunt inter animam et Christum, de quibus et Evangelica parabola agit: Coelestes, quae fiunt in Coelo.

Verwandte Auffassungen finden wir auch noch bei Ambrosius und Origines. —

Bei diesen Kirchenvätern wird Jesus allegorisch angerufen, als Scarabaeus, und Vermis. Wir geben die ganze Stelle als Note unten wieder, wollen aber hier was in unmittelbarer Beziehung zu dieser Frage steht übersetzen:

„Er hat gerufen, wie der Scarabaeus: Gott, mein Gott, gedenke meiner, warum hast Du mich verlassen? Der gute Scarabaeus, welcher den Schmutz unseres Körpers, früher mißgestaltet und kraftlos durch die Kennzeichen seiner Tugend geändert hat. Der gute Scarabaeus, welcher aus dem Kothe den Armen aufrichtet. Er hat Paulus, der Christi halber geliebt wird, wie Koth, aufgerichtet. Er hat Job, der im Kothe saß, aufgerichtet[94])" und dann Origines in Lucam Homilia XV S. 948 b. F.: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch. Aus dem Manne und Weibe jedoch wird der Mensch geboren, ich aber bin weder aus einem Manne noch aus einem Weibe nach dem menschlichen Brauche und der Natur geboren, sondern wie der Wurm, welcher aus dem Samen, der

---

[94]) Ambrosius IV a Comment. Lib. X. Euang. Luc. Cap. XXIII S. 220 M. & S. 221 A.-B.

Denique licet in cruce erat Dominus Jesus, supra crucem tamen regis maiestate radiabat. Vermis in cruce, scarabaeus in cruce. Et bonus vermis, qui haesit in ligno, Bonus scarabaeus, qui clamavit e ligno. Quid clamavit? Sequitur: Jesus autem dicebat, Pater dimitte illis: non enim sciunt, quid faciunt.

Pater, dimitte illis: hoc est, ne statuas illis peccatum. Clamavit latroni, Hodie mecum eris in paradiso. Clamavit quasi scarabaeus, Deus, Deus meus respice in me, quare me dereliquisti? Et bonus scarabaeus, qui latum corporis nostri ante informe atque pigrum, virtutum versabat vestigiis. Bonus scarabaeus, qui de stercore eriget pauperem. Erexit Paulum, qui propter Christum aestimatus est ut stercora. Erexit Job, qui sedebat in stercore. (Man sehe auch de Obit. Theodosii S. 123 L.)

nicht von einem andern Tiere, sondern in und aus ihnen selber, in ihren eigenen Körpern, entsteht.[95])

Diese Auffassungen beruhen wohl auf einer falschen Übersetzung des Habakuks II, 11 durch die Septuaginta, oder vielleicht besser durch deren lateinischen Übersetzer, aber dieselbe gaben doch die Überzeugung dieser Väter wieder.[96])

Wir glauben, daß dieses Alles genügend beweisend ist, um, wenn wir in Körper-Symbolen uns plastisch diese Allegorien darstellen wollen, annehmen zu müssen, daß

---

[95]) Salvator loquitur: Ego sum vermis et non homo, opprobrium hominum et objectio plebis. Videbat in matris utero immunditiam corporum, visceribus eius hinc inde vallatus terrenae aecis patiebatur angustias: unde assimilat se vermi, et dicit: Ego sum Vermis et non homo. Ex mare quippe ac foemina homo nasci solet: ego veri non ex mascula et foemina secundum ritum humanum atque naturam sed in exemplis vermis natus sum, cuius non aliunde semen, sed in ipsis, et ex ipsis in quibus coalescit corporibus, origo est. (CXXVIII.)

[96]) Die Stelle in Habakuk lautet (CLXXXIII).

Διότι λίθος ἐκ τοίχου βοήσεται καὶ κάνθαρος ἐξ ξύλου φθέγξεται αὐτά.

Κάνθαρος ward dann übersetzt durch Scarabaeus oder vermis — denn man soll auch σκωληξ in einigen Manuscripten der Septuaginta gefunden haben. —

Bei Vitruvius (CLXXXVI libr. IV c. 2) wird aber gefunden, daß cantherius Querbalken bedeutete und scheint es uns nicht unmöglich, daß es ein griechisches Wort κάνθαρος gegeben hat, daß auch Querbalken bezeichnet hat. Die Stelle des Vitruv's lautet:

Ita uti ante in Doricis triglyphorum et mutulorum est inventa ratio, item in Jonicis denticulorum constitutio propriam in operibus habet rationem: et quemadmodum mutuli cantheriorum projecturae ferunt imaginem, sic in Jonicis denticuli ex projecturae ferunt inmaginem. Itaque in graecis operibus nemo sub mutulo denticulos constituit: non enim possunt subtus cantherios asseres esse. Quod ergo, supera cantherios et templa in veritate debet esse collocatum id in imaginibus si infra constitutum fuerit mendosam habebit operis rationem.

auch im Christentum die Androgynische Idee deutlich ausgesprochen wird, und hiermit beweist gerade nach unserer wahren Überzeugung die katholische Kirche ihre tiefe Erkenntnis des Lebens[97]). Da, wie wir schon sahen, die Idee des Christus am innigsten mit der Vorstellung des Adams verknüpft war, wollen wir hier die christliche Auffassung über Adam anführen.

Wenn wir gesehen haben, daß die Juden bestimmt den Adam als Androgyn betrachteten, so haben dies die Christen meistens verworfen.

So sagt S. Augustinus: Er sagt, männlich und weiblich schuf Er sie, damit man nicht meine, daß in einem Menschen die beiden Geschlechter ausgedrückt wären, wie manchmal Menschen geboren werden, welche man Androgynen nennt.[98])

Franciscus Georgius aber schreibt in dem ersten Teil seiner Problemata, (Cit. CLXIX. Bd. II S. 35) daß der Mensch im Anfange Androgynisch erschaffen war, d. h. als ein Mensch, in dem zwei Körper; nl. männlich und weiblich am Rücken verbunden waren.[99])

Strabus verwirft aber diese Auffassung. (CLXIX l. c.): Männlich und weiblich schuf Er sie, nicht so, daß Er Adam zuerst mit beiden Geschlechtern geschaffen und gebildet hätte, wie dumme Juden phantasieren, sondern auf daß Er das Menschengeschlecht in zwei

---

[97]) Ausdrücklich erklären wir, daß der Autor nicht der katholischen Kirche angehört, sondern einer orthodox-prostestantischen Familie entstammt.

[98]) Ne quisquam arbitraretur ita factum, ut in homine singulari uterque sexus exprimeretur, sicut interdum nascuntur, quos androgynos vocant. (XII)

[99]) Homo à principio geminus, id est masculus simul et foemina creatus fuit; fueruntque, ut Plato docet, in eo coniuncti masculus et foemina per dorsum et postea secti, ut e regione coniungerentur ad prolem procreandem et in hoc Plato edoctus fuit integerrimo philosophi Mose.

Geschlechter geschieden hat, und, aus zwei Personen bestehend wollte.[100])

Cornelius a Lapide sagt (XCVIII Commentar in Genes. Kap. I, S 58 b. C. & D.): Neulich hat ein Neuerer in Frankreich versichert, daß Adam hermaphroditisch geschaffen wurde und sowohl männlich als weiblich gewesen ist. So meinte auch Platon, im Symposium, daß die ersten Menschen androgynisch gewesen wären. Aber diese Auffassung ist sehr blödsinnig, denn die Schrift sagt: er schuf nicht ihn, sondern sie, d. h. Adam und Eva: Adam schuf er männlich, Eva aber weiblich. Hieraus zeigt sich deutlich, daß dieses (d. h. männlich und weiblich schuf er sie) nur als kurze vorläufige Mitteilung gesagt wird. [101]) Auch verwirft a Lapide die Auffassung der Juden und des Franc. Georgius, welche wir oben mitgeteilt haben.

Und weiter unten dann ad Cap. II, v. 18, versuchte er zu beweisen, daß Eva buchstäblich aus der Rippe des Adam gebildet worden war (XCVIII S. 74 b. D. — S. 75 b. C.)

Auch Heidegger drückt sich wie a Lapide aus (LXXV Exercit. IV, c. XIX)

---

[100]) Masculum et foeminam creavit eos, non quod in utroque sexu ipsum Adam primum creaverit et formaverit, ut stolidi Judaei fabulantur, sed quia sexu utroque humanum genus discrevit, et consistere voluit duplici persona.

[101]) Masculum et Feminam creavit eos. Hinc novator quidam in Francia (welcher wird gemeint sein?) unper asseruit: Adamum creatum esse hermaphroditum fuisseque eum tam feminam quam masculum. Sic et Plato in Symposio censuit primos homines fuisse androgynos. Verum insulte hoc dicitur non enim dicit Scriptura creavit eum sed eos, scil. Adamum et Evam: putà Adamum creavit masculum, Evam vero feminam. Unde patet haec per anticipationem dici .... Aeque insulsum este, quod tradunt aliqui Hebraei et Franc. Georgius t. 1 probl. 29 ...

Er wie auch Bayle (XVI v. Adam) citieren den christlichen Autor Eugubinus, welcher eine entgegengesetzte Meinung ausgesprochen haben soll. Bayle sagt in Not. F.: Eugubinus meinte, daß sie mit den Seiten an einander geklebt waren, und daß sie sich in Allem gleich waren, mit Ausnahme des Geschlechts. Der männliche Körper war rechts, er umarmte den anderen Körper mit seiner Linken, wie dieser ihn mit seiner Rechten. Beide waren beseelt, und über beide kam tiefer Schlaf, als Gott Eva bilden, d. h. sie vom männlichen Körper trennen wollte.

Die Kirche verdammte solche Auffassungen völlig und nannte dieselbe Ketzerei. So ward z. B. 1208 in Paris ein Doktor der Theologie Almaricus verbrannt, welcher u. A. auch erklärt hat, daß Adam und Eva nie fleischliche Gemeinschaft gehabt haben würden, wenn sie in der Gestalt, in der Gott sie geschaffen hatte, geblieben wären, daß sie auch nicht verschiedenen Geschlechtes gewesen seien, und daß die Fortpflanzung der Menschen wie die der Engel gewesen sein würde.[102])

Im Anschluß an das Christentum wollen wir noch den großen Mystiker Jakob Böhme, den „teutonischen Philosophen“ (1575—1624) behandeln.

Seine Ansicht über die Natur Adams und Christus, und somit auch Gottes, wollen wir durch Citate aus seinen verschiedenen Werken wiedergeben:

„Adam war ein Mann und auch ein Weib, und doch der Keines, sondern eine Jungfrau voller Keuschheit, Zucht und Reinigkeit, als das Bilde Gottes. Er hatte beyde Tincturen vom Feuer und Liechte in sich, in

---

[102]) Adam et Evam nunquam carnali copula iugendos, si in statu illo in quo Deus illos condidit permansissent, verum etiam sexuum differentiam nullam, sed hominum multiplicationem aeque atque angelorum futuram asserebat [Almaricus, Parisiensis Doctor] (CLI. v. Almaricus).

welcher Conjunction die eigene Liebe als das Jungfräuliche Centrum stund, als der schöne Paradisische Rosen- und Luft-Garten, darinnen er sich selber liebte: Als wir denn in der Aufferstehung dergleichen seyn werden, wie uns Christus Matth. 13 und 22 saget: Daß wir uns weder freihen noch freihen werden lassen, sondern gleich sind den Engeln Gottes (XXIX. Cap. 18, 2).

„Adam war nackend, und doch mit der größten Herrlichkeit bekleidet, als mit dem Paradis ein gantz schön hell crystallinisch Bilde, kein Mann, kein Weib, sondern beydes, als eine männliche Jungfraw, mit beyden Tincturen in der Temperatur, als nehmlich die himmlische Matrix, im gebährenden Liebe-Feuer, und denn auch der Limbus, aus der Natur der essentialischen Feuers, darinnen in diesen beyden das erste und andere Principium der heiligen göttlichen Natur verstanden wird, da Veneris Tinctur, (als das Gebähren und Geben aus des Sohnes Eigenschafft), das Weib, als die Mutter der Gebährerin ist und verstanden wird, und die feurische Eigenschafft, aus des Vatters Eigenschafft als die Scientz der Mann verstanden wird, welche zwey Eigenschaften sich hernach in Mann und Weib geschieden haben, (XXVII, Cap. 5. 35.)

„Nun hatte der Mensch auch den Geist der Welt, denn er war aus der Welt, und er lebete in der Welt, so war nun Adam die züchtige Jungfrau, verstehe, der Geist, so ihm von Gott wurde eingeblasen, und der Geist, den er aus Natur von der Welt ererbet hatte, der Jüngling, die waren nun beyde beyeinander und ruheten in einem Arm (XXX, Cap. 12, 40).

„Nun war Adam doch nur einer und in solcher großen Herzlichkeit innestehend, als ein gantz Gleichnüss nach Gott in Würcken, Leben und Gebähren: Gleich wie Gott alle Dinge aus seiner Einigkeit gebohren hatte, und im Fiat, welches in allen Dingen war, in sein

Bilde nach der Eigenschafft geschaffen (XXVI, V. 356), so hätte Adam mögen magisch nach göttlicher Art gebähren, wie Gott die Creatur gebahr, und ins Sichtbahre darstellete: denn die Matrix der Vermögenheit war in ihm (XXVI, 357).

„So wäre die Magische Gebuhrt also geschehen, nicht durch einen sonderlichen Ausgang von Adams Leibe, wie jetzunder, sondern wie die Sonne das Wasser durchscheinet, und nicht zureißet, also wäre der geistliche Leib als die Gebuhrt ausgegangen, und im Ausgehen substantualisch worden ohne Mühe und Noht, in einer großen Freudenreich und Wohlthun wäre das Geschehene, auff Art, wie die beyde Saamen Mannes und Weibes in ihrer Conjunction einen freudenreichen Anblick empfahen: Also wäre auch die Magische Schwängerung und Gebuhrt gewesen ein Jungfräuliches Bild, nach dem ersten ganz vollkommen (XXIX, Cap. 18, 10.)

„Denn Adam ward vierzig Tage versucht im Paradies, im Garten Eden, vorm Versuch-Baum, ob er könte bestehen, daß er seine Anneiglichkeit setzete ins Hertze Gottes, und ässe alleine vom Verbo Domini, so wolte Gott ihme (seinem Leibe) geben von himmlischen Limbo zu essen, daß er ässe im Maule, und nicht in Leib. Er sollt aus ihm geboren der Jungfrawen Kind, denn er war kein Mann und auch kein Weib: Er hatte die Matrix, und auch den Mann in sich, und sollte gebähren auss der Matrix die Jungfraw voller Zucht und Keuschheit Zerreissung seines Leibes (XXX, Cap. 12, 10).

„Als aber Gott erkannt, daß der Mensch nicht bestehen würde, daß er je nach Bösem und Gutem imaginiret und lüsterte, sprach Gott: Es ist nicht Gut, daß der Mensch alleine sey, wir wollen ihm eine Gehülffin machen, die um ihn sey. Dann er sahe wohl

daß Adam nicht konnte magisch Gebähren, weil seine Lust in die Eitelkeit einging.

„So sagt nun Moses: Und er ließ einen tieffen Schlaff auf ihn fallen, und er entschlieff. Das ist: Weil er nicht wolte im Gehorsam der Göttlichen Harmony bleiben, in den Eigenschaften, daß er hätte als ein Werckzeug dem Geiste Gottes stille gehalten: So lief er ihm von der Göttlichen Harmony in eine eigene Harmony fallen als in die auffgewachten Eigenschafften, in böse und gut: Da hinein ging der seelische Geist.

„Allda starb er in diesem Schlaf der Englischen Welt abe und fiel dem äußeren Fiat heim: Und war jetzt geschehen um das ewige Bild nach Gottes Gebährung. Allhie lag seine Engels-Gestalt und Macht zu boden, und fiel in Ohnmacht: So machte Gott durch Fiat das Weib, auß Veneris Matrice, das ist aus der Eigenschafft darinnen Adam die Gebährerin in sich hatte aus ihm auss einem Leibe zween und teilte die Eigenschafften der Tincturen, als im Element das wässerische und feuerische Gestirn, nicht ganz im Wesen, sondern im Geist; als die Eigenschafften der wässerischen und feurischen Seele, und da es doch nur eine ist; aber die Eigenschafft der Tinctur war getrennet. Die eigene Liebe-Begierde ward Adam genommen, und in ein Weib formiret nach seines gleichen. Und darum begehret nun der Mann so hefftig des Weibes Matricem; und des Weib begehret des Mannes Limbum, als das Feuer-Element, den Urstand der wahren Seele, darinnen des Feuers Tinctur verstanden wird. Dann die zwey waren in Adam eines, und darinn stund die magische Gebuhrt. (XXXa lib. V, Cap. 2, 16—18).

„Adam hat sich in seiner Vollkommenheit an den Thieren vergafft. Dieweil er Mann und Weib war, und die Magische Schwängerung in sich hatte, und sich in Thierische Lust eingeführet, beydes nach thierischen



Essen und Gebähren. Also hat im auch das Fiat in derselben Lust gefangen, und also in seinem Schlaffe geformet wie die Lust war; und jedes Glied an seinem Orte zur Conjunction der viehischen Vermischung geformet, denn eine jede Begierde hat ihren Mund zur Offenbahrung bekommen. (XXIX Cap. 19, 25.)

„Bey der Formirung der Evae ist die gröste Geheimnüß zu verstehen, denn man muß die Gebuhrt der Natur und Menschlichen Urstand gantz inneglich verstehen und ergreiffen, wil man den Grund sehen: denn sie ist der halbe Adam nicht von Adams Fleisch gantz genommen, sondern aus seiner Essentz, aus dem weiblichen Theile: Sie ist Adams Matrix.

15. Von Adams Fleische und Beinen ist nicht mehr zum Weibe kommen, als die Rippe in seiner Seiten, und das halbe Creutz am Kopffe welches des Lebens Geburtcreutz war, daran Christus den Tod zerbrach. Die Matrix des himmlischen Theils war in Adam Magisch das ist schwebende in der Essentz aber das äußere Teil der äußeren Welt war eingefleischet und waren beyde miteinander verbunden, gleichwie die Zeit mit der Ewigkeit.

16. Also ward Adam aus seiner Essentz die weibliche Eigenschafft im Fiat ausgezogen als sein liebster Rosengarten, und er behielt den Limbum himmlich und irdisch noch des ewigen Vatters geoffenbahrten Eigenschafft, als der Feuer-Seelen Matricis Eigenschafft.

17. Des Mannes Limbus, den er behielt, als das Weib aus ihm gemacht ward, war des Vatters Eigenschafft nach allem Wesen, und das Weib ward aus dem Manne nach des Sohnes Eigenschafft, nach allen Wesen, verstehet das himmlische Theil: Darum war Christus in des Weibes Theil ein Mensch und führte des Mannes Theil wieder in die heilige Matricem ein, daß der Limbus und die weibliche Matrix wieder ein Bild

war, als eine männliche Jungfrau über und in allen drei Principien als ein creatürlich geformeter Gott, in dem der ewige ungeformte Gott mit gantzer Fülle innen wohnete, zu gleiche in dem Geformten und außer dem Geformten. Denn also war auch Adam vor seiner Heva, und also müssen wir in Christo auch werden, wollen wir das Bild und Tempel Gottes seyn.

18. Allhie, als die Matrix der Gebährerin von Adam genommen war, ward das Weib in aller Gestalt mit solchen Gliedern zur Fortpflanzung geformiret, als sie noch heute ist, so wohl auf Adam. Denn zuvorhin, als Adam Mann und Weib war, dörffte er der Glieder kleines, denn seine Geburt war magisch, seine Schwängerung wäre in der Matrice schwebende, durch Imagination geschehen, denn das Verbum Fiat war in dem offenbahrt.

19. Und anstatt der weiblichen Matrix ward Adam der thierische Madensack der Därmen angehänget . . . . so wohl auch dem Weibe anstatt des himmlischen Limbi. (XXIX, Cap. 19, 14—19.)

83. Als nun Adam und sein Weib hatten von der irdischen Frucht gegessen, schämeten sie sich vor einander, denn sie wurden gewahr der thierischen Glieder ihres Leibes Fortpflanzung, und sie brachen Stauden ab, und hielten sie vor die Scham: Und die Stimme Gottes gieng im Garten hoch in ihrem Gemüthe, und sie versteckten sich unter die Bäume im Garten.

84. Alhier sehen wir klar und greifen es ja, daß Gott im Anfang nicht eine solche Bildniß mit thierischen Gliedern zur Fortpflanzung hatte geschaffen. Denn was Gott schaffet zur Ewigkeit, davor ist keine Schame. Auch so wurden sie erst gewahr, daß sie nacket waren.

„85. Und ist an diesem Orthe nichts greiflichers als daß man siehet und erkennet, daß Adam vorm Schlaffe vor seinem Weibe keine thierische Gestalt gehabt hat.



Denn er war weder Weib noch Mann, sondern eine Jungfraw ohne thierische Gestalt. Er hatte keine Scham und Brüste, er durffte sie auch nicht. Er hatte gebohren in Liebe der Zucht, ohne Wehe oder Eröffnung seines Leibes, eine Jungfraw, wie er war, und wäre müglich gewesen, daß das ganze Heer der englischen Menschen, wäre aus einem Brunnen aus einem ausgegangen, wie bey den Engeln, so er in der Versuchung wäre bestanden. (XXX. Cap. 17, 83—86.)

„Die Menschwerdung Christi ist ein solch Mysterium, davon die äußere Vernunfft nichts weiß, denn sie ist in allen dreyen Principien geschehen und mag nicht ergründet werden, man kenne dan den ersten Menschen in seiner Schöpffung vorm Falle gründlich, denn Adam solte den andern Menschen aus sich selber dem Charakter der H. Dreifaltigkeit, aus sich gebähren, in dem der Name Jesus eingeleibet stund, aber es konnte nicht seyn. Darumb muste ein anderer Adam kommen, deme es möglich war, denn Christus ist das jungfrawliche Bild mit dem Charakter der H. Dreyfaltigkeit: Er ist empfangen in Gottes Liebe und gebohren in diese Welt; Adam hatte Göttliche Wesenheit, und seine Seele war aus dem ersten Principio aus des Vatters Eigenschafft, die solte sich mit der Imagination richten in des Vatters Hertze, als ins Wort und Geist der Liebe und Reinigkeit, und essen von der Liebe Wesenheit, so hätte sie Gottes Wesen im Wort des Lebens an sich behalten, und wäre mit der Krafft auss dem Hertzen Gottes geschwängert worden, davon sie denn auss sich sellber in ihrer Wesenheit imaginieret und ihre Wesenheit selber geschwängert hätte, daß also wäre ein gantzes Gleichniß nach dem ersten Bilde durch Imagination und der Seele Willen Einergeben entstanden, und in der Krafft der Wesenheit empfangen worden (XXVIII, Buch I, Cap. 10, 2.)

„Und ist uns erkänntlich, daß weil der erste Adam seine Imagination hat in die Irrdigkeit gesetzt, und irrdisch worden, auch solches wider Gottes Vorsatz gethan, dennoch Gottes Vorsatz bestehen muste. Denn allhier setzte Gott seinen Vorsatz in Adams Kind und führete seine Imagination in die verderbte Bildnüß und schwängerte dieselbe mit seiner göttlichen Krafft und Wesenheit, und wendete umb der Seelen willen aus der Irrdigkeit in Gott, daß Maria eines solchen Kindes schwanger ward, als Adam solte schwanger werden, welches die eigene Vermögenheit nicht thun konte, sondern sanck nieder in den Schlaff, als in die Magiam, da denn das Weib aus Adam gemacht ward, welches nicht solte gemacht werden, sondern Adam solte sich in Veneris Matrice selber schwängern und Magisch gebähren (XXVIII, Buch I, Cap. 10, 4).

„Die Zerbrechung Adams seiner Essentz, als das Weib ward aus ihme genommen, ist die Zerbrechung des Leibes Christi an Creutze. . . . .

„7. Und als Christus am Creutz, unser jungfräulich Bild wieder erlösete vom Manne und Weibe, und mit seinem himmlischen Blute in Göttlicher Liebe tingirte; als er diß vollbracht hatte, so sprach er: Es ist vollbracht. (XXIX Cap. 19, 6—7.)

„Christus und die Jungfrau Sophia (sind) nur eine Person, als die wahre männliche Jungfrau Gottes, welche Adam vor seiner Heva war, da er Mann und Weib, und doch der Keines war, sondern Jungfrau Gottes. (XXIX Cap. 50, 48.)

„Wenn wir Christum sehen, so sehen wir die H. Dreyfaltigkeit in einem Bilde: seine Creatur ist ein Bilde gleich und auß uns Menschen, unser Hoherpriester und König, unser Bruder, unser Immanuel. Seine Krafft ist unsere Krafft, sind wir aber auß Gott im Glauben an ihn wiedergebohren: Er ist uns nicht frembde oder schrecklich, sondern

ist unser Liebe-Tinctur: Er ist mit seiner Krafft unserer Seele Erquikkung, unser Leben, und unserer Seelen-Wonne. Wenn wir ihn finden, so finden wir unseren Gehülffen, gleich wie ihn Adam finden solte, und er ließ sich betriegen und fand endlich eine Fraw, da sprach er: Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und Beine von meinem Gebeine, und er nahm sie zu sich zu einer Gesellin.

„24. Also wenn ihn unsere Seele findet, so saget sie: Das ist meine Jungfraw, die sich in Adam hatte verloren, da ein irdisches Weib aus ihr ward, jetzt habe ich, meine liebe Jungfraw aus meinem Leibe wieder funden, nun wil ich die nimmermehr von mir lassen, sie ist meine, mein Fleisch und Blut, meine Stärcke und Krafft, die ich inAdam verlohr, O ein freundlich halten! freundlich inqualiren! Schönheit, Frucht, Kraft und Tugend. (XXVIII, Buch I Capitel 9, 23—24.)

„Aber den ledigen Jungfrawen und Mannen ohne Frawen ward gesagt, so wohl den Wittiben, daß sie den Bund Christi zum Gemahl haben, vor deme sollen sie züchtig und demühtig seyn, denn Christus ist des Mannes Braut, seine züchtige Jungfraw, die Adam verlohr, und ist auch der ledigen Jungfrawen und Wittiben der Bräutigamb, denn seine Mannheit ist ihre Mannheit, daß sie also vor Gott als eine männliche Jungfraw erscheinen. (XXVIII Buch I, Cap. 7, 16.)

„Von Adam haben wir alle den Tod geerbet, von Christo erben wir das ewige Leben: Christus ist das jungfräwliche Bild, das Adam auß sich solte gebähren mit beyden Tincturen. Weil er aber nicht konte ward er zertheilet, und muste durch zweene Leiber gebähren, biss der Siloh kam, das ist, der Jungfrawen Sohn, welcher auss Gott und Menschen gebohren ward. (XXVIII Buch I, Cap. 11, 6.)“

Wir haben Böhme selber reden lassen, und glauben, daß er ohne Commentar verstanden werden kann. Wir

wollen nur darauf hinweisen, wie viel verwandte Begriffe, wir schon in allen bisher behandelten Systemen gefunden haben.

Wir teilen ferner noch eine Vision aus späterer Zeit mit, um zu zeigen, wie sich eine Seherin Adam und Christus gedacht hatte. Antoinette Bourignon, geboren 1616, gestorben 1680, eine höchst interessante Frau, die, wie es scheint, sehr religiös und sehr woltätig war, von der verschiedene Priester sagten, daß sie wirklich den H. Geist in sich hat (XXXIII, Bd. I,' aus beigefügtem Briefe), schrieb, als sie in Amsterdam (1667) war, ein Buch: Le nouveau Ciel et la noveau Terre. Hierin beschreibt sie Adam folgendermaßen:

XXXIII, Bd. II, ch. XXI, S. 315, 316. Adam, der erste Mensch, [hatte] einen Körper, reiner und durchscheinender als Kristal, ganz Licht und so zu sagen schwebend. Man sah wie durch und in diesem Körper Ströme und Bäche von Licht, aus allen seinen Öffnungen heraus strömten. Die Ströme, Flüssigkeiten von aller Art, von allen Farben, sehr lebhaft und ganz klar, waren nicht nur von Wasser oder Milch, sondern auch von Feuer, Luft und anderen Stoffen. Seine Bewegungen ließen wunderschöne Harmonien hören, Alles gehorchte ihm, Nichts widerstrebte ihm oder konnte ihm schaden. Er war größer als die heutigen Menschen mit kurzlockigen Haaren, die einen Stich ins Schwarze hatten, die Oberlippe mit etwas Flaum bedeckt, und statt mit thierischen Theilen, die man nicht nennt, war er so gebildet, wie unsere Körper im ewigen Leben sein werden, und wovon ich nicht weiß, ob ich es sagen darf: Er hatte in dieser Region etwas, das wie die Nase des Gesichtes gebildet war, und dasselbe war eine Quelle von wunderherrlichen Düften und Gerüchen und aus demselben sollten auch die Menschen herauskommen, deren Principien er alle in sich trug. Denn er hatte in seinem

Bauche einen Strom, worin kleine Eier entstanden und einen andern Strom voll von Flüssigkeit, welche diese Eier befruchtete. Als dann der Mensch sich erhitzte in der Liebe für seinen Gott, machte sein Verlangen, daß es auch andere Wesen wie er geben würde, um jene große Majestät zu loben, lieben und anzubeten, durch das Feuer seiner Liebe für Gott, daß diese Flüssigkeit sich verbreitete über ein oder mehrere dieser Eier, mit unbegreiflicher Wollust; und dieses befruchtet gewordene Ei ging kurze Zeit später durch die Öffnung hinaus, ein Ei, woraus später ein vollkommener Mensch entstand. So wird im ewigen Leben eine heilige unendliche Fortpflanzung sein, ganz anders wie jene, welche die Sünde durch das Weib gebracht hat, welches Gott gebildet hat aus dem Menschen, dadurch, daß er aus den Seiten Adams das Eingeweide, welches die Eier enthält und das Weib besitzt, herausnahm, woraus auch heute noch in ihr die Menschen geboren worden, wie die neueren Untersuchungen der Anatomie lehren. Der erste Mensch, den Adam allein aus sich selber in seinem glorreichen Staate erzeugte, ward durch Gott ausgewählt, der Thron der Gottheit zu sein, das Organ und das Instrument, wodurch Gott sich mit dem Menschen ewig verbinden wollte, und dieser war Jesus Christus. [103])

---

[103]) Adam, le premier homme, [avoit] le corps plus pur et plus transparent que le cristal, tout léger et volant pour ainsi dire; dans lequel et au travers duquel on voyoit des vaisseaux et des ruisseaux de lumière qui penetroit du dedans en dehors par tous ses pores, des vaisseaux, qui rouloient dans eux des liqueurs de toutes sortes et de toutes couleurs, très-vives et toutes diafanes, non seulement d'eau, de lait, mais de feu, d'air, et d'autres. Ses mouvements rendoient des harmonies admirables tout luy obéissoit, rien ne luy resistoit et ne pouvoit luy nuire. Il étoit de stature plus grande que les hommes d'à present: les cheveux courts, annelés, tirant sur le noir, la lévre de dessus couverte d' un petit poil: et au lieu des parties bestiales que l'on ne nomme pas, il estoit fait comme

Es wird nun Kritiker geben, die fragen werden, weshalb der Autor solche Hallucinationen citiere. Wir gaben dieselbe nur zum Beweise dafür wieder, daß immer und immer wieder dieser Gedanke des Androgynismus den Menschen bewußt wird, und auch, um anzuzeigen, wie es ja auch schon dieser Clair-voyante bekannt war, daß die religiöse Ekstase sich in das höchste körperliche Entzücken übersetzt, das wir sexuell nennen. —

In der griechischen Religion finden wir die androgynische Idee am schönsten ausgeprägt. Auch hier ist wieder die höchste Gottheit der Zeus, in der Geheimlehre wenigstens, als Mann-weib gedacht.

Man denke nur an die Orphischen Verse:

---

seront rétablis nos corps dans la vie eternelle, et que je ne sçay, si je dois dire: Il avoit dans cette region, la structure d'un nés, de même forme que celuy du visage, et c'estoit-là une source d'odeurs et de parfums admirables de là devoient aussi sortir les hommes, dont il avoit tous les principes dans soy, car il y avoit dans son ventre un vaisseau où naissoient de petits oeufs, et un autre vaisseau, plein de liqueur qui rendoit ces oeufs féconds. Et lorsque l'homme s' echauffoit, dans l'amour de son Dieu, le desir où il étoit qu'il y eust d'autres créatures que luy pour louer, pour aimer et pour adorer cette Grande Majesté faisoit répondre par le feu de l'amour de Dieu, cette liqueur sur un ou plusieurs de ces oeufs avec des délices inconcevables; et cet oeuf rendu fécond sortoit quelque temps après de ce Canal hors de l'homme en forme d' oeuf, et venoit peu après à éclore un homme parfait. C'est ainsi que dans la vie eternelle il y aura une génération sainte et sans fin, bien autre que celle que le peché a introduite par le moyen de la femme, laquelle Dieu forma, de l'homme en tirant hors des flancs d' Adam ce viscere, qui contenoit les oeufs, que la femme possede, et des quels les hommes naissent, encore à present dans elle, conformenents aux nouvelles découvertes de l'Anatomie. Le premier homme qu' Adam produisit par luy seul en son êtat glorieux, fut choisi de Dieu pour être le Trône de la Divinité l'organe et l'instrument, par lequel Dieu vouloit se communiquer eternellement avec les hommes, c'est là Jesus Christ.

Zeus war der Erste, Zeus der letzte Herrscher des Blitzes,
Zeus das Haupt, Zeus die Mitte, aus Zeus ist Alles bereitet,
Zeus ward Mann, und Zeus ward unsterbliche Jungfrau [104])

Und aus Zeus selber entstehen andere Götter, welche selber wieder androgynisch sind. Aus seinem Kopfe entsteht die Athene, die Androgynische, wie wir später unten sehen werden, aus seinem Samen, der im Schlafe ihm entfloß, entstand Agdistis, wieder ein Mann-weib, und Dionysos entstand eigentlich erst aus seinem Schenkel.[105])

Der Agdistis wird durch die Götter entmannt, und so wird er ein Weib, die Große Mutter, Kybele, und aus dem Gliede entsteht ein Mandelbaum. Als dessen Früchte gereift waren, steckte eine Tochter des Flußgottes Sangarios eine derselben in ihren Busen, ward schwanger und gebar den Attis: Und der Attis war der Liebling der Grossen Mutter[106]).

---

[104]) Die Übersetzung stammt aus Creuzer, Th. I, S. 24.

Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος, ἀργικέραυνος·
Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα, Διὸς δ'ἐκ πάντα τέτυκται·
Ζεὺς ἄρσην γένετο, Ζεὺς ἄμβροτος ἔπλετο νύμφη.

[105]) Oder aus seinem Gliede? so meint A. Maury Not. 5. S. 646, er weist auf verschiedene Analogien hin, worin Schenkel oder Hüfte für Genitalien gebraucht werden: unter mehreren Gen. 24. 2, wo Abraham dem ältesten Knechte seines Hauses, als er ihm einen Eid abnahm, sagte: „lege deine Hand unter meine Hüfte,“ was auch Gunkel (LXIV) als einen Schwur beim Zeugungsglied auffaßt. — Maury sagt: Aujourd'hui encore lorsque les Arabes veulent donner la plus grande solennité à leurs serments, ils prennent leurs parties naturelles.“ Er meint, daß vielleicht mit der Seite des Adams, woraus die Eva gebildet ward, dasselbe gemeint wird.

[106]) *Δία ὑπνωμένον ἀφιέναι σπέρμα ἐς γῆν, τὴν δὲ ἀνὰ χρόνον ἀνεῖναι δαίμονα διπλᾶ ἔχοντα αἰδοῖα, τὰ μὲν ἀνδρὸς, τὰ δὲ αὐτῷ γυναικός. ὄνομα δὲ Ἀγδίστιν αὐτῷ τίθενται;*

Denn Attis, sagt Kaiser Julian, ist ein Generations Gott. (XCI S. 113.) Er ist der Generator *καϑ'ἔξοχην*. Aber auch seiner göttlichen Erzeugungskraft ist ein Ende gesetzt: das ist die Entmannung Attis. Nachher nimmt Attis dann weibliche Formen an, und weibliche Kleider (Lucianus, dea Syric. 15), nachdem er durch die Entmannung, gestorben oder durch einen Löwen getötet, und vom Tode wieder erweckt ist.

Entsprechend ist auch der Mythus des Adonis, nur mit Ausnahme der Entmannung: aber der Adonis ist eine Androgyne.

Schon der Orphische Hymnus singt: Hör mich, den flehenden, o Viel-namiger, guter Demon, Du, mit deinen lockigen Haaren . . . . ., Du, Jungfrau und Jüngling, ... O, Adonis.[107]) Der Adonis, der Liebling der Aphrodite, aber auch die Aphrodite ist androgynisch. Wir stimmen Raoul Rochette völlig in seiner Auffassung bei, daß die beigefügte Abbildung den androgynischen Adonis darstellt. (Abb. 21.)

Erstens wird dafür sprechen, daß dieses pompejanische Gemälde ein Pendant zu einem anderen ist, welches den Tod des Adonis darstellt. Aber mehr noch spricht dafür die Anwesenheit der zweiten Androgyne, welche den Spiegel in der Hand hält, mit weiblichen Brüsten, gehüllt in weibliche Kleider und mit einem Bart, ganz über-

---

ϑεοὶ δὲ Ἄγδιστιν δείσαντες, τὰ αἰδοῖα οἱ τὰ ἀνδρὸς ἀποκόπτουσιν ὥς δὲ ἀπ'αὐτῶν ἀναφῦσα ἀμυγδαλῆ εἶχεν ὡραῖον τὸν καρπὸν, ϑυγατέρα τοῦ Σαγγαρίου ποταμοῦ λαβεῖν φασι τοὺς καρπούς. ἐσϑεμένης δὲ ἐς τὸν κόλπον, καρπός μὲν ἐκεῖνος ἦν ἀφανὴς αὐτίκα, αὐτὴ δὲ ἐκύει. (CXXXV, libr. VII, 17. S. 566.)

107) *Κλῦϑί μευ εὐχομένου, πολύωνυμε, δαῖμον ἄριστε ἁβροκόμη,* — — — — — — — — — — — — —. *κοῦρε καὶ κόρε.* — — — — — *Ἄδωνι.* (CXXIX H. LVI.)



Abb. 21. Androgynischer Adonis.

einstimmend mit der Darstellung der mannweiblichen Aphrodite, wie wir sie unten sehen werden. Und oben haben wir gesehen, daß sehr oft der Androgynismus der Götter durch die Vereinigung der weiblichen Brüste mit dem Barte demonstriert ward.

Den Androgynismus des Adonis finden wir noch begründet durch die folgende Stelle:

Ptolemaeus Hephaestius schreibt nach Photius (CXL a S. 151, 5 b): Man sagt, daß der androgynische Adonis ein Mann gewesen war für die Aphrodite, ein Weib aber für den Apollon.[108])

Und der Komiker Platon gibt, nach (XI B. X. c. 83. S. 101) den folgenden Orakelspruch an Kinyras:

„O, Kinyras, König der Cyprier mit behaarten Hinterbacken, dir ward geboren ein Sohn, der schönste und bewundernswerteste von allen Menschen. Zwei Götter werden ihn verlieren: die Erste gerudert werdend mit geheimnisvollen Rudern, der andere aber selber rudernd. — Und er meinet damit Aphrodite und Dionysos, die beide den Adonis liebten.“[109])

---

[108]) *Ὡς Ἄδωνις ἀνδρόγυνος γενόμενος τὰ μὲν ἀνδρεῖα πρὸς Ἀφροδίτην πράσσειν ἐλέγετο, τὰ θηλυκὰ δὲ πρὸς Ἀπόλλωνα.*

[109]) *Πλάτων δ'ἐν τῷ Ἀδώνιδι χρησμὸν δοθῆναι λέγων Κινύρα ὑπὲρ Ἀδώνιδος τοῦ υἱοῦ φησιν:*

Ὦ Κινύρα, βασιλεῦ Κυπρίων ἀνδρῶν δασυπρώκτων
Παῖς σοι κάλλιστος μὲν ἔφυ θαυμαστότατός τε
Πάντων ἀνθρώπων, δύο δ'αὐτὸν δαιμον' ὀλεῖτον
Ἡ μὲν ἐλαυνομένη λαθρίοις ἐρετμοῖς, ὁ δὲ ἐλαύνων.

Λέγει δὲ Ἀφροδίτην καὶ Διόνυσον· ἀμφότερος γὰρ ἤρων τοῦ Ἀδώνιδος.

Stephanus sagt *ἐρετμόν* ist im obscönen Sinne *τὸ ἀνδρεῖον αἰδοῖον*, und *ἐλαύνω* agitare, (aber hier im obscönen Sinne).

In Zusammenhang mit der Agdistis wollen wir hier die Mise kurz erwähnen, — „eine unzüchtige mannweibliche Gottheit aus dem Kreise der phrygischen Großen Mutter“, wie Tümpel sagt.

Die Orphische Hymne XLII, stellt diese Mise, zusammen mit Dionysos, (v. 1) mit der phrygischen großen Mutter (v. 6), mit Aphrodite auf Cyprus, (v. 7), und mit Isis in Aegypten (v. 9), und nennt sie: „männlich und weiblich, mit beiden Geschlechtern“ (v. 4).[110])

Später kommen wir auf diese Göttin, welche zu Zeiten noch einen Misos, oder Mismos, als männliche Form fand, bei den religiösen Gebräuchen zurück.

Zum Kreise des Zeus gehört der Ganymedes. Wir sind der Ansicht, daß auch dieser androgynisch aufgefaßt worden ist, und meinen also, daß die Stelle bei Tatianus (CLXXIX, S. 170 A 9) buchstäblich aufgefaßt werden muß, wo gesprochen wird von: Ganymedes, dem Androgynischen. — Wir sind nl. der Ansicht, daß Ganymedes abgeleitet werden muß, (wie auch das Etymologicon Magnum in V. gibt) von *γάνυσθαι* und *τὰ μήδεα.* Aber wir meinen, daß dieses letzte Wort nicht übersetzt werden muß mit: „Rath“ sondern mit: „männliche Schamteile“ — wie das Epitheton *φιλομηδής* bei Aphrodite;

---

110) XLII, *Μισης θυμίαμα στύρακα.*

V. 1. *Καλέω ναρθηκοφόρον Διόνυσον,*

V. 3. *Ἁγνήν τ' εὐιερόν τε Μίσην, ἄρρητον ἄνασσαν,*

V. 4. *Ἄρσενα κὰ θῆλυν, διφυῆ.*

V. 6. *Εἴτε καὶ ἐν Φρυγιῃ σὺν μητέρι μυστιπολεύεις,*
Ἢ Κύπρῳ τέρπῃ σὺν εὐστεφάνῳ Κυθερείῃ,
Ἢ καὶ πυροφόροις πεδίοις ἐπαγάλλεα, ἁγνοῖς
Συν σῇ μητρὶ θεᾷ μελανοφόρῳ Ἴσιδι σεμνῇ.
Αἰγύπτου παρὰ χεῦμα σὺν ἀμφιπόλοισι τιθήναις.

wenn auch der Vers bei Hesiod, worin dieses Wort vorkommt, unecht sein mag: denn was würde beim Ganymedes das Epitheton: „verständig“ bedeuten? Dieser unserer Auffassung stimmt mit der Nork's (CXXVI) überein. Wir geben seine Beschreibung hier vollständig, da dieselbe wirklich wunderschön die Figur des Ganymedes beleuchtet:

„Ganymedes (v. *γαννύναι* und *μήδεα* wie Aphrodite *φιλομηδής*) dieser durch seine Schönheit sprichwörtlich gewordene Knabe, welcher auf mehreren Bildwerken mit dem Liebesgott spielend oder beide gegenseitig im Ringen ihre Kräfte messend, dargestellt ward, ist die personifizierte Regenerationskraft; daher die Becher des Heils, die Schaale Hygieens das weibl. Geburtsorgan in der Hand; daher der Adler des Zeus, welcher mit dem sich regenerierenden Phönix verwechselt wird, (Pf. 103, 5) . . . oderZeus verwandelte sich selbst in den Adler, als er ihn entführen wollte. Zeus führte das Präd. *δενδρίτης* als starker Eichengott, also war er selbst jener Ilos (ilex v. olesco) dessen Bruder Ganymed, und auf dem *Ἴδα*, dem Berge der Zeugung, wo Zeus mit Here, Anchises mit Venus sich begattet, die drei Göttinnen um den Preis der Schönheit streiten; auf dem Ida hatte Zeus den Ganymed zum erstenmal erblickt, und war sogleich in Liebe zu ihm entbrannt. —

„Im Homer rauben die Götter überhaupt den Ganymed, eben weil sie Unsterbliche sind, denn wer im Besitze des (Leben erzeugenden, stets recreirenden) Ganymed ist, dem kann der Tod als der Gegenpol desselben nichts anhaben.

„Darum wird Ganymedes in blühender Jugend von der Erde entrückt, denn der Begriff, den er bezeichnet, ist dem Altern der Erde entgegengesetzt, wo die Macht des Todes sich ununterbrochen kund gibt, und findet seine künftige Stätte im Himmel, aus welchem mittelst

des Sonnenstrahls und des Regens die Mittel der vegetativen Wiedererzeugung herabkommt.

„Vor dem Ganymed hatte schon Hermes *οἰνοχοος*, den man als *ἰθυφάλλικος* in der Urzeit phallo erecto abbildete, das Mundschenkenamt im Olymp gehabt. (Schweighäuser zu Athen III p. 64.) Winckelmann erwähnt des Reliefs des Barberinischen Candelabers, auf welchem Mercur mit einer Schale abgebildet ist, mithin Mundschenk der Götter, über welches Amt als ein lästiges der scherzende Lucian den Gott bei seiner Mutter sich beklagen läßt (in den Göttergesprächen XXIV: *πρὶν τὸν νεώνητον τοῦτον οἰνοχόον ἥκειν καὶ τὸ νέκταρ ἐγώ ἐνέχεον.*) Hier bedenke man auch, daß der Knabe, welcher bei Hochzeiten der Braut den Krug vortrug, an den *κάδμιλος* der Mysterien, also an Hermes als *παράνυμφιος* erinnern sollte. In diesem Kruge befindet sich, wie in Hygieens Schaale — aus welcher der (phallische) Heildrache geführt wird, — das Wasser des Lebens, d. h. das neue Leben erzeugt.

„Also war Ganymed der Herden Weidende ein Wesen mit Hermes *εὐμηλος ἐνανδρος*, welcher als personifizirter Regenerationstrieb allerdings der „gute Hirte“ ist; Hermes, welcher auch geistige Wiedergeburt verleiht, wenn er als *νεκροπομπος* die Seele gereinigt wieder in den Himmel zurückführt, oder sie als Dionysus aus jener Vase trinken läßt, welche die Erinnerung an ihren himmlischen Ursprung in ihnen wieder auffrischt. Das war Bacchus puer, wie der jugendliche Gott der Lust zum Unterschiede von dem graubärtigen Silen genannt wird. Als dieser wird Ganymed durch die phrygische Mütze erkannt, welche er fast auf allen Abbildungen hat, und Phrygien besaß bacchischen Cult, in welchem die Eigenschaft des Dionysus als Spenders des wohlthätigen Naßes, welcher selbst aus einem Felsen mit seinem Thyrsus Getränk hervorlockt, besonders hervorgehoben ist. Nicht müßig

hat dann die Sage hinzugefügt: Zeus habe für den geraubten Ganymed seinen Vater Laomedon (Tzetz ad Lycophr. v. 34) mit Rossen entschädigt (Apld. III 4,9), jenen Thieren, welche wegen ihrer Schnelligkeit Sinnbilder des schnell dahinfließenden Stromes wurden (*ἵππος v. ἕπω* fließen, equus-aequor). Aber *ἵππος* bedeutete ursprünglich: Priap, folglich konnte der oben mit Priapus und Eros indentificierte Ganymedes auch gegen Rosse, als Symbole seines Wesens ausgetauscht werden. —"

Noch spricht für diese Auffassung, daß vor dem Ganymed die Hebe Schenkin der Götter war: Hebe, die Jugendblüte, die Jugendreife, früher Ganymeda genannt, (nach Pausanias libr. II c. 13). Aber Hebe will auch sagen die Schamteile, und dadurch wird doch der Zusammenhang der anderen Namen mit den Genitalien begründet.

Die Art, auf die der Androgynismus des Ganymedes dargestellt wird, beruht auf der Verbindung des durchaus männlichen Körpers mit überaus weiblicher Zartheit. Ebenso zeigen die Monumente das Androgynische Apollons: „Denn die Alten gaben einigen [von ihren Gottheiten] in mystischer Bedeutung beide Geschlechter in einem vermischt, ... und diese Vermischung ist vorzüglich dem Apollo . . . . eigen," schreibt Winckelmann (CXCIII Buch 4. Kap. 2, § 38) und Payne Knight meint, daß der Apollo Didymaeus dieser androgynische Gott ist, welchen er auf macedonischen Münzen gefunden hat, immer in androgynischer Gestalt mit den Gliedern, Locken, und dem Gesichte eines Weibes, mit dem Bogen oder dem Pfeile, oder beiden in seinen Händen[111]). Der Apollon, der Gott des Lichtes, und der Musik und

[111]) CXIII § 133 but always in an androgyneous form, with the limbs, tresses, and features of a woman, and holdes the bow of an arrow, or bolt in his hand.

Weissagung, (das Licht des Geistes), war auch der Gott der Knabenliebe, wie wir weiter unten sehen werden. Gegenüber dem Apollon steht die Artemis, als das weibliche Licht, als die Mondgöttin, — aber auch diese ist androgynisch, gerade so wie wir es oben in der Analyse des Mithras-Mitra, und der aegyptischen Religion sahen.

Als Abbildung geben wir ein aus Tischbein (CLXXXV Vol. II planch. 21.) reproduciertes Vasenbild.



Abb. 22.

Tischbein beschreibt dieses Bild:

„Der Hermaphrodit, gezogen in einem Wagen durch einen Gryph und einen Luchs, muß die Diana sein. Macrobius (Buch LIII, c. XIII) und Orpheus gaben ihr die beiden Geschlechter. Der Luchs war eins der Tiere, welche sie am liebsten jagte. Der Gryph wurde von ihr geliebt, denn unter den verschiedenen, auf den symboli-

schen Statuen der ephesischen Diana abgebildeten Figuren waren Gryphe [112]).

Die Orphiker singen von der Selene, der wahren Mondgöttin der Griechen, (Hymnus IX)

„Höre mich, königliche Göttin, Lichttragende, göttliche Selene,
Stierhornige Mene, Nachtlaufende, Tagflüchtende
— — — — — weiblich und männlich [113]).

Und wenn dann auch Mene, der weibliche Name ist, so steht der männliche Men, Deus Lunus, dieser gegenüber.

Wir werden weiter unten sehen, daß auch in dem Gottesdienste des Hercules Gebräuche vorkamen, welche mit absoluter Gewißheit anzeigen, daß in ihm eine androgynische Idee ausgesprochen war. Auch er wird oft dargestellt mit einem Becher oder Schale, oder mit dem Horne des Ueberflusses in seinen Händen, wie dieses auch beim Ganymed der Fall war. —

Auch die Dioscuren, Castor und Pollux, die Zeussöhne, waren androgynisch, und wurden schon in sehr früher Zeit so aufgefaßt. Denn Epimenides lehrte, daß sie männlich und weiblich waren, den Ewigen als Monas, die Natur als Dyas bezeichnend, denn aus dem

---

[112]) The Hermaphrodite, drawn in the car by a griffin and a lynx must be Diana. Macrobius (LIII, c. XIII) and Orpheus*) give her the two sexes. The lynx was one of the animals that she was fond of hunting. The Griffin was agreeable to her as among the different figures represented on the symbolik Statue of the Diana of Ephesus, there were griffins.

*) Hymne XXXVI. *Αρτεμιδος, θυμίαμα μάνναν. Κλῦδί μευ, ῶ βασίλεια,* . . . .
— — — — — — — — — — — — *ἀρσενόμορφε*

[113]) *Κλῦθι. θέα βασίλεια, ψαεσφόρε, δῖα Σελήνη.*
Ταυρόκερως Μήνη, νυκτιδρόμος, ἠεροφοῖτι, — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — *θῆλύς τε καὶ ἄρσην.*

Monas und dem Dyas entsteht alles körperliche und geistige Leben[114])

Wie wir früher gesehen haben, war die Neith der Ägypter mann-weiblich, auch die Athene der Griechen ward so gedacht, wenigstens in der orphischen Geheimlehre, denn sie wird in der XXXII Hymne genannt: Du bist männlich und weiblich entstanden[115]).

Wir sind geneigt anzunehmen, daß die Auffassung Creuzers (XLIV. Bd. II, S. 332 sqq.), — obwohl diese offenbar von den neueren Mythologen ganz verlassen ist — daß nämlich die Pallas in Verbindung steht mit einem höheren Phallus-begriffe, zutrifft. Dadurch wird die mannweibliche Idee der Athene im Ursprung deutlicher. (Man sehe auch S. 213) XLIV, Bd. II, S. 334: . . . . [Pallas] wachet [für die Erhaltung der Substanz der Welt], Pallas, die gerüstete, im Olympus, bekämpft die finsteren Kräfte, die Giganten, und als es den Titanen gelungen ist, den Zagreus-Dionysos zu zerfleischen, so rettet sie in seinem noch schlagenden Herzen die Substanz der Natur.“[116]) Etwas weiter schreibt derselbe

---

[114]) libr. IV, 13. *Οἱ δὲ περὶ Ἐπιμενίδην ἄρρενα καὶ θήλειαν ἐμύθευσαν τοὺς Διοσκόρους, τὸν μὲν αἰῶνα ὥσπερ μονάδα, τὴν δὲ φύσιν ὡς δυάδα καλέσαντες· ἐκ γὰρ μοναδος καὶ δυὰδος ὁ πᾶς ζωογονικὸς καὶ ψυχονικὸς ἐξεβλάστησεν αριθμός.*

[115]) *ὄρσην μὲν καὶ θῆλυς ἔφυς.*

[116]) Dieses erzählen Firmicus, de errore prof. relig. (LX S. 253) und auch Clemens (XXXIX Protrept. S. 15). Preller gibt in CXXXIV, v. Liber diese kurze Zusammenfassung: Mit der Rhea-Demeter zeugt Zeus die Persephone-Artemis-Hecate, denn diese drei Göttinnen sind nach Orphischer Lehre Eine Person, ein kosmisches Wesen, dessen Wirkungen durch die ganze Welt reichen, so wie auch Zeus Alles in Allem ist. Von diesen Eltern wird Zagreus geboren, noch ehe Persephone durch Raub des Pluton Gattin wird.

Gelehrte (XLIV, Bd II. S. 336): „Die Phallen, und [auch] die edelsten derselben, die Palladien, nachdem sie vom Himmel auf Erden geworfen waren, [stehen] als große Buchstaben für die Nachwelt aufgerichtet, als bleibende Zeichen des Lebens und des Bestehens.“ Auch fast jede Statue der Pallas Athene gibt das sehr Männliche in dem Körper deutlich an, wie schon Schorn (CLXVIII S. 206) bemerkt hat.

Nach Schol. Luc. dial. deor. 23, 1, wird, wie Herrmann in CI v. Hermaphroditos schreibt, auch dem Priapos androgyne Natur zugeschrieben. Der Priapos ist der Erzeuger *καθ' ἐξοχήν* und in dieser Beziehung kann der Androgynismus uns nicht wundern.

Der Priapos wird dargestellt, entweder als Herme, welche erst unter dem Phallus, der gewöhnlich ungemein groß ist (Man sehe die Abb. weiter unten), anfängt, der Oberleib hat die Stellung der *λόρδωσις* (CXXXIV v. Priapos) oder wie man in Clarac (XXXVIII) oder in Reinach (CLVII) nachsehen kann, als bärtige Figur, mit langem Gewande bekleidet, das er aber mit beiden Händen aufhebt und so sein erigiertes Glied zeigt. Das aufgehobene

---

Zagreus ist der Liebling des Vaters, zum Weltregimente bestimmt, der mit kindischer Hand schon mit dem Blitze spielte. Er und der Vater sind eine eng verbundene Dyas. Zagreus ist hauptsächlich *χθόνιος*, und mehr die Allegorie des Natur- und Weltlebens in seinem Wirken und Vergehen, während Zeus selbst die dauernde Substanz der Welt ist. Zeus aber, heißt es, machte ihn zum König über alle Götter, obgleich er noch jung und unmündig war. Er wird nun erzogen wie das Zeuskind aus Furcht vor der Hera umgeben von Kureten. Da schickt Hera die Titanen, die Zagreus beim Spiel überraschen. Es wird ein langer Kampf; das verfolgte Kind nahm alle möglichen Gestalten an, ehe es erlag. Die Mörder zerstückelten es, das Herz wird herausgenommen, der Körper zerteilt, gekocht und von den Titanen aufgegessen. Das Herz trägt Athene davon und bringt es dem Zeus. Dieser gibt es der Semele oder verschlingt es selbst, und so wird hernach ein anderer Zagreus, der jüngere Dionysos geboren.

Gewand ist oft mit Obst und Blumen gefüllt oder der Gott hält darin Eroten.

Wir geben hierbei vier Abbildungen von Hermaphroditen, welche sehr deutlich diese Caracteristica zeigen, obwohl wir nicht behaupten können, daß dies be-



Abb. 23.



Abb. 24.

stimmt hermaphroditische Priape sind, da das Umgekehrte nämlich priapische Hermaphrodite natürlich auch möglich wäre. Gerade Abb. 23 und 24 (Clarac 667, 1549 A. Rome Coll. Giustia, resp. 670, 1549 Paris, Mus. Royal) die beiden anderen Abb. 25 und 26, (Clarac 668,

1554 A, Stockholm, resp. 670, 1548 Rome Coll. Chablais) sind sehr demonstrativ gehalten in priapischer Gebärde.

Abb. 26 * u. ** nach zwei Bronzen im Louvre, geben auch ähnliche Haltungen: wir meinen aber, daß die ganze Auffassung hier ein Nicht-Begreifen der ursprünglichen Idee verrät, und so diese Bildchen eher zu den obscönen



Abb. 25.



Abb. 26.

gezählt werden müssen. Wir verstehen unter obscönen Bildern diejenigen, welche nur in der Absicht sexuell erregend zu wirken, verfertigt sind, nicht aber diejenigen, welche tiefen Sinn verraten, obwohl lascive Geister aus diesen Darstellungen sinnliche Erregung schöpfen können. Wir bitten sehr, diese Definition in unserer Arbeit zu berücksichtigen.

Gegenüber dem Priapos, der mehr die absolut materielle Äußerung der Liebe durch die Sexualität darstellt, wollen wir den Eros setzen.





Abb. 26*. 26**.

Der Begriff des Eros setzt u. E. eine androgynische Idee voraus: das Streben nach harmonischer Zusamm-



Abb. 27* 27** 27***

fügung kann anthropomorphisch doch nicht besser dargestellt werden als durch die Zusammenfassung beider



Abb. 28.

Begriffe, welche die Harmonie formen werden. Meistens wird denn auch der Eros dargestellt mit männlichem

Körper, aber verbunden mit der höchsten, fast weiblichen Zartheit. Aber in späterer Zeit gab es doch auch bestimmtere androgynische Darstellungen, wie durch den (LVIII)



Abb. 29.

orphischen Hymnus Eros auch als *διφυῆ* angerufen wird, also: beide Geschlechter habend. — Deutlicher tritt dieses hervor an den Abbildungen nach Terracotta-Figuren.

Die Abbildung 27 gibt drei unedierte Eroten, zwei

beflügelte und einen ohne Fügel, aus dem Museum von Altertümern in Leiden.

27* (No. S. 707) ist gefunden zwischen Cyme und Grunium, die beiden Anderen (No. L. K. A. 1024 und L. K. A. 1139) stammen aus Metropolis. Die Körperformen sind sehr weiblich mit Ausnahme des 27*** der bestimmt männlicher gehalten ist. Die beiden anderen Abbildungen sind reproduziert aus Bullet. de correspond. hellén., 6 pl. 15 (Abb. 28) und 7 pl. 17 (No. 29). Im Gegensatz zu den vollständig nackten Leidener Figuren ist Abb. 28 bekleidet mit einem kurzen Chiton, welchen der Eros mit seiner rechten aufhebt, so daß seine Geschlechtsteile sichtbar werden. Die Faltenformung in dem Chiton auf der Brust verrät deutlich weibliche Brüste und auch die Bildung der Oberschenkel ist weiblich. In Abbildung 29 ist nur ein wulstartiges Gewandstück um den Bauch gewunden, ein Motiv, das wir auch bei einem Hermaphroditen begegenen.

Ehe wir den Hermaphroditen in engerem Sinne behandeln, wollen wir die beiden Gottheiten, zu deren Kreise er gehört, und in deren Umgebung verschiedene Dämone als Hermaphroditen auftreten, behandeln.

Die erste ist der Dionysos.

Wir gaben schon oben einen Teil der Geburtsage des Dionysos. Den andern Teil wollen wir hier bringen. Semele verlangte von Zeus, daß er sich ihr in seiner vollen göttlichen Herrlichkeit zeigen möchte. Als aber der Zeus mit Blitzen und Donner auf die Erde hinabstieg, verbrannte der Palast des Kadmos und den ungeborenen Dionysos nahm der Vater Zeus und barg ihn in seiner Hüfte, aus der er später geboren ward, darum nennen ihn die Griechen *πυρίτοκος*, d. h. aus dem Feuer geboren, und *μηροτραφής*, d. h. in der Hüfte genährt. Doch wird er auch *'αρρενόθηλυς* d. h. Mann-weib genannt. Und Johannes Lydus (CIVlibr. IV, 95) fährt dann fort: So

war er von den Griechen genannt, die aber die philosophische Auffassung von ihm nicht kannten. Dieselbe ist aber: Er ist der warme Geist, der aus allem Erzeugten, von jedem geistig Lebenden zusammenbringt zum Lebendig-werden und Wachsen, von Allem was in der Welt ist. *Μηροτραφής* aber wird er genannt, weil in der Haut und in der Gegend der samenbereitenden Teile und in den Schenkeladern diejenige Substanz von jedem Lebenden gefunden wird, woraus alles geworden ist. Und mann-weiblich wird er genannt, weil, nachdem die mann-weiblich Erzeugten sich nach zwei Richtungen differentierten d. h. männlich oder weiblich wurden, jeder von Beiden aus sich selbst nichts fortbringen kann, sondern sie zusammen kommen müssen und so das Lebendige, das dadurch entsteht, erzeugen. Und sie sagen, daß er vernichtet und wieder geboren ward, weil auch Alles, was aus ihm erzeugt ist, fortwährend vernichtet wird und zum Leben wieder erweckt.[118])

---

[118]) *Διόνυσός ἐστι τὸ ἐν τῷ πυρῖ γένομενον πνεῦμα, τουτέστι, τὸ θέρμον, ὅθεν πυρίτοκος ἐκλήθη καὶ μηροτραφὴς και ἀρσενόθηλυς ὑπὸ Ἑλλήνων, ἀγνοησάντων ἐκείνων σὴν περὶ αὐτὸν φιλοσοφίαν καὶ τίς τετύχηκεν ὤν· οὗτος γάρ ἐστι τὸ θερμὸν πνεῦμα τὸ ἐκ πάσης σπορᾶς παντὸς ζῴου πνευματικοῦ συγκατατιθέμενον εἰς ζῳογονίαν καὶ αὔξησιν πάντων τῶν ἐν τῷ κόσμῳ.*

Μηροτραφὴς δὲ ἐκλήθη, ἐπεὶ ἐν ταῖς μήνιγξι και τοῖς ὄγκοὶς τοίς γονίμοις καὶ ταῖς φλεψὶ ταῖς ἐν τοῖς μηροῖς ἐγκατῴκιστα ἡ τοιαύτη οὐσία παντὸς ζῴου, ἐξ οὗ συνέστη τὸ πάντα.

Ἀρρενόθηλυς δὲ ἐρρέθη διὰ τὸ τὰς ἀρρενοθήλεις σποράς γίνεσθαι δύο, ἀρσενικὴν τε καὶ θηλυκὴν φύσιν, καὶ οὐκ ἔστιν ἕτερον ἀφ' ἑτέρου τὸ δυναμενον γεννῆσαι, εἰ μὴ ὁμοῦ ἔλθοιεν καὶ ζῳογονήσωσι τὰ ζῷα τὰ ὑπὸ τούτου δερημιουργημένα. ἀναλύεσθαί τε αὐτὸν ὑπειλήφασι και πάλιν γεννᾶσθαι, ἐπεὶ καὶ τὰ ἐξ αὐτοῦ γεννώμενα ὁμοίως ανεκλείπτως δαπανοῦται καὶ πάλιν ζῳογονεῖται.

Wir haben diese ganze Stelle des Lydus übersetzt, da wir glaubten, so am kürzesten den Begriff des Dionysos wiedergeben zu können.

Noch einmal wird der Dionysos getötet und noch einmal steht er vom Tode auf und steigt nach dem Himmel empor mit seiner Mutter, Semele, der Erdenmutter. So glauben wir, wie schon Zoëga schrieb, das Spätere aus dem Dionysosleben interpretieren zu dürfen.

Als der Dionysos auf seinen Umzügen auch nach Argos kam, wollte Perseus den bakchischen Thiasos nicht annehmen und bekriegte denselben, und Dionysos mit seinen Bakchen soll von Perseus getötet und in den Alcyonischen See von Lerna geworfen worden sein.

Wir bringen dieses nach (CI v. Dionysos sp. 1057). Die Stellen, welche er angibt, erzählen uns:

Cyrillus sagt adv.: Jul. libr. X, p. 341: daß Perseus Dionysos tötete und daß dieser in Delphi bestattet sei.

Augustinus de Civitate dei lib. XVIII, Kap. 13 Corpus script. eccles. latinor. Vol. XXXX): Nonnulli [scribunt istum Liberum] occisum in pugna a Perseo, nec ubi fuerit sepultus.

Sch. in Iliad. Ξ 319. (zitiert in Lobeck Aglaoph) sagt uns, daß man versuchte dem Perseus die höchste Ehre zu erweisen und ihn selbst über Herakles zu erheben, denn man erzählte, daß er den Gott Dionysos getötet und in den Lernaischen See geworfen hat.

Wir finden auch bei Pausanias viele Beweise für einen stattgehabten Kampf zwischen Perseus und Dionysos, welcher offenbar mit einer großen Niederlage des Dionysos endete.

Buch II, C. 20. Das Grabmal in der Nähe heißt das der Bacchantin Chorea, und man erzählt, daß diese den Heereszug der Weiber mit Dionysos nach Argos begleitete, Perseus aber, da er im Kampfe siegte, den größten Teil der Weiber tötete. Die Übrigen nun

erhielten ein gemeinschaftliches Grab. Dieser aber, da sie durch ihre Würde ausgezeichnet war, errichtete man besonders dieses Grabmal.

Und auch in Cap. 22 spricht er von einem Grabe der Weiber, welche von den Inseln des Ägäischen Meeres dem Dionysos auf seinen Heereszügen folgten und in dem Treffen gegen die Argiver und den Perseus gefallen waren und deswegen heißen sie Weiber des Meeres.

Cap. 23 aber schreibt er: [Sehenswert ist] ein Tempel des Dionysos Kresius. Man erzählt nämlich, daß ihm nach seinem Kampfe mit Perseus und nach erfolgter Aussöhnung mit demselben sowohl sonst große Ehre von den Argivern erwiesen, als auch dieser abgesonderte Platz geheiligt wurde. Des Kresius Tempel wurde er in der Folge genannt, weil er Ariadne, als sie gestorben war, hier begrub.

Diesen großen Kampf erzählt uns sehr dramatisch Nonnus (CXXV Buch. XLVII, S. 1234). Dort wird die Ariadne durch Perseus getötet: auch da kommt eine Versöhnung zwischen Dionysos und Perseus zu Stande. Uns scheint aber, daß Nonnus der Reihenfolge der Sache dichterisch etwas Gewalt angetan hat. Und auch in dem Bericht des Pausanias sollte etwas geändert werden. Wie wir oben schon anführten sagt S. Cyrillus nach dem Dichter Dinarchus, daß Perseus den Dionysos tötete. Und diese Stelle wird auch von Joh. Malala citirt (CVIII lib. II S. 45, 1 — 10.), der aber Dionysos vor Lykurgus flüchtend, in Delphi sterben läßt; und er sagt dann, „daß Dionysos nächst dem goldenen Apollon da begraben war. Das Grab war in Form einer Stufe, worauf geschrieben stand: Hier ist begraben Dionysos der Sohn der Semele. So hat der Gelehrte Philochoros geschrieben."

Eusebius führt auch an, daß er durch Perseus getötet war, wie Dinarchos, der Dichter geschrieben

hat, welcher auch das Grab in Delphi gesehen haben soll (*Χρονικ. καν.* p. 122 in Scal. thes. tempor. citirt bei Philochorus ed. Siebelis).

Wir können wohl behaupten, daß in dem Mythos der Dionysos in Archos mit seinem ganzen Heere getötet worden ist. Die spätere Versöhnung mit dem Dionysus soll nicht aufgefaßt werden als eine mit einem unter den Menschen lebenden Heros, sondern mit dem Gotte, also durch seine Priester.

Wenigstens für einen Teil wollen wir zeigen, wie dieses verstanden werden kann.

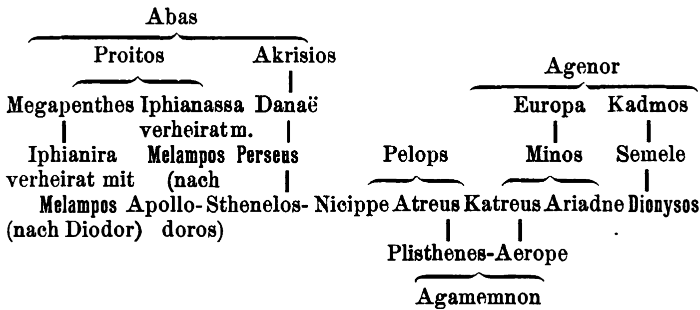
Apollodoros erzählt uns in seiner Mythologischen Bibliothek. Buch II, c. 4, 4, wie Perseus mit Danae und Andromeda nach Argos geht und wie Akrisius, der Vater der Danae, diese in ein unterirdisches, ehernes Gemach geschlossen hat, aus Furcht, daß sie geschwächt werden könnte. Denn durch einen Sohn würde er sterben, hat das Orakel gesagt. Zeus kam als Goldregen, und erzeugte mit ihr den Perseus.

Sie trafen den Akrisius, der aus Furcht Argos verlassen hat, und Perseus tötete den Akrisius beim Discuswerfen. Da Perseus aber lieber nicht in Argos, dem eigentlichen Gebiet des Akrisius herrschen wollte, tauschte er mit dem Sohne des Proitos, Megapenthes, und dieser herrschte über die Argiver, Perseus über die Stadt Tiryns. Wir sahen oben den Kampf zwischen Perseus und Dionysos, und Hesiod (cit. bei Apollodorus) erzählt, daß die Schwestern des Megapenthes, und die Weiber von Argos, weil sie die Religionsgebräuche des Dionysos mißbilligten, wahnsinnig wurden.

Der einzige, der hier retten konnte, war Melampos, der große Seher, und der erste Erfinder der Heilkunde durch Arzneikräuter und Reinigungsmittel. — Herodot sagt von ihm: (LXXX Buch II c. 49) daß er den Phallus in Griechenland eingeführt hat, sowie den Namen Dionysos

und sein Opferfest. Nur hat er nicht genau die ganze Sache erfaßt und dargestellt, sondern die Weisheitslehrer nach ihm haben es noch weiter herausgestellt sagt Herodot weiter, und dann: „[er hat] unter den Hellenen das Dionysische mit einigen Abweichungen eingeführt", und Herodot hält am meisten dafür, daß Melampus das Dionysische kennen gelernt hat durch Kadmos den Tyrier, und diejenigen, welche mit diesem aus Phönicien in das Land gekommen sind, das jetzt Boeotien heißt.

Wir geben hier einige Genealogien, insoweit sie zu unserer Sache Beziehung haben.



Nach Apollodor nun waren die argivischen Weiber unter Proitos von der Raserei besessen, und dieser König ließ Melampos kommen. Diodor Buch IV, c. 68, aber schreibt: „Melampos als Wahrsager heilte in Argos die Weiber, die durch den Zorn des Dionysos in Raserei geraten waren. Zum Dank für dieses Verdienst trat ihm der König von Argos, Anaxagoras, der Sohn des Megapenthes, zwei Dritteile des Reiches ab. Er ließ sich nun in Argos nieder und regierte [da]. Er nahm Iphianira, die Tochter des Megapenthes zur Ehe."

Diese letzte Lesung stimmt absolut mit der oben gegeben Argivischen Mythe überein: Dionysos, der jugendliche Heros in. B. zu Perseus, wird durch den Argiver verschlagen. Zur Rache schickt er dann die Raserei über

die Weiber. Und dann ruft Megapenthes, der mit Perseus die Länder getauscht hat, Melampus, den Dionysos-Priester, und dieser versöhnt die Gottheit. Melampus stammt aus Thessaliën, und in Thrakiën bestand der Dionysos-dienst schon, also aus dem Norden wird der Sühner geholt. Dann gibt Pausanias noch eine Erzählung wie der Dionysos später die Argiver schützte, und sie ein bestimmtes Bild verehrten, daß sie, als sie von Troja zurückkamen, aus Euboea mitgenommen hatten: (Buch II, c. 23) wo sie beim Vorgebirge Kaphereus Schiffbruch litten. „Da beteten sie zu einem der Götter, er möchte in der gegenwärtigen Not, ihr Retter sein und es zeigte sich ihnen sogleich, wie sie vorwärts gingen, eine Grotte des Dionysos, und eine Bildsäule des Gottes war in der Grotte, und wilde Ziegen, welche vor dem Sturme flohen, hatten sich dort gesammelt. Diese schlachteten die Agiver, speisten das Fleisch und gebrauchten die Häute zur Bekleidung.“

Der Tod des Dionysos durch Perseus wird aber offenbar von den Agivern als Tatsache angenommen.

Und dieses, so sagt Zoega, (S. 215, Not. 21) würde es sein, was die Griechen, welche fürchten, die Niederlage des Gottes außerhalb der Mysterien zu besprechen, in die folgende Erzählung umänderten:

Der Dionysos wollte seine Mutter aus der Unterwelt empor bringen und im Olympus einführen, und er sollte durch den Alcyonischen See hineingestiegen sein; den Weg aber, der hier hinabführt, soll ihm Polymnus gezeigt haben. Die Feierlichkeiten jedoch, welche alljährlich bei Nacht dem Dionysos zu Ehren auf diesem See angestellt werden, durften nicht Allen bekannt werden. So weit Pausanias.

Zoega sagt, daß Polymnus abgeleitet ist von εἵδω, somit einen Todesgenius bezeichnen soll.

Mehr über diesen Mythus, welchen Pausanias nicht erzählen darf, geben uns, mit Hyginus in seinem Poeticon Astronomicon, auch einige Kirchenväter, natürlich gemischt mit grausamen Anzüglichkeiten, welche oft ein „Nichtbegreifenwollen“ zeigen.

Der Name des Genius wird sehr verschieden gegeben: Polymnos gibt Pausanias, wie wir oben sahen, Prosymnus nennen ihn Clemens Alexandrinus (Protrept. Bd. I, S. 29) und Arnobius (Adv. Gentes libr. V, S. 176. X.) Hyginus nennt ihn Hypolipnus, was wahrscheinlich nach Wouwern und Muncker (CXXIV S. 29, Not. 12) als Polyhypnos gelesen werden muß, was dann wieder zu Zoegas Ableitung zurückbringt.

Prosymnus will dem Dionysos den Weg zeigen, aber nur unter einer Bedingung, daß er sich nämlich ihm hingibt. Und Dionysos schwur dem Prosymnos, daß er, wenn er seine Mutter herausgeführt hätte, dieses bestimmt tun würde. Als der Dionysos oben wieder heraufgestiegen war, fand er den Prosymnus tot. Und um seinen Schwur zu halten, soll er dann einen Phallus aus Feigenholz geschnitten haben und diese da gepflanzt haben, und damit den Akt, welchen er dem Prosymnus versprach, vorgenommen haben[119].

---

[119]) Wir geben hier den lateinischen Text des Arnobius wieder. (Clemens hat dieselbe Erzählung, welche dann auch Arnobius abschrieb, da Clemens griechisch schrieb, Arnobius aber lateinisch, so geben wir seine Version. Hyginus gibt diese Mythe nur bis zu dem Schwur). Arnobius' Version ist auch darum interessant, da dieselbe den kirchenväterlichen Haß gegen die griechische Religion in seiner vollen Grausamkeit zeigt.

Cum inter homines (inquiunt) esset adhuc Nysius et Semeleius Liber nosse inferos expetivit, et sub tartari sedibus quidnam rerum ageretur, inquirere sed cupiditas haec eius nonnullis difficultatibus impediebatur: quod qua iret ac pergeret inscitia itineris nesciebat. Prosumnus quidam exoritur, ignominiosus amator dei atque in nefarias libidines satis pronus, qui se ianuam Ditis atque acherusios

Wenn auch der Phallus viel früher in Griechenland verehrt worden ist, als es übereinstimmen würde mit der Stiftung der Lernäischen Mysterien, welche Pausanias „nicht alt“ nennt, so ist doch dieser Mythos in Griechenland geglaubt worden.

Wenn man sich wirklich hineindenkt in die griechische Auffassung des gedachten Zeitalters, kann doch die Mythe nicht schöner mystisch erzählt werden.

Denn als der Erzeuger und der Regenerator in die Unterwelt hinabsteigen wollte, mußte er durch den Tod hindurch, d. h. er sollte sich dem Prosymnus hingeben. Aber der Regenerator ist ewig und stirbt nicht, darum wird er die Hingabe erst nach dem Hinabsteigen vollbringen. Wenn nun die Kirchenväter aber das Gestorbensein des Prosymnos erzählen, so liegen zwei Möglichkeiten vor, entweder sie haben eine Erzählung wiedergegeben, worin schon der Genius in einen Heros ver-

---

Aditus pollicetur indicaturum, se sibi gereret morem atque uxorias voluptates pateretur deus, ex se carpi. Deus facilis iurat potestatis futurum ac voluntatis se eius, sed cum primum ab inferis compos voti atque expeditionis redisset. Viam comiter Prosymnus edisserit atque in limine ipso prostituit inferorum. Interea dum Liber Stygem, Cerberum Furias, atque alias res omneis curiosa inquisitione collustrat, ex viventium numero iudex ille decidit, atque ex more sepelitur humano: emergit ab inferis Evius et recognoscit extinctum ducem. Qui ut fidem compleret pacti et iurandi solveret religione se iuris, locum pergit ad funeris et ficorum ex arbore ramum validissimum proesecans dolat, runcinat, levigat et humani speciem fabricatur in penis figit super aggerem tumuli et postica ex parte nudatus, accedit: subdit, insidit. Lascivia deinde luxuriantis assumpta, huc atque illuc clunes torquet et medidatur ab lignopati, quod iamdudum in veritate promiserat. Ac ne quis forte a nobis tam impias arbitretur confictas res esse, Heraclito ut testi non postulamus ut credat, nec mysteriis volumus quid super talibus senserit ex ipsius accipiat lectione totam interrogat Graciam, quid sibi veluit Ithyphalli, quos per rura, per oppida mos subrigit et veneratur antiquus?

wandelt ist, denn ein Todesgenius kann doch nicht sterben, oder sie fügen etwas hinzu, um die griechische Religion erst recht abscheulich darzustellen. Hyginus hat diesen Teil nicht, was mehr für die letzte Möglichkeit spricht. Wohl ist denkbar, daß die Argiver an diesem Mythos die Verehrung des Phallus anknüpften, denn wenn Dionysos zurückkam, der Regenerator aus dem Totenreiche heraufstieg, was würde dann mehr passen als die Pflanzung des plastischen Symbols der Erzeugung, der Regeneration? Aber auch als Symbol der Hingabe der Mann-weiblichen Gottheit dem männlichen Tode: einer kurzen Vereinigung mit dem Tode, um dann erklärt und erstarkt wieder aufzuerstehen. Denn auch aus dem See von Lerna riefen die Argiver den Dionysos βουγενής unter Trompetenschall empor: er ist die lebenzeugende Naturkraft, als deren Symbol in diesem Kultus auch der Phallos gebraucht wurde", schreibt Voigt (in CI v. Dionysos Sp. 1057.) (Plutarch, Is. u. Os. c. 35).

Wir haben als Abbildung 30, den göttlichen Dionysos-Kopf aus dem Museum in Leiden beigefügt, denn besser als Worte und schöner als andere Statuen gibt dieser Kopf, wie verstümmelt er auch ist, die heilige extatische Entzückung wieder, welche in der herrlichen Regeneration der Natur jauchzt und jubelt.

Die Mannweiblichkeit des Gottes wird weiter noch erwähnt von vielen Schriftstellern des Altertums. Euripides nennt ihn in seinen Bacchi: weibgestaltet (θηλύμορφος), die orphysche Hymne: Mit zwei Geschlechtern (CXXIX XX, v. 2 διφυῆ), und dann Aristides (VIII) in seiner Rede über Dionysos:

So ist der Gott männlich und weiblich. — Er hat eine Gestalt seiner Natur gemäß, so wie er überall für sich selber wie ein Zwilling ist; denn er ist zwischen Jünglingen ein Mädchen, zwischen Mädchen ein Jüngling,



Abb. 30.

und zwischen Männern ein Bartloser und ein von brausender Lebenskraft überfließender[120]).

Eusebius schreibt in der oben angeführten Stelle: Dionysos wird weibgestaltet genannt, verschiedener unsittlicher Ursachen wegen, und weil er mit einem mit Weibern gemischten Heer kämpfte; und in seiner Praep. Evag. 3, p. 66 (cit. Philoch ed. Siebelis) sagt er: „Dionysos ist weibgestaltet so bezeichnend die mannweibliche Kraft der Fruchtbäume, soweit es die Zeugung anbelangt.“

Siebelis nennt dieses: ridiculam rationem. Uns scheint es aber sehr richtig zu sein, wenn wir nl. Frucht-

120) Ἄρρην τε καὶ θῆλυς ὁ θεός . . . . . . ἔστι δε τῇ φύσει καὶ τὴν μορφὴν προσεοικώς· ὥσπερ γὰρ δίδυμος πάντη αὐτὸς πρὸς ἑαυτόν ἐστι· καὶ γὰρ ἐν ἠιθέοις ἐστὶ κόρη, καὶ ἐν κόραις ἠιθέος, καὶ αὖ ὡς ἐν ἄρρεσιν ἀγένειός τε βρισεύς.

Wie man sieht, haben wir βρισεύς übersetzt, wie wir oben taten: wir taten es nach Creuzer, Th. IV S. 104. der Name von βρίζω, βρίθω βρύω, welches eine Fülle des Lebenstriebes in seinen mannigfaltigen Aeusserungen bedeutet. Welcker: CXC, Th. II, S. 607, und Not. 102, und S. 608. Briseus fließend, segentriefend. (Not. 102, noch jetzt heißen die Brunnen βρύσια. — Ausdrucksvoll Persius 1,76 Brysaei . . . venosus über Atti.) S. 608. Anschaulich wird das Wort durch die überschwengliche Fruchtbarkeit und Saftigkeit der Trauben etc., die man auf griechischen Inseln, die Bergabhänge und mit der Fülle der Früchte zum Teil den Boden bedecken, sieht. Teufel schreibt über diese Stelle bei Persius: „Persius nennt [Attius] den Briseischen und seine Stücke „adrig“ um damit die Überschwenglichkeit, Überladenheit, die übersprudelnde Kraftfülle, wohl auch die Derbheit des Dichters und seiner Produkte zu bezeichnen.“ Stoll (CXXXIV v. βρισαῖος schreibt: „Das Wort bezeichnet den Dionysos als Gott des Frühlings, wo alles treibt und schwillt“, und v. Brisae: Ihre Bedeutung geht wohl weiter und bezeichnet die schwellende Fülle des Naturlebens.“ Wir übersetzten das Wort, da hier dasselbe unmöglich den Gottesnamen meinen kann, sondern nur einen aus der Götteridee abgeleiteten Begriff. Ob dies Alles in einem heutzutage obscön genannten Sinne gemeint ist, lassen wir dahingestellt.

bäume in dem ausgebreitetsten Sinne nehmen, d. h. als Symbol der Vegetation, ja selbst der Zeugung überhaupt.

Wir haben überdies noch den Dionysos Dentrites, (Plutarch Symp. V. 1).

Suidas v. Ἀνδρόγυνος sagt: Dionysos dem männlichen Thun und dem weiblichen Leiden nach, der Unmännliche und der Hermaphroditos.

Knight faßt diese Mannweiblichkeit auf wie die Vereinigung des Dionysos mit Ariadne. (XCIII § 100).

Es gibt verschiedene Tatsachen, welche diese Auffassung nicht zu unwahrscheinlich machen.

Wie Stoll (CI v. Ariadne) sagt: „scheint es eine in der Sage zur Heroine herabgesunkene, besonders auf Naxos und Creta verehrte Naturgöttin zu sein, die der Aphrodite sehr nahe stand und den fruchtbaren Erdboden bezeichnet. Die Etymologie des Namens, wie sie Nork (CXXVI v. Ariadne) gibt, stimmt damit sehr auffallend überein: Ἀρι-άδνη, s. v. a. Ἀδνη i. q. ἡδονή, vgl. Εὐ-άδνη sc. עֲדִנָה Stw. עָדָה Skr. ad Zeugen — daher: die sehr Wollüstige.

Kann dieser Göttin-Name auch zusammenhängen mit: עָרָה was entblößen bezeichnet, und עֶרְוָה was Scham, Blöße ist?

Diese Etymologie würde eine Stütze in der Tatsache finden, daß auf den Gemälden und Sculpturen, wo Dionysos die Ariadne findend dargestellt wird, immer die Entblößung der Ariadne stattfindet. Oder wird vielleicht mit dem letzten Worte Ariadne, das Welcker von ἁνδανω mit dem Sinne: Εὐάδνη, die Gefällige ableitet (CXC Bd. II S. 590), zusammenhängen? Dann würde also die Ariadne die weibliche Repräsentation des Zeugungsgliedes, d. h. der Zeugung, und dann kann sie nur die vom allgemeinen Zeugungsgotte abgelöste weibliche Potenz sein.

Und die Begattung des Dionysos und der Ariadne wird dann wieder darstellen die Harmonie des Alls.

Als Abbildung 31 fügen wir einen androgynischen Dionysus bei, ebenfalls ein Gipsabdruck einer Camee in Leiden. Wenn auch auf der Abbildung die androgynische Natur nicht so deutlich ausgesprochen ist, als wünschenswert war, so kann man aus der Beschreibung, welche Lippert I, 367 davon giebt, sich doch von der Mannweiblichkeit des Originals überzeugen.



Abb. 31.

„Bacchus sitzet auf einem Leoparden, der um den Hals mit Weinreben, an denen Trauben hangen, geschmückt ist. Er selbst ist mit Epheu und Trauben gekrönet; seine Haarlocken hängen auf die Schultern, und mit dem Becher tränket er den Leoparden und hält in der linken den Thyrsus, welcher mit Bändern aber ohne Epheu, nur mit dem Fichtenapfel gezieret ist.

„Dieses Werk kann man wegen der Zeichnung, der Stellung und des schönen Fleisches, nicht genug betrachten und bewundern. Der Reiz, den es hat, ist mehr der Reiz einer schönen Weibsperson, als daß es einer jungen Mannsperson gleich sehen sollte. Wie denn auch Euripides (in Bacchis) ihn ϑηλύμορφον, der eine weibliche Gestalt hat, nennet."

Ein zweites Beispiel gibt uns, die in CI zum ersten Male veröffentlichte Abbildung, welche wir verkleinert beifügen (Abb. 32).

Der androgynische Dionysos, denn so meinen wir den Hermaphrodit nennen zu dürfen, da er die Symbole des Dionysos führt, den Kantharos, und die brennende Fackel, und der Silenos, der treue Gesell des Dionysos, neben ihm ist, steht vor einen Altare mit Früchten, die vor einer ithyphallischen Panherme liegen.

Hermann (C) v. Hermaphroditos erwähnt dann noch ein pompejanisches Gemälde — wie auch das oben gegebene Bild —, worauf der Hermaphrodit sich stützt auf den Nacken des Silen, neben dem ein die Doppelflöte blasender Erot einherschreitet. Links vom Hermaphroditos steht ein bärtiger Panisk mit gesenkter Fackel. Er blickt zur Scham des Hermaphroditen empor und erhebt erstaunt die Rechte. Dahinter wieder eine Bachchantin. (Helbig Nr. 1372).



Abb. 32.

In dem ersten oben reproducierten Bilde „ist offenbar ein dionysisches Opfer dargestellt. Hauptfigur der dargestellten Scene ist Hermaphroditos. Man muß annehmen, daß ihm das Opfer gilt, daß er also gewissermaßen identisch mit Dionysos, dieselben Opfer wie dieser empfängt.“

In der Umgebung des Dionysos kommen nächst dem Priap, den wir schon oben kurz angeführt haben, die Satyren, Pan, und die Nymphen.

Die Ersteren, deren Name nach Preller (CLII Bd. I, S. 600 Anm. 1) eines Stammes mit σάθη (männliches Glied) σάθων (Jungen) sein soll, und die Letzteren, deren allgemeine Benennung, nach Bachmann (bei Bloch CI v. Nymphen) zusammenhängen soll — so wie auch lat. nubere, mit einer Wurzel, von der auch nhd. Knüpfen, Knospe abgeleitet wird, und deren Grundbedeutung die rundliche Erhebung, Anschwellung ist also „die Schwellende" oder das fruchttragende Weib, — offenbar sind also die Beiden vom allgemeinen Erzeugungsgotte, dem Androgynen, abgelöste verschiedene Potenzen.

Wir bitten, hieran sich weiter unten zu erinnern, wenn wir den Hermaphroditos im engeren Sinne behandeln. —

Als Abbildung 33 reproduzieren wir die tav. d'agg. L. aus Ann. dell' Inst. 1884, darstellend einen jugendlichen Hermaphroditen mit lachenden satyrischen Zügen, in der Sammlung Barracco, publiziert von Robert, woraus hervorgeht, wie der Satyr auch in späterer Zeit als Zeugungsgott wieder aufgefaßt in der aprioristischen androgynischen Gestalt dargestellt worden ist. Der Pan, der alte Hirtengott (Roscher, CI v. Pan) „das Prototyp eines arkadischen Ziegen- und Schafhirten, gewissermaßen die Verkörperung des gesamten arkadischen Hirtenlebens." Es ist dann auch höchst interessant, wie Roscher aus dem Leben des Hirten alle Eigenschaften dieses Gottes erklärt. Aber wir glauben, daß in dem Kultus ihm wahrscheinlich am meisten geopfert worden ist als Schutzherrn der Schafe und Ziegen, und dann in B. auf Zucht, d. h. als Erzeugungsgott. Hierfür spricht noch, daß die Griechen Pan mit dem ägypt. Chem oder Min identifizierten der, nach Drexler (CI v. Min) besonders ein Gott des Feldbaues, der Fruchtbarkeit und der Zeugung war, und mit Mendes. (Strabon, lib. 17, S. 1154, *Μένδης, ὅ του τὸν Πᾶνα τιμῶσι*

καὶ τῶν ζώων τράγον, und Herod. 2. 46. *καλέεται δὲ ὅ τε τράγος καὶ ὁ Πὰν Αἰγυπτιστί Μένδης*), der offenbar wie Eduard Meyer CI v. Mendes sagt als ein Gott der Zeugung, der speziell den Frauen Fruchtbarkeit gewährt, aufgefaßt worden ist.



Abb. 33.

Dem Pan waren Schildkröten geheiligt (CXXXV lib. 8. am Ende), und wir können nicht glauben, allein darum, weil er als musikalischer Gott auf der Leier spielte, welche Apollo aus einer Schildkröte gebildet haben soll; ja, die Stelle bei Pausanias wird gerade das Entgegengesetzte lehren, nämlich daß man keine Leier verfertigen darf von Schildkrötenpanzer; denn die Gebirgsbewohner des Partheniums, wo die zur Fertigung von Lyren brauchbarsten Schildkröten gefunden werden, scheuen sich dieselben zu fangen und gestatten dieses auch den Fremden nicht, weil sie dem Pan für geheiligt gelten."

Die Schildkröten sind aber auch der Aphrodite geheiligt — daß sie dieses als Symbol der Häuslichkeit und der Schweigsamkeit sind, wie Plutarch Conjugalia praecepta S. 421 meint, wird wohl nicht wahr sein. Dagegen wird dieses wohl die Ursache sein,

daß die Schildkröten den Alten, wie Aelian. I lib. XIV, c. XIX, erzählt, für sehr wohllüstig, aber auch sehr lebenskräftig gelten (idem lib. IV, c. 28). So noch mehr die Eidechse (idem lib. II, c. XXIII). Diese Eigenschaften werden auch diese Tiere zu dem Pan Geheiligten gemacht haben.

Knight (XCIII § 51) will in den Schildkröten auch die androgynische Idee erkennen, so auch in den Meerschnecken (buccinum), „deren Gehäuse oft in einem Strahlenkranze in den Händen verschiedener Hindoo-Idole vorkommen, um Wasser und Feuer anzudeuten, die Prinzipien, aus denen diese doppelte Kraft der Natur entsprang. Die Schildkröte ist nun das Symbol dieser Eigenschaften, obwohl sie auch etwas anderes bedeutet haben wird, denn, wie die Schlange, ist auch sie sehr lebenskräftig: denn jedes Glied und jede Muskel behält seine Beweglichkeit lang nachdem sie es vom Körper geschieden worden ist. So wird sie die Unsterblichkeit, aber auch das Doppelgeschlecht symbolisiert haben und wir finden sie denn auch unter den Füßen vieler Gottheiten, wie Apollon, Hermes, Aphrodite.“

Und ferner sind als immer wiederkehrende Symbole des Pans zu betrachten, das Pedum, der Hirtenstab, „das Symbol des An-sich-ziehen“ (Attraction) und der Syrinx, „das Symbol der Harmonie, Mittel und Erfolg seiner Wirksamkeit“. (Knight XCIII c. 190.)

In den Thiasos des Dionysos gehört aber auch eine bestimmte androgynische Figur, wie diese abgebildet ist auf Abbildung 34—36, resp. reproduc. aus den Einzelaufnahmen, und aus Annali dell' Instituto 1882. Wenn wir in Abb. 36 sehen, daß der Tänzer oder vielmehr der in ekstatischer Bewegung fortschreitende Hermaphrodit, mit dem Thyrsus auch einen weiblichen Haarputz hat, so erkennen wir auf den beiden anderen Bildern deutlich die



Abb. 34.

Phrygische Mütze. Wie in Abb. 34 werden auch die Hermaphroditen der beiden folgenden wohl dasselbe Objekt in der rechten Hand halten. Wir glauben, daß gerade dieses Bild beweist, daß dieses Objekt, wie Blanchet



Abb. 35.

will, ein Klappspiegel ist. Dasselbe Objekt kehrt wieder in Abbildung 37, und wenn man dort noch an einen eigentümlich geformten Krotal denken könnte, so beweist die hier gegebene Abbildung, daß hiervon absolut keine Rede

ist, denn man wird doch annehmen müssen, daß ein in ekstatischer Bewegung fortschreitender Dionysosfolger seinen Krotal so halten wird, daß er damit klappern könne. Auf diesem Bilde aber, wo die Hand sich zwischen den beiden Teilen befindet, ist dieses absolut unmöglich.



Abb. 36.

Blanchet weist auf die analoge Stellung seiner Statuette der Aphrodite Callipygos (XXI S. 161) (Abb. 37) hin. Eine ähnliche Stellung wird man sich in Abb. 38

denken können, obwohl der rechte Arm, welcher den Spiegel halten sollte, nicht mehr da ist. Diese Haltung





Abb. 37. Abb. 38.

kehrt, wenn auch etwas modifiziert, in Abb. 38* u. 38** wieder. Der Androgyne steht hier aber ruhig. Der erste

Beschreiber sah in diesem Bilde einen Kybelepriester, der ein Cymbal in seiner Hand hält[121]).

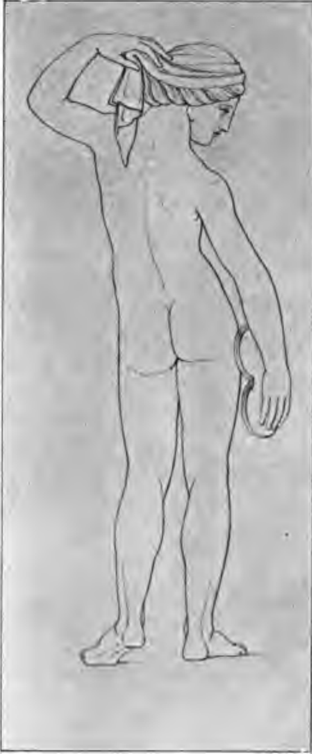


Abb. 38*.

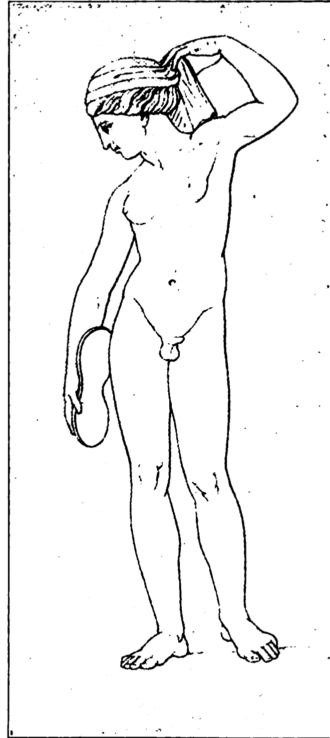


Abb. 38**.

[121]) CLIX, The first of the Figure, is five inches high, and in perfect preservation, except the head. The figure is naked and decidely of the hermaphrodite character. In the right hand on partly resting on the arm, are, as I presume cymbals (by some antiquaries a doubt has been suggested, wether the object may be not a speculum) evidently placed in that peculiar and temporary position to admit of the left hand being at liberty to adjust the sacred bandage or veil, which it is to be inferred, has during the celebration of the rites of the goddess been loosened by dancing.

Wie die Nymphe, der abgelöste weibliche Teil der Natur und der Satyr, der männliche, in den Thiasos des Dionysos gehörte, so gehört auch der Androgyne, die Zusammenfassung von Beiden, dahin.

Knight, der oft die — freilich erst spätere — tiefe Bedeutung der classischen Darstellung gibt, sagt XCIV S. 38: „Ausser den Faunen, Satyren, und den Nymphen, die fleischgewordenen Emanationen der aktiven und passiven Kräfte des Schöpfers, finden wir in den classischen Skulpturen verschiedene androgynische Figuren. Ich glaube, daß dieselben die organisierte Materie darstellen,



Abb. 39.

in der primordialen Zeit, wo diese, losgelöst vom Chaos, noch nicht durchdrungen war von der ätherischen Essenz des Schöpfers. Auf einem prächtig geschnittenen Stein [wir geben die Abbildung 39, reproduziert aus XCIV, wenn auch das Bildchen gerade das Gegenteil von „Prächtig“ genannt werden muß. v. R.], welchen R. Wilbraham Esq. besitzt, ist solch ein Androgyne dargestellt, schlafend, mit entblößtem Geschlechtsorgane [auf der Abbildung nicht deutlich dargestellt. v. R.], und das Ei des Chaos liegt zerbrochen unter ihm. Auf der

anderen Seite steht Dionysos der Schöpfer, eine Fackel tragend, das Emblem des ätherischen Feuers, welche er nach dem Schlafenden hinneigt, während einer von seinen Dienern den Befehl abzuwarten scheint, um eine Verrichtung anzufangen, welche er, nach den äußerlichen, sehr deutlichen Kennzeichen mit Kraft und gutem Erfolge tun wird. Der Schöpfer stützt sich auf eine dieser Gestalten, die man Silenen nennt, und welche nach ihren plumpen, schweren Formen zu urteilen, das Symbol der rauhen und harten Natur, aus der alles geschöpft ist, die aber aus sich selber nichts zu erzeugen vermag, sehr richtig dargestellt ist als Stütze des Schöpfers.

„Die Kahlköpfigkeit dieser Figur drückt den nichts hervorbringenden Zustand der Materie aus, wenn die erzeugenden Kräfte nicht darin sind, denn es war die Auffassung der Alten, und ich erinnere mich, es in Aristoteles gelesen zu haben[122]), daß jeder Stoß beim Coitus eine leichte Vibration im Gehirn erweckt, welche die Wurzel der Haare ändert, und daß also die Kahlköpfigkeit ein Zeichen der Unfruchtbarkeit ist, entstanden durch wiederholte Exzesse. Die Figuren des Pan wären ungefähr denen ähnlich, die, wie ich meine, die inerte

[122]) Wir fanden in den Problemata Sect. IV. (IX. s. 860 Frage 19. (Wir geben die lateinische Übersetzung des Gaza).

Quicumque autem ex pilis congenitis aetate iam provecta non crescunt, hi omnes decidunt libidinis usu immoderato. [Capillus et cilium] eadem illa de causa deficiunt, quod partes superiores sanguinis parum obtinentes, libido sefrigerat. Ita enim efficitur ut locus hic alimentum concoquere non possit: cum autem pili alimento caruerint, defluant necesse est.

Und Hippokrates, die Entstehung des Kindes, Cap. IX (Übersetzung v. Fuchs): Diejenigen aber, welche einen kahlen Kopf bekommen, haben zuviel Schleim; bei ihnen wird während des Beischlafes der im Kopfe befindliche Schleim aufgerüttelt und erhitzt, er wendet sich gegen die Epidermis und verbrennt die Haarwurzeln, und die Haare fallen aus.

Materie darstellen, wenn nicht ihre Körper vereinigt wären mit denen des Bocks, dem Symbole der schöpferischen Potenz, welche die Materie befruchtet und organisiert hat. Dieselben haben oft ein Geschlechtsorgan von enormen Dimensionen, um die Anwendung der schöpferischen Kraft zum edelsten Zwecke anzudeuten: die Erzeugung von fühlenden und vernünftigen Wesen."

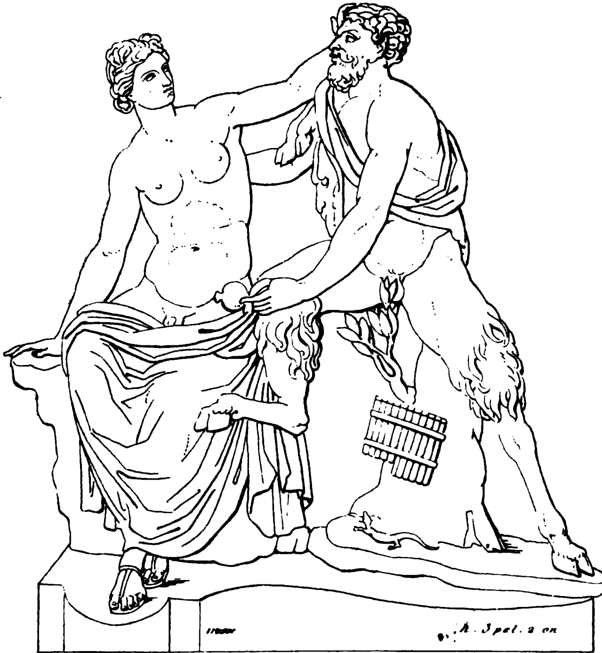


Abb. 40.

Wir finden mehrere Bilder, welche etwas ähnliches in den verschiedensten Posen darstellen.

So Abbildung 40 reprod. nach Clarac, 610, 1550 (Florenz. Reale Gall), wo Pan sich dem Androgynen nähert. Die Syrinx hängt am Baum, und eine Eidechse läuft am Boden. Der Androgyne widerstrebt, aber nicht sehr energisch.



Abb. 41.

In der großen Gruppe in Berlin (Abb. 41 nach einer für uns verfertigten Photographie) ist deutlich die gegenseitige Zunäherung ausgesprochen. Auf dem Boden ist die Schildkröte, das Pedum und die Syrinx hängen am Baum, worauf der Androgyne sitzt, sich stützend auf die Linke, in der er den Cymbal hält. Auf dem Baume hängt eine Löwenhaut. Wenn auch der Kopf des Androgynen nicht schön ist, und selbst etwas imbeciles zeigt, so ist doch in beiden Köpfen das wollüstige Necken sehr ausgeprägt.

Auch in Abb. 42 (S. 852) nach dem wunderschönen Stich in CXLI, ist das Widerstreben des Androgynen gegen das Liebherzen des Satyrs nicht sehr energisch, und das Gesicht des Androgynen in träumerische Ferne blickend, drückt das „sich hingeben werden“ schon aus.[123])

Noch deutlicher wird dieses in den folgenden Bildern.


Abb. 43.

Abbildung 43 (nach einem Gipsabdruck in Leiden) gibt den phallischen androgynischen Dämon mit großer Energie den jugendlichen Satyr zu sich auf ein Ruhebett nieder ziehend, bedeckt mit einer Löwenhaut.

War in den vorigen Bildern der Pan und der Satyr die angreifende Partei, so ist es

[123]) Interessant und etwas komisch ist die folgende Beschreibung. Der Autor meinte, daß die jugendliche Figur eine Nymphe sein soll, und fährt dann so fort, wir lassen den originellen Text folgen.

CXLI. La parte, onde costei dovrebbe esser donna, é ricoperta da tale che mostra sesso diverso. Credeano gli antichi, e vi è chi anche oggi lo creda, potere nell' umana specie trovarsi quella mescolanza, di sessi, che in molti bruti si osserva. Ma i più accorti ci avvertom, che se cio nelle donne tal volta comparisca, mai sia veramente altro che un allungamento di parte femminile. Avvisano i medici, che sia cio nelle donne un argomente di natura focosa e lasciva.



Abb. 42.



Abb. 44.



Abb. 45.

hier gerade umgekehrt, der Satyr strebt energisch sich den Umarmungen des androgynischen Dämons zu entziehen.



Abb. 46.

Wenn unsere Auffassung des Androgynen, wie wir sie oben gegeben, richtig ist, so kann dieses nur das Werben der harmonisch zusammengefaßten schöpferischen Potenz

um die nur aktiv-wirksame Emanation des Schöpfers, den Satyr, darstellen, um durch Vereinigung mit ihm es zur höheren Tätigkeit zu bringen.



Abb. 47.

Es wird auch begreiflich, wie auf den Bildern (44 und 45) der Pan mit fast „panischen Schrecken“ zu flüchten sucht, als der Androgyne sich entblößt, und die schon absolut abgetrennte, selbstbewußte Aktivität des Pan, den

alles umfassenden, gleichzeitig passiven und aktiven Dämon erschaut.

Aber auch die Abbildungen 46, und 48 sind so zu verstehen, daß der absolut harmonisch Gebildete der rauheren aktiven Potenz widerstrebt. So finden wir in dieser ganzen Bilderserie deutlich ausgesprochen den wechselseitigen Kampf zwischen der harmonischen Natur und den einseitigen abgelösten aktiven Kräften.

Auch Abb. 47 gehört hierher, aber hier wie in Abb. 41 wünscht auch der Androgyne offenbar, den Akt zu verüben.

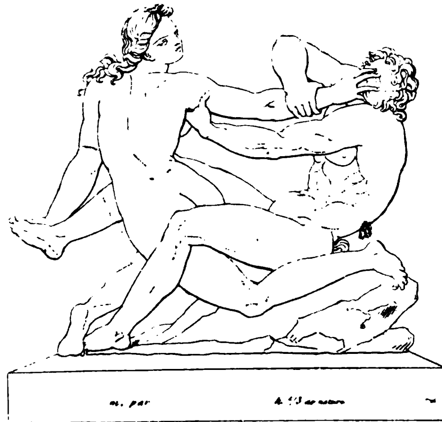


Abb. 48.

Die schöne androgynische Figur in Venedig (Abb. 49a und b nach einer speziell für uns angefertigten Original-Photographie) ist offenbar falsch aufgestellt, denn sie wird wohl einen Teil ausgemacht haben von einem Symplegma, vielleicht wie in Abb. 46. Eine Vergleichung dieser beiden Abbildungen wird unsere Auffassung beweisen. Die ganze Haltung der Figur ist dem Androgynen in Abb. 46. analog. Der linke Arm geht nach unten, der rechte Arm nach hinten abwehrend, und der Rücken

ist nach rechts rotiert; durch das rechte sehr stark adducierte Bein werden die Genitalien nach oben gedrückt, alles wie in Abb. 46.



Abb. 49a.

Zu dem Dionysos-Aufzug (Abb. 50) auf einem Sarkophag (nach Zoëga CXCV Bd. 2, 77) ist der Andro-

gyne dargestellt in einer Haltung, welche wir weiter unten als sehr charakteristisch erkennen werden. Ein junger Genius gießt aus einer Flasche auf den Kopf des



Abb. 49b.

sich Niederlegenden den Schlaf, wie es sehr plastisch dargestellt ist, durch die Haltungen der nächstfolgenden

Figuren: niederfallend, sich beugend, mit traurigen Gebärden, weiter nach unten aber jauchzend. Dann folgt der Dionysos mit der Pallas. (Man sehe früher!)

Hier nimmt der Androgyne den Platz der Ariadne ein, also der Ariadne, die wie wir oben sahen, die Göttin der Weiblichkeit, der passiven Fruchtbarkeit durch die vollständige Natur ist.

Dieselbe Bedeutung hat auch wieder Abb. 51, wie schon Zoëga selber meinte. (Nach CXCV Bd. II, tav. LXXII). Oben rechts die beiden höheren Potenzen des Schöpfers von einander gelöst, Dionysos und Ariadne von Bacchanten jauchzend begrüßt. Rechts unten aber der Androgyne durch den Satyr entblößt, und das Mysterium der All-Natur den beiden anderen Satyren zeigend



Abb. 50.

während wieder andere Satyren mit Trompeten eine Hymne blasen (oder den Gott herbeirufen?).



Abb. 51.

Als letzte Abbildung in diesem Teil über Dionysos geben wir (Abb. 52) das bekannte Relief Colonna. Wie

viel Male ist dieselbe schon beschrieben, und immer wieder anders. Wir geben das Relief nach dem Stich bei Montfaucon.

Der Androgyne stützt sich mit seinem rechten Arm auf eine Säule, welche ein Bildchen einer weiblich bekleideten Figur trägt, die ein Hirschkalb und eine Ziege trägt. Was wird diese Figur bedeuten? Gerhard LXV sah darin die Libera, Th. Schreiber eine Mise, denn wir glauben, daß das Relief, welches er, nach Drexler CI v. Mismos, beschreibt, in „den Hellenistischen Reliefbildern", wenn nicht identisch so doch unserm Relief sehr analog sein wird.

Die Herme ist für einen bärtigen Philosophen angesehen worden, für Pan (CXLII Toilette des Hermaphroditen), für Dionysos (Herrmann CI v. Hermaphroditos;) Montfaucon meinte in den Objekten, welche im Hintergrund stehen, u. A. sehen zu dürfen: un bassin rond, soutenu par des colonnes d'ordre dorique. Du milieu du bassin s'elève un vase étroit et long: c'est peut-être une fontaine." Raoul-Rochette sah in diesem Gegenstande, ein Mausoleum, und auch in dem Anderen „une colonne ionique, que surmonte une vase cineraire."

Wir sympathisieren sehr mit dieser letzten Auffassung, doch die Herme werden wir eher dem Dionysos zuschreiben, obwohl in den Gesichtszügen etwas Panisches nicht zu verkennen ist.

Die kleine Statue an der andern Seite wissen wir nicht genau zu benennen, aber, ob sie Artemis, oder Libera, oder Juno Sospita (Raoul Rochette) darstellt, wir können jedenfalls annehmen, daß sie die abgelöste weibliche Potenz darstellen wird, wie die Herme die männliche Potenz.

Und so wird die tiefe Bedeutung dieses Reliefs klar: die harmonisch-zusammengefaßte Natur ist durch den Eros, d. h. das Streben nach Eins-werden, nach Harmonie, aus der weiblichen und männlichen Schöpfers-



Abb. 52.

kraft die hoch-heilige Einheit, das Zwischenglied zwischen den beiden äußersten Differentiationen. Der Hintergrund, die Verehrung des Todes durch Symbole darstellend, gibt den Contrast wieder, und dadurch bringt derselbe die Bedeutung des Vordergrundes noch deutlicher hervor.

Dann noch als Abb. 53 (S. 864): Eine Bronze im Louvre, welche Reinach als Hermaphrodit, Satyr und Priap bezeichnet, daß wird also heißen: Die Allnatur sich stützend auf den tierischen Fortpflanzungstrieb (Priap), und den höheren Liebestrieb; denn der Satyr ist doch hier überaus zart gebildet, und ist einem die Syrinx spielenden Eros ähnlicher.

Die Aphrodite war auch eine androgynische Gottheit, von der sich einerseits die weibliche Göttin, andererseits der Aphroditos ablöste.

Das Bild der Gottheit soll einen Bart, aber weiblichen Körper und weibliche Kleider gezeigt, ein Scepter geführt haben, und von hoher männlicher Gestalt gewesen sein; denn man meinte, daß dieselbe männlich und weiblich war. Aristophanes nennt sie Aphroditos. Auch Laevinus sagt: Anbetend die spendende Venus, die Weib und Mann ist, so wie die spendende Leuchte der Nacht (der Mond). Philochorus versichert, in seinem Athis, daß dieselbe der Mond ist, und daß ihm Männer in Weiberkleidern, Weiber aber in Männerkleidern das Opfer bringen, da sie sowohl männlich und weiblich aufgefaßt wird.[124])

[124]) C. V. lib. III, c. 8. Signum etiam [Veneris] est Cypri barbatum corpore sed veste muliebri cum sceptro et statura virili. Et putant, eandem marem ac feminam esse. Aristophanes eam Ἀφρόδιτον appellat. Laevinus etiam sic ait: Venerem igitur almum adorans, sive femina sive mas est, ito uti alma noctiluca est. Philochorus quoque in Athide eandem affirmat esse lunam; nam et ei sacrificium facere viros cum veste muliebri, mulieres cum virili, quod eadem et mas existimatur et femina.

Wir meinen, daß man doch lesen muß: statura statt natura, wie andere wollen.



Abb. 53.

Wie wir früher gesehen haben, kommt auf dem Bild des androgynischen Adonis (Abb. 21) eine Figur vor, welche mit der von Macrobius gegebenen Beschreibung völlig übereinstimmt:

So lehrt Hermes in seinem Buche über die Weltschöpfung, daß die Teile der Aphrodite, welche über den Hüften sind, männlich, die darunter aber — weiblich sind. Darum verehrten die Pamphylier früher eine Aphrodite mit einem Bart. Diese, sagen sie, ist aus den Geschlechtsteilen des Kronos geboren, d. h. also aus der Ewigkeit.[125]) Der Aphrodite war der sechste Tag gewidmet, da sechs die Zahl war, welche aus der Vereinigung beider Geschlechter entstanden ist, d. h. aus der Dreizahl (Tryas), welche männlich, d. h. ungerade, und der Zweizahl (Dyas), welche weiblich, d. h. gerade ist, denn zwei mal drei macht sechs. So befahl auch Pythagoras, daß der sechste Tag Aphrodite gewidmet werden soll: da diese Zahl die erste aller Zahlen ist, welche an der ganzen Natur der Zahlen teil hat. (Jamblichus de Vita Pythagorae lib. I, Cap. XXVIII, citiert in CXVI.)

Weiter unten werden wir die mystische Auffassung der Zahlen betrachten, um unsere Darstellung der androgynischen Idee zu controlieren.

Von dieser älteren Form des Aphroditos haben wir fast keine Monumente mehr, nur die oben schon gedachte Figur auf dem pompeianischen Gemälde und dann die als Abb. 54 gegebene spät kaiserliche Münze

---

[125]) CIV. , IV, 9—13. *Ἔνθεν Ἑρμῆς ἐν τῇ κοσμοποιία τὰ μὲν ὑπὲρ ὀσφὺν ἄρρενα τῆς Ἀφροδίτης, τὰ δὲ μετ' αὐτὴν παραδίδωτιν· ὅθεν Πάμφυλοι καὶ πώγωνα ἔχουσαν ἐτίμησαν Ἀφροδίτιν ποτέ . . τεχθῆναι δ' αὐτὴν ἀξιοῦσιν ἀπο ιῶν κρόνου μηδέων, τουτέστιν ἀπὸ τοῦ αἰῶνος.*

aus Halikarnassus, glauben wir mit Ratgeber (CLVI) auf den Aphroditos beziehen zu müssen.

Denn Kariën war doch das Land, wo nach Ovid die Entstehung des Hermaphroditos erfolgt war, und Ovid wird doch wohl aus einer alten Sage geschöpft haben; und wir glauben, wenn auch die neueren Mythologen diese Auffassung nach dem Beispiel von Welcker (CXCI) verwerfen, (Vergl. CI. Hermann, v. Hermaphroditos) annehmen zu müssen, daß in Halikarnassos ein Tempel des Aphroditos gewesen ist, und wir glauben ferner, daß dieses Bild auf der betreffenden Münze diesen Gott altertümlicherweise darstellt. Auf den Bäumen, welche an beiden Seiten der bärtigen in Weiberkleider gehüllten



Abb. 54.

Figur, mit männlicher Gestalt und doch weiblichen Brüsten stehen, sitzen zwei Vögel.

Der rechte Vogel ist deutlich anders gebildet, als der linke, denn er hat eine Haube, auch der Hals ist länger, und der Körper ist anders geformt: in allem gleicht dieser Vogel dem anderen, welchen der Hermaphrodit (Abb. 57) in seiner Hand hält. Hermann (CI v. Hermaphroditos) sagt von diesem Vogel nur: „einen langgeschnabelten Vogel, dem er eine Traube vorhält, ein Genremotiv, das mit der Natur des Hermaphroditen nichts zu thun hat.“ Auf dem Clarac'schen Bildchen aber können wir einen langen Schnabel nicht erkennen. Wir

glauben, daß dieser Vogel eine Art Haubentaube darstellen wird, und daß auf der Münze gerade diese Haubentaube dargestellt war, um ihn von dem anderen Vogel zu unterscheiden: vielleicht ist dieser letztere ein Rebhuhn, ebenfalls ein der Aphrodite heiliger Vogel. — Das Rebhuhn aber war der Hieroglyph für mann-männliche Liebe, die Taube[126]) aber kann als weib-weibliche Liebe betrachtet werden. Diese Hypothese würde mit der androgynischen Mittelfigur am besten stimmen. Wir wissen wohl, daß im Altertume angenommen wurde, daß, wenn etwas wichtiges bevorstand, die Priesterin der Athene im Binnenlande oberhalb Halikarnassos einen großen Bart bekam (Herodot (LXXX) I, 175; VIII, 104; Aristoteles, III, 7); allein wir meinen, daß doch

---

[126]) Horapollon (LXXXVI. lib. II. CXCV.)

Πῶς παιδεραστίαν. Παιδεραστίαν βουλόμενοι σημῆναι, δύο πέρδικας ζωγεαφοῦσιν· ἐκεῖνοι γὰρ ἐπὰν χερεύσωσιν, ἑαυτοῖς ἀποκέχρηνται.

„Wenn sie Knabenliebe schreiben wollen, zeichnen sie zwei Rebhühner: denn wenn diese kein Weibchen haben, gebrauchen die Männchen einander.“ Man sehe auch Aelianus de natura animalium, lib. III, XVI, 42—50: Das Geschlecht der Rebhühner ist aber so zügellos in seinem Triebe, daß, wenn die Weibchen sie verlassen, um zu brüten, sie sich geflissentlich gegeneinander in Zorn setzen und einer den andern auf das Grimmigste packt, und der Besiegte wird wie ein Huhn getreten, und der Sieger tut dies ohne Scheu, bis er seinerseits von einem andern besiegt wird und in dieselbe Not gerät.

Ungefähr Dasselbe, bei Arist. Buch IX, c. 8.

Über die Taube schreibt Aristoteles, de Hist. Animalium lib. VI. c. III.:

Auch haben sie noch das Eigentümliche, daß auch die Weibchen einander besteigen, wenn kein Männchen vorhanden ist, und wie die Männchen schnäbeln, und obschon sie einander nicht befruchten, so legen sie doch mehr Eier, als wenn diese durch Samen erzeugt worden wären; daraus entsteht aber kein Küchlein, sondern alle solche Eier sind Windeier.

eher an den Aphroditos, als an die Athenische Priesterin zu denken sein wird.

Nach Heinrich soll in Halikarnassos ein Tempel des Hermaphroditos bestanden haben, da er aber selber diesen Namen ableitet von Herme des Aphroditos, so wird es wahrscheinlicher sein, anzunehmen, daß dort ein Heiligtum des Aphroditos war. Diese Auffassung stimmt auch mehr mit der Stelle bei Vitruvius überein; dort heißt es: daß auf dem höchsten rechten Bergrücken ein Tempel „Veneris et Mercurii“ in der Nähe der Quelle der Salmacis sich befinde. Aus dieser letzten Erwähnung schließt Heinrich (LXXVI, S. 11), daß ein Tempel des Hermaphroditos gemeint ist und in der Übersetzung der griechischen Quelle, welche Vitruv gebraucht haben soll, durch unwissende Übersetzer dieser Name in die zwei Teile zerlegt war. Dem Einwand Welckers (CXCI S. 195 sqq, u. Anm. 38) stimmen wir ganz bei, und außerdem würde es doch sehr eigentümlich sein, daß die Götternamen in umgekehrter Ordnung auf einander folgen.

Denn „Venus“ kann sowohl männlich als weiblich sein; wir glauben aber mit Heinrich, daß die Erwähnung der Salmacis durch Vitruv, mit der Bemerkung, daß diese Quelle verweichlicht, doch zu viel Übereinstimmung mit der Erzählung des Ovid hat, um nicht an Identität zu denken. Es ist doch sehr begreiflich, daß in dem Tempel des Hermes und der Aphrodite die Gottheit als Zusammenfassung dieser beiden Begriffe, d. h. des ithyphalischen Hermes, also des männlichen Erzeugers, und der weiblichen Erzeugungskraft verehrt worden ist. Eine dreifache Herme, wie Abb. 55, könnte sehr gut diese Idee darstellen.

Clarac nennt diese Herme: Venus, Hermaphrodite et Priape, Creuzer und Andere wollen die drei Götter der Samothrakischen Mysterien sehen, aber nichts spricht gegen unsere Auffassung: der alte Hermes wurde ithy-

phallisch und mit Bart dargestellt, und der Hermes war auch der Erfinder der Lyra, sodaß die Beifügung des lyra-spielenden Gottes, den Creuzer als Apollon deutet, doch sehr gut auf Hermes Bezug haben kann. Ursprünglich war die Aphrodite immer ganz bekleidet dargestellt, und die Hinzufügung der nackten Aphrodite in der sehr

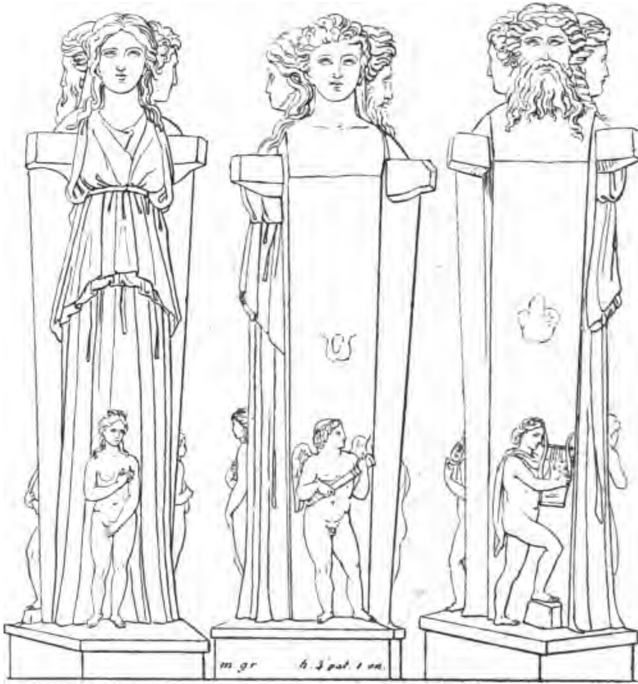


Abb. 55.

bekannten Haltung deutet u. E. deutlich die Bedeutung der größeren Figur an; die sehr weiblich gehaltene Bildung der dritten Figur mit den männlichen Genitalien streitet nicht mit dem Androgynismus dieser Gottheit und auch der beigefügte Gott, der Eros, stimmt damit überein.

Der Eros war u. A, auch der Sohn des Hermes und der Aphrodite, welche aus dem Meeresschaum entstanden war. (Cicero, de nature deorum, III, C. 59 u. 60) wie auch der Hermaphroditos selber, welcher wie Hyginus (CXXIV) will, Atlantius genannt war.

Zu erwähnen ist noch im Zusammenhang mit dieser Auffassung, die Etymologie, welche Nork (CXXVI v. Salz) von Salmacis gibt:

„Salz (das), nach dem Meere ʿαλς (sal) benannt, aus welchem Aphrodite, die Schaumgeborene, hervorstieg, war darum dieser Göttin — mit welcher die in den Hermaphroditus verliebte Quellnymphe Salmacis (Venus alma mater rerum) identisch ist — geheiligt und das erste Erfordernis bei ihren Opfern. Wie Aphrodite, ist ja auch Salz das Erzeugnis des Meeres. . . .“

„Die [aegyptischen] Priester enthielten sich . . . desselben in der Reinigungszeit auch darum, weil es die Keuschheit gefährde. (Plat. Symp. V, 10). Dadurch wird die Bezeichnung: homines salaces (geile Menschen) erklärt, sowie, warum Loth's Frau, welche der Tradition zufolge Aditt (עֲדִית voluptuosa) hieß, „sich umblickend nach der Stadt der Sünder“ in eine Salzsäule verwandelt wurde.“

So wird auch verständlich, wie der Sohn des Hermes und der Aphrodite, Atlantius genannt sein kann, denn Hermes war der Enkel des Atlas, und auch Salmacis durch Ovid (CXXXI) Atlantiades: denn in Ovid's Zeit wurde der Okeanos auch wohl mare Atlanticum genannt, (man sehe Strabon CLXXIV, libr. I, p. 5) und also der Okeanos mit Atlas identifiziert, und die aus dem Meere geborene Aphrodite kann sehr wohl, etwas dichterisch frei, so genannt sein.

Wir möchten Abb. 56 (nach Einzelverk. 185) als eine Herme auffassen, welche gerade an die ithyphallische Hermenform des alten Hermes erinnert.



Abb. 56.

Eine andere Herme ist die Abb. 57, welche wir oben zum Vergleich mit dem Vogel auf der Karischen Münze schon erwähnten. Die ganze Form ist hier mehr weiblich gehalten und auch der Vogel weist mehr auf die Aphrodite hin. Zwei andere Hermen haben wir schon be-



Abb. 57.



Abb. 58.

sprochen, nl. Abb. n, welche wir in den bakchischen Kreis setzen zu dürfen glauben. —

Wenn diese Hermen den Aphroditos als Hermen des Aphroditos aus späterer Zeit darstellen, so finden wir in Abb. 58 und 59 den Aphroditos als ganzes Gottesbild vor uns.

Abb. 58 gibt eine Reproduktion nach Clarac 677, 1548B. Durch die Schwäne, welche sich am Fuße dieser Statue finden, wird dieselbe bestimmt als Aphrodite be-



Abb. 59.

zeichnet. Auch der Manual: die Brüste deckend, ist der Aphrodite entlehnt: die Entblößung, welche der linke vornimmt, begegnet uns z. B. auf Abb. 69.

Wir lassen die Beschreibung von Abbildung 59 folgen:

Eine palermitaner Figur. Es ist ein Hermaphrodit. In der übermäßigen Schlankheit der Haltung und Gewandung ist eine Verwandtschaft mit Taf. XXVIII. 3 nicht zu verkennen (eine Aphrodite).

Der Kopftypus ist edler, die Modellierung scheint feiner. Über die Bemalung teilt Otto folgendes mit: „Die Figur war gewiss vergoldet, denn am Gesicht, Haar und ganzen Körper sind noch starke Überreste von rotbraun, am Gewand dagegen ist die erste Deckfarbe weiß, doch sehen wir auch an einzelnen Stellen rosa, die wirkliche Farbe des Gewandes."

Selbst eine oberflächliche Betrachtung beider Bilder wird beweisen, daß sie zu einer Gruppe von Darstellungen gehören. Aus diesem Aphroditos aber hat sich der Hermaphroditos als Gottheit an und für sich gebildet.

Als androgynischer Dämon erscheint dieser im bakchischen Kreise, aber auch als selbständiger Gott ist er verehrt worden, worauf sich die bekannten Stellen des Theophrastus[127]) und des Alciphron[128]) beziehen.

Wohl die schönste und erhabenste Darstellung der androgynischen Idee, gibt die Statue in Berlin (Abb. am Anfang unseres Artikels nach einer Original-Photo-

---

127) CLXXXIV, XVI, *περὶ δεισιδαιμονίας. Καὶ εισελθιὼν εἴσω στεφανων τους Ἑρμαφροδιτους ὅλην τὴν ἡμέραν.*

(Er selbst geht auf den Markt, um Myrten und Weihrauch und Opferkuchen zu kaufen, und wenn er nach Hause kommt, so bringt er den ganzen Tag damit zu, die Hermaphroditen-Bilder zu bekränzen.)

128) II lib. III, cp. XXXVII. *Εἰρεσιώμην ἐξ ἀνθιῶν πλέξασα, ἧειν ἐς Ἑρμαφροδίτου, τῷ Ἀλωπεκῆθεν ταίτην αναθησουσα.*



Abb. 60.



Abb. 61.

graphie u. Abb. 60 aus Caylus (XXX V,) vergl. noch Abb. 61, (im Einzelverkauf) und Abb. 62 (nach Clarac 666, 1546 D.) Die sublime Nobilität und die erhabene göttliche Gestalt beweist m. E. das Furtwänglers Ansicht, diese Berliner Statue sei eine Kopie nach dem Hermaphroditos nobilis des Polykles, welchen Plinius erwähnt, und zwar des ältern Künstlers, die einzig richtige ist. (LXII. S. 582 ff.)



Abb. 62.

Der prachtvolle fast männliche Körper, d. h. die aktive, erzeugende Kraft, nur mit eben angedeuteten weiblichen Brüsten, d. h. die passive, nährende Kraft, und der wunderschöne tiefsinnige Kopf, welcher die mysterische Bedeutung des Dämons ahnen läßt, können nur durch einen sehr ernsten Künstler verfertigt sein, der tief in

die Bedeutung eingedrungen ist: Und wenn dieses auch (m. E. wenigstens) bei den unten folgenden Bildern der Fall sein muß, so ist die Tatsache, daß diese Statue eher eine Kopie nach einem Erzbilde sein wird, als es die anderen sein können, schon ausreichend, um Fürtwanglers Auffassung zu teilen.

Alle Autoren sehen in diesen Bildern nur Lascivität und Raffinement eines wollüstigen Zeitalters, und wir wollen nicht leugnen, daß sehr viele Kopien darin vielleicht ihre Begründung haben können, aber man darf doch nicht vergessen, daß es in der griechischen Mythologie auch eine Mythe gab, welche wir schon oben erwähnten, wie Zeus Same im Schlafe auf die Erde geflossen und daraus Agdistis entstanden ist. Diese Mythe ist doch keine Lascivität und ihre Bedeutung ist deutlich. Aus dem All-Gott Zeus, dem Schöpfer, entsteht die Göttermutter, und aus dieser wieder die ganze Welt. (Man sehe oben.)

Aber auch der Androgyne, der Hermaphroditos, ist der Schöpfer, wie Dionysos es war, und Hermes als aktive, männliche und Aphrodite als weibliche Kraft; er aber umfaßte beide Kräfte und kann man nun nicht eher als darin eine Lascivität zu erblicken, annehmen, daß der Künstler, der das Original verfertigte, denn uns liegen nur Kopien vor, diesen Akt des Zeus auf den Hermaphroditos übertragen hat, um so eher, als Zeus doch auch androgynisch aufgefaßt ward? Daß Kopien aus Sinnlickkeit gemacht sein können, wollen wir selbstverständlich nicht in Abrede stellen, aber wir halten unsern Fall für analog mit dem Priapus-Bilde und anderen ithyphallischen Bildern. Erst wurden die Bilder in tiefer Religiosität gemacht, später vielleicht aus Obscönität. Abb. 63 a und b gibt den schlafenden Hermaphroditos aus dem Museo Nazionale in Rom.

Der ganze Körper ist gleichsam durchzuckt von der



Abb. 63a.



Abb. 63b.

höchsten körperlichen Extase. Der halb geöffnete Mund, die aufgezogenen Nasenflügel, welche die keuchende



Abb. 65.



Abb. 64.

Atmung des Schlafenden meisterhaft demonstrieren, die starke Kontraktion der musculi glutaei dextri, mit dem kräftig gegen das Tuch, auf dem der Dämon ruht, an-

gestemmten Beine, und das fast krampfartige Ergreifen der Unterlage mit den Händen, der eingezogene Bauch



Abb. 66.



Abb. 67a.

und das kräftig erigierte Membrum, geben den Augenblick des Orgasmus meisterhaft wieder.

Ähnliche Statuen zeigen Abb. 64 (Galleria della Villa Borghese); 65 (Museum des Louvre); 66 (Museum



Abb. 67 b.



Abb. 67 c.

von Athen). Gerade im Pariser Monument ist der Spasmus der Glutaei sehr ausgesprochen. Nicht genug

kann man die Wiederhersteller dieser Bilder tadeln, die offenbar nur obscön denken konnten, denn durch das untergestellte neumodische Bett ist der göttliche Dämon zu einem gynaekomastischen Jüngling in pollutione nocturna gemacht worden.

Etwas anderes ist das Bild aus Florenz (Galleria Uffizii). Der Künstler hat hier den Dämon dargestellt, nachdem der Orgasmus vorüber ist und der Schläfer sich bald umwenden wird. Im Gesichte ist der Ausdruck der Anstrengung verschwunden, der Spasmus der Glutaei hat nachgelassen, das Membrum fängt wieder an schlaff zu werden und das unterliegende Tuch, wogegen sich das Bein in dem Orgasmus angestemmt hat, ist in großer Unordnung niedergefallen (Abb. 674a, b und c). Dieser letzteren Gattung der „schlafenden Hermaphroditen" ist vielleicht eine triviale Bedeutung nicht abzusprechen: das höchste körperlich-extatische Moment der All-natur darzustellen, verrät tiefen religiösen Sinn; das Moment der Erschlaffung zu reproduzieren aber eher eine oberflächliche Auffassung jener originellen Darstellung, als gebe sie eben nur die sexuelle Erregung wieder.

Wenn also diese beiden Gattungen von Hermaphroditen-Bildern (repräsentiert durch die Abbildungen am Anfange unseres Artikels und Abb. 63) die Gottheit in ihrer höchsten hehren Majestät, und in ihrer tiefen mystischen Bedeutung, als aktive Kraft, darstellten, so war der Androgyne als passive — nährende Kraft dargestellt auf einer Statue, welche in Clarac als „Venus en Nymphe endormie" abgebildet ist, unter 628, No. 1425 B. Michaelis (CXVIII, 343, Ince 25) schreibt, daß ursprünglich die Statue von drei Genien umgeben war, von denen einer durch die Brüste des Hermaphroditos genährt wurde; da man diese Darstellung zu raffiniert-obscön fand, wurden die Genitalien abgemeißelt und die Genien verschwanden auch. — Wir reproduzierten diese

Abbildung nicht, da durch übel angewandte Prüderie gerade das Charakteristische verschwunden war. — Wohl möchten wir aber fragen, wer obscöner war, der heidnische Künstler, der die All-natur in ihrer passiv-nährenden Aeußerung darstellen wollte, oder der christliche Besitzer, der nur sexuelles Raffinement darin erblicken konnte? Möglich ist, daß Abb. 25 etwas ähnliches darzustellen beabsichtigte, (aus der Zeichnung bei Clarac aber war dieses nicht zu entnehmen): so finden wir eine andere Art Darstellungen, welche zwischen den serenen und den für Viele zu drastischen Vorstellungen stehen.


Abb. 68.


Abb. 69.

Abb. 68, 69 und 70 sind Beispiele hierfür. Die zwei Pasten sind nach Gypsabdrücken in Lippert v. I, 296; Stosch 434 — Abb. 68; 401 Abb. 69; und Abb. 70 ist eine Reproduction nach Compt. rendu 1880 Taf. 4 No. 10.

Der Androgyne sitzt traurig oder im tiefen Nachdenken, also die Verstärkung des Ausdrucks der stehenden Berliner Statue, seinen Kopf auf die Rechte stützend. Drei Eroten sitzen bei ihm. Der eine spielt auf der Syrinx, der andre auf der Lyra und der dritte weht ihm mit einem Blatte frische Luft zu. Unverkennbar ist bei den Cameen der tiefe Sinn, welchen der Künstler in diese Arbeiten hineingelegt hat.

Die All-Natur in tiefer Selbstbetrachtung mit den Eroten, den Kindern der Aphrodite, des weiblichen

Prinzips, spielend auf dem Instrumente, welches Hermes, das Prinzip der männlichen Potenz, erfunden hat und welche die Harmonie bedeutet, und der dritte Eros mit



Abb. 70.

dem Blatte eines Lotus, der heiligen Pflanze, dem Symbol des Androgynismus. (Man sehe oben.)

Ein ähnlicher Gedanke liegt m. E. in Abb. 71. Der Dämon entblößt sich selber, indem er das Tuch mit dem er bekleidet war, zwischen den Beinen durchzieht und betrachtet seinen Körper mit großer Andacht. Neben ihm auf dem Boden sitzt ein in tiefes Nachdenken versunkener Eros. Abb. 70, den bronzenen Beschlag der Lehne einer Kline, welche in Südrußland gefunden ist, darstellend, worauf der Dämon und auch ein Erot, welcher Syrinx spielt, genau in derselben Haltung vorkommen, geben wir als Beweis dafür, daß wahrscheinlich auch eine Statue existiert hat, nach der sowohl die Cameen als auch diese Lehne nachgebildet worden sind (CI, v. Hermaphroditos).



Abb. 71:

Das Motiv der Entblößung, dem wir schon oben begegneten, also die Enthüllung der Mysterien der All-Natur, wird am schönsten wiedergegeben durch den Karneol des Berliner Museums, welchen wir nach einem Schwefel-Abdruck in Leiden in Abbildung 72 wiedergeben. Von dem als Hintergrund hochgehaltenen Tuche hebt sich der wunderschön gebildete Körper des ithyphallischen Dämon prachtvoll ab (CI, v. Hermaphroditos). Es wird wohl nicht nötig sein, wieder zu erklären, daß wir in der ithyphallischen Bildung des Dämon, absolut kein „schlüpfriges Element“ erkennen können — gegenüber Hermann (CI).



Abb. 72.

„Ithyphallisch und ganz nackt ist der Dämon dargestellt auf Abb. 73 (Lippert I, 299). Carneol. Wieder der Hermaphroditus, sitzend und vorwärts gekehret. Da er beyde Hände über das linke Knie, und auf dieselben sein Haupt traurig gelegt hat, so scheint er hier sein Schicksal zu beklagen. Es ist ein altes und



Abb. 73.

besonderes Werk, so die ersten Züge der Steinschneiderkunst zu erkennen gibt".

Interessant ist die Änderung, welche die Umgebung des Dämon auf der Kamee (Lippert Suppl., 182) zeigt (Abb. 74). Zu Füßen des liegenden Hermaphroditen steht eine Urne, ein Symbol des Todes; und an einem toten Baume hängt eine Leier, ein Attribut des Hermes und des Apollon, die beide aber lebenerzeugende Götter sind.


Abb. 74.

Die Abbildung 75 gibt eine Reproduktion nach einem herkulanischen Gemälde. Hier steht der androgynische Dämon, wieder mit dem großen Tuche, das vom Kopfe herabhängt, den wir schon so oft begegneten, in der Linken hält er ein Blatt, das wir als Lotusblatt auffassen zu können meinen. Dasselbe haben wir oben auf der Kamee, in der Hand eines Eroten gefunden, und die Symbolik wird wohl deutlich sein.

Sehr monumental gedacht ist ferner die Statue (Abb. 76), welche Clarac als 677 No. 1548a publiziert, Matz-Duhn aber als Appollon deutet.

In Abb. 77 (Clarac 669, 1551), finden wir wieder das Tuch, wulstartig um den Bauch gewunden, welches wir oben bei den Eroten fanden. Auch hierin ist das ernsthafte der Auffassung deutlich.

In Abb. 78 und 79 (S. 890, Clarac resp. 668, 1554 und 666a, 1554c) geben noch zwei Statuen.

In Abb. 80 (S. 891) ist der Dämon mit einer Kette versehen, welche wir auf Vasenbildern so oft sehen. Als Beispiel hiervon geben wir Abb. 81 (S. 892), und zwar nicht nur als Beispiel, sondern auch aus Pietät für Blumen-



Abb. 75.

bach, den großen deutschen Physiologen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts (XXIII tab. II).

Etwas religiöses vermissen wir aber vollständig in den folgenden Abbildungen.



Abb. 76.



Abb. 77.

Abb. 82 a und b sind aus Caylus reproduciert, ebenso Abb. 83 (S. 893—894). — Die ersten sind interessant durch die typische Haltung und die sehr eigentümliche Bekleidung (XXXV, tom. 5, S. 220).

In Abb. 83 (tom. V. S. 108) glaubte Caylus eine etruskische Arbeit sehen zu dürfen, der viel ägyptischen Motiven Entlehntes beigefügt war. Welcker sprach diesem Bildchen die hermaphroditische Natur ab. (CXCI S. 181); wir können aber nicht umhin, aus der Abbildung dem Caylus beizustimmen.



Abb. 78.

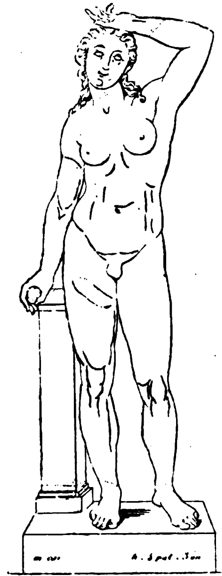


Abb. 79.

Wie tief die androgynische Idee in den Geist der Menschen gedrungen war, beweisen die folgenden Abbildungen.

Zunächst als Ornament in Gewerbekunstarbeiten verwendet (Abb. 84, 85. S. 895, 896) finden wir in Abb. 86 ein kleines irdenes Krüglein aus dem Leidner Museum,

welches in Form eines sitzenden Hermaphroditen verfertigt ist. Früher hat man hierin ein gebärendes Weib gesehen! (VII.) (S. 897.)

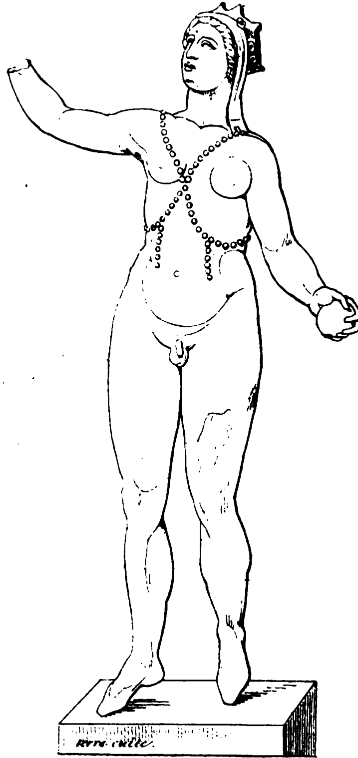


Abb. 80.

Wenn wir nun kurz zusehen, wie es sich mit der mystischen Bedeutung der Zahlen verhält, so finden wir die schönste Übereinstimmung zwischen der oben gegebenen Bedeutung der androgynischen Idee und der Mystik der sogenannten androgynischen Zahlen.

Wir führen hier ohne Commentar aus der Ausein-

andersetzung des Meursius (CXVI unter den verschiedenen Zahlen) die Namen der androgynischen Zahlen an.

Eins: die Mannweibliche; — Geist; Gott; Materie; Chaos; Zusammen-mischung; Finsternis; Schatten-welt; Gähnende Kluft; Tartaros; Styx; Schauer; die Oede;

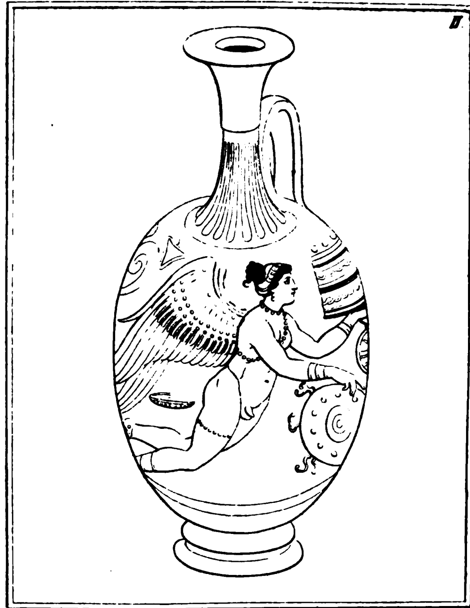


Abb. 81.

Unterirdischer Abgrund; Lethe (Vergessenheit); die harte Magd (d. h. Artemis oder Athene); Atlas; Achse; Sonne; Morpho (d. h. Aphrodite); Burg des Zeus; Bedeutung der Saamen; Apollon; Prometheus; — das Erzeugte; das Seiende; die Ursache der Wahrheit; das Zusammenklingen (Symphonia); das Gleiche; das Mitten; das Maß-haltende; das Gegenwärtige; Schiff; Wagen; Freund; Leben; Glückseligkeit; Form; Zeus;

Eros; Eintracht; Gottesfurcht; Freundschaft; Proteus; Mnemosyne (Gedächtnis).

Vier: Weibgestaltet, das Männliche aber besitzend. (θηλύμορφός τε καὶ ἔπανδρος); Herakles;



Abb. 82a.



Abb. 82b.

Erhebung; der sehr Starke; der Männliche; der Nicht-effeminirte; Hermes; Hephaestos; Dionysos; Maiades;

der Segenreiche; der Kräftige; Dioskoros; Bassareus (d. h. Dionysos); Zwei-Mütter-habend (Dionysos); das Männliche-vor-sich-austragender; das Zur-Bakchischen-extase-bringende; Harmonie; Urania; Kosmos; Körper; Gerechtigkeit.



Abb. 83.

Fünf: Androgyne; Frei-von-Zwiespalt; Aenderung; Licht; das Aeußerste der tierischen Natur; Nemesis (da dieselbe in guten Verhältnissen das Himmlische, Göttliche und Körperliche in jedem Geschöpf zusammenfügt); Bubastis (Göttin der Fruchtbarkeit); Aphrodite; Cytherea, Zonaea (Epitheta der Aphrodite); Mittellinie; Halbgott; Zwilling; feste Achse; Unsterbliche;

Pallas; die, welche wie das Herz in Mitten von allem steht; die Führerin; die Gleichgewicht-habende; Nicht-mit-einem-anderen-verbundene (d. h. in und aus sich selber vollkommen); Orthiatis (abgeleitet vom Epitheton der Artemis Orthia); Melpomene; Nährer; Vorsehung; Natur; Gott; Geist; Seele der Welt; Begattung.



Abb. 84.

Sechs: der Androgyne, Mannweibliche; Form der Form (Prototyp); Gelenk von allem, was die Seele macht; Harmonie; Unverletztsein; Aphrodite; Gespann; Heirat; Begattung; Liebesgenuß; Friede;

Freundschaft; Gesundheit (Hygiea); Hecate-beletis; (doch wohl- in Verband stehend mit, hecatebolos, ein Epitheton der Artemis-Hecate); der Drei-wege-habende (man denke an die dreifache Herme oben); der Zwei-

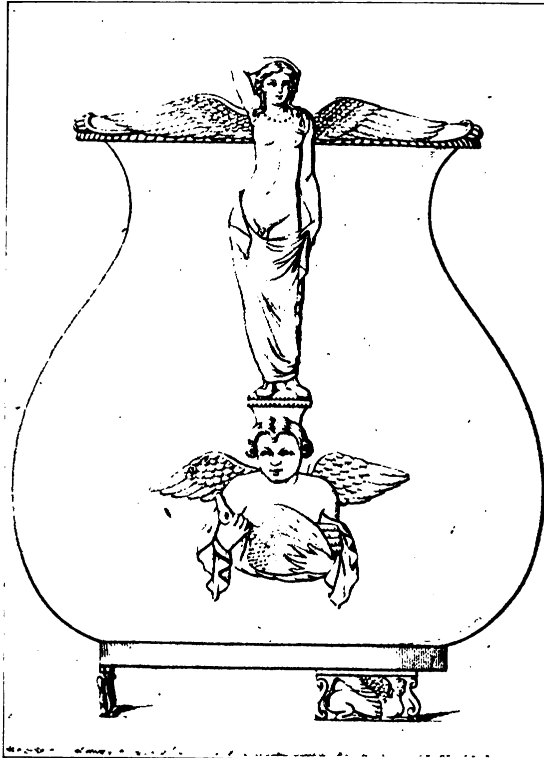


Abb. 85.

seitige (ober und unter der Erde lebend, man denke an Persephone, Dionysos; Adonis u. s. w.); Perseia; Dreiformige; Amphitrite (die Meergöttin); Thalia; Panacea.

Jeder, der diese Liste nachsieht und sie mit unsren Ausführungen oben vergleicht, wird jeden Zug



Abb. 86.

der Androgyne wieder finden: 1º der Schöpfer; 2º die All-natur; 3º das Chaos, woraus alles entstehen wird; 4º der Schöpfungs-akt, anthropomorphisch aufgefaßt.

Ja, selbst Details der monumentalen Darstellungen, finden in dieser mystischen Nomenclatur ihre tiefe Bedeutung. Wir wollen nur auf den finstern, fast traurigen Gesichtsausdruck auf den Gemmen und der Berliner Statue hinweisen, welcher den Gedanken wunderschön wiedergibt, der in Styx, Lethe, Chaos, Tartaros etc. liegt. Und ebenso erhellt am deutlichsten aus dieser langen Liste, wie so absolut verschiedene Darstellungen des Hermaphroditos aus dem Altertum zu uns gekommen sind.

Bevor wir den Gottesdienst näher betrachten, d. h. die Ceremonien, wodurch die Menschen ihrer bewußten Verbindung mit der Gottheit Ausdruck verleihen, wollen wir eine Frage untersuchen, welche noch immer auf der Tagesordnung steht. Wie kamen die Künstler zu Modellen für ihre Schöpfungen des Hermaphroditen? Hermann schreibt (CI. v. Hermaphroditos Sp. 2320):

„Die Idee des doppelgeschlechtlichen Wesens, die durch eine einfache Zusammenstellung der charakteristischen Kennzeichen beider Geschlechter an einem Individuum einen unbeholfen kindlichen Ausdruck fand, wurde von einer fortgeschritteneren Kunstepoche mit Begierde aufgenommen und weiter ausgebildet. Diese suchte und fand ihre Aufgabe darin, aus der Idee eines doppelgeschlechtigen Wesens heraus ein wirklich neues Gebilde zu schaffen, das die männliche und weibliche Natur vollkommen in sich vereinigt und in dieser Vereinigung ein wirklich neues ganzes und vollkommenes Geschöpf darstellt, einen in sich fertigen neuen Organismus, der zwar mit aller natürlichen Erfahrung in direktem Widerspruch steht, aber durch die größere oder geringere Meisterschaft des ausführenden Künstlers einen Schein von Existenzmöglichkeit erhält, ohne von einem in der Natur vorhandenen Vorbilde abstrahiert zu sein. Denn wenn es auch wissenschaftlich feststeht, daß Zwittergeschöpfe in der Natur vorkommen und auch im Altertum nicht

unbekannt waren, so wird doch niemand im Ernst glauben, daß ein derartiges, noch dazu selten vorkommendes abnormes Naturgebilde einen wirksamen Stoff für die bildende Kunst geboten habe.“

Es ist gerade interessant zu sehen, wie ein Begriff, aus dem medicinisch-lateinischen Jargon entlehnt, immer wieder im Kopfe der Menschen spukt: Hermaphroditen nannte man doch im früheren medicinischen Küchenlatein, welches bei den Laien noch immer fortlebt, nur Individuen, welche die beiden Geschlechter in sich vereinigten und man sah als einzig bestimmendes Abzeichen die Genitalien an.

So weit uns bekannt, gibt es keine Denkmäler der androgynischen Idee in anthropomorphischer Darstellung, welche die Genitalien der beiden Geschlechter zeigen. So weit uns Quellen zugänglich waren, fanden wir keine solchen Denkmäler, wohl aber eine Vereinigung der beiden Geschlechtsteile an sich, aber nie in anthropomorphischer Gestalt. Die vereinigte Darstellung der Geschlechtsteile, der wir oft auf den altindischen Monumenten begegnen, können aber nie Androgyne oder Hermaphroditen genannt werden, wenn auch die Darstellung einer analogen Idee beabsichtigt war.

Schon vor langer Zeit sind durch den Physiologen Blumenbach ganz andere Ansichten verkündet worden, Ansichten, welche die neuen Mythologen aber auch die neueren Mediziner wohl einmal lesen sollten. Es ist wirklich staunenerweckend, wie schon durch diesen Gelehrten Auffassungen niedergeschrieben wurden, welche der neueren Theorie über Uranier vollständig entsprechen.

In dem Vorbericht der Amalthea II, S. XVII (XXXI) gibt Böttiger den folgenden Auszug aus einem Schreiben des großen Physiologen.

Böttiger hatte in XXXI Bd. I S. 354 sqq. namentlich ganz ähnlich wie Hermann geschrieben:

„Aus der Art, wie sie meine Specimina anführen, könnte der Verdacht entstehen, als ob ich eifriger Physiolog, der aber auch an archäologischen Studien seine Freude hat, die wunderschönen antiquarischen Hermaphroditen mit den unglücklichen Menschenkindern mit den mißgestalteten Genitalien verwechselte, die man überhaupt ganz unrichtig mit jenem Namen belegt, da mir wenigstens bis jetzt auch nicht ein einziges unbezweifeltes Beispiel der Verbindung der beiderlei Sexualorganen in einem menschlichen Individuum bekannt ist. Was man am häufigsten damit verwechselt, sind die armen Hypospadiaei mit mangelhafter Harnröhre, wohin auch das ex Voto aus Tonnleys Sammlung gehört, das in meinem Specimen abgebildet ist,[129]) und davon ich zwei lebende Erwachsene zwar mit großen wissenschaftlichem Interesse, aber — im Vertrauen gesagt — nicht ohne Ekel untersucht habe, ohne freilich, wie der humane Verfasser jenes Zusatzes die armen Creaturen gleich zur Säckung zu verurtheilen. Uebrigens hoffe ich in meinem Handbuche der Naturgeschichte S. 22 ff. den dreifachen verschiedenartigen Begriff der Hermaphroditen (worunter aber die monstrosen Hypospadiaei überhaupt nicht gehören) deutlich bestimmt zu haben. Von den ersten der daselbst unterschiedenen zwitterartigen Gebilden in

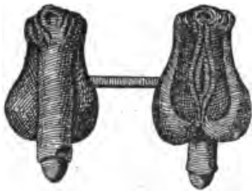


Abb. 87.

[129]) (XXIII S. 15) Argenteum est sigillum quod primo intuitu utriusque sexus genitalia invicem connata exhibere videtur, adeoque ab ipso desideratissimo possessore itidem pro symbolo Bacchi biformis ut in Orphicis carminibus audit, habebatur. Mihi vero nisi omnia me fallunt, potius votivum signum viri esse videtur, eo obscoenarum partium male conformatarum spurco vitio laborantis quod vago quidem nec satis definitio hypospadias nomine venit et urethrae hiatu sive sub cole, sive ut in hoc roriore exemplo in ipso perinaeo contra naturam fissae constat.

physiologischem Sinne (nicht im gemeinem Sprachgebrauche) ist mir, wie schon gedacht, nie ein zuverläßiges Beispiel im Menschengeschlecht je vorgekommen. Desto mehr aber von den übrigen beiden Hauptarten, z. B. der der zweiten Klasse von Jünglingen und Männern mit weiblicher Brust, deren ich drei selbst gesehn. Es läßt sich denken, wie solche Hermaphroditen zuweilen in prodigiis und hinwiederum in deliciis habiti seyn konnten. Namentlich ist dieser Fall der männlichen Brust in Aegypten nicht selten (Pr. Alpinus) und an plastischen Kunstwerken des aegyptischen Altertums bemerkbar (Zoega de Obelisc. p. 478), so daß auch Fea einen Pastophoros für eine weibliche Figur ansah. Auch ließen sich wohl Männer, die sich solcher Weiblichkeit schämten, durch eine chirurgische Operation davon befreien (Paul. Aegineta VI, 46). Und von dieser gefälligen Abweichung des Bildungstriebes könnten doch wohl die alten Künstler die veredelten Formen ihrer Hermaphroditen entlehnt haben, wie auch Osann in Ihrer Amalthea S. 349 nicht in Abrede zu seyn scheint. Was aber im angeführten Handbuch am Schluß gesagt worden, weibliche Weichlichkeit in der Totalform des Männlichen, dafür finden sich Belege, so wie in der schönen Natur unter den herrlichsten Climaten, so in der hellenischen Plastik, wie z. B. aus anthropometischer Rücksicht im Verhältniß der Hüften und deren Zubehör zu den Schultern bei der grandiosen Pallas in der Dresdener Gallerie."

Die Stelle seines Handbuchs, auf die Blumenbach sich oben bezieht, lassen wir hier vollständig folgen:

XXIV, II. Absch. § 10. „Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes (d. h. sehe Anm. 2 § 9. Hoffentlich ist für die mehrsten Leser die Erinnerung überflüssig, daß das Wort Bildungstrieb selbst, so gut wie die Benennungen aller anderen Arten von Lebenskräften an sich weiter nichts erklärt, sondern

bloß eine besondere (das mechanische mit dem zweckmäßig modificirbaren in sich vereinende) Kraft unterscheidend bezeichnen soll, deren constante Wirkung aus der Erfahrung anerkannt werden, deren Ursache aber so gut wie die Ursache aller andern noch so allgemein anerkannten Naturkräfte für uns hier nieden im eigentlichen Wortverstande qualitas occulta bleibt). — in den bestimmten, dafür empfänglichen organisirbaren Stoffen, wird nun die oben so bestimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen (Species) von organisierten Körpern erhalten; und bei denen, wo es statt findet, auch ihre Sexual Verschiedenheit, durch welche sich nämlich die männlichen Geschöpfe von den weiblichen in derselben Gattung auszeichnen. —

„§ 11. Aber freilich kann der Bildungstrieb auch eben sowohl als jede andere in ihrer Thätigkeit gestörte oder fremdartig modificirte Lebenskraft auf mancherlei Weise von seiner eigentlichen bestimmten Richtung abweichen. So entstehen dann (— der bloss krankhaften nicht ins Gebiet der Naturgeschichte gehörigen Abweichungen zu geschweigen —) durch ganz gewaltsame Störungen desselben ganz widernatürliche Formen der organisirten Körper nähmlich die Mißgeburten.

„2) Dadurch, daß der zweifache Sexual-Charakter, der sonst in den beiden Geschlechtern getrennt seyn sollte, mehr oder weniger in einem und eben demselben Individuum verbunden ist, die Zwitter.

„3) Dadurch daß zwey Geschöpfe ganz verschiedener Gattung (zweyerlei Species) einander befruchtung, die Bastarde.

„Endlich 4) durch den Einfluß der mancherlei Ursachen der allmählichen Ausartung die Rassen und Spielarten.

„§ 13 s. 19. Zwitter nennt man zwar im engern Sinne bloß solche einzelne Individua von organisirten

Körpern bei welchen widernatürlicher Weise die Spuren der zweyfachen eigentlichen Sexualorgane mehr oder weniger verbunden sind, die sonst in den männlichen und weiblichen Geschöpfen derselben Art getrennt seyn sollten. Dergleichen finden sich selbst zuweilen unter warmblütigen Thieren, zumahl unter dem Rindvieh, Schafen und Ziegen, aber im Menschengeschlechte sind sie noch unerwiesen.

„Nächstdem aber verdient auch derjenige Abweichung des Bildungstriebes hier einer Erwähnung wenn andere körperliche Funktionen oder Charaktere, die dem einen Geschlechte eigen seyn sollten, sich bei Individuis des andern äußern. Wenn z. B. Hirschkühe, und Reh-Geißen Geweihe aufsetzen, oder Fasan und Pfau-Hennen mit zunehmenden Jahren männliches Gefieder kriegen; oder Mannspersonen oder andere männliche Säugethiere Milch geben, u. s. w. Endlich aber zeigt sich auch zuweilen im ganzen Verhältniß des Körperbaues einzelner übrigens noch so regelmäßig und schön gebildeter Geschöpfe des einen Geschlechts doch mehr oder weniger vom Totalhabitus des Andern; z. B. weiblicher Weichlichkeit in der Totalform des Männlichen".

Dieses wurde geschrieben in der zwölften rechtmäßigen Ausgabe des Handbuchs, welches seiner Zeit ins Englische, Französische, Italiänische, Holländische, Dänische und Russische übersetzt worden ist, im Jahre 1830.

Ist es nicht unbegreiflich, daß diese Ideen in der wissenschaftlichen Welt fast absolut vergessen zu sein scheinen?

Die Stelle des Specimen, welche Böttiger unbegreiflicher Weise mißbraucht hat, verrät eine so tiefe Erkenntnis der Natur wie des Altertums, daß wir nicht umhin können, dieselbe auch vollständig in der Ursprache zu citieren XXIII S. 14—15.

„Aliter vero se res habet cum alius generis connubio a graecis antiquae artis auctoribus in Hermaphroditis fingendis adhibito quod quidem, ut Heyni, viri summi mihique coniunctissimi, verbis utor, non eo modo factum arbitror, ut utriusque sexus genitalia efficta essent; verum ut in signis quae adhuc extant, praestantissimae artis, expresso corpore pueri pulcherrimo sed ad omnes puellae veneres in pectore femoribus aliisque partibus accomodato, ia ut summa pulchritudo pueri ad summam puellae pulchritudinem attemperata artificis ingenio incedisse dicenda sit. Imo vero non ex ingenio tantum sed ad ipsam naturae veritatem ea signa ficta esse dixerim; siquidem, quod alias iam tetigi, ut in viraginibus barbigeris masculus habitus, ita in iuvenili quoque corpore sui sexus organis genitalibus rite instructo, quoad reliqua possim perfercte feminea mollities et muliebris conformatio ac partium proportio locum habet. Aliis antiquae artis monumentis quae puellares eiusmodi iuvenes exhibent qui vulgo hermaphroditorum nomine veniunt addere liceat. Similem in vasculo etrusco quod in propria supellectile servo iuvenem alatum bacchicorum mysteriorum symbola prae se ferentem et cui itidem partibus quibus mares sumus, femineum pectus et coma iuncta sunt“. (Siehe Abb. 81.)

Man nennt diesen Autor wie soviel Andere „veraltet“. Ach, wenn man sich nur aus Pietät wieder diesen weisen Alten zuwenden möchte!

Es gab eine Zeit, in der man wenigstens die Auffassung Blumenbachs in archaeologischen Kreisen teilte, wenn auch ohne Erwähnung seines Namens. Raoul Rochette meint (CLXII S. 140 Anm. 10.):

„Ce qui n'est pas moins certain, c'est que par une conformation propre à la race grecque et qu'on observe encore même chez les Grecs modernes, il arriva souvent que les adolescents offrissent les formes feminines qui contribuèrent beaucoup à produire ces habitudes à la

société grecque si connues qui faisaient dire à la courtisane Glycère apud Athen XIII c. 84 p. 1347. *Τότε γὰρ καὶ οἱ παῖδές εἰσι καλοὶ, ἕσον ἐοίκαισι γυναιξὶ χρόνον.* —"

Wenn auch Rochette's Meinung nicht ganz zutrifft, und unter den Griechen auch wohl Uranier gewesen sein werden, die gerade weibliche Jünglinge nicht liebten, so ist seine Auffassung, daß solche „puellares iuvenes" wohl den Künstlern der androgynischen Bilder Modell gestanden hatten äußerst wahrscheinlich, wenn nicht als bestimmt sicher anzunehmen.

Wir wollen aber auch Stellen aus klassischen Autoren beibringen, welche als Grundlage für Blumenbachs Auffassung dienen können.

Diodor (XLVIII lib. IV, c. 6, 5) schreibt:

„Der Sage von Priapus ist die von Hermaphroditus ähnlich, der, als Sohn des Hermes und der Aphrodite von beiden Eltern zusammen seinen Namen erhalten haben soll. Einige glauben nämlich, es sei dieses ein göttliches Wesen, das zu gewissen Zeiten unter den Menschen erscheine und einen Körper habe, in dem männliche und weibliche Elemente gemischt wären; die Schönheit und Zartheit seines Körpers sei einem Weibe fast ähnlich, andererseits habe er die Mannhaftigkeit und die Tatkraft eines Mannes. Andere dagegen behaupten, solche Wesen seien Mißbildungen der Natur, welche selten vorkommen und immer eine gute oder schlimme Vorbedeutung haben [130]."

[130]) (XLVIII). *Παραπλησίως δὲ τῷ Πριάπῳ τινὲς μυθολογοῦσι γεγενῆσθαι τὸν Ἑρμαφρόδιτον, ὃν ἐξ Ἑρμοῦ καὶ Ἀφροδίτης γεννηθέντα τυχεῖν τῆς ἐξ ἀμφοτέρων τῶν γονέων συντεθείσης προσηγορίας. Τοῦτον δ' οἱ μέν φασιν εἶναι θεὸν καὶ κατά τινας χρόνους φαίνεσθαι παρ' ἀνθρώποις καὶ γεννᾶσθαι τὴν τοῦ σώματος φύσιν ἔχοντα με-*

Wir wissen aus verschiedenen Epigrammen, daß man im Altertum die Darstellung des Hermaphroditen so auffaßte, wie wir sie noch in Monumenten vor uns haben. So schreibt Martialis (CXI. Epigr. XIV, 174) für einen marmornen Hermaphroditus:

„Masculus intravit fonte, emersit utrumque,
Pars est una patris caetera matris habet",

und Christodorus beschreibt (LII. V. 102 bis 107) ein Bild des Dämon:

„Dort stand ein lieblicher Hermaphroditus, weder ein ganzer Mann noch ein ganzes Weib. Gemischt war das Bild. Leicht wird man ihn nennen, den Sohn der Cypris, mit schönen Brüsten, und des Hermes. Er zeigte seine schwellenden Brüste, wie ein Mädchen; allein auch die erzeugende Form der männlichen Scham, aufweisend die gemischten Zeichen von beider Pracht[181])."

Und als Beispiel eines Epigramms an „einen schönen Jungen" gerichtet, geben wir das CVII. Ep. des Ausonius (XIII), welches sehr viel Ähnlichkeit hat mit der oben gegebenen Stelle in Athenaeus. „Während die Natur zweifelte, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen schöpfen

---

μιγμένην ἐξ ἀνδρὸς καὶ γυναικός· καὶ τὴν μὲν εὐπρέπειαν καὶ μαλακότητα τοῦ σώματος ἔχειν γυναικὶ παρεμφερῆ, τ' δὲ ἀρρενωπὸν καὶ δραστικὸν ἔχειν ἀνδρός· ἔνιοι δὲ τὰ τοιαῦτα γένη ταῖς φύσεσιν ἀποφαίνονται τέρατα ὑπάρχειν, καὶ γεννώμενα σπανίως προσημαντικὰ γίνεσθαι, ποτὲ μὲν κακῶν ποτὲ δ'ἀγαθῶν.

[181]) V. 102—107.

Ἵστατο δ' Ἑρμαφρόδιτος ἐπήρατος οὐθ' ὅλος ἀνὴρ,
Οὐδὲ γυνή· μικτὸν γὰρ εἴην βρέτας· ἦ τάχα κοῦρον
Κύπριδος εὐκόλποιο καὶ Ἑρμάωνος ἐνίψεις·
Μαζοὺς μὲν σφριγόωντας ἐδείκνυεν οἷά τε κούρη·
Σχῆμα δὲ πᾶσιν ἔφαινε φυτοσκόρον ἄρσενος αδοῦς
Ξυνῆς ἀγλαίης κεκερασμένα σήμασα φαίνων.

möchte, bist du erzeugt, o schöner Knabe, fast ein Mädchen!"[132])

Als Modelle der Hermaphroditen wurden unzweifelhaft diese mädchenhaften Jünglinge verwendet, die doch die mann-weibliche Natur für die tiefdenkenden und mystisch-erkennenden Alten am schönsten demonstrierten: sie gaben die Harmonie der Natur wieder als lebende Personen, sie waren die Abbilder der Gottheit.

In den Mysterien und in dem Gottesdienste, wo immer drastisch der Inhalt der Mythen der Theologie dargestellt wurde, sind ebenso unzweifelhaft diese Jünglinge aufgetreten als Symbolisierung der Gotteskraft[133]).

Und wie wir oben gesehen haben, gibt es sehr viele Beispiele in der Geheimlehre von Verbindungen der verschiedenen Emanationen der Gotteskraft, welche anthropromorphisch aufgefaßt — und wie könnten Menschen in der plastischen Darstellung dieser Theorien, anders als anthropromorphisch verfahren — nur als sexuelle Akte dargestellt werden können. Denn in dieser körperlichen Vereinigung, welche mit psychischer Extase verbunden ist, wird doch am schönsten die göttliche Harmonie demonstriert, und wie in Knossos und Samos der Hierosgamos, die Hochzeit des Zeus und der Hera, wie sie nach der Ueberlieferung einst geschehen ist, nachgebildet wurde bei einem großen Feste zur Ehre des Zeus (Diodor, XLVIII, b. V. c. 72), so darf man wohl bestimmt annehmen, daß auch die Verbindung der aktiverzeugenden Kraft mit dem Androgynen durch Nachbildung gefeiert worden ist: so auch andere Episoden aus den Götter-mythen, wie das sich Hingeben des Dionysos an Prosymnos und die Verbindung der Sonne

[132]) In puerum formosum. CVII.
Dum dubitat natura, marem faceretne puellam
Factus es, o pulcher, paene puella, puer.

[133]) Vergl. Lobeck, Aglaophamus S. 197, sqq.

mit dem Mond, und die des letzteren mit dem All. (Siehe oben, wo wir diese Mythe besprachen.)

Bei so vielen religiösen Festen der Griechen traten als Weiber gekleidete Jünglinge auf. Die tieferen Mysterien werden uns selbstverständlich durch die griechischen Schriftsteller nicht mitgeteilt, aber gerade bei den öffentlichen Festen wurde so vieles getan, was den Inhalt der Mysterien erraten läßt.

Wenn wir einige Feste in alphabetischer Ordnung folgen lassen (nach CXVII.), so finden wir:

Ariadneia; dieses Fest soll durch Theseus eingesetzt sein zur Ehre der Ariadne (man denke an die oben geschilderte Bedeutung der Ariadne), Plutarchus schreibt in Theseus c. 20; „Bei dem Opfer, welches am zweiten des Monats Gorpiäus dargebracht wird, legt sich ein Jüngling nieder und ahmt das Geschrei und die Bewegungen einer Frau in Kindesnöten nach.“

Anthesteriën, dem Dionysos gewidmet. Philostratus, Leben des Apollonius v. Tyane Buch IV, c. 21. „Als (Apollonius) aber hörte, daß [die Athener] nach der Musik der Flöte üppige Stellungen auftührten und neben der Theologie und der Poesie des Orpheus, bald wie die Horen, bald wie Nymphen, und wie Bacchanten thaten, so setzte ihn Dies in Erstaunen.“ In seiner Ansprache sagte er weiter: „Ihr aber kleidet Euch noch weiblicher als die Frauen des Xerxes; die Greise wie die Jünglinge und die Epheben.“

Heraklea, Plutarchus Quaest. graec. 58. Bei den Coern beginnt der Priester des Herakles in Antimachia das Opfer, in weiblicher Kleidung, den Kopf mit der Mitra bedeckt.

Lydus (CIV. Buch IV, 46.) Darum kleiden sich bei den Mysterien des Herakles die Männer in Weiberkleider, da der Samen-Keim nach der Rauheit und Unfruchtbarkeit des Winters zu erweichen anfängt.

Thargelia, ein Fest der Artemis und des Apollon, ein Reinigungs- und Sühnefest. Hierbei wurden zwei Männer hinausgeführt, um symbolisch das Opfer der Sühnung zu bezeichnen, der eine personifizierte die Männer, der andere aber die Weiber (Harpocrat. v. φαρμακος.)

Oschophoriën, dem Dionysos und der Ariadne gewidmet. Hierbei führten zwei Jünglinge in Weiber-Kleidern den Chorus an, mit Weinranken voll reifer Trauben.

Hybristika, ein Fest der Aphrodite. Hierbei waren die Weiber in männliche Gewänder gekleidet, die Männer aber in Weiberkleider gehüllt, und brachten so das Opfer.

Eusebius (LXXXIV, de laud. Const. p. 516. C.) erzählt uns, daß auf den Gipfel des Libanon ein Tempel der Aphrodite war, welchen er „eine Schule für Liederlichkeit“ nennt, „für alle obscönen Männer, die ihren Körper durch Zuchtlosigkeit beschmutzen, geöffnet. Einige Effeminirte (d. h. Androgyni im Griechischen), die eher Weiber als Männer genannt werden können, da sie die Würde ihres Geschlechtes ablegten und litten, was Weibern zusteht, verehrten so die Gottheit.“ Wir geben die eigenen Worte des Kirchenvaters. Er konnte die tiefe Mystik dieser Gebräuche nicht mehr begreifen, oder wollte es nicht. Jeder, der den Alten gerecht sein will, wird aber hierin nichts anders, als die Consequenz der Theorie sehen, die plastische, concrete Darstellung des Abstrakten. Aus diesen Ceremonien konnte nur folgen, daß die Götter, in deren Tempel als Demonstration der Theologie Geschlechtsakte zwischen Priestern und weiblich-gearteten Jünglingen, oder zwischen weibmännlichen Priestern und Männern verübt wurden, um die Verbindung des Gottes mit der organisierten Materie, resp. des männlich-erzeugenden Prinzips mit dem All-Schöpfer zu versinnbildlichen, zu Göttern der Knabenliebe wurden.

So wurden Apollon, Dionysos, Pan, Aphrodite, Eros, Zeus selbst und Ganymedes die Götter der Knabenliebe.

Wir wollen aus Welcker (CXC) verschiedene Stellen anführen, um dieses zu beweisen.

Wir bitten aber, den subjektiven Tadel Welckers nicht zu beachten, sondern nur den gegebenen Tatsachen des Altertums Aufmerksamkeit zu schenken und dieselben im Lichte der oben gegebenen Ausführungen zu betrachten. Wir werden in einigen Noten die nötigen Erklärungen beibringen.

„Endlich ist dem Apollon auch ein böses Patronat, doch nur in einigen Sitzen asiatischer Weichlichkeit und, so viel wir wenigstens sehen, nicht in früher Zeit, aufgedrungen worden. Der Didymaeus in Branchidä wird von Konon *Φίλιος* genannt. Dies kann Gott der Freundschaft heißen, wie Zeus *Φίλιος* oder *Ἑταιρείος*. Der milesische *Φίλιος*, *Φιλήσιος* aber bedeutet der Gott der Küsse, sodaß Varro's Worte: Philesii Apollinis nequitia den rechten Aufschluß geben (bei Schol: Stat: Thebi 8. 198 cf. Mythogr. Vatic. I 81. II 85). Macrobius[134]), immer nur die Sonne im Kopf, denkt an die Küsse, womit diese im Aufgang begrüßt wurde (Sat. I 17). Strabon aber berichtet von der Liebe des Apollon zum Branchos, von der in Branchidä die Sage sey (14. p. 634). Und Konon erzählt, daß Apollon, wo der Altar des Apollon Philios stand, den schönen Branchos verliebt küßte (*ἐρασθεὶς ἐφίλησεν*) und dadurch begeistert weissagte (33). Dem liegt ein Knabenwettkampf, Philesia, zu Grunde, die saubere Legende von dem Ursprung der Branchiden von zwei Jünglingen, Zwillingen gleich ihren Göttern, die mit Küssen um den Preis eines Schwans

[134]) Wir glauben, daß die Auffassung des Macrobius nicht so sehr zu verwerfen ist d. h. philosophisch werden diese Geschichten und Ceremonien sehr gut hiermit stimmen und anthropomorphisch konnte es wieder nicht anders versinnbildlicht werden.

streiten, eines apollinischen Tiers, das aber hier auch auf den schönsten weißen Körper Ἄργυννος anspielen möchte. Ebenso setzte die Knabenkämpfe in Milet Leukothea ein, die Weißgöttin, mit Bezug auf die Weißlinge, was die Legende gleichfalls versteckt, um es erraten zu lassen. (Conon 33). Liebhaber solcher Schönen gaben sogar dem Agamemnon eine Ἄργυννος zu, nach welchem Aphrodite Argynnus benannt worden sey (Athen. 13 p. 603 d. Plut. Gryll. 7.)

„Wettstreit im schönen Küssen war im Gebrauch auch in Megara (Theocr. 12). Mit dem Branchus aber wurden dem Apollon nach Varro Tempel errichtet, Philesia genannt, Philostratus nennt ihn und den Klaros (auch von Theopomp erwähnt) „die Schönen des Apollon". (Epist. 41. p. 931).

„Für die Bedeutung des Philesios ist auch wichtig, daß unter dem in Trapezunt nach Arrians Zuschrift des Periplus an Hadrian unter diesem Namen verehrte Gott Antinous zu verstehen ist. (Peripl. Pont. Eux p. 2. — Gesner de Deo bono puero Phosph. Comm. Gotting. T. 4. p. 104 ss.), ebenso, daß die Fabel des Tiresias, als der die weibliche Wollust kannte, in das überprächtige und überschwelgerische Heiligtum des Apollon Daphnäos zu Antiochien verbannte, wovon bei Joh. Malala eine überphilosophische, gar erbauliche Deutung zu lesen ist. (F. 2. p. 4b.)."

Dionysos haben wir oben schon genügend behandelt, nur wollen wir aus Welcker noch folgendes citieren:

„Ich möchte vermuthen, daß auch die geflügelten androgynen Figuren der unteritalischen Vasen, welche Millin u. A. Genius der Mysterien zu nennen beliebt haben, als Diener des androgynen Dionysos und des Kinädismus zu betrachten sind. An den Festen nahm die weibliche Kleidung, welche die männliche Jugend

häufig anlegte, in Festzügen wie an den Oschophoriën und, wie es scheint, auch sonst sehr häufig, die Bedeutung an, die in dem Götterbilde, die weiblichen mit den männlichen harmonisch und reizend verbundenen körperlichen Formen unter dem Schein Göttlichen Geheimnisses in sich enthielt.

„Auch die Päderastie hat man nicht ermangelt, auf Pan zurückzuführen, so wie eine Reihe liederlicher und frecher Epigrammendichter in Zeus als Liebhaber des Ganymedes ihren Schutzpatron findet. Eine anständige Benennung für diese war ὕβρις (Theogn. 39, in Argos waren die Knaben ἀνύβρισται und rein, Zenob 2, 3); und Pan heißt unter andern auch Sohn der Hybris und des Hermes. (Schol. Lyc. 772. Schol. Eur. Rhes, 36, Apollod. 1, 4, 1. Heyne schreibt mit Aegnis und der Commel. Θύμβρεως für Ὕβρεως weil nach Schol. Theocr. 1, 118 auf Syrakusisch der Flußname Θύμβρις ἀπὸ τῆς ὕβρεως komme, worin nur liegen könnte, daß in Syrakus für ὕβρις zweideutig auch gesagt wurde ϑύμβρις, von ϑύω, was der Erklärer umdreht. Auch das Argum. Pind. E., P. 1 hat τοῦ Διὸς και Θύμβρεως).

„Dieser Pan wird bei Theokrit angerufen (7, 103) und in der plumpen Legende der Paträer bei Pausanias verfolgen die Pane in Mesatis den Dionysos (7, 18. 3) Pan liebt den Daphnis bei Stesichoros, Theokrit, und vielen Epigrammendichtern.

„Ein anderer Witz liegt in Ὀρσινόη als Mutter des Pan: daß Jambe seine und der Echo[135]) Tochter genannt

[135]) Hierauf bezieht sich, daß Pan der Erfinder der Selbstbefriedigung des Geschlechtstriebes genannt wird, obschon dieser wahrscheinlich nach Beobachtung der menschlichen Natur in dem Gottesdienste eingeführt war. Wie der Mensch, der keine Geschlechtsbefriedigung bekommen kann, zur Masturbation kommt, so auch die männlich-erzeugende Kraft, den Wiederhall ihrer Äußerung liebend, — anthropomorphisch also ihre Stimme, — da sie aber das Objekt

wird (Etym. M. p. 463) geht auf die Toten der Jamben, so wie *Πάνες* (Hesych. *Πᾶνες. τοὺς ἐσπουδακότας σφοδρῶς περὶ τὰς συνουσίας ἔλεγον πᾶνας.*) und *πανευειν* von der Begierde gebraucht wurde. Da auch Titan die gedachte Bedeutung von Pan hat (Hesych) so ist der Sinn des Chors in den Titanopanen, einer Komödie des Myrhillos, klar. Auch von dieser Seite gleichen einander demnach Pan und die

---

ihrer Liebe nicht umfassen kann, da dasselbe unkörperlich ist, findet sie in sich selber die Auslösung ihres Triebes.

Wir lassen die Stelle aus Dion Chrysostomos, welche hierauf Beziehung hat, vollständig folgen. Die Übersetzung ist von Karl Kraut (in der Osiander Schwabschen Übersetzungs-BibliothekOrat. 6, 90. (16—21):

„Das aber, womit die Menschen am meisten Mühe und Kosten haben, um dessen Willen viele Städte verödeten und viele Völker elend zu Grunde gingen, verursachte ihm (dem Philosophen Diogenes) am allerwenigsten Mühe und Aufwand; denn er brauchte zur Befriedigung seiner Lust nirgends hinzugehen. Scherzend sagte er, überall sei Aphrodite umsonst bei ihm, und die Dichter lügen ihrer eigenen Schwäche wegen über diese Göttin, wenn sie sie die „Goldgeschmückte" nennen. Da aber viele dies nicht glaubten, that er es offen und vor aller Augen und sagte, wären die Menschen wie er, so wäre Troja nie eingenommen und Priamos, der Zeusentsproßte König der Phrygier, nicht am Altar des Zeus geschlachtet worden. Die Achäer aber seien so unverständig, daß sie meinen, auch die Toten bedürfen der Weiber, und am Grabe des Achilleus die Polyxena schlachten. Zugleich bemerkte er, „die Fische zeigen sich etwas klüger als die Menschen; wenn sie sich ihres Samens entledigen wollen, gehen sie heraus und reiben sich an etwas Rauhem. Er wundere sich aber, daß die Menschen nicht daran denken, sich den Fuß oder die Hand oder einen anderen Körperteil um Geld reiben zu lassen, und daß die reichsten Leute dafür nicht eine Drachme ausgeben, für jenes eine Glied aber oft viele Talente, ja sogar das Leben aufs Spiel setzen. Er nannte diesen Umgang scherzend eine Erfindung des Pans, der in die Echo verliebt, ihrer nicht habhaft werden konnte, sondern Tag und Nacht auf den Bergen herumirrte. Da habe Hermes, der Not seines Sohnes sich erbarmend, es ihn gelehrt. Darauf sei er von seiner Not befreit worden".

Satyrn, die von Sophocles in einem Satyrspiel als Liebhaber des Achilleus aufgeführt werden".

Man erinnere sich, wie Pan und die Satyre so oft in Verbindung mit dem Hermaphroditos angetroffen werden, als die aktive Kraft.

„Die Aphrodite der Knabenliebe (sonst auch die Sache des Pan, bei den Römern des Priapus, kommt aber als *Ἀργυννίς*, (Thril. 356, Leopard Emend. 11, 4 *Ἀργυννίς*) Göttin der Weißlinge (sum candidus Pers. 4, 20 cf. O. Jahn. Phanokles in den Eroten bei Clemens *Ἀργύννου νεὼν Ἀφροδίτης*) von Kratinos und Aristophanes an nicht häufiger bei gewissen Dichtern vor als der *ἁπαλός καὶ λευκὸς παῖς*. Dieselbe ist wohl auch die Venus Murcia (*Μυρκία*) [Livius 1, 33. Orelli ad Arnob. 4, 16, T. 2, p. 199 *μολκος* (*μυλκός* wie *μολγός* und *μυλγός*) eines mit *μαλακός* u. Denkm. 3, 323.] In diese Klasse gehört auch die *Στρατεία* in zwei karischen Inschriften (C. I. Gr. No. 2693; Venus militaris bei Arnobius 4, 7)."

Bei dem Gottesdienst des Attis und der Großen Mutter kleideten sich der Priester in Frauenkleider. Die Griechen leiteten hiervon die Benennung ab: Kureten würde *Κοῦραι* Mädchen bezeichnen.

Firmicus (LX S. 249) schreibt über die Assyrier daß diese die Luft unter den Namen der Juno oder der Venus verehrten. Sie stellten sich dieses Element mann-weiblich vor. Denn da die Luft zwischen Himmel und Meer gelegen ist, verehren sie sie mit effeminierter Stimme:

„Die Priesterschaft dient ihr mit verweiblichten Gesichtern, mit glatt gemachter Haut, das männliche Geschlecht durch weiblichen Schmuck verunzierend. Man sieht in ihren Tempeln die fürchterlichste Unzucht in der Öffentlichkeit: Männer litten, was nur Weiber leiden dürfen und sie zeigten gleichsam mit stolzer Verherr-

lichung diese Schande ihrer unreinen und schamlosen Körper. Sie zieren ihre gut gepflegten Haare wie Weiber, gehen in üppigen Kleidern und können mit ihren ermüdeten Hälsen kaum ihre Köpfe emporhalten."

Wir glauben mit Creuzer (XLIV, Bd. II S. 574 ff. und II S. 672 ff.), daß die Amazonen aufgefaßt werden müssen, als sich männlich benehmende Mondpriesterinnen. Er sagt z. B. S. 575 Note 2: „Die Amazone war eine virago in einem kriegerischen Gestirndienste — so wie der Eunuch (Gallus und dergleichen [wir glauben auch die femininen Jünglinge v. R.]) in demselben siderischen Orgiasmus das Weibliche im Manne darstellen sollte. Die Amazonen waren eben martialische Hierodulen, und wenn die Hierodulen durch Hinopferung ihrer Jugendblüthe Sonnen- und Mondgötter als die großen Besamer der Erde verherrlichen wollten, so war diese kriegerische Jungfrauenschaar dazu da, durch Verzicht auf die Mütterlichkeit und durch Streitfertigkeit darzuthun, sowohl daß [die ephesische Artemis] periodisch unfruchtbar ist, als daß sie die finsteren Mächte der Nacht und des Winters bekämpft."

Bei dem Dienste der Mise wurden zwischen Weibern (ebenso auch im Dienste der Bona Dea und der Cybele) sexuelle Akte verübt. Tümpel citiert (CI v. Mise, sp. 3024) den Vers des Kratinos: *μιστηταὶ δὲ γυναῖκες ὀλίσβοισι χρήσονται.*

„Die Frau fungierte mittels des *ὀλισβος* (aus Leder nachgebildeten männlichen Gliedern) als Mann." (Tümpel l. c.)

Daß aber in dem Gottesdienste des eigentlichen Hermaphroditos, diese Sexualgebräuche sehr bestimmt vorkamen, beweist gerade fast jede klassische Beschreibung des Hermaphroditos und die Epigramme.

Wir geben hier einige Beispiele:

ist, und wie durch heilige Ceremonien diese Idee plastisch dargestellt worden ist.

Wenn Blumenbach schon annahm, daß als Vorbilder für die Hermaphroditen-Bilder die weibgestalteten oder weibgearteten Jünglinge, als die die Androgynische Idee am besten darstellenden anzusehen sind, so meinen wir, noch einen Schritt weiter gehen zu können und behaupten, daß diese Androgynen (in unserer Sprache durch Uranier zu übersetzen) es auch gewesen sind, welche in den Mysterien die Rolle der Androgynischen — Idee-Personifikation erfüllt haben.

Man darf nicht vergessen, daß das Altertum wenigstens in späteren Zeiten über die Personen, welche wir Uranier nennen, ganz andere Anschauungen hatte, als unser Zeitalter überhaupt.

Die Astrologen z. B. hatten über die Entstehung von Menschen, welche Personen desselben Geschlechts liebten, sehr bestimmte Anschauungen, welche wir wenigstens zum Teil beifügen wollen. Cl. Ptolemaeus schreibt z. B. (CLIII) II. Buch, Kap. 3:

„Darum verachten die Völker dieser Länder (Britannia, Galatia, Germania,[136]) Apulia, Sicilia, Tyrrenia Celtica, Hispania) die Geschlechtsakte mit Weibern, und streben demselben nicht nach, aber solchen mit Männern verlangen dieselben sehr, und sie nennen diese letzteren weder schändlich, noch unmännlich. Und man hört nicht, daß sie etwa Schaden dadurch haben; sondern sie bewahren ihre Seele echt männlich, und schützen ihre Gemeinschaft, und sind treu, und sie lieben ihre Hausgenossen, und sind sehr mildtätig.“ Und derselbe Gelehrte schreibt in dem dritten Buche, Kap. XIX,

---

[136]) Vide Sextus Empiricus, Pyrrh. hypot., lib. III S. 151, E. [Der Geschlechtsakt zwischen Männern] (ἀρρενομιξια) ist für die Germanen, wie man sagt, nicht schändlich, sondern etwas sehr gewöhnliches.

περὶ παθῶν ψυχικῶν sehr viel über die Entstehung von Männern, welche Männer lieben und von Weibern, welche Weiber lieben.

Firmicus (LVI) gibt noch mehr.

Er gibt genau an wie die Sterne stehen sollen, damit Weiber geboren werden, welche mit männlicher Seele, nur wünschen, so wie es Männer tun, mit Weibern zu verkehren (nascent foeminae, quae virili animo succinctae, in modo virorum, cum mulieribus coire desiderent. Liber VII. Kap. VII.) und wie die Sterne stehen müssen, damit weibliche Männer, oder Hermaphroditen geboren werden (biformes viri, vel hermaphroditi ex hoc genitura nascent, (l. eod.) Ja, er geht noch weiter, und gibt den Stand der Sterne, für die Geburt eines aktiven Homosexuellen an. (Paedicorum natalia, lib. VII. c. 15), und diejenigen für die Entstehung eines passiven Homosexuellen (Cinaedorum genituræ lib. VII c. 16).

Wir lassen dahin gestellt, welchen praktischen Wert diese astrologische Bestimmungen haben dürften, aber es folgt hieraus bestimmt, daß in jenem Zeitalter solche Menschen, als schon durch ihre Geburt zu Uraniern bestimmt angesehen wurden.

Auch bei Paracelsus (CXXXII., libri meteororum caput VII, S. 309 b.) meinen wir etwas ähnliches zu finden:

„So entstehen zwei Gegensätze in einem Körper, was nicht anders geschehen kann als unter hermaphroditischen Sternen. Jeder Hermaphrodit ist vollkommen und hat beide Teile."

Offenbar nimmt er doch an, daß ein Hermaphrodit so gedacht werden soll, daß derselbe fast unerkennbar vermischt beide Naturen, beide Charaktere als ein ganzes aufgefaßt, besitzt: und solche nennt er: vollkommen (perfectus).

Selbst die alten Juden kannten Zwischenstufen zwischen den Geschlechtern: das sind die Eunuchen, welche so geboren sind, welche ja auch Jesus erwähnt, die Saris der Talmudisten. Man sehe CLV. Bd. I: Jebamoth, S. 94 u. 95.

Als Kennzeichen werden dort genannt:

„Er ist ein Mensch, der mit seinem zwanzigsten Jahre noch keine zwei Haare auf seinem Körper hat, und bekommt er diese später, so ist er doch ein Saris. Er hat keinen Bart, seine Haare sind fein und sanft, seine Haut ist glatt: Sein Wasser bekommt keinen Schaum: Er uriniert nicht mit einem andern. Sein Saamen ist nicht gebunden, er ist klar wie Wasser, sein Wein ist nicht sauer. Seine Stimme ist wie die einer Frau."

Und S. 96 werden die Kennzeichen einer weiblichen Zwischenstufe (Aïlonith) gegeben: Ein Weib, welches, wenn sie zwanzig Jahre alt ist, noch nicht zwei Haare auf ihrem Körper hat. Sie hat keine Brüste, und die Cohabitation ist ihr widrig. Sie hat keinen weiblichen Mons Veneris. Sie hat eine männliche Stimme.

Dr. Joseph Bergel übersetzt diese Wörter mit Weibmänner, und Mannweiber. (Die Medizin der Talmudisten, Leipzig und Berlin 1885).

Wir haben angefangen, den innigen Zusammenhang zu schildern, welcher zwischen der Religion und der Sexualität besteht. Und wie in fast jeder Religion, wenn auch in den neueren nur versteckt, als mystische Auffassung der Gottheit sowohl wie der Allnatur die höchste Harmonie des Männlichen-und-weiblichen, im Androgynen besteht, d. h., daß also offenbar im Tiefsten der Menschen-Seele, eine oft unbewußte, heilige Devotion besteht für die Einheit, die Harmonie.

Das wirklich die androgynische Idee, die Voll-Harmonie, noch immer, sei es auch größtenteils nur un-

bewußt, im Seelenleben des Menschen herrscht, können wir am deutlichsten bei den Künstlern erkennen. Es ist doch nur so zu erklären, daß gerade unter Künstlern prozentualisch so viele Uranier vorkommen. Denn die Künstler sind gerade die Menschen, welche am stärksten von Harmonie erfüllt sind und die Harmonie wird für Menschen, da Menschen nun einmal immer anthropomorphisch denken, am schönsten dargestellt durch Jünglinge. Schöner als durch Mädchen gerade körperlich, denn der Jüngling zeigt den zarten, fast mädchenhaften Körper, das passive-nährende Kraft-Symbol, und die männlichen Genitalien, das active-erzeugende Kraft-Symbol; der Mädchenkörper ist auch zart, mädchenhaft, zeigt aber nicht so deutlich das passiv-nährende Kraft-Symbol, denn es fehlen die Brüste, was gerade das Knabenhafte beim jungen Mädchen zum Ausdruck bringt, und die Genitalien, welche mehr versteckt sind, geben auch noch kein Symbol von etwas activ-erzeugendem.

Dieser quantitativ sehr große Unterschied bedingt, wie wir glauben, auch die Tatsache, daß in klassischen Religionen, so bald sich diese mehr entwickelt und vertieft haben, die Darstellungon der androgynischen Idee mit weiblich-zarten Körpern, mit mehr oder weniger ausgesprochenen weiblichen Brüsten und mit männlichen Genitalien ausgestattet wurden, und nur in den ältern Formen als weiblicher Körper, mit männlichem Bart, oder als Körper mit einer männlichen und einer weiblichen Brust.

Wir hoffen, daß durch diese Untersuchung wenigstens eine Seite des Lebens, klar beleuchtet ist, und sie zum besseren Verständnis der Lebensmysterien etwas beigetragen hat.

Anhang.

A.

Liste der Abbildungen. [1])

[1]) Unseren herzlichsten Dank sagen wir den Herren DDr. Boeser und Jesse, den Konservatoren des Museums der Altertümer in Leiden, die mit der höchsten Liebenswürdigkeit die verschiedenen Leidner Monumente photographieren liessen, und Dr. Jesse insbesonderen noch für die Mühe, welche er sich gegeben hat, um von den Berliner und Venedischen Bilder für uns Original-Aufnahmen zu bekommen. Dem Photographen des Leidner Museums Herrn Beitel sind wir für die wunderschöne Aufnahme sehr verbunden. — Dem Herrn Professor Dr. Holwerda, der seine Bibliothek und die des Archaeologischen Instituts in Leiden, für uns offen stellte, und Herrn Jhr. Professor Dr. Six in Amsterdam, der auch seine Bibliothek zur Verfügung stellte, und uns sehr wichtige Anweisungen gab, dem Herrn Direktor des „Koninklijke Penning-Kabinet" im Haag, Dr. Dompierre de Chaufepié, der so liebenswürdig war, die Abgüsse der jüdischen Münze für uns verfertigen zu lassen, den Herren Direktoren der Amsterdamer und Leidner Universitäts-Bibliotheken, Herrn Dr. Mr. Burger, und Herrn Dr. de Vries, die unsern oft fast zu indiskreten Bitten Folge leisteten, und Herrn van Hillesum, Conservator der Bibliotheca Rosenthaliana zu Amsterdam, und Herrn Dr. Mehler, Adj. Bibliothekar der Amsterdamer Universitätsbibliothek, und last not least Seiner Excellenz dem General-Direktor der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der Bücher, welche wir in den niederländischen Bibliotheken nicht finden konnten, uns nach Amsterdam freundlichst überschicken liess, bringen wir die Aeusserung unserer höchsten Dankbarkeit. — Auch dem Herrn Verleger S. L. van Looy zu Amsterdam, der die Freundlichkeit gehabt hat, durch seine Vermittelung alle Clichés in der Anstalt der Firma van Leer zu Amsterdam anfertigen zu lassen, so wie auch dieser Firma selbst für die prachtvolle Ausführung der Clichés nach oft sehr schlechten photographischen Aufnahmen von uns, fühlen wir uns verpflichtet, öffentlich zu danken. — Endlich auch Dank dem Herrn Herausgeber und Verleger des Jahrbuches, die uns dieses fast vollständige Bildermaterial beizubringen erlaubten.

B.

Liste der zu Rate gezogenen Arbeiten.[1]

I. Aeliani de Natura Animalium etc. rec. Rud. Hercher Parisiis 1858.

Ia. Acta Apostolorum apocrypha ed. C. Tischendorf. Lipsiae 1851.

II. Alciphronis Rhet. epistolae, graece et latine ed. Bergleri, Projecti ad Rhenum 1791.

III. Prosperi, Alpini, marostic. philosophi et medici in Gymnasio Patavino medicamentorum simplicium Professoris ordinarii Medicina Aegyptorum. Lugd. Batav., editio nova. apud G. Polvliet 1745.

IVa. St. Ambrosii mediolanensis Episcopi Opera ex editione Romana Parisiis 1603.

V. Amelung. W. Dell'arte Alessandria a proposito di due teste renvenuto in Roma.
Bulletino della commissione archael. comm. di Roma. 1897.

VI. Anthologia graeca sive poetarum graecorum lusus. Ind. et Comment. adiecit Tr. Jacobs Lipsiäe 1794,

VII. Archaeologischer Anzeiger No. 8, 9 1849, pag. 85.

VIII. A. Aristidis Adrianensis opera omnia. Gr. et latine in duo vol. distrib. c. Not. et emend. Gul. Canteri etc. Oxonii 1722.

---

1) Wir bitten zu entschuldigen, dass einige Nummern ausgefallen sind. Dieselben betreffen einen Unterabschnitt unserer Arbeit, der ausgefallen ist, da wir hoffen, denselben als selbständige Arbeit im folgenden Jahre zu bringen.

IX. Aristotelis, (Opera) stagiritae philosophorum ommiun longe principis etc. Genevae 1597.

X. Arnobius Afer. Adversus Gentes libri VII, edit. Novissima. Lugd. Bat. 1651.

XI. Athenaeus, Deipnosophistae. ex recensione Dindorfio Lipsiae 1827.
Athénée Banquet des Savans traduit, etc. par M. Lefebure de Villebrune
Paris 1789.

XII. S. Aureli Augustini de Genesi ad litteram libri duodecim rec. Jos. Zycha (corp. script. Eccl. latin. Vol. XXVIII. sect. III. p. II.) Pragae — Vindobonae — Lipsiae 1894.

XIII. Ausone, traduction par E. F. Corpet.
Collection des auteurs latins, avec la traduction en français publiée sous la direction de M. Nisard.
Paris Firmin-Didot 1887.

XIV. Babelon. Catalogue des Camées antiques et modernes 1897.

XV. Bähr. (K. Ch. W. F.) Symbolik des Mosaischen Cultus.
Heidelberg 1837.

XVI. Bayle (Pierre) Dictionaire historique et critique Ed. IV.
Amsterdam. Leide 1730.

XVII. Bhagavadgîtâ, translated by Kâshinâth Trimbak Telang, M. A.
(The Sacred Books of the East edited by Max Müller).
Oxford 1882.

XVIII. Becker, Augusteum.

XIX. Bergel (Dr. J.) Die Medizin der Talmudisten, nebst einem Anhange: die Anthropologie der alten Hebräer.
Leipzig, Berlin, 1885.

XX. Berosi Babylonii Antiquitatum (Mythogr. Latini.)

XXa. Biblia Pauperum, nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Konstanz herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Pfarrer Laib und Decan Dr. Schwarz, 2. Auflage.
Würzburg 1892.

XXI. Blauchet (J. A.) Statuette d'Hermaphrodite (Revue archéol. IIIe. Serie T. XXVIII).

XXII. Blavatsky (H. P.) The sekret doctrine III. Edition London, New-York, Madras, 1893.

XXIII. Jo. Frid. Blumenbachii Specimen historiae naturalis antiquae artis operibus illustratae eaque vicissim illustrantis.
Goettingae 1808.

XXIV. Joh. Fried. Blumenbach, Handbuch der Naturgeschichte 12. Ausgabe.
Göttingen 1830.

XXV. Jo. Frid. Blumenbachii de anomalis et vitiosis quibusdam nisus formativi aberrationibus commentatio.
Goettingae 1813.

XXVI. Böhme, Jacob. Apologia betreffend die Vollkommenheit des Menschen, das ist eine mündliche Antwort auff Esaiae Stiefels etc.
Amsterdam 1682.

XXVII. Böhme, Jakob. Von der Gnaden-Wahl oder dem Willen Gottes über die Menschen etc.
Amsterdam 1682.

XXVIII. Böhme, Jakob. Von der Menschwerdung Jesu Christi, wie das Ewige Wort sey Mensch worden, und von Maria der Jungfrawen, etc.
Amsterdam 1682.

XXIX. Böhme, Jakob. Mysterium Magnum oder Erklärung über das Erste Buch Mosis, etc.
Amsterdam 1682.

XXX. Böhme, Jacob. Beschreibung der drey Principien Göttliches Wesens, etc.
Amsterdam 1682.

XXXa. Böhme, Jacob. Der Weg zu Christo verfasset in neun Büchlein.
Amsterdam 1682.

XXXI. Böttiger, Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Altertumskunde. —
Leipzig 1822.

XXXII. Böttiger. Über die Hermaphroditen — Fabel und Bildung (Böttiger's Amalthea Bd. I).

XXXIIa. Bottbachius (R. P. F. Paulus) Conciones sacrae ex vetustioribus orthodoxis approbatisque authoribus in Dominicas totius anni.
Coloniae Agrippinae 1634.

XXXIII. Bourignon, La vie de Dem[ll] Antoinette . . ., ecrite partie par elle-meme, partie par une personne de sa connoissance, etc.
Amsterdam 1683.

XXXIV. Bulletin de correspondance hellénique. t. VI, et VII.

XXXV. Caylus (C[te] de) Recueil d'antiquités egyptiennes, etrusques, grecques, romaines et gauloises.
Paris 1759.

XXXVI. Des Herrn Grafen Caylus Sammlung von Aegyptischen, Hetrurischen, Griechischen und Römischen Alterthümern, aus dem Französischen übersetzt. Herausgegeben von Adam W. Winterschmidt.
Nürnberg 1766.

XXXXVIII. Clarac (C[te] F. de). Musée de sculpture antique et moderne.
Paris 1836—1837.

XXXIX. Clementis Alexandrini Opera quae extant, ed. Potterus. Oxonii 1715.

XL. Colebrooke (H. T). On the Veda's, or sacred Writings of the Hindus (Asiatic Researches Vol. VIII). London 1808.

XLI. Compte-rendu de la commission impériale archéologique pour l'Année 1880.
St. Petersburg.

XLII. Creuzer (Fr). Abbildungen zur Symbolik und Mythologie.
Leipzig-Darmstadt 1819.

XLIII. Creuzer (Frid). Dionysus sive Comment. academ. de rerum Bacchicarum orphicarumque originibus et causis.
Heidelbergae 1809.

XLIV. Creuzer Friedr. Symbolik und Mythologie der alten Völker besonders der Griechen.
(Deutsche Schriften, neue und verbesserte, I Abteilung. 4 Bände) III. Ausgabe.
Leipzig und Darmstadt. Carl. Wilh. Leske. 1836—1842.

XLVI. Davenport, John. Curiositates eroticae physiologiae, or tabooed subjects freely treated.
London, privately printed, 1875.

XLVII. Denkmäler des klassischen Altertums zur Erläuterung des Lebens der Griechen und Römer.
Herausgegeb. v. Baumeister, München-Leipzig 1889.

XLVIII. Diodori Siculi, Bibliothecae historicae quae supersunt ex nova recensione L-Dindorfii. Parisiis. Firmin Didot 1843.

XLIX. J. J. I. Döllinger, Heidenthum und Judenthum. Regensburg 1857.

L. Duval (Jocy). Traite des Hermaphrodits. Paris (Liseux) 1880.

LI. Encyclopedia (The Jewish). Isid. Singer Ph. d. Projector and managing Editor. New-York and London 1901 — etc.

LII. Epigrammatum Anthologia palatina cum Planudeis et appendice nova epigrammatum veterum ex libris et marmoribus ductorum. Parisiis Amb: Firmin Didot 1872. —

LIII. D. Epiphanii episcopi constantiae Cypri, contra octogintae haereses Opus interprete Jan-Cornario. Basileae 1578.

LIV. Etymologicon Magnum, rec. et notis varior. intruxit Thomas Gaisford. Oxonii 1840.

LV. C. Famin Peintures, bronzes et statues érotiques, formant la collection du cabinet secret du musée Royal de Naples. Paris, chez Abel Ledoux 1832.

LVI. Firmici Materni (Junii) iunioris Siculi v. c. ad mavortium Lollianum. Astronomicon libri VIII per Nicol. Prucknerum Astrologum imper. ad innumeris mendis vindicati. His acceserunt:

LVII. Cl. Ptolomaei Phel. Alex Quadripartitum.

LVIII. Hermetis. Vetus-imi astrol. centum aphoris. etc. etc.

LVIX. Omar de nativitatibus lib. III. Baseleae 1551.

LX. Julii Firmici Materni v. c. de Errore Profanarum religionum ad Constantium et Constantem Augustos liber. (Mythogr. Latini).

LXI. Carl Friedrichs-Paul Wolters, Die Gipsabgüsse antiker Bildwerke zu Berlin 1885.

LXII. Furtwängler, Ad. Ueber Statuen Kopieen im Altertum. München 1896.

LXIII. Galleria (Reale) di Firenze illustrata. Ser. IV. Vol. II.
Firenze 1819.

LXIV. Genesis, übersetzt und erklärt v. Hermann Gunkel 2. verb. Auflage. Handkommentar zum Alten Testament, herausgegeben von D. W. Nowack.
Göttingen 1902.

LXV. Gerhard. Antike Bildwerke.

LXVI. Ed. Gerhard. Etrusk. Spiegel.
Berlin 1843.

LXVII. Hyperboreisch-römische Studien für Archäologie, herausgegeben von Ed. Gerhard I. T.
Berlin 1833. —

LXVIII. W. Gesenius. Hebräischer und Chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament.
Leipzig 1823.

LXIX. Divi Gregorii, Theologi Episcopi Naziazeni Opera.
Basileae 1550.

LXX. Grünwedel (Alb.) Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei.
Leipzig 1900.

LXXI. Head (B. V.) Historia Nummorum graeca.

LXXV. Heideggeri (J. H.) de Historia sacra patriarcharum.
Amstelodami 1667.

LXXVI. Caroli Frid. Heinrichii Commentatio academica qua Hermaphroditorum artis antiquae operibus illustrium origines et causae explicantur.
Hamburgi, in libraria Perthes 1805. —

LXXVII. Helbig, W. Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens.
Leipzig 1868.

LXXVIII. Hermes Trismegisti liber de potestate et sapientia Dei, cui titulus Pimander, Marsilio Ficino Florentino interprete.
Lugduni 1549.

LXXIX. Hermes Trismegistus, sesthien boecken van den voortreffelyken Philosooph, etc.
Amsterdam 1652.

LXXX. Herodotus. Historiarum libri IX ed. Dietsch (ed II)
Lipsiae 1889.

LXXXI. Hesiodi Theogonia rec. Orellio.
Turici 1836.

LXXXII. Hesychii Dictionarium Florentiae per haeredes Philippi Juntae, Anno domini MDXX quinto idus Augusti Leone X Pont. Max.

LXXXIII. Himerii Sophistae Eclogae. ed. G. Wernsdorfius. Gottingae 1790.

LXXXIV. Historiae ecclesiasticae scriptores Graeci Eusebius Pamphilus, Socrates Scholasticus, etc. graece et latine ex interpretatione Henrici Valesii Amstelodami Apud Henricum Wetstenium. CIOIO c. XCV. (t. I & III).

LXXXV. Hitzig, Dr. Ferd. Die zwölf kleinen Propheten 4. Aufl. von Dr. H. Steiner (Kurzgefaßtes exeg. Handbuch z. Altem Test.) Leipzig 1881.

LXXXVI. Horapollinis, Niloi Hieroglyphica edidit Conradus Leemans Amstelodami 1835.

LXXXVII. Hyginis, Poeticon Astronomicon ed Lugd. 1741.

LXXXVIII. St. Irenaei Episcopi Lugdunensis, quae supersunt Omnia ed. A. Stieren, Lipsiae 1853.

LXXXIX. Jablonski, P. E. Pantheon Aegyptiorum, Francofurti ad Viadrum 1750.

XC. Jamblichi, Chalcidensis ex Coele-Syria, de Mysteriis liber, ed. Thomas Gale Oxonii 1678.

XCI. Julien, Oeuvres complètes de Traduction par Eugène Talbot. Paris 1863.

XCII. Kieseritzky, Gangolf, L'ermafrodita costanzi, (Annali dell' Instituto 1882.)

XCIII. R. Payne Knight, an inquiry into the symbolical language of ancient art and mythology, London 1818.

XCIV. R. Payne Knigt, Le culte de Priape et ses rapports avec la théologie mystique des anciens, suivi d'un essai sur le culte des pouvoirs générateurs, durant le moyen age, traduits de l'anglais par E. W. Luxembourg, Imprimerie particulière 1866.

XCV. Kabbalistische-biblische Occident (der)

XCVI. L. Coeli Firmiani Lactanti, Opera Omnia. — Pars I. Divinae institutiones recensunt Samuel Brandt. Pragae, Vindobonae Lipsiae (corpus script. eccles: latinorum Vol. XIX. 1890.

XCVII. Lanzone, Dizionario di Mitologia egizia. Torino 1882.

XCVIII. R. P. Cornelio Cornelii à Lapide, Commentaria in Pentateuchum Mosis auctore . . . . . . Antverpiae 1681.

XCIX. Lenormant, Collier étrusque — Hermaphrodite de Bernay. (Annali dell' Instituto 1834).

C. Lemesle (Dr. Henry) La transverbération de Sainte Thérèse d'Avila (Revue de l'hypnotisme sept. 1901. p. 78—87).

CI. Lexikon (Ausführliches) der griechischen und römischen Mythologie, herausgegeben von W. H. Roscher Leipzig 1884—1902.

CII. Lippert, Dactyliothek.

CIII. Lycophronis Challidensis Alexandra sive Cassandra etc. Isacii Tzetzis Commentariis explicatum etc. Basilae 1542.

CIV. Joannes Lydus, ex recognitione Imm Bekkeri. — Bonnae 1837. (Corpus scriptorum historiae byzantinae.)

CV. Macrobe, Oeuvres complètes avec la traduction en française. (Collection des auteurs latins avec la traduction en français publiée sous la direction de M. Nisard. Paris, Firmin Didot, 1875).

CVII. Maïmonide (Moïse ben Maimoun). Le Guide des Egarés traite de Théologie et de Philosophie publié p. l. première fois dans l' original arabe et accompagné d'une traduction française par S. Munk. Paris, 1861.

CVIII. Joh. Malalae: Chronographia ex recens. Dindorfii Bonnae 1831.

CIX. Mallet. D. Le culte de Neit à Saïs. (Ecole du Louvre. Thèse.) Paris 1888.

CX. Manasseh ben Israel, (Rabbi). The Bible conciliator, a reconcilement of the apparent contradictions in Holy Scripture. by E. H. Lindo. Glasgow 1902.

CXI. Martiale (Stace etc.). Oeuvres complêtes (Collect. des auteur latins publ. s. la direction de M. Nisard). Paris 1878.

CXII. Matter (Dr. J.). Kritische Geschichte des Gnosticismus etc., übersetzt von Ch. H. Dörner. Heilbronn 1833.

CXIII. Maury (Alfr.). Etudes sur les documents mythologiques contenues dans les philosophumena d'Origene publiés p. M. Miller. Revue archéol. 1851.

CXIV. Mead (G. R. S.). Fragments of a faith forgotten, some short sketches among the gnostics etc.
London-Benares 1900.

CXVI. Meursi (Joannis). Denarius pythagoricus.
Lugd. Batav. 1631.

CXVII. Meursi, (Joannis) Graecia feriata, sive de Festis Graecorum, libri VI.
Lugd. Bat. 1619.

CXVIII. Michaelis. Ancient marbles in Great-Britain.
Cambridge 1882.

CXX. Midrasch Bereschit Rabba das ist die Haggadische Auslegung der Genesis, zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Lic. Dr. Aug. Wünsche.
Leipzig 1881.

CXXI. Mone [Dr. Fr. J.]. Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa.
Leipzig-Darmstadt 1823.

CXXII. Montfaucon (Bern. de). Supplement au livre de l'Antiquitè expliquée et representée en figures Tome I.
Paris 1724.

CXXIII. Museo Borbonico T. VIII.

CXXIV. Mythologici latini (e. a. Hyginus, Fulgentius etc.)
Bibliopol. Commeliniano 1599.

CXXVI. Nork F. Etymologisch symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauch für Bibelforscher, Archaeologen, und bildende Künstler.
Stuttgart 1843.

CXXVII. Origenes Philosophumena sive omnium haeresium refutatio e codice parisino nunc primum edidit Emm-Miller.
Oxonii 1851.

CXXVIII. Origenes, Opera Omnia, quae Graece vel latine tantum exstant et eius nomine circumferuntur Parisiis 1740.

CXXIX. Orphica, recensuit Eugenius Abel accedunt Procli hymni, hymni magici, hymnus in Isim aliaque eius modi carmina. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, Pragae sumptus fecit F. Tempsky. MDCCCLXXXV.

CXXX. Osann, F., Über eine vor kurzem in Pompei ausgegrabene Hermaphroditenstatue (Böttigers Amalthea Band I.)

CXXXI. Ovide. Oeuvres complètes avec la traduction en français. (Collection des auteurs latins publ. s. la direction de Nisard) Paris 1876.

CXXXII. Paracelsus (Aur. Philip Theoph. Bombast ab Hohenheim), Opera Omnia. Genevae 1658.

CXXXIII. Paterson J. D., Of the Origin of the Hindu religion. (Asiat. research. Vol. VIII.)

CXXXIV. Pauly, Real-Encyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Stuttgart 1848 etc.

CXXXV. Pausaniae, Graeciae descriptio accurata tc c. Latina Rom. Amasali interpretatione ed Sylpurgius & Vuchnilis, Lipsiae 1696.

CXXXVI. Pelletan et Maury, Réligions de l'Inde. (Histoire universelle des Réligions. Paris 1845.

CXXXVII. Nederlandsche vertaling van den Pentateuch benevens eene nederlandsche verklarende vertaling van Rashie's Pentateuch Commentaar door A. S. Onderwyzer 1895.

CXXXVIII. Philonis Iudaei, Opera Omnia Ed. stereot. Lipsiae 1851—1880.

CXXXIX. Philostratorum quae supersunt omnia ed. G. Olearius. Lipsiae 1709.

CXLa. Photii, Bibliotheca ex recensione Imm. Bekkeri. Berolini 1824.

CXLb. Photii, Bibliotheca è Graeco Latiné reddita Scholiisque illustrata, opera Andr. Schotti antverpiani. Augustae Vindelicorum 1606.

CXLI. Pitture (le) Antiche d' Ercolano e contorni incise con qualche spiegazione, Napoli 1757.

CXLII. Platonis (Divini) Opera Omnia quae exstant. Marsilio Ficino interprete. Francofurti 1602.

CXLIII. Pleyte, Chapitres supplementairs au Livre des Morts 164—174. Leide 1881.

CXLIV. Histoire naturelle de Pline avec la traduction en français par M. E. Littré. Paris Firmin Didot. 1860.

CXLV. Plutarchus, de Iside et Oseride, (Pl. Chaer quae supers. omnia ed. Jo. G. Hutten, Tubingae. 1797. T. XI).

CXLVI. Plutarchus, de Mulierum virtutibus, (Plut-Chaer. quae supers. omnia, opera J. G. Hutten. Tubingae 1796.

CXLVII. Plutarchus, Quaestiones graecae (Plutarchi Chaer quae supers. omnia ed J. G. Hutten, T. VIII.) Tubingae 1796.

CXLVIII. **Plutarchus**, Theseus (Pl. Chaer quae supers. omnia ed. Jo. G. Hutten, Tubingae 1791. T. I.)

CXLIX. **Polyaeni** Strategematum libri octo Lugd. Batav. 1691.

CL. **Porphyrii** de Abstinentia. rec. Rud. Hercher. Parisiis 1858.

CLI. **Prateolum** Marcossium (Gabr.) de vitis, sectis, et dogmatibus omnium haereticorum, etc elenchus alphabeticus etc. per . . .
Coloniae 1569.

CLIII. **Preller**, (L.) Griechische Mythologie, III. Aufl. Berlin 1872—1875.

CLII. **Procli Diadochi** Paraphrasis in Ptolemaei Libros IV, de siderum effectionibus a Leone Allatio e Graeco in Latinum conversa. Lugd. Bat. 1654.

CLIV. **Procli Lycii**, Carminum graecorum reliquae rec. Arth. Ludwich Lipsiae 1897.

CLV. **Rabbinowicz** (Dr. Isr.-M.) Legislation civile du Thalmud. Tome I. Paris 1880.

CLVI. **Ratgeber**. Supra alcune moneti di Alicarnasso. (Bullettino 1839).

CLVII. R. **Reinach** Répertoire de la Statuaire grecque et romaine.
Paris 1897—1893.

CLVIII. **Reinach** (S.) Répertoire des vases peints grecs et romains.
Paris 1899—1900.

CLIX. **Roach Smith** (Ch.) On some roman bronzes discovered in the bed of the Thames.
(Archaeologia or miscall. tracts relating to antiquity Vol. 28.

CLX. **Robert** C. Der Bildhauer Polykles und seine Sippe. Hermes Zeitschrift für classische Philologie 19. Band.

CLXI. **Robert** C. Ermaphrodito, collezione del barone Giovanni Baracco. —
(Annali dell' Instituto 1884.)

CLXII. **Raoul Rochette**. Choix de peintures de Pompéi, la plupart de sujet historique et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction par. . . .
Paris 1846. —Livr: 3.

CLXIII. Rohden (Herm. von). Die Terracotten von Pompeji Stuttgart 1880.

CLXIV. Rougé (Emm. de) Mémoire sur la Statuette Naophore du Musée Grégorien au Vatican. (Revue archéologique 1851).

CLXV. de Sainte-Croix Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme. Seconde édition revue et corrigée par M. le baron Silvestre de Sacy. Paris 1817.

CLXVI. Sanatsugâtîya translated by Kâshinâth Trimbak Telang M. A.
(The sacred Books of the East, edited by Max Müller)
Oxford 1882.

CLXVII. Sanchoniathonis Berytii Fragmenta de cosmogonia et Theologia Phoenicum ed. J. C. Orellius.
Lipsiae 1826.

CLXVIII. Schorn, D. Ueber die Pallas-Statuen im Dresdener Antikenmuseum. (Amalthea II. S. 206).

CLXIX. F. Sixtus Senensis, ordinis Praedicatorum, Bibliotheca sancta.
Venetiis 1566.

CLXX. Sexti Empirici. Opera quae exstant graece nunc primum edit interpr. H. Stephanus et Gent. Hervetus Aurelius.
Colon-Allogrog. 1621.

CLXXII. Soldi (Emile). La langue Sacrée
I le Mystère de la Création
II le Temple et la Fleur.

CLXXIII. Joan Stobaei. Eclogarum libri duo interpr. G. Cantero Antverpiae 1575.

CLXXIV. Strabonis Geographia c. notes Casauboni et al. Amstelodami 1707.

CLXXV. Suidae Lexicon ex recognitione Immanuelis Bekkeri Berolini typis et impensis Georgii Reimeri.
A. 1854.

CLXXVII. Synesii Episcopi Cyrenes Opera, quae extant omnia graece ac latine nunc primum coniunctim edita interprete Dionysio Petavio, aurelianensi societatis Jesu Presb.
Lutetiae 1612.

CLXXVIII. Taruffi (Prof. Cesare) Hermaphrodismus und Zeugungsunfähigkeit.
Berlin 1903.

CLXXIX. Justini Philosophi et Martyris Opera, item etc. etc. Tatiani Assyrii etc.
Parisiis 1636.

CLXXX. Testamentum Novum, Graece ed. Tittmannus.
Lipsiae 1828.

CLXXXI. Testamentum (Novum) extra canonem receptum ed. A. Hilgenfeld. ed. altera.
Lipsiae 1884.

CLXXXII. Testament (Het oude) Opnieuw uit den grondtekst overgezet etc. door Dr. A. Kuenen, Dr. J. Hooykaas, Dr. W. H. Kosters, en Dr. H. Oort.
Leiden 1899—1901.

CLXXXIII. Testamentum Vetus graece, iuxta LXX interpretes ed. de Tischendorf. 6a. Ed.
Lipsiae 1880.

CLXXXIV. Theophrasti Characteres ad optimorum librorum fidem recensuit, etc. D. Fridericus Astius Saxo-Gothanus
Lipsiae in libr. Weidmannia 1816.

CLXXXIVa. Tiele (C. P.) Geschiedenis van den Godsdienst in de Oudheid tot op Alexander den Groote.
Amsterdam 1893—1902.

CLXXXV. Tischbein, W. Collection of engravings from ancient vases of Greek workmanship etc. now in the possession of Sir. W. Hamilton.
Napleo 1795.

CLXXXVI. Vitruve (Celse etc.) Oeuvres complètes (Collect. des auteurs latins, publ. s. la direction de Nisard.)
Paris 1877.

CXXXVII. Vollmer. Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Völker. II. Auflage.
Stuttgart 1859.

CXXXVIII. Voss. (Joh. Heinr.) Antisymbolik.
Stuttgart 1826.

CXXXIX. Ward. (William). A view of the history, literature and mythology of the Hindoos including a minute description of their manners and customs and translation from their principal works.
London 1820.

CXC. Welcker (F. G.). Griechische Götterlehre.
Göttingen 1857—1862.

CXCI. Studien, herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer. Jahrgang 1808 Bd. IV. Welcker, über die Hermaphroditen der alten Kunst.

CXCII. Hodder M. Westropp and C. Staniland Wake Ancient symbol worship. Influence of the phallic idea in the Religions of antiquity, with an introduction additional notes, and an appendix, by Alexander Wilder M. D. Second edition.
New-York. J. W. Bonton 1875.

CXCIII. Winckelmann(s) (Joh.) Werke.
Stuttgart 1847.

CXCIV. Worm (Olao) Danicorum Monumentorum libri sex.
Hafniae 1643.

CXCV. Worm (Olao) Fasti Danici libris tribus exhibentes.
Hafniae 1643. —

CXCV. Li Bassirilievi antichi di Roma incisi da Tommaso Piroli colle illustrazione di Giorgio Zoega.
Roma 1808.

CXCVI. Zoega (Georgius) Danus, de Origine et usu obeliscorum ad Pium sextum, pont. maxim.
Romae 1797.



Ainofrauen mit tätowiertem Schnurrbart.

Der Bart der Ainofrauen.

Mitteilung von Wilhelm Cohn-Antenorid.

Der Schnurrbart der Frauen aus dem Stamme der Ureinwohner Japans ist antätowiert und zwar fast immer in blauer Farbe. Ausnahmsweise geht die Tätowierung auch um den ganzen Mund herum. Der Missionar Bachelor, ein hervorragender Kenner der Ainosprache, kann den Ursprung dieser Sitte überhaupt nicht erklären. Die Ainos selbst weisen nur auf das hohe Alter derselben hin, wie denn auch schon Hinweise darauf in altchinesischen Berichten vorkommen. Dieser Brauch bilde einen Teil der Religion und ohne Befolgung desselben kann kein Mädchen heiraten. Daher sträuben sich die Ainos trotz ihrer sonstigen durch Alkoholismus herbeigeführten Apathie gegen die dagegen gerichteten neuerlichen Verbote der japanischen Regierung. Wenn man eine Hypothese über den Grund dieser lediglich bei Frauen vorgenommenen Moustache-Tätowierung, die Vries schon im Jahre 1643 mit eigenen Augen sah, aufstellen darf, so könnte dieselbe entweder vielleicht auf eins jener nur zeitweise den Männern zugänglichen Mannweiber zurückzuführen sein, die auf der sagenhaften Weiberinsel hausen. Die Nachahmung von deren göttlich verehrten Königin hätte dann die heutigen recht scheuen Ainoweiber zu feminae barbatae gemacht. Oder aber es hat vielleicht ein urnisch veranlagter Fürst diese Barttracht vorgeschrieben, um beim Verkehr mit seinem Weibe im Interesse der Fortpflanzung leichter die Vorstellung hervorrufen zu können, es handele sich um einen Mann.

Literatur: Macritchie, The Ainos au Supplém.
du tome IV des Arch. Internat. d'Ethnogr.
pl. III No. 2; p. 13, 15, 21 et 23
Basil Hall Chamberlain, Aino
Folk-tales p. VIII, 3, 5 sq. 9 and 38 sq.
[priv. print. 1888].

Anmerkung: Dr. v. Römer meint, daß möglicherweise die eigenartige Sitte mit der androgynischen Gottheitsidee der Ainos zusammenhängt.



Bibliographie

der Homosexualität.

Von

Dr. jur. Numa Praetorius.

Inhaltsangabe.

Kapitel I.

Homosexuelle Schriften aus dem Jahre 1902 mit Ausnahme der Belletristik.

Anonym: Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität in der Zeitschrift „Frührot" (1901)[1]) No. 8—13.

Bloch: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis, I. Teil (Dresden 1902), II. Teil (Dresden 1903).

Braunschweig: Das dritte Geschlecht. Beiträge zum homosexuellen Problem (Halle).

Chouven: Ueber sexuelle Perversionen im Orient, (nach einem Bericht von Kéraval in den „Archives de Neurologie" März-Nummer).

Couvée en Wertheim Satomonson: Een geval van Homosexualiteit Psychi. en Neurol Bladen 1901/02 (nach Näcke: Die Hauptergebnisse der kriminal-anthroprologischen Forschung im Jahre 1901 im Archiv für Kriminalanthroprologie und Kriminalstatistik Bd. 9 Heft 2 u. 3.)

Dubois-Desaulle: Les Infâmes: Prétres et Moines non conformistes en amour.

---

1) Diesen Aufsatz aus dem Jahre 1901 habe ich voriges Jahr nicht gebracht, weil ich eine Fortsetzung erwartete, die jedoch nicht erschienen ist.

Dubois-Desaulle: Les Mignons du Marquis de Liembrune in dem „Mercure de France“ Mai-Nummer.

Fleischmann: a) Die Bevorzugten des Liebesglückes. b) Der Freundling oder die neuesten Enthüllungen über das dritte Geschlecht. c) Der § 175 und die männliche Prostitution in München und Berlin. d) Seelenzwitter oder zwei Seelen in einem Körper. e) Die Übervölkerungsfrage und das dritte Geschlecht. f) Das Opfer: Ein Freundlingsdrama in einem Akt.

Fuchs, Hanns: Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft in der „Kritik“, Nummer vom 1. August.

Gerling: Im Ringe der Venus (Oranienburg, Orania-Verlag).

Groß: Besprechung von Blochs „Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis“ im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik. Bd. 10, Heft 1 u. 2.

Hirschfeld, Magnus: Sappho und Sokrates: Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? 2. Auflage. (Leipzig, Spohr).

La Cara; Un ermaphrodita psicosessuale in der Rivista di psichiatria forense No. 9.

Lombroso: Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens (Deutsch von Kurella und Jentsch Berlin).

Moll: Sexuelle Zwischenstufen in der „Zukunft“, Nummer vom 13. September.

Moll: Wann dürfen Homosexuelle heiraten? in der Deutschen Medizinischen Presse, Nummer vom 21. März.

Moll: Wie erkennen und verständigen sich die Homosexuellen untereinander? in dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik 9 Bd. 2. und 3. Heft.

Müller, Joseph: Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker (Leipzig).

Näcke: 1) Angebot und Nachfrage von Homosexuellen in Zeitungen.

Näcke: 2). Homosexuelle Annoncen.

Näcke: 3) Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen.

Näcke: 4) a. Besprechung von Narkissos' Erzählung: Der neue Werther, b. Zur homosexuellen Lyrik.

In dem Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik, 1) Bd. 8 Heft 3 u. 4; 2) Bd. 9 Heft 2 u. 3; 3) Bd. 10 Heft 3; 4) Bd. 10 Heft 3).

Näcke: Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 59 Bd. 6 Heft.

C. Bernaldo de Quiros y. J. M'Glanas Aquilaniedo: La mala vida en Madrid (Madrid 1901).

Reiffegg: Die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit (Leipzig, Spohr).

Schrickert: Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe in der „Politisch-Anthropologischen Revue“ No. 5 August-Nummer.

Wachenfeld: Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs im Archiv für Strafrecht 49 Jahrg. 1 u. 2 Heft.

Kapitel II.

Belletristik der Jahre 1901 und 1902.

I. Männliche Homosexualität.

Anonym: Der Abfall vom Weib (Dresden und Leipzig: Piersons Verlag 1901).

Bob: Die Geschlechter der Menschen (Leipzig, Lotus-Verlag 1901).

Delacour: Le pape rouge (Paris, Verlag Société du Mercure de France 1901).

Essebac: Dédé (Paris Ambert 1901).

Essebac: Luc (Paris: Ambert 1902).

Essebac: L'Elu (Paris Ambert 1902).

Geissler: Ganymedes (Leipzig, Spohr 1902).

Gide: L'Immoraliste (Paris, Société du Mercure de France 1902).

Gossez: Six attitudes d'adolescent (Le Beffroi Hille 1902).

Hamecher: Zwischen den Geschlechtern (Zürich, Cäsar Schmidt 1901).

Kupffer: Auferstehung (2. Auflage bei Spohr in Leipzig).

Kupffer: Sein Räthsel der Liebe in der Sammlung Doppelliebe (Zürich, Cäsar Schmidt 1901).

Lecomte: Les cartons verts (Paris, Charpentier 1901).

Lys: La Vierge de Sedon (Paris, Offenbach 1901).

Martino und **Abdel Khalek Bey Saroit**: Anthologie de l'amour arabe (Paris, Société du Mercure de France 1902).

Merejkowsky: Le Roman de Léonard de Vinci (ins französische übersetzt von Sorrèze) (Paris, Calman-Levy 1901).

Narkissos: Der neue Werther (Leipzig, Spohr 1902).

Pugnator: Triumph der Liebe (Leipzig, Spohr 1902).

Walloth: Ein Sonderling (Leipzig, Lotus Verlag 1901).

Meienreis: Übersetzung von Eekhoud's Escal-Vigor (Leipzig, Spohr 1902).
Tailhade: Übersetzung von Petronisis Satyricon (Paris, Charpentier 1902).
Hoffmann V: Das vierte Geschlecht (Barmen, Wiemann 1902).

II. Weibliche Homosexualität.

Duc: Sind es Frauen? (Berlin, Ecksteins Nachf.)
Faure: La dernière journée de Sappho (Paris, Société de Mercure de France 1901).
Janitschek: Neue Erziehung und alte Moral aus der Novellensammlung: Die neue Eva (Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902).
Keben: Unmögliche Liebe aus der Novellensammlung: Unter Frauen (Jenas, Verlag Herm. Costenoble 1901).
Marie Madeleine: Sappho und Crucifixa, Gedichte aus der Sammlung: Auf Kypros (Berlin, Vita).
Montfort: Le Journal d'une Saphiste (Paris, Offenstadt 1902).
Möller, O H: Wer kann dafür? (aus dem Dänischen übersetzt von Meienreis, Leipzig, Max Spohr).
Pougy: (Liane de) Idylle Saphique (Paris, librairie de la Plume 1901).
Régnier: L'Amour et le plaisir, Novelle (in dem Mercure de France December-Nummer 1901).
Rigal: Sur le mode sapphique (l'Effort).
Willy: Claudine à l'école (Paris, Ollendorf).
Willy: Claudine à Paris (Paris, Ollendorf).
Willy: Claudine en ménage (Paris, Ollendorf 1901).

Kapitel III.

Besprechungen des Jahrbuchs aus dem Jahre 1902.

Kapitel I.

Homosexuelle Schriften aus dem Jahre 1902 mit Ausnahme der Belletristik.

Anonym: (Dr. B.): Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität in Frührot, freiradikale Zeitschrift, herausgegeben von Robert Heymann, No. 8, 9, 10, 11, 12 und 13. (1901).

Verfasser habe zur Frage der Häufigkeit der Homosexualität, eines der bisher unerforschesten Punkte, einen Beitrag liefern wollen und zwar aus der Praxis heraus.

Er habe folgendes Inserat einer Anzahl von Berliner Zeitungen aufgegeben: „17—21 jährigen Freund sucht 25 jähriger Doktor. „Z“ Morgenpost, Schiffbauerdamm 2.“

Von 36 Zeitungen hätten nur 11 angenommen. Auf das Inserat hätten insgesamt 140 Personen reagiert, darunter 111, bei denen ein Zweifel nicht bestehe, daß sie von Homosexuellen herrührten. Die Mehrzahl der Letzteren halte sich äußert vorsichtig in ihrem Schreiben; 65 hätte doch schließlich der Mut gefehlt, ihre Adresse anzugeben. Das angegebene Alter differiere zwischen $16^1/_2$ und 30 Jahren, vereinzelt finde sich auch ein Herr von 35, 39, 40, 46, ja in noch höherem Alter.

Lese man die Briefe, so verstehe man sehr wohl, wie der Uranier in der ihn umgebenden, für sein seelisches Empfinden verständnislosen Außenwelt leide.

Im allgemeinen fehle der höhere Stand, soweit er das Alter der Studenten überschritten habe, ebenso die Kadetten und Offiziere, was sich bei der großen Vorsicht dieser Gesellschaftsschichten gegenüber dem bestehenden Gesetze und der öffentlichen Meinung erkläre.

Verfasser meint dann: die Zahl von 111 Eingänge auf 13 Zeitungen Berlins erscheine zwar gering, dabei sei aber zu be-

rücksichtigen, daß ein nur ein einziges Mal gebrachtes Inserat von sehr wenigen Lesern gelesen werde, sowie daß die wenigsten Homosexuellen es wagten, auf Inserate hin zu reagieren.

Verfasser teilt dann 33 der Briefe wörtlich mit. Die meisten Briefschreiber bieten sich zu inniger Freundschaft an. Viele haben sich schon lange nach einem intimen Freund gesehnt. Ein großer Teil giebt ganz offen das homosexuelle Gefühl, das nach Erwiderung verlangt, kund.

Das vom Verfasser gewählte Mittel, um nähere Anhaltspunkte über die Häufigkeit der Homosexualität zu gewinnen, ist eigenartig, zu einer irgendwie bestimmteren Feststellung der Zahl der Homosexuellen dürfte jedoch der Weg des Inserats nie genügen, wenn auch durch diese Methode der allgemeine Beweis geliefert werden kann, wie zahlreich die Homosexualität vorkommt. Die Anzahl der auf das Inserat des Verfassers eingegangenen Schreiben ist nicht als eine geringe zu betrachten, wie Verfasser meint, sondern meiner Ansicht nach als eine relativ große, wenn man bedenkt, wie viele Bedingungen erfüllt sein müssen, bis ein Homosexueller antwortet. (Leser der betreffenden Zeitung, Leser des Inseratenteiles, Leser des betreffenden Inserates, Lust zu antworten, Mut zu einem solchen Schritt u. s. w.) Von den 111 Schreiben rühren zweifellos fast alle der 33 vom Verfasser mitgeteilten von Homosexuellen her, einige können allerdings lediglich freundschaftliche Beziehungen im Auge haben und daher nicht von Homosexuellen abgefaßt sein.

Fast alle Antworten zeigen, daß es dem Schreiber nicht um Befriedigung eines grobsinnlichen Triebes zu tun ist, sondern daß er ein edleres Verhältnis anzuknüpfen sucht, fast alle Schreiber athmen einen ernsten, sympathischen, keineswegs frivolen oder obscönen Geist.

Bloch, Iwan, Dr. med., Arzt für Haut- und Sexualleiden in Berlin: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Eulenburg. I. Teil (Dresden, Verlag

von H. B. Dorn, 1902. 254 S.). II. Teil (Derselbe Verlag, 1903. 400 S.).

Dr. Hirschfeld hat in seiner obigen Arbeit: „Der urnische Mensch“ die Kernpunkte und Hauptgedanken aus dem Buch von Bloch mitgeteilt, er hat sich an so zahlreichen Stellen eingehend mit Bloch beschäftigt und wie mir dünkt, durch seinen sachverständigen Aufsatz die auf keiner eigenen Kenntnis der Homosexuellen fußenden Anschauungen von Bloch so gründlich widerlegt, daß sich eine Inhaltsangabe und Kritik meinerseits erübrigt.

Braunschweig: M. Das dritte Geschlecht (Gleichgeschlechtliche Liebe) Beiträge zum homosexuellen Problem (Verlag von Carl Marhold: Halle a. S. 1902).

Braunschweig giebt zunächst eine Darstellung des Wesens der Homosexualität, das er auf bisexuelle Uranlage zurückführt.

Nicht immer treffe der Begriff der Degeneration zu. Doch könne man aus dem Vorkommen der Homosexualität bei den Naturvölkern nicht den Schluß ziehen, sie sei eine gesunde natürliche Erscheinung. Auch die Tuberkulose beruhe auf natürlicher Anlage.

B. behandelt dann die Homosexualität im Zusammenhang mit sexuellen Perversitäten (Fetischismus etc.) und führt ihre Entstehung in vielen Fällen auf äußere Einflüße (Klima, Onanie etc.) zurück. Beruhe in vielen Fällen die Homosexualität auch auf Naturanlage, so sei sie doch keine Naturnotwendigkeit. Große Homosexuelle seien nicht durch ihre geschlechtliche Veranlagung, sondern durch andere Eigenschaften groß gewesen. B. will in der Homosexualität nur Krankhaftes und Ungesundes sehen; er erblickt in ihr eine Gefahr für die Gesellschaft, weil sie den männlichen Geist töte. Das Vorkommen des Angeborenseins der Homosexualität erkennt er an, hält sie aber in der Mehrzahl der Fälle durch Gewohnheit erworben.

B. bespricht des Weiteren Prophylaxe und Heilung der Homosexualität, ohne zu einem bestimmten Resultat zu kommen. Erziehung des Kindes, Anbahnung eines gesunden Kultus der Frau, Pflege der Eltern und Kindesliebe seien die Hauptmittel gegen das Umsichgreifen der Homosexualität; die unheilbaren Homosexuellen seien in Irrenanstalten und Pflegehäusern unterzubringen. Die Homosexuellen würden schließlich die von ihnen

begehrte Anerkennung vielleicht erringen, wenn Klarheit über sie gewonnen und die wissenschaftliche Erkenntnis in das Publikum gedrungen sein werde. Bis jetzt sei die Kenntnis der Homosexualität zu gering, im Laufe der Zeit werde man den Homosexuellen bedingtes Gastrecht, nie aber Bürgerrecht zugestehen müssen.

Ein Hauptfehler der Schrift von Braunschweig ist der Fehler, den er selbst den Homosexuellen zum Vorwurf macht, nämlich Sprunghaftigkeit im Denken.

Die eigentliche Auffassung Braunschweigs über die Behandlung und Beurteilung der Homosexualität ist mir nicht klar geworden. Er scheint selbst keine bestimmte präcise Anschauung zu haben. Die bisherigen Vorurteile billigt er nicht und rät zu richtiger Erkenntnis, trotzdem spricht er von Gefährlichkeit der Homosexualität und Ausschaltung der Homosexuellen. Aber einige Seiten später hält er für möglich, daß die Homosexualität sich die verlangte Anerkennung erringen und sicherlich bedingtes Gastrecht finden werden.

Wegen der Widerlegung der Einzelheiten der sehr feuilletonistisch geschriebenen Broschüre kann ich mich begnügen, auf Hirschfelds Arbeit in diesem Jahrbuch und meine vorjährige Entgegnung auf Wachenfeld zu verweisen.

Nur ein Beispiel von der Logik und der Schärfe des Denkens, die Verfasser an den Tag legt.

Als ein Argument gegen die Annahme, die Homosexualität sei nicht notwendigerweise eine krankhafte Erscheinung, führt Braunschweig die Tatsache an, daß „an dem Baum der natürlichen Homosexualität unnatürliche Zweige trieben“ wie z. B. der Fetischismus.

Da sich nun, wie Braunschweig selbst hervorhebt, ähnliche krankhafte Anomalien auch bei den Heterosexuellen finden, so müßte Braunschweig auch die Heterosexualität als eine Krankheit betrachten.

Choven, von der: Über sexuelle Perversionen im Orient (Obozrénié psichiatrii V 1900) nach einem

Bericht von P. Kéraval in den Archives de Neurologie, 24. année Märznummer 1902, S. 236 u. f.

In allen Städten Asiens von den Ufern des Marmarameeres bis zum Yang-tze-kiang seien die Tänze und Gesänge den jungen Burschen, genannt batcha, übertragen, die ganz und gar die Rolle unserer Schönheiten aus den Variétés erfüllten. Die Päderastie sei im direkten Verhältnis zur Grösse der Stadt und der Einsperrung der Frau organisiert. In den Städten Mittelasiens und bei den Nomaden, wo die Frauen frei seien, gäbe es wenig batcha. Der batcha, Tänzer, Sänger, Schauspieler, ein halbes Weib nach dem Kostüm und den Manieren, habe in den Khanats Mittelasiens eine offizielle Stellung, er gehe aus den Kindern armer Eltern hervor. Er werde von herumziehenden Musikern oder von reichen Leuten gekauft, die ihn seinen Beruf lehrten sowie die Funktion, zu welcher er dienen solle. Eine eigenartige Massage der Hinterbacken, eine durch Instrumente hervorgebrachte Erweiterung des Afters werde mit ihm vorgenommen. Schläge und Rauschzustände mittels Alkohol und Haschisch spielten dabei eine große Rolle. Dann verkehre mit dem batcha sexuell als Erster der Dirigent der Musiker, es sei denn, daß er ihn einem reichen Liebhaber abtrete.

Von 12 bis 16 Jahren sei der batcha in der Glanzperiode seiner Erfolge. Aber seine Verdienste flössen den Kupplern zu, so lange er keinem Herrn gehöre, der ihn unterhalte. Wenn der Bart wachse, verlöre er seinen Wert. Dann könne es geschehen, daß er ein ehrbarer Bürger werde, eine Familie gründe, seinen Harem und seine batcha besitze. Es könne auch sein, daß, falls er die Leidenschaft der passiven Päderastie behalten habe, er Diener nehme zur Erregung seiner Begierden in praepostera, die er mit seinen Frauen normaliter befriedige.

Dagegen gäbe es batcha, die gegen die Natur kämpften und die Attribute des Femininismus durch Kastration erhalten wollten. Wenn letzteres geschehen, verließen sie ihr Gewerbe oder wenn sie mit der Prostitution fortführen, würden sie doch nur wegen ihrer künstlichen Jugend verachtet. In beiden Fällen sänken sie noch tiefer. Manche züchteten Frauen zum coitus per anum oder zu sonstigen Verirrungen heran, seien ihre Louis oder die Ehemänner der Prostituierten.

Kéraval sagt zu den Ausführungen Chovens: „Die Päderastie, sowie die sexuellen Praktiken mit Tieren bilde eine moralische physische und degenerative Wunde. Die Entwikelung der Zivilisation, die Freiheit der Frau und ihre soziale Gleichstellung, das seien die Heilmittel. Den Beweis dafür liefere der von Choven erwähnte reiche persische Kauf-

mann, der an den transcaspischen Ufern keine Frau habe finden können und daher Knaben sexuell gebraucht habe. Daraus habe sich eine Gewohnheit und eine Leidenschaft entwickelt. Später habe er eine geistreiche Sängerin getroffen, die in Männerkostüm getanzt habe. Er habe zuerst wie mit einem batcha sexuell mit ihr verkehrt, aber nach und nach habe er normaliter mit ihr coitiert und sie dann geheiratet.“

Die batcha und die, welche mit ihnen geschlechtlich verkehren, sind selbstverständlich nicht alle Homosexuelle, doch zweifellos ein Teil.

Die Mitteilungen Chovens über das spätere Schicksal der batcha beweisen einmal, daß ein großer Teil derselben homosexuell ist, nämlich jedenfalls diejenigen, deren Effemination so deutlich zu Tage tritt, daß sie selbst zur Castration schreiten, um die äußeren Merkmale der Weiblichkeit zu behalten; zweitens geht aus diesem Bericht hervor, daß die heterosexuellen batcha trotz jahrelanger Prostitution im mannmännlichen Geschlechtsverkehr durch letztere nicht zu Homosexuellen umgewandelt werden können, da sie eine Familie gründen und einen Harem sich anschaffen. Die Bemerkung Kéravals, daß die Entwickelung der Civilisation und eine größere Freiheit der Frau ein Heilmittel gegen die päderastischen Zustände im Orient bilden würden, ist insofern richtig, als namentlich die Hebung der socialen Verhältnisse der Frau den gleichgeschlechtlichen Verkehr mehr zurückdrängen, Heterosexuelle davon abbringen, insbesondere aber den Mißbrauch unmündiger Knaben einschränken würde. Dagegen wird die Aenderung in den socialen Zuständen auf die Homosexuellen keinen Einfluß ausüben und den gleichgeschlechtlichen Verkehr ebenso wenig beseitigen, als dies durch die Entwicklung der Civilisation bei uns der Fall gewesen ist.

Couvée en Wertheim Satomonson: Een geval van Homosexualiteit Psychi. en Neurot Bladen 1901/02 (nach Näcke: Die Hauptergebnisse der kriminal-

anthroprologischen Forschung im Jahre 1901 im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik Bd. 9 Heft 2 u. 3 S. 152.)

Homosexualität sei in Holland selten. Der Fall eines Lehrers wird beschrieben, der erblich belastet und mit somatischen und psychischen Stigmata behaftet gewesen sei.

Von Jugend auf habe er konträr geliebt, meist nur platonisch und nur Knaben. Im Charakter habe er Widersprüche gezeigt. Verfasser habe sich bezüglich der Frage nach der Unzurechnungsfähigkeit für incompetent erklärt. (Näcke bemerkt: „ich hätte ihn für vermindert zurechnungsfähig erklärt.)“

Verfasser hat vergessen, mitzuteilen, woher er denn wisse, daß die Homosexualität in Holland selten sei. In Amsterdam habe ich eine gleich große Verbreitung der Homosexualität wie in anderen Städten der gleichen Bevölkerungszahl gefunden.

Vor einigen Jahren wenigstens existierte in Amsterdam eine lediglich von Homosexuellen aus den Volks- und Mittelkreisen, sowie von Fremden besuchte Wirtschaft, in der jeden Abend 20—40 Homosexuelle zu treffen waren.

Auch die Striche, z. B. der Vondelpark, waren ebenso besucht, wie die Striche anderer Länder.

Dubois-Desaulle: Les Infâmes: Prêtres et Moines non conformistes en amour. (Mémoires secrets de la Lieutenance Générale de Police). (Paris: Editions de la Raison 1902).

Das Buch enthält die Wiedergabe einer großen Anzahl von Auszügen, die Dubois-Desaulle den in der „Bibliothéque de l'Arsenal“ unter dem Namen „Archives de Bastille“ aufbewahrten Geheimen Akten der „Lieutenance Générale de Police“ (d. h. des Polizeipräsidiums) aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entnommen hat.

In einer Einleitung macht Verfasser darauf aufmerksam, daß die gleichgeschlechtliche Liebe, der Non-conformisme en amour (d. h. die Nichtübereinstimmung im Punkte der Liebe — zu subintelligieren mit der Natur —) zu allen Zeiten und Orten verbreitet gewesen sei.

Besonders im 18. Jahrhundert, am Ende der Herrschaft von Ludwig XIV. und zur Zeit der Regentschaft habe die Homosexualität in Blüte gestanden. Die „Infamen“, wie die Polizei die Homosexuellen genannt, die „Ritter der Manchette“ (Chevalier de la Manchette) wie sie sich unter einander bezeichnet, seien am zahlreichsten unter den Geistlichen zu finden gewesen, dann unter der Aristokratie und dem höheren Bürgerthum, sowie unter den Bediensteten.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile; im ersteren sind nur Geistliche, im zweiten neben Geistlichen auch Adlige und Bürger behandelt.

Dubois-Desaulle gibt keinerlei Kritik der mitgeteilten Auszüge, er läßt die Akten selbst Zeugnis der damaligen Zustände ablegen. Er bringt die Berichte über 108 „Sodomiter“ (wie er sie oft nennt); ferner sind in den einzelnen Berichten noch zahlreiche andere „Päderasten“ erwähnt.

Unter den 108 befinden sich nicht weniger als 74 Geistliche.

Viele Berichte enthalten zahlreiche Einzelheiten.

Auffallend viele der Invertierten werden verhaftet, weil sie mit einer „mouche“ (Mücke d. h. Polizeispitzel) der Polizeibeamten Haymier und Symonnet anbändelten. Haymier und Symonnet waren die mit der Beobachtung der „Infamen“ in den Gärten des Luxembourg und der Tuilerien besonders betrauten Polizeikommissare. Nicht weniger als 30 Homosexuelle kommen in den Berichten vor, die unvorsichtigerweise mit Polizeispitzeln sich einließen.

Immer ist es derselbe Vorgang, mit wenigen Änderungen stets das gleiche Bild.

Ein Homosexueller, meist ein Abbé, der auf den Strichen des Luxembourg oder der Tuilerien Männerbekanntschaften aufsucht, trifft einen Polizeispitzel, den er für einen Gleichgesinnten oder für einen der Verführung zugänglichen Jüngling hält. Er spricht mit ihm über gleichgeschlechtliche Liebe, erzählt ihm manchmal von seinen Liebesabenteuern, die Art und Weise seiner Befriedigung und dergleichen. Dann nimmt er Betastungen vor, küßt die „Mücke“ oder entblößt sich selber.

Die Verhaftung erfolgt meistens nicht sofort, sondern der Spitzel sucht die Wohnung des Homosexuellen zu erfahren oder beide werden von weitem durch Symonnet oder Haymier oder ihren Leuten beobachtet. Sehr oft läßt sich der Spitzel ein Rendez-vous für den nächsten Tag geben und benachrichtigt die Polizeibeamten, die am verabredeten Orte die Verhaftung des Homosexuellen vornehmen. Oft geht der Spitzel dem Homosexuellen in seinen Wünschen sehr weit entgegen, er gestattet

sogar den gleichgeschlechtlichen Verkehr, um nachher alle Einzelheiten in den Polizeibericht aufnehmen zu lassen.

Wenn die Spitzel nicht angeredet werden, so beobachten sie das Verhalten der Homosexuellen, die mit andern jungen Leuten anbändeln. Haymier belauscht z. B. die unsittlichen Anträge, die Abbé Dewinot einem Passanten in den Tuilerien stellt. (S. 199.) Ebenso hört ein Spitzel, wie Abbé Delasalle einen Jüngling zum Schlafen mit nach Hause nehmen will und verhaftet dann den Jüngling, der gezwungen wird, die Adresse des Abbé anzugeben (S. 235).

Es kommt vor, daß ein Spitzel im Luxembourg zur besseren Beobachtung der „Sodomiter“ sich ins Gras legt oder unter eine Bank versteckt (S. 292, 296).

Viele Homosexuelle werden denunziert durch die Jünglinge, mit denen sie verkehrt oder zu verkehren versucht haben. Über die Art und Weise, wie Manche ihre Verführungsversuche anstellen, wird genau berichtet.

Viele Berichte enthalten ein vollständiges Bild von dem damaligen Leben und Treiben gewisser Homosexuellen.

Zu einer bestimmten Clique gehörten der Jesuitenpater De la Ferté, Abbé Dumoutier und Abbé Bouchard. Bouchard, obgleich 84 Jahre alt, schlief noch täglich mit zwei Jünglingen zusammen. „Da er nicht mehr eifersüchtig war, empfing er gern die jungen Freunde seiner zwei Diener und ergötzte sich, wenn er selbst nicht mehr handeln konnte, an ihren Vergnügungen.“

Die Freunde dieser Geistlichen waren besonders Gery, Cauvé und Saint-Remy. „Alle drei prostituieren sich mit jedem Beliebigen. Sie leben von ihrer Wollust und nehmen die Schmucksachen denen weg, mit denen sie sich vergnügen. Sie verschaffen Junge denen, die die Neuheit lieben.“ (S. 76).

Der Hauptgeliebte von Pater de la Ferté war Saint-Remy, er unterhielt ihn förmlich und wollte ihm sogar eine höhere Stelle am Hofe von Lothringen verschaffen. Saint-Remy hatte auch lange ein festes Verhältnis mit dem Marquis de Bouthilier, er hatte es verstanden den Marquis zu fesseln, obgleich dieser so sehr die Abwechselung liebte, daß er sonst niemals zweimal mit demselben Manne verkehren konnte (S. 75.)

Verschiedene Geistliche verkehren auch geschlechtlich untereinander. So z. B. Abbé de Saint-Etienne mit Abbé Congolain (s. 101); Abbé Dumoutier mit Abbé Leconte (S. 169). Abbé Chéret verliebte sich leidenschaftlich in den Abbé Castagnet, „einen eingewurzelten Sodomiter“, der einen großen Ruf unter den „Infamen“ genoß. Beide lebten wie Mann und Frau. Obgleich Chéret zahlte, war Castagnet Herr im Hause. „Castagnet, der Liebkosungen von Chéret überdrüssig und die Ab-

wechselung und Abenteuer liebend, verläßt Castagnet, der dann ein Verhältnis mit Abbé Lemaire eingeht. „Um völlig glücklich zu sein, sagte eines Tages Chéret, müßte er zwischen seinen beiden Freunden schlafen". (S. 139.)

Die meisten Homosexuellen der Berichte verkehren mit Jünglingen oder Männern, einige allerdings auch mit Knaben. „So lockt der Abbé Longis Knaben von 10—11 Jahren in sein Zimmer, um sie unzüchtig zu berühren" (S. 311).

Auch der Abbé Patu wird unzüchtiger Handlungen mit einem Zögling von 9 Jahren beschuldigt. (S. 314).

Bezeichnend für die Heftigkeit des homosexuellen Triebes ist die Tatsache, daß gewisse Conträre nach den Polizeiberichten immer und immer wieder sich öffentlich ertappen lassen, trotz aller Warnungen und traurigen Erfahrungen, dabei ist besonders merkwürdig, daß der Homosexuelle oft mehrere Male in die Falle von Polizeispitzeln gerät.

Ein charakteristisches Beispiel bildet der Marquis de Bressé (S. 213 flgd.), der im Laufe der Jahre nicht weniger als 5 Mal sei es in flagranti wegen Versuchs unzüchtiger Handlungen, die er mit Gewalt an Passanten (jungen Leuten) vornehmen wollte, ertappt, sei es wegen unsittlicher Anträge von Jünglingen denunziert wurde.

Aus dem Verhalten der Polizei gegenüber dem Marquis de Bressé, der als Marquis immer wieder freigelassen wurde, geht hervor, welche Nachsicht geübt wurde, wenn es sich um Adelige handelte. Ähnlich wurde bei der Verhaftung von Geistlichen verfahren. Die meisten Geistlichen, selbst die in flagranti ertappten, wurden sofort oder nach wenigen Tagen wieder entlassen, nur wenige wurden, und dies auch nicht lange, eingesperrt. Bei einigen begnügte man sich, sie in die Provinz zu versetzen mit dem Verbot Paris zu besuchen.

Einigen gelingt es dank hoher Einflüsse alle Maßnahmen der Polizei gegen sie illusorisch zu machen. Gewisse sehr hoch Gestellte, wie z. B. der Bischof von Fréjus wurden überhaupt nicht behelligt, lediglich ihre Geliebten wurden verhaftet. (S. 154 flgd.)

Homosexuelle, die nicht zum Adel oder der Geistlichkeit gehören, können oft dadurch dem Gefängnis entgehen, daß sie sich zum Dienst im Heere anwerben lassen.

Eifriger fast als die Polizei verfolgte ein heterosexueller Geistlicher, der Abbé Théru die „Infamen" mit unermüdlichem Eifer. In zahlreichen Polizeiakten finden sich seine Anzeigen und Berichte über die Homosexuellen vor.

Nach Dubois-Desaulle hat Théru nahezu 40 Jahre in der Sittenpolizei eine regere Rolle gespielt als die Polizeibeamten selber.

Théru ist auch durchaus nicht milder gegen die homosexuellen Geistlichen als gegen die Laien, im Gegenteil: Er dringt bei der Polizei auf größere Strenge gegen die Kleriker.

„Ihre Eigenschaft als Abbé dürfe nicht hindern sie zu bestrafen.“ (S. 13).

„Man solle die Geistlichen noch weniger schonen, als die Lebemänner.“ (S. 15.)

Aber trotzdem gelingt es meist dem Abbé Théru nicht, die Freilassung von Geistlichen zu verhindern, für die hohe Einflüsse sich ins Mittel legen. Bei Geistlichen, die ihre hohe Herkunft vor Verfolgung schützte, wie z. B. beim Père de la Ferté, Sohn eines Herzogs und Marschall, der überdies Prediger des Königs und Mitglied des gefürchteten Jesuitenordens ist, wagte nicht einmal Théru eine Bestrafung zu verlangen, er begnügte sich, gegen dessen Geliebten Saint-Remy loszuziehen, den er gern lebenslänglich in Bicêtre eingesperrt sehen möchte.

Das Buch von Dubois-Desaulle ist eine höchst verdienstvolle Veröffentlichung, wertvoll für die Sittengeschichte im Allgemeinen und die Geschichte der Homosexualität insbesondere.

Ich kenne kaum ein anderes Werk, welches einen so unmittelbaren Einblick in die homosexuellen Zustände einer vergangenen Epoche gewährt, insofern die grobsinnliche Seite der Homosexualität in Betracht kommt, mit der ja allein die Polizei sich zu beschäftigen Gelegenheit hat.

Die trockenen geheimen Polizeiakten, die durch keinerlei Rücksichten zum Beschönigen und Vertuschen gezwungen waren und vor der Wiedergabe auch der eingehendsten Details nicht zurückschreckten, stellen ein Material dar, das man zuverlässiger sich kaum wünschen kann.

Ueber die große Anzahl der homosexuellen Geistlichen, die die Polizeiakten offenbaren, war ich wirklich erstaunt.

Wenn man bedenkt, daß in diesem ersten Band über 80 homosexuelle Geistliche erwähnt werden, obgleich Dubois-Desaulle nur Dokumente aus einem Zeitraum von

50 Jahren (1700—1750) benutzt und noch weitere Bände über homosexuelle Geistliche dieser Zeit ankündigt, wenn man des Weiteren erwägt, daß meist nur die unvorsichtigsten, zahlreiche Abenteuer aufsuchende Priester mit der Polizei in Konflikt gerieten und daß, abgesehen von denjenigen, die gar nicht erwischt wurden, es zweifellos eine größere Anzahl zurückgezogener homosexueller Geistlicher gab, die niemals das Auge der nur in krassen Fällen einschreitenden Polizei auf sich zogen, so muß man annehmen, daß die Zahl der homosexuellen Priester eine enorme war, jedenfalls eine viel größere als heute. Dies dürfte vielleicht darauf zurückzuführen sein, daß es im 18. Jahrhundert überhaupt viel mehr Geistliche aller Art gab wie heutzutage und sodann, daß wohl gerade viele Homosexuelle bei dem hohen Ansehen und den zahlreichen Vorteilen, die mit dem geistlichen Stand verbunden waren, damals weit lieber einen Beruf ergriffen, dessen Gebot der Ehelosigkeit für sie keine schwere Pflicht bedeutete. Heute jedenfalls sind die homosexuellen Priester zurückgezogener und sittsamer.

Man wird auf den Strichen von Berlin oder Paris oder sonst einer Großstadt nur selten Geistlichen begegnen. Ich selbst kenne keine und habe auch nur von einigen Wenigen sprechen hören.

In einem Punkt dürften wohl die Polizeidokumente den wahren Sachverhalt verschwiegen haben, nämlich im Punkt der Polizeispitzel. Die zahlreichen Fälle, in denen Homosexuelle auf den Strichen mit Polizeispitzeln sich einlassen, sind nur begreiflich, wenn man annimmt, daß die Spitzel die Homosexuellen durch zuvorkommende Reden, Gebärden und wahrscheinlich auch durch auffallendes Entblößen angelockt haben, wovon natürlich in den Polizeiberichten nichts enthalten ist. Es heißt immer blos, der Spitzel sei von Homosexuellen angeredet und unzüchtig berührt worden. Die Polizei kannte auf das Genaueste die Gewohnheiten

und Gebräuche der Homosexuellen; sie bediente sich sogar als Spion und Spitzel zum Teil solcher Leute, die selbst homosexuell waren oder wenigstens mit den Homosexuellen früher verkehrt hatten Dies wird ausdrücklich von einem gewissen Prunier berichtet.

Höchst interessant ist es zu sehen, wie schon damals die Sittenzustände (Verbreitung der Homosexualität, Prostitution, Zusammentreffen der Homosexuellen auf bestimmten Plätzen u. s. w.) kaum von den heutigen verschieden waren. Nur möchte ich annehmen, daß die Striche damals belebter waren, als heute und die Homosexuellen unvorsichtiger und dreister. Besondere Hervorhebung verdient auch die Tatsache, daß sogar die damals auf der Betätigung der Homosexualität stehende Todesstrafe die Verbreitung dieser Leidenschaft nicht zu verhindern vermochte, die damals schon einen derartigen Umfang angenommen hatte, daß wie jetzt in Berlin besondere Polizeibeamte mit einer Menge von Unterbeamten mit der Ueberwachung der Homosexuellen betraut waren.

Schon damals sah die Polizeiverwaltung ein — wie jetzt in Berlin — daß eine Verfolgung aller Homosexuellen unmöglich sei und trotz der damals überaus strengen Anschauungen schritt sie nur ein, wenn Klagen laut wurden, öffentliches Aergernis entstand oder wenn es sich um Prostituirte — die keinen allzu mächtigen Beschützer hatten — handelte.

Dazu kam noch, daß infolge der damaligen herrschenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, der Protektionswirtschaft, der Parteilichkeit der Verwaltung und der mangelhaften Ausbildung der Justiz, Geistliche, Adlige und Reiche keinen großen Zwang sich aufzuerlegen brauchten und Maßnahmen der Verwaltung oder gar der Gerichte wohl wenig zu befürchten hatten, wenn sie nicht, wie die in den Polizeiakten erwähnten

Geistlichen und Adligen allzu offen, auffällig und oft gewalttätig ihrer Leidenschaft sich hingaben.

Dubois-Desaulle: G. Les Mignons du Marquis de Liembrune (Die Lieblinge des Marquis von Liembrune) in dem Mercure de France, Mainummer 1902. (S. 382—412).

In diesem Aufsatz hat Dubois-Desaulle auf Grund der Polizeiakten (Nummer 10623—10562 — 10759—10769 des in der vorhergehenden Recension schon erwähnten Archivs der „Lieutenance le Police“) den Lebenswandel und die homosexuellen Neigungen des in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts geborenen Marquis de Liembrune ganz ausführlich dargestellt.

Der Marquis hatte ein Fräulein aus vornehmer Familie geheiratet, aber lediglich ihres bedeutenden Vermögens wegen, denn eine andere Anziehung besaß seine Frau für ihn nicht, erklärte er doch, daß niemals eine Frau ihm etwas bedeuten würde und daß er lieber gehängt sein möge, als die seinige zu berühren. Die Hauptrolle in seinem Leben spielte ein gewisser Jacques Bouclan, den er als Diener bei sich angestellt hatte.

Zweimal verläßt Bouclan den Dienst des Marquis, einmal weil er sich nicht dem Marquis willfährig zeigen will, das andere Mal weil die Umgebung des Marquis seine Entfernung durchsetzt. Die Leidenschaft des Marquis für seinen Diener ist aber so heftig, daß er ihn immer wieder zurückberuft. Im December 1716 wird aber der Skandal derart, daß der Intendant der Stadt (Soissons) dem Marquis befiehlt, sich endgiltig von Bouclan zu trennen. Dieser geht mit seiner Familie nach Paris und will jeden Verkehr mit seinen Herrn, auch den brieflichen, abbrechen. Der Marquis überschüttet ihn mit zärtlichen Briefen und mit Geschenken. Bouclan nimmt die Geschenke an, aber antwortet nicht. Der durch die Entfernung Bouclans erregte Schmerz des Marquis und sein Mißmut über dessen Gleichgiltigkeit verwandeln sich in Zorn, der sich auf die unglückliche Marquise entlädt. Sie muß die denkbar schlechteste Behandlung seitens ihres Mannes erdulden. Auf die Beschwerde eines Onkels der Marquise an den Polizeipräsidenten von Paris, Herrn von D'Argenson, wird dann durch Befehl des Regenten Bouclan in Bicêtre eingesperrt.

Nach der Verhaftung Bouclans wird die Lage der Marquise noch schlimmer; mit noch mehr Grausamkeit läßt ihr Mann seine Wut an ihr aus.

Er eilt nach Paris um zu versuchen die Freilassung seines Geliebten zu erwirken. Der Marquis will dem Bouclan die Stelle eines Steuerbeamten in der Provinz verschaffen, um auf

diese Weise seine Freilassung zu erlangen. Bouclan scheint die Stelle doch nicht erhalten zu haben, seit dem Bittgesuch des Marquis an den Polizeipräsidenten verschwindet aber Bouclan aus dem Leben des Marquis.

Doch bald wählt er sich einen neuen Geliebten, den 25—26jährigen Diener Beaulieu. Dieser Beaulieu war ein praktischer Kopf und arbeitete „weder des Vergnügens noch des Gefühls wegen". Er ließ sich als vornehme Dame behandeln. Die Edelleute anstatt ihn wie ein gewöhnliches Freudenmädchen in Geld zu bezahlen, remunerirten ihn mit Geschenken. Mit allen den „Kleidern, Schmucksachen und Meubeln" die er so auf diese Weise erwarb, hielt er einen gut ausgestatteten Laden in Paris. Neben seinen Verkaufsladen nutzte Beaulieu noch einen „Sérail" junger Burschen aus, den er diskret im gleichen Hause hielt.

Herr von Liembrune, der ein guter Client des Sérails war, war auch ein großmütiger Lieferant des Ladens. Trotzdem zeigte ihm Beaulieu eine große Undankbarkeit; er erklärte: er suche nur möglichst viel vom Marquis zu erhalten, um ihn später zum Teufel zu schicken, wie dies eine gewisse Frau von Vienne berichtet. Diese Frau von Vienne gab stets nützliche Auskünfte dem Polizeibeamten Symonnet. Sie erfuhr durch eine Wirtin, bei der der Marquis ein Zimmer gemietet hatte, daß er ein zweites Bett für Beaulieu verlangt habe und darauf von der Wirtin vor die Türe gesetzt worden sei. Der Marquis ging dann denselben Abend mit Beaulieu in ein anderes Hotel, wurde aber dort durch den unermüdlichen Anzeiger der „Infamen", Abbé Théru entdeckt.

Beaulieu wird in Bicêtre eingesperrt, aber schon nach drei Monaten setzten es seine Beschützer durch, daß er sich als Soldat „zum Dienste des Königs" anwerben lassen durfte. Nachdem Beaulieu eine Zeitlang gedient und die nötige Summe Geldes erworben, kaufte er sich los und nahm sein früheres Gewerbe wieder auf.

Am 23. Januar 1721 berichtet Symonnet wieder über Beaulieu an den Polizeipräsidenten; „Beaulieu hat die Kühnheit gehabt in den Dienst des Marquis von Liembrune zurückzukehren. Er treibt sein schlechtes Gewerbe weiter. Er war gestern Abend in den Tuilerien in dem Gebüsch, wo man ihn hat Schändlichkeiten verüben sehen mit einem Unbekannten. Er soll von einem vermögenden Manne ausgehalten werden. Ich glaube, daß er verdient, nach Bicêtre zurückzukehren."

Am 28. Juli 1721 erließ der Regent einen Haftbefehl gegen ihn.

Der Marquis zog sich auf sein Gut in Disves zurück und zwei Jahre vergingen, ohne daß man von ihm reden hörte. Im November 1721 richtet ein höherer Beamter der Wasserbau- und Forstverwaltung aus Noyon, Herr von Richourt, ein Schreiben an den neuen Polizeipräsidenten in Paris, in welchem er ihn bittet, gegen den Marquis einzuschreiten, und so eine Gelegenheit öffentlichen Skandals zu beseitigen.

Der Polizeibeamte Symonnet unterstützt bald darauf selbst dieses Begehren.

Er kenne seit über 15 Jahre den Marquis als einen Verführer junger Burschen. Er sei eine Pest in Paris oder in allen anderen Orten, wo man ihn lassen würde. Das einzig Richtige sei, ihn längere Zeit in ein Schloß oder in eine Citadelle einzusperren, damit er keine jungen Leute mehr verführen könne.

Dem Marquis gelang es, die Entrüstung, die er bei Herrn von Richourt erregt hatte, zu beschwichtigen. Denn im Jahre 1722 schreibt dieser abermals an den Polizeipräsidenten, aber nunmehr in dem Sinne, daß der Marquis sich gebessert habe. Er habe sich mit Gott ausgesöhnt, mit seiner gesamten Dienerschaft sich dem heiligen Tische genähert.

Die homosexuelle Leidenschaft scheint jedoch nicht geschwunden zu sein, denn im August 1724 wurde er von den Sittenpolizisten in den Tuilerien betroffen, wie er einen jungen Mann küßte und im Begriff war noch andere Liebkosungen mit ihm vorzunehmen. In seiner Eigenschaft als Marquis wurde er sofort freigelassen.

Auch über einen Freund des Marquis, den reichen Kaufmann Martin Cardot aus der Picardie berichten die Polizeiakten. Cardot wird zweimal verhaftet, weil er Abends in den Tuilerien jungen Leuten unzüchtige Anträge stellt, sie an den Geschlechtsteilen anfaßt und sie mit in sein Hotel nehmen will. Verhaftet, stellte Cardot die Sache so dar, als sei er, ein Neuling und Fremder in Paris, den Sittenpolizisten aufgefallen und das Opfer eines Irrtums geworden. Da Cardot nicht nur ein reicher und angesehener Mann aus der Provinz, sondern überdies auch der Schwiegervater eines Staatsanwaltes war, wurde er bald wieder freigelassen.

Im Mai 1725 erhielt der Polizeipräsident abermals eine — und zwar anonyme — Beschwerdeschrift über den Marquis von Liembrune. Darin wird das „scheußliche Leben“, das Herr von Liembrune führe, dem Polizeipräsidenten angezeigt und dann gesagt: „Zwar begleitet er und seine Bedienten Kerzen in der Hand den Priester, der das heilige Sacrament den Kranken bringt, um so das Publikum irre zu führen, aber wenn er mit zwei seiner Diener allein ist, welche Schmähungen stößt er nicht

aus gegen das, was er eben gethan. Die Mönche aus Nayon beschäftigen ihn und haben ihm eine Würde in ihrem Hause verliehen, die er verlangt hat, um besser sein Betragen zu verdecken; die guten Väter sagen dem Publikum, daß sie nicht glauben können, daß er dessen fähig sei, was man von ihm sagt."

Das sei die letzte Urkunde, schließt Dubois-Desaulle seinen Aufsatz, die er in den Polizeiakten über den unverbesserlichen Marquis von Liembrune gefunden habe.

Der Fall des Marquis de Liembrune gewährt ein typisches Beispiel für die ganz in der Sinnlichkeit aufgehende Kategorie von Homosexuellen. Beim Marquis kommen noch besonders häßliche Fehler hinzu: Seine Brutalität gegenüber seiner Ehefrau und seine erheuchelte Frömmigkeit. In diesem Aufsatz von Dubois-Desaulle finden sich die meisten Merkmale der homosexuellen sowie homosexuell-sittenpolizeilichen Zustände des 18. Jahrhunderts, welche ich schon bei der vorhergehenden Besprechung („Les Infâmes" von demselben Verfasser) hervorgehoben habe, in charakteristischer Weise vereinigt.

Fleischmann, August: 1) Die Bevorzugten des Liebesglücks. Volkstümliche Enthülllungen über die Griechische Liebe (Männerliebe). Mit einem Anhang „Bunte Gesänge", Lieder vom Dritten Geschlecht. (30 Pf.)

Die Verfolgung der Homosexuellen Ursache ihres allgemeinen Zusammenschlusses. Rückblick auf die Homosexualität in Griechenland und ihre damalige Ausbildung, welche beweise, daß der Homosexuelle kein Enterbter, sondern ein Bevorzugter des Liebesglückes sei.

— 2) Der Freundling oder die Neuesten Enthüllungen über das Dritte Geschlecht. (30 Pf.)

Das „Dritte Geschlecht" eine von der Natur gewollte und vollständig berechtigte Notwendigkeit. Aufforderung an alle Freundlinge sich offen als solche zu bekennen. Die zahlreichen gesunden Freundlinge seien den Ärzten unbekannt. Lächerlich sei es, Freundlinge durch Dirnenverkehr heilen zu wollen. Ausführungen über den § 175, das Erpressertum, über berühmte Homosexuelle.

— 3) Der § 175 und die männliche Prostitution in München und Berlin. Beleuchtung eines dunkeln Punktes großstädtischen Lebens. (30 Pf.)

Ausfälle gegen jede Prostitution, insbesondere auch gegen die männliche. Diese würde nur mit Aufhebung des § 175 verschwinden, wenn der Homosexuelle nicht mehr mit Unbekannten im Freien seine Befriedigung suchen müsse. Die vielen Homosexuellen täten besser ihr Geld zu Aufklärungszwecken zu verwenden, als ihre Geliebten zu bezahlen.

— 4) Seelenzwillinge oder zwei Seelen in einem Körper. Neueste Enthüllungen über zweigeschlechtliche Wesen. (50 Pf.)

In den Homosexuellen wohnten zwei Seelen, die männliche und die weibliche, daher das dritte Geschlecht das vollkommenere, daher so viele Größen der Weltgeschichte dazu gehörig. In der Sucht als Weib sich zu kleiden, zeige sich bei vielen Homosexuellen die weibliche Seele.

— 5) Die Übervölkerungsfrage und das dritte Geschlecht. Neueste Moral-psychologische Enthüllungen. (50 Pf.)

Die Übervölkerung die Schuld an dem sozialen Elend. Das Zweikindersystem das richtige Verfahren, daher Glück und Wohlstand in Frankreich. Das dritte Geschlecht auch dazu bestimmt, die Übervölkerung zu verhindern.

— 6) Das Opfer: Ein Freundlingsdrama in einem Akte nach einem Entwurf von Wilhelm Fleischmann. (30 Pf.)

Der homosexuelle Sohn eines Präsidenten wird von einem Erpresser angezeigt. Er soll verhaftet werden und erschießt sich. Der bisher den Homosexuellen feindliche Vater wird zur richtigen Erkenntnis gebracht.

Sämtliche 6 Broschüren in den Jahren 1901 u. 1902 in München erschienen. Druck und Verlag A. Fleischmann, Zweibrückenstraße 10.

Fleischmanns Broschüren sind Volksschriften populärster Art und bezwecken auch solche zu sein. Sie wollen die wissenschaftlichen Feststellungen über das

Wesen der Homosexualität vulgarisieren. Da der Fundamentalcharakter der homosexuellen Liebe als eines tiefinnerlichen, constitutionellen Triebes richtig dargestellt ist und die Schriften eine auf persönlicher Erfahrung gegründete warme Überzeugung atmen, so sind die Werkchen auch geeignet, im Volke die Vorurteile von dem „durch Übersättigung entstandenen Laster“ zu zerstören. Insofern ist das Bestreben Fleischmanns löblich und nutzbringend. Der gebildete Leser wird allerdings Anstoß nehmen an der Art und Weise, in der Fleischmann schwierige Probleme, wie z. B. die Übervölkerungsfrage oder die Theorien der Seelenzwillinge behandelt, und an manchen Stellen mit ihren Vergröberungen, Übertreibungen sowie ihrer komischen Drastik sich eines Lächelns, ja Lachens nicht erwehren können.

Der Unterschied zwischen Fleischmanns Broschüren und der Volksschrift Hirschfelds „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen“, die auch der Gebildete mit Genuß und Interesse lesen kann, ist ein gewaltiger. Da Fleischmanns Broschüren weder wissenschaftlichen Charakter haben, noch den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, erscheint es recht auffallend, daß die eine Schrift „Der Freundling“ in Groß' Archiv für Kriminalanthropologie in der Bibliographie erwähnt und kurz besprochen wurde.

Hier in dem Jahrbuch, welches eine Übersicht über die gesamte homosexuelle Produktion bringt, mußte über die Broschüren referiert werden; in Groß' Archiv dagegen war eine Recension nicht am Platz. Der Recensent des Archivs geht davon aus, daß Fleischmanns Schrift durch das Komitee veranlaßt ist. Dies ist unrichtig, das Komitee hat mit den Broschüren von Fleischmann nichts zu tun.

Wenn in der gleichen Recension gefragt wird, was denn mit derartigen Schriften beabsichtigt werde, so ist darauf zu antworten:

Erstens: daß derartige Schriften nicht wissenschaftlich sein wollen und nicht an den Kundigen oder gar Sachverständigen sich wenden.

Zweitens: daß das Volk noch nicht aufgeklärt ist und Aufklärung über die Homosexualität bedarf, damit man nicht, wie es Manche immer noch tun, (auch z. B. Abgeordneter Himburg in der Kommission bei Besprechung der Petition vgl. Jahrbuch I S. 79. „Das Volk würde die Aufhebung des § 175 nicht verstehen",) sich auf das irrtümliche Volksbewußtsein des Volkes weiter berufen können.

Drittens: daß man nicht das Volk mit gelehrten medizinischen, juristischen, oder philosophischen Werken aufklärt, sondern durch populäre Schriften.

Fuchs, Hanns: Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft; in der Kritik von Wrede XVII. 133. N. 215 No. 1 August 1902.

Das Altertum, welches die Lieblingminne höher geschätzt als die Frauenliebe, habe sich nicht gescheut, in seiner schönen Literatur homosexuelle Liebesempfindungen darzustellen.

In dem antiken Theater habe man Liebesszenen zwischen Mann und Weib nicht gekannt. Aischylos habe die Minne des Achilles und Patroklos, Sophokles in der „Niobe" das homosexuelle Liebesleben ihrer Söhne dargestellt.

Nur wenige Dramen der Neuzeit verwendeten die homosexuellen Empfindungen und zwar täten sie dies nur andeutungsweise. Die homosexuellen Vorgänge lägen entweder in der Vorgeschichte oder seien so geartet, daß sie auf den Konflikt, auf den Fortgang der Handlung keinen nennenswerten Einfluß gewännen. Im Gegensatz zu den Alten habe es noch kein Schriftsteller unsrer Tage gewagt, homosexuelle Liebeshändel in derselben Weise dramatisch zu behandeln, wie die heterosexuellen Liebeskonflikte.

Fuchs erwähnt dann das Homosexuelle in Heyse's „Hadrian", und Wilbrandt's „Reise nach Riva". Ferner weist er auf eine Szene in Hauptmanns „Schluck und Jau" im vorletzten Bilde hin, des weiteren auf Wedekinds „Frühlingserwachen" und „Kammersänger", sowie auf Kupffers „Narkissos", auf Levetzow's Pantomime „die beiden Pierrots" und auf Bahrs Drama, „Die Mutter".

Das einzige Drama der Neuzeit, welches das homosexuelle Problem direkt und unverblümt behandele, sei Dilsners Tragödie: „Jasminblüte."

Das ideale homosexuelle Drama, daß die Konflikte in der eigenen Seele und ihren Einfluß auf das Tun, auf die Lebensauffassung der Homosexuellen schildere, sei noch nicht geschrieben.

Fuchs führt dann Beispiele von Stoffen und Konflikten an, die sich verwenden ließen.

Man hätte genug Tragödien vom leidenden Weibe. Ein Jubellied vom triumphierenden Manne täte Not, daß wir an Manneskraft und Heldentum erinnert würden. Walloth müßte ein solches Lied singen können.

Der Realismus werde auch den Homosexuellen auf das Theater bringen. Und wie man sich zuerst über die Schilderungen der Realisten entsetzt, sich aber schnell an sie gewöhnt, so werde man auch einmal, wenn eine gute, schöngeistige Literatur die Homosexuellen der großen Menge menschlich nähergebracht habe, die dramatische Behandlung des homosexuellen Problems nicht mehr als seltsam empfinden.

Ein Musikdrama homosexuellen Inhalts könne treffliche Pionierdienste tun. Die Musik würde, dank ihrer kupplerischen Eigenschaften dem Stoffe das Seltsame, das Außergewöhnliche nehmen und eher auf allgemeines Verständnis rechnen können als das Wortdrama.

Die Sehnsucht nach dem reinen Menschentum der Griechen sei in uns lebendiger denn je. Aus ihr würden Kunstwerke geboren werden, die das Recht der Sinnenfreuden, das Recht der Persönlichkeit verkündeten. Er (Fuchs) hoffe noch zu erleben, daß unsre Tragödien und Komödien auch wieder Händel der Lieblingminne darstellten, und daß unsere Literarhistoriker von unserem Publikum berichteten, was Athenais von den Griechen geschrieben: „Und die Zuschauer nahmen diese Lieder günstig auf."

Bei dem Interesse, welches die Gegenwart der homosexuellen Frage entgegenbringt, ist die Schaffung und Veröffentlichung homosexueller Dramen, in den nächsten Jahren bestimmt zu erwarten, die Zeit ihrer Aufführungsmöglichkeit dürfte aber noch lange nicht gekommen sein.

Gerling, Reinhold: Im Ringe der Venus. a. Die verkehrte Geschlechtsempfindung, b. Untiefen im Geschlechtsleben. [Preis 60 Pfg. Oranienburg, Orania-Verlag.]

Die, welche Verfasser dem allgemeinen Verständnis näher bringen wolle, „Verirrte und Stiefkinder der Liebe“ dürfe man sie nennen, nicht „Ausgestoßene“.

Die „verkehrte Geschlechtsempfindung“, von der der erste Teil handele, sei keineswegs krankhaft.

Teil I. Zunächst Erklärung der Worte „Urningtum“ und „Uranismus“, „Urning“: Dem Worte Urning sei der bis auf Plato zurückreichende Ausdruck „Uranier“ vorzuziehen.

Die große Verbreitung und das Ansehen der homosexuellen Liebe in Griechenland und Rom seien zum Teil auf die Stellung der Frau zurückzuführen, die man als die Sklavin des Mannes betrachtet und nur als Werkzeug zur Kindererzeugung gebraucht habe.

Gewisse religiöse Gebräuche und Feste hätten zur Verbreitung der Unmoralität beigetragen. Die antiken Religionen hätten die Geschlechtsorgane — speziell die männlichen — als heilig betrachtet.

Die schwärmerische Liebe, der an Anbetung grenzende Kultus, den die Philosophen und Heroen jenes Zeitalters ihren geliebten Freunden, Schülern oder Kriegsgefährten gezollt, sei frei von Sinnlichkeit gewesen.

Ganz ungeheuerlich aber sei es, die heroische Liebe, die stets in engumgrenzten ethischenSchranken geblieben, als „Knabenschändung“ darzustellen. In der Antike habe man von der mannmännlichen Liebe die allerhöchste Auffassung gehabt, sie habe als ein eminenter Vorzug gegen die Barbaren des Nordens, als Mittel zur Förderung der höchsten Kulturzwecke, als ein herrliches Vorrecht der Edelsten gegolten. Die allgemeine Liebe sei aber trotzdem nicht geschmälert worden, der Fortpflanzung habe man im Gegenteil eine Sorgfalt zugewendet, wie nie zuvor. Auch die heutige mannmännliche Liebe sei tatsächlich kein Frevel wider Gott und die Menschen, wie sie manche Moralisten und Doktrinäre darstellten. Die Natur habe die Homosexuellen geschaffen, um eine Überproduktion an Zeugungen zu verhüten.

Die Übermenschen, die großen historischen Uranier, wie Socrates, Michel-Angelo, Shakespeare, Friedrich der Große, schienen ihre Erschaffung einem Überschuß an Vitalität, an geistiger Kraft, an Zeugungskraft beider Eltern zu verdanken. Der großgeartete Uranier sei nicht Seelenzwitter, sondern Vollmann, besitze aber nebenbei einen Überreichtum an seelischen Schätzen, die zum Teil der edlen Weiblichkeit entlehnt seien. Er sei das vollkommenste Wesen, welches die Natur an ihren Festtagen hervorbrächte.

Der kleingeistige, ganz feminin-empfindende Uranier, das Weib mit den äußeren Geschlechtsabzeichen des Mannes dagegen

verdanke sein Leben augenscheinlich einer schwächeren Individualität, einer gewissen geistigen Inferiorität seines Erzeugers. Bei ihm bestehe sozusagen eine gewisse Unterentwickelung. Zwischen diesen beiden äußersten Endpolen bewegten sich hunderttausende von höchst verschieden gearteten urnischen Psychen.

Es wäre zu wünschen, daß sich die höchsten Intelligenzen unserer Zeit vereinigten, den heute noch so ziemlich auf allen Gesellschaftsschichten in Bezug auf die Homosexualität lastenden Bann zu brechen.

Die auf Irrtum beruhende, unwissende Volksstimme könne nicht länger maßgebend sein.

Der gesunde, gereifte Mann sei klug und stark genug, sich vor den Verirrungen der Perversität, vor der begehrlichen Umarmung eines anderen Mannes aufs nachdrücklichste selbst zu schützen. Er bedürfe vor der Schamlosigkeit und den Kämpfen der Wollust nicht mehr Schutz als das schwache, hilflose Weib. Daher sei Beseitigung des § 175 notwendig.

Teil II. Außer den geschlechtlichen Wesen Mann — Weib — Mannweib, Weibmann — Hermaphrodit — Homosexueller fänden sich zahlreiche Zwischenstufen, die als Übergangsformen zu betrachten seien.

Einen Normaltypus gäbe es nicht. Schon beim Heterosexuellen seien die verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen bezüglich des Alters der geliebten Person vorhanden.

Verfasser bespricht sodann die verschiedenen sexuellen Perversionen. Dazu zählt er auch die Päderastie oder den Pygismus. Die Päderasten seien nicht übersättigte Normale, sondern Homosexuelle, die sich nur von den übrigen Homosexuellen dadurch unterschieden, daß sie nicht wie diese den Geschlechtsapparat der Geschlechtsreifen suchten.

Auch heute gehöre Mut dazu, für die Perversen eine Lanze zu brechen. Er, Gerling, wolle keineswegs, daß die in dem 2. Teile der Schrift erörterten Perversitäten geduldet oder gar erlaubt würden. Aber das Gefängnis sei nicht der richtige Ort für die „Ausgestoßenen“. Nicht den Strafrichter, sondern den Arzt und den Erzieher gingen sie an.

§ 175 sei völlig unhaltbar, seine Revision dringend nötig; eine Revision der Volksanschauung müsse aber vorausgehen.

Die scharfe Trennung zwischen Homosexualität und sonstigen sexuellen Anomalien, die Gerling hervorhebt, wonach nur letztere, nicht aber die erstere als krankhaft zu betrachten seien, kann ich nur billigen. Dagegen ist es nicht richtig, die verschiedensten sexuellen Ano-

malien, abgesehen von der Homosexualität, als sexuelle Zwischenstufen zu bezeichnen; von solchen kann man nur reden, wenn Geschlechtscharaktere vorhanden sind, welche den äußeren Geschlechtsteilen nicht entsprechen, also hauptsächlich bei der Homosexualität in ihren verschiedenen Gradstufen und Arten. Besonders unzutreffend erscheint es, Homosexuelle, welche den coitus per anum ausführen, oder solche, die unreife Knaben lieben (welche von Beiden Gerling als Päderasten oder Pygisten bezeichnet, ist nicht völlig klar) als eine besondere Zwischenstufe aufzufassen.

Die bloße Art der geschlechtlichen Befriedigung oder die Vorliebe für das Unreife allein kann niemals für die Annahme einer besonderen Geschlechtsvarietät entscheidend sein.

Das Wort „Uranier“ möchte auch ich dem Wort „Urning“ vorziehen. Die sprachliche Bildung des ersteren erscheint mir besser als die des letzteren. „Uranier“ klingt auch weit ästhetischer und ruft den Gedanken an etwas Kraftvolleres, Gesunderes hervor, als der Ausdruck „Urning“, dem etwas Süßliches, Bizarres anhaftet. Ebenso wäre das noch häßlichere Femininum, das geschmacklose Wort „Urningin“ (auch Urninde ist nicht schön) durch Uranierin oder Uranide zu ersetzen und Urningtum durch Uranismus.

Die meisten Gedanken Gerlings, namentlich in dem ersten Teil wird man gutheißen können, doch beeinträchtigt der etwas zu überschwengliche, allzu sentimentale Ton die Wirkung bei wissenschaftlich gebildeten Lesern, anderseits läßt sich vielleicht diese Ausdrucksweise durch den Zweck der Schrift als einer Volksschrift rechtfertigen und mag bei Manchen sogar als Vorzug gelten.

Groß, Hans: Besprechung von Blochs „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis“ in Groß' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik. Bd. 10 Heft 1 und 2.

Groß lobt Bloch, daß er reiches Material beigebracht habe, seine Endresultate billigt er aber nicht. Wenn Bloch sage, die Aufhebung des § 175 würde eine Sanktionierung, eine Gleichstellung des homosexuellen Verkehrs mit dem heterosexuellen zur Folge haben, so sei dagegen zu bemerken, daß die Straflosigkeit einer Handlung nicht mit der Erklärung ihrer Moraliät gleichbedeutend sei.

Sodann aber sei besonders der Schluß von Bloch, die Homosexualität sei erworben und deshalb die Strafe gerechtfertigt, nicht richtig.

Für den Kriminalisten komme es für die Frage der Strafbarkeit der Homosexualität nicht darauf an, ob sie angeboren oder erworben sei, höchstens bei der Strafzumessung könne darauf Rücksicht genommen werden. In sexueller Richtung seien wohl drei Klassen von Menschen zu unterscheiden.

1) solche schon von der Geburt heterosexuell Veranlagte, die nur Geschmack für das andere Geschlecht empfänden. Solchen Personen gegenüber sei wohl zu jeder Zeit ein Verführungsversuch zu homosexuellen Dingen ebenso vergeblich als unschädlich. Den Heterosexuellen erscheine der homosexuelle Akt völlig unbegreiflich und widersinnig.

2) Solche von Anfang an homosexuell Veranlagte; bei diesen sei jede Besserung oder Abschreckung ausgeschlossen. Diese Leute seien eben anders organisiert wie die Homosexuellen.

3) Solche, die auf einer Zwischenstufe zwischen den reinen Hetero- und Homosexuellen ständen. Überall in der Natur fänden sich Zwischenstufen, deshalb müsse auch hier ein Mittelding angenommen werden. Auch hier sei die unausgesprochene Anlage angeboren und es hänge von Zufälligkeiten und dem Entwickelungsgang des Einzelnen ab, in welcher Richtung er später seinen Geschlechtstrieb befriedige.

Eine Möglichkeit sei die, daß er in der Jugend durch einen Homosexuellen oder durch Lektüre verführt werde. Eine andere Möglichkeit sei die, daß ein solcher unausgesprochen Veranlagter früher oder später vom heterosexuellen Verkehr übersättigt werde. Leute der letzteren Sorte hätten wohl nie einen heterosexuellen Trieb von elementarer Gewalt empfunden, daher sei es begreiflich, daß sie durch unglückliche Heirat, durch Zusammensein mit unsympathischen Frauen zu einer sogenannten Übersättigung gelangten. Eigentliche Übersättigung sei dies aber nicht, ein Übersättigter greife nicht zum Gegenteil. Der ärgste Prasser werde nie ekelhafte Dinge essen. Der sogenannte Übersättigte sei eben nicht übersättigt, er empfinde nur, daß von den zwei Wegen, die seiner Natur offen gestanden, der heterosexuelle und der

homosexuelle, der erste für ihn nicht der richtige gewesen und so gelange er auf den zweiten Weg.

Der echte Heterosexuelle werde niemals übersättigt, er könne die Sünde verlassen oder die Sünde ihn, dann sei es eben aus; wenn ihm der heterosexuelle Verkehr keine Freude mehr biete, so sei sein sexueller Verkehr eben zu Ende angelangt.

Zu diesen unentschieden Veranlagten mögen auch die sog. Bisexuellen gehören.

Die Scheidung der Menschen in drei Klassen führe zu der Annahme, daß es sich bei Allen um angeborene Anlage handele, auch bei denen der dritten, deren unentschiedene Anlage eben auch angeboren sei.

Aber für den Kriminalisten sei die Frage gleichgültig; ob der Betreffende seine Homosexualität mit auf die Welt gebracht oder erworben habe, könne auch nie sicher festgestellt werden.

Dagegen sei die Frage, ob die Homosexuellen einzusperren seien oder nicht von höchster Bedeutung.

Es sei nicht zu zweifeln, daß die Meinung im Zunehmen begriffen sei, man habe den § 175 zu streichen. Bei der Entscheidung der Frage, sei aber nach den Gründen zu sehen, die für eine Streichung des Paragraphen zu sprechen schienen.

1) Vor Allem müsse nach dem verletzten Rechtsgut gefragt werden. Die Moral an sich sei nicht durch das Strafgesetz zu schützen, für die Vermehrung der Menschen zu sorgen, sei auch nicht Sache des Strafrechts, sie werde auch durch das Einsperren einiger Homosexueller nicht gefördert und schließlich sei es auch fraglich, ob die Vermehrung der Menschen ins Endlose wünschenswert sei, einmal müsse sie doch ihr Ende erreichen. Wegen der Ekelhaftigkeit der Handlung allein könne nicht gestraft werden, auch im heterosexuellen Verkehr würde vieles Ekelhafte nicht bestraft.

2) Eine allerdings nur technische, aber doch schier unüberwindliche Schwierigkeit liege in der Textirung des Gesetzes.

Die Ausdrücke „widernatürliche Unzucht“ des § 175 R. St. B. und „Unzucht wider die Natur“ des § 129b Östr. St.-G.-B. seien so unklar als möglich.

Niemand wisse, wo die strafbare Handlung beginnen solle. Entweder müsse der Gesetzgeber eine aufs Äußerste ekelhafte und widerliche Beschreibung des Strafbaren geben oder er verstoße gegen den Grundsatz, nulla poena sine lege. Mit dem vagen Begriff „Unzucht“, wisse kein Gericht etwas anzufangen, jedes verstehe ihn anders. Der östreichische oberste Gerichtshof verstehe z. B. jetzt etwas ganz anderes unter „Unzucht“ des § 129 als er vor mehreren Jahren getan.

Bei anderen Delicten handele es sich bei Begriffsbestimmungen nur um Schwierigkeiten, hier aber um die Unmöglichkeit und um das Versagen der Hilfe durch die Wissenschaft. Unsicherheit in der Rechtsprechung, und sei es auch nur in einer einzigen Richtung, sei eben das Gefährlichste, sie erzeuge Widerspruch gegen das Gesetz, Unzufriedenheit, oft auch wirkliche Ungerechtigkeit.

3) Einer der wichtigsten Momente in der Strafrechtspolitik: Die Bestrafung eines möglichst hohen Prozentsatzes der begangenen Delicte, falle bei den homosexuellen Vergehen weg.

Die von den Homosexuellen in Östreich und Deutschland begangenen Akte im Laufe eines Jahres ließen sich wohl nur in Millionen von Delicten ausdrücken. Dagegen sei die Zahl der Verurteilungen so gering, daß sie dem Fluch der Lächerlichkeit verfalle, und so ergäbe sich der Schluß: Wenn man nur einen kaum nenneswerten Bruchteil der wirklich begangenen Delicte zur Strafe bringen könne, dann sei es besser die Strafe ganz fallen zu lassen, zumal es sich um Vorgänge handele, deren Strafbarkeit auch aus anderen Gründen zweifelhaft sei.

4) Ein Strafzweck werde nicht erreicht. Der einzige consequente Vorgang wäre die lebenslängliche Beibehaltung der Homosexuellen in Einzelhaft; aber auch der entschlossenste Anhänger des § 175 wolle die Sache nicht energisch anpacken.

Durch § 175 sei noch Niemand abgeschreckt worden, der Paragraph veranlasse höchstens zu größerer Vorsicht und Heimlichkeit. Die Meinung, ein Homosexueller werde durch eine Anzahl von Monaten Gefängnis in einen Heterosexuellen umgewandelt, sei kindisch. Bei Vergehen gegen § 175 sei es anders als bei anderen Delikten; betrügen, stehlen, rauben u. s. w. könne man nur selten im Geheimen, dagegen bei einiger Vorsicht könne gleichgeschlechtlicher Verkehr unentdeckt im Geheimen betrieben werden, dann pralle jeder Strafzweck an dem Homosexuellen ab und wenn einmal ein ganz ungeschickter erwischt und bestraft werde, so habe man lediglich dem Abscheu vor der Schweinerei Ausdruck gegeben. Dies sei aber kein berechtigter Strafzweck.

5) Eine nicht zu übersehende praktische Folge läge in dem Heiraten der Homosexuellen. Ein Teil heirate, um sich das Heterosexuelle „anzugewöhnen". Diese Annahme sei regelmäßig falsch. Unglückliche Ehen seien die Folgen; geisteskranke, schwer belastete oder perverse Kinder seien aus einer solchen Ehe zu befürchten. Wenn, was Fachmänner wohl mit Recht behaupteten, ohne den § 175 viele Homosexuelle nicht heiraten würden, so sei ein kleineres Übel in dem homosexuellen Verkehr der ledigen Homosexuellen zu erblicken, als in der Ehe des Un-

glücklichen, der an eine ebenfalls unglückliche Frau gebunden sei und vielleicht kranke Kinder zeuge.

6) Vielleicht verschwände nach Streichung des § 175 die — nach Groß — verpestende, perverse homosexuelle Literatur ganz oder zum Teil. Die Homosexuellen fühlten sich veranlaßt, ihren Kummer über den verfolgenden Staatsanwalt in einer erschreckenden Menge der schädlichsten und ekelhaftesten Romane, Gedichte und Schilderungen zum Ausdruck zu bringen. Diese Dinge seien so geschrieben, daß sie häufig auch der Konfiskation auswichen. Der größte Teil der zur Klasse der Unentschiedenen Gehörigen werde durch diese Literatur zur Homosexualität gedrängt.

Es sei nicht unmöglich, daß ein großer Teil dieser Dinge ungeschrieben bleiben werde, wenn man die Leute in ihrem widrigen Getriebe ungestört lasse. Wolle man auch annehmen, daß heute zu nachsichtig von den Normalen über die Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zwischen Erwachsenen gedacht werde, so könne man doch sagen, dann, wenn man den erwischten Perversen nicht mehr einstecke:

„Treibt, was Ihr wollt — aber jeder Skandal, jede Verführung, jede nur entfernt pornographisch-perverse Enunciation in Druck und Bild wird mit äußerster Strenge, bis zur äußersten gesetzlich zulässigen Grenze und mit brutaler Gewalt verfolgt —"

Wenn das so gehandhabt würde, so habe man in der Sache mehr Nutzen als heute mit den ohnehin nicht haltbaren §§ 175 und 129b.

Die Bemerkungen von Groß zeichnen sich durch die gewohnte juristische Schärfe und Eigenart des bekannten Verfassers aus.

Der Entwicklungsgang in Groß' Anschauungen über die homosexuelle Frage hat sich nunmehr soweit vollzogen, daß er in den Hauptpunkten mit den Ansichten Hirschfelds und den meinigen übereinstimmt. Auch nach Groß stellt die Homosexualität keine Krankheit dar und entspringt stets einer angeborenen Anlage, auch nach ihm erscheint das Strafgesetz unhaltbar. Die Einteilung der Menschen in die von Groß aufgestellten drei Klassen halte ich für durchaus richtig, nur möchte ich noch eine vierte hinzufügen, diejenige der sog. psychischen Hermaphroditen, die nicht mit den „Unbestimmten" zusammen-

fallen, bei denen vielmehr das ganze Leben hindurch der Trieb zum Weib und zum Mann unverändert fortbestehen kann, allerdings meist mit vorwiegendem Trieb zum Mann.

Groß' Ausführungen über die Gründe für die Straflosigkeit stimme ich völlig bei und verweise in dieser Beziehung auf meine vorjährige Widerlegung von Wachenfelds Schrift.

Mit Groß will ich nur hervorheben, daß, wenn man tatsächlich die Aufrechterhaltung des § 175 noch verteidigen zu können glaubt, man trotzdem nicht daran denken kann, consequent dem Gesetze den begangenen homosexuellen Handlungen nachzuforschen und die Verfolgung der Homosexuellen planmäßig in Angriff zu nehmen.

Immer werden nur einige — aber immer noch zuviel — Unglückliche dem Paragraphen zum Opfer fallen und gerade durch diesen Paragraphen wird die Meinung erweckt werden, daß man die Kleinen hängt und die Großen laufen läßt.

Würde man aber eine planmäßige Verfolgung der Homosexuellen in Angriff nehmen, so würden dadurch so viele Existenzen ehrbarer Männer vernichtet, so viele angesehene Namen in Mitleidenschaft gezogen und so viele Skandale erzeugt, daß die öffentliche Meinung selbst bald die Aufhebung des § 175 verlangen würde.

Welche Skandale, welche allgemeine Erregung durch diese Strafprozesse dann entstehen würden, kann man ermessen, wenn man der Folgen und Wirkungen gedenkt, die die Behauptung, Krupp sei homosexuell und habe homosexuell verkehrt, hervorgerufen hat.

In einem Punkt muß ich Groß ganz entschieden entgegentreten, nämlich in seiner Verurteilung und Verdammung der homosexuellen Literatur.

Der Ekel und Abscheu, den Groß bei der Erörterung einer wissenschaftlichen Frage zum Ausdruck

bringt, fällt unangenehm auf. Ich habe mich schon im vorjährigen Jahrbuch ausführlich über die Berechtigung des Dichters, die Homosexualität als künstlerischen Stoff zu benutzen, ausgesprochen, und verweise auf meine damaligen Ausführungen.

Daß Unentschiedene durch Lektüre homosexueller Literatur zur Homosexualität gedrängt würden, glaube ich nicht. Unter den Homosexuellen der Mittel- und Volksklassen habe ich so gut wie nie solche gefunden, welche irgend etwas über Homosexualität gelesen hatten.

Und sollten aus den besseren Ständen einige Unentschiedene über ihre homosexuelle Natur aufgeklärt werden, so ist das kein Unglück. Groß nimmt ja selbst an, daß auch bei diesen Unentschiedenen eine homosexuelle Anlage angeboren ist.

Besser eine Aufklärung über ihre Natur durch Lektüren, als durch sonstige Erfahrungen, vielleicht erst nach der Heirat, wenn eine Ehefrau in Mitleidenschaft gezogen wird.

Wer homosexuellen Einflüssen in dem Maße zugänglich ist, daß er durch Lektüre „nach links gedrängt wird", bei dem steht die heterosexuelle Anlage auf schwachen Füßen, in dem verliert die Heterosexualität einen Anhänger, den sie mit Freuden los werden sollte, denn er hat bewiesen, daß seine homosexuelle Anlage überwog, und daß er reif zum Abfall war; auch von ihm, wenn er auf heterosexueller Bahn verblieben wäre, würde die Zeugung homosexueller oder in ihrem Sexualtrieb schwankender Kinder zu befürchten gewesen sein.

Daß manchen Hetorosexuellen die homosexuelle Literatur unsympathisch ist, begreife ich, obgleich eine objektive Würdigung literarischer Produkte sich von persönlichen Sympathien oder Antipathien für den behandelten Stoff freihalten muß.

Jedenfalls darf man nicht den Teil der Literatur, der homosexuelle Gefühle und Probleme zum Gegenstand hat, wegen der Wahl dieses Gegenstandes an sich als ekelhaft bezeichnen. Dadurch trifft man einen großen Teil schöner literarischer Produkte der Weltliteratur — wie Groß aus der Sammlung Kupffers: „Freundesliebe und Lieblingminne in der Weltliteratur“ ersehen mag — damit nennt man dann auch ekelhaft insbesondere einen großen Teil der antiken Literatur, namentlich auch einige Dialoge Platos, hauptsächlich Platos Symposion. Ebenso wie nur die wenigsten Menschen Gefühle zwischen Bruder und Schwester, wie sie die Walküre oder D'Anunzios herrliches Drama „La citta morte“ schildern, begreifen, geschweige denn empfinden können, ebenso wie die Meisten ein Grauen bei dem Gedanken einer sinnlichen Liebe zwischen Geschwistern verspüren, und trotzdem Niemand es wagen wird, die künstlerische Darstellung dieser Gefühle als ekelhaft zu bezeichnen, ebenso muß eine solche Bezeichnung für die homosexuelle Literatur als völlig unberechtigt zurückgewiesen werden.

Noch weniger gerechtfertigt ist der Versuch, die homosexuelle Literatur zur unzüchtigen zu stempeln.

Ein unzüchtiges Produkt liegt nur vor, wenn die Erregung der Sinnlichkeit, der Geilheit bezweckt wird und diese Absicht in entsprechenden Darstellungen sich dokumentiert. Die Art und Weise, wie ein geschlechtliches Problem behandelt wird, nicht die Wahl des Problems als Darstellungsstoff an und für sich, entscheidet, ob eine unzüchtige Schrift vorhanden ist oder nicht. In der heterosexuellen Literatur finden sich weit mehr Erzeugnisse, die man als unzüchtige bezeichnen könnte; Schilderungen der intimsten geschlechtlichen Vorgänge in mehr oder weniger verhüllter Form sind nicht selten und doch wird man auch hier nicht einmal ohne Weiteres an strafrechtliche Verfolgung denken und denkt auch mit

Recht nicht daran. In der homosexuellen Literatur ist dagegen bisher meist ein Eingehen auf direkt grobsinnliche Situationen vermieden worden, überall hat man nur Gefühle und Empfindungen, meist in sehr idealistischem Gewand gebracht. Eeckhoud's Escal-Vigor[1]) und Essebac's homosexuelle Romane[2]) enthalten nicht eine einzige die grobsinnliche Seite der Homosexualität betonende Stelle. Ueber die Berührung durch den Kuß wird in keinem der Romane hinausgegangen, während man z. B. in Walloths Sonderling[2]) nicht einmal dieser Berührung begegnet.

Auch hier hat zu gelten: Gleichheit für Hetero- und Homosexualität. Verfolgung und Bestrafung obscöner, pornographischer Literatur, Beschützung oder wenigstens Duldung aller Produkte, die diesen Charakter nicht aufweisen.

Hirschfeld, Magnus Dr.: Sappho und Sokrates: Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? 2. Auflage. (Leipzig, Spohr 1902), (36 S. Pr. 1 Mark).

Die erste Auflage der Broschüre war im Jahre 1896 unter dem Pseudonym Th. Ramien erschienen, jetzt tritt Verfasser mit seinem Namen auf. Und in der That würde jeder Grund zur Beibehaltung der Anonymität fehlen, nachdem Hirschfeld als Forscher auf dem Gebiete der Homosexualität und als Herausgeber der Jahrbücher sich einen anerkannten Namen erworben hat.

In seiner Broschüre führt Hirschfeld die Entstehung der Homosexualität auf die bisexuelle Fötalanlage zurück, auf die Divergenz zwischen der Entwicklung der Sexualorgane und der entsprechenden Gehirnzentren. Einer der Ersten hat Hirschfeld diese Theorie aufgestellt mit Kafft-Ebing und Ellis, die Beide auch erst in den Jahren 1895 und 1896 mit ähnlichen Auffassungen aufgetreten sind. Als Erster unter den Ärzten hat Hirschfeld in dieser Schrift die Homosexualität als eine zwar anormale, aber keineswegs stets krankhafte Erscheinung bezeichnet.

Hirschfelds Broschüre enthält eine klare, richtige und trotz des geringen Umfangs der Schrift in den Haupt-

[1]) Besprochen von mir im Jahrbuch II.

[2]) siehe weiter unten in der Bibliographie der Belletristik.

punkten erschöpfende Darstellung des Wesens der Homosexualität und der sich hieraus für die allgemeine Anschauung und den Gesetzgeber ergebenden Konsequenzen.

Das objektive, vorurteilslos und mit tiefer Sachkunde geschriebene Werkchen muß jedem unbefangenen Leser die Überzeugung aufdrängen, daß hier nicht ein Theoretiker auf Grund abstrakter Deduktionen, sondern ein mitten im Leben stehender Arzt dank eigener Beobachtung der Wirklichkeit zu seinen Schlüssen gelangt ist und daß hier tatsächlich das wahre Wesen einer heute immer noch sogar von manchem „Gelehrten" verkannten Erscheinung enthüllt wird.

La Cara:[1] Un ermafrodita psicosessuale Rivista mensile di psichiatria forense, etc. 1902. No. 9.

N. N., sehr gebildet, vortrefflicher Charakter, höchst intelligent, erblich schwer belastet, lymphatisch, ward mit 7 Jahren von einer Dienstmagd zum Coitus gezwungen, was ihm gefiel. Mit 8 Jahren verliebte er sich in seinen Lehrer und hatte Liebesverhältnisse mit verschiedenen Mitschülern; Begreifen der Genitalien und passive Päderastie. Onanierte auch. Versuchte normalen Coitus, kehrte aber vorher wieder zeitweise zur Männerliebe zurück, wobei er den passiven Päderasten abgab, selten den aktiven. Heiratete mit 15 Jahren, hatte mehrere Söhne. Einer davon war hysterisch. N. N. starb mit 40 Jahren. Zeigte hysterische Stigmata. Seine Liebe war nur auf Knaben, nie auf Erwachsene gerichtet. — Verfasser glaubt, daß keine Theorie seinen obigen Fall erkläre. Er hält ihn für einen psychischen Hermaphroditen, während er zweifelsohne ein reiner Homosexueller ab origine war, der nur mit Widerstreben den normalen Coitus ausübte. Er ist ein Hysteriker und der Eingang zum anus bildete eine erotogene Zone und Verf. glaubt deshalb, daß hier ein Fall von Aberration der Nerven zum Anus (Mantegazza) stattfindet, der dann das organische Substrat der physischen Unordnung und der Homosexualität geworden wäre! — Verfasser glaubt endlich, daß hier der abusus im heterosexuellen Coitus (der kaum existiert hatte) und die Abstinenz zur Inversion geführt hatten und deshalb wäre auch die hypnotische Suggestion unnütz gewesen!

Man sieht, wie unklar Verf. über die Sache denkt.

---

[1]) Diese Besprechung hat Medizinalrat Dr. P. Näcke geliefert, wofür ich ihm hiermit meinen Dank ausspreche.

Lombroso: Die Ursachen und Bekämpfung des Verbrechens (übersetzt von Dr. Kurella und Dr. Jentsch) Berlin, Hugo Bermühler Verlag, 1902.

In dem dritten Teil: „Zusammenfassung und Anwendung auf den Strafvollzug". Drittes Kapitel: „Die Strafen im Sinne der Kriminal-Anthroprologie nach Geschlecht, Alter und nach andern Verhältnissen des Verbrechens und der Verbrecher," findet sich folgende auf die Homosexuellen bezügliche Stelle.

Homosexuelle: Die Homosexuellen, deren Verbrechen bei Gelegenheit des Aufenthalts in Kasernen, Kollegien, unter erzwungenem Cölibat auftrat, welche Neigung dazu nicht seit der Kindheit hatten, werden hoffentlich nicht mehr rückfällig werden, wenn man die Ursache eliminiert; es wird genügen, ihnen bedingungsweise eine Strafe aufzuerlegen, denn man kann sie nicht den geborenen Homosexuellen gleichstellen, welche ihren schlimmen Hang schon seit der Kindheit betätigen, ohne durch besondere Ursachen dazu bestimmt worden zu sein und welche man von Jugend auf isoliert halten muß; sind sie doch eine ansteckende Pest und schuld an sehr vielen Gelegenheitsverbrechen.

Hier zum ersten Male — im Gegensatz zu den in Deutschland herrschenden Anschauungen — wird eine mildere Bestrafung der Heterosexuellen, welche gleichgeschlechtliche Handlungen begehen, dagegen eine dauernde Einsperrung der Homosexuellen verlangt.

Dieser Standpunkt ist nur die logische Folgerung aus dem von Lombroso vertretenen Sicherungszweck der Strafen, vorausgesetzt, daß die Homosexuellen wirklich eine derart drohende Gefahr für die Gesellschaft darstellen, daß ihre Eliminirung erforderlich ist.

Trotzdem der Führer der neuen kriminalistischen Richtung in Deutschland, Liszt, den Schutz der Gesellschaft als Zweck der Strafe betrachtet, will er doch nicht die Bestrafung der Homosexuellen. Ebenso spricht sich auch Groß für Straflosigkeit aus.

Die Homosexuellen bedeuten eben keine ihre Eliminirung rechtfertigende Gefahr für die Gesellschaft; an-

scheinend von instinktiven, alt eingewurzelten Vorurteilen beeinflußt, die sich in seinem Ausdruck „ansteckende Pest" kundgeben, versucht Lombroso gar nicht den Beweis der Gefährlichkeit der Homosexualität zu erbringen. Er behauptet nur, sie sei schuld an sehr vielen Gelegenheitsverbrechen, womit er ein schwer zu lösendes Rätsel aufgibt. Denn welche Verbrechen sind Folgen der Homosexualität! Oder sollte Lombroso damit die Erpressung meinen und um dieser zu steuern, das Radikalmittel der Beseitigung der Homosexuellen durch Einsperrung anpreisen, also um wirkliche Verbrechen zu verhüten, das Opfer des Verbrechers treffen wollen? Dann wäre die Argumentation ähnlich der desjenigen, welcher, um den Diebstahl zu verhüten, die Beseitigung des Eigentums und die Anerkennung des Anarchismus fordern würde.

Moll, Albert: Sexuelle Zwischenstufen in der Zukunft von Maximilian Harden N. 50 N. v. 13. September 1902.

Die Beurteilung vieler die Homosexualität betreffenden Fragen sei noch streitig. So die Frage, ob sie erworben oder angeboren sei. Die Erörterungen hierüber seien nicht frei von Mißverständnissen, zum Teil durch ungenaue Begriffsbestimmungen hervorgerufen, so z. B. hinsichtlich des Wortes „angeboren." Angeboren könne nur die Anlage zum Geschlechtstrieb sein.

Es bestehe eine Strömung, welche im Gegensatz zu Krafft-Ebing die angeborene Anlage leugne und für alle Fälle eine erworbene Gleichgeschlechtlichkeit annähme. Das hänge offenbar mit den Bestrebungen der modernen Psychologie zusammen, die sich von den frühern Anschauungen der angeborenen Vorstellungen möglichst frei zu machen strebe. Ihr sei es sympathischer, möglichst viel als erworben aufzufassen. Unnötig sei es heute über die Frage der angeborenen oder erworbenen Homosexualität zu streiten, wenn nicht vorher feststehe, was beim normalen Geschlechtstrieb angeboren sei. Wer das Eingeborensein des homosexuellen Triebes leugne, müsse das Gleiche bezüglich des heterosexuellen tun und annehmen, daß letzterer ein Produkt der Erziehung und Nachahmung sei. Die Unannehmbarkeit dieser Auffassung glaube er aber in seiner libido sexualis nachgewiesen zu haben; dieselbe ergäbe sich

insbesondere aus den Beobachtungen in der Tierwelt. Sei aber normaliter der heterosexuelle Trieb eingeboren, so stehe vom Standpunkt der Psychologie aus nichts im Wege, auch die Möglichkeit anzunehmen, daß bei Einzelnen der homosexuelle Trieb eingeboren sei.

Die Annahme von dem Erworbensein des homosexuellen Triebes werde, abgesehen von dem Einfluß einer modernen allgemeinen, aber nicht notwendiger Weise richtigen Strömung der Psychologie noch durch allerlei soziale, legislatorische und forensische Gründe gefördert, die diese Ansicht Vielen sympathischer erscheinen ließen.

Die Bestrafung aus § 175 suche man oft aus dem Erworbensein der Homosexualität mitzubegründen. Damit wolle man die Homosexualität als eine selbstverschuldete charakterieśieren und die Strafbarkeit annehmbarer machen. Dieser Standpunkt sei in mehrfacher Hinsicht verkehrt. Erwerbung der Homosexualität schließe nicht stets Verschuldung ein, z. B. wäre dies nicht der Fall, wenn Knaben durch Abhaltung vom weiblichen Verkehr — wie dies Manche glaubten — homosexuell würden.

Aber überhaupt würde die Annahme, daß die Homosexualität selbstverschuldet sei, für die Strafbarkeit belanglos bleiben. Sonst könnte man ebenso Leute mit erworbenem Blödsinn, die kriminelle Handlungen begingen, bestrafen.

§ 175, der ganz willkürlich bestimmte sexuelle Handlungen unter Strafe stelle, sei unberechtigt.

Moll bespricht hierauf die Bestrebungen des Komitees und das Jahrbuch. Er berichtet insbesondere über den Aufsatz von Neugebauer im 4. Jahrbuch sowie über Karsch's Arbeiten. Des weiteren hebt er hervor, daß die Ausführungen über das geschlechtliche Empfinden historischer oder anderer hervorragender Persönlichkeiten im Jahrbuch ganz objektiv und kritisch gehalten seien. Dies sei um so notwendiger, als einzelne Homosexuelle die Homosexualität als einen notwendigen Wesenszug eines großen Mannes zu betrachten schienen und in Übertreibungen hinsichtlich der Anzahl der angeblichen homosexuellen bedeutenden Männer verfielen.

In dem Aufsatz über die Stellung der Bibel zur Homosexualität wirke die Feststellung überzeugend, daß der homosexuelle Verkehr in der Bibel nicht in höherem Grade geächtet worden sei als viele andere heute straflos gelassenen Handlungen.

Moll erwähnt dann mit Genugtuung, daß in den Jahrbüchern die sachliche Art, womit Einwände der Gegner bekämpft würden, besonders angenehm berühre. Kein Schimpfen sei da zu finden, wie manchmal selbst in den sogenannten wissenschaft-

lichen Zeitschriften. Ob die Gegner durch Entrüstungskomödie, aufrichtige Meinungsäußerung oder mangelhafte Kenntniß der Frage zum Widerspruch reizten: stets, selbst wenn ein scharfer Ton angeschlagen werde, bleibe die Entgegnung sachlich. Jedem, der die Bewegung zur Aufhebung des § 175 fördern wolle, könne nur geraten werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen werde manchmal auch von Wohlmeinenden der Vorwurf gemacht, sie agitierten zu viel. Was aber sollten sie tun? Wenn sie nicht agitierten, erreichten sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen andern Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen sei. Sicher würde dann mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheue, der aber Homosexuellen ohne deren geschlechtliche Neigung zu kennen, nahe stehe, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“ Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos und zahllose Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Er erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschritten, nicht verwehren solle, sachlich zu agitieren.

Ihre Agitation habe ja auch schon zu wesentlichen Erfolgen geführt. Selbst Männer, für die früher die ganze Frage ein noli me tangere gewesen, hätten für nötig befunden, sich Material zu verschaffen und sich über die Homosexualität zu orientieren. Auch aus den Gegenschriften gehe hervor, daß jetzt dort wenigstens darüber gestritten werde, wie es mit der Notwendigkeit des § 175 und mit der sozialen Stellung der Homosexualität beschaffen sei.

Mit Recht könne allerdings gegen manche Schriften, die für die Aufhebung des § 175 einträten, der Vorwurf erhoben werden, daß sie nicht wissenschaftlich seien und wissenschaftlich nicht fundierte Behauptungen aufstellten. Aber auch Manches, was Vertreter der Wissenschaft zu Gunsten der Aufrecht-

erhaltung des § 175, zu Gunsten der Annahme, daß die Homosexualität erworben und selbstverschuldet sei, anführten, stehe weit unter dem Durchschnitt feuilletonistischer Leistungen. Eine der wenigen Gegenschriften, der er, Moll, wissenschaftlichen Charakter zuerkenne, wenn er auch ihre Behauptungen und die Schlußfolgerungen zum Teil für falsch halte, sei die von Wachenfeld.

Der Versuch von Wachenfeld, die von ihm (Moll) zu Gunsten der Straffreiheit angeführten Gründe zu widerlegen, sei ihm nicht gelungen. Immerhin sei bemerkenswert, daß auch Wachenfeld nicht bedingungslos für Bestrafung des homosexuellen Verkehrs einträte. Er wolle aber § 51 zu Gunsten der Straffreiheit der Homosexuellen benutzen.

Dies könne aber nicht gebilligt werden, denn ein Ausschluß der freien Willensbestimmung, wie ihn § 51 erfordere, sei bei der Homosexualität nur in den seltensten Fällen gegeben.

Moll warnt dann, daß gewisse Homosexuelle nicht übertriebene Ansprüche erheben sollten.

Man könne die Aufhebung des § 175 verlangen, ohne deshalb die Homosexualität als einen begehrenswerten Zustand zu bezeichnen. Sie sei ein pathologischer und krankhafter Zustand, wenn auch das Individuum nicht krank im gewöhnlichen Sinne des Wortes sei. Damit stehe auch nicht im Widerspruch, daß die Homosexualität ihren Zweck haben könne, da sie die Fortpflanzung degenerierter Personen verhindere. Weil die Homosexualität an sich eine krankhafte Erscheinung sei, müsse man auch das Individuum als berechtigt zur Herstellung normaler Gefühle ansehen. Wenn einzelne Homosexuelle die Umwandlung der Homosexualität grundsätzlich bekämpften, so sollten diese Herrn einen einseitigen Standpunkt, den sie oft ihren Gegnern vorwürfen, doch nicht selbst einnehmen. Auch der Umstand, daß bei Vielen die Homosexualität nicht geändert werden könne, spräche nicht dagegen, daß man im konkreten Falle den Versuch mache. Wenn Homosexuelle diesen oder jenen Fall anführten, wo die Umwandlung nicht geglückt sei, so bewiesen sie damit nichts gegen die Möglichkeit in andern Fällen. Es gäbe viele Fälle, wo die Umwandlung der Homosexualität in Heterosexualität gelungen sei. Wenn sonst erfahrene Homosexuelle davon nichts wüßten, so sollten sie nicht vergessen, daß sie von der Existenz vieler Homosexueller keine Ahnung hätten, daß es eine große Zahl Homosexueller gäbe, die nur dem Arzt ihre wahre geschlechtliche Natur offenbarten.

Es sei erfreulich, daß auch in diesen Fragen das Jahrbuch verschiedene Meinungen aussprechen lasse. Nur so könne das dunkle Gebiet aufgehellt werden.

Jedenfalls sei das Jahrbuch zu einem Werke geworden, das Jeder, der sich mit den Fragen der Homosexualität beschäftige, nicht nur kennen, sondern auch eingehend studieren müsse.

Ein recht günstiges Zeichen, daß in der bekannten Zeitschrift von Harden ein aufklärender Aufsatz über die Homosexualität erschienen ist und dies aus der Feder des Sachverständigen und Erforschers der Homosexualität *κατ' ἐξοχήν*. Auch in diesem Aufsatz sind wieder Molls ausgezeichnete Eigenschaften zu rühmen, seine Klarheit, Schärfe, Sachkunde und Objektivität. Besonders wichtig erscheint mir, die auch von mir (Jahrbuch II S. 363) vertretene und von Wachenfeld (Homosexualität und Strafgesetz S. 68) bespöttelte Ansicht, daß Homo- und Heterosexualität bezüglich ihrer Entstehungsart gleich zu beurteilen seien.

Sehr erfreulich ist auch die Anerkennung, welche Moll dem im Jahrbuch herrschenden wissenschaftlichen, ruhigen Ton der Objektivität in der Forschung über homosexuelle Berühmtheiten zollt. Namentlich mögen aber die verschiedenen feindseligen Stimmen, die schon gegen die Berechtigung des Jahrbuchs und der Bestrebungen des Komitees sich erhoben haben, auf Molls treffliche Ausführungen in diesem Punkt hingewiesen werden.

Was den von Moll berührten „Weg über Leichen hinweg“ zwecks Aufhebung des § 175 anbelangt, so darf derselbe nicht betreten werden, denn mit unlauteren Mitteln sollen und wollen die Homosexuellen nicht ihr Ziel erreichen.

Allerdings wenn der Paragraph bei der Revision des Strafgesetzbuchs trotz allem wieder in das Gesetz aufgenommen werden sollte, würde es sich fragen, ob es nicht Pflicht der Homosexuellen wäre, als ultimum refugium ihrer Kampfesweise den Weg „über Leichen“ zu beschreiten, namentlich wenn eine Anzahl Homosexueller bereit wäre, selbst das Opfer ihrer Existenz im allgemeinen Interesse zu bringen.

Moll, Albert, Dr.: Wann dürfen Homosexuelle heirathen? in der Deutschen Medizinischen Presse No. 6. 21. März 1902.

Zwei Punkte seien bei der Frage der Ehe Homosexueller zu berücksichtigen; erstens das Verhältnis von Mann und Frau, zweitens die Nachkommenschaft.

1) Verhältnis von Mann und Frau. Eine Vorbedingung für die Ehe im Allgemeinen sei die Potenz. Manche ausgesprochen homosexuelle Männer seien potent. Erection erfolge in Folge Frictionen oder Vorstellungen sympathischer Männer u. dgl., ferner bei psychosexueller Hermaphrodisie. Viele Fälle gäbe es aber auch, wo vollkommene Impotenz bestehe, namentlich da wo horror feminae vorhanden.

In letzteren Fällen sei die Ehe ohne weiters ausgeschlossen, während bei Fällen möglicher Potenz, deren Stärke zunächst zu berücksichtigen sei.

Bei Manchen erfordere der Coitus eine enorme Anstrengung und führe wohl auch eine starke Abspannung des ganzen Nervensystems herbei und könne daher aus diesen oder ähnlichen Gründen nur selten ausgeführt werden. Hier bestände keine zur Ehe hinreichende Potenz.

Für das Weib liege die Sache etwas anders. Zur Ausübung der Coitus sei bei ihr der heterosexuelle Trieb nicht erforderlich, auch ohne Wollustgefühl des Weibes ausgeführter Coitus könne zur Befruchtung führen. Wichtig seien die Fälle allerdings, wo horror viri vorliege und die Frau deshalb den Coitus zurückweise.

Bei der Heirat sei sodann aber besonders das psychische Verhältnis beider Teile zu einander zu beachten. Man würde beim Homosexuellen die Möglichkeit zur Ausübung des Coitus nicht für genügend halten dürfen, vielmehr auch eine seelische Neigung zur andern Person verlangen müssen. Dieser Punkt sei vielleicht noch wichtiger als die Potenz, weil ein psychisches Mißverhältnis, wie es bei sexueller Antipathie stattfinde, die allerbedenklichsten Folgen haben könne. Besonders sei hier an den homosexuellen Geschlechtsverkehr zu denken, der bei Homosexuellen, die ohne Neigung geheiratet, oft nach der Ehe fortgesetzt werde; das gleiche geschähe oft bei homosexuellen Frauen. Beim Mann und der Frau werde der Arzt, der ihre homosexuelle Anlage kenne und auf Ununterdrücklichkeit des Triebes schließen könne, von der Eingehung einer Ehe abraten müssen.

Aber auch abgesehen von dem geschlechtlichen Verkehr, komme bei Homosexuellen das psychische Moment des Geschlechtstriebes und der aus letzterem entspringenden · Liebe hinzu. Die Ehen würden nicht nur durch den außerehelichen

perversen Verkehr gestört; geschlechtliche Gleichgültigkeit in der Ehe, Eifersuchtsscenen mit all ihren Folgen, Gewaltakte und Ehescheidung seien zu befürchten. Störungen der Ehe ohne Ausübung gleichgeschlechtlichen Verkehrs kämen insbesondere bei homosexuellen Frauen vor, indem sie Alles, Mann und häusliche Interessen, einer Geliebten wegen hintansetzten, auch ohne geschlechtlich mit dieser zu verkehren.

In manchen Fällen würden nun allerdings Ehen geschlossen, bei welchen beide Teile von vornherein auf sexuellen Verkehr und psychosexuelle Beziehungen verzichteten, z. B. bei Vernunft- und Versorgungsehen alter Leute. Auch Homosexuelle heirateten manchmal, die vorher mit dem andern Teil sich geeinigt, daß ein sexueller Verkehr nicht stattfinden solle. Es seien ihm (Moll) sogar Fälle von Eheschließungen zwischen einem homosexuellen Mann und einer homosexuellen Frau bekannt, die beide mit einander übereingekommen, keiner dem Anderen in Beziehung auf den homosexuellen Verkehr Beschränkungen aufzuerlegen. Die Frage der Eheschließung in allen diesen Fällen sei nicht ärztlicher sondern ethischer und sozialer Natur.

Mehr in das Gebiet des Arztes gehörte die Frage, ob die Ehe als ein Heilmittel gegen die Homosexualität zu betrachten sei: In Fällen psychosexueller Hermaphrodisie, und zwar in solchen, wo homosexuelle Neigung nur dann vorhanden, wenn ein heterosexueller Verkehr längere Zeit nicht stattgefunden, könne in der Ehe ein Heilmittel gesehen werden. Es frage sich aber, ob dieselbe nicht aus anderen Gründen contraindiciert sei, z. B. mit Rücksicht auf die Nachkommenschaft.

Die Heirat des Homosexuellen sei contraindiciert, wenn eine degenerierte Nachkommenschaft zu erwarten sei. Beliebige nervöse Sypmtome könne man allerdings nicht als hinreichend ansehen, um von der Ehe abzuraten.

Gefährdung der Nachkommen sei jedoch wahrscheinlich, wenn der Homosexuelle — Potenz bei ihm vorausgesetzt — aus einer Familie stamme, wo schwere erblich belastende Nerven- oder Geisteskrankheiten in größerer Zahl aufgetreten seien. Besonders sei die Ehe zu verbieten, wenn der Homosexuelle ein nicht aus absolut gesunder Familie stammendes Mädchen oder gar eine Blutsverwandte heiraten wolle. Der Arzt müsse in jedem Einzelfall die einschlägigen Verhältnisse aufs genaueste prüfen und der eingehenden Würdigung der Potenzfrage, der Berücksichtigung des gesamten sexuellen Empfindens sowie der Frage erblicher Belastung nach jeder Richtung seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Frage des Eheabschlusses Homosexueller ist eine sehr wichtige und mit Recht beginnen jetzt sachverständige Aerzte ihr nahe zu treten: Im Jahrbuch III tat es schon Hirschfeld, jetzt folgt ihm Moll mit dem obigen kurzen, aber gediegenen und inhaltsreichen Artikel.

Die Frage beansprucht große Bedeutung, einmal, weil tatsächlich viele Homosexuelle verheiratet sind und dann, weil bisher die meisten Aerzte bei der Prüfung der Vorbedingungen der Ehen die Homosexualität gewöhnlich völlig außer Acht ließen oder wenn sie die homosexuelle Natur des Patienten kannten, allzu oft ihm die Ehe als Heilmittel „gegen seine schlechten Gewohnheiten und seltsamen Gedanken" anempfahlen.

So kenne ich einen Arzt, der Krafft-Ebings Psychopathia sexualis gelesen hat, aber trotzdem einem Homosexuellen die Heirat angeraten hat im Glauben, der gleichgeschlechtliche Trieb würde schon nach Eingehung einer Ehe verschwinden!

Die Ehen Homosexueller sind allerdings nicht immer unglücklich; zwar wird nur selten ein glückliches weiteres Zusammenleben möglich sein, wenn die Frau die Homosexualität des Mannes erfährt.

Dagegen kann ein ganz leidliches, ja glückliches Verhältnis zwischen den Eheleuten Jahre lang bestehen, wenn die Frau von der Anomalie des Ehemanns nichts ahnt und dieser potent sowie die Frau wenig bedürftig ist. Auch solche Ehen sind mir eine ganze Reihe bekannt, wo der Mann außer dem Haus geschlechtlichen Verkehr mit Männern —, aber stets nur in vorübergehenden Abenteuern — sucht und ein ruhiges und befriedigendes Eheleben mit der nichts ahnenden Frau führt.

Mag auch bei Abschluß der Ehe noch so große Aussicht vorhanden sein, daß ein etwa nach der Ehe fortgesetzter homosexueller Verkehr dem andern Teil verborgen bleiben wird — eine Aussicht, die übrigens stets

nur recht ungewiß sein kann —, so wird doch der Arzt immer von der Eingehung der Ehe abraten müssen, wenn überhaupt homosexueller Verkehr nach der Ehe zu erwarten ist und der homosexuelle Teil dem andern seine Natur verschweigt.

Moll, Albert: Wie erkennen und verständigen sich die Homosexuellen untereinander! (Im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß, 9. Bd. 2. u. 3. Heft — 3. Juli 1902 ausgegeben — S. 157—159.

Das gegenseitige Erkennen der Homosexuellen beruhe wohl nicht auf irgend welchen mysteriösen Fähigkeiten. Der Blick spiele eine Rolle, aber nicht in anderer Weise, als auch sonst im Leben. Bestimmte äußere Merkmale habe er, Moll, nicht ermitteln können, trotz Befragen der verschiedensten Homosexuellen des In- und Auslandes. Von zuverlässigen Seiten wurde ihm erwidert, daß die Kleidung keine wesentliche Rolle spiele. Auch in dem Tragen eines Ringes sei ein specifisches Erkennungszeichen nicht zu finden. Von glaubwürdiger Seite werde ihm berichtet, daß eine Zeitlang das Tragen einer Nelke eine Rolle gespielt. Eine rote Nelke habe danach bedeutet: ich bin frei, d. h. ich suche ein Verhältnis, eine weiße: ich bin vergeben.

Als äußeres Erkennungszeichen, solle angeblich gelten eine gewisse Bewegung mit der Zunge, bald ein langsameres Hin- und Herziehen der flachen Zunge, bald ein schnelleres Bewegen der spitzen Zunge von einen Mundwinkel zum anderen. Es wäre interessant, festzustellen, ob sonst noch solche äußere Mittel zur Verständigung beständen, ähnlich wie es Andeutungen eines Argot bei den Homosexuellen gäbe. In letzterer Beziehung nennt Moll die Ausdrücke „Tante“, „Onkel“, „er ist so“, „er ist vernünftig“.

Als weniger bekannt erwähnt dann Moll das Wort: „er wohnt in der Gabelsberger Gasse“, was so viel bedeute wie der Betreffende habe ein kleines Membrum.

Moll trifft vollkommen das Richtige, wenn er annimmt, daß es überhaupt keine speziellen Erkennungszeichen der Homosexuellen untereinander gibt.

Wohl wird manchmal von Homosexuellen als Erkennungszeichen angeführt: Winken mit dem Taschentuch, Tragen einer Blume im Knopfloch oder eines

Kettenrings am kleinen Finger. Ferner: Bewegen der Zungenspitzen von einem Mundwinkel zum andern, endlich besonders das Berühren der Handfläche des Partners mit dem Zeigefinger beim Händedruck. Letzteres Merkmal steht aber gerade auch bei Heterosexuellen als angebliches Zeichen der Homosexuellen so sehr in Ruf, daß manche Heterosexuelle aus Ulk oft eine derartige Berührung beim Händedruck anwenden.

Alle diese Zeichen haben so gut wie keine Bedeutung und durch sie allein werden wohl kaum homosexuelle Bekanntschaften geschlossen. Dieselben kommen vielmehr auf ganz natürliche Weise zu Stande:

Zwei Homosexuelle begegnen sich, finden Gefallen an einander, drehen sich um und bleiben stehen, nähern sich langsam, knüpfen ein gleichgültiges Gespräch an und wissen nach wenigen Minuten über ihre Natur Bescheid. Die gegenseitige Sympathie und das aus ihr entspringende beiderseitige Entgegenkommen haben ohne mystische Zutaten zur raschen Verständigung und Bekanntschaft geführt. Am leichtesten wird die Bekanntschaft auf den Strichen geschlossen, wo die Homosexuellen von vornherein die Begegnung Gleichgesinnter zu gewärtigen haben.

Müller, Joseph, Dr.: Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker.

Müller erwähnt den gleichgeschlechtlichen Verkehr abgesehen von einer kurzen Bemerkung betreffend die Perser nur in einigen wenigen Seiten (72—76) bei Besprechung der Griechen und später bei Behandlung der Römer, wo er nur Altbekanntes berichtet. Er steht ganz auf dem veralteten Standpunkte und scheint die neueren Forschungen über die Homosexualität nicht zu kennen oder nicht kennen zu wollen.

Die gleichgeschlechtliche Liebe der Griechen deutet er in der Hauptsache nur als Freundschaft; Socrates nimmt er lebhaft gegen die Behauptung, Päderast gewesen zu sein, in Schutz. Aus den letzten Werken Platos will er ein Verdammungsurteil des Philosophen gegen homosexuellen Verkehr herleiten.

Die Verbreitung der lesbischen Liebe in Griechenland beschreibt Müller gestützt lediglich auf die bekannte Schrift von Walcher, die aus dem Jahre 1816! stammt.

Die mehr wie spärliche Behandlung der Homosexualität bei Müller wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß Müller gleichzeitig ein Buch über das sexuelle Leben der Naturvölker geschrieben hat (Leipzig, Griebens Verlag, 2. stark vermehrte Auflage 1902), in dem er es fertig bringt, trotz Karsch's Forschungen auch nicht mit einer Silbe den gleichgeschlechtlichen Verkehr der Naturvölker zu erwähnen. Daher nimmt auch die oberflächliche Darstellung der Homosexualität bei den Griechen nicht Wunder, welche sich einfach auf den veralteten, vor den Forschungen über Homosexualität üblichen Philologenstandpunkt stellt. Eine ausführliche Widerlegung lohnt sich nicht; ich verweise auf Moll's Ausführungen in seiner conträren Sexualempfindung (2. Auflage S. 42—55) und besonders auf die eingehendste Erörterung des Thema's bei Ellis und Symonds. (Das conträre Geschlechtsgefühl, deutsch von Kurella, Bibliothek der Sozialwissenschaften, jetzt Verlag Spohr Kapitel 3: Die Homosexualität in Griechenland S. 37—126.)

Ich will nur bemerken: Ob Socrates selbst homosexuell verkehrt hat oder nicht, erscheint gleichgiltig, Tatsache ist, daß Socrates an der Schönheit der Jünglinge höchstes Entzücken fand und sogar Knabenbordelle besuchte. Denn in einem dieser Häuser sah er zum ersten Male Phaedon, denselben, dessen Namen ein Dialog Platons trägt, denselben, der noch am Abend vor Socrates Tod bei ihm weilte (Ellis S. 90—91). Wenn Plato auch in seinem Alterswerk, den „Gesetzen“, seinen Standpunkt geändert hat, so beabsichtigt er damit nicht absolute Mißbilligung der Knabenliebe, vielmehr nur Mißbilligung jeglicher Wollust zum Ausdruck zu bringen, indem er, alt geworden, den erotischen Trieb nur als Mittel der

Zeugung noch gelten lassen will, „während er als junger Mann Sympathie für Liebe gefühlt hatte, soweit sie päderastisch war und sich nicht Frauen zuwendete“ (Ellis S. 102). Aus diesen „Gesetzen“ kann man aber überhaupt ebensowenig auf die allgemeine Anschauung über Homosexualität in Griechenland schließen, als man aus Tolstois Kreuzersonate die Verdammung der Wollust sogar innerhalb der Ehe als allgemeine Anschauung betrachten darf. Platos frühere Dialoge, insbesondere sein Symposion beweisen, wie die homosexuelle Liebe in Griechenland gleichsam eine staatliche Institution bildete und wie der homosexuelle Verkehr nicht nur nicht als verabscheuungswürdiges Laster galt, sondern eine den damaligen Sitten tief eingewurzelte und ihnen entsprechende Erscheinung bedeutete.

Dies geht namentlich hervor aus dem Benehmen des Alcibiades gegenüber Socrates am Schlusse des Symposion und aus der Selbstverständlichkeit und Offenheit, mit der Alcibiades Verführungsversuch dort geschildert wird, des Weiteren erhellt dies aus dem Lob, welches Plato dem Socrates für seine Standhaftigkeit und seine als Heroismus gepriesene Enthaltsamkeit spendete, ein Lob, das heute gegenüber einem heterosexuellen Mann gar seltsam erscheinen würde. Welchen Heterosexuellen würde man heute als Tugendhelden feiern, weil er den Reizen eines Jünglings nicht unterlag!

Näcke, P.: Angebot und Nachfrage von Homosexuellen in Zeitungen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß 8. Bd. 3. und 4. Heft, Nummer vom 20. März 1902 (S. 319—350).

Näcke gibt 29 fast ausschließlich aus Berliner Zeitungen entnommene Annoncen wieder.

Näcke teilt diese Annoncen in drei Kategorien ein.

1) verdächtige (12), 2) so gut wie ganz sicher homosexuelle Anzeigen (7), 3) solche, die gleichzeitig durch masochistische

oder sadistische Neigungen auf homosexueller Basis complicirt seien (10).

Überall suchten fast durchweg Herrn, selten Damen. Alle schienen den besseren Ständen anzugehören. Bisweilen werde der Sport vorgeschoben, so das Radeln. Sonst seien viele Annoncen so allgemein gehalten, daß möglicher Weise nichts Homosexuelles zu Grunde liege, so namentlich in Kategorie 1.

In den Anzeigen der Kategorie II sei von Verdacht kaum mehr die Rede. Hier seien Überschriften und Chiffre oft schon so charakteristisch, daß die Homosexualität hier wohl außer allem Zweifel stehe; so z. B. No. 13: „Ohne Vergütung sucht junger Mann von angenehmen Äußeren und mit vielen Sprachkenntnissen Stellung als Reisebegleiter. Offerten an Uranus."

14. (Aus dem Journal de Paris 1895) „Jeune Scandinave cherche âme Ibsénienne".

Die Kategorie III sei vielleicht die interessanteste, weil hier die Homosexualität ganz verhüllt erscheine und die damit verbundene Complication wohl auch nicht für jeden offen zu Tage liege. In der Kategorie III spiele die Energie oder Strenge der betreffenden Person eine große Rolle; dieselbe scheine für sadistische Praktiken zu sprechen; namentlich in No. 21. „Strenge, energische Masseurin, in Allem erfahren, wünscht noch vornehme Dame zu massieren." No. 26 „Ergebenen Freund wünscht sehr energischer jüngerer Herr." Es sei wohl ein bloßer Tric, daß es sich so oft um bloße Erziehung von Knaben oder Mädchen handeln solle wie z. B. in No. 25: „Energischer Herr erteilt ohne Vergütung Nachhilfeunterricht."

Allerdings sei es nicht über allen Zweifeln erhaben, ob in Kategorie III echte Homosexualität vorliege; wenn aber, dann könne es sich nur um eine Komplication von Masochismus oder Sadismus handeln.

Wenn man das Ganze überschaue, so scheine namentlich in Kategorie I mehr das platonische Verhältniß in der Homosexualität hervorgehoben zu werden, doch trete das Carnale in Chiffren wie Sappho, Antinous und zum Teil gewiß auch in Kategorie III zu Tage.

Sogar echte, d. h. angeborene Homosexuelle pflegten nur ganz ausnahmsweise rein platonische Liebe, sie seien gewöhnlich der ein- oder doppelseitigen Onanie ergeben, selten dem coitus per os, dagegen betrachteten sie — und dies sei wohl ein Hauptunterschied zwischen dem echten und falschen Homosexuellen — nur mit Abscheu die eigentliche Päderastie und betrieben sie nicht.

Es sei schwer zu sagen, ob die Annoncen mehr von echten Urningen oder ganz alten Roués ausgingen, und welche von beiden Gruppen vornehmlich auf das Zeitungsblatt reflectiere.

Der echte Invertierte sei wohl von Charakter zu mißtrauisch und scheu um eine Annonce zu wagen.

Eine interessante Frage hier wäre noch die, woran sich echte und falsche Homosexuelle gegenseitig erkennten. Man wisse darüber nur sehr wenig Sicheres. Die auffallenden Chiffren erkenne wohl auch der Laie als Lockvögel, ebenso gewisse Adjective, wie „einsam“, „energisch“, „modern“. Daneben hätten die Homosexuellen aber vielleicht noch eigene Umdeutungen harmloser Worte in Schrift und Wort, oder Zahlen, noch wahrscheinlicher aber gewisse äußere Zeichen in Miene, Haltung, Kleidung, Schmuck u. s. w. Der Blick solle oft schon das Übrige tun. Immerhin ahne man hier nur ein Rotwälsch in Wort, Schrift und im Äußeren der Homosexuellen. Eher dürfe man etwas Näheres hierüber von den männlichen Prostituierten und den alten Roués, als von den verschwiegenen und scheuen, echten Invertierten erfahren.

Näcke berichtet dann eingehend über den in dem „Frührot“ veröffentlichten Artikel: „Eine praktische Enquête über die Häufigkeit der Homosexualität“.

In vielen Fällen der Antworten gewinne man den Eindruck, als wenn es sich nicht um echte, sondern um später gewordene Homosexuelle handele, weil mehr oder minder unverfroren die sinnliche Seite, sogar mit Ueberlassen der speciellen Form des substituierten geschlechtlichen Aktes herausgekehrt werde.

Im Großen und Ganzen machten aber die meisten Eingaben einen durchaus günstigen, würdigen Eindruck und man gewinne Erbarmen mit diesen Verkannten.

Näcke bespricht dann ziemlich weitläufig eine von Panizza in der „Gesellschaft“ Januarheft 1895 mitgeteilte Annonce und Panizzas daran anknüpfende Betrachtung über Bayreuth und die Homosexualität.

Näcke sagt unter Anderem im Anschluß an Panizzas Ausführungen: Man dürfe die ganze Homosexualität weder mit theo- noch teleologischen Augen ansehen, sondern nur mit nüchternen, naturwissenschaftlichen. Unzählige Heterosexuelle seien heutzutage gezwungen, den „Naturzweck“ nicht zu erfüllen, besonders unter den Weibern, aber auch unter Verheirateten. Unter den letzteren fänden sich alle Uebergänge im intimen Verkehr zwischen allen Arten der hetero- ja sogar homosexuellen Praktiken. Man habe sehr richtig vom sexuellen Standpunkt die Menschen in „Denk- und Geschlechtsmenschen“ eingeteilt. Bei ersteren prävalire das stete Denken so, daß die sexuelle Sphäre wie ausgetrocknet erscheine; sie seien geschlechtlich kühl, brauchten deshalb aber noch lange nicht homosexuell oder entartet zu sein. Das andere Extrem bildeten die „Geschlechts-

menschen“ die Sinnlichen, die am allerwenigsten beim Akte an den „Naturzweck“ dächten. Die Meisten bewegten sich zwischen beiden Polen. Was sie also unterscheide, sei nur der Grad des heterosexuellen Geschlechtstriebes. Hieraus könne Niemandem ein Vorwurf gemacht oder ein Verdienst zudiktiert werden. Es solle sich aber deshalb Niemand für besser halten, als die den Kühlen hinsichtlich des heterosexuellen Gefühls nahestehenden Homosexuellen, die gleichfalls wieder bezüglich ihres invertierten Geschlechtstriebes in Denk- und Geschlechtsmenschen mit allen Nüancen einzuteilen seien. Auch hier werde man schließlich den sinnlichen, den eigentlichen Päderasten keinen Vorwurf machen können und nur deshalb erschienen die Meisten darunter verächtlich, weil sie alte Wollüstlinge seien, die schließlich in der Inversion ihre letzte Zufluchtsstätte suchten. Er, Näcke, halte die Inversion nur für eine Varietät, meinetwegen Abnormität, aber nicht für eine pathologische Anomalie, obgleich sie auch unter letzterer Form auftreten könne. Die „Symbiose“ mit den wahren Invertierten die zum großen Teile gewiß edle, aufopfernde Menschen seien, könne den Heterosexuellen nur nützlich sein. Man solle erstere also nicht abstoßend behandeln in pharisäischer Selbstgerechtigkeit. Mit Recht betone Panizza, daß bei den wahren Invertierten, der carnale Verkehr die „große Seltenheit“ bilde, dagegen habe Panizza Unrecht zu behaupten, daß die ganze Richtung der Homosexulität etwas Kraftloses, Verschwommenes, Weichliches, dem Grobsinnlichen Widerstrebendes, Scheues und Feiges habe. Diese Züge, sagt Näcke, kämen höchstens nur den passiven, weiblich gearteten Homosexuellen, nicht den männlichen, activen zu.

Gerade der Laie stelle sich unter den Invertierten leider immer den ersteren vor, der unter den Echten vielleicht gerade den seltenen Typus bilde. Daß aber auch der männlich Geartete die Oeffentlichkeit scheue, sei heutzutage ganz natürlich.

Zum Schluß wendet sich Näcke noch gegen die weiteren Ausführungen Panizzas, wonach im Parsifal von Wagner die homosexuellen Eigenschaften symbolisiert wären und Parsifal sowie der Gralsritterverband völlig homosexuell gedacht seien.

Gewiß würden im Parsifal alle die betreffenden Eigenschaften, die der wahre Homosexuelle hoch halte, apotheosiert, aber dies seien nur oberflächliche Analogien, die noch lange keine Gleichheit darstellten. Die von den Gralsrittern bezweckte Ertötung des Fleisches könne wohl sexuelle Indifferenz hervorbringen, was aber noch lange nicht gleichbedeutend mit Homosexualität sei. Der Homosexuelle sei durchaus nicht sexuell indifferent.

Die interessanten und wie stets bei Näcke von selbständigem Denken zeugenden Ausführungen verdienten eine eingehende Wiedergabe.

Die Annoncen der zweiten Kategorie sind, wie Näcke mit Recht annimmt, wohl sämtlich von Homosexuellen. Bemerkenswert ist der Umstand, daß von diesen 7 homosexuellen Annoncen 4 von Frauen und nur 3 von Männern herrühren. Näckes Auffassung, als sei es möglich, aus den Annoncen zu entscheiden, ob es sich um wahre Homosexuelle oder heterosexuelle Roués handelt, kann ich nicht beitreten, da ich überhaupt heterosexuelle Roués, die auf den gleichgeschlechtlichen Verkehr als ein letztes Reizmittel verfielen, noch nicht kennen gelernt habe. Näcke hat übrigens jetzt selbst die Meinung, als ob öfters der gleichgeschlechtliche Verkehr letztes Stadium eines Lasterlebens alter heterosexueller Roués bilde, aufgegeben (z. vgl. weiter unten: Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen. S. 959.) Des Weiteren sind auch nicht die meisten Homosexuellen scheu und schüchtern. Es gibt sogar recht Freche unter ihnen.

Die Vermutung von Näcke, als ob zwischen den Homosexuellen eine Art Geheimsprache bestände, mittels deren sie sich verständigten, muß ich als unzutreffend bezeichnen. Die Bekanntschaften zweier einander fremden Homosexuellen kommen auf ganz natürliche Weise zu Stande (vergl. oben den Aufsatz von Moll und meine Ausführungen dazu S. 951.)

In einer abgekürzten Annonce vermutet Näcke geheimnißvolle Verständigungen. Dieselbe lautet jedoch zweifellos: Je femme du monde désire collaboratrice également femme du monde pour travaux d'agréments. Dabei erscheint die Annonce auf den ersten Blick vielleicht unverständlich, weil Druckfehler vorhanden sind, es muß heißen: collaboratrice nicht collobarotrices. Ferner fe

ohne Accent statt fé, vielleicht heißt es auch irrtümlich femme du monde anstatt une femme du monde.

Der von Näcke besprochene Aufsatz von Panizza ist mir seit seinem Erscheinen bekannt. Die Ausführungen Panizzas, denen auch Näcke in der Hauptsache widerspricht, geben ein völlliges Phantasiegebilde über die Homosexualität und beweisen, daß Panizza keine Ahnung von der Homosexualität hat. Sie bilden das Gegenstück zu der irrigen Anschauung über die Homosexualität als einer einfachen lasterhaften Gewohnheit Heterosexueller, entsprechen aber ebensowenig wie diese Anschauung der Wirklichkeit.

Es ist völlig unzutreffend, die homosexuelle Liebe als eine rein platonische, des Verlangens nach fleischlichem Verkehr entbehrende, kraftlose Leidenschaft aufzufassen.

Die Akte der Homosexuellen sind nicht bloß von symbolischer Bedeutung, es sind Aequivalente der Befriedigungsart zwischen Mann und Frau.

Näcke, Homosexuelle Annonce (unter Kleinen Mitteilungen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß Bd. 9, Heft 2 und 3, S. 217 u. 218).

Näcke teilt folgende ihm von einem Kollegen aus Hamburg aus einem großen Hamburger Blatte stammende Annonce mit:

„Frauen-Freundschaft."

„Gebildete, geistreiche, freidenkende Dame sucht die Bekanntschaft einer reichen Dame zwecks freundschaftlichen Verkehrs. Offerten erb. an „Sappho" hauptpostlagernd Hamburg."

Näcke meint, unverschämte Annoncen, wie diese, seien von Seiten der Frauen viel seltener, als seitens der Männer. Daß hier eine reiche Dame gesucht werde, deute vielleicht auf gewerbsmäßige Homosexualität, mindestens aber auf Parasitentum hin, da ihr sonst das Vermögen der „Freundin" gleichgiltig sein müßte. Sie wolle offenbar mit ihr und auf ihre Kosten in dulci jubilo leben. Daß Masseure und Masseusen gern sich zu unzüchtigen Handlungen hergäben, habe er schon in einem früheren Aufsatz erwähnt, ebenso das schändliche Erpressertum, dagegen habe er nicht an die Möglichkeit gedacht, daß auch sonstige Verbrechen geschehen könnten. De Blasio 1901

habe mitgeteilt, daß von den meisten jungen Langfingern Neapels nicht weniger als 35 % passive Päderasten seien und zwar um die Aktiven zu bestehlen.

Näcke, Zeitungsannoncen von weiblichen Homosexuellen im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß. Bd. 10, Heft 3. (S. 225—229.)

Mitteilung von Zeitungsannoncen (25 von Weibern, 6 von Männern), in denen Freundschaft mit einer Person des gleichen Geschlechts gesucht wird.

Dieselben stammen aus Münchener Zeitungen, aus denen sie innerhalb circa 5 Wochen von einem Studenten gesammelt worden.

Die meisten sind verdächtig und lassen Schlüsse auf Homosexualität zu. Näcke erörtert einen Teil der Annoncen und knüpft einige allgemeine Bemerkungen daran. Er hält seine frühere Ansicht, daß homosexuelle Annoncen wohl meist von Wüstlingen herrührten, nicht mehr aufrecht.

Homosexuelle Handlungen zwischen Männern in Internaten seien wohl häufiger als zwischen Weibern.

Näcke bezweifelt nunmehr (entgegen seiner früheren Ansicht) stark, daß vorangegangenes Wüstlingsleben Normaler Homosexualität erzeugen könne.

Näcke, Zur homosexuellen Lyrik (unter kleinen Mitteilungen Nr. 3) im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß. Bd. 14, Heft 3, S. 283—285.

Näcke teilt das von Eickhoff in einem Flugblatte abgedruckte Gedicht eines jungen homosexuellen Arbeiters mit und sagt daran anschließend:

Die homosexuelle Liebe enthalte fast alle die gleichen, der dichterischen Behandlung werte Momente wie die heterosexuelle, sie habe sogar wegen der sozialen Lage der Invertirten vielleicht noch tragischere aufzuweisen. Das Gedicht des homosexuellen Arbeiters sei so poetisch und fein empfunden, daß seine Veröffentlichung gerechtfertigt sei. Die homosexuelle Novellistik und Lyrik halte er, Näcke, auch deshalb für beachtenswert, weil sie ein Eindringen in die innerste Psyche der Invertierten ermögliche. Am wertvollsten sei allerdings stets die Kenntnis lebender Homosexueller. Erst wenn die Normalen die Homosexuellen persönlich kennen lernen würden, würden sie viele ihrer Vorurteile fallen lassen.

Näcke. Besprechung von Narkissos Erzählung: Der neue Werther im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik von Groß. Band 19, Heft 3, S. 295—296.

Die Geschichte des „armen Werther“ zeige deutlich das frühzeitig erwachende Fühlen. Sie spräche für die anatomische Theorie des Eingeborenseins, sie illustriere deutlich die Nützlichkeit aufklärender Lektüre. Aufklärende Volksschriften wie z. B. die des Comitees seien geboten. Ein Unsinn sei der Glaube, Jemand könne durch Lektüre erst homosexuell werden. Unbillig sei es auch Abstinenz vom Homosexuellen zu verlangen, nur möge er die häßliche Päderastie im eigentlichen Sinne meiden. Da die homosexuelle Liebe in Allem fast der normalen psychisch — nur anders geartet — parallel laufe, sei auch gegen eine homosexuelle Novellistik nichts Triftiges einzuwenden, so lange sie nicht pornographisch gefärbt sei.

Es ist sehr erfreulich, daß in demselben Archiv, in welchem Groß sehr entschieden sich gegen die homosexuelle Belletristik ausgesprochen hat, der bedeutendste und eifrigste medicinische Mitarbeiter ihre Berechtigung und ihren Wert anerkennt.

Näcke P. Dr.: Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität in der Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychiatrisch-gerichtlichen Medizin. 59. Bd. 6 Heft (ausgegeben am 15. Dezember) S. 805—829.)

Zu unterscheiden sei Perversion d. h.: eine anormale sexuelle Reizerregbarkeit, die dementsprechend abnorme Akte auslöse und Perversität, d. h. Laster und als Spezialfall deren Surrogathandlung für heterosexuellen Verkehr.

Näcke erörtert dann die Entwickelung in den Anschauungen über Homosexualität: Er, Näcke, zweifle jetzt daran, ob es eine wirklich erworbene Homosexualität gäbe. Theorie des Angeboren- und des Erworbenseins sei vielfach ein bloßer Wortstreit, da der Hauptvertreter der Erwerbungstheorie, Schrenck-Notzing, eine Erwerbung nur auf geeignetem Boden für möglich halte. Es frage sich nun, ob es wirklich Fälle geben könne, wo auch eine geringe angeborene Anlage völlig abgehe. Ein begründetes Urteil könnten nur wirkliche Sachverständige abgeben, d. h. solche, die Hunderte von Homosexuellen nicht nur flüchtig gesehen, sondern genau ihr Tun und Treiben beob-

achtet und so einen möglichst vollständigen Einblick in ihre eigentümliche Psyche gewonnen. Dergleichen Sachverständige deutscher Zunge unter den Schriftstellern über Homosexualität seien kaum ein Dutzend vorhanden. Als solche kenne er zur Zeit nur Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, Fuchs, Schrenck-Notzing, und Numa Praetorius.

Alle die übrigen, so überaus zahlreichen Autoren seien keine genügenden Sachverständigen. Sie hätten alle nur wenig Fälle gesehen und diese meist in der forensen Praxis. Ihr Material sei ein viel zu geringes und gewöhnlich unter abnormen Verhältnissen beobachtet. Ihr Urteil könne daher nur sehr bedingt maßgebend sein. Auch Krafft-Ebing habe nach und nach die sogenannten erworbenen Fälle für tardive erklärt, in denen die latente angeborene Homosexualität durchgedrungen sei.

Man müsse nun die Fälle untersuchen, wo Wüstlinge zuletzt auf die Homosexualität verfallen seien. Bei der Definition des Wüstlings werde vorausgesetzt:

> Ein starker Geschlechtstrieb, ein rücksichtsloses, oft gewalttätiges Vorgehen in sexuellen Dingen und drittens (aber nicht absolut nötig) das Aufsuchen besonderer Pikanterien vor und während des coitus teils bezüglich der Personen des andern Geschlechts (sehr junge, alte u. s. w.) teils bezüglich des Drum und Dran beim sexuellen Akte selbst, der vielfach variirt werde.

Während perverse Handlungen der Wüstlinge, die gegen das andere Geschlecht gerichtet seien, immerhin mit dem Normalen zusammenhingen, sei ein eigentliches homosexuelles Vorgehen des Roués zunächst ganz unerklärlich, und eine Brücke zum Verständnis homosexuellen F ü h l e n s erscheine zunächst kaum möglich. Trotzdem halte er, Näcke, homosexuelles Fühlen des heterosexuellen Wüstlings nicht für ganz ausgeschlossen. Zu betonen sei aber immer, daß nicht jeder homosexuelle Akt mit echter Homosexualität verwechselt werden dürfe.

Die homosexuelle Handlung könne bloßer Ausfluß des Detumescenztriebes sein, ohne daß dabei die Psyche selbst irgendwie homosexuell denke und fühle.

Bei der sogenannten tardiven Homosexualität sei genau zu untersuchen, ob es sich um Durchbrechen der Inversion handele oder nicht.

Als das wichtigste diagnostische Mittel zur Feststellung der echten Homosexualität betrachte er, Näcke, zur Zeit noch allein den Traum, in dem sich die wahre Natur unverfälscht widerspiegele.

Auch bei den gleichgeschlechtlichen Surrogathandlungen in Pensionaten u. s. w. entwickele sich vielleicht hier und da doch ein gewisser Contrectationstrieb, der durch Anwachsen wohl in einen dauernden Zustand übergehen könne, ohne daß eine eigentliche Veranlagung vorhanden zu sein brauche.

Dasselbe wäre wohl auch beim heterosexuellen Wüstling denkbar, der zu homosexuellen Akten übergehe.

Sei dem aber so, dann handle es sich nur um Gradunterschiede zwischen einem solchen rudimentären Contrectationstrieb und dem ausgebildeten der Homosexuellen.

Alle diese Fragen seien noch nicht geklärt. Die Frage einer wirklich erworbenen Perversion, d. h. ohne alle jede Veranlagung dazu, sei bis jetzt noch nicht als endgiltig entschieden zu betrachten.

Selbst aber, wenn stets eine angeborene Anlage vorhanden sein müsse, so spiele jedenfalls ihr Grad eine bedeutende Rolle. Bei geringer Anlage sei das Milieu bedeutsam; ob und inwiefern die Onanie ein begünstigendes Moment sei, stehe auch noch nicht völlig fest. Gewisse Anomalien der äußeren Geschlechsteile könnten gleichfalls Inversionen zur Folge haben, aber auch hier sei sicher eine angeborene Anlage nötig. Daß je Lektüre über Geschlechts-Perversionen allein Inversion erzeugen könnte, erscheine mehr als problematisch. Auch die Stärke und die Zeit des Auftretens der Libido bei Invertirten unterliege noch vielfach der Diskussion. Wohl mit Recht nähmen Viele an, daß der Geschlechtstrieb bei Homosexuellen kaum stärker als der normale und nicht öfters als der heterosexuelle unbezwinglich erscheine.

Wenn nun jede Homosexualität, auch die tardive, stets angeboren sei, so folge daraus, daß sie kein Laster sei, sondern nur eine andere Betätigung des Geschlechtstriebes, die aber wegen ihres seltenen Vorkommens noch keine pathologische zu sein brauche.

Näcke billigt dann im Allgemeinen die Auffassung von Römer (vergl. Jahrbuch IV) über die Rechtfertigung und den Zweck der Homosexualität. Mit Recht werde gefragt, ob denn der Geschlechtstrieb allein Fortpflanzung bezwecke; ohne Geschlechtstrieb würden eine Menge der nützlichsten männlichen und weiblichen Eigenschaften verloren gehen: Gerade unter den Homosexuellen hätten sich führende Geister befunden, die unendlich mehr für die Welt getan, als wenn sie bloß leibliche Kinder erzeugt hätten.

Halte man aber die Homosexuellen wirklich alle für Entartete, so wäre Schopenhauers Auffassung, daß die Inversion ein geeignetes Ausmerzungsmittel von Degenerierten sei, noch

gar nicht so übel und man könnte dann im Interesse der Gattung nur wünschen, daß recht viele der Entarteten homosexuell und somit meist zeugungsunfähig wären.

Rein naturwissenschaftlich betrachtet, könne man selbst die Päderastie an sich kaum unnatürlicher finden, darum auch nicht unmoralischer als den heterosexuellen Geschlechtsverkehr. In beiden Fällen handele es sich, wie Römer sage, um Abstoßung eines dem Körper unnützen, ja gefährlichen Stoffes, des Spermas, unmoralischer höchstens nur dadurch, daß die Gattung eventuell Einbuße an Menschenzahl erfahre, was sicher nicht immer ein Schaden sei.

Es frage sich nun weiter, ob die Invertirten trotz ihres homosexuellen Denkens und Fühlens an Körper und Geist in der üblichen normalen Variationsbreite sich bewegen könnten.

Näcke führt dann die verschiedenen Meinungen hierüber an. Die große Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt liege wohl einesteils an der oft ungenügenden Erfahrung der einzelnen Schriftsteller, andererseits an Unklarheiten über verschiedene Begriffe. Es handle sich da besonders um die Begriffe: Stigma, Degeneration, Erblichkeit, neuropathologische Anlage, die vielfach sehr subjektiv aufgefaßt würden.

Schwere, d. h. meist eine mehrfache erbliche Belastung, die noch nicht ohne weiteres den Betreffenden zum Entarteten stempele, scheine bei den Invertirten relativ selten zu sein. einfache erbliche Belastung dagegen öfters, jedoch auch bei den Normalen sei sie häufig. Gleichzeitiges Vorkommen der Homosexualität in der Ascendenz und den Collateralen sei merkwürdigerweise selten.

Das Vorhandensein einer leichten neuropathologischen Anlage habe noch nicht Entartung, zur Folge, worunter zu verstehen sei, ein Zustand schlechter oder erschwerter Anpassung an ein gegebenes Milieu, meist auf Grund einer angeborenen, bisweilen aber auch erworbenen, abnormen Gehirnconstitution, die sich nach außen hin durch somatische oder (noch wichtiger!) funktionelle Zeichen, Stigmata, kundgäbe. Eine neuropathologische Anlage des Konträren könne auch sekundär entstehen, bedingt durch die schiefe Stellung der Homosexuellen und der damit verbundenen Schädlichkeiten auf Geist und Körper. Man müsse auch beim Homosexuellen eine gewisse Variationsbreite bezüglich der geistigen Gesundheit annehmen und nur von einer bestimmten, erst festzusetzenden Grenze ab von neuropathologischer Anlage reden. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte und obgleich eingehende umfassende, systematische und besonders statistische Untersuchungen an großem Material zur Zeit noch ausständen,

könne man doch folgern, daß es auch körperlich und geistig völlig normale Homosexuelle gäbe.

Sollte sich deren Zahl als eine nicht unbeträchtliche dereinst herausstellen, so dürfte die Inversion dann einigermaßen mit Recht als normale Varietät des Geschlechtstriebes hingestellt werden. Hierfür spräche auch die ubiquitäre und zu allen Zeiten vorkommende Verbreitung der Homosexualiät.

Immerhin könne man die Homosexualität, da bei den meisten Homosexuellen ein leichter degenerativer Zustand bestehe, als ein — wenn auch nicht schweres — Stigma bezeichnen.

Auch bei sonst gesunden Homosexuellen würde man die konträre Sexualempfindung deshalb als Entartungszeichen ansehen können, weil unter Annahme der Entstehung der Homosexualität auf Grund der bisexuellen Uranlage des Menschen sie entschieden eine gewisse Inferiorität in der Entwickelung des Geschlechtstriebes darstelle.

Der körperlich und geistig gesunde Uranier sei auch völlig zurechnungsfähig; die Ansicht von Moll, der jede Inversion schon als krankhafte Störung der Geistestätigkeit angesehen und behandelt wissen wolle, teile er, Näcke, nicht. Nur bei — wohl sehr selten vorkommender und schwer zu beweisender Libido — ferner beim Vorhandensein einer sehr deutlich neuropathischen Anlage könne von verminderter, (bezw. partieller) unter Umständen aufgehobener Zurechnungsfähigkeit die Rede sein.

Bei der Untersuchung des „dritten Geschlechts“ dürfe man nicht die beliebte moralische Brille aufsetzen, sondern vorurteilslos wie jede andere Naturerscheinung dasselbe betrachten.

Bisher sei es nur wenigen Forschern möglich gewesen, viele Invertirte in ihrer Häuslichkeit, in ihrem intimen Treiben zu studieren. Näcke weist dann auf das Komitee und Dr. Hirschfeld hin, die bereit seien, wirkliche Interessenten in Kreise von Homosexuellen aller Art und Stände einzuführen, um ihnen ein selbständiges und ungetrübtes Urteil über die Homosexuellen zu ermöglichen. Es sei damit quasi eine „Homosexuellen-Klinik“ geschaffen, die zu benutzen vor allem dringend denjenigen zu empfehlen sei, die so leicht über die Invertirten den Stab zu brechen geneigt seien, ohne sie wirklich zn kennen. Denn auch die Kenntnis einiger forensischer Fälle oder einiger Invertirter in der Privatpraxis sei ungenügend, da sie nicht in die wahre Psyche derselben eindringe. Die ganze Frage der Homosexualität sei keine bloße „Modesache,“ sondern eine ernste, psychologische, forense und soziale. Die Uranier seien für den Staat und die Gesellschaft mindestens ebenso nützlich wie die Heterosexuellen, nach gewissen Richtungen hin vielleicht sogar noch brauchbarer.

Auf alle Fälle sei § 175 aufzuheben, der mehr Schaden als Nutzen gestiftet habe. Man lasse die Homosexuellen nach ihrer Weise selig werden und behandle sie gesetzlich nicht anders als die Heterosexuellen. Näcke faßt dann die Ergebnisse seiner Studien in 12 Leitsätze zusammen, unter denen No. 2 u. 3 und ein Teil von 4, die in obigem Referat nicht deutlich zum Ausdruck gekommen sind, erwähnt sein mögen:

„Nr. 2: Die anatomische Theorie der Bisexualität gewinnt zur Erklärung der Inversion immer mehr an Boden und hat zweifellos die Zukunft für sich.

Nr. 3: Alle frühzeitig auftretenden Fälle von Homosexualität und von andern geschlechtlichen Perversionen sind mehr als wahrscheinlich originäre, d. h. angeboren.

Nr. 4: Das scheint aber auch bei der Mehrzahl der sogenannten „Tardiven“-Fälle stattzufinden, obgleich vor allem hier noch weitere Untersuchungen nötig sind —.“

In einem Nachtrag teilt dann Näcke mit, es hätten sich ihm zwei Konträre freiwillig vorgestellt. Den einen habe er schon lange als einen tüchtigen, körperlich und geistig absolut normalen Landwirt gekannt, ohne seine Homosexualität zu ahnen. Auch der andere, ein hochgebildeter junger Ingenieur, scheine ihm in der normalen Variationsbreite sich zu bewegen. Beide seien durch Schriften aufgeklärt worden, der Landwirt sei vorher nahe am Selbstmord gewesen. Man sehe daran, wie wichtig es sei, anständige aufklärende Schriften über Inversion, von denen er die von Dr. Hirschfeld verfaßte nennt, zu verbreiten. Viele würden dadurch geradezu vor Verzweiflung und Selbstmord oder der schädlichen Ehe bewahrt.

Für ihn, Näcke, sei es jetzt sicher, daß es ganz normale Homosexuelle gäbe, deren Zahl nicht gering zu sein scheine.

Dem von echt wissenschaftlichem, kritisch und objektiv wägendem Geist durchdrungenen Aufsatz von Näcke ist die Palme unter den wissenschaftlichen Arbeiten aus dem letzten Jahr zuzuerkennen.

Besonders rühmenswert erscheint es, daß Näcke nicht zögert, eine frühere Ansicht aufzugeben, wenn er glaubt, auf Grund besserer Einsicht nicht mehr an ihr festhalten zu können.

In seinem Endergebnisse gelangt nunmehr Näcke im allgemeinen so ziemlich auf den von Dr. Hirschfeld und mir eingenommenen Standpunkt.

Ich wüßte kaum einen Punkt, in dem ich Näcke zu widersprechen hätte. Mit Genugtuung bin ich in dem Aufsatz von Näcke auch der Forderung begegnet, die ich in meiner vorjährigen Erwiderung auf Wachenfelds Buch erhoben hatte, indem ich betonte, daß nur Sachverständige über Homosexualität schreiben sollten und daß als solche nur die gelten könnten, die Homosexuelle kennen gelernt hätten. In der Tat, was würde man auch auf andern Gebieten von Forschern sagen, die über Objekte gelehrte Bücher schreiben, die sie nie gesehen und untersucht haben?

Das Hauptinteresse der Erörterungen von Näcke beanspruchen die Fragen über das Verhältnis der Homosexualität zu der aus Perversität vorgenommenen gleichgeschlechtlichen Handlung, sowie über das Verhältnis der angeborenen und tardiven Homosexualität zur sog. erworbenen. Gerade diese Fragen haben mich schon öfters beschäftigt und bei der Bekanntschaft von Homosexuellen bin ich stets bestrebt, sie an den konkreten Einzelfällen zu prüfen. Wirklich zweifellos erworbene Fälle habe ich noch nicht kennen gelernt. Auf den theoretischen Beweis, daß eine Erwerbung der Homosexualität nicht möglich sei, will ich überhaupt kein Gewicht legen und will auch den in meiner vorjährigen Polemik gegen Wachenfeld — übrigens von Groß aufgestellten und von mir nur gutgeheißenen — Satz: „daß es nirgends in der Natur einen Umschlag von Gefühlen gäbe“ nicht als unumstößliche Wahrheit behaupten, denn vielleicht fände er in der Wirklichkeit in dem einen oder andern Fall doch eine Widerlegung.

Theoretisch läßt sich die Unmöglichkeit des Erwerbs der Homosexualität eher darauf stützen, daß in jedem Menschen die Uranlage bisexuell sei und somit jedes homosexuelle Fühlen im Zusammenhang mit dem angeborenen homosexuellen Trieb stehen müsse, der vielleicht

zunächst verkümmert und fast völlig auf den 0-Punkt gesunken, durch besondere Umstände aber zur Entwicklung gebracht worden sei.

Würde man in diesem Sinne auch stets eine eingeborene Homosexualität annehmen, so ließe sich doch unterscheiden, zwischen Fällen, die in früher Kindheit oder in der Pubertätszeit oder gleich nachher ausgeprägtes homosexuelles Fühlen aufweisen, und solchen, die erst später und nach vorherigem heterosexuellen Empfinden homosexuelle Neigungen zeigen.

Mag man letztere Fälle, welche vielleicht äußerlich das Bild einer Erwerbung bieten, als erworbene oder tardive bezeichnen, so wäre die wichtigere Frage für solche Fälle *die*, welche Ursachen die Homosexualität erzeugt bezw. geweckt haben.

Mit diesen Fällen haben diejenigen der psychischen Hermaphrodisie, bei denen von vornherein doppeltes Fühlen besteht, nichts zu tun. Beide Arten dürfen nicht verwechselt werden. Von Fällen tardiver Homosexualität kenne ich eigentlich nur einen einzigen, es handelt sich um einen 50jährigen reichen Herrn aus angesehener Familie, der seit etwa 20 Jahren, wie er behauptet, nur homosexuell fühlt und verkehrt, während er früher heterosexuell verkehrte, heterosexuell fühlte, sich verheiratete und Kinder zeugte. Erst nach Überstehung einer monatelangen Krankheit soll sich das homosexuelle Gefühl eingestellt haben.

Hier würde die Erweckung bezw. Erwerbung der Homosexualität wohl einer *inneren* Entwicklung oder Änderung einer endogenen Ursache zuzuschreiben sein.

Fälle, wo Heterosexuelle durch übermäßigen Verkehr mit dem Weib, durch Übersättigung homosexuell fühlend geworden sind, kenne ich nicht. Wohl mag es vorkommen, daß mitunter Heterosexuelle den homosexuellen Verkehr „probiren“ wollen, um zu sehen, ob er einen

speziellen Genuß verschafft, oder um zu versuchen, dadurch das homosexuelle Fühlen begreifen zu können.

Ein solcher Fall ist mir bekannt. Ein Heterosexueller gab sich zu gegenseitiger Manustupration mit einem Homosexuellen hin, er erklärte sich aber nachher von seiner Neugierde dauernd geheilt.

Die Fälle, bei denen man manchmal am ehesten zweifeln kann, welches Gefühl eigentlich maßgebend ist, liegen bei den Prostituierten vor. Manche, die heterosexuell sind, verkehren doch homosexuell ohne Ekel, ja anscheinend mit Genuß. Allerdings ist es schwer, hier Simulation, Lüge und Wahrheit zu unterscheiden.

Bei gewissen Heterosexuellen spielt der grobsinnliche Detumescenztrieb eine solche Rolle, daß er seine Befriedigung auch im homosexuellen Verkehr findet. Ferner gibt es Naturen, die Handlungen, welche andere abstoßen und anekeln, mit Gleichgiltigkeit vornehmen.

Aber in allen diesen Fällen bleibt das eigentliche heterosexuelle Fühlen unberührt, ebenso wie viele Homosexuelle, trotzdem sie ohne Ekel und mit Leichtigkeit mit ihrer Ehefrau coitieren können, dadurch ihre homosexuelle Empfindung nicht verlieren und der Betätigung ihrer Homosexualität sich nicht zu enthalten vermögen.

Mit Näcke will ich die Möglichkeit nicht bestreiten, daß fortgesetzte Befriedigung des Detumescenztriebes seitens eines Heterosexuellen im homosexuellen Verkehr Ansätze zu homosexuellem Fühlen hervorbringen möge, ebenso wie sich Ansätze heterosexuellen Fühlens bei den verheirateten Homosexuellen vielleicht herausbilden.

Man kann schließlich sogar in jeder Befriedigung des Detumescenztriebs an einer Person einen Ansatz zum Kontrektationstrieb gegenüber dem Geschlecht, dem die Person angehört, finden.

Von Bedeutung wären aber diese Ansätze des homosexuellen Fühlens beim Heterosexuellen nicht.

Denn erstens ist bis jetzt nicht bewiesen, daß sie sich zur völligen Homosexualität entwickeln können, und zweitens, wenn dies möglich sein sollte, so geschähe dies nur in seltenen Fällen.

Denn — und darauf kommt es an — die Hauptmasse der Homosexuellen, wie man ihr in der Wirklichkeit begegnet, wird gebildet durch diejenigen, welche schon in der Kindheit oder zur Zeit der Pubertät oder gleich nachher homosexuell fühlten.

Die Sachlage ist gerade umgekehrt derjenigen, die viele Laien und im Punkte der homosexuellen Erfahrung laienhafte Ärzte annehmen. Regel ist das ausgeprägte, in der ureigensten Natur des Homosexuellen tief eingewurzelte homosexuelle Gefühl; dagegen unbewiesen eine Erzeugung der Homosexualität durch Übersättigung, Wüstlingtum u. dgl.

Sollten solche Fälle noch erwiesen werden, so wären sie nur verschwindende Ausnahmefälle; für die Beurteilung der Hauptmasse der Homosexuellen wären sie daher ohne große Bedeutung.

Bernaldo de Quirós y Ma. cha Llanas Aguilaniedo. *La mala vida en Madrid.* Madrid, Serra, 1901[1]).

Aus dem hochinteressanten Buche des Verf. sei Folgendes, die Homosexualität Betreffendes, erwähnt. Verf. unterscheiden vorab 1. solche, die sich als anderes Geschlecht fühlen, reine Invertirte, 2. Pseudo-Invertirte, die nur die ihrem eigenen Geschlechte entsprechenden Gefühle haben und Akte auslösen, 3. die Dimorphen, die aktiv oder passiv auftreten, 4. die Polytsexuellen=sexuellen Hermaphroditen Krafft-Ebings. Dann werden näher 19 Uranier beschrieben, mit Kopf- und Körpermaßen, alles

[1]) Auch diese Besprechung rührt in dankenswerter Weise von Medizinalrat Dr. Näcke her.

Prostituierte. Verf. nehmen „geborene" Invertierte an, viel seltener solche „aus Laster". Aus beiden Klassen gehen die homosexuellen Prostituierten hervor. Solche gibt es auch in Spanien, den untersten Klassen angehörig. Weiter wird vermerkt, daß das Geschlechtsgefühl nicht immer dem äußeren Habitus entspricht, daß also männlichem Typus weibliche Psyche innewohnt etc. Es sei falsch, die Uranier als Abortiv-Männer hinzustellen, die anatomisch (bez. der Genitalien) den Normalen gegenüber minderwertig wären. In Spanien und speziell in Madrid ist das Volk sehr homosexuell-feindlich gesinnt, wenn gleich jetzt weniger als früher. Verf. beschreiben dann die Feier von Hochzeiten, Entbindungen und Taufen bei Homosexuellen. Die Invertirten huldigen durchaus nicht alle der Päderastie. Auf den belebtesten Straßen Madrids gibt es „Striche". Manche bedienen sich der Inversion zum Zwecke des Raubes, Diebstahls, ja des Mordes. Auch die Tribadie ist angeboren oder erworben. Häufig ist sie bei Huren und Verbrecherinnen. Auch hier gibt es eine homosexuelle weibliche Prostitution.

Reiffegg, Dr.: Die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit (Leipzig, Verlag Spohr, 1902. 60 Pfg.).

Einleitung. Die Jünglingsliebe, das ideale Liebesbündnis eines gereiften Mannes mit einem erwachsenen Jüngling, könne sozial von größtem Nutzen werden, wenn man nur, wie einst in den besten Zeiten des alten Hellas, dieser Erscheinung das nötige Licht und die nötige Luft zu ihrer freien Entwicklung geben wolle.

I. Die Bedeutung der Jünglingsliebe für die Erziehung.

Ein guter Lehrer könne nur der sein, der seine Schüler liebe. Wer aus Begeisterung und Liebe für den Jüngling als solchen das schwere Amt übernommen habe, könne die segensreichste Wirkung auf die Bildung des Geistes und des Charakters der geliebten Zöglinge ausüben.

Aber auch das Verhältnis der Zöglinge untereinander könne die in die richtigen Bahnen geleitete Jünglingsliebe aufs günstigste beeinflussen und so erzieherisch wirken.

Würde man wie in Hellas in den Bündnissen der Knaben und Jünglinge etwas Schönes, Herrliches sehen und ihnen durch Anspornen der gegenseitigen Opferfreudigkeit und Hingabe einen festen, immer klarer werdenden Inhalt geben, der das Sinnliche ganz von selbst in den Hintergrund drängte, so würden die im Dunkeln vorhandenen Giftgewächse, in die heute ein solches Verhältnis nicht selten ausarte, überhaupt gar keinen Raum zur Entwickelung haben.

II. Die Bedeutung der Jünglingsliebe in sozialer Hinsicht.

Würde die Liebe der Homosexuellen nicht verachtet, sondern anerkannt, so könnten die homosexuell Veranlagten, anstatt ihr Leben in qualvoller, oft jeder Arbeitsfreudigkeit sie beraubenden Kämpfen hinzubringen, in edler, offener Liebeswerbung um den Geliebten ihr Bestes entfalten und den Geliebten geistig und moralisch erziehen. Die Sinnlichkeit würde in solchen Verhältnissen ganz von selbst sehr in den Hintergrund gedrängt.

Der wirklich von wahrer Liebe beseelte Homosexuelle würde sich gegenüber einem heterosexuellen Geliebten mit geistiger Gemeinschaft edelster Art begnügen und aus seiner Liebe die Kraft schöpfen, sinnlichen Forderungen zu entsagen.

Die Allgemeinheit könnte durch solche Bündnisse nur gewinnen. Durch die Anerkennung der homosexuellen Liebe werde die Stellung der Frauen nicht herabgedrückt, wie man manchmal befürchte.

Da die Homosexualität nicht übertragbar sei, würden keine Heterosexuellen vom Weibe abspenstig gemacht. Wenn aber insofern eine Änderung einträte, als das Weib nicht mehr wie heute so oft das beinahe krankhaft angebetete Ideal auch der besten Männer und infolgedessen nicht selten die grausame übermütige Spielerin mit Männerglück wäre, wenn dagegen wieder ein wenig die echte Weiblichkeit mehr zur Geltung käme, so wäre dies kein Schaden.

Wüßte das Weib, daß es eventuell mit den jungen Männern, wie im alten Hellas, den Mann zu teilen habe, so würde diese Einsicht nicht selten auf den Hochmut manches hohlköpfigen, aber hübschen Weibes heilsam wirken.

Das Weib hätte sogar einen direkten Gewinn, wenn es den zukünftigen Ehemann aus den liebenden Armen des aufopferungsfähigen erzieherischen Freundes anstatt aus den entnervenden der Dirne, wie heute fast immer, empfinge.

III. Die Bedeutung der Jünglingsliebe in der Kunst.

In zahlreichen mustergiltigen Werken der alten Griechen finde sich eine herrliche Verewigung der Jünglingsliebe, ebenso in den Darstellungen der Jünglingskörper zur Renaissancezeit, sowie seitens Künstler der spätern Zeit (Michel Angelo, Sodoma, Dürer, Peter Fischer, Duquesnoy, Canova, Thorwaldsen.)

Heute überwiege in den bildenden Künsten die Darstellung des Weibes in allen nur erdenklichen, bald rein künstlerischen, bald auch mehr die Erweckung der Sinnlichkeit bezweckenden Posen; man scheine zu vergessen, daß der jugendliche Mannesleib zum mindesten ebenbürtig an Schönheit dem des Weibes sei! Mit Freuden seien darum auch von Seite der Homosexuellen die mehr und mehr sich ausbreitenden Licht-, Luft- und Sportbäder zu begrüßen; es sei zu hoffen, daß in ihnen gerade auch bei den „Normalen“ wieder mehr Verständnis für die Schönheit des Jünglingskörpers geweckt werde.

Auch in der Dichtung beschäftigten sich die „Führer“ ausschließlich mit dem Weib. Doch sei schon eine Anzahl von Ausnahmen zu verzeichnen.

Verfasser führt dann die hauptsächlichsten Vertreter der homosexuellen Belletristik und ihre Werke an. Zum Schluß verficht er die Berechtigung der homosexuellen Belletristik. Auf dem Gebiete der Homosexualität seien noch so viele ungelöste Probleme, daß eine reiche Ausbeute für echte Künstler darin zu finden sei.

Auch die Kunst würde den schönsten Gewinn aus einer allgemeinen Änderung der Anschauungen über die Jünglingsliebe ziehen.

Das von warmem Idealismus erfüllte Schriftchen erwartet mit Recht von der Änderung in der Beurteilung der Homosexualität günstige Folgen für das allgemeine Wohl. Verfasser hegt wohl etwas allzu optimistische Hoffnungen, aber hohe Ideale und weit gesteckte Ziele sind im Grunde kein Schaden.

Gute Früchte könnten allerdings entsprießen aus offenen Bündnissen zwischen Homosexuellen und normalen Jünglingen, bei denen der Homosexuelle unter Überwindung seiner Sinnlichkeit die Förderung des Geliebten in geistiger und moralischer Beziehung erstreben würde.

Natürlich wird nur ein Teil unter den Homosexuellen zu einer aufopferungsfähigen Liebe edelster Art sich aufschwingen können, ebenso wie bei den Heterosexuellen eine derartige Liebe zu den Ausnahmen gehört.

Ich kann immer nur wiederholen, daß man die Homosexualität nicht als höhere, bessere Liebe in Gegensatz zur Heterosexualität bringen darf — was übrigens Verfasser des Schriftchens wohl auch nicht beabsichtigt. Beide haben ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Letztere werden selbstverständlich auch bei der Anerkennung der homosexuellen Liebe nicht verschwinden.

Die Ausführungen des Verfassers in Abschnitt I scheinen mir teilweise etwas gesucht und nicht recht beweiskräftig. Unter dem an und für sich schon nicht besonders zahlreichen Stand der Lehrer und Erzieher werden doch stets nur wenige Homosexuelle sich befinden, so daß nur bei einer verschwindend kleinen Anzahl die Homosexualität die Erziehungsmethode beeinflussen wird, sodann sehe ich nicht ein, warum nicht jetzt schon die homosexuellen Lehrer ihre Empfindung für die männliche Jugend in einer auf selbstloser, edler Liebe beruhenden Behandlung ihrer Schüler betätigen können, ferner glaube ich, daß überhaupt zur Anbahnung eines edlen, vertrauensvollen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler, sowie zu einer die Individualität des Schülers berücksichtigenden Erziehung nicht unbedingt homosexuelle Lehrer nötig sind, manche Heterosexuellen besitzen dazu die erforderliche Fähigkeit und den guten Willen.

Schrickert, Wilhelm, Dr.: Zur Anthropologie der gleichgeschlechtlichen Liebe. In der Politisch-Anthropologischen Revue. 1. Jahrg. No. 5. August 1902.

Ausführungen anknüpfend an Bloch's „Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis.“ Das wichtigste Ergebnis Blochs sei wohl der Nachweis, daß die physiologischen wie auch patho-

ogischen Erscheinungen des Sexuallebens so alt wie der Mensch seien. Zu allen Zeiten fände man abnorme sexuelle Befriedigungsarten, auch bei den Naturvölkern begegne man ihnen überall.

Schrickert bezweifelt dann die Richtigkeit der Annahme Bloch's, als sei die Homosexualität nicht angeboren. Die beiden Argumente Blochs: „Die Homosexualität sei in fast allen Fällen auf Verführung zurückzuführen und dieselbe sei durch Suggestionstherapie heilbar“ seien nicht durchschlagend. Wie komme es denn, frägt Schrickert, daß unter denselben Bedingungen der Verführung die einen so schnell und leicht in homosexueller Richtung reagierten und andere wieder absolut ablehnend sich verhielten? Wenn hier keine Anlage vorhanden wäre, so könnte diese Reaktion nicht so schnell eintreten. „Von selbst“ äusserten sich diese Instinkte allerdings nicht. Die angeborenen Dispositionen bedürften der äußeren psychologischen Reizauslösung, der Nachahmung und Verführung, wenn man so sagen wolle.

Natürlich beträfe dies nur das Auftreten der Homosexualität in den jüngeren Jahren. Die Heilbarkeit der Homosexualität sei kein Beweis gegen die Annahme des Angeborenseins. Warum sollten nicht auch angeborene und ererbte Dispositionen im Gehirn durch Suggestion umgeändert werden können. Gerade die von Bloch nachgewiesene Tatsache, daß die Homosexualität eine allgemeine anthropologische Erscheinung darstelle, sei ein Argument dafür, daß sie nicht blos durch Verführung und Nachahmung entstehe, sondern eine natürliche Varietät in der Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes bilde. Wie dieselbe körperliche Krankheit oft durch verschiedene Ursachen hervorgerufen werden könne, so seien wohl auch die Geschlechtsverirrungen zum Teil sexuelle Zwischenstufen, zum Teil nachträglich erworbene und zum Teil erbliche Entartungserscheinungen. Welche Form zahlenmäßig überwiege — nach Ort, Zeit und Verhältnissen verschieden — das werde erst festgestellt werden können, wenn man einmal gelernt habe, die einzelnen Fälle mehr in Bezug auf ihre anthropologische Genealogie zu analysieren.

Schrickert mißbilligt sodann die Anschauung von Bloch, wonach die Homosexuellen in Spezialanstalten zu internieren seien und eine gänzliche Aufhebung des Strafgesetzes von den unheilvollsten Folgen begleitet sein würde. Das sei zu schwarz gesehen. Heute sei dieser Paragraph eine Quelle des schändlichsten Erpressertums und aus diesem Grunde trieben sich in in Berlin mehr männliche Prostituirte herum als z. B. in Paris und Rom, ja selbst in Neapel. Was verlangt werden müsse, sei energischer, strafgesetzlicher Schutz der Kinder und Jugendlichen. Sonst widerspräche jener Paragraph dem modernen Rechtsbewußtsein in jeder Hinsicht. Er beschütze weder Eigen-

[redacted]

tum noch Leben, noch die öffentliche Ordnung, und man habe nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß z, B. ein Syphilitischer straflos schweres Unheil anrichten dürfe, demgegenüber die Übel der homosexuellen Vergehungen kaum in Betracht kämen. Im Übrigen möge man die Homosexuellen nach ihrer Façon selig werden lassen. Eine direkte physiologische und psychologische Gefahr böten sie unter sonst gesunden Verhältnissen nicht. Überhaupt sollte man sich darüber klar werden, daß jede Kulturhöhe zugleich eine Decadenz in sich schließe, die durch die große Differenzierung und Variation der Triebe und Bedürfnisse einer solchen Zeit notwendig verursacht werde, man solle auch nicht vergessen, daß die Homosexualität oft genug mit hoher geistiger Begabung und großer Güte des Herzens verbunden sei und in künstlerischer Hinsicht eine psychologische Quelle bedeutender ästhetischer Leistungen sein könne und auch gewesen sei.

In diesen wenigen Zeilen hat Schrickert treffend die Schwächen der Blochschen Argumentation und insbesondere mit Recht den Widerspruch hervorgehoben, der darin besteht, einerseits ausdrücklich die Ubiquität der Homosexualität nach Zeit und Ort festzustellen und andererseits sie als Laster Heterosexueller zu betrachten.

Der Aufsatz von Schrickert beweist, daß Bloch's Ausführungen und das von ihm vorgebrachte Material keineswegs zu der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des § 175 drängen und keineswegs die für das Bedürfnis einer Aufhebung bestehenden Gründe entkräften.

Eine Bemerkung von Schrickert möchte ich berichtigen.

Wenn er sagt: „Diese Instinkte (die homosexuellen) äußerten sich nicht von selbst. Die angeborenen Dispositionen bedürften der äußeren psychologischen Reizauslösung der Nachahmung und Verführung“, so ist dies grundsätzlich nicht richtig.

Bei vielen Homosexuellen sind die ersten gleichgeschlechtlichen Gefühle und Triebe durch den bloßen Anblick gewisser Jünglinge oder Männer geweckt worden, ohne daß irgend eine Verführung oder körperliche Be-

rührung oder irgend ein zur Nachahmung verlockender Vorgang erfolgt ist. Viele Homosexuelle haben schon in frühester Kindheit bei dem Anblick und der Gegenwart gewisser männlicher Personen Gefühle der Wonne und der Anziehung empfunden, über deren Natur sie sich erst später bewußt wurden. Wenn sie dann später homosexuelle Akte vornehmen, so werden bei Vielen hierdurch nicht erst homosexuelle Gefühle hervorgerufen, sondern diese Akte sind Ausfluß des längst bestehenden Triebes, der zu diesen Handlungen endlich mit Gewalt hindrängt. Daß bei manchen Homosexuellen erst durch die Vornahme gleichgeschlechtlicher Akte stärkere homosexuelle Gefühle, die schlummerten, geweckt werden, ist nicht zu leugnen, aber auch hier wird der homosexuelle Trieb nicht erst erzeugt, sondern nur deutlicher zum Bewußtsein gebracht, ebenso wie bei vielen Heterosexuellen erst durch den ersten Verkehr mit dem Weib eine lebhaftere Sehnsucht zu ihm erwacht, während vorher vielleicht nur schwache Dränge bestanden.

Wachenfeld: Zur Frage der Strafwürdigkeit des homosexuellen Verkehrs im Archiv für Strafrecht von Goltdammer. 49. Jahrg. 1. u. 2. Heft.

Der Aufsatz ist eine verkürzte Wiedergabe des zweiten und besonders des dritten Abschnittes des von mir im vorjährigen Jahrbuch eingehend besprochenen Buches von Wachenfeld: „Homosexualität und Strafgesetz."

Das einzig Neue in der Abhandlung ist eine Polemik gegen Groß und dessen Ansicht, „ein Umschlag in der Triebrichtung finde in der Natur nicht statt und die Homosexualität sei wohl stets mehr oder weniger als angeboren zu betrachten."

Eine Inhaltsangabe und eine Kritik des Aufsatzes halte ich angesichts der vorjährigen Besprechung und Widerlegung des Wachenfeldschen Buches für überflüssig und unangebracht.

Kapitel II.

Belletristik der Jahre 1901 und 1902.

I. Männliche Homosexualität.

Anonym: Der Abfall vom Weibe: Studie (Dresden und Leipzig, L. Pierson's Verlag, 1901, Pr. 2 M.) 161 Seiten.

Graf Alfred von Wildenegg war mit seiner Cousine Elsa, die er innig liebte, verlobt; sie hat sich von ihm losgesagt, weil beide nicht zu einander paßten. Dieser Bruch hat Alfred aufs Tiefste erschüttert und den Keim des Hasses gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihn gesät.

Sein Freund, Hermann von Trimmerstorff, hat sich in die Zirkusreiterin Claire verliebt, Alfred speist mit Hermann und Claire nach der Zirkusvorstellung im Nachtrestaurant.

Als Alfred am andern Morgen auf sein einige Stunden von der Stadt in wildromantischer Gegend gelegenes Schloß zurückgekehrt ist, kommt ihm die ganze Hohlheit der nächtlichen Unterredung mit Claire zum Bewußtsein.

Das harmlose Gespräch, das Alfred am Tage zuvor mit dem 15jährigen Bruder Hermann's hatte, erscheint ihm angenehmer. Auch der Vergleich der Reiterin mit dem kleinen Kammerdiener, der nur mit dem Rock auf dem nackten Leib bekleidet, schnell dem in aller Frühe zurückkehrenden Grafen den Thee und die Cigaretten bereitet, fällt zu gunsten des Jungen aus.

> „Als so der Knabe die erste Cigarette, um sie zu schließen, zum Munde führte, fiel Alfred Miß Claire wieder ein. Dieselbe Bewegung — und auch sie hatte ihm die Haut an Brust und Schultern sehen lassen — aber natürlich verhüllt. Auf diese Art verhüllt, dachte er, das heißt nichts anderes als: Nur einen Schein von diesem Wunder darfst du schauen, damit du sehnend dann darnach verlangst! Als ob es wirklich jeden Mann reizen müßte, wenn er dieses sülzartig bewegliche Klumpenwunder zu Gesicht bekommt." . . .
>
> „Der Mann macht sich zur Arbeit den Unterarm frei und den Hals — das ist logisch. Zwecklos ist nichts. Das Weib geht also — indem sie Brust und Schultern bloßlegt — auch zur — Arbeit. Pfui!" (S. 30).

Ein junger Bauernbursche, Flori, wird im Streit mit Kameraden in der Wirtschaft durch einen Messerstich verletzt. Alfred, der gerade vorüberfährt, nimmt sich des Verwundeten an und läßt ihn auf das Schloß tragen.

Alfred lebt mehrere Wochen völlig zurückgezogen auf seinem Schloß.

Mit Hermann hat er sich wegen Claire entzweit, da dieser seine Familie verlassen hat und in seiner blinden Leidenschaft mit der Reiterin zusammenwohnt.

> „Alfred lebte still zurückgezogen fern vom Getümmel der Welt. Seitdem das Band mit Elsa gelöst, hatte sich seine ganze Lebensauffassung, seine ganze Weltanschauung in sonderbarer Weise geändert. Auch das Zerwürfnis mit Hermann war ihm nahe gegangen, um so mehr als wieder nur ein Weib daran Schuld gewesen.“ (S. 68).

Alfred widmet sich ganz der Pflege des kranken Flori. Als Flori völlig genesen das Schloß verläßt, empfindet Alfred wieder die Öde seines Daseins.

> „Sein Leben ist nur ein freudloses Abwarten der Sekunde, ein Gaffen in das unendliche Grau. Die Thatkraft der Liebe, die das Unmögliche möglich macht, fehlte, und so sah er sein junges Leben dahingehen — nüchtern und öde“ (S. 70).

Alfred will noch einmal seine frühere Liebe, Elsa, sehen. Im Versteck und von ihr unbemerkt, belauscht er sie mit ihrem Bräutigam auf dem Spaziergang in verliebter Unterhaltung. Aber auch Elsa läßt ihn jetzt kalt.

> „War ja doch Elsa auch nur ein Weib! Wie hatte ihm denn je diese Weiblichkeit gefallen können? Und heute, wo er gekommen war, sich ihr Bild als Jungfrau noch einmal einzuprägen, heute konnte sie ihm nicht mehr gefallen. War er denn verdammt, nie mehr die Wonne zu empfinden, die die Natur dem Liebenden gewährt. Langsam schlich er davon.“ (Seite 74).

Hermann, dessen Leidenschaft für Claire fortdauert, wird durch Alfred über den niederträchtigen Charakter seiner Maitresse dank einer Falle, die ihr Alfred stellt, aufgeklärt und von dem verderblichen Weib befreit.

Hermann's Mutter und dessen Schwester, die hübsche Maya, bezeugen Alfred ihre Erkenntlichkeit. In den Augen von Maya liest Alfred eine wahre Liebe zu ihm, aber er kann sie nicht erwidern, er wird das Gefühl, das er nicht empfindet,

auch nicht erheucheln, er würde Maya einstens doch nur schmerzlicher aus ihrem Traum reißen müssen.

Der alte Peter, den Flori bisher für seinen Vater gehalten, wird bei dem Wildern betroffen und im Kampf mit den Jagdhütern erschossen. Vor seinem Tode erzählt er Flori, daß er nicht sein Vater ist und daß Flori dem ehebrecherischen Verhältnis des Vaters des Grafen Alfred mit Peter's Frau entsprossen.

Auch Alfred erfährt die Abkunft Flori's, dieser ist aber nicht sein Bruder, denn aus alten Briefen hat Alfred die Gewißheit erlangt, daß er selbst die Frucht des Ehebruchs seiner Mutter ist.

Aus den alten Papieren ersieht er auch, daß die bisher von ihm hochgeehrte Frau Trimmerstorff eine der Geliebten seines Vaters war.

Alle diese Enthüllungen verdüstern noch mehr das Gemüt Alfred's; er gibt sich langen Grübeleien hin über Sinn und Zweck des Lebens, über die ungerechtfertigte Unterdrückung der gesunden Sinnlichkeit, durch welche nur Unnatur gezüchtet werde, über die Verkümmerung des Körpers, die Beeinträchtigung der körperlichen Schönheit um des Geistes willen, wodurch nur die Sucht nach Wollust ohne Gefallen erzeugt werde.

> „Und giebt es denn auf Erden keine Liebe, die auch beglückend wirken könnte, ohne ein so niedriges, häßliches Spiel zu sein, ohne ein zeitliches Ziel — die Vereinigung — zu haben, wo nur der Kuß als einziges, nichtentwürdigendes Zeichen. . . . .
>
> Doch wilde Leidenschaft, die unerfüllbar, unerreichbar, weil sie nur geistige Liebe zu körperlicher Schönheit ist, muß selbst den Kuß mit Strenge sich versagen, um nicht zu sinken in den Abgrund, in jenen Pfuhl entwürdigender Unnatürlichkeit, wo doch auch solche Liebe hienieden schon Befriedigung sucht. Dann schwindet schnell der Trieb der Phantasie, der über menschliche Natur sich wollt' erheben; man hat den Geist betrogen, und seinen Leib, dessen Natur man stolz verleugnet, zur Unnatur mißbraucht“ (S. 142).

Alfred verschafft Flori die Stelle eines Försters in seinen Wäldern; so wird er seine Braut heiraten können. Alfred selbst empfindet Zufriedenheit, daß Flori ihm sein Glück verdankt. Sein Gemüth wird wieder ruhig. Die Hoffnung auf ein besseres Sein, auf ein ewiges Fortleben und einen gütigen Gott giebt ihm den Frieden.

Den Grundgedanken seiner Novelle hat Verfasser in einem Vorwort ausgesprochen:

Bei der gänzlichen Verschiedenheit von Mann und Weib an Körper, wie an Characteranlage sei ein bindendes Etwas — die geschlechtliche Liebe — nötig, damit ein gegenseitiges Gefallen zwischen den Geschlechtern möglich sei.

Wirkten nun — meist seelische — Einflüsse dahin, daß ein Mensch die Liebe von sich weise, so könne er auch dem Gegengeschlecht keinen Reiz mehr abgewinnen.

Die übertrieben gehässigen Stellen, wie über Frauenwürde, körperliche Schönheit u. s. w. seien dahin auszulegen, daß, wer die Bahn der Unnatürlichkeit betreten, sich darin gefalle, wenn gleich er vollkommen einsehe, daß diese nie zum Glücke führen könne. Er gefalle sich darin, weil diese Veranlagung — bevor sie in widernatürliche Leidenschaft ausarte — einen eigenen Reiz berge: den Nimbus, daß man durch die Liebe an nichts Irdisches gebunden, höheren Idealen zustrebe, seine volle Kraft für höhere Leistungen verwenden wolle, daß man mit der Lebensleistung eines Durchschnittsmenschen sich nie zufrieden geben könne.

In diesem gemäßigten Falle, wo der Held die Unglückseligkeit seiner Veranlagung erkenne und bekenne, da er die Unerreichbarkeit seiner Ideale einsehe, wolle er (Verfasser) die Beweggründe anführen, durch welche ein Jüngling — besonders, wenn er hierzu neige — zu solchen Ansichten angeleitet werden könne, um zu zeigen, daß, wenn auch nicht die meisten, so doch die wichtigsten dieser Beweggründe von den Eltern ferngehalten werden könnten zum moralischen und physischen Wohl der jungen Generation“.

Von unklaren Gedanken erfüllt und mehr von theoretischen Abstraktionen, als von der Wirklichkeit ausgehend verrät das Vorwort Unkenntnis von dem Wesen der Homosexualität. Kein Wunder, daß dieselben Fehler in dem Roman selbst wiederkehren. In unklarer Weise hat Verfasser den „Abfall vom Weibe“ seines Helden auf das Ueberhandnehmen von gewissen weiberfeindlichen Ansichten und Anschauungen sowie auf Frauenhaß und bewußte Zurückweisung der Weiberliebe zurückgeführt ohne die Veranlagung des Helden, von der er allerdings im Vorwort spricht, irgendwie zu betonen.

Alfred wird durch Enttäuschung und verschmähte Liebe zu Weiberhaß gebracht und durch das Verhalten des falschen, buhlerischen Weibes, das seinen Freund

umstrickt, noch mehr in seiner Abneigung gegen die Frau bestärkt. Wie diese bösen Erfahrungen eines Heterosexuellen — und als solcher wird Alfred geschildert — den Geschlechtstrieb zum Weib ertöten und homosexuelle Gefühle erwecken können, diese Wandlung der Empfindungen hat Verfasser nicht glaubhaft zu machen vermocht. Allerdings sehr schwer und fast unlösbar erscheint dieses Problem, weil Verfasser von falschen Voraussetzungen ausging, weil er die tardive Homosexualität nur psychologisch begründet, weil er den physiologischen Wiederhall und die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper vernachlässigt. Aber wenn dieses Problem unternommen wurde, dann mußte Verfasser auch tiefer in die Psychologie seines Helden eindringen, seinen Charakter plastischer gestalten, seine frühere Leidenschaft zum Weib näher darlegen.

Deutlicher mußte auch das sich entwickelnde homosexuelle Gefühl hervorgehoben werden und eine unzweideutigere Stellung gegenüber dem aus dem „Abfall" vom Weib hervorgehenden „Aufstieg" zum Manne eingenommen werden. Statt dessen bleiben die Empfindungen des Helden zum Manne völlig unbestimmt und nebelhaft, in geziemender Schwäche und Blässe des Gefühls, damit der brave Philister nicht Ärgernis an dem Helden nehme.

Am klarsten tritt die Unwahrheit des Helden am Schlusse hervor: er gewinnt Ruhe und Frieden und entschließt sich zur Entsagung im Vertrauen auf Gott und die Ewigkeit, bei dem Gedanken, Andere glücklich gemacht zu haben, obgleich nichts eine solche fromme, entsagungsbereite Ader in dem Helden verraten hatte.

Aus der Verschwommenheit der Natur des Helden und der schiefen Stellung des Verfassers zur Homosexualität erklärt es sich auch, warum die heftigen Ausfälle des Helden gegen Frauenschönheit und Weiberliebe nicht als aus dem Charakter des Helden entspringend,

sondern als Tiraden des Verfassers selber vom Leser empfunden werden, als Tiraden, durch deren übertriebene Ausdrücke Verfasser die Unnatur und Lächerlichkeit des „Abfalls vom Weibe“ und indirekt das homosexuelle Empfinden, das für ihn nur zum Laster führen kann, stempeln will.

Wenn man den „Abfall vom Weibe“ mit einem andern Roman, der gleichfalls, aber so ganz anders, das allmähliche Erwachen der tardiven Homosexualität darstellt, mit Gide's Immoraliste[1]) vergleicht, wird man so recht den gewaltigen Unterschied gewahr, der zwischen beiden besteht.

Trotz aller dieser Aussetzungen ist andererseits nicht zu leugnen, daß sich interessante, angenehm geschriebene Stellen in dem Buche finden. Ein Kritiker, Otto Flake, spendet in der (inzwischen leider eingegangenen) „Gesellschaft“ vom 1. November 1902 dem Roman direkt Lob. Er sagt: „Überhaupt ist das Künstlerische das Beste am Buche. Durch einen leichten Schleier hindurch scharf gezeichnete Personen.“ Auch er rügt dann allerdings die blos ideale Konstruktion und vermißt eine glaubliche Entwicklung von Extrem zu Extrem in zureichender Plastik.

Bob, A.: Die Geschlechter der Menschen. Roman. (Leipzig, Lotus-Verlag 1901.)

Der Roman beginnt mit einer Unterredung am Biertisch über die Homosexualität. Auseinandersetzungen eines Arztes über das Wesen des Uranismus, Widerlegung der bisherigen Vorurteile, Darlegung des Bestehens sexueller Zwischenstufen und so weiter. Dagegen Vertretung des veralteten Standpunktes seitens des Rechtsanwaltes Andreas Asmus. Der Homosexuelle sei ein lasterhafter Mensch, ein Verbrecher, er gehöre ins Gefängnis u. dgl.

Der Bruder dieses Rechtsanwalts, der junge Schriftsteller Martin Asmus, ist selbst homosexuell, ebenso wie der Vater, der mit Selbstmord endete, homosexuell war.

---

[1]) Siehe weiter unten.

Martin hat vor der Stadt am einsamen Flußufer Stelldichein mit seinem Geliebten, Hans, einem früheren Unteroffizier. In ihrem trauten Gespräch werden sie durch einen dramatischen Zwischenfall gestört. Ein junges Mädchen stürzt sich in den Fluß, um den Tod in den Fluten zu suchen, es wird noch rechtzeitig von Martin gerettet. Das Mädchen, Cäcilia Reuter, die Tochter eines Hofpredigers, ist homosexuell; sie hat ein Verhältnis mit der berühmten Schauspielerin Meta Schwarz. Sie wollte aus dem Leben scheiden, des Kampfes mit ihrer Familie wegen ihres Verhältnisses mit der Schauspielerin müde und den auf den Homosexuellen lastenden gesellschaftlichen Fluch als unerträgliche Last empfindend. Martin bringt sie zu ihrer Freundin. Seither aufrichtige Freundschaft zwischen Martin und Meta. Martin gewährt der Schauspielerin die Einsicht in die Tagebücher seines Vaters, in welchen dieser sein ganzes Seelenleben und Schicksal geschildert hat.

Von Jugend auf war der Vater vom Triebe zum Mann beseelt, er verheiratete sich aber trotzdem, um sich zu „heilen“; seinem Triebe konnte er aber nach wie vor nicht widerstehen, er fiel in die Hände eines Erpressers, der schließlich seinem Sohne Andreas Alles offenbarte. Dieser wies den eigenen Vater auf die Pistole als den einzigen Ausweg und zwang ihn förmlich zum Selbstmord. Der Haß Andreas' gegen die Homosexuellen zeigt sich bald auch gegenüber dem Bruder.

Andreas hat einen Brief von Hans an Martin geöffnet und das Verhältnis zwischen Beiden erraten. Er überrascht früh Morgens Martin in seiner Wohnung und findet Hans, der bei Martin übernachtet, mit letzterem zusammen.

Heftiger Auftritt zwischen den beiden Brüdern. Andreas beschimpft Martin, nennt ihn Verbrecher und droht mit Anzeige. Martin gesteht offen seine Liebe im Bewußtsein der Berechtigung seiner Empfindung und der Innigkeit seiner Gefühle. Als Martin später eine nochmalige Aufforderung seines Bruders, jeden Verkehr mit Homosexuellen aufzugeben und mit Hans zu brechen, zurückweist, zeigt ihn tatsächlich Andreas der Polizei an. Martin läßt Hans in das Ausland entfliehen, er selbst bleibt und wird auch zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Meta wird seine Rächerin.

Andreas ist in sie verliebt und wirbt schon lange um ihren Besitz. Meta bringt ihn dazu, daß er Unsummen für sie verschwendet und daß er schließlich eine Urkunde unterzeichnet, wonach er für 100,000 Mk. Aktien kauft. Diese Aktien sind fast wertlos und gehören einer vor dem Konkurs stehenden Gesellschaft an. Andreas kennt die Sachlage und weiß, daß er sich ins Unglück stürzt, aber nur um den Preis der Unterschrift

wird Meta die seine werden. Liebestoll und halb wahnsinnig vor Begierde unterschreibt er. Meta hält ihr Versprechen; er darf sie hinnehmen.

Andreas hat das Geld zum Ankauf der Aktien nicht besessen, er vergreift sich an fremdem Geld.

Meta hat ihren Zweck erreicht, sie gesteht nunmehr Andreas, daß sie ihn nie geliebt, daß sie sich nur mit Ekel ihm hingegeben.

> „Ich bin von der gleichen Art, wie Ihr Bruder und Ihr Vater, auch ich liebe nur mein eigenes Geschlecht und verabscheue die Berührung des Mannes. Jawohl, ich verabscheue Sie!
>
> Sie haben Ihren Vater in den Tod, Ihren Bruder ins Gefängnis getrieben, weil sie der angeborenen Liebe zum eigenen Geschlecht gefolgt waren. Ich aber habe Sie dahin gebracht, daß Sie dasselbe taten, wie die Beiden, die Sie verdammten. Mein Geschlecht ist männlich, wie das Ihre, und Sie haben mich geliebt.“ (S. 240.)

Andreas versucht noch von seinem Bruder, der inzwischen seine Strafe verbüßt und dessen erstes Theaterstück einen glänzenden Erfolg davongetragen hat, das nötige Geld zu leihen. Martin weigert sich, ihn zu retten.

Auf die Bitten und Fragen Andreas', warum er ihm nicht helfen wolle, schleudert ihm Martin entgegen:

> „Weil hier in uns Beiden sich heute viel mehr gegenübersteht, als nur Bruder und Bruder. Viel mehr als das, zwei Geschlechter der Menschen, die einander feindlich gewesen sind die Jahrhunderte hindurch. Ich gehöre zu denen, die Ihr geknechtet habt, Ihr Dioninge, Ihr Herren der Welt! Ihr habt uns verhöhnt und verachtet. Ihr habt uns aufs Rad geflochten, Ihr habt uns ins Feuer gestoßen, Ihr habt uns lebendig eingescharrt in die Erde. Ihr habt Mitleid und Verständnis zum Märchen werden lassen, und wenn Einer von uns Euch in den Weg gekommen ist, so habt Ihr ihm ins Gesicht gespieen und ihn mit Füßen getreten. Heute aber hat mich das Schicksal zum Herrn gemacht über Einen von Euch, Einen der Geknechteten, über Einen vom Herrengeschlecht. Soll ich Mitleid üben mit dir? Daß du mein Bruder bist, habe ich lange vergessen. Ich bin dir gegenüber nur ein Angehöriger des getretenen Geschlechts, das sich aufbäumt aus Jahrhunderte langer Schmach und Erniedrigung. Soll ich Mißhandlung durch Güte lohnen? O nein, wir sind im Kriege miteinander — Ihr habt ihn proklamiert

— und wir geben keinen Pardon, wenn einmal Einer von Euch uns zu Füßen liegt und um sein stolzes, elendes Leben fleht. Eine Bestie verschont man nicht, und wie die wilden Bestien habt Ihr unter uns gehaust, habt Euch an unserem Blute berauscht und über unser Todesstöhnen gelacht.“ (S. 255.)

Andreas verübt Selbstmord, indem er sich unter einen Eisenbahnzug wirft.

Cäcilia siecht dahin und stirbt. Sie hätte doch nie mehr Meta liebend in die Arme schließen können, seitdem diese einem Manne angehört. Noch vor ihrem Tod gesteht sie der Freundin, daß Andreas zwischen ihnen gestanden hätte, Alles, was mit einem Manne in körperliche Berührung gekommen, stoße sie zurück.

Martin geht zu Hans nach Amerika, durch sein Theaterstück berühmt geworden und bereichert, einer glücklichen Zukunft im Zusammenleben mit dem Geliebten entgegensehend.

Von dem üblichen, des Kunstwertes entbehrenden Dutzendroman unterscheiden sich „Die Geschlechter der Menschen“ nur durch die Wahl eines etwas ungewöhnlichen Gegenstandes — der Homosexualität. Die Personen sind schablonenhafte Romanfiguren ohne Individualität und Tiefe. In den beiden Brüdern werden in grellen Farben der gute, edle, mit besten Eigenschaften ausgestattete Homosexuelle und der böse, verabscheuungswürdige Heterosexuelle einander gegenüber gestellt, der eine weiß, der andere schwarz gemalt, hie Engel, hie Teufel.

Die Figur des Rechtsanwaltes ist nicht nur oberflächlich und dick aufgetragen, sondern seine Handlungsweise kennzeichnet sich als die denkbar unwahrscheinlichste. Auch der naiveste Leser wird das Benehmen Andreas’ gegenüber Martin als völlig unmotiviert, ja geradezu widersinnig empfinden. Wohl wäre es begreiflich, daß sich Andreas von seinem Bruder lossagt, aber daß er ihn ohne jeden zwingenden Grund anzeigt und auf diese Weise die Familienehre und sich selbst einem gerichtlichen Skandal aussetzt, bedeutet die Tat eines Unzurechnungsfähigen und ist nur aus dem Bestreben des

Verfassers erklärlich, um jeden Preis die den Homosexuellen in ungerechter Weise drohende Strafbestimmung und die Grausamkeit der Heterosexuellen zu geißeln.

Die Verurteilung selber erscheint unverständlich. Wo waren denn die Beweise eines strafbaren Verkehrs?

Künstlerische Wahrheit und psychologische Wahrscheinlichkeit sind äußeren Effekten und einer an plumpen Gegensätzen sich genügenden Behandlung der Homosexualität geopfert. Zwar ist anzunehmen, daß der Verfasser es nicht auf Sensation abgesehen hat und daß er wirklich die unglückliche, durch Gesetz und Vorurteil geschaffene Lage der Urninge und die sich daraus ergebenden Konflikte schildern wollte; es ist auch nicht zu verkennen, daß Ernst und Überzeugung aus dem Roman spricht, ja sittliche Entrüstung, die sich z. B. in der oben mitgeteilten, aus dieser Empfindung quellenden wirkungsvollen Entgegnung Martins gegenüber seinem bittenden Bruder zeigt. Trotzdem vermochte Bob nur eine melodramatische, tendenziöse Erzählung und eine zwar gut gemeinte, aber pathetisch aufgebauschte Verteidigung des geächteten Homosexuellen zu geben, während die künstlerische Gestaltung seiner Absichten nicht gelungen ist.

Der Roman wird trotz seiner künstlerischen Mängel und vielleicht gerade wegen derselben in den breiteren Schichten des lesenden Publikums sicherlich gefallen und dort seinen Eindruck nicht verfehlen.

Delacourt, Albert: Le pape rouge. (Paris, Verlag Mercure de France, 1901.)

Der Roman behandelt einen berühmten Abschnitt aus der Florentiner Geschichte: Die Verschwörung des Florentiner Patriziergeschlechts der Pazzi im Einverständnis mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof Salviati gegen Lorenzo und Juliano di Medici, welche mit der Ermordung Julianos im Dom (1478), zugleich aber mit der Niederwerfung der Verschwörer und ihrer Hinrichtung endete.

Eine Reihe homosexueller Szenen und Verhältnisse findet sich in dem Roman vor:

1) Juliano di Medici ist in den schönen Francesco di Pazzi verliebt, er schreibt ihm nach Rom, wo Francesco sich befindet, einen liebeglühenden Brief und bewirkt die Zurückrufung Pazzi's nach Florenz angeblich aus politischen Motiven, in Wirklichkeit aber weil Juliano nicht länger von Francesco getrennt sein will. In Florenz, überhäuft Juliano seinen Freund mit Zärtlichkeit, er hat zwar eine Maitresse, aber

> „die Frauen könnten nur mit dem Körper lieben, sie hätten keine Seele. Die Harmonie zwischen zwei Wesen, deren Eindrücke die gleichen seien, sei allein ästhetisch, die Seele seiner Maitresse könne er nicht nach ästhetischem Gesetz in Schwingungen versetzen, er brauche andere Liebe.“

Um Francesco ganz zu besitzen, wendet Juliano eine List an, er führt ihn eines Abends in die geheime Versammlung weit vor dem Tor von Florenz, wo an verborgenem Orte die wildesten Mysterien des Satanismus und die schwarze Messe auf nackten Frauenleibern gefeiert werden. Francesco muß dem wahnsinnigen Treiben, dem wollüstigen rasenden Gebahren der Teilnehmer beiwohnen. Dank der wüsten Orgie, die sich an die schwarze Messe anschließt, ist Francesco, vom Weine berauscht, im Strudel der entfesselten Wollust mit fortgerissen, widerstandslos der Verführung Juliano's preisgegeben. Aber am nächsten Tage ernüchtert, empfindet er den Sieg Julianos als tiefste Scham und Erniedrigung. Nur der Tod des Medicäers kann das Geschehene sühnen. Von nun an ist Francesco einer der Eifrigsten, der die Verschwörung schürt. Er behält sich vor, mit eigener Hand Juliano zu töten, und führt seinen Entschluß auch durch.

2) In dem Freudenhaus zu Florenz, dem Tempel der Wollust, wo die Sinnlichkeit in jeder Form sich befriedigt — Pazzi wohnt sogar einer Art Vergewaltigung einer Jungfrau durch eine Frau bei, die aus einem halbgeöffneten Zimmer sichtbar wird — verkehrt auch der Erzbischof Salviati. Nachdem er sich der Wollust hingegeben, erfüllt er das Haus mit seinen Wehklagen über seine und die allgemeine Sittenverderbnis und martert sich mit Selbstpeinigungen und Selbstpeitschungen. Salviati, welcher täglich das Fleisch und die Sünde verflucht und in Selbstanklagen und -geißelungen sich versenkt, ist von dem Dämon der Wollust gefoltert und unterliegt ihm fortgesetzt. Sogar während seiner Geißelung vermag er die Sinnlichkeit nicht zu bannen und weidet sich an den körperlichen Reizen des gedungenen Folterknechts, eines schönen Metzger-

burschen. Salviati gesteht selbst zu, daß ihm, auch wenn die Kirche den Verkehr mit der Frau gestatten würde, trotzdem nicht geholfen wäre, denn er müßte doch den Mann lieben.

3) Die Geliebte von Lorenzo di Medici, Camilla, hat dic Tochter Salviati's, Alessandra, aus dem Kloster entführt, diese will nicht mehr von Camilla lassen. Camilla offenbart dem Bischof das Geschehene und fleht um Verzeihung. Trotz seines Schmerzes über die Verführung seiner Tochter, die er im Kloster vor der Welt geborgen wähnte, gewährt Salviati Verzeihung, denn er kennt die furchtbare Macht der Liebesleidenschaft, die Alle bändigt.

4) Verschiedene kleinere homosexuelle Episoden: So eine Orgie zwischen Weibern, ferner nächtliche Straßenszenen und Sittenbilder,

> „alte Reiche, die mit jungen zerlumpten Handwerkern Geschäfte abschließen, die sie in der nächsten Sackgasse abwickeln.“

Die Menschen der Renaissancezeit mit ihren gewaltigen Trieben und unbändigen Leidenschaften, die kraftstrotzenden Herrschernaturen jener Zeit mit der alle Schranken durchbrechenden, jedem Impuls nachgebenden Sinnlichkeit leben und wirken in dem Roman in plastischer Schönheit.

Die Homosexualität wird als häufige Erscheinung, als notwendiger, charakteristischer Bestandteil der Epoche gezeichnet, mit einem Gemisch von Christentum einer-, von Ursprünglichkeit, Heiden- und Griechentum andererseits. Der Firnis des Christentums führt auch dem Homosexuellen selbst die Worte von Sünde und Laster in den Mund, aber die Urwüchsigkeit und Gewalt der Leidenschaft läßt ihn seinen Trieb als eine natürliche und eingepflanzte Neigung empfinden. Selbst bei dem Normalfühlenden wird der homosexuelle Verkehr nicht so sehr aus den christlichen Anschauungen, aus moralischen Skrupeln heraus verpönt, als vielmehr nur insofern, als er die damals am meisten geschätzten Tugenden, Stolz, Selbstbewußtsein, Männlichkeit beleidigt und Herrennatur und Herrscherinstinkt verletzt. Deshalb gilt auch haupt-

sächlich nur die passive Hingabe als schimpflich, weil sie Demütigung, Besiegung durch einen Andern, Unterwerfung unter fremde Leidenschaft bedeutet. Aus diesem Gefühl entspringt der Haß von Francesco gegen Juliano. Der Medicäer muß sterben, weil er den stolzen Patriziersohn erniedrigt hat, weil er seinen Willen durchsetzte; der Gedanke an Verleitung zu unmoralischer Handlung, zur Übertretung göttlichen Gebots spielt dabei keine Rolle.

Aus derselben Empfindung tötet sich sogar die Geliebte Pazzi's, die maurische Sklavin Sephora, als sie die Demütigung ihres Herrn errät. Sie will nicht länger Sklavin eines „Sklaven“ sein, eines Mannes, der einem andern Mann als Weib diente.

In dem Roman, der sich in dramatisch-spannender Handlung, in charakteristischen, typischen Gesprächen, in farbenprächtigen Gemälden entwickelt, pulsiert eine Wildheit der Leidenschaft, die sich stellenweise — so namentlich in den nächtlichen Mysterien des Satanismus — zum Grandios-Gräßlichen steigert, aber trotz allem sind die Konturen eines Kunstwerkes gewahrt und die ästhetischen Grenzen nicht überschritten.

Essebac, Achille[1]: Dédé. (Paris, Ambert 1901.) Auch in deutscher Übersetzung von Georg Herbert erschienen. (Verlag Spohr 1903).

---

[1]) Außer den drei im Folgenden besprochenen Romanen hat Essebac in dem schon im Jahre 1898 erschienenen Buch „Partenza, Vers la beaute“ an zahlreichen Stellen die männliche Schönheit verherrlicht. Das Buch enthält Reiseeindrücke und Beschreibungen von der Riviera und den Großstädten Italiens. Das Homosexuelle tritt nicht direkt hervor, sondern nur verschleiert und dichterisch verhüllt, nichts destoweniger liegt schon in „Partenza“ unverkennbares homosexuelles Empfinden vor, das sich in enthusiastischen Schilderungen der schönen jungen Italiener sowie der männlichen Darstellungen der klassischen Kunst äußert. Die homosexuellen Stellen befinden sich S. 50, 100, 103, 113, 144—152, 181, 215, 230 und 261.

Das Stoffliche, die äußeren Begebenheiten des Romans, lassen sich in wenige Sätze zusammenfassen. Die Hauptsache ist der Stimmungsgehalt, deshalb können nur wörtliche Citate einen Begriff von dem Inhalt geben. Ich citiere aus der deutschen Übersetzung, die dem Geist des Originals ziemlich nahe kommt.

Der 15jährige Marcel und der gleichaltrige André Dalio (Dédé), beide Interne in einem Pariser Gymnasium, werden enge Freunde. Dédé erweckt gleich bei seinem Eintritt in die Schule die lebhafte Sympathie von Marcel:

> „Im ganzen Hof war wie ein Leuchten: der Eintritt des kleinen „Neuen“ .... Das Leid war minder groß, mit solch entzückendem Geschöpf eingeschlossen zu sein, wie ich es an der Hand führte.“ (S. 13.)

Marcel nimmt Dédé unter seinen Schutz und ist ihm in allem behülflich. Dédé ist bald bei allen Mitschülern beliebt.

Marcel's Sinn für die Schönheit, für die vollendete Form entwickelt sich dank dem Einfluß von Dédé. Aber immer mehr ist es Dédé selbst, der Marcel entzückt:

> „Dédé war die weiche, liebliche Geschmeidigkeit und Haltung selbst . . .
>
> Aber ich liebte ihn!
>
> Ich konnte keinen andern lieben als ihn“ (S. 51).
>
> „Wir waren nicht im Banne niederer Genüsse, auf der Suche nach dem Geschlecht. Wir dachten nicht daran, die erlaubte Freude des Sehens unterzuordnen den ganz anders gearteten Freuden, in unserem Fleisch zu fühlen“ (S. 58).

Die Schüler organisieren eine Theatervorstellung. Dédé spielt die Hauptrolle in dem Drama. Beschreibung seiner strahlenden Schönheit und Grazie.

Marcel und Dédé finden sich im ersten Kusse.

Beim gemeinsamen Baden hat Marcel Gelegenheit, Vergleiche zwischen der Schönheit seiner verschiedenen Kameraden anzustellen.

> „Dédé vereinigte in vollkommenem Ebenmaß Alles, was an Auserlesenem und Fertigem in Ives und Georges sich fand, die Kühnheit der Formen des Einen in schönem Wechsel mit der fein vollendeten Anmut des Anderen“ (S. 93).
>
> „Bei seinem Anblick träumte man unwillkürlich von süßer, zagender Liebkosung, die, ohne allzu deutliche Wallungen zu wecken, lauschen möchte, um all dem bezaubernden Reiz, die vollendeten Formen seiner lichten Ephebengestalt“ (S. 94).

Dédé erkrankt, er muß die Schule verlassen, eine Zeitlang verbringt er mit seiner Mutter in Bonn. Zärtlicher, liebevoller Briefwechsel zwischen Dédé und Marcel. Jeder Brief von Dédé ist für Marcel ein Ereignis und eine Wonne.

Aber Dédé's Zustand verschlimmert sich.

Dédé kehrt mit seiner Mutter nach Paris zurück.

Die Knaben sehen sich nach langer Trennung wieder. Marcel besucht oft den kranken Freund.

Er weiß, daß Dédé's Tage gezählt sind, und mehr und mehr wird er sich des Gefühls klar, das ihn ganz erfüllt, der Liebe zu Dédé.

Dédé empfängt die letzte Ölung. Marcel wohnt im Nebenzimmer der heiligen Handlung bei und ein Hymnus auf Dédé's Schönheit, auf die Vollkommenheit seiner irdischen Hülle entsteigt der Seele Marcel's, während der Priester an diesem schönen Körper die kirchliche Handlung vornimmt. Dédé stirbt.

Fünfzehn Jahre vergehen. Marcel sucht Verona auf, die Stätte, wo Dédé seine erste Jugend verlebte und wo sein Grabmal sich befindet. Aber weder in den Jünglingen Veronas, noch in der Atmosphäre der Stadt, auch nicht am Grab Dédé's findet er etwas von seinem Geist; nirgends fühlt er den

> „lieben Schatten, dessen Bild immer seine Augen bereit fand, es zu begrüßen! Nichts rührt sich, nichts gibt Antwort . . . Nichts erinnert sich“ (S. 211).

In Venedig erst zaubert ein junger Gondoliere das Bild Dédé's vor seine Seele.

> „O! Wiederzufinden etwas von Dédé! Wieder aufleben zu sehen seine blühenden Lippen, das Sternenpaar seiner sanften Augen in dem anbetungswürdigen Aquarell seines Angesichts; oder doch wenigstens den Klang seiner Stimme, die unvergleichlich schöne Linie seines Hauptes, stolz sich hebend über dem Beben seines ambraschimmernden Nackens; oder gar das vollkommene Abbild seines Wuchses, die feine Silhouette der seinigen gleichend von ferne“ (S. 224).

Und die Gesänge des Jungen erscheinen Marcel:

> „Dédé's Seele, die von anderen Lippen, denen sie kaum verschieden, zu mir sprach . . . . Ich hätte glauben können, er sei nur größer geworden“ (S. 229).

Abends läßt Marcel auf den Lagunen durch den jungen Gondolier und seine Freunde die Totenhymnen singen.

Phantome und Visionen von Liebe, Sehnsucht und Tod erweckt die Totenklage in Marcel.

Essebac, Achille: Luc. (Paris: Ambert & Cie, 1902.)

Der 14jährige hübsche Luc Aubry, Sohn kleinbürgerlicher Eltern, der schon als Chorknabe in der Trinité in Paris die Aufmerksamkeit der vornehmen gleichaltrigen Jeannine (Nine) Marcelot und deren Mutter durch seine Grazie und Feinheit auf sich gezogen hat, macht deren nähere Bekanntschaft aus Anlaß eines Wohltätigkeitskonzertes, in welchem Luc als Sänger mitwirkte. Er entzückt alle Zuhörer. Die berühmte Schauspielerin Diah Swindor interessiert sich für den jungen Sänger. Bei ihr lernt Luc den 22jährigen, schon bekannten Maler Julian Bréard kennen.

Julian hat bisher nur wenig mit Frauen verkehrt, er hatte bei ihnen nur Unverschämtheit oder elende Unterwürfigkeit gefunden. „Er brauchte etwas anderes als Dirnen.“ Vergeblich hatte er auch nach einem wahren Freund gesucht.

> „Zarte und liebe Jünglingsgestalten um ihn herum, an welchen er, der Jüngling, sich glaubte anschließen zu können, hatten bald sich in die gewöhnlichen mit den törichten Rennen, dem gemeinen Tingeltangel und den stinkenden Wirtshausdirnen beschäftigten Schlingel verwandelt.“
>
> „Julian hatte nicht das Glück gehabt, auf seinem Weg einen solchen Freund zu kreuzen, wie ihn seine von Einsamkeit wunde Einbildungskraft erstrebte, den, der dahinschreitet in allen unseren Stapfen, jung mit unser Jugend und noch jung an der Wendung des langen Weges, wo die unerbittlichen Zahlen der Jahre die letzten Strecken anzeigen“ (S. 49).

Julian war schon in der Trinité durch den wunderbaren Klang der Stimme des jugendlichen unsichtbaren Sängers ergriffen worden.

> „Der unvergleichliche Zauber dieser jugendlichen, noch in seinem Innern lebendigen Stimme war durch die Erscheinung des herrlichen und überraschenden Wesens ihres kleinen Besitzers übertroffen. Begierig nach einer Freundschaft ohne Grenzen . . . . wollte er seine Augen auf diesem Jüngling ruhen lassen. Wie er in Jeannine eine Liebe auszubilden träumte, in welcher die Sinne vor der Herrschaft des Geistes zurückweichen würden, so träumte er in Luc eine immer junge Freundschaft zu schaffen, Schwester der Liebe, die altert, um von dieser Freundschaft und dieser Liebe, seinem Ideal entsprechend, die Eindrücke, die Freuden, ja die Schmerzen zu empfangen, die er von ihnen erwartete“ (S. 52).

Luc Aubry wurde sofort der Freund von Julien. Er erduldete im Voraus das unmögliche Joch der Zuneigung, die sich ihm anbot.

> „Luc wächst heran, seine Schönheit wird männlicher, entschiedener.“

Luc besucht in seinem 16. Jahre das Conservatorium, er will Schauspieler werden. Seine Freundschaft mit Julian dauert fort.

Diah Swindor läßt ihn in ihrem Theater neben sich in einer Ephebenrolle auftreten.

Der schöne Luc erregt die Bewunderung und Begierde mancher Schauspieler. Seine Freundschaft mit Julian setzt sie in Staunen.

> „Sie waren erstaunt, daß Julian und Luc, kräftig und gesund, sich zur Hingabe an die gewöhnlichen hockenden Anbetungen der Männer, der abgelebten Verehrer ihrer Laster, weigerten. Und die gegenseitige Freundschaft dieser zwei sehr schönen Wesen war ein Uebermaaß von Beleidigung dem törichten Stolz ihres Geschlechts“ (S. 109).

Der Erfolg von Luc ist groß. Zum ersten Mal tritt ein Jüngling in einer Ephebenrolle auf. Die Schönheit und Grazie von Luc, sein Talent, der Wohllaut seiner Stimme haben alle Bedenken zum Schweigen gebracht.

Frau Marcelot geht im Sommer auf ihre Villa. Dort läßt sie Figaros Hochzeit aufführen. Luc wird die Rolle des Chérubin spielen. Wochenlang weilt er dort, ebenso wie Julian und zahlreiche andere Gäste.

> „Julian betrachtet Luc und erstaunt über seine Schönheit, die noch mehr hervortritt in der zarten Nachbarschaft des zierlichen und schmachtenden Edouard. Niemals noch sind die Herrlichkeiten dieser jugendlichen Formen so hervorgetreten wie an diesem Abend in den reizenden Gewändern des Chérubin“ (S.209).

Zwischen Nine und Luc ist eine lebhafte Zuneigung entstanden. Sie sind einander liebend in die Arme gesunken. Nine verspricht Luc, ihn nachts in dem einsamen Gartenhäuschen, wo er schläft, zu besuchen. Sie hält ihr Versprechen, beide widerstehen nicht ihrer gegenseitigen Anziehung. Nine giebt sich Luc hin.

Auch Julian ist nicht zur Ruhe gegangen, eine ungestillte Sehnsucht treibt ihn in den Park:

> „Julian bemüht sich, das giftige und reizende Bild von Luc von sich zu weisen. Er kämpft vergeblich gegen das schleichende Gift, das in ihn seit Wochen, Monaten — er gesteht es sich endlich — seit Jahren, ja seit Jahren sich Tropfen für Tropfen eingeschlichen hat und endlich in den Sturm seines Herzens überfließt.

> Die seltene Freundschaft, die seine Adern durchglüht, entfacht in ihm plötzlich den Neid, . . . den Neid? schlimmeres als das . . . die Eifersucht! Die Eifersucht, vor der er sich fürchtet" (S. 211).

Julian sieht Nine in das Häuschen eintreten und nach langem Verweilen wieder sich herausschleichen. Sein erster Gedanke ist Haß und Rachsucht; er will Luc, der ihm seine Braut geraubt, — es war seit langem bestimmt, daß er Jeannine als Frau heimführen soll, — niederschmettern. Aber Luc's Anblick entwaffnet ihn.

> „Luc sieht zwischen den Thränen seines Freundes die Vergebung leuchten. . . . . . Julian's Augen, in stummer Extase, suchen die Seele des Knaben im Grunde seiner seltsamen Augen und des Freundes müde Lippen drücken auf die brennende junge Stirn die schmerzhafte Verzeihung. . . . Luc giebt ihm die erdrückende Süße seines Kusses zurück, und Julian gebrochen und schluchzend nimmt in Mitte des unsäglichen Schweigens der Nacht die Freuden und den Schmerz der Verzeihung und des Kusses mit" (S. 234).

Die Umarmung Nine's durch Luc ist nicht ohne Folge geblieben. Nine ist schwanger.

Julian heiratet sie, um sie vor Schande zu retten. Auch ihr verzeiht er die Hingabe an diesen wunderbaren Luc.

> „O, wie die Lippen von Jeannine und ihre Thränen nach den Lippen und den Thränen von Luc schmecken! Wie ist er voll von ihnen, dieser Kuß, wo Julian — der alles weiß — sich erbietet, ihr anzugehören, in den Augen der Welt ihre Ruhe, ihren Frieden zu retten" (S. 254).

Julian und Nine verweilen Monate lang in Italien; Beide sind anfangs glücklich. Im gegenseitigen Einverständnis bleibt ihre Ehe unvollzogen, völlig rein, um das Werk von Luc unberührt zu lassen. Nine hat eine tiefe Liebe zu Julian gefaßt und dieser gedenkt in Ruhe des geliebten Jungen, dessen Bild ihn nicht verläßt. Aber als sie Beide nach Paris zurückkehren, da gewinnen die uralten, eingewurzelten Vorurteile Macht über Julian; er kann in dem geliebten Knaben nur den Geliebten seiner Frau erblicken.

> „Die Heftigkeit seiner Neigung für ihn kämpfte mit einer gewissen Antipathie, beide unvereinbar, beide unerklärlich."

Luc bemerkt sofort die Aenderung in Julian, der seine Kälte nicht zu verbergen vermag.

Luc errät die Gefühle von Julian. Er ist verzweifelt. Er fühlt sich vereinsamt, Nine hat er verloren, seine erste Liebe, seine herrliche Freundschaft mit Julian ist im Grunde zerstört,

das Leben ist ihm zur Last. Er vergiftet sich an dem Tag, wo Nine einen Knaben — sein Kind — gebärt. In Julian's Armen, den man kaum Zeit gehabt herbeizurufen, stirbt Luc.

Essebac, Achille: L'Elu (Paris: édition moderne, Ambert, 1902).

Der junge Pariser Pierre Pélissier ist auf Reisen gegangen um das Mädchen, das er mehr begehrt als geliebt hatte und das sich mit einem Andern, Du Hel, verlobt hat, zu vergessen.

An der spanischen Treppe in Rom bewundert Pierre die zahlreichen Modelle, die hübschen Mädchen und die Jungen. Ein 16jähriger Blumenverkäufer, Luigi da Simone, macht einen gewaltigen Eindruck auf Pierre. Sein bescheidenes, artiges Wesen und seine blendende Schönheit fesseln ihn.

> „Pierre schien es, als ob die Welt mit Liebkosungen sich erfüllte, während er seine Blicke auf die Blicke des kleinen Bettlers heftend, unter der Gewalt seiner Schönheit festgenagelt war.“ (S. 25).

Pierres Freund, Jean Bérille, kennt den Jungen, er hat sein Antlitz gezeichnet. Jean erzählt Pierre, daß Luigi so stolz und ehrenhaft sei, daß er sich geweigert habe, von dem berühmten Peterson, dem Photographen der bekannten Aktstudien, sich nackt photographieren zu lassen. Pierre verläßt der Gedanke an Luigi nicht mehr.

Jean führt Pierre zu Peterson. Dort treffen sie eine Anzahl Modelle. Zuerst sehen die sie die schöne Carolina, dann führt ihnen Peterson fünf Jünglinge vor, alle von vollendeter Schönheit. Den 17jährigen Volturno, il typographo, den gleichalterigen Lucio il barbiere, Giovanni il orologiaio, dieser noch herrlicher als die beiden andern, dessen Antlitz der berühmte Professor Paul H.... für die Darstellung der Jungfrau Maria in dem Gemälde in der Neuen Pinakothek zu München benutzte; dann Giovani-Batista, Modell von Beruf, der die kunstvollen Stellungen und Gebärden kennt; endlich Manlio, ein junger Student, wunderbar schön. Pierre glaubt sich bei dem Anblick aller dieser herrlichen Jünglinge, die so natürlich in Schönheit sich bewegen, in das alte Griechenland zurückversetzt.

> „Das freie und leuchtende Griechenland war allein fähig einstmals in seinen Gymnasien, wo Sokrates in der Nähe von Alcibiades über Charmides und Lysis Reden hielt, dieses Schauspiel zu bieten, dessen ergreifende Reinheit nur durch die intensive Schönheit erreicht wurde.“ (S. 63).

Der Diener von Peterson hat Luigi gefunden. Luigi willigt ein, sich nackt photographieren zu lassen, doch nur vor Pierre.

Enthusiastische Schilderung des Jünglings, dessen strahlende Nacktheit sich den bewundernden Blicken Pierre's darbietet. Die Photographien von Luigi in den verschiedenen Stellungen werden nur für Pierre hergestellt werden und die Originalplatten für Niemand anders gebraucht, damit die nackte Schönheit des Jünglings durch kein anderes Auge entweiht werde.

Pierre ist von dem Liebreiz und dem gesamten Wesen von Luigi so entzückt, daß er beabsichtigt, ihn mit nach Paris zu nehmen. Luigi hat früh seine Eltern verloren, mangels der nötigen Mittel mußte er die Studien aufgeben und unter den größten Entbehrungen seinen Lebensunterhalt verdienen.

> „Luigi gehört also Niemand — Luigino, Gino wird der Erwählte von Pierre sein. Und das ist die Morgenröte des Glückes, die in der Seele von Pierre aufsteigt, in einer bisher von Finsternis umhüllten Seele, in welche nur seltene Sterne bisher hineingeleuchtet.“ (S. 84).

Luigi hat ein wenig Chemie studiert und wird Pierre, der sich mit Keramikarbeiten beschäftigt, behülflich sein.

Pierre begleitet den Jungen in seine bisherige Wohnung, eine schreckliche Behausung, wo der elternlose Luigi von einer Dirne, Sanguisuga, deren Leidenschaft er entfacht, gezwungen war, ihren Lüsten sich hinzugeben. Luigi versichert Pierre, daß niemals sein Herz beteiligt war.

Sodann erfährt Pierre näheres über Luigi bei Klosterbrüdern, die den kranken Luigi einst gepflegt. Fra Serafino teilt Pierre mit, welche schwere Vergangenheit Luigi hinter sich hat; das größte Elend mußte er durchmachen, in den schlechtesten, kaum bezahlten Stellungen versuchte er auszuharren; schließlich nahm ihn eine Dirne, Stefanina, durch seine Schönheit gefesselt, zu sich, aber der Stolz des Jungen duldete nicht lange das entehrende Zusammenleben. Als er aber das Mädchen verlassen und trotz seiner Bitten nicht zurückkehren wollte, versetzte ihm die Dirne einen Messerstich. Lange war Luigi krank gelegen, noch jetzt sind die Folgen nicht völlig beseitigt. Alle großen Erregungen müssen ihm erspart und namentlich sexuelle Excesse von ihm ferngehalten werden. Pierre's Liebe zu Luigi steigert sich noch, nachdem er alles erfährt, was der Junge gelitten.

> „Ihre Freundschaft beruhte ganz auf der Freude sich zu sehen und sich gegenseitig anzuvertrauen — sie hielt sich genügend fern von allem krankhaften oder zügellosen Trieb, so daß Pierre weder für sich

noch für die, die ihn kannten, eine Entschuldigung zu suchen brauchte für diese einfache und natürliche Zuneigung zweier Herzen, die entschlossen waren, ganz sich zu kennen, ganz in geistigen Freuden in einander zu verschmelzen und sogar in einer weniger aetherischen Sympathie das discrete, vernünftige und jedenfalls vorurteilsfreie Element einer Zuneigung zu finden, dessen Charakter zu verdächtigen Pierre Niemand das Recht zuerkannte.“ (S. 136.)

Die Sanguisuga hat die Wohnung von Pierre und Luigi ausgekundschaftet; als sie merkt, daß Luigi nicht mehr in seine frühere Behausung zurückkehrt, lauert sie Pierre und Luigi auf Schritt und Tritt auf. Pierre beschließt, Rom sofort zu verlassen, damit Luigi vor der Rache der Sanguisuga sicher sei. Im Augenblick, wo der Zug, mit dem Pierre und Luigi abreisen, abfährt, stürzt eine Frau, die Sanguisuga, auf den Perron. Als sie den Zug, der ihr den Geliebten entführt, nicht mehr erreichen kann, stößt sie sich den Dolch, den sie für Luigi bestimmt, in die Brust.

Pierre und Luigi bringen zunächst einige Zeit auf dem Familienschloß in Savoyen zu. Dann gehen sie nach Paris, wo Pierre in der Nähe seiner Keramik-Werkstätte seinem Liebling eine hübsche Wohnung einrichtet. Das Glück beider ist eine zeitlang ungetrübt.

Aber eine Kokotte, die Maitresse des brutalen egoistischen Du Hel, hat ihr Auge auf den schönen Luigi geworfen. Er vermag nicht ihrem Werben zu widerstehen, seine lang verhaltene Sinnlichkeit zieht ihn zu der wollüstigen Frau. Trotz der Bitten von Pierre verläßt er ihn. Einige Wochen bleibt er fern, dann kehrt er ermattet, bleich, erschöpft und reumütig zu Pierre zurück, der ihm verzeiht. Die Excesse haben Luigi so erschöpft, daß er erkrankt. Als er wieder genesen, begleitet er Pierre und dessen zukünftigen Schwager, Marc, in eine große Gesellschaft.

Dort hört Luigi wie Du Hel über die Schwester von Pierre in beleidigenden Ausdrücken spricht, er straft ihn Lüge, aber spöttisch schleudert ihm Du Hel eine Beschimpfung entgegen, nennt ihn Weib, auf sein Verhältnis mit Pierre anspielend. Schon will Luigi die Hand gegen Du Hel erheben, als Marc, der hinzukommt, dem frechen Du Hel alle seine Verachtung in zündenden Worten entgegenschleudert.

Luigi ist durch diese Scene so ergriffen, daß seine schwache Gesundheit den Todesstoß erleidet.

Er stirbt in Pierre's Umarmung.

In allen drei Werken besingt Essebac die homosexuelle Liebe in ihrer edelen, verklärten Form. Der

sinnlichen Grundlage entbehrt diese Liebe nicht, aber das tiefe Gefühl, die Herz und Gemüt ergreifende Leidenschaft, sind ihr Alles, lassen den grobsinnlichen Trieb nicht aufkommen, erkennen der Sinnlichkeit ohne echte aufrichtige Liebe kein Recht zu.

An der körperlichen und geistigen Schönheit, an der Grazie, Jugendfrische und Plastik des Geliebten entflammt sich diese Liebe in Dédé, Luc und l'Elu.

Indem Essebac teilweise aus dem Schönheitsgefühl und dem ästhetischen Empfinden die Neigung seiner Helden entstehen läßt und eine enge Verknüpfung zwischen Schönheitsdrang und Homosexualität versucht, leitet er die urnische Leidenschaft gleichsam zu ihrer Rechtfertigung und Entschuldigung aus diesem Zusammenhang her.

Tatsächlich erscheint aber auch diese Quelle unzureichend zur Erklärung, warum die Schönheit eines Jünglings die Leidenschaft von Marcel, Julian und Pierre entfacht und die Frau ein ähnliches Gefühl nicht aufkommen läßt.

Bei allen dreien liegt der Grund in ihrer angeborenen homosexuellen Anlage, welche Essebac nicht ausdrücklich betont, aber in der Psyche der Dreien deutlich zur künstlerischen Darstellung bringt.

Bei Dédé tritt die Homosexualität in frühester Jugend hervor mit einer Intensität des Gefühls und des Innenlebens, mit einer frühzeitigen Entwicklung starken Empfindungslebens, wie sie gerade zu der Charakteristik mancher Homosexuellen zählen.

Später als bei Marcel tritt bei Julian die homosexuelle Neigung hervor, die sich seit der Pubertät unter der Sehnsucht nach edler Freundschaft und idealem Geistesbund verbarg.

Julian's Geschlechtsnatur entbehrt des grobsinnlichen Dranges, sein jedes niederen Trachtens, jeder

Gemeinheit abholder Geist strebt nach höheren Genüssen. Und weil das direkt Geschlechtliche ihn nicht lockt, stößt ihn andererseits auch das Weib an und für sich nicht ab, ebensowenig wie ihn der Mann an sich oder eine Kategorie von Jünglingen geschlechtlich reizt.

Sein ungestilltes Sehnen konzentriert sich auf den Einzigen, in dem er sein Ideal von vollendeter Schönheit des Körpers und Anmut des Geistes vereint findet.

Beim ersten Anblick dieses Epheben wird sein schlummerndes Liebessehnen geweckt, in der Freundschaft und dem täglichen Verkehr mit Luc entwickelt sich seine ursprünglich unter Freundschaftsenthusiasmus und Schönheitskult verschleierte homosexuelle Natur bis zu sinnlichem Begehren. Seine ideale Anlage, seine veredelte Sentimentalität hindern ihn aber, die Grenzen des bloßen Begehrens zu überschreiten und die Verwirklichung seiner aufkeimenden Wünsche durchzusetzen.

Diese sublimierte Sinnlichkeit läßt es auch begreiflich erscheinen, daß sich Julian mit dem symbolischen Besitz des Geliebten begnügt, indem er diejenige heiratet, die Luc in Liebe umschlang und das Kind des Geliebten, „das Fleisch seines Fleisches“ als das seinige anerkennt.

In dem Charakter von Julian liegt diese etwas eigenartige und sentimentale Befriedigung begründet und in interessanter Weise ist es Essebac gelungen, diese Gefühlsablenkung, in die Julian's überschwengliche Leidenschaft mündet, psychologisch zu motivieren.

Dagegen halte ich den Umschlag in Julian's Verhalten zu Luc am Schlusse des Romans für verfehlt. Die plötzliche Antipathie gegen Luc als den früheren Geliebten Nine's, der Kampf der beiden Gefühle, der gesteigerten Liebesleidenschaft zu Luc und der instinktiv sich aufdrängenden Abneigung, welche über das zwischen Luc und Nine's Vorgefallene sich nicht hinweg zu setzen vermag, würden eine wirkliche Geschlechtsliebe

Julian's zu seiner Frau voraussetzen, während seine Homosexualität und seine fortdauernde Leidenschaft zu Luc eine solche ausschließen.

Bei einer geistig überlegenen und unabhängigen Natur wie Julian können die herrschenden Vorurteile nicht Wurzel schlagen und nicht das Leben vergiften, wenn sie nicht in dem Gefühlsleben der Persönlichkeit einem Widerhall begegnen.

Auch der Held des dritten Romans trägt den Typus des Edelpäderasten, aber jede Unklarheit über die Natur des Gefühls, das ihn erfüllt, jeder Kampf gegen seine Empfindung hat aufgehört.

Pierre hat das volle Bewußtsein seiner homosexuellen Natur erlangt, und in ihr Glück und Zufriedenheit gefunden. Er zieht alle Consequenzen aus seiner Leidenschaft und zögert nicht sein Lebensschicksal mit demjenigen des Geliebten zu verbinden.

Luigi wird durch Pierre's Liebe geadelt und sittlich erhöht, während er das Laster beim Weibe kennen lernte und auch als Opfer dieses Lasters zu Grunde geht.

Alle drei Romane haben mehr lyrischen und poetisch sentimentalen Gehalt als psychologischen. An dem Maßstab der Wirklichkeit darf man die Romane und ihre drei Helden, welche die schönsten geistigen und körperlichen Eigenschaften vereinigen, nicht allzugenau messen. L'Elu ist vielleicht am meisten romantisch mit zum Teil etwas grell romanhaften Ingredienzien.

Die Ueberschwenglichkeit des Gefühls und der oftmals an allzu pathetischem Lyrismus sich berauschende Enthusiasmus führen Essebac an manchen Stellen zu gesuchten Wendungen und verschlungenen Sätzen, in denen die Klarheit des Gedankens leidet, zu Ausdrucksweisen und schwärmerischen Perioden, die zwar musikalisch klingen, aber eine gewisse Affektiertheit verraten und die Verständlichkeit manchmal vermissen lassen.

Aus allen drei Büchern spricht jedoch eine echte Künstlernatur: Das bedeutende, hauptsächlich lyrische Talent Essebac's hat ihn befähigt, drei an Zartheit und Feinheit der Empfindung und poetischem Schwung reiche Werke zu schaffen.

Geissler, Karl Wilhelm: Ganymedes. Ein Künstlertraum in neun Gesängen. (Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr 1902. 282 S.)

Der Dichter verkündet die Aufgabe, die er sich gestellt. Er wolle ein Denkmal eigener Art setzen.

„Klassisch der Stamm, romantisch die Verzweigung
Ein hohes Lied perverser Götterneigung."

Tros, der Stammherr der Trojanischen Könige, hat auf Geheiß des Hohepriesters versprochen, seinen Erstgeborenen dem Gotte Zeus zu weihen. Zeus hat die Absicht, den Königssohn Ganymed später zu seinem Geliebten zu erheben. Schon dem Kind schickt er Zeichen seiner Huld.

Gutklau, der Adler Zeus', bringt dem kleinen Ganymed ein Frauenkleid, herrlichen Schmuck und Tand. Ganymed legt freudig alles an. Von den Nymphen, denen er begegnet, und den Dienerinnen ob seiner Tracht ausgelacht, flüchtet er errötend und weinend zur Mutter. Eine eigenartige Empfindung hat sich seiner bemächtigt, seitdem er die Frauenkleider angelegt. Er fühlt sich wohl in ihnen, als ob „sein Körper zu ihnen gestrebt" und begreift selbst nicht, wie „buntes Zeug und Bänder" ihn so im Innersten mit einem Mal verändert. Kallirrhoe (seine Mutter) findet die Erklärung seiner Gefühle in der alten Sage von den Doppelseelen in deren Körper unzertrennlich „was weiblich und was männlich" gewohnt und die durch die Gottheit getrennt, in falsche Körper sich verloren.

Der Schmuck, den Gutklau dem Knaben gebracht, war Hera's Eigentum. Als die Göttin der Entwendung gewahr wird und die Verwendung des Schmucks erfährt, bricht sie mit Anklagen gegen Zeus hervor.

Sie kann sein Interesse für den Knaben nicht begreifen, dessen Äußeres keinen Helden verspräche, an dem Zeus später seine Freude haben könnte.

Auf Ihre Vorwürfe antwortet Zeus weiter:

„Weßhalb soll ich nicht diesen Knaben lieben,
Da ich doch alle Menschen lieben muß?
Soll meine Huld auf Weiber sich beschränken,
Und, wenn ich liebe, nur ans Zeugen denken."
(S. 126).

Noch sieht Hera einen Ausweg, um den Knaben Zeus zu entfremden, sie will den Mann in ihm wecken. Zeus gestattet ihr den Versuch zu machen.

Hera läßt ein schönes Hirtenmädchen Anthia, dem das Aussehen und die Kleider einer wundervollen Prinzessin verliehen werden, zu Ganymed bringen. Durch die Anmut und die Schönheit des Mädchen wird Ganymed anfangs entzückt und in Liebesworten giebt er seinen Gefühlen Lauf. Aber als der reiche königliche Glanz von Anthia abfällt und er das arme Hirtenmädchen vor sich sieht, erkaltet bald Ganymed's oberflächlicher Enthusiasmus.

Gern läßt er das Mädchen auf seine Bitten hin zu ihrem Geliebten ziehen.

Zeus beschließt sich Ganymed zu nähern. Als Erastes, der Fürst der Phryger, kommt er an den Hof von Tros unter dem Vorwand sich auf der Jagd verirrt zu haben. Er wird gastfreundlich aufgenommen.

Mit innigem Behagen ruht Zeus' Blick während des Mahles auf Ganymed, der sich an seine Mutter schmiegt.

Er erzählt wie in seinem Lande der Jüngling früh einen Freund wählen müsse.

Tros selbst bittet Zeus sich seines Sohnes anzunehmen:

„Daß einzig du, dein Beispiel deine Nähe
Dem Jungen giebt, woran's ihm noch gebricht.
Betracht' ihn doch, sieh seine Sehnsucht brennen.
Dich Vorbild, Führer, Schützer, Freund zu nennen!“
(S. 188.)

Auf Geheiß von Tros leistet Ganymed dem Gast Schenkerdienste:

„Fast möchte man den guten Tros d'rob hassen,
Daß er den Sohn zum Schenkerdienst gedrillt:
Hier ist der Grund, weßhalb in allen Gassen,
Wo immer man in Kneipen Humpen füllt,
Wo Bierphilister um ihr Hirn sich prassen,
Der Kellner als ein Ganymedes gilt,
Im Jammerfrack, mit schmutziger Serviette —
Der Name stinkt nach Trinkgeld, Küchenfette“.
(S. 190)

Abends lustwandelt Zeus mit Ganymed im Schloßpark. Ganymed öffnet dem Freund sein Herz, erzählt ihm, wie ein ungestilltes Sehnen ihn erfülle, wie er, der Gottgeweihte, große Dinge erwarte, wie stets sein Blick aufs Hohe, Überirdische gerichtet sei.

Ganymed findet bei Zeus-Erast, dem Geistesverwandten, volles Verständnis.

Nachdem Zeus längere Zeit am trojanischen Hof verweilt, kündet er seinem Liebling an, daß er bald in sein Reich zurückkehren müsse. Er fordert Ganymed auf, ihn zu begleiten, ein Leben voll Pracht und Glanz wolle er ihm bereiten. Ganymedes versichert ihn seiner treuen Liebe, aber so lange die Mutter lebt wird er sie nicht verlassen.

Zeus veranlaßt die Parzen den Lebensfaden von Kallirrhoe abzukürzen. Sie stirbt plötzlich eines Nachts. Bald verläßt der Gott Troja. Vor seinem Weggang erinnert er Ganymed an sein Versprechen, im Fall des Todes der Mutter dem Freund zu folgen. Doch zuerst solle er beim Vater bleiben als Stütze und Trost nach dem schweren Verlust. Wenn aber Ganymed demnächst den Freund ersehne, brauche er nur den benachbarten Berg zu besteigen, und nach dem Freund zu rufen.

Auf Geheiß seines Vaters muß Ganymed als königlicher Hirte die Heerden zur Weide führen. Die ersten Tage verbringt Ganymed glücklich und frei in der herrlichen Natur des Waldes und der Berge zu. Aber bald kommt ihm die Oede und Armseligkeit seiner Beschäftigung und seines Daseins zum Bewußtsein. Von dem Vater trennt ihn eine unüberbrückbare Kluft in Denken und Empfinden; er fühlt sich verwaist und einsam.

Im Traum erscheint ihm Zeus, er ruft ihn zu sich, nicht länger möge Ganymed zögern: „Ein Wort von dir, und dich umfängt die Liebe“. Ganymed gedenkt der letzten Worte von Erast, er eilt auf den Berg, der Adler Gutklau bringt ihm den Lorbeerkranz. Ganymed weiß jetzt, daß Zeus — Erast ihn aufnehmen wird.

Inbrünstig betet er zum Gott.

„Da, plötzlich, fühlt vom Sturm er sich getragen,
Auf weichen Fittichen hebt er ihn sanft empor,
Bis sich zwei Götterarme hilfreich um ihn schlagen,
Ein Göttermund ihm zärtlich raunt ins Ohr:
Willkommen, Seliger! Das Alte ist vergangen,
Und neue Liebe blüht, dich ewig zu umfangen!“
(S. 281)

Das Gedicht endigt mit folgenden Versen:

„O würd' auch uns nach rasch verträumtem Leben
Solch einer Heimkehr grenzenloses Heil
Von einem Gotte, der uns Freund, gegeben —
Kein Pfad dahin erschien' uns übersteil!
Der Wunsch schon wirkt, daß, wir uns höher heben,
Wird ihm Erfüllung oder nicht zu teil:
Wenn freudig wir dem Irdischen entfliehen,
Sind würdig wir, zum Frieden einzuziehen!“
(S. 282)

Das Poem von Geißler ist ein Gemisch von erhaben gedachten Stellen einer- und von Parodie und Travestie andererseits.

Die Liebe von Zeus zu Ganymed wird zwar als eine von Sinnlichkeit nicht freie, aber edle Leidenschaft besungen und die Scenen zwischen den Beiden tragen auch den Stempel aufrichtiger Empfindung und teilweise schöner Lyrik.

In der Schlußstrophe des neunten Gesanges wird sogar die Sehnsucht und Liebe Ganymed's zu dem Gott symbolistisch gedeutet und damit versucht, dem ganzen Gedichte eine symbolistische Bedeutung zu geben, auf die man schwerlich ohne diesen unvermittelten Hinweis gekommen wäre. Auch einige gut beobachtete psychologische Züge in der Entwicklung der homosexuellen Natur Ganymed's sind zu loben wie z. B. seine Freude an Weiberkleidung, seine Abneigung gegen männlichen Sport. In der Hauptsache jedoch entbehrt das Buch eines tieferen Gehalts.

In allzu ermüdender Breite wirken Begebenheiten und Episoden, entrollt mit einem Stich ins Burleske, das oft verblüffend wirkt und zur Frage berechtigt, ob die Wiedergabe der schönen Bildnisse des Zeus von Otricoli und des vatikanischen Ganymed's in dem an Offenbach's Operettenlibretti erinnernden Gedicht am Platze war.

Denn in Offenbachsche Verkleidung sind Geißler's Götter und Menschen gehüllt, bei der das Erhabene und Lächerliche fortgesetzt sich kreuzt und in einander übergeht.

Wenn Geißler ohne höhere Absichten lediglich ein amüsantes Gedicht hätte geben wollen, dann würde man an den anachronistisch-parodistischen Streiflichtern, die er auf heutige Zustände in Heine'scher Atta Troll-Manier wirft und an seiner teilweisen Damenkomikerlyrik ehrlicheren Gefallen finden können.

Jedenfalls würde es gewagt sein, wollte man den „Künstlertraum" Geißler's einen künstlerischen Traum nennen, aber als eine vergnügliche Lektüre kann man das Buch immerhin empfehlen.

Gide, André: L'Immoraliste (Verlag, Mercure de France 1902. 257 S.)

Michel, der Sohn eines früh verwitweten Gelehrten, hat sich in seinem 24. Lebensjahr seinem Vater zu Liebe an dessen Sterbebette verlobt. Er heiratet seine Frau, Marceline, ohne Liebe, aber da er noch kein anderes Weib geliebt hat, „genügt ihm dies als Gewähr des Eheglücks und da er sich selbst nicht kennt, glaubt er ganz sich seiner Frau hinzugeben", er bringt ihr Zärtlichkeit und Achtung entgegen.

Michel hat sich frühzeitig einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt verschafft. Seine Natur war ganz in dem Studium aufgegangen. So hatte er das 25. Lebensjahr erreicht, ohne etwas anderes als Ruinen und Bücher geschaut zu haben, des wirklichen Lebens unkundig. Auf seiner Hochzeitsreise nach Algerien erkrankt Michel schwer an Blutsturz. In Biskra nehmen die Eheleute Aufenthalt.

Dort beginnt Michel's Interesse für die jungen Araber zu erwachen. Zuerst zieht der kleine Bachir, den Marceline in das Krankenzimmer mitgebracht, seine Aufmerksamkeit auf sich. Die kindliche Grazie des Jünglings entzückt ihn. Als Bachir am andern Tage nicht wiederkehrt, empfindet Michel zum ersten Male Langeweile; er läßt den Jungen holen und schaut seinen Holzschnitzereien zu. Bachir schneidet sich in den Finger und lachend leckt er die Wunde ab.

> „Seine Zunge war rosig wie die einer Katze. Ach! welche Gesundheit der Junge hatte! Das also war es, was mich in ihm entzückte." [1]). (S. 39).

Tags darauf nimmt Michel an dem Kegelspiel des Jungen Teil. In Folge der Anstrengung speit Michel in der Nacht wieder Blut. Michel sieht jetzt die Gefährlichkeit seiner Lage ein, sein erster Blutsturz hatte ihn nicht so geängstigt, ihn ziemlich gleichgültig gelassen. Aber er beginnt das Leben zu lieben und faßt den Vorsatz, nunmehr um jeden Preis zu gesunden. Seine einzige Pflicht, sein einziges Ziel soll seine Genesung, seine Gesundheit werden.

> „Für gut war zu halten, gut war zu nennen, alles was mir heilsam war, dagegen mußte alles vergessen, zurückgewiesen werden, was nicht heilte" (S. 43).

---

[1]) Der Roman ist in der Ichform geschrieben.

Dank der strengen Hygiene und Diäthik, dank der sorgfältigen Pflege bessert sich Michel's Zustand. Er kann wieder mit seiner Frau ausgehen. Wieder interessieren ihn die jungen Araber, denen er begegnet, aber in Gegenwart seiner Frau empfindet er eine gewisse Scham sie anzureden.

Die Genesung Michel's nimmt zu. Bald besucht er die schönen Gärten der Umgebung mit Marceline, dann allein. Alle seine Sinne leben auf in dem herrlichen Klima und der blühenden Vegetation. Den schönen Lassif, den Ziegenhirten, der wunderbar die Flöte spielt, lernt Michel kennen und zahlreiche andere junge Araber. Sie begleiten ihn oft, er gibt ihnen Geldstücke, schaut ihren Spielen zu und läßt sie in seine Wohnung kommen. Als die schlechte Witterung ihn an das Zimmer bannt, sind es die Spiele der Jungen, die allein ihn zerstreuen.

Beim Beginn der heißen Jahreszeit reisen Michel und Marceline nach Sizilien. Michel's Nerven sind gekräftigt, seine kranke Lunge geheilt. Er fühlt sich körperlich und geistig ein anderer Mensch.

> „Es war mehr als eine Genesung, es war eine Vermehrung, ein Zunehmen des Lebens, der Zuzug eines reicheren, wärmeren Blutes in den Adern“ (S. 80).

Er entdeckt in sich den ursprünglichen, urwüchsigen Menschen, den Erziehung und Studium verdeckt hatten. Seine Gelehrsamkeit stört ihn in dem Genuß der schönen Natur, seine bis jetzt geliebten historischen Studien scheinen ihm ohne Beziehung zu seinem Ich.

In Sorrent hat er Gelegenheit, seine neue Kraft zu erproben, indem er seine Frau aus einer Lebensgefahr durch energische Züchtigung eines trunkenen Kutschers rettet.

Zum ersten Male in Italien, besitzt er wieder seine Frau und zum ersten Male mit sinnlichem Genuß. Es war eine eigentliche Hochzeitsnacht.

Michel denkt allmählich wieder an geschichtliche Studien. Aber die abstrakte und kühle Betrachtung der Vorgänge hat keinen Reiz mehr für ihn, die Philologie und Geschichte ist ihm nur noch ein Mittel, um Leidenschaften, um das pulsierende Leben kennen zu lernen.

Er will die letzten Jahre des Gothenreichs studieren. Aber am meisten zog ihn die Gestalt des jungen Königs Athalarich an.

> „Ich stellte mir diesen 15jährigen Knaben vor, der heimlich von den Gothen angestiftet, sich gegen seine Mutter Amalasuntha empört, seine lateinische Kultur verschmäht, die Kultur, wie ein Pferd sein störendes Geschirr abwirft und die Gesellschaft der ungeschlachteten Gothen derjenigen des alten und allzu weisen Cassiodorus vorziehend einige Jahre mit den

rauhen Günstlingen seines Alters ein kraftvolles, wollustreiches und schrankenloses Leben führt, um 18 Jahre alt ganz verdorben, ganz trunken von Ausschweifungen zu sterben.“

„In diesem tragischen Streben nach einem wilden und urwüchsigen Zustand fand ich etwas von dem, was Marceline lächelnd meine „Krisis“ nannte.“ (S. 101).

Michel wird eine Professur im Collège de France angeboten. Er nimmt sie an und lebt noch zuvor einige Monate auf seinem großen Landgut in der Normandie. Die ersten Wochen fühlt sich Michel dort völlig glücklich. Seine innere Unruhe hat sich gelegt, er arbeitet in völliger Ruhe und Zufriedenheit. Marceline ist schwanger, er umgiebt sie mit doppelter Liebe und Zärtlichkeit.

Karl, der Sohn des Gutsverwalters Bocage, ein schöner 17jähriger Bursche, erweckt das Interesse von Michel, der sich mit ihm befreundet und täglich lange Spazierritte mit dem sympathischen Jungen unternimmt.

Im Winter beginnt Michel seine Vorlesung in Paris. Er verteidigt darin seine Anschauung, daß die Kultur, die durch das Leben erzeugt sei, schließlich die Ursprünglichkeit und das Leben töte.

Ein Bekannter, Ménalque, der Individualist, der jeden Zwang, jedes Prinzip haßt und nur seiner Natur folgt, jede Handlung, die er mit Freuden ausführt, als berechtigt betrachtet, bekräftigt Michel in seinen neuen Anschauungen und hilft ihn sich über sich klar zu werden.

Marceline erkrankt schwer in Folge einer gefährlichen Frühgeburt.

Als sich ihr Zustand gebessert, ziehen Michel und Marceline wieder auf das Landgut. Michel meidet möglichst die Gäste, die zum Besuch bei ihm weilen. Die Gesellschaft der ländlichen Arbeiter und der Naturburschen bereitet ihm mehr Vergnügen.

Einer besonders zog ihn an:

„Er war ziemlich schön, groß, kein Tölpel, aber nur durch den Instinkt geleitet, er handelte stets plötzlich und gab jedem vorübergehenden Impuls nach. Vorzüglicher Arbeiter während zweier Tage, betrank er sich am dritten zu Tode.

Eine Nacht schlich ich mich in die Scheune um ihn zu sehen: er hatte sich in das Heu gestreckt; er schlief seinen Rausch aus. Wie lange habe ich ihn betrachtet.

> Eines Tages ging er weg, wie er gekommen war. Ich hätte gern gewußt auf welche Wege —" (S. 184).

Karl, der Sohn von dem Verwalter, hat sich verändert.

> „Ich sah an Stelle von Karl einen törichten Herrn herein kommen, bedeckt mit einem steifen Hute. Gott! wie war er verändert . . . Als man die Lampe brachte, sah ich mit Ekel, daß er seinen Backenbart hatte wachsen lassen." (S. 187).

Die zwei Söhne des Holzhändlers Heurtevent erwecken Michel's Interesse.

> „Sie sahen wie Spanier aus und hatten wildes Blut in den Adern. Sie schienen stolz und ich konnte kein Wort aus ihnen herausbringen."

Dagegen spricht Michel öfters mit Bute, einem Hilfsarbeiter,

> „der vom Regiment ganz verdorben — was den Geist anbelangt, denn mit seinen Körper verhielt es sich vorzüglich — zurückgekehrt war." (S. 190).

Mit Vergnügen lauscht Michel den Skandalgeschichten, die er ihm über die Einwohner des Dorfes erzählt, besonders über die Verhältnisse der in schlechtestem Rufe stehenden Familie Heurtevent.

Durch Bute erfährt auch Michel, daß Bocage noch einen Schlingel von Sohn hat, den junge Alcide, der strickelt.

Michel gelingt es mit Hilfe von Bute Alcide beim Wildern zu fassen. Aber statt zu grollen, vergnügt sich Michel damit, gemeinsam mit Alcide die Stricke zu stellen und Wild zu fangen.

Als Bocage erfährt, daß Michel mit den Wilddieben gemeinsame Sache macht, droht er das Gut zu verlassen.

Michel, seiner eigenen Handlungsweise sich schämend, beschließt das Gut überhaupt zu verkaufen. Mit seiner Frau geht er nach der Schweiz. Noch einmal sucht er eine Stütze in der Liebe zu seiner Frau.

Zwei Wochen lang bleiben sie in St. Moritz. Michel zeigt sich immer als der liebevollste, zärtlichste Gatte.

Die Änderung in seinem Charakter schreitet aber fort.

> „Jeder Tag weckt in mir das dunkle Gefühl unberührter Reichtümer, welche die Kulturen, die Sitten, die Moral bedeckten, versteckten, unterdrückten". (S. 221)

Die Atmosphäre der ruhigen spießbürgerlichen Schweiz wird ihm zuwider. Im Frühjahr geht er mit seiner Frau nach Italien, wo er neu aufatmet.

Sie besuchen Florenz, Rom, Neapel. Marceline wird durch die fortwährenden Aufenthaltswechsel ermüdet, am meisten ermüdet sie aber die Angst, Michel's Gedanken zu erraten.

„Ich verstehe wohl, sagt sie eines Tages, Ihre Lehre — Sie ist vielleicht schön, aber sie beseitigt die Schwachen.“ (S. 217.)

Michel liebt trotz allem Marceline. Niemals schien sie ihm so schön wie jetzt, wo die Krankheit ihre Züge verfeinert und wie verzückt hatte. Er umgibt sie mit der größten Fürsorge.

Aber sein unbestimmtes Sehnen, sein innerer Drang nach Lust und Leben dauern fort. In Palermo hat er Gelegenheit, mit einem jungen Kutscher, der ihn an die Bahn fährt, zu sprechen.

„Es war ein kleiner Sizilianer aus Catana, schön wie ein Vers von Theocrit, herrlich . . . schmackhaft wie eine Frucht.

„Comè bella la Signora!“ sagte er mit seiner reizenden Stimme, indem er Marceline, die sich entfernte, nachschaute. — „Anche tu sei bello ragazzo,“ antwortete ich, und da ich gegen ihn hingelehnt war, konnte ich mich nicht enthalten, und ihn an mich ziehend, küßte ich ihn. Er ließ es lächelnd geschehen.

„I Francesi sono tutti amanti,“ sagte er.

„Ma non tutti Italiani amati,“ entgegnete ich, gleichfalls lachend. Ich suchte ihn alle die folgenden Tage, aber konnte ihn nicht wieder finden“ (S. 233).

In Syracus weilten sie acht Tage.

„Alle Augenblicke, die ich nicht bei Marceline verbrachte, verbrachte ich in dem alten Hafen.

O der kleine Hafen von Syracus! Geruch des sauern Weines, schmutzige Gäßchen, stinkende Kneipen, wo die Ablader, Vagabunden, trunkene Matrosen sich herumtrieben. Die Gesellschaft der schlimmsten Leute war mir erfreuliche Gemeinschaft. Und was hatte ich nötig ihre Sprache gut zu verstehen, wenn mein gesamtes Wesen sie genoß. Die Brutalität der Leidenschaften nahm in meinen Augen einen heuchlerischen Schein von Gesundheit und Kraft an.

Ach! ich hätte mit ihnen unter den Tisch rollen wollen und dann morgens erwachen . . .

Ich hätte ihnen nachfolgen wollen und in ihren Rausch eindringen . . . Dann plötzlich tauchte Marceline’s Bild auf. Was machte sie in diesem Augenblick. Sie litt, weinte vielleicht . . . . Ich stand schnell auf, lief nach Hause“. (S. 235.)

Marceline wird kränker. Michel redet sich ein, sie brauche mehr Licht und Wärme, sie gehen nach Tunis.

Nach langer Reise kommen sie nach Biskra.

Die Jungen, die Michel früher gekannt, sind völlig geändert und in alle Richtungen zerstreut.

Der Eine, Moktir, kommt eben aus dem Gefängnis, wo er wegen Diebstahl eine Strafe verbüßt.

Michel nimmt ihn mit nach Toggourt, wohin er und Marceline weiterreisen.

Michel fühlt, daß die Änderung in seinem Innern immer mehr fortschreitet.

> Seine Liebe zur Kunst und Schönheit schwindet, um „etwas Neuem Platz zu machen.“ „Es ist nicht mehr wie früher die lächelnde Harmonie . . . Ich weiß nicht mehr, welchem finstern Gott ich diene. O neuer Gott! giebt mir die Möglichkeit, neue Rassen, unverhoffte Arten der Schönheit kennen zu lernen“ (S. 245).

In Toggourt bringen Michel und Moktir den Abend in einem maurischen Café zu, Michel giebt sich einer Maurin hin. Als er in das Hotel zurückkehrt, findet er Marceline am Äußersten, sie stirbt in seinen Armen.

Michel läßt sich in El Kantara nieder.

Ein junger Araber hält ihm Gesellschaft. Seine Schwester, welche im Winter in Constantine ihren Leib verkauft, war die ersten Wochen seine Beischläferin. Aber als der Junge sich darüber ärgerlich zeigte, wohl aus Eifersucht, hat Michel zum Teil aus Angst Ali zu verlieren, das Mädchen fortgeschickt.

> „Sie ist nicht darüber bös geworden; aber jedesmal wenn ich sie antreffe, lacht sie und scherzt, daß ich ihr den Jungen vorziehe. Sie behauptet, daß er es hauptsächlich ist, der mich in El Kantara zurückhält. Vielleicht hat sie ein wenig recht“. (S. 257.)

Der Roman bietet großes Interesse. Er stellt den Fall einer tardiven Homosexualität in geradezu meisterhafter Weise dar. Das homosexuelle Empfinden Michel's, welches vor seiner Heirat nicht hervortrat, ist eigentlich nicht erworben, sondern nur geweckt worden. Michel hat niemals das Weib geliebt und auch ohne Liebe seine Frau geheiratet. Sein homosexueller Trieb hat eine bei vielen Homosexuellen charakteristische Färbung, die Richtung auf das Naturwüchsige, Kraftvolle, auf die Typen, welche die größte Gegensätzlichkeit zu bieten vermögen.

Die homosexuellen Momente sind in dem Roman nicht in dem Maße in den Vordergrund gerückt, wie ich dies in meiner Inhaltsangabe getan habe, vielmehr in der Darstellung des gesamten psychischen Werdegangs Michel's, als Teilerscheinungen der in seinem Wesen vorgehenden Änderung eingeflochten.

Gide will seinem Roman einen tieferen Untergrund geben und kleidet philosophische Gedanken, bei welchen deutliche Anklänge an Nietzsche nicht zu verkennen sind, in die Schilderung des Lebensschicksals seines Helden.

Michel kann stellenweise als Vertreter des Individualismus, als Typus charakteristischer Eigenart gelten, der das Recht des Auslebens jeder Persönlichkeit, die Entfaltung jedes nach Schönheit, Kraft und Glück lechzenden Gefühls verkündet, ohne Rücksicht auf die herrschenden Sitten, auch wenn sie dem Landläufigen und Üblichen ins Gesicht schlagen.[1])

Aber diese ganze philosophische Betrachtung ist doch nur Beiwerk, gleichsam um der Empfindungsweise Michel's die Berechtigung zu erwerben, das Odiöse von ihr zu nehmen.

Die Homosexualität von Michel ergibt sich keineswegs als notwendiger Ausfluß des schrankenlosen Individualismus und hat auch nicht als solcher geschildert werden sollen.

Tatsächlich ist es umgekehrt die neue Gefühlsweise Michel's, welche eine andere Weltanschauung in ihm erzeugt.

Die furchtbare Umwälzung, die in einem in den hergebrachten Anschauungen und den Geleisen der Durch-

[1]) Hauptsächlich nur diese Bedeutung: „Das Streben nach Freiheit und Wahrheit der ihre Fesseln abwerfenden, ihrer ureigenen Individualität gehorchenden Seele — hebt Lucie Delarue-Mardrus in einer Besprechung des Romans in der Revue blanche vom 15. Juli 1902 hervor.“)

schnittsmoral aufgewachsenen Menschen das Erwachen und die Entwicklung des ihm bisher unbewußten homosexuellen Triebes hervorbringen muß, ist es, welche Michel's gesamte Betrachtung der Welt, seinen Gesichtskreis, seine Begriffe von Gut und Böse, von Erlaubtem und Verbotenem, ins Wanken bringt und ummodelt.

Die Metamorphose, die sich in Michel's Natur vollzieht, ist trefflich gezeichnet: Die Andersgestaltung seines ganzen Denkens, Fühlens und Wollens, die sich in den verschiedensten Begehrungen und Handlungen kundgibt, das langsame Abbröckeln des früheren Menschen, der Kampf des gährenden Triebes mit der Anhänglichkeit zu der Gattin und der schließliche Sieg des gleichgeschlechtlichen Gefühls, nachdem sich Michel's Unruhe gelegt, sein unbestimmtes Sehnen endlich den fixen Pol gefunden und ein junger Araber ihn dauernd und reuelos fesselt.

Der homosexuelle Trieb hat sich bei Michel aus Anlaß seiner Brustkrankheit durchgerungen.

Diese Entwicklungsursache scheint tatsächlich in der Wirklichkeit manchmal vorzukommen.

So schildert Krafft-Ebing Fälle von tardiver Homosexualität als Folge von Krankheiten. Mir selbst ist ein solcher Fall bekannt. Der Mediziner wird überhaupt gern dazu neigen, Homosexualität für eine Krankheit, eine krankhafte infolge einer Nervenschwäche zum Durchbruch gelangende Erscheinung zu erklären und von diesem Gesichtspunkt aus wäre auch Michel ein Kranker.

Seine Unruhe, Unbeständigkeit, seine wechselnde Stimmung, seine plötzlichen, seiner früheren Natur widersprechenden Impulse würde ein Mediziner vielleicht gerade als Zeichen von Neurasthenie deuten.

Im Sinne von Gide sollen die Symptome nur die Äußerungen neuer Kraftfülle, neuen gährenden Lebens, keimender Sinnlichkeit sein, aus denen die homosexuelle

Liebe als eine aus der tiefsten Natur von Michel entspringende Empfindung hervorgeht.

In einer Besprechung des Romans im Mercure de France rügt es Rachilde, daß Gide die Homosexualität seines Helden infolge einer Krankheit sich entwickeln lasse und daher nur ein pathologischer Fall vorliege.

Dabei übersieht jedoch Rachilde, daß Gide gerade die Krisis des tardiven Homosexuellen darstellen wollte und deshalb die Homosexualität aus einem bestimmten Anlaß zur Entwicklung gelangen lassen mußte, wollte er nicht entweder einen gewöhnlichen geborenen Homosexuellen schildern, bei welchem dann die interessante Studie der sich ändernden Natur wegfallen mußte, oder einen Heterosexuellen darstellen, der homosexuelle Experimente vornehmen will; in letzterem Falle wäre dann eine ganz andere psychologische Studie in Betracht gekommen.

Die Sprache von Gide ist von klassischer Schönheit: einfach, concis, präcis, ohne unnütze Ausführungen, dabei flüssig, wohllautend, harmonisch. Vieles begnügt sich Gide nur anzudeuten, Pathos, hohle Phrasen vermeidend, Takt, Maß, Geschmack sind bei seinem Stil zu loben.

Der Roman gehört stilistisch und inhaltlich zum Besten der homosexuellen Literatur überhaupt.

Gossez, A. M.: Six attitudes d'adolescent (Verlag „Le Beffroi" Lille) 1902. Gedichte.

Das Buch von Gossez konnte ich mir leider nicht verschaffen, da dasselbe vergriffen ist.

Ich bringe daher lediglich die im Mercure de France Januarnummer 1902 enthaltene Besprechung des Werkes aus der Feder von Pierre Quillard (S. 180). Quillard berichtet wie folgt etwa: Gossez habe geglaubt, die antiken Epheben wieder aufleben lassen zu dürfen, jene herrlichen Epheben, so schön, daß ihre Liebhaber den harmonischen Abdruck ihrer Körper auslöschten, wenn sie sich auf den goldigen Sand hingestreckt, damit keine Begierde in den Seelen derer erwache, die später den Strand beträten. Gossez habe jedoch den schönen Jüngling in einem andern Land und einem anderen Milieu besungen.

Die Welt habe sich aber seit Achilles und Patroklos geändert und manche damals heroische Leidenschaft würde heute nur noch in krankhaften Gehirnen überleben.

Gossez wisse dies und verstehe es: Das Schlußsonett bringe am besten seinen wahren Gedanken.“

Ob Gossez wirklich die homosexuelle Liebe als ein Produkt kranker Gehirne darstelle, kann ich nicht beurteilen, möchte es aber aus dem Bericht von Quillard über die Absicht des Buches „die antiken Epheben wieder in moderner Gestalt aufleben zu lassen“ bezweifeln. Es scheint mir, daß Quillard eher seine eigene Auffassung zum Ausdruck bringt, die den Beweis schuldig bleibt, warum in Folge der Änderung der Zeiten und Verhältnisse ein früher gesundes Gefühl als ein krankhaftes zu gelten habe.

Hamecher, Peter: Zwischen den Geschlechtern[1]) (Zürich: Verlag von Cäsar Schmidt 1901).

Zunächst Bekenntnis Hamecher's von seiner eigenen angeborenen Homosexualität, dann Ausfälle gegen die hergebrachte Heuchelei, welche homosexuelle Liebesgefühle in Dichtungen als Freundschaften auslege und besonders auch die Natur der Freundesliebe der alten Griechen verkenne.

Aus der nun folgenden Besprechung homosexueller Werke hebe ich hervor:

Beim Wiener Kitir betont Hamecher sein hellenisches Empfinden und seine lyrische Eigenart; Kitir gäbe nicht die reine Empfindung wieder, sondern lasse aus den äußeren Umständen, die er schildere, die Stimmung entstehen. In seinen Anschauungen über griechische Liebe reiche Kitir Kupffer die Hand. Beiden sei sie die Offenbarung höchster Macht und Schönheit. Kitir gehe sogar noch weiter. Ihm seien die Neuen Hellenen die „Boten einer neuen Zeit, die lenzgewaltig naht voll Kraft und Jugend“. Aber er leugne nicht, wie Kupffer, das weiblich-weiche träumerische Empfinden in der Seele des Uraniers.

---

[1]) Der erste Teil des Buches, eine kritische Besprechung einer Anzahl homosexueller oder homosexuellartiger Werke, gehört nicht in die reine Belletristik, da es sich jedoch um ein ausführliches Eingehen auf belletristische Erzeugnisse handelt und da der 2. Teil eine Anzahl von Gedichten enthält, habe ich das Buch an dieser Stelle aufgenommen.

Die homosexuelle Gefühls-Nüance, nicht im Sinne von ausgesprochener, Männerliebe, sondern das passive, weiche, träumerische, leise müde Dahingleitende, finde sich bei einem überwiegenden Teil Jung-Wiener Poeten und auch bei verschiedenen anderen Lyrikern jüngerer Dichtung. Bei Dauthendey springe das weiblich Passive ganz sinnfällig ins Auge.

Die unter „Jung-Wien" gekennzeichnete Poesie sei der Widerspruch der von Kupffer verherrlichten kraftvollen Männlichkeit; der Gegensatz der griechischen Knabenliebe und der Liebe eines Michel-Angelo, Shakespeare, Friedrich II. Das richtige Gegenteil dieser Männer sei auch der verbummelte Fontana, den der junge Wiener Hagenauer in seinem Roman „Muspilli" einführe. Aber diese Gegensätze würden wenig für die Homosexualität im Allgemeinen sagen, Homosexualität sowie Heterosexualität seien verallgemeinerte Collektiv-Begriffe, deren jeder eine Reihe von Typen nach oberflächlichen, in die Augen springenden Merkmalen zusammenfasse. Daß sich gerade heute die Entartungserscheinungen unter den Homosexuellen häuften, läge einerseits an dem nervösen Charakter unserer suchenden, hastenden und tastenden Zwischenzeit, und zum andern, wohl nicht geringsten Teil an der höchst verächtlichen Stellung der Homosexuellen in der heutigen Kulturwelt.

Ein bedeutungsvolles Wort zum Punkte „Kindererziehung" spräche Wedekind's „Frühlingserwachen". Die ganze Brutalität, mit welcher die Kinder sich gegenseitig über die intimsten und heiligsten Angelegenheiten des Menschendaseins unterrichteten, und der Unverstand, mit welchem die Jugendbildner solchen Vorkommnissen begegneten, sei nie eindringlicher, überzeugender und lebensmächtiger dargestellt worden.

In der Weinberg-Scene des 3. Aktes habe der Dichter eine homosexuelle Knabenfreundschaft in herzinnigem, ergreifendem Bilde festgehalten.

Töne zärtlichster Freundesliebe finde Oscar Wilde in seiner Salome.[1])

Ausführungen über die weibliche Homosexualität in den Werken von Pierre Louys, bei Marie Madeleine, Dauthendey usw.

Die Auffassung der Lieblingminne bei Paul Scheerbart sei originell. Fast in jedem seiner Bücher erwähne er sie. Im „Tod des Barmekiden", dem köstlichen arabischen Haremsroman, trete sie schlechthin als das orientalische Laster auf,

---

[1]) Wilde's Salome ist jetzt in deutscher Übersetzung im Verlag von Spohr erschienen, ebenso wie die meisten der Lustspiele des englischen Dichters (übersetzt von Pavia und Freiherrn von Teschenberg.)

während sie in den andern Büchern eine tiefere Bedeutung gewinne. Scheerbart sei vor allen Dingen Anti-Erotiker und Weltgeistanbeter. Er sei überhaupt ein Einsamer unter den andern Menschen.

Rückblickend auf die verschiedenen Schriftsteller der Homosexualität bemerkt Hamecher: Jeder scheine andere Abarten der Konträrsexualen vorzüglich beobachtet zu haben. Mit dem bloßen Sammelbegriff Homosexualität komme man nicht aus.

Bei vielen sei Homosexualität eine Krankheit, seelische und physische Ohnmacht, bei anderen außerordentliche Verfeinerung des Gesamtorganismus oder auch schon Suchen nach „parfums nouveaux;" bei anderen wiederum höchste Gesundheit und kraftvollstes Menschentum. Die Neurasthenischen und Krankhaften seien diejenigen, welche die Öffentlichkeit und die Ärzte am meisten beschäftigten.

An den literarischen Essay schließen sich 20 Gedichte Hamecher's an, in denen er Lebens- und Jugenderinnerungen, hauptsächlich aber Liebesgefühle zum Ausdruck bringt, Schmerz bei der Trennung vom Geliebten, Sehnsucht nach verlorenem Liebesglück u. s. w.

Wenn auch manches Gedicht durch besondere Originalität und Vollendung sich nicht auszeichnet, so gewähren doch viele den Eindruck des Selbsterlebten, Selbstempfundenen und haben Schwung und poetischen Rhythmus und erfüllen insofern die Grundbedingung der poetischen Darstellung. Am höchsten schätze ich das Gedicht „In großer Bängniß", in welchem Hamecher die seelische Verfassung des gerichtlich verfolgten Homosexuellen in ergreifender Einfachheit schildert. Das Gedicht erinnert im Tone etwas — und es bedeutet das nur hohes Lob — an Wilde's „Ballad of Reading Goal".

Ich führe einige Stellen aus dem Gedicht an:

Nun kommt auch mir die Stunde voll Leid,
sie werden mich führen wie Gottes Sohn
gebunden, gefesselt, den Menschen ein Hohn,
ein Mensch, dem sein Feind nur noch treu.

. . . .

Ich werde unsäglich einsam sein.
Es gab wohl einmal eine Zeit,
da sehnt' ich mich manchmal nach Einsamkeit,

nach einem Erdwinkel keusch und rein,
wo ich ungestört vom Gafferschwarm
die Tage verträum' in des Liebsten Arm.

. . . .

Bleib fest! halt hoch den heiligen Hort!
Sie schlagen nur den Leib in Banden —
Doch weithin, wie ein Donnerwort,
wirkt deine Liebe mächtig fort
in Herzen, die treulich sich fanden.

(S. 100—102.)

Schalkhaft, lustig, im Tone gut getroffen ist „Groß-stadt-Liebe" die Trennung des Dichters von einem effeminierten städtischen Homosexuellen und seine Sehnsucht nach einem kräftigen Naturburschen besingend.

Wieder andere Klänge enthalten z. B. „An mein Herz" voll frischer Natürlichkeit oder „Neue Kreise", dessen zweiter Teil glühende Leidenschaft atmet.

Keine Lieder mag ich mehr hören
und nie ein Gedicht wieder lesen
Alles ist schaal
von deines Mundes bebenden Reimen
von deiner Stimme süßer Musik.

Wiegend und leicht wie schmeichelnde Verse
ist deines Leibes wogender Rhythmus,
und das Lächeln um deinen Mund
jagt mein Blut
knisternd empor zu tollstem Entzücken.

(S. 104.)

Nach einer Übersetzung in Prosa von Verlaine's homosexuellem Gedicht: „Laeti et Erabundi" aus „Parallèlement" schließt Hamecher mit allgemeinen Erörterungen über Homosexualität (S. 121—133).

Man habe das Angeborene der homosexuellen Neigung bestritten und Bekannte von Hamecher hätten z. B. ihm eingewandt, er habe sich die Sache allmählich angelesen und durch Autosuggestion erworben.

Ein unbefangener Blick in die Natur zeige, wie viele Abweichungen von der Norm und Zwischenstufen vorhanden seien. Die relativ große Anzahl der Homosexuellen beweise, daß es sich nicht um ein unnatürliches Laster übersättigter Lebemänner handele. Kein Gesetz und keine Predigt habe je

vermocht die homosexuelle Liebe auszurotten. Er, Hamecher, habe erst, als sein Liebesempfinden längst ausgeprägt gewesen, Kenntnis vom Uranismus erhalten. Er habe, als er zu dichten angefangen, sich mancher Genüsse beim Weibe gerühmt, nie aber ein solches berührt.

Die Heterosexuellen, soweit sie die Homosexuellen nicht direkt bekämpften, blickten halb mitleidig, halb verächtlich auf die Homosexuellen herab.

Sie seien die Vielen; deshalb aber nicht die Höheren. Ihre Anbetung des Weibes schwände, wenn Schönheit und Jugend der Frau vorüber.

In homosexuellen Verhältnissen käme vielfach ein inniges zärtliches Zusammenhalten vor, wie es bei vielen Heterosexuellen nicht das Gewöhnliche sei.

Hamecher wendet sich zum Schluß an die Homosexuellen: Mit Unrecht hätten sie sich die Enterbten des Liebesglücks genannt. Wenn sie unter Liebe die Hinneigung, das Zusammenstehen und immer innigeres Ineinanderwachsen-Wollen gleichgestimmter Seelen verständen, dann seien viele Menschen, ob homo- oder heterosexuell, vom Liebesglück ausgeschlossen.

„Bemüht Euch, ein Ideal der Lieblingminne in Euch auszubilden," ruft Hamecher den Homosexuellen zu. „Bemüht Euch, durch ernstes Wirken die Achtung der Gegner zu erzwingen. Legt Eure Feigheit ab und bekennt Euch offen und frei zur großen Liebe des Plato. Aber haltet auch Eure Liebe hoch. Dann werden die Gefahren, die Euch umdrohen, von selbst verschwinden".

Diese Schlußbemerkungen Hamecher's sind kluge und beherzigenswerte Worte, die manche Homosexuelle beachten mögen; im allgemeinen tragen aber die Schlußseiten von Hamecher's Buch einen etwas feuilletonistischen Charakter, namentlich mißfällt mir der etwas vulgäre Ton einiger Stellen.

Den bedeutendsten Teil des etwas buntscheckig zusammengesetzten Buches bildet die Besprechung der homosexuellen Literatur. Zwar ist der Gedankengang oft sprunghaft, so daß der Eindruck des Unzusammenhängenden hervorgerufen wird. Auch tritt das rein Persönliche in dilettantischer Weise hervor, ferner stören längere Excurse über Gesichtspunkte, welche für weitere

Kreise wenig Interesse haben, wie z. B. die Ausfälle gegen Brand.

Doch hindert dies nicht, daß der Essay eine verdienstvolle Studie bildet. Zum ersten Mal — abgesehen von der Bibliographie des Jahrbuches — ist das Homosexuelle in der modernen Literatur erforscht: Hierbei entwickelt Hamecher ein kritisches Verständnis, das nicht an der Oberfläche haften bleibt, sondern in die Dichtung tiefer eindringt, und nicht nur das Homosexuelle, sondern das homosexuell Verwandte aufdeckt, nicht nur das grob in die Augen Springende, sondern die Nuancen und Schattierungen zu begreifen versteht.

Ein lebendiger und geistreicher Stil und eine kolorierte Darstellungsweise sind Hamecher eigen. Nur berührt manchmal unangenehm eine gewisse Nachlässigkeit im Stil sowie eine öfters saloppe Ausdrucksweise.

Hamecher hat sich als feinfühliger Kritiker homosexueller Literatur erwiesen.

Wenn er Selbstzucht übt, auf sorgfältigeren Ausdruck, straffere Komposition und logische Durcharbeitung achtet, wird man noch interessante literarisch-kritische Produktionen auf homosexuellem Gebiete von ihm erwarten dürfen.

Eine günstige Besprechung des Buches von Robert Jansen (Köln) findet sich in der Zeitschrift: „Stimmen der Gegenwart" (Herausgegeben von Beyer und Boelitz. Eberswalde, Verlag Dyck) No. 9. 1901.

Jansen sagt gegen Ende seines Aufsatzes mit Recht: „Mögen wir einen Standpunkt (bezüglich der Homosexualität nämlich) annehmen wie wir wollen, Hamecher zwingt uns, an seine Persönlichkeit zu glauben."

Kupffer, Elisar v., Auferstehung: irdische Gedichte 2. Auflage. (Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1903).

In dieser Sammlung von 119 Gedichten tragen etwa 25 homosexuelles Gepräge. Dieselben lassen sich in verschiedene Kategorien einteilen:

1. Drei knüpfen an historische Begebenheiten an. Die Gedichte:

a) **Antinous** S. 21: Die Klagen Hadrian's um den toten Antinous.

b) **Der einsame König** (Ein Lied des Hofnarren) S. 62, anspielend auf das Schicksal Ludwigs II. von Bayern.

c) **Der Lieblingsjünger** (Schon in Brand's, „Eigenem," sowie in der Sammlung Kupffer's, „Lieblingminne und Freundesliebe" veröffentlicht) S. 69, Betonung des Gegensatzes zwischen der Liebe von Jesus zu Johannes und der Freundschaft zu den übrigen Jüngern, den im letzten Vers Simon formuliert:

„Uns ist er Freund, doch jenen liebt er"

2. In zwei Gedichten werden die homosexuellen Gefühle durch den Anblick eines Bildnisses geweckt, nämlich in **Wiedersehen** S. 83 (Das Bildnis eines Syrinxspielers in Pompei) und in dem Gedichte **Lebendiges Bild** S. 109.

3. Häufiger gibt die Begegnung mit schönen Jünglingen Anlaß zu homosexuellen Ergüssen:

So in **„Pompejanische Idylle"**, wo auch schon die Erinnerung an die Antike homosexuell wirkt.

Bajanisches Idyll: In dem Krater bei Baja begegnet dem Dichter eine Anzahl schöner Jünglinge; einer besonders weckt seine Aufmerksamkeit.

Im Peristylion (Träumerei) S. 45.

Siciliano (Eine lyrische Skizze) S. 75. In Pompei macht der Dichter die Bekanntschaft mit einem jungen Sicilianer.

Im Kurpark S. 90.

Kreuzt die Schönheit deine Pfade S. 110. Abermals ein schöner Jüngling, dessen Begegnung den Dichter entzückt.

4. Den Geliebten preisen

Hochzeitslied S. 69
Vor der Trennung S. 71.
Im Walde S. 84.
Zwiegespräch mit meinem Herzen S. 85.
Dem Liebenden S. 87.
Im Heim der Liebe S. 89.
Ein Oktobertraum S. 92.
Der Genesende spricht S. 103.

Liebling, wenn du betest
horchet Stern bei Stern
Liebling, wenn du betest,
horcht auch Gott dir gern.

Darum mußt auch danken
du, bin ich gesund
mußt ja sonst erkranken,
schweigt dein süßer Mund.

Was ich auch gelitten,
Wiegt es noch so schwer,
deine lieben Bitten
wiegen ja noch mehr.

Im Eifer der Liebe S. 107.
Ein Liebesbrief S. 115.
In der Märchenstunde S. 128.

5. Zwei Gedichte endlich lassen eine Deutung auf die verfehmte Stellung der Homosexualität in der heutigen Zeit zu:

Ungeweihte Liebe S. 48.

Die andern gedeihen ohne Sorgen,
gehütet, bewacht —
ich aber liebe verborgen
in schirmender Nacht.

Die andern prunken wie Rosen
an ihrem Spalier —
ich aber muß heimlich kosen
im Felde mit dir.

Mit ihrer Liebe sie immer
sich brüsten so laut,
die andern — denn ich bin nimmer,
bin nimmer getraut.

Kommende Zeiten S. 66.

Der Tag bricht an — der Tag der Liebe,
Da sich das Herz zum Herzen findet,
Die Macht der Finsternis entschwindet —
Und kommt er, daß er ewig bliebe!
Der Winter unsrer Welt zerstiebe!

Fluch aller stillen Lüsternheit!
Sie kommt, die neue Zeit!
(erste Strophe.)

Und sinkt die schamerlogene Hülle,
daß wir mit nackten Armen fassen,
wovon wir nicht in Träumen lassen,
dann waltet frei in bunter Fülle
der menscherlöste tiefe Wille.

Es kommt der Tag, der uns befreit —
sie kommt, die neue Zeit!
(letzte Strophe)

In seinen Gedichten besingt Kupffer offen und unverhohlen die Homosexualität.

Kein noch so findiger Kritiker wird bei ihnen den homosexuellen Charakter wegdeuten können.

Kupffer's Weltanschauung, wie sie aus seinem Buch hervorgeht, hat mit den alten Idealen und den alten Göttern gebrochen und in dem Streben nach irdischem Glück und irdischer Schönheit das Ziel des Menschen gefunden. Er kann daher auch nicht die Liebe als sündhaft fühlen, die ihm die Sonne und das Licht seines Daseins bedeutet.

Seine Poesie wie diejenige von Hamecher hat hauptsächlich symptomatischen Wert, sie beweist, daß nunmehr Dichter erstehn, die von der Natürlichkeit ihrer homosexuellen Liebe durchdrungen und das Urteil der Menge verachtend, ihre Gefühle mit derselben Freude und Selbstverständlichkeit poetisch darstellen wie die heterosexuellen Dichter die Liebe zum Weib.

Das Gefühl des Außergewöhnlichen und Verpönten — nur in einem Gedicht, dem herben und bitterschönen „ungeweihte Liebe“ kommt letzteres zum Ausdruck — hat der Empfindung der Natürlichkeit der homosexuellen Liebe Platz gemacht.

Kupffer's Gedichte atmen weniger Kraft als Hamecher's Verse.

Die Poesie des letzteren wirkt unmittelbarer, besticht mehr auf den ersten Eindruck hin. Kupffer's Lyrik hat aber eine intimere Anmut, sie besitzt mehr Halbdunkel, mehr Feinheit, leisere, gedämpftere Töne. Bei wiederholter Lektüre erst erschließt sich ihr Reiz, und doch sind die Gedichte weit entfernt von komplicierter oder raffinierter Ausarbeitung, sogar den Vorwurf des Gegenteils möchte

man ihnen machen. Andererseits gelingt manchmal Kupffer ein einfacher, fast volkstümlicher Sang vortrefflich, wie in dem Gedicht: „Der Genesende spricht“.

Jedenfalls wird man bei Kupffer ebenso wie bei Hamecher eine Hauptbedingung für den Dichter vorfinden: das Poetisieren von Selbsterlebtem. Ihre Gedichte sind keine poetische Uebungen, kein Spielen mit fremden Gefühlen, sondern Wiedergabe ureigensten homosexuellen Empfindens, welches bei Kupffer in so zahlreichen Variationen wie noch bisher bei keinem Dichter nach poetischer Gestaltung ringt.

Kupffer, Elisar v.: Sein Rätsel der Liebe. Novelle aus der Sammlung Doppelliebe. (Zürich, Caesar Schmidt, 1901).

Der junge Alfred, der auf dem Lande bei seinen Eltern einsam und zurückgezogen lebt, glaubt die schöne Schloßnachbarin Hedwig zu lieben. Hedwig hat Wohlgefallen an dem zarten Jüngling, sie scherzt und plaudert zwar mit ihm, aber Liebe empfindet sie für ihn nicht.

Die Ungewißheit, ob Hedwig ihn liebt, die Qual des vergeblichen Hofmachens, die Angst der Zurückweisung nach dem Geständnis der Liebe und die Scheu vor der befürchteten Demütigung peinigen Alfred.

Baron Roman von Ribberg, der ehemalige Gesandtschaftssekretär, der frühzeitig seinen Beruf aufgegeben, um meistens in Italien zu leben, kommt zu Besuch auf das Schloß. Hedwig empfängt ihn zuvorkommend und mit weiblicher Koketterie. Alfred empfindet Eifersucht und Neid gegen den gewandten weltmännischen Kavalier, und doch macht Roman, der Hedwig ihm entfremdet, einen nicht geringen Eindruck auf ihn.

> „Roman hatte beinahe etwas Geheimnisvolles in seinem Wesen und so gar nicht das gewöhnliche Äußere der galanten Herren von der Gesellschaft, weder war er herausfordernd schneidig, noch burschikos nachlässig, noch geziert.“ (S. 100).

Und dazu umgab ihn in Alfreds Augen der Nimbus des Vielgereisten, der Italien und den Orient besucht. Alfred, der verlegen bei Seite steht, vermag nur naiv-neugierige Fragen über Rom an Roman zu stellen. Aber Roman schien Alfred und seine frische eigene Art zu fesseln, er wollte ihn näher kennen

lernen. Abends als Alfred traurig dem Tanz zuschaut, frägt ihn Roman, warum er entgegen der Gewohnheit junger Leute seines Alters nicht tanze. Alfred kann selbst keine richtige Antwort finden.

Am Geburtstag von Hedwig sind Roman und Alfred wieder auf das Schloß eingeladen. Roman führt Hedwig zu Tisch, Alfred hat den Mut nicht gefunden, ihm zuvorzukommen, er fühlt sich von Hedwig verlassen und gekränkt.

Abends, als Alfred wieder traurig und verstimmt nicht tanzt, wundert sich Roman, dessen Blicke Alfred schon während des Tisches oft auf sich gelenkt sah, abermals über Alfreds Zurückgezogenheit. Er bittet ihn im Quadrille sein vis-à-vis zu sein. Nach dem Tanz veranlaßt Roman Alfred zu einem Spaziergang in den Garten. Roman bietet Alfred seine Freundschaft an, zartfühlend weiß er sein Inneres zu entziffern.

„Alfred erwarte, daß Hedwig ihm entgegenkomme; er hasse das Kokettieren des Weibes, er möge nicht den Tanz, das Werben, Fliehen und Aufsuchen. Weil die Frauen fühlten, daß er sich ihrem Bann zu entziehen suche, spendeten sie ihm keine Gunst und straften ihn mit Gleichgültigkeit.“

Roman klärt Alfred über seine eigne Natur auf:

„Gar manche Übergänge gäbe es in der Natur, es heiße nicht bloß hie Mann — hie Weib. Was oft Mann scheine, sei doch in seinem Empfinden nicht nur das, was man insgemein männlich nenne, sondern auch weiblich.

„Sie verlangen nach Hedwig, und doch bleibt sie Ihnen gleich fern,“ sagte Roman, „oder ist es nicht so?

„Ich weiß nicht . . . Ich glaube . . .“

„Lieber Alfred, was Sie eben befremdet, das kenn' ich, ich rede nicht von ungefähr so zu Ihnen. Es gab eine Welt und es gibt auch heute noch eine, in der das nicht so unverständlich seltsam ist. Sie wollen selbst begehrt sein, Sie schätzen und pflegen Ihr Äußeres, und Sie sind noch jung . . . Aber das ist mehr als ein weibliches Verlangen, das ist es, was Ihrem Glück fehlt.“

„Ich weiß nicht, was ich von mir denken soll!“

„Daß Sie ein liebenswerter junger Mann sind, der um seiner Vorzüge willen begehrt sein möchte, weil er nun so empfindet, fühlt, weil die Natur ihn so geschaffen hat.“

Was Alfred so lange gequält hatte, ward ihm nun verständlich, obgleich ihn die Erkenntnis selbst befremdete.

„Aber was soll ich . . .!“

> „Es ist wahr, Alfred, Sie wären nicht der Erste und Letzte, der an dieser seiner Natur zu Grunde ginge, weil der stumpfe Wahn der Unwissenheit sie hier verfolgt. Wäre Ihnen die Erkenntnis verschlossen geblieben, das Glück wäre Ihnen deshalb doch nicht gekommen, denn die Natur waltet auch blind; und wie Ihr Empfinden Sie bis jetzt meisterte, so würde sie es auch ferner tun. Sie hätten sich eines Tages doch erkannt und dann — dann wäre vielleicht kein Ausweg mehr gewesen. Wie viel Ehen wurden nicht so ein gebrochenes Glück!"

Alfred verzweifelt zuerst an sich und glaubt sich nun für immer unglücklich.

Aber Roman weiß ihn aufzurichten. Er solle mit ihm hinaus in die Welt. Auch er habe gelernt, zu spielen.

> „Ich weiß, viele würden sagen: du solltest lieber sterben, aber ich lache ihrer und lebe und liebe das Leben." (S. 115.)

Roman wird Alfred mit nach Italien nehmen, er ist reich genug für zwei. Getröstet und dem Leben und der Liebe des Freundes gewonnen, fällt ihm Alfred in die Arme.

Roman, der mehr als einmal seine Neigung Unwürdigen geschenkt, ist glücklich, den lang ersehnten, jungen, schönen und ihm ebenbürtigen Freund gefunden zu haben.

Wie in anderen seiner Werke erhebt sich auch hier Kupffer bei der Darstellung eines homosexuellen Problems über die Sphäre des Geschlechtlichen hinaus zu dem seelisch Interessanten und dem allgemein Gedanklichen.

Die Ursache der Homosexualität wird in allgemeinen psychologischen Erklärungen gesucht.

Alfreds Homosexualität, die zwar auf seiner weibischen Artung fußt, kommt doch nur zum Durchbruch, weil seiner Natur der männliche Werbungseifer und die energische Kampfeslust zur Eroberung der Geliebten widerstrebt und weil umgekehrt seine passive Natur in dem Entgegenkommen und der Werbung des Mannes Befriedigung und Ergänzung findet. Zugleich spielt ein anderer Gedanke mit: die Kränkung Alfreds in seinem männlichen Stolz durch das herzlose Kokettieren des

Weibes, die Furcht vor Demütigung, die Angst sich vor dem Weibe zu erniedrigen, die Scheu, ihr Sklave zu sein.

Ähnliche Gedanken und zwar viel deutlicher als hier kommen in Kupffer's Drama „Narkissos“ zum Ausdruck. Hier liegen sie mehr zwischen den Zeilen als auf der Oberfläche.

Wenn man von dem allgemein psychologischen Gesichtspunkte absieht und mehr den Maßstab des individuell Psychologischen und Physiologischen anlegt, so erscheint die Homosexualität von Alfred und die Umwandlung seiner Gefühle nicht streng motiviert. Allerdings wird man davon ausgehen, daß Alfred eben zu den unbestimmten, auf der Grenze stehenden Naturen gehört. Alfreds Liebe zu Hedwig macht zwar den Eindruck einer mehr auf Selbstbetrug und Einbildung beruhenden Neigung als einer wirklichen Leidenschaft, aber trotzdem liegt das homosexuelle Empfinden, die Anziehung durch den Mann bis zur Aufklärung durch Roman völlig verborgen. Wenn dann Alfred dem heterosexuellen Gefühl den Rücken kehrt und den homosexuellen Bund mit dem Freund schließt, so überrascht die plötzliche Wandlung. Hedwig und Roman sind mit feinen und sicheren Strichen gezeichnet, namentlich Roman, der selbstbewußte, klarblickende Konträre, der sich mit seiner Natur abgefunden hat und dem es gelungen ist, zu innerer harmonischer Lebensgestaltung und Lebensfreuden sich durchzuringen.

Lecomte, Georges: Les cartons verts (Paris: Charpentier 1901.)

Der Roman spielt in einer Abteilung des französischen Ministeriums und beschreibt in sehr ergötzlicher, talentvoller Weise den Bureaukratismus mit seinen Lächerlichkeiten und Schattenseiten und seinem unheilvollen Einfluß auf die Beamten, sowie das traurige Los, das den Subalternbeamten das Geist und Körper abstumpfende bureaukratische Leben bereitet.

Unter den verschiedenen Beamtentypen, die Lecomte vorführt, befindet sich auch ein Homosexueller, Chargnieu, ein blonder

Vierziger. (Die Stellen, die von ihm handeln, sind auf S. 297, 299—301, 341, 356—361, 386, 458, 497—500.)

„Fast immer träge und schläfrig, als ob er seine Kräfte wiederherstellen wollte, die sein Laster ihm nahm, saß er in seinem Bureau, einer Schlange ähnlich, die verdaut.

Während der Hundstage fächelte er sich mit der affektierten Grazie einer Coquette an, im Winter wickelte er seine Hände in seine Ärmel, wie eine verfrorene Frau sanft ihre Finger in das laue Obdach ihres Muffes steckt. Auf dem Ministerium brachte er seine Zeit damit zu, wenn er seine Sachen hingeschmiert hatte und nicht schlummerte, seinen blonden zarten Bart zu kämmen, seine Haare zu frisieren, seine Nägel zu glätten, oder sich an niederer obscöner Literatur zu ergötzen.

Seine Stimme und sein weibliches Lachen ertönten schrill in dem Bureau . . . . .

Seine weiche Hand verweilte gern in zärtlichen Berührungen, seine Augen lächelten wie die einer begehrlichen Frau, die sich anbietet, und sein nachlässiger, eckiger, zu Berührungen prompter Körper schien immer, wie der einer Dirne, Kniee und Arme zu suchen, um schmachtend sich niederzulassen . . . . ."

Chargnieu nähert sich besonders gern den ganz Jungen der Abteilung, den Vereinsamten, der Liebe Baren.

„Er setzte sich neben sie auf ihren Tisch oder zog sie in verlassene Winkel.

Diese Neulinge, fast alle Provinzler und traurig ob ihrer Einsamkeit, fanden die schmeichelnde Freundschaft dieses ziemlich eleganten Kollegen, der ihnen Paris kennen lehrte, angenehm.

Ohne Mißtrauen ließen sie die wollüstigen, mutwilligen Spielereien Chargnieu's über sich ergehen."

Seit einigen Monaten stellt Chargnieu besonders einem dieser Neulinge nach, einem jungen, jugendkräftigen, nach Liebe lechzenden, vereinsamten Bretagner, Caradec.

„Chargnieu errät sein Schmachten und seine Begierden. Er schleicht wie eine Schmeichelkatze um den Alleinstehenden. Aber dieser scheint Mißtrauen zu schöpfen. Sein gerader Instinkt weist die liebkosenden Gesten zurück."

Zur Karnevalszeit findet Chargnieu die gesuchte Gelegenheit. Er bringt einen Abend mit Caradec zu, den er nach Zerstreuung und Vergnügen dürstend auf der Straße getroffen, führt ihn ins Varieté und dann zu sich nach Hause.

Aufgeregt und halbtrunken hat Caradec nicht die Kraft, Chargnieu's Liebkosungen zurückzuweisen, nachher empfindet er aber Ekel und entfernt sich voll Scham.

Aber eines Tages gibt es eine große Neuigkeit auf dem Ministerium. Chargnieu, der seit einigen Tagen fehlte, wurde abends auf einer Bank in den Champs-Elysées in Mitte der Begehung unzüchtiger Handlungen mit einem Manne von der Sittenpolizei ertappt und verhaftet. Um den Skandal zu verhüten, wird ihm die Strafkammer erspart bleiben, aber seine sofortige Entlassung vom Ministerium ist erfolgt.

Die gesamten Kollegen besprechen in sarkastischer Weise das Geschehene und fallen über Chargnieu her.

> „Stille waren nur die Jüngelchen, welche Chargnieu mit seiner zärtlichen Freundschaft verfolgt hatte.
>
> Mit gerötetem, von einem erzwungenen Lachen verzerrten Gesicht hörten sie zu, und von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihrer zugedrückten Kehle ein dumpfes Schimpfwort. Sie fürchteten, daß man in diesem Augenblick strenger Moral sich ihrer Gespräche mit dem Gebrandmarkten erinnern könnte."

Als einer der Beamten ein Wort der Verzeihung für Chargnieu einlegen will, wird sein Satz

> „durch die bitteren Worte eines Jüngelchens unterbrochen, der wie üblich, sich unerbittlich zeigte, um über die Schwächen hinwegzutäuschen, deren er sich vielleicht schämte. ‚Schwein . . . eklicher Bock' stieß er aus."

In Chargnieu, wie ihn Lecomte zeichnet, erkennt man den geborenen effeminierten Homosexuellen. Lecomte deutet aber in Wirklichkeit die Homosexualität anders: als den durch notgedrungene Enthaltsamkeit vom Weib auf Abwege geratenen heterosexuellen Trieb.

Lecomte beschäftigt sich an verschiedenen Stellen mit der Gestaltung des Geschlechtslebens der Bureaukratie. Er hebt die mißliche Lage der kleinen Beamten hervor, die arm und von dem sozialen Verkehr mit der Frau abgeschlossen, überdies zu einer gewissen Rücksichtnahme auf ihre Stellung gezwungen, nicht nur meistens auf Befriedigung ihrer Liebes- und Herzensbedürfnisse verzichten müssen, sondern meist auch mangels der nötigen Mittel ihre Sinneslust nicht befriedigen können.

Die fortgesetzte Unterdrückung des natürlichen Triebes schläfere ihn allmählich bei vielen ein, bei anderen aber werde er auf perverse Bahnen gedrängt. Als Beispiel hierfür bringt Lecomte dann hauptsächlich drei Typen: einen, der nur an dem Ankauf und Anblick obscöner Bilder und Photographien seine Freude fände, einen, der die Leidenschaft habe, Liebespärchen in intimer Umarmung auf den öffentlichen Promenaden zu erspähen, und den dritten: Chargnieu.

Die Entstehung seiner Homosexualität denkt sich Lecomte wie folgt: Chargnieu sei als ein junger, kräftiger und demnach von Begierden gestachelter Mann, aber arm und daher ohne Maitresse, einst von irgend einem Lasterhaften verführt worden und selbst dann zum Auflaurer fremder sinnlicher Triebe, die sich nicht befriedigen konnten, herabgesunken.

Für den Zweck des Romans paßt die Schilderung recht gut, indem sie durch ein drastisches Beispiel die Gefahr der Unterdrückung natürlicher Triebe veranschaulichen will. An dem Maßstabe der Wirklichkeit gemessen, dürfte sie aber für den Kenner der Homosexualität wenig glücklich sein.

Mit Recht hat daher schon ein Kritiker des Romans[1]) scherzend hervorgehoben, daß doch nicht alle Homosexuellen Bureaukraten seien!

Lys, Georges de: La Vierge de Sedom (Offenstadt frères. Paris, 1901).

Sedom (Sodom) ist von dem Joch der Elamiter, der fremden Eroberer durch Abram (Abraham) aus dem Thale Mamré, dem Onkel von Lott, der als einziger Fremder in Sedom wohnt, befreit worden.

Bara, der König von Sedom, bietet Abram zum Dank für den errungenen Sieg die unberührte schöne Tochter von Abimaël, des Hohepriesters des Gottes Nabou, die jungfräuliche Maheleth, zur Frau an.

---

[1]) Rachilde in Mercure de France.

Aber Abram schlägt die ihm erwiesene Ehre aus; obgleich seine Ehe mit Sarah, seinem Weibe, unfruchtbar geblieben, wird er mit keiner andern Frau das Ehebett teilen. Naphis, der schöne Adoptivsohn Abrams, verliebt sich in Maheleth, die seine Leidenschaft erwidert. Aber Abimaël will seine Tochter nicht dem Adoptivsohn des Mannes geben, der ihn durch die Weigerung Maheleth als Frau zu nehmen aufs tiefste gekränkt hat. Maheleth soll Noëph, den Wüstling, heiraten, den eigenen Geliebten des Hohenpriesters.

> „Noëph's verweichlichter, von Wohlgerüchen durchsetzter Körper hatte die Wollust von Abimaël erregt. Der ehrgeizige Wüstling hatte gewußt die Leidenschaft des Greises auszunützen und als Preis für seine Gefälligkeiten sich die Ehe mit Maheleth auszubedingen“. (S. 122.)

Abimaël freute sich schon, im Ehebette der eigenen Tochter den Geliebten zu besitzen. Naphis hat im Einverständnis mit Maheleth beschlossen, sie zu entführen. Während des Festes zu Ehren des Gottes Nabou und der Feier der Mysterien, denen Maheleth beiwohnen muß, wird es Naphis am besten gelingen, im Gedränge der Menge seinen Plan auszuführen.

Er schleicht sich in den Tempel während der Feier der heiligen Orgie.

> „Im Tempel wohnten die Priester von Nabou . . . Sie brachten die Stunden in der nervenerregenden Atmosphäre des Tempels zu und scheuten sich nicht, den häßlichsten Ausschweifungen sich hinzugeben. Ein junger Sklave, zu ihren Füßen hingebettet, war stets bereit, ihrer Begierde zuvorzukommen und sie zu befriedigen. In dem Allerheiligen, wo sie ohne Frevel eindringen durften, ließen sie Jungfrauen und Jünglinge der Stadt einführen, ... und die Lampen der göttlichen Gebräuche erleuchteten ihre Unzüchtigkeiten.
>
> „Schwankend mit gerötetem Antlitz schreiten die Priester heran, ein jeder gestützt durch einen Epheben, dessen Nacktheit mit Schmuck geziert ist, wie die einer Prostituierten.
>
> Die Neger von Khousk, seit der Wiege entführt, für den Gebrauch der Priester in den Tiefen des Tempels erzogen, haben eine bronzefarbige, glänzende, ölige Haut. Ihre weißen Zähne lachen unter den fleischigen Lippen, die den Rändern einer bluttriefenden Wunde gleichen. Einige zeigen nur rosiges Zahnfleisch und haben zahnlose Kiefer, eine absichtliche Grausamkeit, um ihre Liebkosungen sanfter zu gestalten . . . .

Die Kinder der weißen Race sind dicker, die sitzende Lebensweise, der Luftmangel, die Nahrung, mit der man sie vollpfropft, dunsen ihren Unterleib auf und lassen an ihren Schenkeln fette Falten aufgehen. Einige sind kastriert und verdanken ihrer Verstümmelung eine noch mißgestaltere Wohlbeleibtheit.

Sie helfen ihren Herren sich auf ihrem Ruhelager niederzulegen, häufen Kissen hinter ihre Häupter und lagern sich zu ihnen . . . . .

Die Hand von Abimaël spielt nachlässig in dem blonden, über die schmächtigen Schultern eines schönen Androgynen herunterwallenden Lockenhaar, dessen doppeltes Geschlecht, das seine abgestumpfte Begierde reizt, abwechselnd seine Liebkosungen empfängt und wiedergibt . . .“ (S. 201—203.)

Zuerst führen Tänzerinnen unzüchtige Tänze auf. Dann erscheinen Epheben. „Es sind nicht mehr die der Person des Priesters beigegebenen armen Verstümmelten, aber schlanke, fein muskulierte Jünglinge mit geschmeidigen Gliedern und elegantem Gang. Nichts sticht von ihrer herrlichen Nacktheit ab auf dem geglätteten Elfenbein ihrer glänzenden, durch ölige Einreibungen geschmeidigen Haut. Das Auge des Priesters entzündet sich, ein tierisches Lächeln schleicht über ihre herabhängenden Lippen. Diese Tänzer sind wirklich schön.“ (S. 204.)

Die Tänzer sind blind — seit ihrer Aufnahme in den Tempel geblendet durch glühendes Eisen. Sie führen plastische Stellungen und Tänze vor, die in erotischen Umarmungen und Gruppen enden.

Zum Schluß der Feier will Abimaël noch eine besondere Monströsität zum Besten geben. Die eigene Tochter soll nackt vor aller Augen tanzen. Als er selbst der Widerstrebenden die Hülle vom Körper reißt, stürzt Naphis aus seinem Versteck hervor, die Geliebte zu schützen. Abimaël will den Frechen zuerst dem Tode weihen, aber als er den Halbnackten in seiner strahlenden Herrlichkeit erblickt, „sehen seine gierigen Augen nur noch seine Schönheit.“ Er kennt eine bessere Rache als den Tod, er wird Naphis dem Dienst des Gottes Nabou widmen.

Inzwischen hat Abram vom Gott Israels die Offenbarung erhalten, daß seine Frau Sarah noch fruchtbar werden würde. Gott hat ihm zugleich befohlen, sich und seinen ganzen männlichen Stamm beschneiden zu lassen. Er sendet ihm zwei Engel in Gestalt zweier wunderbar schöner Jünglinge, die Abram zu Lott schicken soll, ihm die Botschaft Gottes zu überbringen.

Die Schönheit der beiden Botschafter erregt die Begierde der Einwohner Sedoms. Sie stürzen vor Lott's Haus und begehren die Fremden. Männer und Weiber gleich stürmisch in ihrem Verlangen, Noëph der Wüstling an der Spitze. Auch der Hohepriester Abimaël gebietet, die Fremden der entfesselten Fleischeslust des Volkes preiszugeben. Als die Menge schließlich das Haus stürmt, entfliehen die Engel mit Lott und seiner Familie durch eine verborgene Türe. Gott aber läßt den Feuerregen über die unzüchtige Stadt hereinfallen.

In den Gewölben des Tempels, wo Naphis als Gefangener schmachtet, gelingt es Maheleth, zu ihm zu gelangen. In enger Umarmung sterben sie in dem Feuerbrand.

Die Homosexualität erscheint in dem Roman als Culminationspunkt eines Lasterlebens Heterosexueller (bei Abimaël und Noeph) und als tierische Begierde eines ganzen unzüchtigen Volkes, sodann überhaupt als unsittlicher Ritus einer heidnischen Religion, die ihren Priestern den gleichgeschlechtlichen Verkehr gebietet und die Tempelprostitution verlangt. In dieser Auffassung bot die Homosexualität dem Verfasser ein willkommenes Mittel für seine auch aus den beigegebenen Illustrationen ersichtliche Tendenz zu grellen Effekten. Denn im Grunde verrät der Roman das Streben nach Sensation, und ein ziemlich hohler Inhalt verbirgt sich unter dem pompös gesuchten und sensationell dekorativen Stil, der allerdings in den Tempelscenen den passenden Stoff zur geeigneten wirksamen Entfaltung findet. Diese profane wollüstige Tempelscene, welche zum Besten des Romans gehört, entrollt die kulturhistorisch hochinteressante religiöse Priesterhomosexualität in einem sinnlichen und raffinierten Gemälde voll Virtuosität und künstlerischem Glanz.

Martino, Ferdinand de und **Abdel Khalek Bey Saroit**. Anthologie de l'amour arabe mit Vorwort von Pierre Louys (Paris: Mercure de France 1902).

Das Buch enthält eine Sammlung morgenländischer Liebesgedichte (84 Nummern) von Dichtern der frühesten Jahrhunderte bis zu solchen der Jetztzeit in französischer Übersetzung.

Sämtliche besingen die Frau, nur zwei sind homosexuelle. No. 29 und No. 61.

Über den Verfasser des Gedichtes No. 29 Moudrik El Chaibani wird in der Sammlung wie folgt berichtet S. 166:

„Er wurde in Bagdad erzogen und blieb dann in dieser Stadt als Lehrer. Seinem Unterricht wohnten nur junge Leute bei, unter ihnen befand sich der junge Amr. Der Dichter verliebte sich in den Jungen, so daß man gezwungen war, ihn von dem Unterricht fernzuhalten.

Aus Gram wurde Moudrik schwer krank, und da sein Zustand sich verschlimmerte, baten die Freunde des Kranken die Eltern von Amr, einen Besuch des Jungen bei seinem Lehrer zu gestatten. Von Mitleid ergriffen, gaben sie die Erlaubnis dazu. Als Amr am Bette des Sterbenden stand, ergriff dieser die Hand, sagte einige improvisierte Verse her und gab seinen Geist auf.“

Bei dem Ruf der orientalischen Poesie, als der Dichtung, welche besonders häufig den Jüngling besingt, wundert man sich, daß in der Sammlung die homosexuelle Liebe so spärlich vertreten ist. Es scheint, daß die Herausgeber absichtlich die homosexuellen Gedichte möglichst beiseite gelassen haben. Daß sie aber in der morgenländischen Poesie tatsächlich sehr zahlreich zu finden sind, dürfte auch aus der Notiz über den Dichter Omar Ebn Abdullah Ebn Abi Rabia El Mahzuni S. 83 hervorgehen, in welcher bemerkt ist, daß Omar sich stets weigerte, solche Dithyramben zu verfassen, wie sie so sehr zu seiner Zeit in Ehren standen. „Ich besinge die Frauen und nicht die Männer“ pflegte er zu wiederholen.[1])

---

[1]) In der französischen Übersetzung der „Tausend und eine Nacht“ von Dr. Mardrus (Fasquelle, Paris) sind zahlreiche homosexuelle hochpoetische Stellen.

Ein unbekannter zur Zeit in Arabien weilender Herr hat mich auf die Übersetzung aufmerksam gemacht und mir zugleich eine Anzahl von Stellen mitgeteilt, wofür ich ihm hiermit danke.

Zur Zeit sind 12 Bände von Mardrus herausgegeben und noch 4 zu erwarten. Nach Beendigung der Veröffentlichung wird es wohl angezeigt sein, das Homosexuelle in den verschiedenen Bänden in dem Jahrbuch zu besprechen. Vorläufig sei angegeben,

Mérejkowsky, Dmitry de: Le Roman de Léonard de Vinci ins Französische übersetzt von Jacques Sorréze (Paris: Calmann Levy 1901) 718 So.

Der lange, grau in grau geschriebene Roman, dessen Wert dem Umfang nicht gleichkommt, entrollt die Lebensgeschichte von Leonardo da Vinci im Rahmen der damaligen historischen und kulturhistorischen Begebenheiten. An zwei Stellen werden die Verdächtigungen erwähnt, wonach Leonardo gleichgeschlechtlichen Verkehr gepflogen haben soll.

S. 230 erzählt der Schüler Leonardo's, Cesare, einem Mitschüler Giovanni, der seinen Meister aufs tiefste liebt und ehrt, über Leonardo's Vorleben:

> „Im Jahre 1476 war Leonardo 24 Jahre alt und sein Meister, der berühmte florentinische Maler Andrea Verrochio 40. Ein anonymer Bericht, worin Beide widernatürlicher Unzucht beschuldigt waren, wurde in einen der runden Kasten gelegt, die sog. Tamburi, die man an die Säulen der Hauptkirchen Florenz hinzuhängen pflegte. Am 9. April desselben Jahres untersuchten die sog. nächtlichen mönchischen Aufseher die Sache und sprachen die Angeklagten frei, aber unter der Bedingung, daß der Bericht erneuert würde, nach der zweiten Anklage am 9. Juni wurden Leonardo und Verrochio für unschuldig erklärt. Niemand erfuhr mehr darüber. Bald darauf verließ Leonardo die Werkstätte von Verocchio und ließ sich in Mailand nieder.
>
> O! gewiß ist es eine schändliche Verleumdung! fügte Cesare hinzu, mit einem ironischen Funken im Auge. Obgleich du noch nicht weißt, Freund Giovanni, welche Widersprüche in seinem Herzen herrschen. Siehst Du, es ist ein Labyrinth, in dem selbst der Teufel sich das Bein brechen würde. Einerseits scheint er Jungfer und andererseits würde man sagen . . . .“

Cesare wird von dem wütenden Giovanni unterbrochen, der seinen Meister warm in Schutz nimmt.

S. 700 Franz I. von Frankreich besucht das Atelier von Leonardo. Der König bewundert das herrliche Portrait der Monna Lisa und glaubt, der Maler habe die Frau leidenschaftlich geliebt.

---

daß die männliche Liebe mit orientalischer Glut und mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihres Gleichen sucht, besungen wird in Bd. 4 S. 87, 91, Bd. 5 S. 10, 20, 137, 138, 139, Bd. 6 S. 216, Bd. 7 S. 240, 241, Bd. 8 S. 21.

Ein Begleiter des Königs raunt ihm jedoch zu, man behaupte, Leonardo habe nicht nur die Joconda nicht geliebt, sondern überhaupt kein Weib .... er sei fast Jungfer.

„Und noch leiser, mit einem anrüchigen Lächeln, fügte er etwas Unzüchtiges über die socratische Liebe Leonardo's und die ungewöhnliche Schönheit seiner Schüler bei.

Franz I. wunderte sich, dann zuckte er mit den Achseln mit dem nachsichtigen Lächeln eines von Vorurteilen freien Weltmannes, der zu leben versteht und die Andern nicht hindert zu leben wie ihnen gut dünkt, da er wußte, daß in dieser Art von Angelegenheiten man nicht über Geschmack und Farben streiten soll".

In dem Roman selber wird Leonardo nicht als Homosexueller dargestellt, nur freundschaftliche Beziehungen zwischen ihm und besonders zwei seiner Schüler, Giovanni und Francesco, werden geschildert, hauptsächlich aber die Verehrung und Liebe dieser Schüler zu ihrem Meister. Die einzige Art Liebesleidenschaft Leonardo's ist die zu Monna Lisa oder vielmehr zu dem Porträt, das er von ihr malt, eine Leidenschaft von idealem eigenartigem Charakter, der jede Sehnsucht nach fleischlicher Annäherung fehlt und die sich mehr auf das Porträt der schönen Frau konzentriert, in welches der Maler ein unmögliches Ideal hineinzulegen strebt.

Leonardo's Natur stellt Mérejkowsky überhaupt als instinktiv dem Geschlechtsverkehr abhold dar.

S. 640 heißt es:

„Die platonischen Absurditäten der damaligen Zeit erweckten in ihm nur Langweile oder Lachen, er konnte sich nicht enthalten, die schmachtenden Seufzer der himmlischen Liebschaften und die faden Sonette im Geschmack von Petrarka zu bespötteln. Nicht minder fremd war für ihn was die Allgemeinheit Liebe nannte. Indem er kein Fleisch aß, weil es ihn anekelte, enthielt er sich gleichfalls des Weibes; jeder körperliche Besitz in oder außerhalb der Ehe — erschien ihm gemein. Und er entfernte sich davon wie vom blutigen Kampf, ohne sich zu entrüsten, zu tadeln, zu rechtfertigen, indem er das natürliche Gesetz des Liebes- und Hungerkampfes anerkannte, aber selbst nicht daran Teil nehmen wollte, sich einem andern Gesetz von Liebe und Schamhaftigkeit unterwerfend."

Nach Mérejkowskys Roman erscheint Leonardo's Geschlechtsnatur dunkel und rätselhaft.

Manche Züge erinnern an das Wesen eines Edelpäderasten, an den Homosexuellen, der sich seines tiefeigenen Empfindens nicht bewußt ist oder sein Gefühl im Innersten verbirgt.

Ob der historische Leonardo tatsächlich homosexuell war oder nicht, dürfte nicht feststehen, obgleich seine Homosexualität schon oft behauptet worden ist, so kürzlich von dem Kunsthistoriker Muther.

Wünschenswert wäre eine genaue Untersuchung der Frage, deren endgültige Lösung uns z. B. Karsch in seiner tiefgründlichen objektiven Weise bringen möge.

Narkissos: Der neue Werther, eine hellenische Passionsgeschichte (Verlag Spohr, Leipzig) 1902 erschienen.

Gewählt ist die Form des Tagebuchs.

Im Vorwort bezeichnet „Narkissos“ als Verfasser des Tagebuchs einen jungen Studenten der Medizin, der Weihnachten 1901 erschossen in seinem Zimmer aufgefunden worden sei.

Das Tagebuch beginnt mit der Wiedergabe eines Antwortschreibens von Professor K. in Wien an den jungen Mediziner.

Er sei ein psychischer Hermaphrodit, bei dem das Gefühl zum eigenen Geschlecht überwiege. Ratschläge streng geregelter Lebensweise, Fernhalten alles Perversen, Anbahnung von Verkehr mit dem Weibe u. dergl. Er solle sich an Professor W. in Berlin wenden, der werde ihn von seiner Krankheit heilen.

Aus Pflicht wird der Student versuchen, sich zu heilen, im Grunde seines Herzens widerstrebt es ihm, wegzuwerfen, „was ihm das schönste und reinste Gefühl“ ist.

Schilderung seiner ersten Jugend.

> „Welch seltsame Jugend habe ich erlebt! . . . . Meine Schulzeit ist eine Kette von liebevollsten Hingebungen an angebetete Lehrer und wollüstigen Freundschaften mit erkorenen Wahlverwandten — ein Spiel von Schwelgerei und Entsagung, glühender Eifersucht und begehrlichstem Streben“. (S. 14).
>
> Er hat dann Krafft-Ebings Buch gelesen:
>
> „Nie werde ich den Eindruck von damals vergessen. Längst hatte ich erkannt, daß ich anders geartet sei, wie die übrigen. Und ich glaubte, daß niemals die Jahrtausende vor mir und künftig je einer das empfinden konnte und könnte, was mich erfüllte. Ja, so mochte

> wohl auch die vielgerühmte Frauenliebe glühen — nur nicht so sehnend, verzehrend, so ganz innerlich und alles übrige tilgend.
>
> Ich fühlte mich einsam in meiner Sonderart, wie ein Wesen aus einer andern Welt, das irrtümlich auf diesen Erdball geraten ist. Aber der einfachste Instinkt riet mir zur Heuchelei."

Er suchte dann mit Erfolg trotz seines Widerwillens Beziehungen zu Mädchen anzuknüpfen.

> „Das war der Anfang der großen und einzigen Lüge, die mein Leben verunreinigte und die mich, den Freigeborenen, zumSklaven gemacht hat."

Der eigentliche Grund, warum er an Prof. K. schrieb, war nicht sich und seine Natur aufzugeben.

> „Von der Lüge will ich mich befreien, Reinheit will ich wieder haben, und sollte ich darüber mein Glück verlieren!"

Er wendet sich an Prof. W.

Vier Wochen befindet er sich in Behandlung. Noch kein Erfolg. Er soll alles meiden, was ihn reizen könnte,

> „d. h. wohl, ich soll mich von meinen Freunden fern halten, meine Empfindungen der Zuneigung und des Wohlgefallens an ihnen selbst unterdrücken. Nun ich tu' das ja so gut ich kann. Aber ich bin mir nicht klar, ob ich da nicht in eine neue schlimme Lüge geraten bin. Belüge ich nicht mich selbst? Meine Seele schielt weg von dem, was ihr Verlangen ist. Aber ist ein schielender Blick besser als ein aufrichtig voller? Denke ich jetzt wirklich weniger an das Verbotene oder nur heimlicher, unkontrollierter?" (S. 32.)

Inzwischen hat er im Hörsaal der Universität die nähere Bekanntschaft eines Studenten, Alfred P. gemacht. P. ist Philosoph und Aesthetiker. Beide werden enge Freunde, beide schwelgen in Musik und Litteratur.

Die Freundschaft des Studenten mit Alfred P. verwandelt sich allmälig in eine heftige Leidenschaft. Er kann ihn nicht mehr entbehren, nicht mehr vermissen, „die Anmut seiner schlanken Gestalt, den Zauber seiner Bewegungen, seinen Blick, seine liebe Stimme".

Prof. W. hat mit der hypnotischen Suggestion begonnen. Die Hypnose gelingt. Aber noch ist nicht der Grad der Hypnose erreicht, der für die entscheidende Suggestion Erfolg verspricht.

„Der Patient sucht seine Phantasie auf die Frau zu lenken."

Nachts „quäle ich mein Hirn mit der krankhaften Versinnlichung nackter und halbbekleideter Frauenkörper, aus deren bewegter Schönheit mir ein Reiz erblühen soll. Und oft glaube ich ihre lockende Süßigkeit zu spüren — bis eine edle Jünglingsgestalt, der Blick eines lieben Freundes, das buhlerische Spukzeug in seine finstern Winkel zurückjagt.“ (S. 44.)

Im Grunde gesteht er sich:

„Ich fürchte, ich bin keinen Schritt weiter, und wenn ich es glaubte, belog ich mich. Die Phantasie einer leidlich geübten malerischen Anschauung kann mir wohl die Körper schöner Frauen vor die Sinne zaubern, eine krampfhafte Anstrengung des Willens kann mich sogar ihren sinnlichen Reiz im Spiegelbild ahnen lassen.“ (S. 48.)

Die Notwendigkeit eines Erfolgs wird dringend, da das Semester zu Ende geht und der Student zu seinen Angehörigen abreisen muß.

Prof. W. wird die entscheidende Suggestion vornehmen.

„Die entscheidende Suggestion soll mich befähigen, Mann für das Weib zu sein. Meine letzte Nacht in dieser Stadt, die Geburtsnacht meiner Männlichkeit, sie soll mir das erste Abenteuer bringen. Ob jemals in kühnen Zeiten ein irrender Ritter stärkeren Mutes bedurfte, ein Abenteuer zu bestehen? Kann es möglich sein, ein so ganz Anderer zu werden, daß ich das vergesse, was mich jetzt mit Glut erfüllt, daß ich aus meinem Ekel meine Wollust mache?“ (S. 58.)

Die Suggestion mißglückt, die entscheidende Wendung tritt nicht ein. Der Student will nunmehr sich töten.

„Ich wollte vor der Lüge fliehen, und vor ihr bin ich nur im Tode sicher. Lüge war mein ganzes früheres Leben gewesen. Was ich fühlte, das Beste in mir, mußte ich verbergen, nur gegen mich selbst durfte ich wahr sein.

Und nun — als ich die Wahrhaftigkeit suchte, geriet ich in eine neue, viel größere Lüge; jetzt belog ich mich selbst. Pfui der qualvollen Anstrengungen, meine Seele mit dem zu kitzeln, was sie anwidert! Pfui der erlogenen Hoffnung auf ein neues Leben, in dem ich nicht mehr ich wäre! Ich hatte mich selbst verleugnet; der Tod sollte mir Strafe und Erlösung sein. Das sah ich jetzt klar: als lebender Mensch konnte ich niemals anders werden. Ich will sein dürfen, wie ich bin . . . Wir sind in uns genug runde, volle Naturen. Wir

brauchen nicht weiter zu schaffen, weil wir das Ziel des Geschaffenen sind . . . Wir wollen Gipfel und Grenzen der Menschheit sein.“ (S. 62 flgd.)

Er will sterben weil er „sich selbst verachtet“.

Schon hat er den Revolver in der Hand, da tritt Alfred P. ein.

„Er sah wohl mein Leid, meine Gefahr — mit einem Griff hatte er die Waffe entfernt und glitt an meiner Seite nieder, mit seinen Armen meinen Leib umschlingend.“

„Da schwand die ganze Welt und einsam und einzig blieben wir, ein eng umschlungenes Menschenpaar, eine ungeheure, unbegreiflich wundersame Liebe, eine neue Welt.“ (S. 66.)

Am nächsten Tage muß der Student zu seinen Angehörigen abreisen.

Die zwei Monate Ferien lebt er nur in Gedanken an Alfred und nährt sich von seinen täglichen Briefen, von den Versicherungen seiner Liebe, seiner Treue. Allmählich werden die Briefe seltener und weniger stürmisch.

Als die Freunde sich wiedersehen, ist Alfred's Benehmen geändert. Er zeigt nur freundliche Gleichgültigkeit.

Aussprache zwischen den Freunden. Alfred liebt in seiner Art, aber nicht mit dem lodernden Feuer, der himmelstürmenden Glut des Freundes. In die Liebe des Studenten zu Alfred mischt sich Verachtung, nachdem er die Schmach erlebt, sein Heiligstes weggeworfen zu haben. Und trotz dieser Verachtung geschieht es, daß er sich dem Geliebten völlig hingibt.

„Was nie geschah so lange unsere Leidenschaft neu und stark loderte, ist jetzt in Müdigkeit geschehen; wir sind zusammen in den Schlamm getaucht. Unsere Leiber haben sich beschmutzt. (S. 79.)

„Was ich nur dem Freiesten geben dürfte, dem König, der mit mir die Welt eroberte, um den Thron mit dem Freund zu teilen — ich habe es ihm gegeben in dem Augenblick, da ich anfing, ihn zu verachten. So muß ich denn sterben. (S. 80.)

Der Brief, den der Selbstmörder für seinen Freund zurückgelassen, wird im Anhang mitgeteilt.

Was er ihm zu sagen hat, hat er in eine Erzählung symbolistisch eingekleidet:

Er erzählt ihm die Geschichte eines chinesischen Madarinen, der einer ausländischen Bajadere zu Liebe seinen Zopf abschneidet und nachher, nachdem die Geliebte zur Prostitution zurückgekehrt, sich an seinem Zopf aufhängt.

Den Widerhall der homosexuellen Zwangslage auf einen zartbesaiteten, feinfühligen Uranier hauptsächlich von einer Seite beleuchtend, die Seelenqualen des Helden unter besonderem Gesichtswinkel betrachtend, hebt der Verfasser eine Wirkung unter den zahlreichen unheilvollen Ausflüssen der peinlichen Situation des Homosexuellen hervor: die Last der Lüge und Heuchelei, welche den ideal angelegten, wahrheitsliebenden Uranier bedrückt.

Nicht an der Qual der Nichtbefriedigung sinnlicher Bedürfnisse leidet der „neue Werther", sondern an edleren Leiden. Der Zwang zur Lüge, die Notwendigkeit der Verstellung und Unwahrheit foltert ihn. Nicht deshalb, weil seine Leidenschaft vom Durchschnitt abweicht, fühlt er sich unglücklich, sondern wegen des heuchlerischen Versteckspiels, zu dem er genötigt, wegen der Maske, die er zur Schau tragen muß.

Um dieser Lüge zu entgehen, um Reinheit und Wahrheit zu erlangen, deswegen allein wendet er sich an einen Arzt, unterwirft sich einer „Heilung" versprechenden Behandlung.

Aber er fühlt, daß er nur die Lüge wechseln, daß er seinem Innersten fremde Gefühle an Stelle seiner naturgemäßen Instinkte eintauschen würde.

Deshalb wird bei seiner wahrheitsliebenden Natur auch die Hypnose keinen wirklichen Erfolg erzielen können. Die entscheidende Suggestion, welche ihm eine fremde Gefühlswelt aufdrängen soll, wird an seiner Wahrheitsliebe, an seiner eingewurzelten Eigenart scheitern.

Neben dem Motiv „Haß gegen Lüge und Heuchelei" wird in der zweiten Hälfte und am Ende der Novelle ein anderes Motiv in den Vordergrund gestellt, das Motiv „des Sichselbsttreubleibens". Nachdem die Heilung mißglückt, sind es nicht das Bewußtsein und die Verzweiflung, zur fortdauernden Lüge und Heuchelei

gezwungen zu sein, sondern die Scham und Reue, sich zu einem Versuch der Änderung der homosexuellen angeborenen Natur hergegeben zu haben, welche ein erstes Mal den Helden zur Pistole greifen lassen.

Um den Selbstmordversuch aus diesem Motiv heraus erklärlich zu machen, legt Verfasser seinem Helden eine Verherrlichung seiner homosexuellen Individualität in den Mund, einen Panegyrikus der als höheres Gefühl empfundenen homosexuellen Eigenart. Aber trotzdem erscheint die Begründung des Selbstmordversuchs aus diesem Motiv der Untreue gegen sich selbst unzulänglich.

Noch unbefriedigter wirkt beim Selbstmord am Schlusse die Verwendung des gleichen Motivs, welches dort in etwas anderer Gestaltung auftritt. Der Held tötet sich, weil er seinem hohen Ideal einer wahren Liebe untreu geworden, weil er, nachdem Liebe und Hochschätzung gegenüber dem unwürdigen Freund geschwunden, von dem Taumel vorübergehender Sinnlichkeit ergriffen, zu einem sinnlichen Verkehr ohne echte Liebe sich hinreißen ließ.

Er scheidet aus dem Leben, weil er fürchtet, auch fernerhin nicht die Kraft zu besitzen, dem grobsinnlichen Reiz zu widerstehen und seiner edleren Natur, seiner idealen Lebens- und Liebesauffassung treu zu bleiben.

Der Charakter des Helden ist zwar von vornherein als ein idealer gezeichnet, nichts desto weniger bleibt das ungenügend entwickelte, unvermittelt auftretende Motiv zum Selbstmord überraschend.

In Konsequenz des Hauptgedankens der Novelle und ihrer psychologischen Ausgangspunkte hätte man einen Selbstmord aus Gram über den Mißerfolg des Heilungsversuchs und aus Verzweiflung über das nach kurzem Glück unentrinnbare Zurücksinken in die homosexuelle Zwangslage erwartet, eine Motivierung, die übrigens aus der

symbolischen Schlußerzählung hervorzugehen scheint, in der Novelle selbst aber nicht zum Ausdruck kommt.

Die gerügten Mängel werden aufgewogen durch schöne Vorzüge: interessante Schilderung der Wirkungslosigkeit einer hypnotischen Kur — nicht grob effektvoll, sondern psychologisch begründet — verständnisvolle Darstellung seelischer Stimmungen und feine Schattierung homosexuellen Leids.

Pugnator: Triumph der Liebe. Aus den Papieren eines Geächteten. (Leipzig, Verlag Spohr, 1902).

Die Erzählung ist in Tagebuchform eingekleidet.

Ein Jüngling, Anfangs der zwanziger Jahre, wird von einer innigen, tiefen Zuneigung zu einem elfjährigen Knaben ergriffen. Der Gedanke an das geliebte Kind verläßt ihn nicht mehr.

Er wird mit der Familie des Knaben bekannt. Seine Liebe ist eine völlig reine und ideale.

> „Mein Gebet war nur ein Gedanke des Glücks und ein Wunsch des Heiles für die Zukunft. Ich denke mir, mein Liebling wird älter, reifer an Körper und Seele; seine Liebe, jetzt noch unbewußte Anhänglichkeit an den, der ihm Angenehmes tut, wird bewußtes Hingeben an den Freund, an den Geliebten! Eine Seele, ein Herz werden wir sein, eins in der Arbeit, in der Ruhe, in den höchsten Momenten glühenden Lebens!" (S. 7.)

Der Jüngling darf mit dem Knaben eine Nacht im gemeinsamen Bett zubringen. Er empfindet unendliches Glück:

> „Und doch, trotz allen Stürmen der Leidenschaft, keine geschlechtlichen Begierden, im Gegenteil würde es mir wie ein mörderisches Verbrechen vorkommen, mein höchstes Heiligtum zu entweihen." (S. 15.)

Fünf Jahre vergehen. Der Liebhaber, der vor dem 2. juristischen Examen steht und inzwischen von dem geliebten Knaben getrennt war, sieht ihn als 16jährigen Jüngling wieder. Seine Liebe dauert fort und entbehrt jetzt auch nicht des sinnlichen Charakters.

Um dem schmächtigen und blassen Gymnasiasten, der der Junge geworden, einen Aufenthalt in der Sommerfrische zu ermöglichen, verschafft ihm der Liebhaber das dazu nötige Geld, das er durch Übersetzung der amores Lucian's sich verdiente. Die Veröffentlichung dieser Übersetzung zieht ihm jedoch eine Verfolgung wegen Verbreitung einer unzüchtigen Schrift zu.

Da gelegentlich einer aus diesem Anlaß bei dem jungen Juristen vorgenommene Haussuchung verschiedene Photographien des Knaben mit Widmung gefunden werden, wird er wegen des Verdachts unzüchtiger Handlungen mit einem Knaben unter 14 Jahren verhaftet. Mangels Beweises wird er bald wieder freigelassen, aber seine juristische Zukunft ist zerstört. Er wird Hauslehrer in der Familie des geliebten Walther. Auf alle mögliche Weise sucht er ihm seine Liebe zu erweisen. Der Junge zeigt sich aber kühler wie früher. Die geringsten Zärtlichkeiten des Andern, auch den bloßen Kuß, weist er zurück, und als dieser ihm offen seine glühende Leidenschaft gesteht, vermag ihm der ähnlicher Gefühle unfähige Junge nur Mitleid aber keine Liebe entgegenzubringen. Nach hartem inneren Kampfe findet der Liebhaber die Kraft der Entsagung. Er will glücklich sein im Gefühl seiner Liebe auch ohne Erwiderung.

Ja er bringt es über sich, von Walther sich zu trennen und eine auswärts ihm angebotene Redakteurstelle anzunehmen, welche ihm gestatten wird, für den Geliebten das Nötige zu seiner Unterstützung und seinem Studium zu verdienen.

In einem Nachwort sagt Pugnator, der Verfasser des Tagebuchs sei im Laufe des Sommers 1902 gestorben, die letzten 8 Jahre habe er Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Derselbe habe stets gearbeitet, sich selbst niemals das Geringste gegönnt und nur für den Geliebten gelebt. Diesen habe er studieren lassen und völlig für ihn gesorgt, trotzdem er stets nur kurze Briefe von ihm erhalten. Vor einem Jahre habe der Geliebte sein letztes Examen bestanden und sei in einer Klinik in Wien angestellt worden. Seitdem sei der unglückliche Freund wie abgemattet gewesen und habe oft gesagt, nun dürfe er ruhen, sein Lebenszweck sei erfüllt. Als er erkrankte, habe er absichtlich seinen Walther nicht rufen lassen. In seinem Testament habe er 1000 Mark zum Ankauf eines Hochzeitsgeschenks für seinen Liebling bestimmt. Pugnator schließt mit den Worten: „Unter den vielen Tausenden findet sich vielleicht doch einer oder der andere, der meinen Freund versteht und sich vielleicht beschämt sagt: „Welch ein Mensch, dieser Paria!"

Die Fähigkeit der Homosexualität zu höchster Tugend, aufopfernder Hingabe, selbstlosester Liebe und heroischer Überwindung der Sinnlichkeit wird von Pugnator in einer Weise vor Augen geführt, daß man das Werkchen gleichsam als concretes Beispiel für die Ausführungen betrachten kann, die in dem Schriftchen von

Reiffegg „die Bedeutung der Jünglingsliebe für unsere Zeit[1])“ entwickelt sind. Zeitigt doch das Verhältnis des Helden zu seinem Walther alle die edlen Früchte, die das genannte Schriftchen von homosexuellen Bündnissen erhofft.

Zu diesem Charakter der Novelle steht allerdings der Anfang der Liebe des Helden in Widerspruch, da seine Leidenschaft zu einem 11jährigen (!) Knaben entfacht wird.

Obgleich diese Neigung zu dem Kind als rein und laptonisch geschildert wird und erst gegenüber dem geschlechtsreifen Jüngling einen sinnlicheren Anstrich erhält, so wird doch sowohl der hetero-, als auch der homosexuelle Leser durch diese Liebesergüsse gegenüber einem Knaben unsympathisch berührt, namentlich, weil man den Eindruck gewinnt, als ob Pugnator diese Pädophilie als ein den Homosexuellen gewöhnliches und natürliches Gefühl darstellte.

Tatsächlich ist aber dieses Liebesgefühl zu einem unreifen Knaben regelmäßig den Homosexuellen ebenso fremd, wie die Vergötterung eines unreifen Mädchens den Heterosexuellen.

Walloth, Wilhelm: Ein Sonderling, Roman aus der italienischen Renaissance (Leipzig, Lotus-Verlag) 1901.

Der Roman spielt in der Renaissancezeit am Hofe des Herzogs von Rimini. Die Trauung des Sohnes des regierenden Herzogs, Giovanni Malatesta, mit Francesca soll vollzogen werden. Alle Hochzeitsgäste sind versammelt, nur der Bräutigam wird vermißt. Sein junger Freund und Schützling, der Goldschmied Gaddi, findet ihn im Park von tiefer Gemütserschütterung überwältigt. Nur zögernd hat Giovanni der Verlobung zugesagt, jetzt erfüllt ihn mit Schaudern der Gedanke, ewig an ein Weib gefesselt zu werden. Vergeblich führt ihm Gaddi die Schönheit seiner Braut vor Augen.

> „Er fühle,“ bemerkt Giovanni, „daß er nur zur edelsten Art der Freundschaft geschaffen sei, die Liebe mit ihrer düsteren Extase setze herab, mache den

---

[1]) Siehe oben Kapitel I.

Geistvollen dem Dummen völlig gleich. Er könne kaum ausdrücken, wie sehr es ihn anekle, da Liebkosungen verschwenden zu sollen, wo er höchstens achte — nie liebe! Man besinge und male freilich vor allem die Reize des Weibes — er aber finde, daß diese Reize nur in der Einbildung solcher vorhanden seien, die nicht gewohnt seien, tiefer über die Dinge nachzudenken, sondern sich blind ihrem geistlosen Instinkt überließen. Was er von diesen „Reizen" kennen gelernt, habe ihm die Überzeugung beigebracht, der Schöpfer habe im Weib ein untergeordnetes Wesen schaffen wollen. In der ganzen Natur sei stets das Männliche reicher begnadet, als das Weibliche. Am genauesten könnten wir das dort beobachten, wo unser Urteil gewiß nicht bestochen werde — beim Tier! Der Hengst sei gewiß schöner als die Stute, der Löwe schöner als die Löwin, der Hahn schöner als die Henne . . . . ." (S. 15).

Mit derartigen Gefühlen führt er unter heuchlerischer Maske seine Braut zum Altar.

„Anfangs empfand er seine junge Frau neben sich wie ein ihm völlig fremdes Wesen, wie einen Eisblock, der Kälte auf ihn überströmte, erst als sie von der Feierlichkeit ergriffen leise vor sich hinweinte, fühlte er sich menschlich zu ihr hingezogen. Er fing an sie zu bedauern, weil sie ihn zum Gatten erhalten." (S. 22).

Abends, als er sich mit Francesca in seine Gemächer zurückzieht, werden ihm von seinem Erzieher zwei wertvolle Geschenke dargereicht, die Erzstatue eines antiken Faunes, ein Meisterwerk griechischer Kunst, und eine wertvolle alte Handschrift. Sein aufs höchste gesteigertes Interesse und der ästhetische Genuß lassen ihn seine junge Frau vergessen, welche ihrerseits die künstlerische Begeisterung und die philosophischen Betrachtungen ihres Gatten nicht versteht. Gekränkt zeigt sie ein kühles Benehmen, das Giovanni wieder als Ausfluß weiblicher Anmaßung und Herrschsucht auffaßt. Ihre Schönheit vermag nicht den sich einschleichenden Mißton zwischen beiden zu beseitigen.

„Er mußte sich gestehen, daß sie schön sei — ihn aber fröstelte bei dem Anblick dieser Schönheit, vergebens suchte er in seinem Innern und suchte nach jenem Funken, der den Mann so gewaltig im Weibe sich verzehren läßt. Je deutlicher er es sich ausmalte, er solle nun diese ein wenig verdrossen emporgezogenen Lippen mit den seinen berühren, desto kälter stieß ihn ein inneres Grauen zurück." (S. 30).

Francesca fühlt, daß ihr Gatte sie nicht liebt; Giovanni gesteht ihr selbst zu, daß er sie nur achte und schätze: In lehrhaftem Ton setzt er ihr auseinander:

> „Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht bin wie Andere — ja, ich weiß sogar, ich bin mir selbst ein Rätsel. Meine Neigung zur Melancholie ist so groß, daß sie mir jeden alltäglichen Lebensgenuß verdirbt. Zudem denke ich über „das Weib“ anders wie Andere. Mir steht das Weib auf Erden so hoch, das Duldende, Hingebende im Charakter des Weibes flößt mir eine solche Ehrfurcht ein, ich habe so viel Achtung vor der erlösenden Mission des Weibes, daß diese Anbetung in mir jedes Gefühl vor irdischer Annäherung erstickt. Ich sehe in jedem Weib eine Madonna, dessen Leib durch die Liebe entweiht würde.“ (S. 30).

Francesca dankt ihm spöttisch für diesen Einblick in sein Seelenleben, sie begreift ihn kaum und beginnt an seiner gesunden Vernunft zu zweifeln. Tief beleidigt begibt sie sich in ihre Gemächer.

Die beiden Gatten leben nunmehr völlig getrennt.

Als Francesca sich dauernd vernachlässigt sieht, greift ein stummer Unmut in ihr Platz, der allmählich in verstockten Haß, ja in Verachtung überging. Giovanni gibt sich völlig seinen künstlerischen und philosophischen Bestrebungen hin, die Neigung zu Gaddi übt immer mehr Einfluß auf ihn aus.

> „Tagelang sah der Prinz seinem Günstling beim Arbeiten zu, ritt mit ihm spazieren, musizierte, malte mit ihm, kurz, ging ganz in einem in Kunstgenüssen schwelgenden Leben auf, das durch seine phantastischen Ausschreitungen oft genug bei den nüchtern denkenden Bürgern Rimini's Anstoß, bei dem Adel des Hofes Neid, bei der Geistlichkeit Entrüstung erregte.“ (S. 50).

Die Geistlichkeit verzieh dem Prinzen seinen „Geist am wenigsten“, sein Aufrollen religiöser Streitfragen, seine Ausfälle gegen ein versteinertes Christentum, das „aus den milden Lehren des edlen Christus eine furchtbare Foltermaschine geschmiedet, und des Meisters einfache schöne Worte verdreht habe, um die Unglücklichen noch unglücklicher zu machen“ (S. 59). Besonders der Bischof Salviati, welcher darnach strebte, Giovanni von der Thronfolge auszuschließen, um dann um so leichter das Herzogtum dem Papste in die Hände zu spielen, sucht gegen Giovanni den alten Herzog aufzuhetzen. Dieser, welcher nach einer stürmischen Jugend in seinen alten Tagen einer weltfeindlichen Frömmelei verfallen ist, leiht nur zu willig sein Ohr den Einflüsterungen Salviati's und dessen Anhängern. Giovanni's Lebenswandel und

seine freien Anschauungen, für welche ihm jedes Verständnis fehlt, sind ihm ein Greuel. Die Feinde Giovanni's, darunter sein eigener Bruder Paolo, der nur an Weibern und Pferden Gefallen findet und der verlassenen Francesca den Gatten zu ersetzen strebt — stellen den Prinzen nicht nur als einen Phantasten, sondern als einen halb geisteskranken, sogar gewaltsam auf Umsturz sinnenden Menschen dar, sodaß der Herzog seinen Sohn durch den Anführer der Sicherheitswache, den wegen einer blutigen Niederwerfung eines früheren Aufstandes berüchtigten Castoro, im Geheimen überwachen läßt.

Giovanni erfährt durch Gaddi und den Hofnarren, der ihm gewogen, von den gegen ihn gesponnenen Intriguen.

Da sein eigentümliches Verhältnis zu seiner Frau, welches allmählich bekannt wird, und seine Freundschaft zu Gaddi Anlaß zu allerlei Gerüchten geben, versucht Giovanni die Öffentlichkeit über seine wahren Gefühle zu täuschen, indem er eine Liebschaft mit einer Jugendfreundin Emilia, die ihrerseits ihn liebt, simuliert.

> „Ich möchte nicht, gesteht Giovanni ihr aufrichtig zu, für einen Sonderling gehalten werden — nicht für einen Weiberfeind — es ruht nun einmal ein Makel in unserem Zeitalter auf dem, der das Weib nicht für die Krone der Schöpfung hält — und sich daher von ihm abwendet.“

Zum Schutz gegen seine Feinde erwächst dem Prinzen eine sichere Hilfe in der Person des Kastellanes Alberto, der sich selbst nebst seinen Truppen dem gefährdeten Fürstensohn zur Verfügung stellt.

Alberto ist Giovanni aufrichtig zugetan, er hat Nachsicht mit den Eigentümlichkeiten und „Schwächen“ des Prinzen.

> „Ich hege keine Vorurteile“, sagte er, „ich bin selbst ein viel zu großer Verehrer der Kunst, als daß ich einem Schönheitsbegeisterten die Bewunderung körperlicher Formen verübeln sollte — mögen diese nun von einer Seele durchleuchtet sein, welche es auch sei . . . ich habe in Rom als Jüngling oft mit dem göttlichen Michel Angelo geplaudert — ich habe ihm zum Modell gesessen — und seine wunderbaren Reden haben mich über das, was die Geistlichen menschliche Schwächen nennen — o, vielleicht sind's gar keine Schwächen — aufgeklärt, aber schweigen wir von dem, was jeder mit sich und seinem Gott abzumachen hat.“ (S. 171.)

Seitdem Giovanni sich der Hilfe Alberto's und seiner Truppen sicher weiß, legt er sich noch weniger Zwang an, er hält noch weniger zurück mit seinen freien Anschauungen, seinen

Sarkasmen und Paradoxen. In Kunst und Philosophie schwelgt er mit seinen Freunden, feierlich läßt er das Hauptwerk Gaddi's, Zeus mit Ganymed zu seinen Füßen, zum Entsetzen seines Vaters enthüllen.

> Vergeblich ermahnt ihn der alte Fürst: „Denke an dein Seelenheil, sage dich los von diesen üppigen Tagedieben, die dich zu unerhörten Sinnengenüssen verführen, sage dich los von diesen Bildern, die das Nackte verherrlichen, von jenen Versen, die dem Eros huldigen." (S. 183.)

Seine Feinde werfen ihm Verschwendungssucht, Gotteslästerung, Menschenhaß, Weiberverachtung vor und wollen ihn geradezu als Geisteskranken hinstellen. Giovanni soll endgültig vom Arzt des Herzogs auf seinen Geisteszustand untersucht und dann als Irrsinniger der Freiheit beraubt werden. Das Benehmen des Prinzen gegenüber dem Arzte und die Antworten, die er ihm gibt, betrachtet der Arzt als Äußerungen der Geistesgestörtheit. Der Arzt hatte Giovanni vorgehalten, er habe so gar nichts Ritterliches, Männliches in seiner Lebensführung, fast könne man sagen, sein Denken und Fühlen sei weibisch. Hierauf erklärt ihm Giovanni, „Das, was die Menschheit von ihrer tierischen Rohheit im Laufe der Jahrhunderte befreit habe, sei das Weib; die Liebe zum Weib habe den rohen Urmenschen allmählich zum Kulturmenschen erzogen, ja ihn allmählich mit Weiblichkeit angesteckt, das Menschengeschlecht gehe einer allmählichen Verweiblichung entgegen."

Als der Arzt sich erdreistet, direkt ihn einen Geisteskranken zu nennen, zieht Giovanni das Schwert gegen ihn. Seit dieser Zeit läßt ihn der Herzog auf Schritt und Tritt beobachten und Giovanni weiß, daß er bei der nächsten Gelegenheit seine Gefangennahme und dauernde Einsperrung zu gewärtigen hat. Insbesondere drängen hierzu der Herzog, Giovanni's Gattin und sein Bruder Paolo, sowie Bischof Salviati. Letzterer hat Giovanni schon angekündigt, daß er wegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit vor das Inquisitionsgericht gestellt werden soll.

Giovanni beschließt nunmehr, seinen Feinden zuvorzukommen. Während eines vom Herzog veranstalteten großen Staatsfestes, an dem die ganze Hofgesellschaft versammelt sein wird, wollen Giovanni und der Kastellan Alberto mit den besten Truppen den Herzog und seinen Anhang überrumpeln und gefangen nehmen, worauf der Prinz zum Herrscher von Rimini ausgerufen werden soll. Schon ist Alles bereit und Alberto's Truppen, die in den Gärten aufgestellt sind, warten nur auf das Zeichen Giovanni's. Dieser vereitelt aber den Plan, indem er beim Anblick eines unter den Gästen befindlichen Spionen,

der ihn in der letzten Zeit beobachtet hatte, von plötzlicher Wut ergriffen, diesen niedersticht. Alles greift zu den Waffen und die günstige Gelegenheit, ohne Kampf sich der Feinde Giovanni's zu bemächtigen, ist verfehlt. Der Herzog und sein Gefolge ziehen sich zurück, desgleichen Giovanni mit seinen Getreuen. Alberto und Gaddi bestürmen ihn nunmehr, nicht zu zögern und den Kampf zu befehlen. Aber noch schreckt Giovanni vor dem Blutvergießen zurück. Da opfert sich Gaddi selbst auf, um den Kampf herbeizuführen. In Gaddi, der früher mehr aus Eigennutz und Eitelkeit dem Prinzen zugetan war, hat allmählich eine tiefere und edlere Anhänglichkeit sich entwickelt. Allmählich hat bei ihm auch eine gewisse Verweiblichung Platz gegriffen.

> „Er entdeckte in sich eine Art von Hingebung und Verehrung, die ihm dadurch, daß sie eher einen weiblich duldenden, als männlich trotzenden Zug trug, fast erschreckte, obwohl er wußte, daß diese Bewunderung eines edel veranlagten Menschen ihn selbst ehrte. Ihm selbst kam es fast vor, als habe er, der früher leichtsinnig — oberflächlich gewesen — sich allmählich in eine Johannesnatur verwandelt, als sei das Leben wertlos, als hätten die weltlichen Genüsse keinen Reiz mehr für ihn.“ (S. 200.)

Gaddi bringt sich selbst eine Wunde bei und versetzt Giovanni in den Glauben, er sei von seinen Feinden angegriffen worden. Jetzt, da sein geliebter Gaddi tötlich verwundet worden ist, zaudert der Prinz nicht länger und gibt das Zeichen zum Handeln. Die ganze Nacht wütet nun der Kampf. Die Partei des alten Herzogs wird besiegt. Der alte Herzog selber, Francesca und Paolo fallen, obgleich Giovanni ihren Tod nicht wollte. Der Sieg hat keinen Wert mehr für Giovanni, da Gaddi an seiner Wunde erliegt; er hat nicht mehr die Kraft, weiter zu leben und nimmt Gift. Emilia, seine Jugendfreundin, die ihn leidenschaftlich liebte, teilt mit ihm den Giftbecher. Das Herzogtum von Rimini fällt in die Hände des Papstes, Salviati's Plan ist gelungen; noch hat der Kampf der beiden Parteien Riminis kaum ausgetobt, als römische Soldaten einziehen und sich des Herzogtums bemächtigen.

Die sinnliche Seite der Homosexualität tritt in dem Roman völlig zurück, Walloth hat Alles vermieden, was bei einem heterosexuellen Leser Anstoß erregen könnte.

Die Idealisierung, welche die Liebe Giovanni's erfährt, hindert aber nicht, daß man den Pulsschlag echter und heftiger Leidenschaft fühlt. Eine weit wichtigere Rolle

als die sinnlichen und die Gefühlsmomente spielt die gesamte homosexuelle Eigenart des Helden. Man kann den Verfasser nur loben, daß er sich nicht auf die Schilderung der geschlechtlichen und sentimentalen Seite der Homosexualität beschränkt hat, sondern die schwierigere Aufgabe, die Darstellung des gesamten Komplexes der eigentümlichen Geistesverfassung eines höher gearteten, aber typischen Uraniers zu lösen versuchte.

In allen Reden und Anschauungen des Prinzen, in seinen künstlerischen Excursen und philosophischen Betrachtungen, überall zeigt sich die homosexuelle Individualität und ein Gemisch männlicher und weiblicher Charaktere:

Der weiblich bewegliche Geist und der männlich tiefere Intellekt, das sensitive Gemüt, die feminine Gefühlsbetonung und die zersetzende Ironie, die aphoristisch-sprunghafte Denkungsart, die lebhafte Phantasie, die künstlerische Begabung, das effektvoll-rhetorische Pathos und der hohe Flug der Gedanken, der Mut und die Kühnheit zu großen Plänen und die Unentschlossenheit im entscheidenden Augenblick, die Schwäche und Zaghaftigkeit, wenn es zu handeln gilt.

Und dann finden sich vor allem die Züge, von denen man nicht sagen kann, welche von ihnen instinktiv aus der homosexuellen Natur hervorwuchsen und welche zwar aus dem Boden der uranischen Veranlagung entspringend, doch zum großen Teil den vielfachen Konflikten, denen die Homosexualität ausgesetzt ist, ihre Entfaltung verdanken: Die pessimistische Weltanschauung, welche aus dem Schmerz und der Empörung über die Mißdeutung und Verachtung der angeborenen und als berechtigt empfundenen Gefühle fließt; die Menschenverachtung, hervorgewachsen aus der Tragik ungerechter Beurteilung und törichter Verdammung, der weltfeindliche Skepticis-

mus, eine Frucht des unverschuldeten Leidens, das sich und die Welt mit Galgenhumor persifliert.

In mancher Beziehung erinnert Giovanni an Hamlet. Wie dieser durch die Last eines furchtbaren Ereignisses aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht, zu grüblerischer Weltbetrachtung und zu tieferem Erfassen aller Dinge gelangt, so wird Giovanni durch das Verhängnis seiner Naturanlage in seinem Innersten aufgerüttelt, unter dem Einfluß seiner verkannten Eigenart und der Feindschaft, der er überall begegnet, zu Sarkasmus und Pessimismus gedrängt, so bildet sich aber auch bei ihm die Fähigkeit aus, allen Dingen den tieferen Sinn abzugewinnen, die Mängel und Fehler, die Schattenseiten bloß zu legen und schonungslos zu geißeln. Rächt er sich doch gleichsam für den Haß seiner Feinde und die Verfehmung seiner Eigenart durch die Zersetzung und Zerstörung aller Vorurteile, durch rücksichtslose Verfolgung von Unverstand und Heuchelei.

So ist Giovanni zugleich ein Vorkämpfer freiheitlicher Ideen, fortgeschrittener Weltanschauung, wie denn überhaupt ein zweiter Hauptgrundzug dieses homosexuellen Romans in dem Kampf gegen Intoleranz, Engherzigkeit und religiösen Fanatismus, in dem Sichauflehnen eines kühnen Geistes gegen ein reaktionäres, in mittelalterlichen Vorurteilen befangenes Milieu zu suchen ist.

Der Roman will des Weiteren noch etwas Anderes sein, nämlich ein Zeitgemälde der Renaissance; in der Schilderung mancher Personen und in zahlreichen äußeren Einzelheiten ist das Colorit der Zeit gut getroffen. Doch habe ich das Gefühl eines gewissen Anachronismus empfangen, insofern die bigotte, kleinbürgerliche Atmosphäre, in der Giovanni's Feinde und Verwandte leben, insofern ihr ausgesprochener Haß gegen jede Geistesfreiheit nicht völlig zu jener gewaltigen Epoche zu passen scheint, wo Kunst und Wissenschaft neu aufblühten, wo Lebensgenuß

und Sinnesfreude ungehemmt sich entfalteten, und selbst ein großer Teil der Geistlichkeit auch über die geschlechtlichen Triebe milder dachte, zu jener Zeit, von welcher noch jetzt Bauten und Gemälde Zeugnis der herrschenden Pracht- und Prunkliebe ablegen.

Die Handlung ist fesselnd und interessant, sie zeigt am Beginn dramatische Intensität und am Schluß wirkungsvolle Tragik, dagegen ist in der Mitte des Romans der Aufbau nicht einwandsfrei.

Der Charakter des Helden wird in verschiedenen Episoden und zahlreichen Gesprächen breitgelegt, ohne daß die etwas zerfließende Handlung fortschreitet.

Manchmal sind die Motive, welche die Personen leiten, etwas unklar, den Haß und die Feindschaft der Umgebung Giovannis müssen wir mehr dem Verfasser aufs Wort glauben, als daß sie eingehender begreiflich gemacht würden.

Oft gewinnt man den Eindruck, als habe Walloth über der eingehenden Schilderung des Helden den Zusammenhang mit dem Ganzen außer Acht gelassen und vergessen, den Faden der Handlung straffer zu ziehen. Das Zerfließen der Handlung paßt andererseits gerade zu der Disharmonie des Helden selbst, vermehrt noch mehr die Empfindung des Zerklüfteten und Zerrissenseins, das den Helden selbst erfüllt. Das schöne Ebenmaß, dem man in Walloth's „Paris, der Mime“ begegnet, fehlt im „Sonderling“; was aber letzterer Roman an Glätte und Formvollendung verliert, gewinnt er an größerer Charakteristik, Gedankentiefe und temperamentvoller Darstellung.

Walloth hat sich derart in seinen Helden hineingelebt, daß er in manchen Stellen, in den Ausfällen, die er seinem Giovanni in den Mund legt, die ästhetische Grenze überschreitet, daß er sich von seinem Temperament zu weit fortreißen läßt und auch in gewissen Ausdrücken und Wendungen einen verfeinerten Geschmack verletzt.

Der Sonderling ist ein ernstdurchdachtes, mit Überzeugung und Kraft geschriebenes Werk, das auch besonders heterosexuelle Leser wegen des eigenartigen homosexuellen Helden mit Nutzen und Interesse lesen werden.

Übersetzungen von Eekhoud's Escal-Vigor und Petronius' Satyricon.

Eekhoud, Georges: Escal-Vigor. Deutsch von Meienreis, Richard Dr. (Verlag Spohr 1902.)

In dem Jahrbuche II S. 275 habe ich ausführlich die Bedeutung dieses schönen Romans hervorgehoben und eine Charakteristik desselben gegeben.

Auch in der recht guten deutschen Übersetzung von Meienreis kann man die Vorzüge des Werkes vollauf würdigen. Wenn auch, wie fast unvermeidlich, die Ursprünglichkeit, die Farbe und das Colorit des Originals in der Übersetzung etwas Einbuße erleiden, so hat doch Meienreis die sehr großen Schwierigkeiten in der Wiedergabe des eigenartigen Stiles und der individuellen Ausdrucksweise Eekhoud's im Allgemeinen sehr glücklich überwunden und im großen und ganzen den urwüchsigen vlämischen Erdgeruch nicht verwischt. Manches ist ihm trefflich gelungen, stellenweise hat er überraschend glückliche, dem Original adäquate Wendungen und Worte gebildet. Besonders gut geraten ist die wilde packende Schlußszene, sowie die in schwungvolle Sprache übertragene Erzählung des feurigen Hirten, in welcher der Held seinem Geliebten das Bekenntnis seiner Leidenschaft ablegt.

Manchmal hätte ich etwas weniger Auflösung des Satzes in Nebensätzchen, mehr die das Original auszeichnende Präzision und Concision gewünscht, auch wäre besser ein allzuöfterer Gebrauch von trockenen Zeitwörtern wie „sein, vorhanden sein“ vermieden worden. Allerdings nur stellenweise — leider gerade auf den ersten Seiten — fallen diese kleinen

Mängel auf. An dem Gesamteindruck ändern sie wenig. Dem glücklichen Übersetzer, der auch Möller's „Nina" dem Deutschen zugänglich gemacht, darf man Dank zollen für die Art und Weise, wie er die nicht leichte Aufgabe gelöst hat, um dem deutschen Publikum die Kenntnis des belgischen Meisterwerkes zu vermitteln.

Tailhade, Laurent: Le Satyricon de Pétrone. traduction, (Paris, Charpentier, 1902).

Der berühmte älteste Roman, in welchem ein Sittenbild des Tiberius und besonders auch die mit einer Selbstverständlichkeit und Kühnheit sondergleichen geschilderten homosexuellen Liebesabenteuer in packendster Realistik entrollt werden, hat in Tailhade's Übersetzung eine unverfälschte vollständige wörtliche Übertragung ins Französische gefunden. Ich habe den lateinischen Text nicht zur Hand; glaube aber annehmen zu dürfen, daß Tailhade Ton, Stil, und Sprache der zahlreichen Typen des Romans völlig richtig getroffen hat. Denn alle eigenartigen und charakteristischen Eigenschaften des Stils und der Sprechweise, die dem Original nachgerühmt werden, (z. B. in Huysmans' „A Rebours" s. 40—42) finden sich jedenfalls in der Übersetzung. Sie scheint mir eine bedeutende Leistung.

Über seine Übersetzung sagt Tailhade in der Einleitung unter Anderem:

> „Da wo Petronius Kerle sprechen läßt, die aus der Hefe des Volks, des Zuhältertums und des Stellionats zu Reichtum und zugleich zu den „guten Prinzipien" gelangt sind, da wo er reich gewordene Lustknaben in Scene setzt . . . . habe ich für gut gehalten, reichliche Anleihen bei dem modernen Rotwelsch zu machen, das allein Äquivalente für die charakteristische Unterhaltung dieser Burschen enthält.
>
> Ich habe auch nicht versucht, die mißlichen Stellen abzuschwächen und zu modernisieren oder die Unzüchtigkeit mit einem Pflästerchen zu bedecken. Die Heiterkeit und Ruhe in der Schamlosigkeit ist ein

Zeichen der antiken Kunst, sie glänzt bei Petronius wie in den obscönen Statuen und Farben des Museums zu Pompei . . . . Ich habe mich bemüht, den „Skandal“ des Textes in seiner ganzen Reinheit zu bewahren.“

Zum Schluß will ich den Roman von

Hoffmann, V, Das vierte Geschlecht. Roman. (Barmen Wiemann 1902.)

anführen, weil man, nach dem Titel zu urteilen, geneigt sein könnte, Homosexuelles in ihm zu suchen. Tatsächlich enthält er nichts dergleichen.

Unter dem „vierten Geschlecht“ will der Verfasser analog dem von Wolzogen aufgestellten, auf gewisse Arten (nicht homosexueller) Frauen bezogenen „dritten Geschlecht“ die Sorte von Mann verstanden haben, „der die Frau nicht achtet, seine Kraft, Zeit und Ausdauer lieber verpraßt und sich im gewissen Sinne damit groß tut“ (S. 7).

Als Vertreter dieses „vierten Geschlechts“ schildert Hoffmann unter andern die beiden Weiberfeinde Wiedemann und Nöhring.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, daß beide homosexuell gedacht seien. Wiedemann, der mit Nöhring zusammenlebt, strickt und stopft Strümpfe, kocht, bratet und bäckt.

Nöhring entwirft Zeichnungen für kunstvolle Stickereien und beide können nicht genug ihrem Weiberhaß Ausdruck geben. Trotzdem sind sie nicht homosexuell, denn als eines Tages ein Dienstmädchen des Hauses sich in das Bett von Wiedemann geschlichen, läßt Wiedemann die Gelegenheit zum Besitz des Mädchens nicht vorüber gehen und behält sie als Dienstmädchen bei sich, während auch Nöhring ihre Gunst nicht verschmäht.

Der Roman ist ein seichtes Machwerk, in welchem namentlich der stellenweise geradezu ordinäre Ton und der vulgäre Stil abstößt. Von einer irgendwelchen

tieferen oder geistreichen Schilderung des vom Verfasser benannten sogn. vierten Geschlechts kann keine Rede sein.

Der Titel ebenso wie die Decke mit der karikaturhaften Zeichnung sind nur Mittel um sensationslüsterne Leser anzulocken.

II. Weibliche Homosexualität.

Duc, Aimée: Sind es Frauen? Roman über das dritte Geschlecht. (Berlin W 57. Eckstein Nachf. Verlag). (Ecksteins Moderne Bibliothek 50 Pfg.)

In Genf hat sich eine Anzahl homosexueller Frauen, hauptsächlich Studentinnen zusammengefunden. Im Hause der Studentin Minotschka Fernandoff, die ihre Freundinnen abends um sich versammelt, lernen wir den ganzen Kreis kennen: unter anderem Gräfin Marta Kinzey, das Verhältnis der Gastgeberin, eine polnische Musikstudentin, die als Millionärstochter nur zu ihrem Vergnügen studierte, und die lediglich wegen Minotschka nach Genf gekommen war. Ferner Frau Annie, eine hübsche 30jährige Frau, welche schon nach sechsmonatlicher Ehe gütlich von ihrem Manne sich getrennt hatte.

Die Gastgeberin Minotschka Fernandoff hatte als zwanzigjährige Studentin

> „ihren Leibburschen, einen jungen Juristen, geheiratet, um sich nach 3 Jahren scheiden zu lassen. Sie hatte ihren Zustand vor der Ehe nicht erkannt, und die Ehe selbst mit dem sie über alles liebenden Mann ward ihr ein Greuel. Als sie nach drei Jahren frei geworden, lebte sie wieder auf, heute galt ihr jene Schreckenszeit, ihre sonst so glückliche Ehe, als eine verlorene Lebenszeit." (S. 13.)

Bei Bier, Kognak und Cigaretten wird über Ehe, Medizin und die homexuelle Frau lebhaft debattiert.

Bertha Cohn, die Pragerin, erzählt von „der Fritz, die sich verlobt und sogar ihren Bräutigam liebt."

> „Nun ja", erwidert Dr. Tatjana, die Ärztin, „so ist sie eben ein normales Wesen und hat sich geirrt bis dahin. Das ist doch nichts Besonderes! Frau Annie, Sie, liebe Minotschka und ich — wir haben uns auch seiner Zeit geirrt, wenn auch im entgegengesetzten Sinn. Sie beide heirateten erst, und ich, ich hatte einen Geliebten — und dann mußten wir alle erfahren, daß wir für den Mann keinen Sinn haben und zum dritten Geschlecht gehören. Bei der Fritz war's umgekehrt!" (S. 13.)

Die Unterredung erstreckt sich weiter auf die Medizin als Beruf der Frau. Minotschka ist von der Medizin zur Philosophie, Literatur und Kunstgeschiche übergegangen.

„Nicht die Medizin ist schuld daran," sagt sie, „daß ich im Studium umsattelte, sondern der heutige Stand unserer Wissenschaft, die Unterdrückung unangenehmer Enthüllungen!

Sind die Ärzte nicht unsere ärgsten Feinde, weil sie die Wahrheit nicht im Lichte der Wissenschaft enthüllen? Könnten sie nicht durch die wahren, wissenschaftlichen Tatsachen die Frauenfrage in andere Bahnen lenken, die keine Frauenfrage, sondern eine Frage des dritten Geschlechts ist?"

Minotschka verlangt dann, daß eine ihrer homosexuellen Freundinnen den Mut haben sollte, in einer Doktordissertation den Beweis der Existenz des dritten Geschlechts positiv zu erbringen.

Auch Gräfin Kinzey meint:

„Gewiß, wir müssen versuchen, uns in der Öffentlichkeit durchzuringen, anerkannt und nicht übersehen zu werden! Der größte Teil des Volkes und der Gebildeten hat keine Ahnung von unserer Existenz, von unseren Bedürfnissen, unserem Menschenrecht. Und doch tragen wir an dem allen selbst die Schuld! Wir treten nicht genug für uns ein, wir verfechten nicht unsere Thesen, wir geben uns nicht frei zu erkennen als Menschen, die weder Mann noch Weib sind. Wir müssen zu jeder Zeit eintreten für unser Selbst, wir müssen uns immer und immer wieder behaupten und nicht zurückdrängen lassen als Kranke oder auf eine künstliche Pose stellen lassen, als gnädigst anerkannte, besonders begabte Frauen, sondern wir müssen zeigen, daß wir Vertreter einer Mischung, eine Menschenspezies sind, die ein Recht auf Berücksichtigung hat, zeigt sie sich doch ausnahmslos als Intelligenz-Elite. Wir können unser Selbst aber nur erfolgreich wahren, wenn wir uns unerschrocken außerhalb des Kreises echter Weiber und Männer stellen, wenn wir nicht heuchlerisch unter falscher Etikette auf dem Lebensmarkt herumlaufen. Schlimm genug, daß man uns zwingt, Komödie zu spielen und als Weib auftreten zu müssen, allem ausgesetzt, was das Weib zu erwarten hat, einrangiert zu werden in die Warenmusterkarte für Männer!" (S. 20—21).

Und Minotschka antwortet:

> „Es ist Pflicht, heilige Pflicht einer jeden von uns, die mit Überzeugung zum dritten Geschlecht gehören, unentschlossene, schwankende Gefährtinnen, deren Zustand wir mit kundigem Auge und dem Gefühl der Zusammengehörigkeit leicht erkennen, die aber nichts von Liebe und Leben wissen, vor der Ehe zu warnen, sie zurückzuhalten, sich und ihren Mann unglücklich zu machen" etc. (S. 21).

So vergehen Stunden in anregenden Gesprächen.

Einige Tage später findet sich der Kreis der homosexuellen Frauen bei einem Glase Bier auf einer Konzertterrasse zusammen.

Zwei fremde Herren, Deutsche, die am gleichen Tisch Platz genommen, ergehen sich über die angeblichen Schattenseiten, die das Studium der Medizin für die Frau nach sich zöge. Das Weib müsse alle weiblichen Reize verlieren, und dann, meint der eine, sei wohl die studierte Frau zur Ehe untauglich, denn sie werde ihr Studierzimmer über ihren Haushalt stellen!

> „Sicherlich"' erwidert Minotschka, „darum heiraten wir auch nicht! Ich bin vollständig Ihrer Ansicht, daß die zartbesaitete, hingebende, weibliche Frau niemals eine Ärztin werden kann oder sonst Bedeutendes im öffentlichen Leben leisten wird. Diese Frauen gehören ins Haus, und werden sich im Hause auch stets am wohlsten fühlen. Bitte, verwechseln Sie uns nicht mit diesen sehr schätzenswerten Frauen, wir bilden eine andere Kategorie." (S. 51).

Und auf den Einwand des anderen Herrn: Die Frau fände dort immer in anderer Weise Betätigung ihrer Kraft, z. B. in der Diakonie, sagt sie:

> „Sie vergessen noch eines, zwei Berufe stehen der Frau jederzeit offen: die Diakonie und — die Prostitution. Der eine, der nur Aufgaben des Ichs, Duldung und Unterdrückung der Individualität auf dem Leidensweg des Glaubens bietet, und der zweite, der den Frauen durch Preisgebung ihres körperlichen Seins ein uraltes Gewerbe sichert, das man ihnen unbeanstandet überläßt . . . . Das ist so ziemlich das Alpha und Omega des Lebens! Und als Mittelding rangiert die Ehe ein." (S. 52).

Die Geliebte von Minotschka, Gräfin Kinzey, muß sich auf eine Zeit lang von der Freundin trennen, infolge des Todes ihres Vaters ist sie genötigt, nach Warschau zu reisen, aber sie ver-

spricht, im nächsten Semester wieder zu Minotschka zurückzukehren.

Diese begibt sich nach Beendigung des Semesters nach München in Begleitung der Schauspielerin Pierette, welche die Bühne verläßt und durch Stundengeben ihr Brot verdienen will.

Pierette ist in Minotschka verliebt, findet aber keine Erwiderung ihrer Leidenschaft; die große gewaltige Liebe zu Marta Kinzey erfüllt noch ganz Minotschka, zu einer Liebelei hat sie weder Zeit noch Lust. Die Abwesenheit der Gräfin dauert an, ihre Briefe werden immer seltener und kühler, eines Tages kündigt sie ihre Verlobung mit einem Offizier an. Verzweiflung Minotschka's. Zwei Jahre vergehen. Der Kreis der einstigen Studentinnen ist in alle Himmelsrichtungen zersprengt. Von der Gräfin hat Minotschka seit längerem nichts mehr gehört.

Der wunde Punkt in ihrer Liebe schmerzt noch immer. Das Leben erscheint ihr zwecklos. Sie will Europa verlassen und in Sidney eine internationale Fortbildungsschule übernehmen, um dann dort ihr Leben zu beschließen.

Vor ihrer Abreise will sie noch ihren Geburtsort Paris wiedersehen.

In Paris besucht sie auch den Père Lachaise: in Gedanken an ihre einstige Geliebte und die Zeit der ersten Liebestage versunken, wandelt sie zwischen den Gräbern. Ein eigentümliches Schicksal fügte, daß sie auf dem Kirchhofe die Gräfin wiederfindet. Sie ist in Trauerkleidung, ihr Mann ist vor 6 Monaten in Davos gestorben. Die Gräfin fleht um Verzeihung, sie habe die Hoffnung nicht aufgegeben, die Freundin wiederzufinden, ihrem Gatten sei sie doch nur Freundin gewesen.

> „Er wußte alles und trotzdem wollte er mich nach außen hin zum Weibe, wollte er in Kameradschaft mein Gefährte sein! O, Minotschka, und wie habe ich trotz seiner Liebe und Güte gelitten, wie fürchterlich rächte mich das Schicksal — an Dir, wenn Du willst! Nein, Frauen unserer Art dürfen nicht heiraten, auch nicht in Freundschaft, das ist gegen jede Natur! Solch eine Ehe ist ein armes, namenloses Verhältnis, eine Fessel, ein Vergewaltigung, ein Frevel, im leichtesten Falle eine entsetzliche Last!" (S. 93—94.)

Minotschka verzeiht.

> „Und dann gingen sie Arm in Arm der Stadt zu, hinaus in die Seligkeit des Frühlings und ihres Lebens!

Das Interesse der Erzählung konzentriert sich auf die Betrachtungen über die homosexuelle Frau, die Ehe

und die Frauenemanzipation überhaupt, sowie auf die Denkungsart der homosexuellen Frauen. Den Kernpunkt dieser Auslassungen, wonach die Individualität jeder Frau zu entwickeln, ihre Fähigkeiten und Bedürfnisse zu berücksichtigen seien und nur die nach ihrem Charakter und ihren Neigungen dazu geeignete Frauen die Ehe eingehen sollten, kann man nur billigen. Mit Recht legt der Verfasser seine Betrachtungen über Frauenemanzipation gerade in den Mund der homosexuellen Frauen, da diese zweifellos schon ihrer Natur und ihrer männlicheren Eigenart entsprechend die typischsten Vertreterinnen der Frauenrechte sein werden.

An der Erzählung ist wenig Stoffliches; die Motive und Handlungen sind nirgends durchgeführt, das Ganze bildet mehr eine Skizze. Der erste Teil wird durch die interessanten philosophischen und sozial-ethischen Gespräche fast ausschließlich ausgefüllt, während dann der zweite Teil die etwas mageren Episoden der Auflösung des Liebesverhältnisses zwischen Minotschka und der Gräfin, sowie die Schilderung der durch diesen Bruch in Minotschka's Seele hervorgerufenen Gefühle der Verzweiflung, der Öde und Wehmut enthält.

Faure, Gabriel: La dernière journée de Sappho: roman. (Paris: Société du Mercure de France 1901).

Dem Roman geht eine Einleitung voran, welche einige allgemeine Bemerkungen über den weibweiblichen Geschlechtsverkehr enthält:

Hinsichtlich dieses Verkehrs herrschten zahlreiche Irrtümer; zum Teil sei die Literatur daran Schuld, die nicht genügend zwischen Laster und Krankheit unterscheide. Man müsse zunächst die Kranken ausscheiden, alle diejenigen, die infolge von Erblichkeit, geistiger Gebrechen oder physischer Anomalie eher zum männlichen Geschlecht gehörten. Diese seien zu bedauern, ihr Leben sei verfehlt, es sei ebenso ungerecht, sie auszulachen, wie einen Blinden oder Buckligen. Für die Lasterhaften sollte man den Namen Lesbierin oder ähnliche beleidigende Ausdrücke vorbehalten. Aber auch unter diesen seien nicht alle gleich verdammenswert. Die, welche aus Gewinnsucht sich leiten ließen,

seien es kaum mehr, als die, welche sich um Geld einem beliebigen Manne hingäben. Die, welche aus Bedürfnis handelten, Gefangene, Nonnen, Mädchen, zu alt und zu häßlich, um einen Geliebten zu verführen, seien fast ebenso sehr zu bedauern, als zu tadeln. Die wahren Schuldigen seien diejenigen, welche aus Perversität dem Lesbismus sich zuwendeten, diese allein verdienten Abscheu und Verdammungsurteil. Glücklicherweise sei diese Kategorie nicht häufig, meist beschränke sich ihr Laster auf befriedigte Neugierde.

Abgesehen von den Hysterischen und Krankhaften ziehe jedes echte Weib die männliche Umarmung den läppischen Zärtlichkeiten der Frau vor.

Der weibweibliche Verkehr hinterlasse stets Enttäuschung und Unbefriedigtsein, er biete nur einen erotischen Betrug sondergleichen.

Man könnte nach dem, was gesagt und gedruckt werde, zu urteilen glauben, daß heute der Sapphismus viele Anhängerinnen zähle. Dies sei ein Irrtum. Der Mann beliebe stets die Frau zu beschmutzen, und die Frauen verleumdeten sich stets untereinander. Nichts sei leichter, als den zärtlichen, etwas demonstrativen Freundschaften lasterhafte Motive unterzuschieben, besonders gefährlich in dieser Beziehung seien die Lesbierinnen, welche überall ihre eigene Verderbnis vermuteten und die unschuldigsten Frauen nach sich beurteilten.

Sappho selbst sei keine Kranke gewesen, sie habe auch Männer geliebt und sei für einen Mann, Phaon, gestorben. Sie dürfte vielmehr den Typus der lasterhaften Frau darstellen, und doch sei sie nicht mit den modernen Lasterhaften zu verwechseln. Abgesehen vom Klima und den besonderen in Lesbos üblichen Gebräuchen habe Sappho Entschuldigungsgründe, die ihren Nachahmerinnen nicht zur Seite ständen. Damals habe das Schamgefühl, wie wir es heute kennen, nicht existiert. Sappho und ihre Freundinnen hätten ihr Laster offen gezeigt. Bei ihrem Tod habe ganz Griechenland getrauert. Überhaupt sei diese antike Liebe zum gleichen Geschlecht oft nur eine Art des universellen Schönheitskultus gewesen. Aber trotz Allem verletze man nicht ungestraft die Natur, und Sappho habe durch ihre eigenen Fehler gelitten. Vielleicht könne man in dieser Beziehung ihm, dem Verfasser, vorwerfen, eine allzumoderne, allzu reumütige, allzu christliche Sappho geschildert zu haben. Dies kompensiere aber dann andererseits die Beschuldigungen der Immoralität, welche einige naive Leute vielleicht erheben würden.

Verfasser schließt dann seine Einleitung mit folgenden Worten, welche den Schlüssel und Grundton seines Romans abgeben:

„Keine hat mehr wie Sappho das Glück erstrebt, sie starb, ohne das Höchste gekannt zu haben. Keine hat mehr wie sie von jeder Wollust gekostet, sie starb ohne das Höchste gekannt zu haben. Keine hat mehr wie sie die Liebe verspottet, welche ein Liebespaar durch alle Fasern ihres Wesens vereinte.... Sie starb für diese Liebe, diese Liebe, alt wie die Welt, ewig wie sie, einzige Quelle des wahren Glücks und der höchsten Wollust."

Der Roman: Sappho verzehrt sich in Liebesleidenschaft zu Phaon, der aber ihren Verlockungen widerstanden hat. Nachdem Sappho alle ihre Gelüste und Begierden befriedigt, Mann und Frau, Jungfrau und Jüngling in ihren Armen gehalten, ist sie zum erstenmal von echter Liebe ergriffen. Beim Fest der Aphrodite hofft sie durch ihre Erscheinung und ihr Dichtertalent Phaon zu gewinnen. Vor versammeltem Volk tritt sie auf, strahlend in äußerer Pracht und Schönheit, und trägt ihre letzte Dichtung, einen Hymnus an die Göttin vor. Aber mitten im Gesang hält sie inne, sie hat Phaon, den sie zu besiegen hoffte, in der Menge erblickt, gleichgültig gegen ihren Gesang und ihre Schönheit, glückstrahlend an der Seite seiner Verlobten.

Verwirrt und bestürzt flieht sie in ihre Gemächer, wo sie sich ihrem wilden Schmerz überläßt. Dort wird sie von einer ihrer früheren Geliebten, Rhodope, aufgesucht, die einst von Sappho verführt wurde. Was bei Sappho nur ein Abenteuer unter vielen war, bedeutete für Rhodope eine dauernde Leidenschaft. Sappho hatte sie fortgeschickt, jetzt kehrt Rhodope zurück, wähnend, der Augenblick sei günstig, um ihre Herrin wieder zu erobern. Vergeblich sucht sie die früheren Zeiten in das Gedächtnis der Dichterin zurückzurufen, vergeblich entrollt sie ihre gemeinsame Liebesgeschichte: Wie sie sich beim Bruder der Sappho, dessen Geliebte Rhodope gewesen, in Eresos kennen gelernt, wie Sappho durch ihre Zärtlichkeiten und Schönheit sich einzuschmeicheln wußte, wie Sappho sie dann entführt und beide von Eresos nach Mitylene gewandert, die Freuden der Reise teilend, die Gefahren und Abenteuer gemeinsam bestehend, wie dann angesichts von Mitylene zum erstenmale Sappho in Liebe sie umfangen und ein noch nie empfundenes Glück ihr bescheert. Umsonst fleht Rhodope in glühenden Worten um Liebe, umsonst sucht sie durch Schilderung ihrer früheren Wonnen Sappho's Leidenschaft wieder zu entfachen. Sappho hat alles vergessen und bleibt stumm gegenüber ihrem Schmerz. Sie glaubt kaum Rhodope jemals geliebt zu haben, ein Spielzeug war sie nur, wie alle andern. Als Rhodope halbentblößt sich ihr zu Füßen wirft, jagt Sappho, von einem Gefühl des Ekels ergriffen, das Mädchen fort.

Kaum hat sich Rhodope entfernt, als Phaon Sappho besucht. Er kommt sie zu trösten und ihren Schmerz durch besänftigende Worte zu lindern. Aber Sappho will Liebe, doch diesem Manne gegenüber ist sie machtlos. Ihr Flehen ist vergeblich. Wenn er ihre Liebe verschmähe, möge er sie wenigstens als Werkzeug der Wollust, als Dirne benutzen. Alle Wollust und sinnlichen Reize, die Sappho Phaon bietet, locken ihn nicht, er sehnt sich nur nach einer Liebe, der Liebe seiner Verlobten. Er verläßt die verzweifelte Sappho, um nie wiederzukehren.

In wilder Fieberphantasie ziehen noch einmal vor den Augen Sappho's alle ihre Opfer, alle ihre männlichen und weiblichen Geliebten vorüber, im Traume treten sie an Sappho heran in unnennbaren Umarmungen und wollüstigen Verkettungen miteinander sich vermengend. Im letzten Kapitel eilt Sappho von Verzweiflung und ungestillter Sehnsucht nach Phaon übermannt, auf den das Meer überragenden Felsen, von welchem sie sich in die Fluten herab stürzt.

Das wirkliche Schicksal der geschichtlichen Sappho ist wohl kaum mit Sicherheit festzustellen und der Tod der Dichterin für Phaon, den Faure in seiner Einleitung als geschichtliche Wahrheit hinstellt, ist gerade in den letzten Jahren von wissenschaftlicher Seite in das Reich der Mythe verwiesen worden.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls wird Sappho stets als der Typus einer homosexuellen Frau gelten, deshalb ist es wohl zunächst als seltsam zu erachten, daß Sappho, deren Namen einer der charakteristischsten Bezeichnungen für den homosexuellen weiblichen Verkehr abgegeben hat, als heterosexuelle Heldin geschildert wird.

Als ein Fehler muß es sodann betrachtet werden, daß Faure, wie er es in seiner Einleitung selbst bemerkt, die griechische Sappho allzu verchristlicht hat in ihrer Reue und ihrem nachträglichen Abscheu vor dem homosexuellen Verkehr, und dadurch die Wahrscheinlichkeit des Charakters seiner Heldin getrübt hat. Noch weniger glücklich erscheint der Versuch, das Axiom, daß das höchste Glück in der wahren Liebe, nicht in der Jagd nach der Wollust zu finden sei, in der Geschichte

Sappho's symbolisieren zu wollen und ihre heterosexuelle Leidenschaft in Gegensatz zu ihren früheren Regungen zu stellen. Dabei hat Faure gerade die Leidenschaft Sappho's zu Phaon in solchen glühenden Farben zum Ausdruck gebracht, daß man wenig von einer idealen und edlen Liebe spürt. Besonders in der Szene, wo die liebestolle Sappho Phaon um Gegenliebe anfleht und schließlich zu jeder Wollust sich ihm anbietet, tritt Sappho's Leidenschaft in brünstiger und sinnlicher Weise zu Tage. Umgekehrt finden sich feinere, idealere Züge in der Schilderung des homosexuellen Verhältnisses mit Rhodope. Die Erzählung der letzteren von ihrem früheren Liebesbund hinterläßt einen unleugbaren poetischen Eindruck, ihre Gefühle erscheinen zarter, inniger als Sappho's heftige heterosexuelle Liebesglut.

Der Roman enthält keinerlei psychologische Darstellung der Leidenschaft Sappho's, keinen Einblick in die Entwicklung der Gefühle, das Problem der Homosexualität ist an und für sich von keiner Seite ergründet.

Trotzdem handelt es sich nicht um ein Marktprodukt für das große Publikum, sondern um ein Werk für verwöhntere Leser; der lyrische Erguß, die glänzende Sprache, der poetische Rythmus des ciselierten Stiles drücken ihm ein künstlerisches Gepräge auf, das aber mehr den Charakter gesuchten Raffinements und überkünstelter Berechnung als echte Empfindung verrät.

Janitschek, Maria: Neue Erziehung und alte Moral aus der Novellensammlung Die neue Eva. (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger) S. 109—150.

Seffi ist seit ihrem achten Jahre nach dem Tode ihrer Eltern bei dem Ökonom Steffert gemeinsam mit dessen sieben Söhnen erzogen worden.

Wie ein Junge ist sie aufgewachsen, wie ein Bube von Frau Steffert behandelt worden.

Als sie zum Mädchen heranreift, muß sie, die bisher mit den jüngsten Adoptivbrüdern in einem Zimmer geschlafen, in der

oberen Kammer übernachten. Jetzt erst gewinnt sie Interesse und Bedeutung bei den Buben. Sie besuchen sie Abends, der eine, ein junger Leutnant, küßt sie und drückt ihr die Brüste; von der Mutter ertappt, muß Seffi dafür büßen.

Bald kommt ein anderer der Brüder, Alfred, zu ihr; mit ihm liest sie Stunden lang verbotene Bücher, Casanova, Boccacio, die ihre Einbildungskraft und Sinnlichkeit entflammen. Alfred erzählt ihr auch seinen ersten Geschlechtsverkehr mit einem Weib. Den älteren Fritz forscht Seffi aus, er ist erfahrener als Alfred und kennt schon besser das Weib, er erzählt ihr die tollsten, unflätigsten Dinge.

Eines Abends, als sie wieder mit einander flüsterten, kommt Ruprecht, der ältere Bruder, hinzu. Er jagt Fritz fort und warnt sie vor den Brüdern. Er selbst gesteht ihr seine Liebe. Als sie aber von plötzlicher, wilder Sinnlichkeit gepackt, zur Hingabe ihres Körpers bereit ist, bemeistert sich Ruprecht, denn er kann sie „noch lange nicht heiraten, und sie wird vielleicht ein Kind bekommen —."

> „In der Folge belauerten die Brüder sich gegenseitig und alle naschten an ihr herum, was sie leicht naschen konnten. Sie mit ihrer Jugendfülle und strotzenden Gesundheit, litt wie ein geknebeltes Tier unter diesen brennenden aufstachelnden Liebkosungen. Sie wälzte sich schlaflos in ihrem Bett und verwünschte ihr Magdtum. Das „Kind" war für sie das drohende Gespenst". (S. 142).

Frau Steffert, der Seffis Verstörtheit auffällt und die allerlei Mutmaßungen anstellt, schildert ihr in grellen Farben die Schmach, die ein Mädchen auf sich lädt, wenn es Mutter wird.

Nach solchen Schilderungen schwur Seffi sich, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren, und schrieen auch ihre vollen Adern noch lauter nach Erfüllung.

Agathe, eine Nichte des Hausherrn, ein zierliches, blondes Mädchen von 16 Jahren, kommt zu Besuch und schläft in Seffi's Zimmer. In ihr findet Seffi eine Geschlechtsgenossin, der sie ihr Herz ausschütten kann.

> „Sie krochen in ihren weißen Hemdchen abwechselnd eine zu der anderen und tauschten ihre Gedanken über dieses und jenes. Eines Nachts, als Seffi laut schluchzt, will Agathe sie trösten, sie preßte Seffi an sich und umschlang sie innig. In diesem Augenblick wurde Seffi ruhig und schloß die heißen Lider. Ein bleicher, zärtlicher Schein huschte über ihr Gesicht. Brust an Brust schlummerten sie ein." (S. 144).

Alfred bemerkt die intimere Freundschaft der Mädchen und macht seine Mutter darauf aufmerksam.

Er erweckt den Argwohn der Mutter. „Sie machte die Bemerkung, daß Agathe lebhafter, feuriger neben Seffi wurde, daß beide sich unnötig lang in die Augen sahen und mehr als sonst zwischen jungen Mädchen üblich ist, sich Zärtlichkeiten erwiesen, daß die eine die Nähe der anderen suchte und traurig wurde, wenn sie sie missen mußte.

Sie befiehlt, daß Agathe in einem Zimmer allein schlafe. Vergeblich fleht sie Seffi an:

> „Mutter, von klein auf hast du mich dazu angehalten, alle Vorgänge in der Natur ohne Scheu zu beobachten. Du schlugst mich, wenn ich die Augen senkte. Nichts sollte mir erspart bleiben; alle Adern des großen Nervennetzes der zeugenden und nichts als zu zeugen begehrenden Natur hast du mir bloßgelegt. Keine Milderung, keinen Schleier sollte es für mich geben.
>
> Nackt alles sehen und kennen lernen, war dein Wahlspruch, Mutter, ich bin jung und kräftig; eines Tages habe ich selbst das Verlangen verspürt, das jedes Naturgeschöpf in sich trägt. Mein glühendes Liebebedürfnis zu erwidern, haben sich mir junge Arme geöffnet, aber da hast du mir dein Halt zugerufen. Eine Dirne wäre ich, wenn ich der Natur folgte, die du tags vorher als rein und groß gepriesen, und mit Schlägen und Schimpf jagtest du mich aus deinen Hause. Mutter — sie legte die bebenden Lippen an das Ohr der Frau — „du selbst bist's, die mich in die Arme der Freundin getrieben, laß sie mir nun . . . .“ (S. 149).

In den verschiedenen Novellen des Bandes ist ein meist sexuell-perverses Problem behandelt. Das homosexuelle ist nur in der obigen Erzählung berührt.

Der geschilderte Fall hat mit typischer Homosexualität nichts gemein und stellt nur die Ablenkung des heterosexuellen Triebes in Folge der Unmöglichkeit seiner Befriedigung dar. Der Gedanke der Novelle erhellt deutlich aus dem Titel: „Neue Erziehung und alte Moral“, und besonders aus der Schlußapostrophe Seffi's. Die männliche Erziehung Seffi's, die Abhärtung des Körpers

die Unterdrückung des weiblichen Feingefühls und der mädchenhaften Schamhaftigkeit haben eine männliche Sinnlichkeit, eine glühende sinnliche Begierde zur Folge. Die alte Moral verlangt aber Unterdrückung des Fleisches, stempelt den geschlechtlichen außerehelichen Verkehr zur Sünde, die Zeugung des unehelichen Kindes zur Schmach. Dieser Widerspruch zwischen der neuen Erziehung und der alten Moral drängt Seffi auf gleichgeschlechtliche Bahnen, wo sie mit der Stillung ihrer Glut und der Befriedigung ihrer Sentimentalität gleichzeitig Sicherheit vor schmachvollen Folgen findet.

Die Ausführung dieser Gedanken ist nicht frei von Mängeln, denn die Sinnlichkeit Seffi's wird nicht so sehr durch Erziehung als durch die in der Novelle den breitesten Raum einnehmende Verführung und Einwirkung ihrer Adoptivbrüder aufgestachelt, wenn auch ihre Erziehung sie dem Einfluß der erwachenden Sinnlichkeit leichter zugänglich macht.

Die Novelle macht den Eindruck des temperamentvoll Improvisierten, etwas kraß Hingeworfenen, Tendenziösgewollten.

Die Schlußworte Seffis fallen eigentlich nicht aus Seffis Munde, sondern aus dem Munde der Verfasserin, welche mit ihnen die Moral der Geschichte verkünden will.

Keben Georg: Unmögliche Liebe aus: Unter Frauen: Pariser Geschichten. S. 1—52 (Jena: Hermann Costenoble Verlag.) 1901.

Madame Claudine Pron, die Kupplerin und Inhaberin eines geheimen galanten Hauses, wo Lebemänner mit Frauen und Mädchen zusammen kommen, liebt selbst nur ihr eigenes Geschlecht.

> „Nur die frische Sinnlichkeit reizte sie, die ideale Keuschheit, welche fruchtbar wurde ohne den Mann. Ihre Lippen hätten niemals ein Weib berührt, das in ihrem Hause verkehrte und von welchem sie sah, das es durch Wünsche des anderen Geschlechts sich erweichen ließ . . . . . Claudine's Liebe zum Weibe war das Ende und verletzter Stolz der Anfang gewesen.

> Gedemütigt war sie, daß sie trotz ihrer Vorzüge nie ein Mann aus Liebe begehrte. Sie hatte sich keinem aufgedrängt.
>
> Eine vernachlässigte Frau, die gefallen will, schien ihr der Bettlerin gleich, die um ein Almosen bittet. Aber sie wollte sich für jenen ungerechten Zufall entschädigen. (S. 5.)

Im Nachtcaffee erlauscht sie die Unterredung zweier Unbekannten: Höpfner, ein Deutscher, erzählt dem Sänger aus Montmartre, Alexander, seine Liebe zu Lorette, einer Buffetdame eines benachbarten Restaurants, einer Unerbittlichen, die keusch wie der Mond sei.

Claudine sucht Lorette auf und macht ihre Bekanntschaft. Beide bringen einen Abend gemeinschaftlich zu. Claudine entdeckt der unschuldigen Lorette ihre Gefühle. Beim Souper und beim Sekt im Nachtrestaurant überhäuft sie Lorette mit Liebeserklärungen und Liebkosungen. Claudine erreicht ihren Zweck.

> „Lorette fand nicht mehr den Mut, Claudine zu widerstehen, ein lähmend schlaffes Gefühl zwang sie nieder. Zu oft gab ihr Claudine zu begreifen, daß die Liebe weniger zu den Wissenschaften als zu den Künsten gehöre und in keinem Fall zu den Dummheiten. Aus reinster Kindlichkeit war Lorette ein üppiges Opfer geworden. Ihr überlistetes Denken achtete die Verführerin mehr, als eine Entehrte ihren Verführer achtet . . . . Der Kampf war vorbei. Claudine's innige Freundschaft hatte Lorette's ganzes Wesen verändert. Ihr Mangel an Selbstbewußtsein, der sich als Schüchternheit gab, machte alle Stufen geheimer Entwicklung durch. Auch war sie scheu und verschämt vor Männern, dann wurde sie abstoßend. Höpfner kannte sie nicht mehr." (S. 20.)

Lorette wird ihr Beruf lästig, sie gibt ihn auf. Claudine richtet ihr eine Wohnung ein und unterhält sie. Auch Lorette's Äußeres ändert sich allmählich:

> „Claudine war von rücksichtsloser Begehrlichkeit, ihr Temperament war für Lorette vergiftend gefährlich . . . . Lorette's Gesicht mit dem fahlen Teint und den rötlich geschwollenen, schwarz umränderten Augen erhielt für Claudine eine eigene geistige Beleuchtung." (S. 24.)

Lorette erfährt erst nach geraumer Zeit das Gewerbe ihrer Freundin. Sie glaubt zuerst, daß Claudine mit den in ihrem Hause verkehrenden Männern oder wenigstens mit den Frauen sie betrüge. Aber als Claudine ihr schwört, sie liebe nur ihre Lorette, sie habe nie ein Weib berüht, das in ihrem Hause verkehrt

und die „sie in widerwärtiger Umarmung mit Männern gesehen,“ verzeiht ihr Lorette.“

Während des Carnevals trifft Höpfner die beiden Frauen auf dem Maskenball der großen Oper. Er errät das Verhältnis zwischen Beiden und daß Claudine ihm Lorette geraubt.

Höpfner spielt gegenüber Claudine den Verliebten, er versteht es, sie in den Glauben zu versetzen, als begehre er sie leidenschaftlich.

Sie weiß nicht, wer der maskierte Liebhaber ist,

> „aber zum ersten Mal bekam sie einen Verehrer, für den sie nicht Handelsartikel war, sah einen Mann als Gefangenen der Liebe.
>
> Ihr gesunkener Stolz, ihr gebrochenes Selbstbewußtsein richtet sich auf. Durch die unerwartete Anbetung eines Mannes war ihr aufgedrungener Haß gegen das andere Geschlecht erloschen“. (S. 40).

Als sie später in dem Liebhaber Höpfner den Deutschen erkennt, den sie schon früher im Restaurant gesehen und der schon damals „bezwingend männlich, naturkräftig derb auf sie gewirkt hatte,“ setzt sie seinem Werben keinen Widerstand entgegen. Sie erinnert Höpfner an seine unglückliche Liebe zu Lorette. Aber Höpfner versichert ihr, er liebe die Spröde nicht mehr, die jetzt so grausam entstellt, so kränklich verlebt aussähe. Claudine zögert nicht mehr; am nächsten Tag wird Höpfner sie in ihrem Hause besitzen dürfen.

Höpfner hat aus Liebe gehandelt, um sich an Claudine wegen Lorette’s Verführung rächen zu können. Sein Freund Alexander setzt Lorette von dem Treubruch ihrer Geliebten in Kenntnis, er wird sie in Claudine’s Haus führen, wo sie sich von deren Untreue überzeugen wird.

Höpfner kommt zur versprochenen Stunde zu Claudine. Sie will sich ihm hingeben, als sie entkleidet vor ihm steht, weist er sie jedoch kühl zurück: „Sie sind im undankbaren Alter, Madame! Ich bedauere! Sie gefallen mir nicht!“

In diesem Augenblick tritt Lorette durch eine Seitentür herein.

Höpfner versichert ihr, daß alles nur ihretwegen geschehen sei, ihretwegen, die ihn lieben solle.

Aber als Lorette merkt, daß der Streich einen Racheakt gegen Claudine bedeutete, wendet sie sich erbittert gegen Höpfner:

> „Gehen Sie, Monsieur! Wenn ich Sie bisher geliebt hätte, so liebe ich Sie jetzt nicht mehr! Denn Sie haben als Mann bei Ihrer Rache vergessen: Die Verhöhnte konnte sich nicht wehren und ist — wie ich — ein Weib.“ (S. 51).

Wenn ein Deutscher Pariser Geschichten schreibt, darf natürlich eine möglichst krasse Illustrierung sogen. Pariser Laster nicht fehlen. Und so mußte natürlich die gleichgeschlechtliche Liebe als lasterhafte Neigung und Unmoralität heterosexueller Frauen herhalten und den Anlaß zu der Geschichte der erfahrenen Verführerin, die das schwache junge Mädchen seelisch und körperlich zu Grunde richtet, abgeben.

Zwar springt gar zu deutlich die in unwahrscheinlicher Weise motivierte Umwandlung der leidenschaftlichen Lesbierin in die Augen, die plötzliche Verwandlung der von instinktiver Inbrunst und Begiede zu ihrem eigenen Geschlecht besessenen Claudine in die mannstolle Frau, die sich durch die erheuchelte Liebeserklärung eines jener bisher so verhaßten Männer betören läßt und ihre homosexuelle Glut einfach funkenlos erstickt und mit der Leidenschaft zum Mann vertauscht.

Aber was schadet das, wenn man, wie der Verfasser es tut, diese Änderung in den Gefühlen der Heldin zu einem packenden Schluß- und Knalleffekt bequem verwenden und dabei noch die beleidigte Sexualmoral rächen kann.

Die gerügten Mängel und Unwahrscheinlichkeiten werden diejenigen, welche die Homosexualität nur aus den Büchern kennen und das Angeborensein leugnen, nicht abhalten in Keben's Heldin ein Beispiel ihrer Theorien zu entdecken. Hat doch schon Bloch in seiner Ätiologie der Psychopatia sexualis mit Genugtuung auf Keben's Novelle hingewiesen. Trotz dieser Bedenken gegen die Richtigkeit der Schilderung von Claudine's Charakter und Natur muß die geistreiche Silhouettierung der feurigen Matrone anerkannt und überhaupt die elegante Pointierung und das rasche graziöse Tempo der mit etwas Pariser Esprit gewürzten Novelle gerühmt werden.

Marie Madeleine: 1) Sappho 2) Crucifixa. Gedichte aus der Sammlung Auf Kypros (Berlin-Vita.)

Marie Madeleine, die bekannte Dichterin, welche die sinnliche Liebe des Weibes zum Mann in einer Anzahl von Gedichten mit einer glutvollen, ja brünstigen Sinnlichkeit, aber in einer etwas forcierten, gesucht kraftvollen Manier besungen hat, widmet dem homosexuellen Gefühle nur die beiden Gedichte „Sappho" und „Crucifixa".

Auch diese beiden Gedichte geben mehr ein künstlerisch gesuchtes, gewollt perverses Gefühl wieder, als empfundene Ursprünglichkeit. Die poesievolle Schönheit der kunstvollen Strophen wird man aber rückhaltslos bewundern können.

Montfort, Charles: Le Journal d'une Saphiste: (Offenstadt Paris 1902).

Aline, welche schon im 10. Jahr als Interne in das Mädchenpensionat gekommen, befreundet sich mit Juliette. Zur Zeit der Pubertät wird Aline's Neugierde durch die Zärtlichkeiten, die sie zwischen den übrigen Schülerinnen bemerkt, erregt und ihre Sinnlichkeit aufgestachelt. Die meisten Mädchen schlüpfen nachts in das Bett einer Freundin, Aline erlauert ihre Küsse und engen Umarmungen.

Auch sie kommt eines Nachts zu Juliette ins Bett und seither schlafen sie stets zusammen.

Das Verhältnis mit Juliette dauert nicht lange, diese verläßt bald die Schule.

Eine neue Schülerin, Mirette, ersetzt sie. Mirette und Aline werden von einer gegenseitigen stürmischen Leidenschaft zu einander ergriffen.

Sie gestehen sich ihre Liebe.

Sie schwören sich ewige Treue.

Mirette bringt auch die Ferien im Hause von Aline zu. Beide schlafen in einem Zimmer, sie leben Tag und Nacht ihrer Liebesleidenschaft.

Doch Aline muß jetzt das Pensionat verlassen und ihr Vater dringt auf Verlobung mit dem reichen Hector. Aline setzt lange dem Begehren ihres Vaters heftigen Widerstand entgegen, endlich gibt sie nach: Aber Mirette wird sie nie vergessen und auch nach der Heirat ihr Liebesverhältnis fortsetzen. Die Brautnacht ist weniger schrecklich verlaufen, als sie

gefürchtet. Sie haßt zwar ihren häßlichen Mann und hat, das Bild Mirette's vor Augen, die männliche Umarmung erduldet, aber Hector hat sich anständig benommen. Der Ehemann entdeckt das Verhältnis seiner Frau mit Mirette, welche die Ferien im Hause zubrachte.

Er verbietet Aline die Freundin wiederzusehen. Im Versteckten verkehren aber beide weiter mit einander. Hector, der sie ausspioniert, erfährt es. Aline muß zwischen ihm und Mirette wählen. Sie verläßt ihren Mann und lebt mit Mirette, die inzwischen aus dem Pensionat ausgetreten, zusammen.

Aus Neugierde, aus Langeweile und nicht zuletzt um Geld zu bekommen — denn sie hat kein Vermögen mehr, ihr Vater ist völlig ruiniert gestorben und ihr Mann gibt ihr nichts — wird Aline die Maitresse eines Freundes ihres Mannes. Mirette darf aber hiervon nichts erfahren. Die gegenseitige Liebe beider Frauen dauert fort.

Mirette erkrankt an hysterischen Nervenkrämpfen, die Leidenschaft und der übermäßige Sinnengenuß töten sie; ihr Körper ist völlig erschöpft, nichts kann sie retten; sie stirbt. Aline's Tagebuch — der Roman ist in dieser Form geschrieben — endigt mit den Worten:

> „Meine letzte Bitte wird sein:
> „Frauen, erstrebet als Liebe, nur die einzige und die starke, diejenige, welche die ganze Menschheit beherrscht; die gesunde und ehrbare, die kräftigende und herrliche, weil zeugende, die Liebe des Mannes.“ (S. 216.)

Ähnliche Ermahnungen enthalten auch der als Vorwort dienende Brief der Heldin.

Sie will einem Freund die Einsicht des Tagebuchs gewähren, damit „seine Maitressen und alle übrigen Frauen sich vor der unsinnigen lesbischen Liebe hüten.“

Der Roman entbehrt jeder tieferen Charasteristik, jeder Psychologie, jeder Stimmung und sonstiger künstlerischen Vorzüge. Die Leidenschaft der beiden Frauen wird in behaglicher Pikanterie und Sinnlichkeit geschildert.

Der angebliche moralische Zweck: Warnung und Abschreckung vor dem Sapphismus insbesondere durch die Erzählung des — übrigens in plumper und wohl medicinisch kaum haltbaren Weise — dargestellten Todes einer Lesbierin darf über den Wert des Buches nicht hinwegtäuschen.

Das moralische Pflästerchen, mit dem Montfort das Tagebuch zum Beginn und zum Schluß einkapselt, kann

den wahren Zweck des Romans nicht verbergen, den der bloßen lüsternen Sensation, welchen auch die beigegebenen ans Obscöne grenzenden Bilder veranschaulichen.

Möller, O. W.: Wer kann dafür? Eine sexualpsychologische Schilderung aus dem Dänischen, übersetzt von Dr. Richard Meienreis. (Leipzig: Spohr 1901.)

In einem Vorwort macht der Übersetzer auf die Wichtigkeit der homosexuellen Frage aufmerksam.

Das Problem sei bisher wohl in der französischen Belletristik, kaum aber in der deutschen behandelt worden.

Und doch wäre es eine ganz unangebrachte, ja verderbliche Prüderie, sich hier mit Vertuschen, Verheimlichen und Drüberhingehen immer weiter helfen zu wollen, anstatt Klarheit zu schaffen und der Sache auf den Grund zu gehen.

Viele unglücklichen Ehen und auch die Erzeugung Homosexueller könnten verhütet werden.

Aufklärung und Wahrheit könnten nur Segen stiften.

Es müsse daher als hohe sittliche Pflicht einer wahrhaft volkstümlichen Verlagsanstalt bezeichnet werden, das Dunkel zu lichten und alte Vorurteile zu zerstreuen.

Im vorliegenden Buch werde das Problem der gleichgeschlechtlichen Empfindung mit so feiner, bis in die kleinsten Fasern richtiger Beobachtung, dabei mit solcher Decenz und so hohem sittlichen Ernst behandelt, daß er (Meienreis) es für verdienstlich erachte, dasselbe einem größeren deutschen Leserkreis zugänglich zu machen.

Die Novelle: Dr. Jünger, Astronom von Beruf, und als Verfasser eines erfolgreichen Romans bekannt, kommt als erster Assistent an das Observatorium von Heidelberg. Dort wird er Hausfreund in der Familie eines feingebildeten, liebenswürdigen früheren Offiziers. Die eine Tochter, Nina, ist eine eigenartige Persönlichkeit.

„Sie war alles andere als schön.“ . . .

> „Es war kurz gesagt etwas — man kann nicht sagen Emanzipiertes, nicht einmal Unweibliches oder absolut Unschönes — über sie ausgebreitet, in Ermangelung eines treffenderen Ausdrucks könnte man sagen: etwas Originelles und Problematisches. Sie würde einen Psychologen mehr interessiert haben, als einen Ballkavalier.“ (S. 10.)

> „Keine sichtliche Rundung der Brust verriet das Weib, ihre Gesichtszüge waren scharf markiert, und in ihrem Blick lag etwas Festes und Selbstbewußtes, wie man es nur selten bei einem weiblichen Wesen findet". (S. 25.)

Beide, Nina und Jünger, werden aufs engste befreundet; Nina, obwohl sonst verschlossen, gewährt Jünger allmählich einen Einblick in ihr Seelen- und Geistesleben.

Aber ein Etwas ist in ihr, das Jünger nicht begreift und sie selbst gesteht ihm, daß er sie nicht völlig kenne:

> „Ich bin bizarr", sagt sie, „viel mehr als sie ahnen. Ich betrachte Sie als einen Freund. Nicht wahr, so betrachten Sie mich auch? Wir haben so viele Sympathien gemeinsam, und doch würden sie mich nicht verstehen können, wenn ich Ihnen alles erzählte — selbst meine nächsten Angehörigen würden mich am Arm nehmen und schütteln und fragen, ob ich verrückt sei." (S. 29.)

Jünger's freundschaftliche Gefühle verwandeln sich allmählich im Verkehr mit der geistig und seelisch interessanten Nina in Liebe.

Er gesteht ihr seine Zuneigung. Aber Nina liebt ihn nicht. Verzweifelt kündigt ihr Jünger an, er werde fortziehen, sie möge ihn vergessen.

Nunmehr offenbart ihm Nina ihre wahren Gefühle und ihr bisher so sorgsam gehütetes Geheimnis.

Das Unglaubliche, das Seltene an ihr sei . . . ein Weib. Sie liebe eine Freundin. Jünger könne ihr nicht mehr werden, als ein Freund, aber dieser möge er bleiben, sie könne ihn nicht vermissen.

Jünger betrachtet ihre seltsame Liebe als eine Art Krankheit, noch könne ihr Gefühl sich ändern, er hofft auf Heilung.

Wiederum verkehren beide wochenlang in alter inniger Freundschaft weiter, bis endlich Nina glaubt, Jünger zu lieben. Jubelnd schreibt sie ihm: „Ich liebe Sie, ich liebe Sie innerlich."

Aber auch in ihren Gefühlsausbrüchen gegenüber Jünger klingt ihre Neigung für das Weib nach.

> „Ich habe niemals einen Mann geküßt, und doch habe ich so innerlich nach Liebe gelechzt; ich wäre vergangen, wenn ich nicht jemand geküßt hätte. Es ist nicht Schönheit, worauf ich sehe, nein, es ist ein gewisser leuchtender Schein, ein ganz eigener Duft, der über eine Frauensperson ausgebreitet sein kann. . . . .
> Wenn ich weiter des Nachts träumte, und sie mich im Traume küßte, war ich froh und zehrte davon den ganzen Tag, denn sie gab mir selten mehr als die Hand . . ." (S. 65.)

Jünger glaubte Nina nunmehr für immer gewonnen zu haben, er darf ihr den ersten Kuß auf die Lippen drücken, den sie erwidert, ihn ihrer Liebe versichernd.

Doch nur kurz ist ihr Glück. Nina fühlt bald, daß sie Jünger doch nicht liebe, wie sie den Gatten lieben müßte. Schon ihn zu küssen, wird ihr schwer, sie wird sich bewußt, daß keine Änderung ihrer Natur sich vollzogen hat und daß eine Ehe mit Jünger unmöglich ist:

> „Ich bin unglücklich darüber", schreibt sie ihm, „daß ich Dich nicht liebe. O Gott, so war das nur ein Traum, — ich kann also keinen Mann lieben! Du bist mein bester, mein aufrichtigster Freund, aber nicht mehr; ich kann Dir alles anvertrauen, aber nicht Dich lieben. O vergib, vergib!" (S. 77.)

Noch will Jünger nicht alle Hoffnung aufgeben, ein Jahr lang soll sie seine Braut bleiben. Vielleicht werde dann noch alles gut, sie soll in dieser Zeit „die Freundin nicht mehr sehen, niemanden mit Liebe küssen, bei niemanden Liebe suchen im ganzen folgenden Jahr."

Aber auch das vermag Nina ihm nicht zu versprechen.

> „Sie saß fast eine Stunde ganz still, gleichsam um nachzudenken, dann aber bekam sie auf einmal Kraft zum Sprechen: Nein, Otto, nein, das kann ich nicht, selbst wenn es mein Leben gälte, hörst Du! . . . Nein ich mag das nicht versprechen, denn ich würde es nicht halten können. Du ahnst nicht, was Du verlangst, Du kennst mich doch noch nicht ganz und weist nicht, wie groß die Leidenschaft ist, die in meiner Brust glüht. Du könntest gerade so gut mein Leben fordern, als sie nicht mehr sehen zu dürfen, Du würdest nur mein Leben verbittern, ohne selbst irgend welche Freude davon zu haben. . . . Ich kann wach vor Sehnsucht liegen, halbe Nächte hindurch, wenn die eine oder die andere Dame — in der Gesellschaft zum Beispiel — mir etwas Entgegenkommen gezeigt hat. Ohne ein Weib zu küssen, kann ich nicht leben." (S. 81.)

Beide fühlen, daß Jünger nicht mehr bleiben kann, daß er nur noch unglücklicher werde, wenn er Nina nicht zu vergessen suche.

> „Sie waren „Beide unglücklich, grenzenlos unglücklich". „Sein Leben, seine Zukunft hatte er auf sie gebaut, nichts gedacht ohne sie, alles mit ihr . . . Und sie hatte ihn lieb gehabt, innig lieb. Nur „lieben" hatte sie nicht sagen können! Ein Haarbreit mehr, ein Milli-

gramm mehr in die Wagschale und sie hätte ihn geliebt. — Aber die Natur hatte selbst die Schranke gezogen: sie konnte keinen Mann lieben. —" „Wer faßt sie ganz, die Tragik derartiger Menschenschicksale?! . . ." (S. 84.)

Und doch müssen sie „Tausende solch unglücklicher Geschöpfe an sich selbst erfahren, die ein wunderliches Spiel der Natur in die Welt hinausstieß, wo sie außer den namenlosen geheimen Seelenqualen ihres Innern oft auch noch statt Mitleid die Verachtung und den Hohn ihrer glücklicher gearteten Mitgeschöpfe zu ertragen haben, wenn sie nicht ihre eigenartige Naturanlage, an der sie schuldlos sind, als tiefstes Geheimnis stets in sich verschließen und — zuwider dem ihnen meist innewohnenden Wahrheitsdrang — zeitlebens als lebende Lügen einhergehen." (S. 83.

Jünger scheidet von Nina:

„Zum letztenmal schloß er sie in seine Arme.

„Küsse mich zum Abschied, Du Geliebte!" flüsterte er.

Halb mechanisch ließ sie es geschehen, daß er sie küßte, aber ihre Lippen waren kalt wie die einer Toten.

Er riß sich los.

„Lebe wohl, meine einzige Nina", sagte er, „weine nicht um meinetwillen; Du kannst ja nichts dafür."

„Nein, ich kann nichts dafür, ich kann nichts, ich kann nichts dafür!" Es klang beinahe, wie ein Aufschrei. „O, daß Du ein Weib wärest, damit ich Dich lieben könnte!"

Sie sank zurück und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

So schieden sie." (S. 86.)

Arm an äußeren Geschehnissen und klein an Umfang ist die psychologische Analyse der Novelle um so reicher und der Gehalt an seelischer Feinheit um so größer.

Dem Verfasser ist es gelungen, ein anschauliches und ergreifendes Bild einer homosexuellen Frauenseele zu geben und aus dem Einzelfall typische Züge zu gewinnen.

Nina empfindet die homosexuelle Neigung als natürliche Regung, als Naturnotwendigkeit, aber zugleich unter dem Einfluß der sie umgebenden, anders gearteten Welt kommt ihr das Seltsame, Außergewöhnliche ihrer Leidenschaft zum Bewußtsein und zwingt sie zu tiefstem Ver-

bergen ihrer ureigensten Gefühle. Dieser Zwang zur Heuchelei steht aber im vollsten Widerspruch zu Nina's offenem Charakter, zu ihrem Wahrheitsdrang, ihrem Freiheitsdurst. Und so bewirkt dieser Konflikt zwischen Sein und Scheinen, zwischen Individualität und notgedrungenem Konventionalismus eine Disharmonie in ihrem ganzen Wesen, die sich in ihrem Benehmen, ihrem Denken und Wollen, ja in ihrem Äußern widerspiegelt und zu einer mysteriösen, rätselhaften Persönlichkeit stempelt. Aus der Aufrichtigkeit des Charakters und der Lauterkeit ihrer Gesinnung fließt dann das tiefempfundene Bedürfnis, dem verständnisvollen Freund gegenüber sich von dem Druck des lastenden Geheimnisses zu befreien.

Allerdings zuerst zaghaft und zurückhaltend entquillt das Tiefverborgene ihren Lippen; beschönigend zeigt sie zuerst nur die edleren Seiten ihrer Homosexualität. Später aber wagt sie es, mutig und unerschrocken ihre ganze Seele mit allen ihren geheimsten Trieben und sinnlichen Begehren bloszulegen. Mit dem rückhaltlosen Enthüllen ihrer wahren Natur entschädigt sich Nina gleichsam für das langverhaltene Geheimnis, für das heuchlerische Schweigen, das ihr so lange aufgezwungen.

Zugleich erfleht sie in der freiwilligen Blosstellung ihrer Schwächen ihre Sühne und Entschuldigung für ihre sie beherrschende glühende Sinnlichkeit.

Andererseits aber ist es Stolz und Selbstbewußtsein, das aus ihr spricht, ist es der Durchbruch der vollen Individualität, die ihre Eigenart nicht verläugnet, die sich in ihren Höhen und Tiefen bejaht.

In diesem Bekenntnis offenbart sich das Urwüchsige, Angeborene, Zwangs- und Schicksalsmäßige der homosexuellen Leidenschaft, das Nichtsdafürkönnen, das Nichtandersseinkönnen, welches eine Liebe zu Jünger zu

einer durch ihre Natur bedingten Unmöglichkeit macht, obgleich sie den wie keine andere Person ihr sympathischen, mit ihr geistig harmonierenden Freund schätzt und achtet, obgleich der Wunsch sie beseelt, ihn zu lieben, wenn sie nur könnte.

Hierin liegt die Tragik der Novelle, in der Kluft, die Beide, Jünger und Nina, trotz ihrer gegenseitigen Anziehung und gemeinsamen Sympathien von einander trennt — tiefer, als sonst Mann und Frau —, in der unglücklichen Liebe Jünger's zu einer Frau, deren Natur hoffnungslos Gegenliebe ausschließt, zu einem Wesen, äußerlich Frau und doch keine Frau, die in ihrem Innersten stets ihm fremd bleiben muß.

Der Aufbau ist interessant und fesselnd. Das Ganze zeichnet sich durch eine stimmungsvolle Schlichtheit aus, die namentlich in der Schlußszene ergreifend und überzeugend wirkt.

Liane de Pougy. Idylle Saphique roman (Paris librairie de la Plume 1901. 330 S.)

Annhine de Lys, die berühmte Pariser Courtisane, eine der Königinnen der Halbwelt, hat die Liebe einer jungen, 20jährigen homosexuellen Amerikanerin, Florence Bradfford, entfacht. Florence verschafft sich ohne Weiteres Eingang zu Annhine und gesteht ihr ihre glühende Leidenschaft. Annhine hat nicht die Seele der gewöhnlichen Buhlerin. Zwar verkauft sie ihren Körper dem Manne und läßt sich von einem vielfachen Millionär fürstlich unterhalten, aber ihre Seele strebt nach Höherem, Edlerem; ein ungestilltes Bedürfnis nach wirklicher Liebe, nach Zärtlichkeit erfüllt sie.

Das Genus- und Luxusleben hinterläßt in ihrem Innern nur eine furchtbare Einöde, einen unbegrenzten Ekel zurück, sie lechzt nach Neuem, nach Veränderung.

Annhine ist nicht homosexuell und hat noch niemals von dem „Lesbischen Laster“ gekostet. Gerührt und geschmeichelt durch die Anbetung und Vergötterung, die Florence ihr entgegenbringt, durch ihre Leidenschaft, Schönheit und Zärtlichkeit, empfindet sie selbst freundschaftliche, ehrliche Zuneigung zu dem jungen Mädchen. Ihre Seelen harmonieren und verstehen sich. Annhine läßt sich von ihr bewundern und

liebkosen, aber das Ziel ihrer Wünsche, den geschlechtlichen Verkehr, gestattet sie ihr nicht.

Die Freundin von Annhine, Altesse, die energischere, weniger sentimentale, zielbewußtere Courtisane warnt sie, sich nicht von der Leidenschaft Florence's umstricken zu lassen, eine „lesbische Liebe würde ihre schwache Gesundheit, ihre schon kranken Nerven zerrütten, schon viele bekannte Pariserinnen seien an dieser Leidenschaft zu Grunde gegangen."

Florence ist verlobt mit einem reichen jungen Amerikaner, Willy. Sie hat ihrem Bräutigam ihre homosexuelle Natur offenbart und ihn in ihre Neigungen völlig eingeweiht. Er liebt nur ihre schwärmerische Seele, mit ihrem Körper kann sie anfangen, was sie will. Um ihren Bräutigam zu erproben, hat sie vor seinen Augen weibweiblicher Umarmung sich hingegeben; er selbst mag sich dann sinnlich befriedigen mit schönen Frauen, die sie ihm selbst ausgesucht. Bisher war ihr Bräutigam nicht eifersüchtig auf ihre Geliebten, aber das Verhältnis mit Annhine erregt seine Eifersucht, er fühlt, daß Florence eine tiefere Liebe zu der berühmten Courtisane gefaßt hat, er fürchtet, die Seele seiner Braut zu verlieren.

Um Florence Abscheu vor Annhine einzuflößen, bestellt er diese, die ihn nicht kennt, durch eine Kupplerin zu einem Stelldichein, unter dem Vorwand eines heftigen sinnlichen Begehrens. Annhine, die gewöhnlich auf derartige Angebote nicht eingeht — sie hat allen nur erdenklichen Luxus von ihrem Herrn, dem sie in 5 Jahren 4 Millionen kostete — läßt sich doch durch die angebotene Summe von 25000 Fr. für die einmalige Hingabe an den Amerikaner verlocken. Als sie nackt im Bette liegt, ruft Willy seine Braut herein und zeigt ihr ihre angebliche Freundin, die sich einem Fremden verkaufte.

Aber die Wirkung auf Florence ist nicht die erhoffte. Sie bricht mit Willy und verzeiht Annhine.

Beide verkehren inniger, vertrauter als zuvor, aber immer noch kann Annhine keine sinnliche Liebe für Florence fühlen:

> „Ich bin ein ganz einfacher Charakter im Grund" sagt sie zu Florence, „obgleich berühmt und überall gekannt, und niemals, ich schwöre es, habe ich noch das Laster berührt, von dem Du beseelt bist! Du verstehst mich nicht, ich will nicht die Kokette mit Dir spielen, noch weniger Deine Begierde durch meine Weigerung steigern! Sieh, wenn Du meine Hingabe verlangst, bin ich die Deine, nimm mich hin. Es wird die peinliche Fortsetzung sein alles dessen, was ich seit Jahren erduldet. Du bist in mein Leben gekommen in

> einem Augenblick des Ekels und des Überdrusses, als ich irgend etwas wollte: etwas Gutes, etwas Wahres, Neues, Besonderes. Da, Florence, hast Du mein Interesse erweckt. Zuerst habe ich Dich ausgelacht, dann hat mich Dein Liebreiz angezogen. Deine Perversität umstrickt mich und stößt mich zurück. Sie erinnert mich zu sehr an das, was mein Beruf ist. Du hast mir neue Horizonte geöffnet, Du scheinst verstanden zu haben, was in mir vorgeht. Ich liebe Dich mit zartem Gefühl, das nichts verderbliches enthält. Deine Worte wiegen mich in seltsamer Weise. Ich bin viel mehr, viel besser die Deine, als auf die andere Art, handele aber nach Deinem Willen, ich werde nicht mehr versuchen, Dir abzuwehren, aber ziehe nicht das zarte Gefühl, das ich für Dich fühle, in den Kot.
>
> Ich will wahr und offen mit Dir sein und nicht untertänig und lügnerisch wie alle Tage und wie mit allen andern.“

Bevor Florence Annhine kennen gelernt, hatte sie zahlreiche homosexuelle Liebschaften, zuletzt mit Jane d’Espant, einer vornehmen Dame aus der Gesellschaft. Diese hat eine dauernde Leidenschaft zu Florence gefaßt und will die Geliebte nicht preisgeben. Verzweifelt eilt sie zu Annhine, unter Tränen flehend, ihr nicht die Geliebte zu rauben; Annhine tröstet und beruhigt sie durch die Versicherung, daß ihr Verhältnis mit Florence nicht das sei, was diese glaube, da sie, Annhine, nicht Lesbierin sei.

Auf einem Ball, wo die Schönheiten von ganz Paris erscheinen und auch zahlreiche Lesbierinnen, bringen Annhine und Florence, beide kostümiert, vergnügte Stunden ausgelassener Fröhlichkeit zu. Aber Jane d’Espant hat sie erkannt. Sie hat jetzt die Gewißheit erlangt, daß sie das Herz von Florence verloren hat und von Schmerz und Verzweiflung überwältigt, ersticht sie sich vor den Augen der Geliebten.

Das Ereignis übt eine solche erschütternde Wirkung auf Annhine aus, daß sie erkrankt. Sie muß fort von Paris, ihrem aufreibenden Großstadtleben, dem Einfluß von Florence entzogen werden. Mit ihrer Freundin, Altesse, verweilt sie einige Monate in Italien und Spanien. In verschiedenen Abenteuern sucht sie Zerstreuung, aber der Gedanke an Florence verläßt sie nicht mehr. Nachdem sie wieder nach Paris zurückgekehrt, findet ihr Herz eine Zeit lang in einer heftigen Leidenschaft zu einem ganz jungen Manne Befriedigung. Das Verhältnis ist jedoch nur von kurzer Dauer. Der Geliebte muß auf Befehl seiner Eltern Paris verlassen.

Immer mächtiger wird jetzt ihre Sehnsucht nach Florence und beide treffen sich wieder. Stunden gemeinsamen Seelenaustauschs und innigster geistiger Gemeinschaft verbringen sie nach der langen Trennung, wie zwei Geliebte, die sich endlich wieder gefunden. Annhine kämpft nicht mehr gegen das Gefühl, das sie mächtig zu Florence hinzieht, auch ihre Sinnlichkeit ist erwacht und Alles ist sie bereit der Geliebten zu gewähren. Aber noch fühlt sie eine Art Scham, in dem Hause, wo sie dem Manne käuflich angehörte, sich ihrer schönen, hehren Liebe hinzugeben.

Annhine glaubt sich infolge eines körperlichen nervösen Zustandes schwanger, und als ihr Herr diese Nachricht kühl und mit sichtlichem Unbehagen empfängt, kommt es zwischen Beiden zum Bruch. Annhine schleudert ihm ihren Groll und ihren Haß gegen ihn und die Männer überhaupt ins Gesicht, geißelt seinen Egoismus, der nur das Weib als Werkzeug der Wollust behandelt und jeder wahren Liebe ermangelt.

Annhine erkrankt schwer, sie wird in einem Krankenhaus untergebracht. Florence gelingt es, sie auch dort zu sehen. Beide schmieden Pläne für die Zukunft, sie wollen weit fort von Paris, ganz für sich in wahrer Ehe leben, Florence wird sich mit Willy aussöhnen und ihn heiraten, er wird sich an ihrem geistigen Besitz genügen und ihr Beider Beschützer sein. Florence schreibt auch an Willy, der nach Amerika zurückgekehrt ist, er nimmt mit Freuden die Versöhnung an.

Aber Annhine wird immer schwächer, sie gelobt sich, wenn ihre Schmerzen aufhören und sie genesen sollte, alle ihre Kräfte dazu zu verwenden, Florence von ihrer lesbischen Leidenschaft abzubringen und sie zur wahren Gattin Willy's zu machen. Annhine's Krankheit nimmt jedoch zu, sie stirbt. Florence wird jetzt Willy nicht heiraten, dies ist nun für sie zwecklos, sie telegraphiert ihm, nicht nach Europa zu kommen.

Ein besonderes Interesse bietet der Roman schon deswegen, weil die Verfasserin selber zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Halbwelt zählt, die sie in verschiedenen Exemplaren schildert, zu jenen fast europäischen Berühmtheiten, deren Bilder die Schaufenster in Paris, Trouville, Nizza, Ostende schmücken. Kein Wunder daher, daß man in der Darstellung und der Psychologie der Courtisane den Eindruck der Wahrhaftigkeit empfängt. Mag man auch die Lebensweise derartiger Frauen in sittlicher Beziehung nicht höher

werten als diejenige der gewöhnlichen Dirnen, so erwecken doch die blendenden Eigenschaften des Geistes und Intellectes, wie sie die Heldin Annhine aufweist und von denen Verfasserin selber in ihrem eigenartigen Roman ein glänzendes Zeugnis abgelegt hat, Bewunderung und rufen die Erinnerung an griechische Aspasien wach.

Gewisse Stellen des Buches atmen echt weibliche Zartheit der Stimmung und des Gefühls, seelenvolle Poesie.

Die gewagtesten Situationen und Gefühle werden zwar mit einer Art selbstverständlicher Unverschämtheit und Keckheit geschildert, stets wird aber Brutalität oder andererseits auch pikante Lüsternheit taktvoll vermieden.

Die homosexuelle Natur von Florence ist mit scharfen Augen, denen wohl die Gelegenheit nicht gefehlt hat, ähnliche Wesen in der Wirklichkeit zu beobachten, gezeichnet: Das frühzeitige Auftreten, das Angeborensein des konträren Triebes, der mächtige sinnliche Impuls und die stürmische Exaltiertheit der Leidenschaft und aus dieser fließend die Auffassung der lesbischen Liebe als der zarteren, feinfühligeren, besseren im Gegensatz zu der gröberen, brutaleren zum Mann.

In folgenden Stellen erhält man ein anschauliches Bild dieser homosexuellen Natur:

> „Acht Jahre war ich alt, als ich unbestimmte Triebe verspürte, meine Cousine war schön, ich vergaß zu schlafen, wenn ich sie nachts betrachtete. Des Abends sagte sie ihr Gebet und ich hätte wissen wollen, was sie wünschte, um es für sie von Gott zu erflehen“

und vorher auf die Bemerkung von Annhine:

> „Diese Leidenschaft sei weit über ihr Alter, es müsse denn sein, daß es sich um etwas Instinktmäßiges handele,“ erwidert Florence: „Es gibt Frauen, die sich zuvor in tausend Pfade verirren, bevor sie den wahren Weg finden, andere haben einen guten Engel, der sie führt und da sie ein Paradies in Übereinstimmung mit ihrer Individualität gefunden haben, bleiben sie darin.“

Im Gegensatz zu der geborenen Homosexuellen wird bei Annhine das allmähliche Sicheinschleichen des homosexuellen Gefühls entwickelt: die Schwierigkeit, mit welcher diese Empfindung sich langsam Bahn bricht, das Fremdartige, dem eigentlichen, urwüchsigen Wesen der heterosexuellen Annhine Widerstrebende der lesbischen Liebe und andererseits der perverse Reiz, den Florence auf sie ausübt.

Der Charakter und das Seelenleben von Annhine gewähren ein treffendes Beispiel, wie mühsam und daher — falls überhaupt möglich — wohl selten bei heterosexuellen erwachsenen Frauen sich eine Umwandlung ihres Geschlechtsgefühls vollzieht.

Obgleich Alles Annhine zur Erwiderung dieser für sie perversen Liebe drängt: ihr Bedürfnis nach wahrer Liebe, die Notwendigkeit der liebelosen Hingabe an den ungeliebten Mann, die Sucht nach neuen Reizen und ungekannten Empfindungen, die stürmische Glut und die Vergötterung, der sie bei Florence begegnet, bäumt sich doch im Grunde ihre innerste Natur gegen die sinnliche Preisgabe an die geliebte Freundin auf und tatsächlich stirbt sie auch, ohne ihrem heterosexuellen Wesen untreu geworden zu sein.

Der seltsame Bräutigam und sein Verhältnis zu Florence, welche einer gewissen satirisch-humoristischen Färbung nicht entbehren, sind wohl als sinnbildliche Projektionen der exaltierten Leidenschaft von Florence zu betrachten, als logisch gedachte Folgerung aus dem homosexuellen Empfinden der jungen Amerikanerin, bei welcher nur ein derartiger Verlobter denkbar ist.

Als realistischer Typus aufgefaßt, stellt Willy dagegen einen sexuell Perversen dar, der an der fremden weiblichen Homosexualität Entzücken findet, eine Art hauptsächlich geistiger „Voyeur“.

Régnier, Henri de: L'amour et le plaisir. Histoire galante in dem Mercure de France, (Dezember 1901.)

Die Marqese von Rochemaure, welche seit Jahren ein Verhältnis mit dem nicht eifersüchtigen und duldsamen Grafen von Falbin hat, gewährt während dessen Abwesenheit ihre Liebesgunst den Herrn Beaugisson und de la Blanchère, die beide mit ihren Frauen auf dem Schloß der Marqese zu Besuch weilen.

Die Frauen der beiden Liebhaber der Marqese erraten die wahre Sachlage, sie sind aber nicht über ihrer Ehemänner Untreue ärgerlich, denn sie sind verständig genug, um zu wissen, daß „gar viele Männer außer der Ehe ihr Vergnügen suchen."

Während die Herren von Beaugisson und de la Blanchère den ganzen Tag mit der Marqese beschäftigt sind, unternehmen ihre Frauen, Laurence und Amélie, weite Spaziergänge in die Umgegend. Beide lernten sich schon im Kloster kennen, und sind seit Jahren eng befreundet.

Sie stoßen im Walde auf einen Eremiten, der ihnen seine Lebensgeschichte erzählt. Er war Offizier in den Kriegen Napoleon's I.; bei dem Eindringen in ein Kloster hat er nachts eine Nonne besessen, am andern Tage erkennt er an ihrem Bildnis, das er mitgenommen, die Geliebte, die ihm als Gattin von den Eltern verweigert worden war und von ihm seit Jahren vergeblich gesucht wurde.

Seit dieser Zeit ist er Eremit geworden. In dem Bilde der Nonne erkennen die beiden Frauen die Oberin des Klosters, in dem sie erzogen wurden.

Am Ende der Erzählung erwacht die Sinnlichkeit des Eremiten und er will seine Zärtlichkeiten den beiden Frauen aufdrängen, die vor ihm fliehen.

Seit diesem Abenteuer „empfinden die beiden Frauen eine für die andere eine neue Freundschaft, zarter auf Seite von Amélie, lebhafter auf Seite von Laurence."

> „Sie gingen umher, sich um die Hüften haltend oder wenn sie saßen, faßten sie sich die Hände.
>
> Der Liebesgedanke äußerte sich bei ihnen durch unschuldige Liebkosungen, in denen sie die Erregung ihres Herzens stillten. Sie küßten sich bei jedem Anlaß, kitzelten, liebkosten sich. Die Küsse von Amélie waren lang und zaghaft, die von Laurence heftig und kühn.
>
> Beide horchten auf beim geringsten Lärm, beim Geräusch eines fallenden Blattes oder dem Flug eines Vogels."

Die Ehemänner von Amélie und Laurence sind mißmutig und gegenseitig eifersüchtig wegen der Marqese. Jeder möchte sie

allein besitzen. Die demnächstige Rückkehr des Grafen von Falbin veranlaßt die beiden Männer mit ihren Frauen abzureisen.

Amélie und Laurence bleiben am letzten Abend lange allein im Salon sitzen und finden sich in Liebe.

Am andern Tage, als sie in den Wagen zur Abfahrt steigen, drehen sie sich noch einmal um und werfen dem Schloß einen Kuß zu.

„Sie waren glücklich, war es nicht da, wo sie gelernt hatten, der reizenden Freundschaft, die sie vereinte, das hinzuzufügen, was ihr gewöhnlich fehlt, um sie der Liebe gleich zu machen, das Vergnügen?"

Nicht als Laster oder angeborene Neigung, sondern — wie dies so oft in Frankreich bezüglich der weiblichen Homosexualität geschieht — als unschuldiges Vergnügen zweier Frauen, als Krönung ihrer Jahre langen innigen Freundschaft skizziert Régnier das homosexuelle Empfinden von Amalie und Laurence. Nachsichtig lächelnd teilt er dem Verhältnis der beiden Frauen die schönere, edlere Rolle zu gegenüber der Lüsternheit des Eremiten, der weiten Herzensgastfreundschaft der Marqese und der Untreue der Ehemänner. Aber nicht beweisen und lehren soll die kleine Geschichte, die Régnier selbst „histoire galante" betitelt. Sie will nur eine anmutig-erotische, in vollendetem Stil geschriebene Erzählung im Genre des 18. Jahrhunderts, ein feinfarbiges Gemälde à la Fragonard sein, über das des Verfassers Ironie leicht hingleitet.

Rigal, Henry: Sur le mode sapphique (L'effort).

Das Buch ist im Mercure de France, Oktobernummer 1902 S. 203, angeführt und von Pierre Quillard besprochen. Es ist mir jedoch nicht gelungen, das Werk in Paris aufzutreiben. Ich muß mich daher mit den kurzen Bemerkungen von Quillard begnügen.

Danach handelt es sich um 12 kleine Gedichte mit einem Epigraph von Pierre Lonys:

„Wenn ein Liebespaar aus zwei Frauen sich zusammensetzt, so ist es vollkommen."

Quillard sagt ungefähr:

„In Wechselstrophen entrollt sich die Liebschaft von Chrysea und Mnaïs in einer sanften ionischen Landschaft; aber es ist das Los liebesgewandter Freundinnen, eines Abends Ermüdung zu zeigen, und weil ein junger und kräftiger Hirte Chrysea betrachtet hat, träumt sie seither von stärkerer und besserer Liebe.

Die Idylle entbehrt nicht einer gewissen wollüstigen Grazie, obgleich man, wenn der Titel nicht wäre, sich irren und glauben könnte, die Liebschaft zwischen Chrysea und Mnaïs spiele sich zwischen einem Mädchen und einem Epheben ab."

Willy, Claudine à l'Ecole (Paris: Ollendorf. Titelbild von E. della Sudda).[1])

Claudine, die 15jährige Tochter eines in seine Studien vertieften Gelehrten, wächst heran völlig sich selbst überlassen, sie schildert die Eindrücke ihres letzten Schuljahres und ihrer Examenszeit.

Intelligent, aufgeweckt, geistreich, aber ausgelassen, respektlos und mutwillig wie ein Junge überschüttet sie alles, Mitschülerinnen, Lehrer und Lehrerinnen mit gleichem Spott, humorvoller Ironie und Skepticismus.

An der der Vorsteherin der Schule beigeordneten Lehrerin, der hübschen 19jährigen Aimée Lanthenay findet Claudine großen Gefallen, ihre Gegenwart erfüllt sie mit Entzücken, sie läßt sich von ihr englische Privatstunden geben, nur um sie öfters sehen und küssen zu können.

Aber die Vorsteherin, die häßliche, rothaarige Frl. Sergent liebt selbst Aimée und veranlaßt sie mit Claudine zu brechen.

Frl. Sergent und Aimée werden intime Freundinnen. Sie schlafen in einer Stube und sind unzertrennlich. Selbst während der Schulstunden, wenn sie sich nicht beobachtet glauben, lachen und kichern sie miteinander wie zwei verliebte Turteltauben.

Sogar in den Pausen schließen sich beide ein.

> „Oft schon ist das Paar von plötzlich eintretenden Schülerinnen überrascht worden", (erzählt Claudine), „aber man fand sie so zärtlich umschlungen oder so

---

[1]) Die drei Romane von Willy über Claudine enthalten auch Schilderungen männlicher Homosexualität, besonders der zweite Band „Claudine à Paris"; die Darstellung weiblicher homosexueller Gefühle überwiegt aber, deshalb die Aufnahme unter die Rubrik der weiblichen Homosexualität.

> vertieft in ihrem Geflüster oder Frl. Sergent ihre kleine Aimée mit so vieler Hingabe auf ihrem Schoß haltend, daß die Dümmsten davon bestürzt waren und auf ein „Was wollt Ihr noch" von der Roten, schnell fortliefen, entsetzt durch das wilde Runzeln ihrer dichten Augenbrauen. Ich wie die andern bin oft plötzlich eingedrungen, und sogar ohne Absicht manchmal; die ersten Male, wenn ich es war und sie allzunahe aneinander waren, stand man schnell auf oder man gab vor, die aufgelöste Haartracht der Andern in Ordnung zu bringen, schließlich haben sie sich nicht mehr wegen mir Gewalt angetan. Dann hat's mir keinen Spaß mehr gemacht."

Die Schwester von Aimée, die junge Luce, ist Mitschülerin von Claudine. Aimée behandelt sie schlecht. Luce stellt sich unter den Schutz von Claudine und verliebt sich in sie. Luce sucht alle Gelegenheiten, um mit Claudine allein sein zu können, sie drängt sich an sie heran, streichelt sie, „schließt fast ihre grauen Augen und öffnet ihren kleinen frischen Mund," aber sie reizt Claudine nicht.

> „Diesen Morgen", berichtet Claudine, „habe ich sie weich geschlagen, weil sie mich in der Scheune küssen wollte, sie hat nicht geschrien und fing nur an zu weinen, bis ich sie tröstete, indem ich ihr die Haare streichelte.
>
> Ich habe ihr gesagt: Dummes Ding, Du wirst schon Zeit genug haben, diesen Überfluß an Zärtlichkeit später zu stillen, wenn Du in die Normalschule eintreten wirst. Du wirst keine zwei Tage dort sein, als schon zwei „dritten Jahres" sich wegen Dir, ekelhaftes Tierchen, entzweit haben werden.
>
> Sie läßt sich mit Wollust beschimpfen und wirft mir Blicke des Dankes zu."

Schließlich richtet Luce einen Brief an Claudine, indem sie um ihre Liebe fleht. Aber Claudine liebt nicht „Menschen, die sie beherrscht". Sie gibt Luce den Brief in tausend Stücken zerrissen zurück.

Gegenüber Aimée und Frl. Sergent wird Claudine manchmal recht frech und ausgelassen. Einmal kommt es zur Aussprache zwischen der Vorsteherin und Claudine. Frl. Sergent:

> „Unsere Beziehungen haben gleich schlecht begonnen. Es ist Ihre Schuld. Sie haben sich voll schlechten Willens gezeigt gleich von Anfang an und Sie haben meine Zuvorkommenheiten zurückgewiesen. Sie hatten mir jedoch intelligent und hübsch genug geschienen, mich zu interessieren, die ich weder Schwester noch Kind habe."

(„Beim Teufel, denkt Claudine, wenn ich je gedacht hätte . . ! Man kann mir nicht deutlicher erklären, daß ich ihre kleine „Aimée“ gewesen wäre, wenn ich gewollt hätte. Nun! nein, es sagt mir nichts, selbst wenn ich zurückdenke. Und doch, auf mich wäre Fräulein Lanthenay eifersüchtig zur Stunde. Welche Komödie!“)

„Es ist wahr, Fräulein,“ erwiderte Claudine. „Aber notwendigerweise hätte es eine schlechte Wendung genommen, wegen Frl. Lanthenay; Sie haben einen solchen Eifer entwickelt ihre Freundschaft zu gewinnen und diejenige zu zerstören, die sie mir etwa entgegenbringen konnte. — — Lange bin ich deswegen wütend gewesen, verzweifelt sogar, weil ich fast so eifersüchtig bin wie Sie . . . Warum haben Sie Aimée genommen? Ich habe soviel Leid gehabt, ja, da seien Sie zufrieden, es hat mir viel Leid getan . . . Aber ich habe gesehen, daß sie nicht an mir hielt, an wem hält sie? Ich habe auch gesehen, daß sie wirklich nicht viel wert war: es hat mir genügt. Ich habe gedacht, daß ich genug Dummheiten machen würde, ohne die zu begehen, den Sieg über Sie davon zu tragen.“

Das letzte Drittel des Buches ist ausgefüllt mit der höchst amüsanten Beschreibung des Examens, den Claudine aufs glänzendste besteht.

Willy: Claudine à Paris (Paris, Ollendorf).

Claudine kommt mit ihrem Vater nach Paris. Sie erneuern Bekanntschaft mit einer alten entfernten Verwandten. Deren Enkel Marcel, ein 17jähriger Junge, wird bald der beste Kamerad von Claudine.

Marcel sieht aus, wie ein Mädchen in Hosen. Claudine beschreibt ihn wie folgt:

„Blonde Haare, ein bischen lang, den Scheitel auf der Rechten, ein Teint wie der von Luce, blaue Augen einer kleinen Engländerin und nicht mehr Schnurrbart wie ich. Er ist rosig, spricht sacht, mit einer besonderen Art seinen Kopf ein bischen auf der Seite zu halten, indem er zu Boden schaut — man möchte ihn aufessen.

. . . . Er ist angezogen wie das Bild eines Modejournals. Und dieser Gang, dieser wiegende und rutschende Gang! Diese Art sich umzukehren, indem er sich auf einer Hüfte herumbiegt. Nein, er ist allzu schön.

Marcel frägt Claudine über ihre Schulzeit und insbesondere über ihre Freundinnen aus, sie hat ihm von Luce gesprochen und er sofort eine homosexuelle Liebschaft erratend, möchte Nähe-

res wissen. Marcel hat einen schönen gleichalterigen Freund, Charlie Gonzalès. Claudine erblickt dessen Photographie in Marcel's Zimmer. Mit Feuer und Begeisterung spricht Marcel von seinem Freund, rühmt seine weiße Haut, seine schwarzen Haare, seine so reizende Seele.

Auf seine Lobeshymne antwortet ihm Claudine:

> „Ich verstehe, Sie sind seine Luce“ nnd als Marcel erschrocken auffährt, „Ja, seine Luce, sein Spielzeug, sein Liebling, was! Man braucht Sie nur zu sehen, gleichen Sie denn einem Manne? Das ist es also, warum ich Sie so hübsch fand!“

Claudine versichert ihm dann, daß sie ihn necken wollte, ihm aber keine Unannehmlichkeiten bereiten werde.

> „Es gibt viele Dinge, die ich sehr gut im Stillen betrachten kann.“
>
> Allerdings, „diese kleinen Vergnügungen heißt man bei Mädchen „Spielereien von Schülerinnen,“ aber wenn es sich um Buben von 17 Jahren handelt, ist es fast eine Krankheit.“

Später muß Claudine Genaueres über die Liebe von Luce Marcel erzählen, mit wollüstiger Neugierde und perversem Interesse möchte er Einzelheiten über die Leidenschaft von Luce erfahren.

Seinerseits berichtet er über sein Verhältnis mit Charlie. In der Schule lernte er ihn kennen. Zu Charlie allein, der durch seine Schönheit und Eleganz unter den übrigen schmutzigen und unordentlichen Schuljungen hervorragte, fühle er sich hingezogen. Beide verstanden sich bald. Als jedoch dem Vater Marcel's ein Liebesbrief Charlie's an seinen Sohn in die Hände geriet, wurde Charlie von der Schule fortgeschickt, doch das Verhältnis der beiden Jungen dauert fort.

Marcel zeigt Claudinen einen Brief Charlie's mit Beteuerungen schwärmerischer Liebe und heroischer Freundschaft, vermengt mit Exkursen über die homosexuelle Litteratur und die berühmten geschichtlichen Freundschaften.

In Paris begegnet Claudine zufällig Luce. Diese ist völlig verändert und lebt als die glänzend unterhaltene Maitresse eines alten alleinstehenden Onkels.

Luce hat Claudine nicht vergessen, ihre Liebe zu ihr lodert aufs Neue auf und wieder ist sie im Begriff ihre Zärtlichkeiten Claudinen aufzudrängen. Aber diese stößt sie zurück und eilt trotz ihrer Bitten davon.

> „Es ist nicht das erste Mal, daß diese unverbesserliche Luce mich in Versuchung zu bringen trachtet und nicht das erste Mal, daß ich sie schlage. Aber eine

> Erregung hat mich ergriffen. Eifersucht vielleicht, ein stummer Groll bei dem Gedanken, daß diese Luce, welche mich anbetete, mich auf ihre Art anbetet, sich frohgemut einem alten Sünder hingeworfen hat. Und Ekel, Ekel gewiß!"

Der Vater von Marcel, Renaud, ein überlegener Weltmann von 45 Jahren, gewinnt Interesse für die eigenartige Claudine, die ihrerseits in Renaud den ersten Mann findet, der ihr Achtung und Liebe einflößt. Sie verlobt sich mit Renaud.

Willy: Claudine en ménage (Paris Ollendorf 1902).

Claudine hat sich mit Renaud verheiratet, sie hat nichts von der schüchternen, mit Scheu den Geheimnissen des Ehelebens entgegensehenden jungen Frau. Sie liebt ihren Gatten geistig und körperlich. Wie zwei gute Kameraden sprechen sie beide über ihre Vergangenheit und über ihre intimsten Regungen.

Beide besuchen den Geburtsort Claudine's und die Schule von Frl. Sergent. Durch Schülerinnen erfährt Claudine, daß das Liebesverhältnis zwischen den beiden Lehrerinnen fortdauert.

Mit Wehmut gedenkt Claudine der Schulzeit und der treuergebenen Luce, eine Sehnsucht beschleicht sie nach dieser, die sie so schlecht behandelte und im Grunde doch geliebt hat. Neue Schülerinnen haben die früheren ersetzt. Eine besonders, Helène, gefällt Claudine. Sie hätte leichtes Spiel sie zu gewinnen, mit Lust pflückt sie den Abschiedskuß auf ihren Lippen.

In Paris geht Claudine nur mit Widerwillen in Gesellschaft, aber ihr Mann, der reiche und bekannte Schriftsteller, kann sich nicht völlig zurückziehen. Claudine wird von verschiedenen Männern umworben, alle lassen sie kalt, aber sie ist „auch nicht für Frauen".

Sie liebt mit allen ihren Sinnen ihren Mann und doch beschleicht sie ein Gefühl des Unbefriedigtseins.

Claudine lernt eine schöne Engländerin, Frau Rezi Lambrock, kennen, die Eindruck auf sie macht. Sie befreunden sich, Claudine mit ihren kurzgeschorenen Haaren, ihrem jugendlichen knabenhaften Aussehen gewinnt das Herz der Engländerin.

Renaud errät die gegenseitige Anziehung der beiden Frauen.

> „Wegen meines abgeschnittenen Haares und meiner Kälte gegen sie, sagen die Männer: „Sie ist für Frauen."
>
> Denn, es ist sinnfällig: wenn ich nicht die Männer liebe, muß ich die Frauen begehren, o Einfältigkeit des männlichen Geistes!
>
> Übrigens scheinen mir die Frauen — wegen meines geschnittenen Haares und meiner Kälte gegenüber ihren

Gatten und Geliebten — zur gleichen Ansicht wie sie hinzuneigen.

Ich habe in der Richtung nach mir hübsche neugierige Blicke aufgefangen, verschämte und flüchtige Errötungen, wenn ich einen Augenblick meine Augen auf der Grazie eines sich darbietenden Halses ruhen lasse."

Er ist aber nicht eifersüchtig, im Gegenteil er frägt Claudine über ihre Gefühle für Rezi aus, er will wissen, wie weit ihr Verhältnis gediehen ist.

Solche Zärtlichkeiten und sexuelle Spielereien zwischen Frauen seien bedeutungslos.

Und doch ist Renaud wegen Marcel's Homosexualität betrübt und bekümmert.

„Immer dasselbe Lied, meine Liebe. Mein reizender Sohn mitrailliert mit neogriechischer Literatur einen Jungen aus guter Familie. Du sagst nichts mein Kind? Ich, ich sollte daran gewöhnt sein! Leider! aber diese Geschichten packen mich mit einem solchen Grauen.
Warum? (frägt Claudine).

Renaud springt auf.

Wie, warum?

Warum, wollte ich sagen, mein lieber Großer, lächeln Sie, angelockt fast billigend bei dem Gedanken, daß Luce mir eine allzuzärtliche Freundin war? bei der Hoffnung, ich wiederhole es, bei der Hoffnung, daß Rezi eine glücklichere Luce werden könnte?

— Es ist das nicht dasselbe!

— Gottlob nein, nicht ganz.

— Nein, es ist nicht dasselbe! Ihr könnt alles Euch erlauben, ihr Frauen. Es ist reizend und es ist ohne Bedeutung.

— Ohne Bedeutung . . . ich bin nicht Ihrer Ansicht!

— Doch, ich behaupte es! Es ist zwischen Euch, hübsche Tierchen eine, wie soll ich sagen, eine Tröstung für den Verkehr mit uns, eine Abwechselung, die Euch beruhigt.

— O?

— . . . oder wenigstens euch entschädigt, das logische Suchen nach einem vollendeten Partner, nach einer Schönheit der euren ähnlicher, in der sich eure Sensibilität und eure Schwächen sich abspiegeln und wiedererkennen. Wenn ich es wagen würde (aber ich wage es nicht), würde ich sagen, daß gewisse Frauen die Frau brauchen, um ihren Geschmack für den Mann zu bewahren."

Claudine's Neigung zu Rezi wird trotz ihrer Liebe zu Renaud immer heftiger und entwickelt sich zur sinnlichen Leidenschaft. Sie kämpft eine Zeit lang mit sich selbst, widersteht aber schließlich nicht mehr. Sie wird den Bitten Rezi's folgen und sich ihr hingeben. Aber Beide wissen nicht, wo sie in Ruhe ihre Liebe bergen können. Bei Rezi laufen sie Gefahr von deren eifersüchtigem Gatten überrascht zu werden, bei Claudine ist die neugierige Dienerschaft störend.

Schließlich veranlaßt Rezi Claudine ihren eigenen Gatten zu bitten, einen Zufluchtsort für sie zu finden. Renaud, der alle Phantasien Claudine's gutheißt, der auch die intimsten sexuellen Beziehungen zwischen den beiden Frauen mit entschuldigendem und fast freudigem Lächeln ansieht, besorgt ihnen ein Logis, wo sie sich nachmittags treffen können. Er selbst gibt Rezi den Schlüssel. Später begleitet er selbst die Frauen in ihr Liebesnest, tändelt mit Rezi, macht geistreiche Anspielungen auf die Liebesszene zwischen den Frauen, die folgen wird u. s. w.

Claudine empfindet selbst für ihren Mann Scham und dann besonders Eifersucht, daß Renaud sich so vertraut und freundschaftlich mit Rezi benehme.

Claudine ist eine Zeit lang krank. Während ihrer Genesung begibt sie sich eines Tages von einem Verdacht getrieben in die Wohnung ihres früheren Stelldicheins mit Rezi. Sie findet dort Renaud und Rezi zusammen. Beide hatten sie hintergangen. Claudine ist zuerst unerbittlich gegen Renaud. Sie reist nach ihrem Heimatsort und will ihren Gatten nie mehr wiedersehen. Doch bald besinnt sie sich auf seine bittenden und zärtlichen Briefen hin eines Andern.

Sie verzeiht ihm, er hat ja doch nur mit Rezi gemacht, was sie selbst mit so wenig Unterschied mit ihr gemacht hat.

Nach Paris will sie aber nicht zurück. Renaud soll zu ihr, zu seinem liebenden Weibe kommen, die nicht weiter ohne ihren geliebten Gatten leben kann.[1])

---

[1]) Alle drei Romane von Willy sind auch in deutscher Übersetzung erschienen und zwar von Georg Nördlinger (Verlag von G. Grimm, Budapest 1902.)

Die obigen Citate sind fast alle von mir übersetzt. Die Übersetzung von Nördlinger ist nicht schlecht, aber, wie mir vorkommt, etwas vergröbernd, nicht immer die exakte, allerdings schwer zu treffende Nüance des Originals wiedergebend.

Die Ausstattung, d. h. namentlich das äußere vulgäre Deckenbild des 3. Bandes paßt nicht zu dem Geist des Originaltextes und würde auf ein ordinäres Machwerk hinweisen.

In Claudine hat Willy eine Frauengestalt von seltener Individualität und Urwüchsigkeit geschaffen, ultramodern und doch von natürlicher Weiblichkeit und Frische, eine wilde Pflanze, die in einer Treibhausluft aufgewachsen wäre.

Das instinktmäßige, triebartige Handeln, das Nachgeben allen Regungen und Begehren, das lebhafte Fühlen und persönliche Empfinden charakterisiert dies kraftvolle Wesen, die Claudine ist.

Hauptsächlich im ersten Roman „Claudine à l'école“ lebt das prachtvolle Exemplar des angehenden Weibes in dem Ungestüm seiner Triebe, seiner Aufrichtigkeit und Verschlagenheit, Offenheit und Tücke.

Die Homosexualität spielt in allen drei Romanen eine nicht unbedeutende Rolle. Die Zeichnung des männlichen Homosexuellen „Marcel“ ist klar und einfach. In Marcel begegnet man dem typischen Effeminierten und geborenen Homosexuellen, dessen weibische Veranlagung in Gang, Bewegung, Sprache, Neigungen, Charakterzügen deutlich sich ausprägt. Claudine (und Willy) hält ihn für einen Kranken und Degenerierten. Eigentümlich ist die verschiedene Auffassung, welche Willy (durch den Mund Claudine's und Renaud's) über die weibliche und männliche Homosexualität ausspricht. Während Marcel's Neigung Krankheit heißt, werden die geschlechtlichen konträren Handlungen der Weiber reizende Spielereien ohne Bedeutung genannt. Eine verschiedene Beurteilung der männlichen und weiblichen Homosexualität wird auch tatsächlich im allgemeinen in Frankreich gemacht. Wenn auch die weibliche Homosexualität nicht die Duldung erfährt, die Renaud ihr zukommen läßt, und immerhin als Laster betrachtet wird, so begegnet sie doch nicht dem harten Verdammungsurteil, dem die männliche Homosexualität anheimfällt.

Selten läßt man die Entschuldigung der Krankhaftigkeit gelten und spricht einfach von abscheulicher Moralität des Homosexuellen.

So bemerkte mir letzthin ein heterosexueller Franzose, als ich ihm das schöne Buch eines der gefeiertsten weltbekannten französischen Schriftsteller rühmte, mit einer Miene der Verachtung: „ich liebe X nicht und dann ist er ein Mann von scheußlichster Moralität, ich habe es von einem seiner Kollegen bestimmt erfahren, er ist „für Männer“ und, denken Sie sich, er ist nicht einmal aktiv, sondern passiv.[1]“

Bei Willy erscheinen die homosexuellen Gefühle der Frauen nicht als lasterhaft, ebensowenig sind diese Weiber als Kranke oder Vertreterinnen einer besonderen Menschenklasse, als sexuelle Zwischenstufen aufgefaßt. Die homosexuellen weiblichen Neigungen sind vielmehr als natürliche Empfindungen normaler Personen, als natürliche Gefühlsvarietäten betrachtet.

Deshalb zeigen alle Weiber, die in den Romanen auftreten, Hang zu Liebeleien mit ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen, sie lieben Mann und Frau, wie sich die Gelegenheit trifft. Aus des Verfassers liebevoller Darstellung leuchtet sein halb ernsthaftes, halb spaßhaftes Vergnügen an diesen „Spielereien“ hübscher Frauen hervor, das ihn aller Wirklichkeit zum Trotz in jeder Frau ein zu conträren Zärtlichkeiten neigendes Weib erblicken läßt.

Obgleich Claudine als normale Frau gedacht ist, bietet doch die gesamte Darstellung ihres Charakters das Bild der psychischen Hermaphrodisie.

---

[1]) Der betreffende Schriftsteller — eine Zierde der französischen Literatur — soll tatsächlich homosexuell sein und steht wenigstens ziemlich allgemein in diesem Ruf. Seine Romane verraten echt weibliches Empfinden und eines seiner Werke behandelt eine — wenn auch verschleiert dargestellte — homosexuelle Liebe.

Schon in der Schule liebt sie mit stürmischer, plötzlich entfachter Leidenschaft Aimée Lanthenay und zwar nicht aus entgleistem Trieb, oder unbestimmtem Drang der Pubertätszeit, da sie die Bewerbungen der Männer ausschlägt, weil gerade diese Liebhaber ihr mißfallen.

Später tritt ihre Neigung bei der Bekanntschaft mit Rezi unwillkürlich wieder hervor, auch hier nicht infolge Verführung, Überdruß am Mann oder sonstigen äußeren Ursachen, denn sie liebt gleichzeitig ihren Mann aufrichtig und findet bei ihm völlige sinnliche und geistige Befriedigung. Ja selbst ein gewisser sadistischer Zug tritt in ihrem Benehmen gegenüber Luce hervor.

Den seltsamsten Teil der drei Romane bildet die Darstellung des Verhältnisses zwischen Claudine und Rezi und die Stellung Renaud's zu demselben.

Mancher Leser wird sich vielleicht entsetzen ob dieses Ehemanns, der seine Frau auf den Weg von Lesbos hinlenkt und ihre homosexuelle Liebschaft beschützt. Der juristisch und strafrechtlich Geschulte wird vielleicht in Renaud den schweren qualifizierten Kuppler verurteilen, der die mit homosexuellem Treiben complizierte Unzucht seiner Frau duldet und begünstigt. Auch abgesehen von solchen moralischen Erwägungen wird man doch der amüsanten Gestalt des eigentümlichen Ehemanns den Mangel künstlerischer Wahrscheinlichkeit vorwerfen können.

Allerdings mag man sein Verhalten aus seiner einmal gegebenen milden Anschauung über weiblichen conträren Verkehr erklären und aus dem Motiv, durch Ablenkung des Gefühls auf homosexuelle Bahnen gefährlicherem Ehebruch seiner Frau mit einem Mann vorzubeugen.

Aus dem gegenseitigen Ehebruch beider Ehegatten, der trotzdem das Eheglück nicht stört, und ihrer Wiedervereinigung nach kurzer Trennung kann man auch eine Lehre der Nachsicht und des Vergebens gegenseitiger

Untreue und Fehler herauslesen, eine Moral für duldsame Eheleute, wonach milde Beurteilung ihrer Fehler unerbittlichem Groll vorzuziehen, und verträgliches, ja glückliches Zusammenleben als Preis verständnisvollerer Einsicht erworben und erhalten wird. Aber alles dies berechtigt nicht zu dem Lob, das z. B. Rachilde im Mercure de France dem Buch spendet.

Das Dreigespann Claudine, Rezi, Renaud würde eine vertieftere Analyse erfordert haben, eine Charakteristik, die die seelischen Wandlungen der Persönlichkeiten dem Verständnis näher gebracht hätte.

Alle drei Bücher sind in dem Geist eines Schlingels von einem Mädchen geschrieben, das mit hervorragendem Talent, mit ungemeiner Beobachtungsgabe, Verve und Temperament seine Eindrücke und sein Milieu zu schildern verstände.

Alles saust und braust dem ungestümen Charakter der Erzählerin entsprechend in impressionistischen Bildern, manches grotesk verzerrt, vor dem Leser vorüber, namentlich in Claudine à l'école, dem besten der drei Romane.

In Claudine à Paris wird der Ton etwas ruhiger, während der 2. Teil von Claudine en Ménage mit der Schilderung des von dem Ehemann geduldeten homosexuellen Verhältnisses der beiden Frauen in die paradoxe Farce ausartet.

Das Schwelgen in ungewöhnlichen, psychologischen Variationen und Combinationen, eine gewisse Sucht zu verblüffen und Willy's Vorliebe zu geistreichem Spott und Ironie (wovon er in dem Figaro unter dem anderem Pseudonym [1] „l'Ouvreuse" seit Jahren glänzende Proben abgelegt hat), stempeln Claudine en Ménage zu einem zwar psychologisch interessanten, aber künstlerisch minderwertigen Roman.

---

[1]) Der wahre Name von Willy ist Gauthior-Villars.

Kapitel III.

Besprechungen des Jahrbuches*).

1) Ärztliche Zentral-Zeitung (Wien) 13. Dezember:

Darlegung des Wesens der Homosexualität, die leider von Vielen noch in das Gebiet der willkürlichen und lasterhaften Ausschweifungen verwiesen werde, ein Standpunkt, den unglücklicherweise auch noch die Strafgesetze einer Anzahl von Staaten teilten. Daran anknüpfend Hinweis auf das die Beseitigung der Strafe gegen die Homosexualität bezweckende Komitee und Hervorhebung der wichtigsten Aufsätze des Jahrbuchs.

Zahlreiche hübsche Holzstiche schmückten vorteilhaft das Werk und förderten wesentlich das Verständnis des interessanten und anregenden Inhalts. Das Jahrbuch möge unter den Ärzten und Juristen die weiteste Verbreitung finden und die edlen Zwecke des Komitees wirksam fördern.

2) Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung 15. Januar 1903.

Besprechung von Hanns Fuchs in ähnlichem Sinne wie die weiter unten erwähnte der Politisch-Anthropologischen Revue.

3) Archiv für physikalisch-diätetische Therapie in der ärztlichen Praxis (Herausgeber Dr. Ziegebrock), 15. Juli:

Die Jahrbücher werden als außerordentlich lehrreich, in anthropologischer wie rein praktischer Hinsicht gleich wertvoll bezeichnet. Mehr noch, wie seine Vorgänger, enthalte Band 4 eine geradezu überwältigende Fülle von Material, das zur Beleuchtung der sexuellen Zwischenstufen und damit auch zur Klarlegung normal-physiologischer Zustände von unendlichem Werte sei. Erst die Abweichungen von der Norm, studiert und beobachtet, wie sie hier vorlägen, erschlössen das Verständnis der sogen. normalen Vorgänge. Die Norm sei keine feste und das „Abnorme" habe tausendfältige Beziehungen zur Norm.

Sodann wird hervorgehoben die geradezu mustergiltige Ausstattung des Buches und die Fülle der tadellosen Abbildungen.

---

*) Wo der Jahrgang der Besprechung nicht angegeben ist, rührt sie aus dem Jahr 1902 her.

4) Berliner klinische Wochenschrift, 18. August (Besprechung von Posner):

Auch wer, wie Referent, der Bewegung bezweckend die Aufhebung des § 175 zurückhaltend gegenübertrete und keineswegs so weit gehe, jeden verkommenen Päderasten als Gegenstand des Mitleids und als Objekt rein psychiatrischer Betrachtungsweise anzusehen, werde anerkennen müssen, daß das intimere Studium der Frage mancherlei Neues und Wichtiges gefördert habe und daß jedenfalls in der Beurteilung des Einzelfalles dem Arzt ein entscheidendes Wort gebühre. Von diesem Standpunkte aus werde man die Berechtigung anerkennen müssen, alle auf das Thema bezüglichen Ergebnisse sorgfältig zusammenzutragen und als Material für das etwa reformbedürftige Strafgesetz zu sichten.

Von den Aufsätzen hebt Referent die Arbeit von Neugebauer sowie diejenige von Karsch hervor. Er bezweifelt, daß die Homosexualität von Johannes von Müller völlig sicher erwiesen sei.

Das Jahrbuch halte sich von sensationeller Aufbauschung und Erregung von Lüsternheit fern; wer sich für das Gebiet interessiere, werde mancherlei Stoff zum Nachdenken und zum Studium finden.

Rezensent scheint der unrichtigen Meinung zu sein, daß die Päderastie oft als eine lasterhafte Gewohnheit heterosexueller Wüstlinge sich darstelle. Verkommene Päderasten können sehr wohl homosexuell geboren sein, und werden auch oft von Geburt an homosexuell sein. Die Homosexuellen, welche das Prädikat „verkommen" verdienen, verdienen dasselbe nicht wegen ihres Treibens, sondern wegen gröblicher, sittlicher Mängel oder häßlicher Charakterfehler.

5) Berliner Morgenpost, 26. Juli (Zwischen den Geschlechtern, von Conrad Alberti):

Alle Welt nähme an, es gäbe zwei fest abgegrenzte Geschlechter; Die Natur schaffe niemals nur Extreme; auch bei den Geschlechtern seien Zwischenstufen vorhanden. Referent streift dann die Frage der embryonalen Doppelnatur des Menschen. Der homosexuelle Trieb sei in der natürlichen Organisation der Conträren begründet, ein freier Wille komme dabei nicht in Betracht. Die Bestrafung der angeborenen Neigung daher eine Ungerechtigkeit und die Bestrebungen des Jahrbuchs zu billigen.

Mit Recht lege das Jahrbuch besonderen Wert auf den Nachweis der Homosexualität bei historischen Persönlichkeiten.

Vor Einem aber wolle er, Referent, warnen, nämlich nicht jedes Produkt eines Schriftstellers als eine persönliche Beichte aufzufassen. Nichts reize den Künstler mehr, als sich in fremde Gefühle hineinzuversetzen und sie darzustellen. So sei auch Goethe nicht homosexuell gewesen, weil er manchmal ähnliche Töne habe erklingen lassen.

Der Schlußbemerkung von Alberti stimme auch ich im allgemeinen und speziell hinsichtlich von Goethe bei, jedoch wird man bei manchen Schriftstellern und Dichtern aus der Art und Weise, in der sie die Homosexualität darstellen, aus ihren das innerste Herzensbedürfnis verratenden Ergüssen, in vielen Fällen die homosexuelle Natur des Dichters selbst erraten, z. B. bei Platen.

6) Deutsche medizinische Presse, Nr. 18:

Eine Nebeneinanderstellung der Hermaphroditen und Homosexuellen, wie sie im Jahrbuch erfolge durch Aufnahme der Arbeit von Neugebauer erscheine zwar agitatorisch recht geschickt, die medizinische und juristische Stellung beider sei jedoch grundverschieden. Die Zwitter hätten für ihren nur scheinbar perversen Trieb eine anatomische Grundlage, ihr Wunsch einer Änderung ihres Standesamts würde kaum auf behördlichen Widerstand stoßen. Bei Homosexuellen fehle jede anatomische Stütze, wenigstens habe noch Niemand die einst behauptete Endigung der Nervi erigentes bei Homosexuellen nachgewiesen; immerhin seien sie als kranke oder mindestens abnorme Menschen zu betrachten und ganz energisch müsse gegen das auch in Jahrbuch IV hervortretende Bestreben protestiert werden, die homosexuelle Liebe als etwas Natürliches und demnach mit der heterosexuellen Liebe Gleichberechtigtes hinzustellen.

Referent mißbilligt deswegen einige Sätze von Römer sowie von Praetorius, namentlich wendet er sich gegen meine Auffassung, wonach es keine Schande sei, wenn die idealere Seite der Homosexualität zur Entwicklung gebracht würde.

Referent meint: Zu einer weiteren „Entwicklung" der Homosexualität nach irgend einer Richtung beizutragen, scheine ihm nicht gerade erstrebenswert zu sein. Vom ärztlichen Standpunkte aus erscheine es vielmehr geboten, die Homosexualität nicht zu fördern, sondern ihr in jeder Weise zu steuern.

Strafgesetze seien allerdings hierzu nicht das rechte Mittel. Man möge § 175 aufheben, da namentlich § 51 die Homosexuellen

kaum straffrei mache. Man möge aber nach Aufhebung des Strafgesetzes aus öffentlichen Mitteln Heilstätten für Homosexuelle errichten, um auch den Unbemittelten die Möglichkeit einer Heilung zu bieten. Eine öffentliche Anerkennung der Berechtigung der krankhaften Triebe der Homosexuellen sei dagegen nicht zu wünschen.

Eine Behandlung der körperlichen Hermaphrodisie im Jahrbuche halte ich entgegen der Anschauung des Rezensenten für gerechtfertigt; denn die körperliche Hermaphrodisie hat den Charakter der sexuellen Zwischenstufe mit der Homosexualität gemein und bildet einen der zahlreichsten Ringe in der Kette, welche das rein männliche mit dem rein weiblichen Geschlecht verbindet.

Übrigens kommen auch bei manchen Homosexuellen anatomisch dem entgegengesetzten Geschlecht entsprechende körperliche Merkmale vor, namentlich bei den Androgynen und Gynandern, die Rezensent nicht zu kennen scheint.

An meiner Auffassung, daß eine Entwicklung der Homosexualität nach der idealen Seite hin, kein Schade sei, halte ich auch jetzt noch fest. Denn für die Homosexuellen, die nicht geheilt sein *wollen* und die, die nicht geheilt werden *können*, (die Mehrzahl wohl) ist es immerhin besser, daß eine Veridealisierung ihres Triebes stattfindet, als daß sie lediglich in dem grobsinnlichen Genuß völlig aufgehen.

7) *Deutsche Medicinische Wochenschrift* Literatur-Beilage, Nr. 6 1903. Besprechung von *Eulenburg*:

Das außerordentlich sorgfältig und geschickt redigierte „Jahrbuch IV“ erfreue sich wieder eines reichen und in mannigfaltiger Weise interessierenden Inhalts. Unter andern wird hervorgehoben die sehr vollständige und erschöpfende Bibliographie, dagegen die Widerlegung von Wachenfeld kaum als durchweg überzeugend bezeichnet.

8) *Deutsche Praxis*, Zeitschrift für praktische Ärzte, 25. November:

Es sei ein großes Verdienst des Herausgebers auf einem Gebiet Wandel zu schaffen, auf dem die medizinische Wissen-

schaft in erster Linie berufen sei, Klarheit zu schaffen und Grundsätze herbeizuführen, vor denen der Jurist Halt zu machen habe. Die „stattliche Reihe hervorragender Mitarbeiter“ wird hervorgehoben und die „geradezu splendide Ausstattung“ des Jahrbuchs rühmend anerkannt.

9) Frankfurter Neueste Nachrichten 27. September.

Zweck des Komitees und der Jahrbücher werden auseinandergesetzt. Es verdiene hohe Anerkennung, daß sich eine Schar von Männern zum Kampf gegen die in Deutschland verbreitete Unkenntnis und gegen die schreiende Ungerechtigkeit zusammengetan hätten. Die Jahrbücher zeugten von tiefer Sachkenntnis, enthielten eine Menge von ernstem und wissenschaftlichen Beweis- und Aufklärungsmaterial. Es sei zu hoffen, daß sie im Laufe der Zeit die bestehenden Vorurteile beseitigten, sie seien ein eminent sittliches Unternehmen.

10) Freistatt. Kritische Wochenschrift für moderne Kultur (München), 4. November. (Besprechung von Hanns Fuchs):

Würdigung der Aufsätze des Jahrbuchs. Referent wünscht Sonderabdruck des „schönen“ Aufsatzes „Homosexualität und Bibel“ sowie meiner Widerlegung des Buches von Wachenfeld. Unter den kleineren Abhandlungen zählt Referent diejenigen des norwegischen Gelehrten sowie von Merzbach zu den bedeutendsten. Jeder, der nicht mit dem festen Willen, seinen gegnerischen Standpunkt zu behalten, an die Lektüre der Jahrbücher herangehe, werde in ihnen eine Fülle von Anregung und Belehrung finden. Und da ein so törichtes Wollen doch wohl selten sei, würden die Jahrbücher erfolgreiche Pioniere werden für eine Zeit, in welcher jeder Individualität, solange sie der Allgemeinheit nicht schädlich sei, Existenzberechtigung zuerkannt werde.

11) Die Gegenwart, 24. Januar 1903:

Ruhige Entschiedenheit und sympathischen jeden unzüchtigen Gedanken ausschließenden Ernst rühmt Rezensent auch an Jahrbuch IV. Eine tunlichst vollkommene, alle Winkel erleuchtende Aufklärung tue not. Handele es sich um eine Naturanlage, so sei die Strafe unhaltbar. Den Beweis für die Existenz dieses Naturtriebes führe das Jahrbuch in ziemlich bündiger Weise. Möge man ihm auch widerstrebend folgen, sogar, wie Rezensent, jedes freundliche Wort nur sehr widerstrebend niederschreiben — Gerechtigkeit über Alles: Das Jahrbuch überzeuge am Ende, weil es erschüttere und rühre. Zu viel Ehrlichkeit, zu viel Mut und Wissen sei darin.

12) Juristische Wochenschrift 15. August 1902: Besprechung von Kuhlenbeck.

Kuhlenbeck bespricht das Buch von Bloch und wendet sich zugleich gegen die Bestrebungen des Komitees und des Jahrbuchs.

Homosexualität sei Entartung, die das Volk vergifte; Bestrebungen zu Gunsten sexueller Zwischenstufen wagten mit einer selbst dem Altertum fremden Schamlosigkeit das Haupt zu erheben, obwohl schon der Apostel Paulus die Widernatürlichkeit der Homosexualität als eine der schlimmsten Früchte der verfallenden heidnischen Civilisation gekennzeichnet habe. Zahlreiche neuere Produktionen unterstützten diese Bestrebungen.

Gegenüber den Forschungen von Bloch sei die Lehre des Angeborenseins sexueller Perversitäten nicht mehr haltbar.

Die Aufhebung des § 175 würde nur die betreffenden Vergehen vermehren. Eine zweckmäßige Strafe sei zu verlangen; auch der Entartete müsse die Folgen seiner Handlungen tragen.

Zum Schlusse hofft Rezensent, daß die seiner Zeit durch die lex Heinze aufgerollte gesetzgeberische Frage betreffend die obscöne Litteratur nicht für immer erledigt sein möge.

Gegenüber den jeder objektiven Würdigung baren, von subjektiver blinder Abneigung erfüllten temperamentvollen Ausführungen des Rezensenten glaube ich auf irgend welche Bemerkungen verzichten zu können.

13) Das Kleine Journal 28. Juli (Besprechung von Dr. Merzbach).

Dank hauptsächlich den Bestrebungen des Komitees könnten die Homosexuellen ausrufen: „La vérité est en marche“. Die Homosexuellen müßten ganz straflos bleiben. Diese edlen Bestrebungen unterstütze das Jahrbuch aufs nachdrücklichste. Günstige Besprechung der einzelnen Arbeiten. Gelegentlich der Widerlegung von Wachenfeld's Buch tadelt Referent gleichfalls, wie ich es getan, daß Wachenfeld und auch Bloch, dessen „Beiträge zur Aetiologie der psychopathia sexualis“, eine herbe Kritik herausforderten, vom grünen Tisch aus die Homosexuellen beurteilten. Wer die Homosexuellen verstehen wolle, der solle unter sie treten und sie als Menschen und vor allem als sehr brauchbare Menschen kennen lernen, die weder anders Denkende zu bekehren sich unterfingen, noch Gelüste à la Sternberg heterosexuellen Angedenkens, an den Tag legten.

Man habe in dem Jahrbuch ein großes, bedeutungsvolles, wissenschaftliches Faktum vor sich, an dem auch die praktische

Jurisprudenz nicht länger achtlos vorübergehen könne. Die Revision des Strafgesetzbuches stehe ja bevor. Also videant praetores!

14) Kleine Presse: 22. Juni.

Das Jahrbuch mit seinem großen ärztlichen und juristischen Material sei dazu angetan, die Frage, ob nicht § 175 grausam für die abnorm Veranlagten sei, wachzuhalten. Die Ansicht, daß die Gesetze auf die Normalmenschen zugeschnitten sein müßten, werde so bald nicht schwinden, besonders wegen der Befürchtung einer Verwirrung des natürlichen Gefühls im Falle der Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs.

Aber die gerechtere Auffassung, daß bei der Verletzung des § 175 meistens Unglückliche, krankhaft Veranlagte und nicht etwa nur verächtliche, verdorbene Lüstlinge in Betracht kämen, gewinne doch wohl immer mehr an Boden, und dazu trage auch das Jahrbuch seinen Anteil bei.

17) Medizinisch - Chirurgisches Centralblatt (Wien) 26. September (Besprechung von Dr. Segel).

Über die Bestrebungen des Komitees und des Dr. Hirschfeld gäbe es wohl unter den Gebildeten der ganzen Welt nur ein Urteil, gelte nur ein Wunsch: daß nämlich der mit den edelsten Mitteln geführte Kampf gegen Gesetze, die vor der Wissenschaft und Humanität längst nicht mehr bestehen könnten, bald von Erfolg gekrönt sein mögen. Referent meint dann, es sei um so betrübender, daß die meisten Beiträge, mit wenigen Ausnahmen, namentlich mit Ausnahme der exakt wissenschaftlichen Arbeit von Neugebauer nicht auf der Höhe ihrer Mission stünden. Namentlich gelte dies von den historischen Arbeiten des Jahrbuchs, auf die besonderes Gewicht zu legen gewesen wäre. Die einen befriedigten nicht durch das Skizzenhafte, Unvollendete ihrer Art, die anderen ermüdeten durch eine Unsumme von Details, die wohl in einer Monographie, nicht aber in einem der Propaganda und Belehrung dienenden Werke am Platze seien. Immerhin läge ein Stück ehrlicher Arbeit vor, von dem er, Referent, laut wünsche, daß es nicht vergeblich getan worden sei.

Es ist nicht meine Sache den Wert der Aufsätze des Jahrbuches zu verteidigen. Die Aufsätze sollen der Propaganda und Belehrung dienen, aber in erster Linie sollen sie wissenschaftlichen Charakter aufweisen und durch diesen Charakter der Wissenschaftlichkeit und Wahrhaftigkeit wirken. Diesen Eigenschaften begegnet

man aber gerade in hohem Maße bei Karsch's Aufsätzen, die allerdings nicht immer eine sog. leichte Lektüre sind und — glücklicherweise — es auch nicht sein wollen und sollen.

18) Medizinische Reform: Wochenschrift für soziale Medizin 9. August. Zur Sociologie der konträren Sexualität von M. Eichhorn.

Die öffentliche Meinung betrachte leider immer noch die Homosexualität als Verirrung und Zeichen von Dekadenz.

Ungerechtigkeit des § 175. Die Konträrsexuellen, wenn auch nicht gleichartig, so doch vollkommen gleichberechtigt gegenüber den normal Empfindenden. Die geschlechtlichen Anomalien beruhten teils auf physiologischer Zwitterbildung, teils auf erblicher psychischer Veranlagung. Verfasser teile nicht die Auffassung Blochs, der die Homosexualität für eine von Verführung herzuleitende Erscheinung betrachte.

Verfasser hebt die Nachteile des § 175 hervor und verlangt volle Gleichberechtigung und gleiche Behandlung der Homo- und Heterosexuellen. Er bespricht dann günstig das Jahrbuch.

Dasselbe bringe eine ganz außerordentliche Fülle wertvollen und interessanten wissenschaftlichen Materials, sowie eine Anzahl vortrefflicher Illustrationen. Es sei noch mehr als seine Vorgänger mit seiner Reichhaltigkeit und wissenschaftlich objektiven Darstellung in hohem Grade geeignet, bei Ärzten und Laien die noch bestehenden, zum großen Teil auf Unkenntnis beruhenden Vorurteile zu zerstreuen.

Die Popularisierung der Bestrebungen des Jahrbuchs und des Komitees sei im sozial-medizinischen Sinne wünschenswert und notwendig.

19. Mercure de France. Mainummer 1902. Henri Albert, der über die deutsche Literatur berichtet, bringt S. 543, 544 eine Kritik über Niemann's homosexuellen Roman „Zwei Frauen" (vgl. Jahrbuch III S. 454) und sagt bei dieser Gelegenheit in ironischem Ton:

„Es scheint, daß das „Problem" der sexuellen Inversion die Deutschen sehr interessiert. Denn sie sind gewahr geworden, daß es da ein „Problem" gäbe und, da man es lösen mußte, haben einige Gelehrte das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen gegründet, das schon seinen dritten Jahrgang aufweist. Es ist ein Fort-

> schritt in dem Sinne, daß die Schamhaftigkeit nicht mehr bei der geringsten Anspielung erschrickt und daß man beginnt, „davon“ sprechen zu können.“

Albert läßt sich dann ziemlich abfällig über Niemann's Roman aus. Allerdings, sagt *Albert*, sei es in Deutschland schwer von der homosexuellen Leidenschaft zu reden.

> „Die deutsche Sprache hat keinen erotischen Wortschatz. Man müßte lateinisch sprechen. Es gibt wohl die reizende Redensart „Warme Brüder“, aber die „warmen Schwestern“ hatten bisher nicht von sich reden machen. Niedliches Land, wo die Unkenntnis für Unschuld gehalten werden kann.“

Henri *Albert* scheint die reichhaltige homosexuelle deutsche Belletristik nicht zu kennen. Die weibliche homosexuelle Literatur ist allerdings in Deutschland weit spärlicher vertreten als in Frankreich, und zwar wohl hauptsächlich deswegen, weil infolge der Bestrafung der mannmännlichen Liebe und ihrer größeren sozialen Bedeutung das Interesse in Deutschland mehr auf sie als auf die konträre Liebe des Weibes gelenkt ist. Ferner darf man nicht vergessen, daß der Franzose dank seiner Vergötterung des Weibes auch bei der anomalen Leidenschaft der Frau, die er mit nachsichtigem Blicke betrachtet, sich durch den Reiz und die Anmut des weiblichen Geschlechts angezogen fühlt, während der heterosexuelle Franzose mannmännlichen Liebesäußerungen gegenüber sich im allgemeinen noch ablehnender und unduldsamer verhält als der Deutsche.

20) *Neues Leben*: Anarchistisch-sozialistische Wochenschrift 26. Juli. *Ein Emancipationswerk der Kulturbestrebungen* von *R. Hartmann.*

Die Bestrebungen der Konträrsexuellen setzten sich in aufsteigender Linie fort. Beweis hierfür sei das 4. Jahrbuch, das zweifellos bedeutsamste der bisher erschienenen.

Referent hebt die Wichtigkeit des Aufsatzes von Neugebauer hervor, bezeichnet denjenigen von Fuchs als gediegen, doch stimmt er dessen Ausführungen nicht bei, insbesondere hält er

auch ein momentanes Allzuviel in der homosexuellen literarischen Produktion nicht für einen Schaden. Die meisten übrigen Aufsätze werden noch erwähnt.

Das Unternehmen der Herausgeber verdiene von Erfolg gekrönt zu werden. Der sachliche, ruhige und wissenschaftliche Ernst, mit dem die Fragen behandelt würden, müsse Jedem imponieren und trage zur Beweiskräftigkeit viel bei. Freilich finde man täglich, daß immer wieder die Märchen von der Übersättigung und Widernatürlichkeit auftauchten. Homosexualität lasse sich aber nicht erwerben.

Das Komitee möge in der Veröffentlichung populärer Broschüren wie z. B. des Schriftchens „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen" fortfahren. Jedem Einzelnen sei zu wünschen, daß er sich mit diesem Gebiet bekannt mache. Die Jahrbücher seien sehr geeignet dazu.

21) Politisch-Anthropologische Revue. Wochenschrift für das soziale und geistige Leben der Völker. Dezembernummer. Besprechung von Hanns Fuchs.

Es gäbe kaum einen anderen Aufsatz, der so wie der von Neugebauer in so vorzüglichster Weise die Kenntnis des für den Gynäkologen und Gerichtsarzt gleich wichtigen Gebietes des Zwittertums vermittle.

Der Rat von Merzbach, die Homosexuellen sollten sich als mundus in mundo ihr Dasein zimmern, erscheint Rezensent richtiger und humaner als die Forderung von Dr. Fuchs: die Errichtung von Humanitätsanstalten zum Zweck der Heilung der Konträren.

Wahre Humanität bemühe sich doch, jeder Individualität, die der Gesellschaft nicht schädlich sei, Existenzmöglichkeit zu schaffen, ohne aus der Welt ein großes Krankenhaus zu machen.

Die übrigen Arbeiten werden lobend besprochen.

Für jeden, der sich mit der homosexuellen Frage beschäftigen wolle, und das solle jeder Gebildete tun, brächten die Jahrbücher eine Fülle von Material. Möge man sich auch mit einigen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, vornehme Sachlichkeit werde niemand diesen Büchern absprechen können.

22) Das Recht. 10. September. Besprechung von Rechtsanwalt Dr. Fuld (Mainz).

Vielleicht werde der Umfang des 4. Jahrbuchs (fast 1000 Seiten!) schon genügen, um die wissenschaftlichen Kreise mit der Überzeugung zu erfüllen, daß die Bewegung, welche sich mit der

Stellung der Gesetzgebung zu dem homosexuellen Problem befasse, nicht mehr unterschätzt werden könne. Rezensent könne das von hervorragender Seite geäußerte Bedauern darüber, daß anscheinend die Publikationen über die homosexuelle Frage zu einer ständigen Erscheinung in der Literatur würden, nicht teilen. Das Jahrbuch IV., dessen vornehme Ausstattung wohltuend berühre, halte an der streng ernsten Behandlung des Problems fest.

Fuld will in dem Weglassen der Zeitungsausschnitte einen Fortschritt sehen, man vermeide so den Schein der beabsichtigten sensationellen Verwertung von Pikanterien.

Von den Aufsätzen hebt Fuld hervor: die von Karsch, Römer und Praetorius. Von Karsch sagt er, daß er durch die Fülle des von ihm behandelten Materials in Erstaunen setzte.

Fuld erkennt zwar den historischen und literar-historischen homosexuellen Studien eine kulturhistorische Bedeutung zu, er würde es aber für verfehlt halten, wenn auch in den ferneren Bänden denselben ein gleicher übermäßig großer Raum gewidmet würde. Er meint, das Jahrbuch würde dadurch den Charakter der Aktualität zum Teil einbüßen, der ihm doch unbedingt gewahrt werden müsse.

Erfreulich sei es andererseits, daß die psychologische Seite des Problems immer stärker betont und die psychische Frage immer mehr vertieft werde; es dürfte dies mit der Zeit doch dazu beitragen, daß die Anschauung, welche Homosexualität lediglich unter dem Gesichtspunkt des Lasters betrachte, mehr und mehr erschüttert werde.

Der Ansicht von Fuld bezüglich der Zeitungsausschnitte vermag ich nicht beizutreten. Das Jahrbuch hat wohl schon zur Genüge bewiesen, daß es nicht Sensation bezweckt und wird diesen Verdacht wohl nicht zu fürchten brauchen. Im vergangenen Jahre sind die Zeitungsausschnitte lediglich des Platzmangels wegen fortgeblieben. Die Zeitungsausschnitte veranschaulichen in besonders deutlicher Weise, welche Rolle die Homosexualität im täglichen Leben spielt, sie führen drastisch vor Augen die Bedeutung und Wichtigkeit der Homosexualität in der Wirklichkeit sowie die Notwendigkeit der Reformbedürftigkeit des § 175; sie tragen dazu bei, den Charakter der Aktualität dem Jahrbuch zu wahren, den Fuld selbst — und mit Recht — für erforderlich hält.

Darüber, ob nicht im Jahrbuch IV den literarhistorischen Arbeiten ein allzu großer Raum eingeräumt worden ist, läßt sich streiten.

23) Reichs-Medizinal-Anzeiger, 26. September. Besprechung von Rohleder (Leipzig):

Das Jahrbuch sei allen gebildeten Homosexuellen bekannt. Wer wissenschaftlich auf dem Gebiete der Homosexualität, ja der vita sexualis überhaupt, arbeite, begrüße stets den neuen Jahrgang mit Freuden. Auch der 4. Band biete eine reiche Fülle von Abhandlungen aus der Feder wissenschaftlich hochstehender Autoren, was dem Werk seinen wahren Wert verleihe. Die beste wissenschaftliche Arbeit des Jahrbuchs sei diesmal die von Neugebauer verfaßte, außerordentlich fleißige und gründliche auch in Bezug auf ihr Quellenstudium.

Die Forderung von Fuchs: die Errichtung von Humanitätsanstalten zur Behandlung der Konträren werde wohl noch lange nicht erfüllt werden. Diese Anstalten würden wohl auch nicht den gewünschten Erfolg aufweisen, denn die homosexuelle Liebe würde in einem solchen Sanatorium in Folge des notwendigerweise intimen Verkehrs der Homosexuellen und der Unmöglichkeit völliger Isolierung wahre Orgien feiern. Der Aufsatz „Homosexualität und Bibel“ nötigt dem Rezensenten „die vollste Hochachtung vor der Wahrheitsliebe und dem Verständnis des Verfassers für die homosexuelle Frage“ ab.

Die Arbeit von Katte nennt Rohleder „sehr interessant“, doch sieht er in der Erklärung „die Natur solle durch liebende Führung den idealen Fortschritt der Menschheit steigern“ eine zu gewagte Explicatio pro domo. Alles in Allem bilde auch der 4. Band eine Fundgrube mancher Gebiete der vita sexualis, sich würdig seinen Vorgängern anschließend.

24) Schmidt's Jahrbücher der Medizin, Augustnummer. Besprechung von Möbius:

Erwähnung der Aufsätze. Allen, die sich für die psychologisch und praktisch sehr wichtigen Fragen des geschlechtlichen Zwischenreiches interessierten, sei dieser neue Band angelegentlich empfohlen.

25) Sozialistische Monatshefte. Besprechung von Otto Kiefer.

Anerkennende Anführung der Aufsätze und ihrer Hauptgedanken. Bezüglich der Abhandlung von Katte sagt Kiefer: Katte, der bereits im Band II in ungemein freimütiger Weise seine eigene, für den feingebildeten Homosexuellen fast typisch

zu nennende Autobiographie veröffentlicht habe, bringe diesmal einen nicht gerade tiefsinnigen Aufsatz über den Daseinszweck der Homosexuellen. Es wäre ein dankbares Unternehmen, dieses Thema vom modern philosophischen Standpunkt einmal beleuchtet zu sehen.

In den Jahrbüchern handle es sich um tiefernste Bestrebungen, die noch viel zu wenig in weiteren Kreisen bekannt seien, zum Schaden vieler tüchtiger Glieder des deutschen Volkes, die schwer litten unter dem Drucke veralteter Rechts- und Moralanschauungen.

26) Schwäbische Tagwacht, 15. Juli:

Unter denjenigen Menschen, die über das geltende Recht in Deutschland sich zu beschweren Grund hätten, ständen nicht an letzter Stelle die männlichen Homosexuellen. Geächtet von den weitesten Kreisen ihres Volkes, ewig Gefahr laufend, für die Betätigung eines ihnen keineswegs unnatürlich vorkommenden Triebes in das Gefängnis zu kommen, erstrebten diese Kreise und mit ihnen auch viele andere, denen die wissenschaftliche Erkenntnis höher als die veralteten Scheinmoralsysteme sei, diejenige Gleichberechtigung vor dem Gesetz, die ihnen andere Länder wie Frankreich seit bald hundert Jahren gegeben hätten und die ihren ohnehin glücklosen Zustand wenigstens zu einem relativ erträglichen gestalten würde. Hieran anknüpfend macht Rezensent auf die Bestrebungen des Komitees aufmerksam und führt den Hauptinhalt der wichtigsten Aufsätze des Jahrbuchs an.

Man sehe aus dem Bericht, um welch ernstes Werk es sich handle; unbefangenen Wahrheitsforschern — und die solle es doch auch im „frommen" Schwaben stellenweise noch geben — könne die Lektüre nur empfohlen werden.

27) Die Umschau, 1. Januar 1903. Besprechung von Dr. Mehler:

Die bei Besprechung des 3. Jahrbuchs gerügten Mißgriffe seien im 4. Band vermieden. Rezensent gibt dem Wunsch Ausdruck, daß durch die Versendung von Fragekarten an Ärzte die Feststellung der Anzahl der Homosexuellen wenigstens in einer Stadt approximativ ermöglicht würde.

Die Versendung von Fragekarten an Ärzte könnte kaum einen praktischen Wert haben, da außer wenigen Ärzten die Mediziner so gut wie keine Homosexuellen kennen und die große Mehrzahl der Konträren sich niemals einem Arzt anvertraut.

28) Vossische Zeitung, 4. Juli:

Man möge über die Bestrebungen des Komitees günstig oder ungünstig denken; mit dem „Jahrbuch“, welches das vorzüglichste Kampfmittel des Komitees sei, könne man sich zufrieden geben. Es trage viel dazu bei, die einschlägige Frage zu klären.

Die Aufsätze von Neugebauer, Fuchs, Merzbach, Karsch und Praetorius werden erwähnt. Die Arbeit von Fuchs sei die wertvollste; psychologisch interessant seien die Selbstbekenntnisse zweier abnorm veranlagter Männer.

28) Die Welt am Montag (2. März 1903). 1: Beilage. Sexuelle Zwischenstufen von Johannes Gaulke.

Die bisherigen Theorien über die Ursachen der Homosexualität, wonach sie ein Endprodukt eines lasterhaften Lebenswandels, oder psychopathische Erscheinung oder Vorsichtsmaßregel der Natur zur Verhütung der Übervölkerung sei, seien unhaltbar, desgleichen auch die Theorie der Supervirilität. Als superviril könne man überhaupt jeden — ob homo- oder heterosexuell — Menschen bezeichnen, der sich von der Tyrannei des Geschlechtstriebes frei gemacht habe. In der Kunst könne die Supervirilität — die die Unterdrückung der mit der künstlerischen Produktion aufs innigste verknüpfte Geschlechtsliebe zu ihrer Voraussetzung habe — kaum als ein Vorzug betrachtet werden.

Krafft-Ebing, Moll und die Jahrbücher hätten das Wesen der Homosexualität festgestellt. Sie sei nicht Krankheit, nicht Laster, sondern auf eine Störung des fötalen Entwicklungsprozesses zurückzuführen.

Erörterung des Aufsatzes von Neugebauer. Das körperliche Scheinzwittertum sei sehr wichtig auch für die homosexuelle Frage, ebenso wie ein physisches gäbe es ein psychisches Zwittertum.

Sodann Hinweis auf die Aufsätze von Karsch und Römer. Viele Handlungen und Werke berühmter Männer seien erst verständlich, wenn man ihre Naturanlage, ihr Liebesleben kenne. Der Uranismus habe in der Kulturgeschichte eine größere Rolle gespielt, als man bisher geahnt.

Bei der Homosexualität sei zu fragen: ob die Homosexuellen als Schädlinge der Gesellschaft zu betrachten seien oder nicht. Jedes sentimentale Raisonnement darüber sei zwecklos und irreführend.

Aus den Taten vieler Uranier der Geschichte sähe man, daß sie, ebenso wie die Heterosexuellen, auf allen Gebieten

Großes geleistet und Gutes gestiftet hätten; andere dagegen, wie z. B. Elagabal oder Papst Alexander II. hätten es an Ruchlosigkeit mit jedem Normalgeschlechtlichen aufgenommen.

Es würde sich lohnen, auch diesen Erscheinungen einmal nachzuforschen, bisher habe man vorwiegend nur von außerordentlich tüchtigen und guten Neigungen in der Geschichte gehört. Vom objektiven Standpunkt sei unbedingt daran festzuhalten, daß die Art des Geschlechtsempfindens — ob hetero- oder homosexuell — nicht den Wert eines Individuums bestimme.

29) Wiener klinische Rundschau, No. 34.

Die Idee, ein Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen herauszugeben, habe nicht nur eine glänzende Verwirklichung erfahren, sondern auch ihre Existenzberechtigung dadurch bewiesen, daß schon der IV. Bd. dieses eigenartigen und interessanten Unternehmens vorliege. Jahrzehntelanges Unrecht solle gesühnt werden durch die Erkenntnis, welche leidenschaftslose wissenschaftliche Forschung gebracht. Dazu habe das Jahrbuch mächtig beigetragen und sein Herausgeber Dr. Hirschfeld, der furchtlose und wackere Kämpe für Recht und Wahrheit.

Der IV. Band enthalte eine große Reihe bedeutsamer Beiträge. Die Aufsätze von Neugebauer, Karsch, Fuchs, Römer werden dann angeführt.

30) Wiener medizinische Presse, 1. März 1903.

Das Jahrbuch IV biete eine Fülle bemerkenswerter Abhandlungen dar, die hauptsächlichsten werden angeführt.

31. Zeitschrift für Psychiatrie; Bd. 59. Besprechung von Näcke.

Pünktlich, wie immer, sei auch wieder das Jahrbuch erschienen, abermals mit einer Reihe interessanter Arbeiten und meist vorzüglichen Holzschnitten in vornehmster Ausstattung.

Näcke gibt dann den Inhalt der einzelnen Aufsätze in kurzen Worten wieder.

Einen Glanzpunkt des Ganzen bilde sicher die genaue Bibliographie und die ausgezeichneten Kritiken von Praetorius, die um so wertvoller seien, als er selbst viele Homosexuelle kenne.

32) Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Januar 1903. Besprechung von Dr. Guttmann.

Hervorgehoben wird: Die Ausführlichkeit, zum größten Teil strenge Wissenschaftlichkeit der Arbeit.

Es sei ein trauriges Zeichen von der Interesselosigkeit des Reichstags, daß nur ein einziger Abgeordneter der Aufforderung

des Komitees, persönlich Homosexuelle kennen zu lernen, um sich ein Urteil zu bilden, nachgekommen sei.

Das Verbot des Vertriebs der Volksschrift im Kolportagehandel seitens der Polizei tadelt Referent entschieden, da die Schrift wegen ihres ernsten Tones allen der Frage bisher Fernstehenden zu empfehlen sei.

Es sei zu hoffen, daß endlich die Erkenntnis sich Bahn breche, daß es sich um eine nicht durch Strafen aus der Welt zu schaffende Naturanlage handele.

33) 1. Beilage der Charlottenburger Zeitung: Neue Zeit und Charlottenburger Intelligenzblatt. 14. Jan.
2. Berliner Börsen-Courier 15. Juni.
3. Die Feder: Halbmonatsschrift für die deutschen Schriftsteller und Journalisten, 1. August.
4. Frankfurter Zeitung, 31. August.
5. Kraft und Schönheit: Zeitschrift für vernünftige Leibeszucht, Septembernummer.
6. Magdeburger General - Anzeiger, Unterhaltungsblatt, 22. Juli.
7. Die medizinische Woche, 25. September.
8. Medico: Medizinische Wochenrundschau, 25. Juni.
9. Naturistischer Gesundheitsrat, 15. August.
10. Pikanterien No. 54.
11. Unser Hausarzt: Monatsschrift für Gesundheitspflege, Jugenderziehung und Lebenskunst, Oktobernummer.
12. Straßburger Post.

Diese Zeitungen und Zeitschriften führen die Aufsätze des Jahrbuchs unter Anerkennung ihrer Bedeutung oder Hinweis auf ihren Inhalt an. Meistens wird betont, daß, wer noch an dem Vorhandensein und der kulturellen Bedeutung des dritten Geschlechts gezweifelt habe, durch die Lektüre dieses 1000 Seiten starken, reich illustrierten und trefflich ausgestatteten Bandes eines Andern belehrt werde.

In allen Besprechungen wird anerkannt, daß es sich um ein Werk handele, das nicht nur vom rein wissenschaftlichen, sondern vom allgemein psychologischen Gesichtspunkt größte Beachtung verdiene.

Die Zeitschrift Medico fügt noch hinzu, daß das Studium des Jahrbuchs zweifellos dem Komitee neue Freunde und überzeugte Anhänger zuführen werde, die das Komitee in dem Bestreben unterstützen, den § 175 abzuschaffen, unter dem die Homosexuellen schwer und, ärztlich-wissenschaftlich betrachtet, ungerecht zu leiden hätten.

34) Breslauer Morgenzeitung. 23. März 1903.

Die Kruppaffaire habe Veranlassung gegeben, mit größerem Nachdruck als je zuvor die Abschaffung des § 175 zu verlangen. An der Existenzberechtigung — auch der moralischen — der Homosexuellen werde man nach den aufklärenden wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr zweifeln können und den Bestrebungen des Komitees sympatisch gegenüber stehen müssen.

Der 4. Bd. des Jahrbuchs enthalte eine Fülle wichtigen, wissenschaftlichen Materials ohne jede Beimischung sensationeller oder auf die Lüsternheit von Laien spekulierender Einzelheiten.



Compliments of
Mrs Annie Elliott

Annie Jones-Elliot

geb. 1873 in Maison, W.-Virginia, gest. 1902 in New-York.

Die Homosexualität im Russischen Strafgesetzbuch

von

Vladimir Nabokoff,

Professor des Strafrechts an der kaiserlich russischen Rechtsschule zu St. Petersburg.[1])

I.

Bei der Festsetzung des dogmatischen Begriffs der widernatürlichen Unzucht machen sich die Juristen einer allzu großen Prüderie schuldig. Von Rosshirt ab, welcher im Jahre 1821 in seinem Lehrbuch die Sodomie vollständig aus dem Grunde übergeht, weil es sich dabei um eine zu schmutzige Materie handele, bis zu Neklindoff, (Handb., I 435) welcher vorschlägt, über Bestialität und Päderastie ebenso einen Schleier zu werfen, wie über alle Schamlosigkeiten überhaupt, von denen der Apostel Paulus den Christen nicht zu sprechen rät, berührt die große Mehrzahl der Schriftsteller nur vorübergehend und im

---

[1]) Wir danken Herrn Professor von Nabokoff für die freundliche Überlassung seiner so vortrefflichen Ausführungen, welche einen Teil eines viel beachteten Vortrags über Sittlichkeitsdelikte bilden, den der berühmte russische Rechtsgelehrte in der juristischen Gesellschaft zu St. Petersburg hielt. Der russische Urtext — unsere Übersetzung stammt von Herrn v. Nabokoff selbst — erschien in der juristischen Zeitschrift: „Vestnik Prava" (Dez. 1902.)



Die H… im Russis…

Professor der S…

Bei der … widerwärtigen … allzu großen … im Jahre 1821 in seinem … eine zu schmutzige … Handb., I 486) welche …

Kraft … tätigung … eine … Würtlic…

Falle äußerster Notwendigkeit die rechtliche Charakteristik dieser Formen der Unzucht. Daraus entspringen die ungeheuren, oft fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Praxis bei Feststellung des Tatbestandes in einzelnen Fällen erwachsen, umsomehr als alle Gesetzbücher, welche über diese Unzucht Bestimmungen enthalten, immer zu allgemeine und zu unbestimmte Definitionen von ihr geben. Bis in die jüngste Zeit und zwar bis zur Veröffentlichung des Buches von Dr. Wachenfeld „Homosexualität und Strafgesetz", gab es überhaupt keine monographische rechtliche Literatur der Frage. Für Rußland hat aber dieses Thema eine besondere Wichtigkeit. Unsere Strafgesetzgebung behandelt bis zur letzten Zeit die Bestialität und die Päderastie mit ganz besonderer Strenge, und wenn die erstere aus dem neuen Strafgesetzbuch von 1903 (22. März) weggefallen ist und die Päderastie mit einer milderen Strafe bedroht wird, so wurde der Tatbestand der letzteren in Vergleich zum bisher geltenden Recht einer viel eingehenderen kasuistischen Ausarbeitung unterworfen. —

Schon unsere ältesten kirchlichen Gesetze behandeln die Strafbarkeit der Päderastie. In der weltlichen Gesetzgebung finden wir die ersten Bestimmungen hierüber in den Kriegsartikeln Peter des Großen, wo eine grausame Körperstrafe für die „Mischung des Menschen mit dem Vieh" und auch für den „Knabenschänder" festgestellt wird. Wird dabei Gewalt angewendet, so soll das Urteil auf Todesstrafe oder lebenslängliche Galeerenstrafe lauten. Der „Svod Zakonow" von 1832 enthielt schon andere Strafbestimmungen: Rutenstreiche und Deportation für Päderastie, sowie für Bestialität; für gewaltsame Päderastie — die Katorga.

Aus der Mittelperiode sollte hervorgehoben werden, daß im Jahre 1785 der Senat einen berühmten Ukas, den Fall Banze-Kasper betreffend, erließ, welcher die

Bestialitätfälle dem sog. Gewissenstribunal zuwies, damit letzteres solche Fälle „mit allerlei Nachsicht und barmherziger Milde“ behandle, „indem die bei solchen Fällen vorkommende Selbstvergessenheit fast jede Art Wahnsinn übertrifft, und deshalb müssen auch solche Albernheiten, welche sich zu Zeiten bei der ungebildeten Menschheit einschleichen und mit grenzenloser Unkenntnis des einzelnen Wesens verbunden sind,“ dem Gewissenstribunal zuständig sein.

Das geltende Strafgesetzbuch 1845[1]) (Uloshénié) bestimmt in den Artikeln 995—997 (Ausgabe 1885), daß der des widernatürlichen Lasters der Männerliebe „Überführte“ der Deportation nach Sibirien unterliegt. Wurde Gewalt gebraucht oder war das Opfer minderjährig oder blödsinnig, so trifft den Schuldigen Katorga (Deportation mit schwerer Zwangsarbeit) von 10—12 Jahren. Die Bestialität wird bestraft mit Deportation nach den entferntesten Gegenden Sibiriens. Nachdem im Jahre 1900 die Deportation zum Teil aufgehoben wurde, tritt nun an ihre Stelle im Falle der ungeschärften Männerliebe Zuchthaus von 4—5 und bei Bestialität von 5—6 Jahren ein. — Nach der „communis opinio“ einheimischer Gelehrten versteht die „Uloshénié“ unter „Männerliebe“[2]) den widernatürlichen Coitus zwischen Personen männlichen Geschlechts und zwar per anum. Soweit die Theorie. Dagegen sprach sich im Jahre 1869 der Senat (als oberster Kassationshof) dahin aus, daß er den § 996 (gewalttätige Sodomie) in Fällen anwenden ließ, wo ein

---

[1]) Für deutsche Leser sei es bemerkt, daß bis jetzt das Strafgesetzbuch von 1845 in der Ausgabe vom Jahre 1885 in Kraft steht. Am 22. März dieses Jahres (1903) erfolgte die Bestätigung eines neuen Strafgesetzbuches, jedoch wird sein Inkraftsetzen einer noch unbestimmten Zukunft vorbehalten.

[2]) Der betreffende Terminus „Mujelojstwo“ heißt wörtlich „Mannesbeischlaf“.

Weib von einem Manne widernatürlich (per anum) genotzüchtigt wurde. Diese Entscheidung erfolgte, weil das Gesetzbuch unzüchtige Handlungen gegen das Weib als solche nicht bestraft (sie können eventuell nur als Injuria mit verhältnismäßig unbedeutender Arreststrafe geahndet werden), und ferner, weil die beschriebene Handlung nicht unter den Begriff der Notzucht fällt. Daraus erhellt auch, daß in Fällen, wo solcher widernatürlicher Coitus ohne Gewalt vorliegt, der Senat die Bestimmungen über einfache Sodomie nicht anwenden läßt.

Die Grenze zwischen Versuch und Vollendung wurde vom Senat nicht gezogen. In der Theorie herrscht darüber ein Streit. Nach Neklindoff fallen bei freiwilliger Sodomie Versuch und Vollendung zusammen, zur Vollendung genüge schon der Anfang des erotischen Akts. Toinitsky hingegen meint, daß die Tat mit der intrusio membri in anum vollendet, ein Versuch dagegen juristisch undenkbar sei. Die Motive zum neuen Strafgesetzbuche stimmen, was den Moment der Vollendung betrifft, Toinitsky bei und erblicken das versuchte Verbrechen im Versuche der intrusio membri.

Über den Tatbestand der Bestialität herrschen freilich Kontroversen, auf die ich hier nicht weiter eingehe, da im neuen Strafgesetzbuche dieses Verbrechen definitiv aufgehoben ist.[1])

Ganz anders ist es im Strafgesetzbuche der Sodomie ergangen. Die freiwillige Sodomie zwischen Erwachsenen ist strafbar. Der Entwurf der ersten, zweiten und dritten Lesung bestimmte Gefängnisstrafe bis auf ein Jahr; die vierte setzte ein Minimum von drei Monaten fest. Die Entwürfe der ersten und zweiten Lesung nahmen aus: Sodomie mit einem Knaben unter 12 Jahren und mit

---

[1]) Dieses Wegfallenlassen der Strafe fand allgemeine Zustimmung. Es erhoben sich dagegen bloß vereinzelte Stimmen.

einem Minderjährigen von 12 bis 16 Jahren, gegen dessen Willen oder auch mit dessen Zustimmung, allein unter Mißbrauch seiner Unschuld. In beiden Fällen tritt Zuchthaus (bis zu fünf Jahren) ein. Zu den qualifizierten Fällen gehören: die Sodomie mit Verletzung eines Abhängigkeits-Verhältnisses oder mit einer genötigten (im Sinne des Gesetzes) Person. Der Versuch ist in allen Fällen strafbar.

Einige Veränderungen wurden im Entwurfe der vierten Lesung vorgenommen. Hier wurde dasselbe System angenommen wie bei strafbarer Unzucht mit Personen weiblichen Geschlechts.

Die Sodomie zerfällt in voluntaria (Gefängnisstrafe); violenta, zu welcher die S. mit einem Knaben unter 12 Jahren oder mit Verletzung eines Abhängigkeit-Verhältnisses oder mit einem Genötigten gehört; in allen diesen Fällen wird mit Katorga, nicht über 8 Jahr, gestraft. Bei S. nec violenta nec voluntaria ist die Strafe Zuchthaus nicht unter drei Jahren.

Der Vergleich zwischen der dritten Lesung und den ersten zwei zeigt ein deutliches Streben, die Strafbarkeit der S. zu erhöhen: noch weiter geht die vierte (angenommene) Lesung. Hier wird, wie gesagt, für die freiwillige einfache S. ein Minimum von drei Monaten Gefängnisstrafe aufgestellt. Die Altersgrenzen sind weiter gerückt: statt 12, werden 14 Jahre aufgestellt. Die S. mit einem Knaben unter 14 Jahr wird immer mit Katorga bestraft, auch wenn gar keine Gewalt oder selbst Mißbrauch der Unschuld vorliegt (z. B. mit einem Kyneden) vorliegt. —

Der Tatbestand ist derselbe wie im geltenden Recht: coitus per anum zwischen Männern. Da das neue Strafgesetzbuch mannigfaltige, ebenfalls sehr strenge Bestimmungen über unzüchtige Handlungen mit Personen weiblichen Geschlechts enthält, so fällt jeder Grund weg,

die früher erwähnte und zwar mit Unrecht erweiternde Auslegung, nach welcher gewaltsame S. auch da angenommen wird, wo ein Weib contra naturam vergewaltigt wurde, weiter beizubehalten.

Den Motiven zufolge, genügt zur Vollendung die Intrusio membri. —

II.

In der Frage der strafrechtlichen Behandlung der S. kann die einschlägige — allerdings überaus reichhaltige und interessante — medizinische Literatur leider nur von geringem Nutzen sein, denn unter den Medizinern herrscht eine große Meinungsverschiedenheit über diese Frage. Der Jurist, der Willens wäre in dieser Materie dem Arzte zu folgen, würde sich sicherlich in der großen Menge der sich durchkreuzenden Beobachtungen und Folgerungen verirren. Aber wenn auch diese Kontroversen wegfallen würden, — wenn wirklich die medizinische Wissenschaft zu bestimmten festen Sätzen gelangt wäre, — so würde dadurch die rechtliche Seite der Frage doch keine hellere Beleuchtung erfahren.

Nehmen wir nun mit der Mehrzahl der Forscher das an, was wohl am wahrscheinlichsten ist, daß der Uranismus zuweilen eine pathologische (einerlei, ob angeborene oder erworbene), zuweilen eine nicht pathologische (lasterhafte) Erscheinung sei. Als Merkmal einer solchen Erscheinung dürfte die Tatsache dienen, daß bei pathologischem Uranismus die Neigung zum Weibe so gut wie ausgeschlossen und der normale Koitus dadurch geradezu unmöglich oder wenigstens im höchsten Grade peinlich wird; dagegen bei lasterhaftem Uranismus die Neigung zum andern Geschlecht sowie die Möglichkeit des normalen Koitus besteht. Einen solchen Unterschied will Wachenfeld annehmen, indem er die erste Species konträre, die zweite nicht konträre Homosexualität benennt. Welche Folgerung wird nun aus

diesem Unterschied gezogen? Nach Wachenfeld soll nur die nicht konträre Homosexualität, d. h. der lasterhafte Uranismus strafbar sein. Was dagegen die konträre H. betrifft, so will er hier einen der Unzurechnungsfähigkeitsgründe des § 51 des St.-G.-B., nämlich eine geistige Störung, sehen, welche als Exkulpationsgrund für den pathologischen Urning dienen soll.

Aber einmal ist diese Möglichkeit der Anwendung des § 51 im hohen Grade bestreitbar. Für andere Gesetzbücher, und namentlich für das Russische, wäre sie ausgeschlossen. Und zweitens: soll der konträre Urning unzurechnungsfähig sein, so trifft ihn keine Strafe auch wenn der Verletzte ein Minderjähriger ist, oder Gewalt angewendet wurde, was natürlich nicht annehmbar ist.

Es erhellt hieraus, daß diese ohnehin bestrittene Grenze zwischen pathologischem und lasterhaftem Uranismus den juristischen Standpunkt garnicht fördert. Auf diesem Standpunkte bleibend werden wir uns überzeugen, daß die richtige Antwort auf die Frage außerhalb des Gebietes der Medizin zu suchen ist. Und zwar werden wir vom kriminalpolitischen Standpunkte zum Ergebnis gelangen, daß es viel mehr Gründe für die Straflosigkeit der (freiwilligen) S. als für ihre Strafbarkeit gibt.

Vor allem unterliegt es keinem Zweifel, daß die rechtliche Begründung der Strafe hier auf große Schwierigkeiten stößt. Den vollständigsten Versuch einer solchen Begründung finden wir bei Wachenfeld. Der erste Grund, auf den er verweist, ist die Forderung der Sittlichkeit, welche der Staat beschützen soll. Derselbe Grund wird von den Verfassern der Motive zum russischen Entwurf angenommen, indem sie meinen, die S. soll verfolgt werden als eine naturwidrige Handlung, als ein leider weit verbreitetes Laster, dessen Bekanntwerden durch Entdeckung des einen oder des anderen Falles die öffentliche Sittlichkeit verletzt und deshalb Ahndung durch das

Gesetz erheischt. Dem stimmt auch bis zu einem gewissen Grade Prof. Vladimirof bei, indem er die Unsittlichkeit der widernatürlichen Unzucht darin erblickt, daß dadurch die Selbstachtung des Menschen preisgegeben wird. Die anderen von Wachenfeld herbeigezogenen Gründe sind so offenbar nicht stichhaltig, daß eine ausführliche Widerlegung wohl unterbleiben mag. So sagt er u. A., der Staat möge strafen im Interesse des allgemeinen Wohles, in Anbetracht der damit verknüpften physischen und psychischen Schädigung der Personen, die mit einander S. begehen, und auf den Einwand, daß hier eine freiwillige Gesundheitsschädigung vorliegt, antwortet er: „der Staat muß das Mittel gebrauchen, das ihm zu Gebote steht, und durch die Aufstellung des Strafgesetzes zu verhüten suchen, daß gesunde Untertanen psychisch und physisch verderbt werden". Es ist leicht sich vorzustellen, in welche Lage der Staat geraten würde, wenn er ein so eingebildetes Recht gegen Raucher, Morphinisten, Ätheromanen, abgesehen von den nützlichen Professionen — wie Telephonisten, Kohlengräber, Drucksetzer — u. s. w. in Anwendung bringen würde. Der letzte Grund, obgleich vom alten Feuerbach eingeflößt, klingt fast wie ein Kuriosum und jedenfalls wie ein schreiender Anachronismus: ‚der Mann, welcher geflissentlich homosexuellen Akten den Vorzug gibt, bekundet nicht nur eine Geringschätzung des normalen Verkehrs, sondern auch eine Verachtung des ehelichen Lebens. Hierzu aber kann der Staat, der die Ehe sanktioniert und ihre Heilighaltung wünscht, nicht schweigen". In dieser Hinsicht könnte der Staat dann auch mit Fug und Recht die überzeugten und eingefleischten Hagestolze bestrafen! —

Es bleibt also schließlich nur der erste Grund übrig. Es ist zweifellos, daß die S., wenn sie die öffentliche Sittlichkeit verletzt, tatsächlich verfolgbar und strafbar sein soll. Das Halten eines Bordells für Urninge, die männ-

liche Prostitution, die Ausübung des Koitus vor Zeugen, u. s. w., alles das muß natürlich im Namen der öffentlichen Sittlichkeit streng gerügt werden. Aber bei der S., gewissermaßen intra muros, darf von öffentlicher Sittlichkeit nicht die Rede sein. Jenes „Bekanntwerden", von dem die russischen „Motive" sprechen, geschieht doch gegen Wissen und Willen der Beteiligten, sie können also dafür nicht verantwortlich gemacht werden.

Was nun die Strafbarkeit der S. als einer höchst unsittlichen und ekelhaften Handlung betrifft, so führt eine solche Ansicht zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es entsteht nämlich die evidente Frage, warum bloß die S., und zwar im Sinne des coitus per anum, strafbar sei, man muß zum Schluß kommen, daß, da vom sittlichen Standpunkt die Befriedigung des Geschlechtstriebes nur in der Ehe und zwar nur auf natürliche Weise erlaubt ist, jede außereheliche und zwischen Eheleuten jede unnatürliche Befriedigung strafbar sein muß. Wenn man jedoch einwendet, die S. sei ekelhafter als andere Ausschweifungen, so ist das erstens Sache des subjektiven Empfindens, und zweitens sind auf einem solchen Gebiete derartige Unterscheidungen kaum durchführbar. Wenn man endlich auf die große Verbreitung der S. hinweist, so ist eine solche Assertion ziemlich fraglich, insbesondere was den coitus per anum betrifft [1]).

Somit ist die Begründung der Strafbarkeit der freiwilligen S. höchst zweifelhaft. —

Weiter muß bemerkt werden, daß in Bezug auf diese Handlung dem Gesetze eine Alternative gestellt wird, nämlich: S. soll entweder eine genaue Definition oder aber die bloße Benennung enthalten. Der erste Weg ist schwierig: es können unmöglich ins Gesetz solche unreine und widerliche Details eingetragen werden. Der zweite,

[1]) Siehe darüber Moll, conträre Sexualempfindung. 3. Aufl. S. 238.

den die meisten Gesetzgebungen einschlagen, gibt aber der Praxis keinen Fingerzeig. Es ist bekannt, welche Schwankungen und Misverständnisse der Ausdruck „widernatürliche Unzucht" in der deutschen Literatur und Gerichtspraxis hervorrief. Ich habe schon erwähnt, daß unsere Praxis S. in Fällen annahm, wo mit einem Weibe per anum coitirt wurde, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft die Frage auftauchen wird, ob diese Auslegung endgiltig aufzugeben sei. Ohne in weitere Einzelheiten einzugehen, will ich nur bemerken, daß für die Beibehaltung dieser heutigen Auslegung ziemlich wichtige Gründe angeführt werden können.

Es ist klar, daß alle Schwierigkeiten, welche bei der Definition des Tatbestandes der S. entstehen, erhöht werden, wenn das Gesetz nicht nur die vollendete, sondern auch die versuchte Tat straft.

Diese Betrachtungen berühren die theoretische Stellung der S. im Strafgesetze.

Sie müssen selbstverständlich auch für die qualifizierte S. gelten. Dieselbe dürfte nicht aus dem allgemeinen Begriff der strafbaren Unzucht (attentat à la pudeur) ausscheiden und sollte also keinen selbständigen Teil bilden.

Noch deutlicher und ganz überzeugend sind die Einwände, die man in Bezug auf die Aufgaben und Zwecke der Strafrechtspflege (Kriminalpolitik im E. S.) gegen die Strafbarkeit der einfachen S. anführen kann.

Es fragt sich nämlich: welchen Zweck verfolgt man und was erreicht man, wenn man den Urning auf fünf bis sechs Monate, ja auf ein Jahr, ins Gefängnis steckt? Den Abschreckungs-Zweck? Aber von der Abschreckung kann hier weniger als irgend wo anders die Rede sein. Den Zweck der Genugtuung der verletzten öffentlichen Moral? Aber einmal wird die öffentliche Moral wohl schwerlich dadurch befriedigt, daß aus Hunderten von

Urningen nur wenige Individuen zur Rechenschaft gezogen werden; zweitens verläuft in solchen Fällen die Gerichtsverhandlung von Anfang bis zu Ende unter absolutester Ausschließung der Öffentlichkeit, sodaß sie aus dem Fazit der öffentlichen Aufmerksamkeit ausscheiden; und drittens stellt man einen solchen Zweck auf, so muß vor allem festgesetzt werden, daß der Abscheu, welchen die Gesellschaft den Urningen entgegenbringt, gleichbedeutend ist mit der Forderung des Eingreifens der Strafjustiz: für die gebildeten Schichten der Gesellschaft ist die Möglichkeit einer solchen Gleichstellung mindestens fraglich.

Was endlich den Verbesserungszweck, den des heilsamen sittlichen Einfluß, betrifft, so dürfte eine Meinungsverschiedenheit über die Unerreichbarkeit dieses Zweckes — insbesondere was den Gewohnheits-Urning angeht — kaum herrschen. Die Verbesserung ist nämlich im gegebenen Falle der Abgewöhnung vom Laster oder der Heilung von der Krankheit gleich, und wenn man ins Auge faßt, wie selten selbst das Streben der Therapie in diesen Fällen — sogar bei dem leidenschaftlichen Wunsche des Patienten zu genesen —, mit Erfolg gekrönt wird, so erhellt von selbst, daß das Gefängnis einen derartigen heilenden und erziehenden Einfluß gewiß nicht bietet.

Indem also der Staat den Urning straft, gibt er ungerecht, zwecklos und unnütz Geld und Kräfte aus, die auf eine zweckmäßigere Weise verwendet werden könnten.

Man darf weiter die unendlichen Schwierigkeiten des Prozesses in solchen Fällen auch nicht unterschätzen. Wird öffentliche Anklage angenommen, so begegnet schon die Feststellung des Tatbestandes — insbesondere, wenn der Versuch strafbar ist — großen Hindernissen. Welch weiter Anlaß für Chantage, für Erpressung, wenn man bedenkt, daß der Beweis hier naturgemäß sehr selten auf unwiderleglichen Tatsachen beruhen kann. Welche Ge-

legenheit für Feinde, durch üble Nachrede den Gegner zu vernichten! Es liegen ganz augenscheinliche Beispiele auf der Hand . . . .

Wachenfeld erwidert freilich, daß aus diesem Grunde doch niemand daran denkt, den Ehebruch und die Unzucht mit Kindern straflos zu lassen — aber dieser Einwand ist ein reiner Sophismus. Wenn die Schwierigkeit der Feststellung des Tatbestandes und die leichte Möglichkeit der Erpressung als einziges Argument gelten würden, so hätte Wachenfeld recht. Aber dieses Argument erscheint nur als Verstärkung anderer, nicht minder überzeugender Gründe.

Soll man noch darauf hinweisen, welche große Schwierigkeiten und wohl auch welchen großen Schaden die Notwendigkeit der Herbeiziehung der Polizei zur Erhebung der Anklage bereitet? Oder auch auf die Unmöglichkeit des öffentlichen und die Schwäche des geheimen Prozesses, durch welchen es dem Angeklagten unmöglich wird, sich vor den Augen der Gesellschaft von dem vielleicht unverdienten Verdachte zu reinigen? Und endlich auf eins der größten Übel, auf die tatsächliche Nichtanwendung des Gesetzes, auf den zufälligen und unregelmäßigen Charakter der Repression, welche den Einen trifft und den Anderen, den seine Stellung und seine Beziehungen schützen, schont? Auf alles dieses hinzuweisen, hieße von allgemeinen bekannten Tatsachen unseres sozialen Lebens sprechen.

Zum Schluß noch zwei Worte über eine Befürchtuug, welche ausgesprochen wird, wenn der Vorschlag, die Strafbarkeit der S. aufzuheben gemacht wird. Man sagt: würde eine solche Aufhebung nicht einer offiziellen Sanktionierung des Lasters gleichkommen und eine noch größere Verbreitung desselben hervorrufen?

Die Antwort ist nicht schwer: wie das Gebiet des Strafrechts mit demjenigen der Sittlichkeit nicht zusammen-

fällt, so berührt die Aufhebung oder die Einführung von Verboten auf einem Gebiete nicht im Mindesten das Andere. Das einfache stuprum, die Sodomia ratione generis (Bestialität) waren im Russischen St.-G.-B. bis jetzt strafbar; im neuen St.-G.-B. fällt die Strafe weg. Soll das heißen, daß diese Handlungen dadurch eine offizielle Sanktion fanden?

Gewiß nicht! Ferner: wenn der Wucher durch das Gesetz von 1893 in Rußland strafbar wurde, kann man daraus folgern, daß der Wucher bis dahin sich einer offiziellen Sanktion erfreute? Auch ohne jegliches Strafgesetz wird die Sodomie in den Augen des gesunden und normalen Teils der Bevölkerung immer und überall als das gelten, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich als ein abnormer, häufig pathologischer Akt, dessen Verbreitung von dem Vorhandensein oder dem Wegfallen der Strafdrohung durchaus nicht abhängt.

Aus den Aufzeichnungen eines Geistlichen.*)

Non intratur in veritatem nisi per caritatem.

Ehe ich in die Seelsorge hinaustrat, hatte ich schon Kenntnis bekommen, daß verschiedene Männer sich nicht zum Weiblichen, sondern zum Männlichen in ihrem sexuellen Empfinden hingezogen fühlen. Die erste Belehrung hierüber empfing ich von meinem Vater. Mein Vater war sehr kräftig, äußerst viril, er hatte 3 Frauen und mit zweien von diesen 9 Kinder gezeugt, also nicht im entferntesten etwa selbst irgend wie homosexuell veranlagt. Aber mein Vater war ein wahrhaft freisinniger Mann, der auch anderen Menschen, die nicht wie er veranlagt waren, Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der Fall Zastrow-Corny war vorgekommen. Vater besprach abends im Familienkreise mit meinen älteren Brüdern diesen Fall; ich durfte zuhören. Bei dieser Gelegenheit schilderte er uns einen seiner Jugendkameraden, der sich einigemal in junge Burschen verliebt hatte. Ich war Sekundaner, als ich durch mehrere Tage auf dem Heimweg von einem feinen Herrn belästigt

*) Um auch in diesem Jahrbuch allen vier Fakultäten das Wort zu geben, bringen wir obige Mitteilungen eines katholischen Priesters, die in ihrer menschenfreundlichen schlichten Art für sich sprechen. Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß nach wie vor eine beträchtliche Anzahl sowohl katholischer, als auch evangelischer Pfarrer unseren Bestrebungen vollste Sympathie entgegenbringen.

Der Herausgeber.

wurde, der mir auf offener Straße seine Liebe bekannte und mich um Gegenliebe anflehte. Ich machte, aufgebracht hierüber, meinem Vater Mitteilung, der mir ernst sagte: „Sei nicht voreilig in deinem Urteil über einen Mann, den du weder genauer kennst, noch infolge deiner Unerfahrenheit richtig beurteilen kannst.“ Und nun sprach Vater eingehender mit mir über „anders veranlagte“ Menschen.

Auch der Herr Professor, bei dem ich Pastoralmedizin hörte, hatte über dieses Thema zwar kurz, aber gerecht und leicht verständlich gesprochen.

Ich war erst kurze Zeit in der Seelsorge, als ich wegen Erkrankung meines Herrn Prinzipals die sonntägliche Christenlehre übernehmen mußte. Ich sprach zu den Christenlehrpflichtigen davon, daß sie herzhaft zu mir kommen sollten, wenn ich in irgend einer Angelegenheit ihnen behilflich sein könne durch Rat oder Tat. Einige Zeit darauf meldet sich bei mir ein 17jähriger Christenlehrpflichtiger mit der Bitte, mir ein Anliegen vortragen zu dürfen. Durch freundliches Entgegenkommen hatte ich wohl sein Vertrauen gewonnen, denn gar bald legte er die Befangenheit ab und teilte mir (außerhalb der Beichte) folgendes mit:

„Nach dem Tode seines Vaters wäre er zu seinem seit $1^1/_2$ Jahren verheirateten Schwager gezogen, der Mechaniker sei; er selbst sei Lehrling in einer Engros-Handlung. Vor einigen Wochen habe nun sein Schwager, der stets sehr zärtlich gegen ihn gewesen sei, sein Bett in sein Schlafzimmer übertragen lassen mit der Angabe: „Meine Frau bedarf des Nachts der größten Ruhe, da sie bald ihrer Niederkunft entgegen sieht.“ Schon in der ersten Nacht habe sein Schwager ihn mit Küssen überhäuft und da er selbst vom ersten Augenblick, da er diesen Mann sah, ihn seiner männlichen, schönen Gestalt wegen lieb gehabt habe, so hätte er sich dieses Küssen

nicht nur gefallen lassen, sondern selbst innigst erwidert. Sein Schwager gestand ihm, daß er ihn stets sehr lieb gehabt und daß er sich schon lange danach gesehnt habe, ihn in seine Arme schließen zu können. So habe sich zwischen beiden ein inniges Verhältnis herausgebildet. Jetzt empfinde er in all seinem Glück doch Gewissensbisse, da er sich sagen müsse: „Ich betrüge meine Schwester."

Durch meine Belehrung wurde er getröstet und zu dem Entschluß bewogen, das Haus seines Schwagers zu verlassen. Auf Wunsch des Jünglings ersuchte ich den Schwager, mich zu besuchen. Er kam; in der Tat der Mann war schön und kräftig gebaut, machte einen sehr guten Eindruck durch sein festes, männliches und doch bescheidenes Wesen. Wir besprachen die Sache. Bemerkenswert ist seine Auslassung gleich zu Beginn des Gesprächs: „Mein junger Schwager erzählte mir von Ihnen; ich weiß, daß Sie mich verstehen werden; ich habe zu Ihnen volles Vertrauen."

Dieser Mann hatte bis zu seiner Verheiratung keinen sexuellen Verkehr mit Frauenzimmern, hingegen leidenschaftliche Jugendfreundschaften. Seine Frau habe ihm, da er sie kennen lernte, gut gefallen, jedoch eigentliche Liebe habe er gegen sie nicht empfunden, während sie in ihn stark verliebt gewesen sei. Durch das Reden seiner Verwandten und in der Meinung für sein ziemlich großes Hauswesen mit Gesellen und 2 Lehrlingen müsse er eine Frau haben, hatte er sich zur Ehe entschlossen. Seinen jungen Schwager habe er stets lieber gehabt wie seine Braut und jetzige Frau. Er habe sich aber nichts merken lassen.

Der Jüngling zog zu einer achtbaren Familie, hatte von da an jedes Zusammensein mit seinem Schwager unter vier Augen gewissenhaft gemieden, obschon, wie er mir später bekannte, dieses ihm ungemein schwer gefallen war.

Seine Schwester gab einem sehr zarten Knaben das Leben, starb leider selbst wenige Stunden darauf. Das Kind wurde nur einige Tage alt. Sein Schwager hatte sich eine Haushälterin genommen, war fest entschlossen, nicht mehr zu heiraten. Da eines Sonntags findet sich der Jüngling wieder bei mir ein und gesteht mir unter Tränen, daß sein Schwager ihn täglich brieflich und mündlich bestimme, zu ihm zu ziehen — er könne ohne ihn nicht mehr leben —. Und als ich an den Jüngling die Frage richtete: „Was willst du tun"?, da sagte er: „Ich möchte gleich heute zu ihm, ich habe ihn auch so lieb". —

Er zog zu seinem Schwager und als ich nach einem Jahr diese Stadt verließ, wohnten sie noch beieinander.

Die Verwaltung einer großen Pfarrei mit Fabrikbevölkerung wurde mir übertragen. In der Schule hatte ich im 8. Schuljahr einen Knaben, der „anders war", als die übrigen Knaben. Durch sein feines, mädchenhaftes Gesicht bildete er einen großen Gegensatz zu seinen vier übrigen Brüdern, obschon er mit diesen unverkennbare Familienähnlichkeit hatte. Seine Mutter beklagte sich einmal bei mir: „Ach, daß ich lauter Buben habe; ich hätte gern auch ein Mädchen gehabt". Der Knabe, welcher fleißig in der Schule und auch nach Verlassen der Schule arbeitssam und gesittet war, wurde von seinen Kameraden wohl gelitten. Eines Sonntags gegen Abend mache ich einen Spaziergang im nahen Walde. Ich bemerke in einiger Entfernung meinen ehemaligen Schüler; er war allein, schien traurig zu sein. Ich rufe ihn herbei, knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und was bisher bei mir nur Vermutung war, fand ich nun bestätigt — dieser Knabe, völlig unschuldsvoll und unverdorben, empfand homosexuell. — Zwei Jahre hindurch konnte ich ihn beobachten — er führte sich stets tadellos.

Ich kam in eine Amtsstadt. Ein unverheirateter Mann von 28 Jahren, der stets durch sein weibisches Wesen aufgefallen, heiratet ein sehr wohlhabendes Mädchen. Nach 3 Monaten ist Unfriede im Hause, denn bei der letzten Einquartierung hat der junge Ehemann Freundschaft mit einem Soldaten geschlossen und dieser, nachdem er vom Militär entlassen, hat Wohnung bei seinem Freunde genommen. Die arme, betrogene Frau zeigt ihren Mann an. Der Prozeß wurde jedoch niedergeschlagen. Die Frau verließ ihren Mann und der Freund blieb im Hause. Man hörte damals nur eine Stimme: „Der hätte nicht heiraten und so seine Frau betrügen sollen.“ —

Ein junger Mann aus sehr feiner Familie, bei der Post angestellt, kommt auf Wunsch seiner Mutter zu mir, um mir folgendes außerhalb der Beicht zu bekennen und um Rat zu bitten. Depeschenträger und Briefträger, mit denen er täglich in seinem Berufe verkehren muß, regen ihn sexuell ungemein auf, lassen in seinem Herzen Gelüste entstehen, die ihn, da er sie nicht befriedigen kann, zu maßloser Onanie drängen. Da mir sein Nervensystem recht zerrüttet erschien, weise ich ihn an den Arzt. Einige Wochen vergehen, er kommt wieder. Die Mittel des Arztes haben nicht geholfen. Versuch eines Coitus bei einem öffentlichen Mädchen, den er auf Rat des Arztes unternommen, war völlig gescheitert. Trost und Rat wurde ihm gespendet. Nach einigen Wochen kommt er freudestrahlend zu mir und erzählt, er habe jetzt einen Freund, den er innig liebe, der ihm aufrichtig zugetan sei, der wie er fühle und empfinde, der ihm gesellschaftlich und beruflich gleich stehe. Wie doch diese Freundschaft oder, richtiger gesagt, diese Liebe, diese erwiderte Liebe den jungen Mann umgestaltete! Sonst mißmutig, verzagt und schwermütig, jetzt voller Freude am Leben und im Beruf!

In der Nähe wohnte ein etwa 50 Jahre alter Herr. Er hatte eine Person zur Führung seines Hauswesens. Den Sohn eines Handwerkers in der Nachbarschaft hatte er studieren lassen und derselbe war bereits in der Oberprima; in allen Klassen war dieser Jüngling stets Primus gewesen. Als ich in jene Gegend kam, fiel mir das öftere und zärtliche Zusammensein dieses Herrn und seines Schützlings auf. Seine frühere Wirtschafterin schied aus dem Dienst; an ihre Stelle trat eine Frau, die auch auf dem Gymnasium einen Sohn hatte. Da Herr Z. sich um diesen nicht kümmerte, aber seinem Liebling nach wie vor offene Gunstbezeugungen gab, wurde diese Frau aus Neid angestachelt, den Herrn Z. und seinen Liebling zu belauschen, zu beobachten und endlich bei der Polizei anzuzeigen. Herr Z. legte ein offenes Geständnis ab, wurde zu 2 Jahren verurteilt. Sein Schützling erhielt 4 Wochen und mußte die Schule verlassen. Kaum war Herr Z. aus dem Gefängnis entlassen, so suchte er seinen Liebling wieder auf. Jetzt weilen beide in fernen Landen. Weder Strafe noch Vernichtung seiner gesellschaftlichen Stellung konnte also diesen Mann von seiner, wie er bei Gericht auch offen eingestand, von frühster Jugend an empfundenen Neigung abbringen.

Ein junger Schornsteinfegergeselle, der in der Schule einer meiner besseren Schüler war, kommt eines Sonntags zum Besuch. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß dieser homosexuell fühlt und stets so gefühlt hat.

Ein junger Bauer in meiner Pfarrei hat ein großes Hofgut von seinem Vater geerbt. Jetzt dringt die Verwandtschaft darauf, daß er heiraten müsse. Man sucht ihm eine Braut aus, die nicht nur reich, sondern auch kernig und gesund war; eine wirkliche „Schönheit vom Lande“. Sie voller Lebenslust und Üppigkeit; er still und fast schüchtern. Das Brautpaar wird nach den Hochzeitsfeierlichkeiten in der Nacht durch Burschen in's

neue Heim geführt. Nach der Verabschiedung von den jungen Burschen sagt er zur jungen Ehefrau: „Muß noch nach dem Vieh sehen.“ Fort ist er, kehrt erst am nächsten Morgen heim und gesteht offen: Ich kann mit meiner Frau nicht in einem Zimmer schlafen! Die ganze Nacht hatte er im Walde zugebracht. Alles Zureden und Bitten half nicht, der junge Bauer blieb dabei: „Ich kann mit keinem Frauenzimmer in einen Verkehr treten“. Die junge Bäuerin hält sich an den Großknecht. Nach einigen Wochen sind beide verschwunden, tauchen jenseits des großen Wassers auf. Die Ehe wurde als ungültig erklärt, da sich herausstellte, daß der junge Bauer gar nicht die Absicht gehabt hat, eine Ehe zu schließen, bei der Frage des Geistlichen nicht einmal „Ja“ gesagt, sondern nur „so einen Ton“ hervorgebracht hatte. Schnell verkaufte der junge Bauer sein Gehöft, nur um nicht mehr heiraten zu müssen.

Ein junger Handwerksgeselle, der ehemals mein Schüler war, wird krank. Ich besuche ihn und erkenne, daß unglückliche Liebe diesem jungen Menschen am Herzen nagt. Sein Busenfreund hatte sich von ihm gewendet und sich verlobt. Ich sagte diesem Jüngling, daß er sich ein großes Ziel setzen solle; im Streben nach diesem Ziele werde er diese unglückliche Liebe überwinden lernen. Er setzte sich das Ziel und ist heute Leiter einer großen Fabrik. Seine Liebe zum Genossen seiner Jugend ist nicht erloschen, wenn auch zurückgedrängt. Einmal, aber nur kurze Zeit, konnte er glücklich einen jungen Buchhalter lieben. Der Tod trennte diese innigen Bande. Wie doch diese aufrichtige Liebe über das Grab hinaus fortdauert!

Zeitungsausschnitte.

Vorbemerkung des Herausgebers: Mehrfachen Anregungen entsprechend bringen wir dieses Jahr wiederum eine Auswahl von Zeitungsausschnitten. Wir sagen denjenigen Lesern, welche uns solche übermittelten, verbindlichsten Dank und bitten, uns auch weiterhin einschlägige Notizen aus der Presse mit möglichst genauer Quellenangabe zu senden. Wenn auch diese kurzen Mitteilungen — meist im üblichen Reporterstil gehalten — gewiß nicht Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erheben können, so haben wir ihnen dennoch in diesem Archiv einen Platz eingeräumt, weil sie ein recht anschauliches und unmittelbares Bild von Ereignissen und Situationen gewähren, die ohne die Vorkenntnis sexueller Zwischenstufen kaum richtig erfaßt werden können. Wir haben uns auch dieses Mal auf Stichproben beschränkt und hauptsächlich solche herausgegriffen, wo Frauen für Männer oder Männer für Frauen gehalten wurden bezw. in der Rolle des anderen Geschlechts vorübergehend oder dauernd lebten, ferner Fälle von Erpressungen und Selbstmorden, welche sicher oder mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit durch die conträre Sexualempfindung bedingt wurden.

Eine Frau als Mann verkleidet! Einen gar seltsamen Fang machte vor kurzer Zeit der Gendarm Katzbichler von Pasing auf seinem Patrouillengange nach Holzapfelkreut. Schon seit längerer Zeit bemerkte er einen jungen, mittelgroßen, bartlosen Mann, in einen schwarzen Sackanzug gekleidet, mit schwarzem, steifem Hut, Stehkragen und schwarzer Kravatte angetan, der sich Tag für Tag in dem Gehölze bei Holzapfelkreut herumtrieb. Endlich lief er dem Gendarmen in die Hände, der ihn auch sofort kontrollierte. Der Bursche gab an, er heiße Max Berr, sei Schneidergeselle und zur Zeit, da außer Stelle, bei seinen Eltern in Haid-

hausen. Der Gendarm sah sich den Kunden genauest an und — stutzte. Nach eindringlichem Befragen gab der Bursche auch zu, kein Mann, sondern die stellenlose 19 Jahre alte Kellnerin Sophie Berr von hier zu sein. — Die „Herrenimitateuse“ wurde verhaftet und stand vor dem Schöffengerichte, angeklagt einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern, eines Weiteren der falschen Namensangabe und der Arbeitsscheu. Die Angeklagte erscheint im Frauenstrafgewande und macht genau den Eindruck, als wenn man — einen Mann in Frauenkleider gesteckt hätte! Die Berr hat männliche Gesichtszüge, männlichen Gang und Bewegungen. Ihr Kopfhaar ist à la Fiesco kurz geschnitten, hinter den Ohren abrasiert und verläuft nach vorne zu einem kleinen Scheitel, den zu beiden Seiten niedliche „Sechser“ umrahmen. — Sie fühlt sich in der Frauenkleidung sehr unbequem, da die Röcke keine — Hosentaschen haben, und sie die Gewohnheit hat, die Hände in die Tasche zu stecken. Unumwunden gesteht sie zu, seit längerer Zeit auch bei Tage, meistens aber zur Nachtzeit, in Männerkleidung in und außerhalb der Stadt herumspaziert zu sein, und will auf diesen Einfall dadurch gekommen sein, daß ihr der Friseur den „Tituskopf“ zu kurz geschnitten hätte. In Wirklichkeit hatte die Berr von der Polizeibehörde wiederholt Arbeitsauftrag bekommen, den sie nicht befolgte, und wollte auf diese Weise der bevorstehenden Strafe entgehen. Charakteristisch bei der ganzen Sache ist, daß niemand der Berr, selbst auf offener Straße ansah, daß sie ein Weib sei. Nach längerer Verhandlung wird die Berr wegen der genannten Übertretungen zu einer 30tägigen Haftstrafe verurteilt; von der Anschuldigung einer Verübung des groben Unfugs, begangen durch Tragen von Männerkleidern auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wird die Berr freigesprochen. Das Gericht ging hierbei von der Erwägung aus, daß es überhaupt fraglich ist, ob das Tragen von Männerkleidern durch Frauenzimmer unter den Paragraphen des groben Unfugs fällt und strafbar sei; man könne höchstens einen groben Unfug dann für gegeben erachten, wenn die betreffende Person öffentliches Ärgernis durch ihre Handlungsweise hervorgerufen habe. Dies sei aber bei der Angeklagten, die man allgemein für einen Mann hielt, nicht zutreffend, es fehle deshalb das Moment des § 360, Ziff. 11 des R.-Str.-G.-B., das eine Bestrafung bedingt, und sei deshalb die Angeklagte von diesem Reate freizusprechen gewesen. (Münchener N. N.)

Einer Meldung des Moskauer Korrespondenten der „St. Pet. Ztg.“ zufolge, ereignete sich dieser Tage ein kurioser Vorfall in der gynäkologischen Klinik, wo sich eine weibliche Person an Professor Snegirew mit der Bitte um Erteilung einer Bescheinigung darüber wandte, daß sie, obgleich auf den Namen Marie getauft, doch mehr Anrecht auf einen männlichen Namen erheben dürfe. Nach vorgenommener wissenschaftlicher Expertise erwies sich die Annahme der Petentin denn auch als vollkommen gerechtfertigt, und wurde ihr, oder vielmehr ihm, die gewünschte Bescheinigung erteilt.

Sechsundzwanzig Jahre als Mann verkleidet. Aus Anlaß einer beim Wiener Landesgericht durchgeführten Untersuchung kam vor einigen Tagen die überraschende Tatsache, daß eine jetzt 42 Jahre alte Frauensperson seit ihrem 16. Lebensjahre, also durch 26 Jahre, als Mann verkleidet und als Fabrikarbeiter beschäftigt war, zur Kenntnis der Behörden. Marie Kneidinger benützte von ihrem 16. Lebensjahre an, als sie sich selbst überlassen war und als Fabrikarbeiterin keine Beschäftigung finden konnte, ihr männliches Aussehen dazu, um als Fabrikarbeiter Beschäftigung zu finden. Die Verkleidung gelang und sie leistete in einer Fabrik in Fünfhaus die schwersten Dienste eines männlichen Arbeiters. Nun geschah es, daß ein junges Mädchen, eine Arbeitsgenossin, sich in den vermeintlichen Mann verliebte. Marie Kneidinger, die als Josef Kneidinger gemeldet war, heuchelte Gegenliebe, verschob aber den Termin der Heirat jedesmal mit einer anderen Ausrede. Ein Streit, der zwischen dem „Liebespaare“ entstand, führte zu einer strafrechtlichen Untersuchung und damit auch zur Entdeckung des Geschlechts des „Josef Kneidinger“. (Bresl. Generalanzeiger.)

Amsterdam, 17. Nov. In der Kinkerstraat wohnt seit Jahren ein junges Mädchen, das nunmehr als junger Mann durch die Straßen flaniert. Als Mädchen führte der junge Mann dort jahrelang ein Kurzwarengeschäft und gab dabei noch Unterricht an einer Sonntagsschule. Beim Kaffeeklatsch blies er stets die erste Flöte. Man kann sich das Entsetzen der Kaffeeschwestern ausmalen, als sie zur Entdeckung kamen, daß „sie“ ein „er“ war, der ihnen jetzt im hellen Sommerüberzieher und Schlapphut Fensterpromenaden macht. Gleichzeitig kündigte „er“ öffentlich seine Verlobung mit einer seiner früheren intimen Freundinnen

an. Diese Vermummung, welche wohl ein gerichtliches Nachspiel haben dürfte, wurde schon von der Geburt des Knaben an durchgeführt. Eine Verwandte hatte den Eltern eine bedeutende Geldsumme in Aussicht gestellt, falls das zu erwartende Kind ein Mädchen sei; diesem sollte nach zurückgelegtem 23. Lebensjahre das Geld ausbezahlt werden. So wurde denn der Knabe als Mädchen eingeschrieben. Kaum hatte er aber das 23. Jahr hinterm Rücken, als er auch die Mädchenröckchen ablegte und in Männerkleider schlüpfte. Seine früheren Freundinnen behaupten, er habe in keiner Weise Veranlassung gegeben, anzunehmen, daß er kein Mädchen sei.

Wieder eine Frau, die als Mann gelebt hat. Ein merkwürdiger Fall einer Frau, die sich als Mann verkleidet hat und überall als Mann gegolten hat, ist soeben wieder einmal in New-York durch den Tod der Betreffenden bekannt geworden. Miß Karoline Hall, die Tochter eines Bostoner Millionärs und Architekten, hatte im Auslande Kunst studiert und sich als Malerin einen gewissen Ruf erworben. Vor zehn Jahren schlug sie ihren Wohnsitz in Mailand auf, wo sie Josephine Boriani kennen lernte, die dort an der Kunstschule war. Beide Frauen wurden intim befreundet, und als Miß Hall später männliche Kleidung anlegte, galt Signorina Boriani als Frau Hall. Bewunderung für Rosa Bonheur hatte die erstere dazu geführt, männliche Kleidung und Gewohnheiten anzunehmen. Sie konnte so gut rauchen, trinken, schießen und jagen wie die Männer und galt überall als Bonvivant und guter Kerl. Als Graf Cassini war sie in der besten Pariser und Londoner Gesellschaft bekannt. Sie jagte und spielte Golf in England, besuchte die Cafés in Paris und war in Italien Dilettant. Als sie sich mit Signorina Boriani auf der „Citta di Torino“ als „Mr. und Mrs. Hall“ von Genua nach New-York einschiffte, wurde sie während der Reise so krank, daß der Arzt gerufen werden mußte, der ihr Geheimnis entdeckte. Sie räumte ein, daß sie eine Frau wäre, bat ihn aber darum, es vor den Mitreisenden zu verheimlichen, wozu der Arzt seine Einwilligung gab. Die Krankheit verschlimmerte sich aber schnell, und als das Schiff in den New-Yorker Hafen einlief, starb sie.

(Düsseldorfer Neueste Nachrichten.)

Ein 82jähriger Greis in Frauenkleidung. Der Greis, den wir im Bilde bringen, hat beinahe sein ganzes Leben lang Frauen-

kleider getragen. Als junger Bursche zog er sich bei einem unglücklichen Sturz eine so schwere Verletzung am rechten Oberschenkel zu, daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Als er geheilt war, schämte er sich, mit dem hölzernen Stelzbein vor den Leuten herumzugehen und zog deshalb Frauenkleider an,



durch welche sein Gebrechen mehr verhüllt wurde. Der Greis, welcher jetzt 82 Jahre alt ist, trägt nun die Frauenkleider beinahe 70 Jahre lang. Er lebt in Freienwalde, in Preußisch-Schlesien und heißt Clemens Jung. Von den Ortsbewohnern wird er „die alte Clementine" genannt. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich

durch Spinnen und Aufspulen für die Weber. Da diese Arbeiten schlecht bezahlt werden, so kann er sich im Tage bei fleißiger Arbeit 16 Heller verdienen. In seiner freien Zeit spielt er mit seiner Harmonika auf, und die kleinen Geschenke, die er dafür erhält, reichen hin, seine bescheidenen Bedürfnisse zu decken. Da er jetzt schon zu alt ist, um in die eine halbe Stunde weit entfernte Kirche von Freienwalde zu gehen, hat er sich in seinem Hause einen kleinen Altar errichtet. Unser Bild ist nach einer Skizze gezeichnet, die uns von einem Leser unseres Blattes, der sie kürzlich bei einem Besuche in Freienwalde entworfen hat, freundlich übermittelt worden ist. (Illustriertes Wiener Extrablatt.)

Un homme-femme. On cherche un cambrioleur et l'on retrouve une cambrioleuse. — Une perruque qui tombe mal à propos. La concierge de l'immeuble sis au numéro 1 de l'avenue de l'Alma voyait entrer, hier matin, dans le vestibule, un individu, âgé d'une vingtaine d'année, qui s'engagea dans l'escalier de service. — Vous vous trompez d'escalier, cria la concierge. — Cela n'a pas d'importance, répondit le visiteur en continuant de monter. Inquiète, la brave femme prévint son mari, qui, croyant avoir, affaire à un cambrioleur, se hàta de fermer la porte de la rue. Puis il monta jusqu'aux chambres de bonnes: mais il n'aperçut pas le prétendu cambrioleur. Il constata seulement que la porte de la chambre de Mlle Félicie Witte, camériste chez le général Logereau, locataire de l'immeuble, était fracturée. La concierge, pendant ce temps, montait la garde dans le vestibule. Au même instant, une jeune et jolie femme, grande, blonde, descendait le grand escallier. La concierge l'interpella et lui demanda ce qu'elle désirait. — Cela ne vous regarde pas, ma brave dame, répondit l'autre avec hauteur. En cet instant, le concierge, qui redescendait, annonçait à sa femme le cambriolage qu'il venait de constater. — Va chercher les agents, ajouta le concierge, moi je surveillerai mademoiselle, pendant ce temps. Quelques minutes plus tard, l'inconnue était conduite au commissariat de police des Champs-Elysées. Elle se défendit d'avoir jamais commis un méfait de quelque nature qu'il fût. Mais, dans l;ardeur de sa défense, sa perruque blonde glissa et tomba à terre, et l'on se trouva en présence d'un jeune homme, que la concierge reconnut aussitôt pour son visiteur du matin. Fouillé, il fut trouvé porteur de trois bagues, d'une montre de dame en or et de divers bijoux apparte-

nant à Mlle Witte. Il avait, en outre, un rasoir, un revolver et une pince-monseigneur. Il déclara se nommer Alexis Duteurtre, âgé de vingt-deux ans. Ce jeune homme, qui appartient à une honorable famille, habitant une grande ville du Nord, a refusé de faire connaitre son domicile. Il a été envoyé au Dépôt, par les soins de M. Prélat, commissaire de police des Champs-Elysées.

(Le Journal, Paris.)

Ein merkwürdiger Mensch. Der 19 Jahre alte Kellner Wilhelm Hans Julius Sch. ist wegen Diebstahls angeklagt; er räumt die ihm zur Last gelegten Straftaten reumütig ein und bittet um milde Strafe. Der Staatsanwalt beantragt wegen dreier einfacher Diebstähle 10 Monate Gefängnis und 2 Jahre Ehrverlust; der Gerichtshof erkennt auf 8 Monate Gefängnis, rechnet dem Angeklagten aber 6 Wochen auf die erlittene Untersuchungshaft an. Der Angeklagte hielt sich im Oktober vorigen Jahres in Hamburg auf, um sich eine Stelle auf einem Schiffe zu suchen; er logiert bei Leuten, zu denen ihn sein auswärts wohnender Vater gebracht hatte, der auch sein Logisgeld bezahlte. Eines Tages fand Sch. in einem Schranke, der in seinem Zimmer stand, zwei Sparkassenbücher über 2700 Mk.; er nahm diese Bücher heraus und hob in mehreren Raten eine Summe von ungefähr 500 Mk. bei der Sparkasse. Für dieses Geld kaufte er sich Frauenkostüme, die er anzog und damit auf die Straße ging. Der Angeklagte ist anscheinend ein abnorm veranlagter Mensch, der die eigentümliche Neigung hat, sich wie ein Frauenzimmer zu kleiden und in dieser Kleidung umherzustreifen. Trotzdem er auf die Sparkassenbücher genug Geld haben konnte, hat er noch obendrein seiner Logiswirtin ein Paar silberne Löffel, zwei wertvolle Andenken, gestohlen und für 2 Mark verkauft. Das Erkenntnis des Gerichts ist oben mitgeteilt.

(Zweite Beilage zu No. 12 der „Neuen Hamburger Zeitung“.)

Frauen in Männerkleidung. Es ist im Grunde genommen merkwürdig genug, daß das Gesetz, wenigstens in Deutschland, das Tragen von Männerkleidung bei Frauen hauptsächlich und beinahe ausschließlich aus Gründen der Moral mit Strafe bedroht, während die überwiegende Mehrheit derjenigen Frauen, die es vorgezogen haben, in der Kleidung des starken Geschlechts durch das Leben zu gehen, dies aus dem Grunde taten, weil sie glaubten, sich damit den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Das

englische Gesetz sieht die Sache vom rein praktischen Standpunkte aus an, und deshalb fällt das Vergehen hierzulande nur unter die Kategorie des Betruges. Strafe ist aber hier wie dort, und das ist schließlich auch nur in der Ordnung, denn wenn jeder in diesem Punkte seinen eigenen Wünschen und Neigungen folgen wollte, so wüßte schließlich — um auch einmal einen weniger geistvollen Ausdruck anzuwenden — mancher Mann gar nicht mehr, wer mancher Mann wär, und das würde doch in vielen Fällen zu argen Weitläufigkeiten führen. Der eklatanteste Fall in dieser Beziehung wird natürlich aus dem Lande berichtet, wo alle eklatantesten Fälle passieren, aus Amerika. In New-York starb vor kurzem eine Dame, die dreißig Jahre lang in Männerkleidung umhergegangen ist, ohne daß auch nur ihre nächste Umgebung eine Ahnung davon hatte. Sie starb im Alter von sechzig Jahren, und als nach ihrem Tode das Geheimnis bekannt wurde, war ganz Neuyork erstaunt, zu hören, daß der wohlbekannte Bürger und eifrige Tammany-Politiker „Mr.“ Murrey Hall ein Weib war. Selbst ihre adoptierte Tochter war auf das höchste überrascht, ihren Vater nach seinem Tode von einer so gänzlich neuen Seite kennen zu lernen. Das Beste aber ist, daß — so unglaublich es auch klingen mag — „Mr.“ Murrey Hall zweimal verheiratet war und mit beiden Frauen sehr glücklich gelebt haben soll. Mr. Murrey Hall war der erste Teilhaber einer großen Neuyorker Firma und hinterließ ein Vermögen von 250 000 Kronen, nachdem sie große Summen bereits bei Lebzeiten für wohltätige und politische Zwecke geopfert hatte. Bei Wahlen war sie einer der eifrigsten Agitatoren, und sie soll bei der Niederlage des Tammany-„Boß“ ganz untröstlich gewesen sein. Auf ihrem Sterbebette bekannte sie, daß sie die Verkleidung nur aus dem Grunde getragen habe, um besser Geld verdienen zu können, und der Erfolg hat gezeigt, daß es ihr damit ernst war. NB. Auf ihrem Landgute in der Nähe der Stadt Oswego, am östlichen Ende des Ontariosees, lebt der im ganzen Bezirke wohlbekannte „Herr Dr.“ Mary Walker, eine Frau, die seit vierzig Jahren nur Männerkleidung getragen hat. Vor einiger Zeit wurde durch Zufall das Geheimnis verraten, aber sie kümmert sich nicht darum, sondern führt das freie Herrenleben, das ihr sehr zusagt, ruhig weiter, ohne daß irgend jemand daran Anstoß nimmt. Sie kann reiten, schießen, fischen, pflügen und ist ein sehr leidenschaftlicher Raucher. Auch in Großbritannien sind verschiedene bemerkenswerte Fälle vorgekommen, die man für

unglaublich halten könnte, wenn sie nicht gerichtskundig wären, so daß jeder Zweifel ausgeschlossen erscheint. In dem Kohlengrubendistrikte Merthyr Tydvil in Wales entlief vor einigen Jahren ein vierzehnjähriges Mädchen und legte, in der Erwartung, so besser und schneller Arbeit zu finden, Männerkleidung an. Sie hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn unmittelbar darauf arbeitete sie als Kohlenbursche in einer der Gruben und bezog das für ein vierzehnjähriges Mädchen hohe Gehalt von 15 Schilling pro Woche. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer, und alles wäre ganz schön gewesen, wenn sie nicht bei ihrer Wirtin durch ihre „Reinlichkeit" — ein schönes Kompliment für das sogenannte stärkere Geschlecht — Argwohn erregt hätte, worauf diese sie aus dem Hause wies. Diese Erniedrigung war für ihre zarten Nerven zuviel, und sie wurde bald darauf so krank, daß sie in ein Hospital ging, wo sie selbstverständlich ihr Geheimnis preisgeben mußte. In einer großen Stadt im Norden Schottlands lebt ein in der Geschäftswelt hochangesehener Herr, von dem man sagt, daß er kein Herr sei, sondern eine Dame. Sie (oder er?) erscheint bei allen öffentlichen Funktionen, ihre Kleidung und ihre Manieren als Mann sind tadellos, und ihr Geschlecht war umso leichter zu verheimlichen, als sie nicht nur eine außerordentlich sonore, tiefe Stimme besitzt, sondern auch einen — Schnurrbart, um den sie mancher Gymnasiast beneiden dürfte. Vor dem Maryleboner Polizeigerichte hatte sich vor einiger Zeit eine Frau zu verantworten, die 46 Jahre lang unentdeckt und unbeargwohnt in Männerkleidung umhergegangen war. Catherine Coombe erzählte bei der Verhandlung ihre interessante Lebensgeschichte. Sie war mit sechzehn Jahren einem Manne angetraut worden, den sie nicht liebte, und benutzte daher die erste beste Gelegenheit, ihm davonzulaufen, und um nicht per Polizei zurückgeholt zu werden, legte sie Männerkleidung an. Mehrere Jahre war sie als Lehrerin in einer angesehenen Schule in London tätig und nahm später eine Stellung als Koch auf einem Dampfer der Pacific and Orient-Linie an, die sie zwei Jahre lang behielt. Auf dem Schiffe machte sie die Bekanntschaft einer vornehmen vermögenden Dame, entdeckte sich ihr und lebte vierzehn Jahre lang mit ihr zusammen. Als sie hörte, dass ihr Gatte gestorben war, kehrte sie nach London zurück, nahm dort erst eine Stelle als Ladengehilfe in einem großen Handlungshause an, wo sie fünfzehn Jahre blieb, um dann wieder auf den Dampfer zurückzukehren, auf dem sie

früher als Koch gedient hatte, diesmal jedoch als Maler und Lackierer. Von da ab scheint sie jedoch das Glück verlassen zu haben, denn es ging ihr immer schlechter, bis sie zuletzt in einem Armenhause Unterkommen suchen mußte, wo sie in ihrer Angst vor dem unvermeidlichen Bade ihr Geheimnis der Verwaltung enthüllte.

Frauen in Männertracht sind in Paris auch außer der Karnevalszeit durchaus nicht selten, gehen aber im Alltagsleben gewöhnlich unbemerkt vorüber, weil der Grund zu der Vermummung meistens in einer sonst nur dem stärkeren Geschlechte zukommenden Beschäftigung, nicht etwa in Abenteuerlust liegt, und stehen in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit den in der Kleidung von ihren männlichen Berufsgenossen nicht zu unterscheidenden Fischerinnen an den Küsten des Atlantischen Ozeans und den Schnitterinnen des Val d'Illiez (Wallis). Übrigens finden sich Beispiele solcher Frauen auch in gebildeten Ständen. Die Gattin des Forschungsreisenden Dieulafoy, die diesen in Männerkleidung nach Persien usw. begleitete, erschien auch nacher bei amtlichen Festlichkeiten im Kreise der Akademiker im Zylinder und mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloche ihres Fracks. Bekannt ist ferner die Tracht der vor zwei Jahren verstorbenen Malerin Rosa Bonheur, deren Werke nicht allein einen hervorragend männlichen Charakter besitzen, sondern die sich auch bis zu ihrem Lebensende männlich kleidete, bei ihrem Aufenthalte in Paris häufig als Reiter ein munteres Pferd tummelte und im blauen Malerkittel und Schlapphut im Freien Skizzen aufzunehmen pflegte. Auch eine Pariser Schriftstellerin, eine Faktorin in einer Buchdruckerei und verschiedene ähnliche besser gestellte Frauen treten stets unter männlicher Maske auf. Man meint, wenn derartige Bräuche sich verallgemeinerten, würde eine große gesellschaftliche Verwirrung entstehen, die ein polizeiliches Einschreiten erfordern könnte. Der „Petit Parisien" hat daher, wie der „Köln. Ztg." aus Paris berichtet wird, Erkundigungen eingezogen, inwieweit die gedachte Vermummung gestattet sei. Ein höherer Präfekturbeamter erklärte in dieser Beziehung nur die jährlich zum Karneval erneuerte Polizeiverordnung über die Stunden für maßgebend, während deren die Verkleidung auf offener Straße erlaubt sei. Wenn aber eine Person versichere, daß sie einen Anzug alltäglich trage, und wenn dieser der landläufigen Tracht entspreche, sei nicht einzusehen, weshalb man sie verhindern

könne, sich nach ihrer Art und nach den Bedürfnissen des Standes zu kleiden. Andernfalls müßte man auch das geistliche Gewand verbieten, weil sich darin womöglich eine Ähnlichkeit mit einem weiblichen finden lasse. Es gäbe Fälle, wo Frauen in der Tracht von Maurern, Fuhrleuten usw. arbeiteten, und in solchen Fällen drücke die Polizei ein Auge zu. Im Kabinett des Präfekten gab man die Antwort, daß die vorliegende Frage streng genommen nur noch durch eine Polizeiverordnung vom 16. Brumaire des Jahres IX (7. November 1800) entschieden werden könne, welche die Genehmigung zu den damals sehr häufigen Vermummungen von einem ärztlichen Zeugnis abhängig macht, daß der Bewerber oder die Bewerberin der besonderen Tracht aus Gesundheitsrücksichten bedürfe. Mit der Zeit habe man aber Ausnahmen hiervon gemacht, so bei Aurore Dupin (George Sand), Rosa Bonheur und Marguerite Bellanger, der Margot Napoleons III., die die Eifersucht der Kaiserin erregt habe. Früher seien die Gesuche um die Erlaubnis zum Tragen von Männerkleidern überhaupt häufiger gewesen; seit Einführung der an das stärkere Geschlecht erinnernden Kleidung für Radfahrerinnen aber scheine die Sucht der Frauen nach sonstigen männlichen Trachten immer mehr abgenommen zu haben. („Wiener Fremdenblatt".)

Frauen — als „Ehemänner". Der Fall des „weiblichen Politikers" Murray Hall in New-York, der Frau, die dreißig Jahre als Mann gelebt und deren Geschlecht erst nach ihrem Tode bekannt geworden war, wird noch immer in englischen Blättern vielfach besprochen. Am Merkwürdigsten erscheint dabei die Tatsache, daß „Mr." Hall zweimal verheiratet gewesen ist. Und doch steht, wie ein englisches Journal erzählt, dieser Fall durchaus nicht so vereinzelt da. In den Gerichtsarchiven von Taunton, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Somerset, findet sich ein Bericht aus dem November 1746, demzufolge eine Frau Namens Mary Hamilton angeklagt war, weil sie sich mit vierzehn verschiedenen Frauen hatte trauen lassen. Ihre letzte „Gattin" war Mary Price, die, nachdem sie die gegen sie verübte Täuschung entdeckt hatte, ihren weiblichen Gatten verhaften ließ; und sie legte gegen ihn vor Gericht Zeugnis ab. Der Fall war so ungewöhnlich, daß die richterlichen Beamten kaum wußten, welche Strafe sie verhängen sollten. Sie waren jedoch einstimmig der Meinung, daß die Gefangene „eine ungewöhnlich ruchlose Schwindlerin" wäre. Als solche wurde sie dazu verurteilt, „öffent-

lich in Taunton Glastonbury, Wells und Shipton Mallet gepeitscht und sechs Monate eingekerkert zu werden", was noch eine sehr mäßige Strafe für jene Zeit strenger Urteile bei den leichtesten Vergehen war. 35 Jahre später starb in London eine Frau Namens Mary East, deren Leben einen seltsamen Roman darstellte. Erst sechzehnjährig, wurde sie mit einem jungen Mann verheiratet, durch dessen Verbrechen sie kurz darauf für immer von seiner Gesellschaft befreit wurde. Er wurde gehängt. Durch ihre Erfahrungen mit ihm war sie aber so angeekelt, daß sie nichts mehr mit den Männern zu tun haben wollte. Da sie ein Mädchen traf, deren Liebe ähnlich schlecht angebracht gewesen war, kam sie auf den Gedanken, daß sie Beide als Mann und Frau zusammen leben könnten. Sie losten, wer von ihnen die Rolle des Gatten annehmen sollte, und da das Los Mary East traf, nahm sie sofort Männerkleidnng an und die Heirat wurde wie üblich gefeiert. Das Paar lebte sehr glücklich zusammen, und da sie in einem Rechtsstreit zehn Tausend Kronen gewannen, konnten sie es wagen, ein Gasthaus zu begründen. Dieses gedieh unter ihrer Leitung sehr gut. Erst nach dreißig Jahren wurde „die Frau" krank und starb. In dieser Zeit gebrauchte eine skrupellose Frau, die das Paar in seiner Jugend gekannt hatte, ihre Kenntnis, um von dem „Gatten" viel Geld zu erpressen. Gegen die Erpresserin wurde ein Verfahren angeordnet, in dessen Verlauf die erwähnten Einzelheiten ans Licht kamen und großes Aufsehen erregten. Mary East, deren Männername James How war, starb im Jahre 1781 im Alter von 64 Jahren. Vor einigen Jahren erzählten amerikanische Blätter die romantische Geschichte von Alice Brown. Derselben war ein Legat von 180.000 Kronen hinterlassen worden, das jedoch nur im Falle ihrer Heirat ausbezahlt werden sollte. Obgleich sie das Geld sehr gern in ihren Besitz bekommen wollte, konnte sie sich nicht entschließen, einen Gatten zu nehmen, und sie traf mit einem befreundeten Mädchen das Abkommen, daß dieses das entgegengesetzte Geschlecht vorstellen und sie heiraten sollte. Die Trauung wurde richtig in New-York vollzogen, und nach Vorzeigung des Trauscheins wurde das Vermächtnis ausgezahlt. Die Täuschung wurde erst entdeckt, als die Erbin starb. Auch bei einem Fischer in der Bretagne fand man nach seinem Tode, daß er dem schwachen Geschlecht angehört hatte. Es ging ihm sehr gut, er besaß eine kleine Bootflotte und hatte eine beträchtliche Summe als Notgroschen zurückgelegt. Er genoß aller Achtung und war bei seinem Tode Witwer. Er war tat-

sächlich zweimal verheiratet gewesen und hatte ein halbes Jahrhundert sein wirkliches Geschlecht verbergen können; Niemand hatte geahnt, daß er eine Frau war, noch dazu eine die Frauen geheiratet hatte.

Kostroma. Mit der sonderbaren Bitte, seine Frau für einen Mann zu erklären, wandte sich dieser Tage ein Bauer aus dem Kreise Kologriw an die Kostromatische Gouvernements-Medizinalverwaltung. Wie die Zeitung „Russkoje Slowo“ berichtet, glich die vor der Behörde erschienene Frau ihrer Kleidung nach tatsächlich einem Manne: sie trug Männerhosen, ein Männerhemd, hohe Wasserstiefel und war auch wie ein Mann frisiert. Nach der ärztlichen Besichtigung der jungen, einem hübschen Knaben gleichenden Frau, vermochte die Medizinal-Verwaltung das Gesuch des Bauern nicht zu erfüllen und erklärte, daß seine Frau wirklich eine Frau sei. Mit diesem Bescheid wollte sich das Bäuerlein indessen nicht zufrieden geben und behauptete eigensinnig, daß er es wohl am besten wissen müsse, wie es mit seiner Frau bestellt sei. Weiter erzählte er, daß seine Frau trotz vierjähriger Ehe kinderlos sei und, wie die Dinge lägen, auch kinderlos bleiben werde. Des Zeugnisses bedurfte der Bauer, um beim Konsistorium eine Trennung seiner Ehe beantragen zu können.

Von einem Kopenhagener Maskenball. Unser Kopenhagener dt.-Correspondent schreibt uns: In einem hiesigen Verein wurde dieser Tage ein großer Maskenball veranstaltet. Unter den Anwesenden, von denen nicht jeder gerade zur Elite der Gesellschaft gehörte, zeichnete sich besonders eine als Pierrette costümierte deutsche Dame durch ihre Schönheit und Anmut aus. Niemand vermochte ihren Reizen zu widerstehen, und die Herren wetteiferten um einen Tanz mit der entzückenden Dame. Prüde war die schöne Pierrette gerade nicht, denn sie erwiderte jede zarte Liebkosung und drückte ihre Tänzer sehr zärtlich an sich. Die vielen Eroberungen der Pierrette erregten jedoch die Eifersucht der anderen Damen, von denen eine, die das Treiben jener scharf beobachtete, bald die unliebsame Entdeckung machte, daß die deutsche Dame während des Tanzes die Brusttaschen der Herren untersuchte und sich ihre Brieftaschen aneignete. Über diese Frechheit entrüstet, machte sie einen Polizeiagenten auf ihre Entdeckung aufmerksam. Nachdem dieser sich von der Richtigkeit der Sache überzeugt, führte er die junge Dame auf

die Wache, wo Pierrette untersucht wurde. Groß aber war das Erstaunen der Polizei, als die schöne Deutsche sich als ein — Mann, ein Buchbindergeselle Namens Alois Einbusch entpuppte. Man fand in seinem Besitz mehrere Portemonnaies. Er gestand, eine ganze Reihe Taschendiebstähle verübt zu haben. Der schöne Buchbinderjüngling wird sich nun auf eine längere Gefängnisstrafe gefaßt machen müssen. Berl. L.-Anz.

Der weibliche Rittmeister. Eine eigenartige Scheidungsklage wurde in Wien von einem Ingenieur gegen seine jugendliche Gattin eingeleitet. Als Scheidungsgrund führte der Kläger Untreue seiner Gattin an, und als Beweis schloß er der Klage ein Bild bei, auf dem seine Gattin in Husaren-Uniform neben einem Rittmeister photographiert erscheint. Der Kläger, der gegenüber der Rennweger Kaserne wohnt, bemerkte, als er kürzlich nach Hause kam, daß seine Frau rasch einen Gegenstand zu verstecken suchte, und er entriß ihr das erwähnte Bild. Zur Rede gestellt, gab die Frau an, daß sie „aus Jux“ sich mit dem ihr von einer Freundin vorgestellten Rittmeister photographieren ließ und gleichfalls „aus Jux“ das Kostüm eines Rittmeisters wählte. Sie erblickte in dieser Handlungsweise nichts Bedenkliches, da auch die anderen dem Rittmeister bekannten Damen sich in gleicher Weise photographieren ließen! Der Gatte faßte die Sache jedoch nicht als „Jux“, sondern als bittern Ernst auf und erhob deshalb gegen seine Gattin die Ehescheidungsklage.

(Charlottenburger „Neue Zeitung“.)

Eine Ballettänzerin — ein Mann. Man telegraphiert uns aus Ofenpest unterm 16. d. M.: Das „Budapester Morgenblatt“ berichtet: Vor einigen Jahren wurde bei der königlichen Oper eine junge Tänzerin aufgenommen, die sich bald ob ihrer Anmut und Bescheidenheit allgemeine Sympathien erwarb. Die Tänzerin zeigte vor wenigen Tagen Spuren von Geistesstörung und mußte deshalb in die Leopoldfelder Irrenanstalt gebracht werden. Bei der Untersuchung durch Professor Salgo stellte es sich heraus, daß die junge Tänzerin männlichen Geschlechts sei. Die Anzeige über den Vorfall wurde an die Behörden erstattet.

Das männliche Dienstmädchen. Das Blumenmädchen Maria Kral, eine vierschrötige, ältere Dame, war, wie aus Wien berichtet wird, vor dem Bezirksgerichte Leopoldstadt der Über-

schreitung des Züchtigungsrechtes gegenüber einem männlichen Dienstboten angeklagt. Seit zwei Jahren steht der 66jährige ehemalige Schneidergehilfe Josef Wolf bei ihr im Dienste und verrichtet alle Arbeiten, welche gewöhnlich zu den Obliegenheiten einer Magd gehören. Er führt die Kinder spazieren, räumt die Zimmer auf, putzte Schuhe und Kleider usw. Auch in anderer Beziehung gleicht er den weiblichen Dienstboten. Er pflegte gern, wenn er vom Einkaufen kam, mit anderen Dienstmädchen und Nachbarinnen zu tratschen und ließ sich dabei auch über seine Gnädige aus. Als Frau Kral davon hörte, zog sie den Peppi zur Rechenschaft und versetzte ihm einige Ohrfeigen. Die Züchtigung war aber derart, daß Wolf zehn Tage im Spital liegen musste. Die Angeklagte gab an, sie habe im Zorn so gehandelt, weils Dienstmadl an' so an' Tratsch g'macht hat. Richter: War er denn bei Ihnen im Dienst? — Angeklagte: Der Peppi ist noch bei mir. Er ist unser Dienstmadl. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär Dr. Danninger: Besteht wirklich ein Dienstverhältnis wie mit einer Magd? — Angeklagte: No ja, er hat alles g'macht. — Der als Zeuge vernommene Josef Wolf erzählte weinend, er habe wenig zu essen bekommen und die Gnädige war sehr streng mit ihm, obwohl er seine Sachen gut machte. — Richter: Sie sollen über die Frau getrascht haben? — Zeuge: Da müssen die Weiber her; die müssen sagen, daß i net trascht hab'. I geh' sonst bis zu die Stufen vom allerhöchsten Tron! — Der Richter verurteilte die Angeklagte zu 24 Stunden Arrest, indem er annahm, daß sie das ihr zustehende Züchtigungsrecht überschritten habe. Charl. Neue Zeit.

Maria Karfiol. Aus Pilsen, 4. d., wird uns berichtet: Heute wurde am hiesigen Bahnhofe der Pilsen-Priesener Bahn von einem Wachmann eine Frauensperson angehalten, welche durch ihr scheues Wesen die Aufmerksamkeit der Passanten erregte. Sie wurde zur Ausweisleistung aufgefordert und auf die Polizeiwachstube gebracht. Dort wurde schließlich constatiert, daß man es mit keiner Frauensperson, sondern mit einem Manne zu tun habe. Im Verlaufe des Verhörs wurde die Tatsache festgestellt, daß der 19 Jahre alte Mann seit seiner Geburt als weibliches Wesen erzogen und auf den Namen Maria Karfiol getauft und in den Matrikeln eingetragen wurde. Er ist nach Bukowa bei Breznitz zuständig und seit zwei Jahren bei dem Grundbesitzer Gustav Themmel bei Brüx als Dienstmagd beschäftigt, wo er alle

weiblichen Arbeiten verrichtete. Sein Arbeitsbuch lautet gleichfalls auf den Namen „Maria Karfiol". Auf Befragen gab er an, daß er von seinen Eltern stets als Mädchen erzogen wurde, alle weiblichen Handarbeiten erlernt und dann einen Dienst als Magd angenommen habe. Er ist von großer Statur, hat ein ganz glattes, mädchenhaftes Gesicht, trägt seine langen Haare in einen Zopf geflochten und bewegt sich in den Frauenkleidern ohne allen Zwang. Er raucht und trinkt nicht und meidet jede Begegnung mit dem weiblichen Geschlechte. Er behauptet ferner, daß nur seine Eltern sein Geschlecht kennen, daß diese ihm seit jeher den Umgang mit Knaben verboten haben und ihn nur Frauen. kleider tragen ließen. Den Grund hierfür wußte er nicht anzugeben. Maria Karfiol wurde nun in Männerkleider gesteckt und schließlich des langen Zopfes beraubt. Morgen wird er in Begleitung eines Wachmannes in seine Heimat escortiert, wo festgestellt werden wird, ob seine Angaben auf Wahrheit beruhen. (Neues Wiener Tagbl.)

Weibliche Soldaten. Vor kurzem ging die Meldung durch die Presse, daß in dem Kampfe der Filipinos gegen die Amerikaner eine kühne Tochter der Insel Luzon an der Spitze einer bewaffneten Schaar ins Feld gezogen sei und den Amerikanern mehrere Gefechte geliefert habe. Sie hat sich aber nicht lange im Felde behauptet und ist jetzt eine Gefangene der Amerikaner. Sie ist nicht die erste Frau, die seit den Tagen Jeanne d'Arcs die Waffen für ihr Vaterland ergriff. Die deutsche Geschichte kennt mehrere Beispiele aus der Zeit der Freiheitskriege, und auch die Vereinigten Staaten haben eine solche Heldenjungfrau aufzuweisen, die als Frank Thompson während des Bürgerkrieges mehrere Feldzüge mitmachte, in der Schlacht in der Wildnis verwundet wurde, und kürzlich als Gattin von L. H. Seelye starb. Eine der sonderbarsten und berühmtesten dieser Kriegerinnen war wohl Dr. James Barry, die als General-Inspektor der englischen Militär-Lazarete im Jahre 1865, 75 Jahre alt, starb. Fräulein Anne Barry war eine Verwandte Lord Fitzoy Sommersets, und dessen Einflusse hatte sie es zu verdanken, daß sie nicht wegen ihrer wiederholten Verstöße gegen die Disciplin aus der Armee entlassen wurde. Um die Vorschriften kümmerte sie sich wenig, und ihre scharfe Zunge brachte sie häufig in Conflict mit den Behörden und einzelnen Offizieren. Einmal geriet sie mit einem Adjutanten in Wortwechsel, und da damals noch Duelle an der Tagesordnung waren, zögerte „Dr. Barry" keinen Augenblick,

sich ihrem Gegner mit der Pistole in der Hand zu stellen. Das Duell verlief zwar unblutig, verschaffte Dr. Barry aber Ruhe vor den Hänseleien der jungen Officiere. Sie tat Dienst in England, Indien, Canada u. s. w. und starb in London eines plötzlichen Todes. Daß sie eine Frau gewesen, war nur wenigen bekannt, und auch ihr Grabstein verrät es nicht. (Berl. L.-Anz.)

Weil er sich in Frauenkleidern nächtlicher Weise auf den Straßen herumzutreiben liebt, kommt der Artist Welzel wiederholt mit der Polizei in Konflikt. Vorgestern stand er aus derselben Veranlassung wegen groben Unfugs vor der achten Strafkammer des Landgerichts I. Der Gerichtshof stellte sich auf den Standpunkt, daß das Tragen von Frauenkleidern durch Männer nicht ohne Weiteres, sondern nur dann als grober Unfug anzusehen sei, wenn den Straßenpassanten leicht erkennbar sei, daß in der weiblichen Kleiderhülle ein Mann stecke. Dies sei bei dem Angeklagten allerdings nicht der Fall, vielmehr habe dessen Figur und Gesicht etwas weibliches an sich. Erwiesen sei aber durch die Beobachtungen eines Schutzmanns, daß der Angeklagte auf der Straße sich genau so gerirt habe wie eine öffentliche Dirne, er auch mit männlicher Begleitung in den Tiergarten hineingegangen sei, was den Kontroldirnen bekanntlich überhaupt verboten ist. Bei dieser Sachlage verurteilte der Gerichtshof den Angeklagten zu sechs Wochen Haft. (Vorwärts.)

Der Kammerdiener im Spitzenkleid. Eines schweren Vertrauensbruchs hat sich der Diener Eugen Bartels schuldig gemacht, der sich unter der Anklage des Diebstahls vor der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I zu verantworten hatte. Bartels stand seit kurzer Zeit in den Diensten des Kommerzienrats B., als dieser mit seiner Familie eine Reise nach dem Süden unternahm, ohne den Angeklagten mitzunehmen. Er verlebte nun beschauliche Tage, von häufigen Vergnügungen unterbrochen. Am 7. März sollte ein Maskenball im Hotel zum König von Portugal stattfinden. Der Angeklagte hatte das Verlangen, daran teilzunehmen, aber keine Mittel, sich eine so kostbare Maskengarderobe leihen zu können, wie er sie zu haben wünschte. Da kam er auf eine verwegene Idee. Die Hausdame, die in Abwesenheit der Frau Kommerzienrätin den Hausstand führte, hatte den Schlüssel zum Kleiderschrank in Verwahrung. Der Angeklagte wollte auf dem Maskenball als elegante Dame auftreten. In Ab-

wesenheit der Hausdame nahm er den zum Kleiderschrank gehörigen Schlüssel fort, öffnete den Schrank und nahm unter dem Inhalt eine Auslese vor. Es waren nicht die schlechtesten Stücke, die er aussuchte und mit auf sein Zimmer nahm. Als er einen der kostbaren Spitzenröcke anprobierte, zerriß dieser. Der Angeklagte brachte ihn nach dem Aufbewahrungsort zurück, die übrigen Sachen brachte er nach der Wohnung seines Freundes des Masseurs D., wo er sich auch am Abend des Maskenballes ankleidete. Nach durchschwärmter Nacht zog er sich wieder in der Wohnung seines Freundes um und ließ die Damenkleider dort. Nach einigen Tagen entdeckte die Hausdame, daß die Kleider fehlten. Sie machte der Kriminalpolizei Anzeige. Als ein Beamter den Angeklagten verhörte, gab dieser an, wo er die Kleider gelassen und wozu er sie benutzt hatte. Man ließ die Garderobe holen. Die Kleider sahen bös aus, sie waren teilweise zerrissen und beschmutzt. Der Angeklagte entschuldigte sich vor Gericht damit, daß er auf dem Maskenball angetrunken gewesen sei und in diesem Zustande die Kleider nicht so habe in Acht nehmen können, wie er es gewollt. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß die Sachen einen Wert von über 2000 Mark gehabt hatten und nun fast wertlos geworden waren. Als der Staatsanwalt eine Gefängnisstrafe von drei Wochen wegen Diebstahls beantragt hatte, erhob der Angeklagte den Einwand, daß er doch unmöglich wegen Diebstahls verurteilt werden könne, denn er habe doch nicht die Absicht gehabt, die Kleider zu behalten. Nur aus Nachlässigkeit habe er verabsäumt, diese rechtzeitig wieder an Ort und Stelle zu bringen. Seiner Ansicht nach könne er nur wegen Sachbeschädigung verurteilt werden. Der Gerichtshof trat dieser Ansicht bei. Es liege kein Diebstahl, sondern Sachbeschädigung vor und deshalb sei der Angeklagte mit einer Gefängnisstrafe von vier Monaten zu belegen, denn seine Handlungsweise erfordere eine strenge Sühne. (B. Morgenpost.)

Ein Mannweib. Das Spital Lariboisière in Paris beherbegt augenblicklich einen Patienten, der in Männerkleidern sich zur Aufnahme meldete, als Monsieur Paul ins Aufnahmeregister eingetragen wurde, sich aber alsbald als Weib entpuppte. Monsieur Paul ist von Beruf Fuhrmann. Seit Jahren übt er dieses Handwerk aus, ohne daß je irgend jemand hinter ihm ein Weib vermutet hätte. Seine Kollegen versichern, daß er die Peitsche schwingen kann, wie jeder richtige Fuhrmann, und auch Fluchen und

Schimpfen wie ein solcher. Und doch ist „Monsieur Paul“ ein Weib, allerdings ein Weib von riesigen Körperformen, groß und stark wie ein Mann und in jeder Beziehung von männlichem Charakter. Ihre ganze Person zeigt männlichen Habitus, breite ausgearbeitete Hände, kräftigen Biceps und einen scharfgeschnittenen, trotz des Fehlens des Bartes durchaus männlichen Gesichtsausdruck. Monsieur Paul ist ein Findelkind. Von braven Fuhrleuten gefunden und angenommen, hat sie ihre ganze Kindheit — sie ist 25 Jahre alt — bei den Pferden zugebracht. Da ihr der Beruf ihres Adoptivvaters gefiel, hat sie, als sie ins reife Alter trat, Männerkleider angelegt und die Peitsche in die Hand genommen. Kein Mensch ahnte, daß der junge Fuhrmann ein Weib sei. Im Augenblick, wo sie ins Spital eintreten mußte, war sie bei einem der größten Pariser Rollfuhrwerkunternehmer bedienstet. Seitdem ihr wirkliches Geschlecht entdeckt ist, lebt sie in steter Angst, ihr Lohnherr werde sie nicht mehr zurücknehmen wollen.

---

17 Jahre ein Mädchen und dann ein — Mann. Dieses seltsame Ereignis trug sich in Kratsch (Schlesien) zu. Auf dem dortigen Dominium diente seit längerer Zeit eine Magd Auguste Kl. Kürzlich wurde sie krank, und bei dieser Gelegenheit stellte der Arzt fest, das „Auguste“ ein männliches Wesen sei. Die Person ist nach dem „Niederschl. Anz.“ armer Leute Kind aus dem Bunzlauer Kreise und als Knabe auf den Namen „August“ getauft worden. Da das Kind jedoch zart und schwächlich blieb, wurde es von den Eltern als Mädchen groß gezogen. Als die Eltern starben, kam es zur Pflege zu einer Verwandten. Vor der Einsegnung wurde im Taufregister der Name „August“ in „Auguste“ umgeschrieben. Später vermietete sich das angebliche Mädchen als Magd. Jetzt hat der Siebzehnjährige die Unaussprechlichen angezogen, den Namen „August“ angenommen und dient als Schäferknecht. (Oberländer Volksblatt.)

Eine bulgarische Amazone. Aus Tirnowa wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Auf meiner Rückreise von der Schipka-Feier mußte ich mich ungezwungenerweise zwei Tage in Grabovo aufhalten, weil es dort weder Wagen noch Pferde infolge des großen Bedarfs für das Fest augenblicklich gab, die mich die 45 km lange, noch eisenbahnlose Strecke nach Tirnowa hätten befördern können. Als ich endlich einen Wagen erhalten hatte und eben die letzten Abmachungen mit dem Besitzer traf, betrat

ein Mann das Zimmer, der die Kleidung der bulgarischen Bauern trug, und an dem mir außer seinem bartlosen Gesichte die für einen Bauern außergewöhnlich kleinen Füße auffielen. Unter der nationalen Pelzmütze schaute kurzgeschnittenes schwarzes Haupthaar hervor, und die Brust schmückte eine Reihe von Medaillen, die für die Teilnahme an dem russisch-türkischen und dem bulgarisch-serbischen Kriege verliehen worden waren. Der Wagenbesitzer, der den Ankömmling als einen alten Bekannten begrüßte, raunte mir zu: „Das ist kein Mann, sondern eine Frau." Nun wurde meine Neugierde rege, und ich knüpfte ein Gespräch mit der interessanten Person an. Sie hieß Ivanka Marcova und war aus Rula bei Widdin gebürtig. 1877 war sie, als Mann ververkleidet, in die bulgarische Legion eingetreten und hatte mit dieser den Schipkapaß verteidigen helfen, weshalb sie jetzt auch der Schipka-Feier als Veteran mit beigewohnt hatte. Nach dem Feldzuge verheiratete sie sich mit einem Bauern ihres Heimatsortes. Als aber der Krieg mit Serbien ausbrach, litt es sie nicht länger daheim. Sie lief ihrem Manne davon und trat wieder in die bulgarische Armee ein, mit der sie die Schlacht bei Slivnitza mitmachte. Ihr Mann ließ sich infolge dieser Extravaganz von ihr scheiden, und seitdem trägt sie nur Männerkleidung. Ihr Gesicht zeigt angenehme Formen, doch sind die Züge hart, und die Haut ist von vielen Falten durchfurcht. Da sie darüber klagte, daß der Stadtpräfekt von Grabovo ihr nur 1 Frank Zehrgeld gegeben habe, der doch für ihren fünf Tage beanspruchenden Rückmarsch nach ihrem Heimatsorte nicht ausreichend sei, so schenkte ich ihr eine Kleinigkeit, wofür sie mir in freilich unmilitärischer Weise die Hand küssen wollte. (Charlottenb. Neue Ztg.)

The Male Patti. Chaque soir paraît, à dix heures, sur la scène des Ambassadeurs, une chanteuse américaine qui, successivement vêtue d'une robe de bal, de la mantille espagnole ou du travesti, sait prendre les diverses attitudes cenvenables — tour à tour hautaine, souriante ou désemparée. Elle a une belle voix de soprano, qui ne serait pas déplacée sur nos premières scènes lyriques. Elle conaît l'art des roulades et nuance ingénieusement ses intonations. Elle sait être sentimentale, ardente, effarée, suppliante, dédaigneuse, attristée, ou ioveuse. Ses gestes traduisent ces multiples états de l'âme et du cœur avec une élégante précision. Vraiment, c'est une artiste à qui l'on voudrait un public moins superficiel que celui qui dissipe

son temps dans les music-halls. Elle a eu ce public à New-York et dans toutes les grandes villes américaines, lorsqu'elle remplit, dans un opéra intitulé 1492, le rôle de la reine Isabelle. On l'appela à cette occasion: la nouvelle Patti. Elle eut un grand succès, qui la suivit ensuite, dans toutes les grandes villes d'Europe, où elle se fît entendre. Peu à peu, un bruit, qui se répandit, contribua a augmenter encore ce succès par le mystère qu'il répandit sur la personnalité réelle de cette chanteuse émérite. Le nom même, sous lequel on la connaissait — Stuart — donnait de la consistance à ce bruit. Un manager facétieux fit précéder et suivre ce nom de deux points d'interrogation. Nouvelle pâture à la curiosité . . . . Mais tout se sait et l'on sut . . . . On sut que dans la vie civile, en dehors des planches, Stuart était un jeune homme . . . . Mais l'on ne sut rien de plus, car Stuart se satisfait d'atteindre à la notoriété — il ne refuserait point la gloire — sous la forme empruntée d'une grande artiste, et til tient à n'être, dans le privé, et sous sa forme réelle — la forme masculine — qu'un brave garçon — très simple, trés doux, d'une parfaite correction d'allure, et qui n'a que deux objets pour son amour: sa mère, comme tout homme de cœur, et l'argent, comme un Américain qu'il est. C'est de sa bouche même que nous tenons ce trait de sa personnalité. Nous sommes dans sa loge, simple chambre blanchie à la chaux, éclairée de becs de gaze. «Stuart» est assis devant sa glace et il se préoccupe d'accroître l'éclat noir de ses yeux. Mlle Blanche, son habilleuse, ajoute à ses cheveux noirs, qu'il vient de peigner en bandeaux, une méche étrangère pour parfaire l'illusion. Et elle s'étonne de le sentir si différent de son entourage et indifférent à beaucoup de petites joies qui ont du prix pour ses camarades. — O! monsieur Stuart, dit-elle, il n'aime rien, il n'aime personne. — O! si, réplique-t-il . . . ma mére et l'argent. C'est qu'il lui doit beaucoup à sa mère. Comme nous lui demandions si la qualité féminine de sa voix était acquise ou lui était naturelle, il nous répondit, avec un grand accent de conviction: C'est la voix de ma mère; e'était une célèbre chanteuse italienne. Elle a perdu sa voix quand je suis né. A ce moment, un papillon grisé de lumière, heurte le mur blanc. Mlle Blanche veut le tuer. Mais Stuart, avec une mine effrayée, s'écrie: O! mon Dieu! Faut pas tuer! C'est nouvelle pour moi . . ., nouvelle! Il est haletant et il suit d'un regard inquiet et doux le papillon sur la muraille. Puis, soudain rieur, il appelle une chanteuse pui sort de la loge

voisine. — Bianca, Bianca, venez ici, Bianca! Et, s'adressant à nous: Bon camarade! Bianca! Bon collègue. Pas jalouse. O! plus jalouse comme les autres. Et bon caractère! Une drôlerie . . . et Mlle Biana s'enfuit. C'est son tour de chanter... Après, ce sera celui de Stuart. Il faut se hâter. — Quelle robe on va mettre ce soir à monsieur? la rose? la blanche? questionne Mlle Blanche. — Stuart est en train de mettre son corset. La metamorphose s'accomplit. — La jaune, répond-il. — Et le voici, bientôt après, vêtu a'une luxueuse robe en soie paille garnie de tulle bouton d'or. Une guirlande de roses rouges descent de l'épaule gauche et va se perdre dans la tulle. Stuart est depout et observe l'effet de son maquillage dans une glace à main. Satisfait, il nous tend la glace. — Un cadeau, dit-il. Une Vérité en étain, de Vibert. Je l'ai reçu hier d'une grande artiste. — Il nous dit un nom, mais aussitôt: Ne le dites pas. Des cadeaux, j'en reçois tous les jours — et il nous montre ses doigis chargés de bagues de prix. Mais je n'aime pas qu'on parle de ces choses . . . . C'est du cabotinage . . . . Parlez de ma voix. J'aime mieux! Mlle Blanche a disparu. Elle revient avec un verre d'eau fraîche. Stuart le boit d'un trait. — C'est tout ce que je prends avant de chanter. Il faut que je sois à jeun. Je dîne à minuit. — Quelques heures après, en effet, Stuart est assis dans un restaurant de nut. A voir ce jeune homme simplement vêtu, quoique avec une grande correction, on ne se doute pas qu'il vient de s'exhiber sur les planches et lorsqu'on s'entretient avec lui, sa conversation empreinte de naïveté, d'émotion, son allure discrète, tranche avec l'idée que l'on se fait d'ordinaire d'un . . . cabotin. — Quand nous quitterez-vous, monsieur Stuart? — O! bientôt, répondit-il; je passe tous les étés à New-York . . . avec maman. (Le Petit Bleu de Paris.)

Baltimore. Er war eine „Sie“. Bekleidet mit einem netten schwarzen Anzug, zierlichen Halbschuhen und einem modischen Strohhut wurde heut Morgen „Herr Herman S. Wood“, eigentlich Fräulein Lola A. Sawyer, im Polizeigericht vorgeführt. Sie soll unter Vorspiegelung falscher Tatsachen sich Geld verschafft haben. Die Angeklagte wurde bis zu einem Verhör, das am nächsten Mittwoch stattfand, festgehalten. Sechs Jahre lang wußte Fräulein Sawyer sich als Mann auszugeben. Sie spielte ihre Rolle ausgezeichnet, rauchte Cigaretten, beteiligte sich an männlichem Sport, kurz Niemand ahnte, daß sich

unter den Herrenkleidern ein weibliches Wesen verbarg. Erst durch ihre Heirat mit Frau Ernestine L. Hauck, einer 35 Jahre alten Wittwe mit zwei Kindern, wurde ihr wirkliches Geschlecht ruchbar. „Herr Wood" hatte bei der Wittwe mehrere Monate gewohnt und vor einer Woche fand die Hochzeit des sonderbaren Paares statt. Letzte Nacht erschien die jung verheiratete Wittib ganz bestürzt bei dem „Rev." Anthony Bilkousky, welcher die Trauung vor einer Woche vollzogen hatte und erzählte dem Geistlichen, daß ihr Gatte eigentlich nicht „der Artikel" sei, den sie gesucht habe. Der angebliche Mann sei entweder geschlechtslos oder ebenfalls eine Frau, jedenfalls nicht so beschaffen, wie ihr verstorbener Erster. Der Geistliche setzte den Polizeikapitän McGee in Kenntnis, welcher heute die Wohnung des Paares, No. 719 N. Eutaw Str., besuchte. Der Pseudo-Gatte behauptete Anfangs steif und fest, daß er ein Mann sei, seine Frau wisse nicht, was sie schwätze, als aber der Polizeikapitän schließlich verfängliche Fragen an „Herrn Wood" richtete, brach diese zusammen und legte das Geständnis ab, daß er eigentlich eine „Sie" sei und Lola A. Sawyer heiße. Lola stammt aus North Carolina und ist 22 Jahr alt. Vor sechs Jahren will sie durch ein Betäubungsmittel besinnungslos gemacht und dann vergewaltigt worden sein. Sie gab einem Kinde das Leben, das jetzt ihre Mutter in North Carolina in Gewahrsam hat. Um ihre Schande zu verbergen, legte sie Männerkleider an und kam nach Baltimore. Hier hat sie in verschiedenen Berufen als „Mann" gearbeitet, ohne daß in Bezug auf ihr Geschlecht Verdacht geschöpft worden wäre. Da sie der Wittib während der Brautzeit 100 Strl. entlockt hat, erfolgte auf Grund dessen ihre Verhaftung.

Entdeckung einer Lasterhöhle. Dem Chef des Detektivkorps der Budapester Polizei Dr. Koloman Krecsányi ist es gelungen, im Hause Tabakgasse Nr. 36 eine Lasterhöhle zu entdecken. Es ist dies der Kaffeeschank des Arpád Róna, in welchem allabendlich unsittliche Orgien gefeiert wurden. Die mächtige Firmatafel des Kaffeeschanks trägt die Aufschrift: „Muster-Kaffeeschank und Speisehalle". Bei der Polizei wurde noch im Laufe des verflossenen Monats die Anzeige erstattet, daß dieser Kaffeeschank eigentlich eine Lasterhöhle sei. Die Polizei konstatierte alsbald die Richtigkeit der Anzeige. Der Kaffeeschank hat zwei Zimmer. Das erste dient als Speiseraum, das zweite ist ein Hofzimmer, welches durch eine Glaswand und einen Peluche-Vorhang vom

ersten getrennt ist. Hier hielten sich die Stammgäste auf, junge Leute, meist vagierende Handlungsgehilfen, Raseurgehilfen, Zigeunermusikanten etc., und ältere Herren, von denen einige sogar im öffentlichen Leben eine Rolle spielen sollen. Diese Gesellschaft der „Eingeweihten" hielt sich stets im zweiten, verhängten Zimmer auf, und wenn ein Fremder dasselbe betreten wollte, so verstellte ihm der Cafétier mit den Worten den Weg: „Pardon, drinnen hält eine geschlossene Gesellschaft ihre Sitzung!" Die polizeiliche Beobachtung eruierte die eigentliche Natur der „geschlossenen Gesellschaft". Die Männer nennen sich alle mit Mädchennamen. Der Kellner hieß „Niobe", während der Cafétier den klangvollen Namen „Koronás Aranka" trug. Die Übrigen hießen: Trilby, Ibolyka, Melanie, Biri, Beatrix, Prémes Zsuzsi, Idue, Czigány Aranka, Margit etc. Es wurden häufig Teeabende veranstaltet. Bei solchen Anlässen wurde der Schank geschlossen, damit die Orgien nicht gestört würden. Die jungen Leute zogen Frauenkleider an, schminkten und parfümierten sich, und es wurde bis in den späten Morgen getanzt. Einem Detektiv gelang es, sich in die Gesellschaft einzuschleichen, wo er den Namen „Ella" erhielt. Der Kellner, „Fräulein Niobe", gab den neuen Mitgliedern Unterricht. Samstag Nachts versammelte sich die Gesellschaft wieder zu einer Soirée. Das Hofzimmer wurde mit Blumenguirlanden geschmückt und die jungen Leute legten ihre schönsten Damenkleider an. Als die Gesellschaft beisammen war, drangen die Detektivs durch die Hoftür in den Raum, wo gerade ein Coupletvortrag der Niobe auf dem Programm stand. Die Polizei verhaftete acht junge Leute und überführte sie zur Stadthauptmannschaft des VII. Bezirks. Sechs alte Herren, zur Ausweisleistung aufgefordert, legitimierten sich. Die Polizei erstattete der Staatsanwaltschaft über den Fall Bericht, gegen den Cafétier wurde die Strafuntersuchung eingeleitet. Zugleich wurde die Bezirksvorstehung ersucht, demselben die Gewerbelizenz zu entziehen.

(Neues Pester Journal.)

Eine Lasterhöhle. Vor dem Strafbezirksgericht kam die Angelegenheit des „Muster-Kaffeeschanks" (Minta-kávécsarnok) in der Tabakgasse zur Verhandlung, in welchem die Polizei im heurigen Frühjahr unsittlichen Umtrieben auf die Spur kam. Es waren dreizehn Angeklagte vorgeladen, die ohne Ausnahme leugneten, irgend etwas Strafbares auch nur gesehen zu haben. Interessant war der Bericht Koloman Szakáll's, der Rechtshörer und

gleichzeitig Angestellter der Detektivabteilung ist. Szakáll gab zu Protokoll, daß er, um das Treiben in jenem Café aufzudecken, eine zeitlang allabendlich in jenem Café erschienen sei und bemüht war, das Vertrauen der betreffenden Gesellschaft zu gewinnen, was ihm nach einiger Zeit auch gelang. Er habe zwar allerlei sehr Verdächtiges gemerkt, sei jedoch niemals Zeuge eines wirklichen Vergehens gewesen. Es entspann sich nun eine erregte Debatte zwischen dem Verteidiger Dr. Alexander Vaiß und dem staatsanwaltlichen Bevollmächtigten Dr. Gölz. Dr. Vaiß hielt nämlich die Eigenschaft Koloman Szakáll's als Rechtshörer unvereinbar mit seiner Detektivtätigkeit und beantragte, daß von der Mitwirkung Szakáll's in dem vorliegenden Prozeß dem Universitätsrektor Mitteilung gemacht werde. Nachdem der staatsanwaltschaftliche Bevollmächtigte hierauf nicht eingehen wollte, erklärte Dr. Vaiß die Anklage als unbegründet und bat um ein freisprechendes Urteil. Diesem Verlangen wurde auch entsprochen und die Angeklagten freigesprochen. (Neues Pester Journal.)

Eine eigentümliche Entdeckung wurde dieser Tage in Paris gemacht. Dort hat ein Original das Zeitliche gesegnet, nicht ohne, seinem sonderbaren Charakter entsprechend, der Welt eine originelle Überraschung zu hinterlassen. Der Bureaudiener Marius ist gestorben, eine bescheidene, witzige und allen Pariser Journalisten bekannte Persönlichkeit, die in den meisten Zeitungsredaktionen der Hauptstadt ein- und ausging. Marius war klein und bartlos; man war stets über sein Alter im Zweifel, wenn man ihn sah. Der ehemalige Kammerpräsident Burdeau brachte ihn in der Redaktion des „Soir" als Bureaudiener unter. Dann kam er am Evècle an. Zuletzt diente Marius bei der Sportzeitung Auteuil - Longchamps. Gestern fand man ihn tot in seinem Bette. Man glaubte erst an einen Selbstmord, wozu man bei der Eigenart des Verblichenen nicht unberechtigt war. Aber der Gerichtsarzt stellte fest, daß Marius im Alter von 62 Jahren eines ganz natürlichen Todes gestorben sei, und hierbei kam er auf die unerwartete Entdeckung: Marius war eine Frau!

(Charl. Neue Zeitung.)

Ein Mann als — Jungfrau von Orleans. Ein neues Reizmittel für Theaterbesucher glaubt der St. Petersburger Schauspieler Glagolin gefunden zu haben, der für die nächste Zeit sein Auftreten als — Jungfrau von Orleans ankündigt und sein Vor-

haben eingehend begründet. Es bedürfe keines weiblichen Künstlers, um die Kriegerin von Orleans zu verkörpern. Auch ein Schauspieler, sofern er ein wirklicher Künstler sei, könne ohne Beeinträchtigung der Wirkung die Rolle spielen. Sarah Bernhardt, die die Kunst der Hosenrollen auf ihre höchste Höhe und zum Selbstzweck geführt hat, fand also ihren Meister.

(Berliner Morgenpost.)

Brüssel. Ein ganz sonderbarer Fall beschäftigte das hiesige Civilgericht. Die 18jährige Marianne Z. aus Bouchout war dieses Jahr vom Lande nach Brüssel gekommen und hatte im Großstadtleben erkannt, daß sie die Weiberröcke zu Unrecht trug. Sie tauschte sie daher mit der Kleidung des stärkern Geschlechts um. Alsbald aber wurde sie darauf aufmerksam gemacht, daß es dazu gewisser Förmlichkeiten bedürfe. Sie beauftragte daher mit diesen einen Rechtsbeistand, und das Gericht sprach ihr mit reichlicher Begründung vorgestern das Recht zu, auch ferner in Männerkleidern anzutreten. Wie der Irrtum auf dem Standesamt in Bouchout entstanden ist, muß noch ermittelt werden. Die Eltern des zum jungen Manne gewordenen Mädchens können wegen Verjährung der Sache nicht mehr belangt werden. (Köln. Zeit.)

Die gefälschte Rieke. Eine merkwürdige, aber wahre Geschichte hat sich im Südwesten Berlins zugetragen. Die dort wohnende Witwe R. suchte eine Aufwärterin. Noch am selben Tage stellte sich eine jugendliche Maid vor, die, obwohl sie sogenannte Titusfrisur trug, wegen ihres angenehmen Auftretens angenommen wurde. Sie ließ sich Rieke rufen, machte alles, selbst die Wäsche, zur vollsten Zufriedenheit und hatte nur den einen Fehler, daß sie mit Zimmerherren der Frau R. anbändelte. So ging das mehrere Wochen weiter, bis der eine Mieter vertraulich erklärte, daß er bestimmt glaube, überhaupt kein Mädchen vor sich zu haben. Ein Zufall kam der Erfüllung des Geheimnisses zu Hilfe. Rieke, die nicht bei Frau R. schlief, erzählte nämlich, daß sie zum Maskenball gehe wolle, und war auf ausgesprochenen Wunsch bereit, sich in ihrem Kostüm zu präsentieren. Als das in ziemlich leicht geschürztem Kleide geschah, sagte man ihr auf den Kopf zu, daß sie gar kein Mädchen sei. So war es in der Tat. Der verkappte junge Mann tat gar nicht beleidigt, gab lachend sein Geheimnis preis und meinte, daß er das Experiment nur unternommen habe, weil er in seinem Berufe als

Maler absolut keine Arbeit finden konnte. Natürlich wurde der talentvolle Jüngling in Weiberkleidern sofort an die frische Luft gesetzt. (Charl. Neue Zeit.)

Der erste weibliche Romeo. Alles schon dagewesen! Sarah Bernhardts unlängst verkündete Absicht, den Romeo zu spielen, die so großes Aufsehen erregte, hat auch nicht mehr den Vorzug der Originalität. Die Saturday Review erinnert an einen heute längst vergessenen weiblichen Romeo. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erregte der Romeo der Charlotte Cushman großes Aufsehen. Die Kritik und das Publikum waren einig über den glänzenden Erfolg. Die mutige Schauspielerin war eine Amerikanerin. Sie war in Boston geboren, wurde zuerst zur Opernsängerin ausgebildet, wandte sich dann aber dem Schauspiel zu und hatte ihre ersten großen dramatischen Erfolge in London. Ihre Glanzrollen waren die Lady Macbeth, Kardinal Wolsley und Romeo. Ihre erste Romeodarstellung fand im Haymarket im Jahre 1846 statt. Die Schwester der Charlotte Cushman war ihre Partnerin als Julia. Über die Aufführung schrieb ein angesehener englischer Kritiker: „Es war ein ungewöhnlicher Triumph, Romeo gab ihrer Leidenschaftlichkeit und der männlichen Kraft ihres Stiles freie Hand. Als Liebhaber übertraf sie in der Glut der Liebe alle männlichen Schauspieler, die ich in dieser Rolle gesehen habe. In der Szene mit dem Mönch übertraf sie Charles Kean. Alles Übertriebene und Unvernünftige in Romeos Verhalten war vergessen in der Glut seiner Liebe, und das Publikum wurde zu der stürmischsten Erregung hingerissen."

Ein Rätsel. Die in Kiew erscheinenden Blätter teilen einen rätselhaften Vorfall mit. In der Glasfabrik in Boguslawka war ein junger Pole Namens Vincenz Szuljakowski als Packmeister angestellt, der sich in der ganzen Gegend großer Beliebtheit erfreute. Am 27. Mai 1901 vermählte er sich mit einer jungen Landsmännin, einem Fräulein Szygielska aus Congreßpolen, und dem in glücklichster Ehe lebenden Paare wurde ein reizendes Knäblein geboren. Vor einigen Tagen nun machte Vincenz Szuljakowski zu Pferde einen Weg in den nächsten Ort, wobei er von dem scheugewordenen Tier aus dem Sattel geworfen und eine lange Strecke am Boden geschleift wurde. Schwer verwundet und bewußtlos wurde er in den nächsten Edelhof gebracht und ein Consilium von vier Ärzten an sein Krankenlager berufen,

wobei sämtliche vier Ärzte zu ihrer größten Überraschung konstatierten, daß der vor ihnen liegende junge Ehemann — eine Frau ist. Der Vorfall, der bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt ist, wurde der Behörde zur Anzeige gebracht.

Elbing. („Herr Pieske".) Am Sonntag wurde hier ein „Mann" festgenommen, der sich Martin Pieske nannte. Er wurde später wieder freigegeben. Wie sich nun herausgestellt haben soll, ist die Person kein Mann, sondern eine Frau Marta Pieske. Es ist wahrscheinlich, so schreibt die „Elb. Ztg.", jenes Mannweib, das in Westpreußen schon sehr viel von sich reden gemacht hat. Sie war die Frau eines Offiziers und Großgrundbesitzers, der früher im Kreise Pr.-Stargard ansässig war, aber durch die tollen Streiche seiner Frau von der Scholle vertrieben wurde. Frau Pieske hatte von jeher eine besondere Vorliebe für Hosenrollen. Ihre pikanten Abenteuer haben in Danzig und in der Provinz viel Gesprächsstoff geliefert, aber sie auch mit dem Strafgesetz wiederholt in Widerspruch gebracht. Als dann gar noch das Geld ausging, sank Frau Pieske mehr und mehr und kam ins Gefängnis und Zuchthaus. Nach einem schwer bewegten Leben fand man sie auf einem Dorfe wieder. Sie war einem Bauern monatelang ein treu ergebener und fleißiger Knecht gewesen, als sie es sich gelüsten ließ, ihre Kunstfertigkeit auf dem Klavier zum besten zu geben. Dadurch erweckte sie Verdacht, und die Folge war ein weiteres Umherirren. „Herr Pieske" scheint übrigens am Ende seiner wechselvollen Laufbahn angelangt zu sein. Was er seinen Kräften zumutete, war mehr, als sie auszuhalten vermochte. Der Todeskeim soll bedenklich an ihm nagen. Das Mannweib, das sein wirkliches Geschlecht geschickt zu verbergen weiß bei den vielen Leibesuntersuchungen, die es über sich ergehen lassen muß — u. a. verlangt jede bessere Herberge von zweifelhaften Personen eine gründliche Untersuchung, damit Ungeziefer ferngehalten wird — dürfte keine geborene Verbrechernatur sein. Erst handelte es aus Übermut und dann, als es sich auf abschüssiger Bahn befand, aus Not.

„Herr Pieske", das bekannte Mannweib, das im Januar in Elbing seine Gastrollen gab, stellte sich heute in Männerkleidern und Schirmmütze der Elbinger Strafkammer vor. Marta Pieske ist am 23. Mai 1860 als Tochter des Rittergutsbesitzers Gronert zu Gellnitz (Kreis Berent) geboren und hat ein bewegtes Leben

hinter sich. Ihre Eltern sind gestorben, ebenso ihr Ehemann der Gutsbesitzer Oskar Pieske, von dem sie geschieden war. Frau Pieske erklärte, daß sie im Elternhause als Knabe erzogen worden ist. Sie hat viele Tage ihres Lebens Gefängniskost genossen. U. a. hat sie wegen Diebstahls zwei Jahre und wegen Betruges drei Jahre Zuchthaus verbüßt. Am 26. März ist Frau Pieske von der Danziger Strafkammer wegen verschiedener Betrügereien, die sie in Danzig und Pr. Stargard verübt hat, zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Wir haben damals über „Herrn Pieske“ und seinen abwechselungsreichen Lebenslauf Näheres erzählt. Bevor „Herr Pieske“ nach Elbing kam, war er vom 16. September bis Januar d. Js. bei Herrn Fabian in Kalthof als Knecht tätig gewesen. Weil dessen Besitzung niederbrannte, verlor „Herr Pieske“ seine Stellung und geriet aus Not wieder auf die Bahn des Verbrechens. Unsern Lesern sind die Taten des „Herrn Pieske“, der sich unter allerlei märchenhaften Erzählungen bei dem Schuhmacher Friedrich Mater (Äuß. Mühlendamm) Unterkunft zu verschaffen wußte, gewiß noch in Erinnerung. Am 21. Januar besuchte Pieske den Schuhmacher Franz Hoffmann, um auch diesen mit Bezug auf die vermeintliche reiche Erbschaft zur Hergabe von Essen und Nachtquartier zu bestimmen. Hoffmann hat sich über den Verbleib der Erbschaft sehr abgemüht, hat aber nichts erfahren können. Die Gerichtsverhandlung gestaltete sich sehr amüsant, selbst die sonst so ernsten Richter konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. „Herr Pieske“ bekam eine Zusatzstrafe von 1 Jahr Zuchthaus und 150 Mark Geldstrafe oder 20 weitere Tage Zuchthaus zudiktiert.

Kischinew. Eine verkleidete Dame mit Gymnasialbildung als Eisenbahnarbeiter. Wie dem „Kiewljanin“ aus Kischinew geschrieben wird, wurde dieser Tage auf einer Station der Südwestbahnen die abenteuerliche Laufbahn eines „Wächters“ aufgedeckt. Vor ungefähr vier Jahren trat in den Dienst der Südwestbahnen als gewöhnlicher Arbeiter ein junger, hübscher Bursche, der sich Alexander R—ski nannte. Er arbeitete in einer Artel und lebte mit den Mitgliedern der Artel in den gemeinschaftlichen Kasernen und teilte alle Beschwerden des Dienstes mit seinen Kameraden. Durch seinen Fleiß und seine Anstelligkeit erwarb sich R—ski in kurzer Zeit das Vertrauen und die Achtung seiner Vorgesetzten, die ihm bald einen Aufseherposten einräumten. Auch in dieser Stellung kam R—ski in vorbildlicher Weise seinen Verpflichtungen

nach und avancierte nach einem Jahre auf einen höheren Posten, durch den er eine Vertrauensstellung einnahm. Zum Erstaunen aller Bekannten des vermeintlichen jungen Mannes stellte sich nun vor einigen Tagen heraus, daß sich unter der einfachen Kleidung des Oberaufsehers eine Dame verbarg — die Tochter eines Gouvernements-Sekretärs Namens Alexandra Alexandrowna R—skaja; sie hatte den vollen Kursus eines Mädchengymnasiums absolviert und dabei eine Prüfung in der lateinischen Sprache bestanden, durch die sie das Recht erhalten hatte, in das Medizinische Institut für Frauen zu treten. Nach Absolvierung des Gymnasiums bekleidete Frl. R. längere Zeit den Posten einer Lehrerin an einer Landschaftsschule und verschwand dort eines Tages völlig spurlos. Da alle Nachforschungen erfolglos verliefen, glaubte man allgemein, daß die Lehrerin verunglückt sei. Gegenwärtig hat sich der Eisenbahnarbeiter wieder in eine Dame verwandelt und wird sich wohl für die Metamorphosen vor Gericht zu verantworten haben. Das russische Blatt betont nachdrücklich die Wahrheit des Mitgeteilten und erwähnt noch zum Schluß, daß die junge Dame durch Familienverhältnisse unglücklichster Art zu ihrem mehr als originellen Schritte veranlaßt worden ist.

(Lodzer Zeitung.)

Der Wasserseppli. Im Schwarzwald lebt ein Original, das außerhalb der Amtsbezirke Triberg und Waldkirch wenig bekannt geworden ist, von dem aber mancher mit Interesse hören wird: der Wasser- oder Marketenderseppli. Droben auf den Höhen des Walds, in der Gegend seiner Heimat, Niederwasser im Amt Triberg, nicht nur, sondern im ganzen Tale der Elz, von deren Ursprung bis zum Dorfe Buchholz unterhalb Waldkirch, im Simonswälder und im Glottertal, ist er gut bekannt und auf allen Höfen gern gelitten. Josef Weber, so heißt der Mann, der der Glücklichste weit umher ist — er fällt schon auf durch sein Gewand und sein eigenartiges Gebahren. Bei der Arbeit trägt er sich vollständig wie eine Frau. Man meint, eine Bauernmagd aus der Gegend seiner Heimat vor sich zu haben. Wandelt er auf der Straße, so ist er dessen nicht zufrieden; eine blaue Zwilchhose, weit genug, hat er über den Rock her angezogen. Frauenstrohhut und Frauenkittel fehlen indessen auch da nicht. Einen blauen großen Zwilchsack, den er halbteilig über die Achsel hängt, führt er dann stets mit sich. Wenig Male trägt er Schuhe, fast immer ist er barfuß. Aus seinem starkknochigen, runzeligen, sonnverbrannten Antlitz

strahlt unendliche Zufriedenheit und Sorglosigkeit. Große runde Ohrringe sollen sein Haupt verschönen. Seine Stimme ist nicht die eines Manns, noch eines Weibs; sie ist ein Zwitterding zwischen beiden, aus welchem Umstand und seiner Vorliebe zu Frauenkleidern manche schließen, daß er weder Weib noch Mann sei. Der Wasserseppli ist geboren im Jahre 1834. Der Schule entlassen, zog er von der Höhe seiner Heimat herab durch die Täler des Schwarzwalds, das Elztal, Glotter- und Simonswäldertal. Die Wanderlust hatte ihn mit einem Male so ergriffen, daß er es in der Folgezeit an einem „Platz" mehr wie eine Woche nicht mehr aushielt. Und seit jener Zeit wandert der Seppli umher. Ein paar Tage sägt er Holz, dann wandert er wieder ein wenig, um dann wieder kurze Zeit Holz zu sägen. Wenn er bei der Arbeit ist, so waltet er fleißig und eifrig seines Amts. Die Leute bewirten ihn zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, allerdings oft auch aus Mitleid, mit seinem liebsten Genußmittel auf dieser Erden, dem Kaffee; Wein und Bier verschmäht der Seppli. Und trotzdem er schon so viele Jahre wandert, hat man noch nicht gehört, daß er Kaffee, noch sonst etwas gebettelt hätte; er nimmt mit Freuden, was man ihm gibt, aber zum „Heischen" gibt er sich nicht herab, wie man ihm auch nicht nachsagen kann, daß er seiner Heimatsgemeinde auch nur einen Pfennig Kosten gemacht hätte. Der Seppli hat von seinem Vater ein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl überkommen. Man hat noch nie erfahren, daß er irgendwo etwas entwendet oder Jemand sonst etwas zu Leid getan hätte. Dagegen ist er oft schon bei seiner Arbeit auf den Höfen in hohem Maße aufgebracht worden, wenn er sich in seinem Rechte verletzt glaubte, grad wie sein Vater, der sich dann in diesem Stadium durch einen „Kreuzsackrä" Luft machte und der deshalb auch hie und da „Kreuzsackrä" genannt wurde. Der Seppli denkt eben: Recht wider Recht. Leute, die ihm freundlich begegnen und insbesondere ihn mit „Seppli" anreden, hält er für brave, redliche Leut; solche, welche nicht freundlich mit ihm verkehren, hält er für bös und bleibt ihnen gegenüber verstockt. Stadtleute liebt er nicht, ist höchst mißtrauisch gegen sie und nur mit Unbehagen spricht er mit ihnen, während alle Kinder seine Freunde und Vertrauten sind. Auf seinen Zügen durch die Dörfer begleiten ihn die letzteren scharenweise, und da hat er Arbeit genug, jedem Red und Antwort zu geben. Die Diener von der heiligen Hermandad fürchtet er, weil ihn einmal einer, der ihn nicht kannte, „für ins Hüsle" mitgenommen hat. Glücklicherweise

aber durfte der Seppli alsbald wieder ins Freie. Im Übrigen ist er mit den Ordnungswächtern noch alleweil gut ausgekommen, weil er niemand behelligt und auch niemand Ärgernis an ihm nimmt. Jedesmal, wenn er in seinen Geburtsort kommt, zeigt sich ein schöner Zug seines Gemüts. Er versäumt nie, dort auf den



Wasserseppli als Mann auf der Wanderschaft.

Friedhof zu gehen und das Grab seiner Mutter aufzusuchen. Sonst geht er jeden Sonntag, sei er, wo er wolle, in den Gottesdienst. Der Seppli hat überhaupt ein weiches Herz und eine große Anhänglichkeit an seine Bekannten ist ihm eigen. Als ihm der Erzähler seiner Zeit die Neuigkeit brachte, Altbürgermeister

und Landtagsabgeordneter Blattmann im Glottertal sei auch gestorben — 16. Juli 1901 — da ergriff es den Seppli sehr und weinerlich ließ er sich aus: „So, so, de Burgermeister isch gstorbet; a wa, i hane guat kennt. Wenns mers nu au gestert z'Buechholz scho gsait hätta — i bi bi der große Greth und bim



Wasserseppli als Frau bei der Arbeit.

Vogtsbur gsi — so wär i gwiß a d'Lücht. I hane fescht gern gha un han scho viel Kaffee trunka beim Burgermeister. Des isch mer jetzt net recht".

(A. d. Monatsbl. d. Bad. Schwarzwaldvereins von Josef Ruf-Waldkirch.)

Mariée à une femme. Mme Ernestine E. Ranck s'est mariée ily a quelques semaines. Le mariage a été celébrè à Baltimore. Jusqu'ici rien d'extraordinaire; car on se marie tous les jours à Baltimore. Mais où la chose devient peu ordinaire c'est que le marié était une femme, Lotta Sawyer. Miß Sawyer porte des vêtements masculins depuis plusieurs années déjà. Mme Rank, dès qu'elle s'est apercue de la supercherie, a déposé une demande en annulation de mariage. Le juge Wright a signé un ordre pour que cette affaire soit jugée par les tribunaux. Dans sa demande, Mme Ranck déclare qu'elle est veuve, a des enfants et a été mariée à Lydia Sawyer le 15 juin dernier par le révérend Anthony Bilkowsky, et que ce n'est que deux jours après la cérémonie qu'elle a découvert que son mari était une femme. Mme Ranck ajoute dans sa demande que l'accusé aavoué l'avoir trompée. Cette demande est faite contre Lotta A. Sawyer ou Lydia Lotta Sawyer, connue sous le nom d'Hermann G. Wood. Un cas semblable ne s'est jamais présenté devant les juges et le code est muet en ce qui touche un mariage entre deux personnes du même sexe. (La Fronde, Paris.)

Ein Verbrecher als Stubenmädchen. In der Wohnung des Direktors der Anglo-österreichischen Bank in Budapest, Lukacs, erschienen mehrere Detektives, und einer derselben machte der Frau des Hauses die überraschende Mitteilung, daß ihr Stubenmädchen, das schon seit mehreren Wochen bei ihr bedienstet war, kein Mädchen, sondern ein Mann und noch dazu ein schon wiederholt bestrafter und von der Polizei eifrig gesuchter Verbrecher sei. Als das „Mädchen“ unter einem Vorwande in den Salon gerufen wurde, verhafteten die Detektivs sofort den verkleideten Verbrecher. (Morgenpost.)

Der Fall, daß eine Frau den größten Teil ihres Lebens als Mann zugebracht hat, ist jüngst wieder in London aufgedeckt worden. Die jetzt sechsundsechzig Jahre alte Person erschien am 2. März unter der Anklage eines Betrugs vor Gericht und zwar in Männerkleidung und machte folgende Angaben über ihren bisherigen Lebenslauf: Nachdem sie einige Jahre als Lehrerin beschäftigt war, ging sie nach Birmingham, und beschloß dort, sich als Mann zu verkleiden, weil sie so besser durchs Leben zu kommen hoffte. Sie diente zunächst zwei Jahre auf einem großen Dampfer als Schiffskoch und wurde dort mit der Dienerin

einer Dame bekannt. Sie „heiratete“ dieses Mädchen und lebte vierzehn Jahre lang mit ihr zusammen. Dann kehrte der „Gatte“ nach London zurück, wo dann später bei einer Aufnahme der Person in ein Krankenhaus ihr wahres Geschlecht entdeckt wurde. Der „Lancei“ knüpft an diese merkwürdige Lebensgeschichte einen geschichtlichen Rückblick. Außer solchen Romanhelden wie die unsterbliche Rosalinde gibt es noch mehrere geschichtliche Beispiele von Frauen, die fast ihr ganzes Leben als Mann verbrachten. Eine davon war Christina Davis, die im Jahre 1739 starb, nachdem sie viele Jahre im 2. Dragonerregiment, das später wegen seiner Grauschimmel den Namen der „Schottischen Grauen“ erhielt, gedient hatte. Sie war 1667 geboren und hatte in sehr jungem Alter einen Mann Namens Welsch geheiratet. Eines Tages wurde ihr Gatte zwangsweise zum Heere eingezogen und nach Holland gesandt. Christina verkleidete sich daraufhin selbst als Mann und ließ sich bei einem Infanterie-Regiment einschreiben, um ihrem Manne nachzufolgen. Nach vielen Abenteuern, unter die auch ihre Teilnahme an der Schlacht von Landen fiel, wurde sie verwundet, gefangen genommen und dann wieder ausgewechselt. Sie geriet weiterhin in einen Liebeshandel, um deswillen sie ein Duell auszufechten hatte, ließ sich später bei der Kavallerie anmelden und machte die Belagerung von Namur mit. Nach dem Frieden von Rijswick kehrte sie nach Irland zurück, ohne ihren Gatten gefunden zu haben. Sie hatte sich aber an das Soldatenleben derart gewöhnt, daß sie bei der nächsten Kriegserklärung wieder in das Heer eintrat. Nach der Schlacht von Blenheim fand sie, als Wache bei den Gefangenen befohlen, endlich ihren Gatten wieder, der sie seit Langem für tot gehalten hatte. Sie beschlossen nun, sich als Brüder auszugeben und weiter beim Heere zu bleiben. Bei Ramillies wurde sie schwer verwundet und dabei wurde ihr Geschlecht entdeckt. Ihr Gatte fiel bei Malplaquet, aber sie heiratete später noch zweimal. Nach ihrem Tode wurde sie mit militärischen Ehren begraben. Zwei andere Mannweiber, die vor etwa zweihundert Jahren viel von sich reden machten, waren Anna Bonney und Mary Read, die ein Seeräuberleben führten. Eine andere Frau erwarb unter dem Namen James Barry den medizinischen Doktorgrad und machte eine glänzende Carrière als Militärarzt, ihr Leben wurde später der Gegenstand einer Novelle „einer modernen Sphinx“. (Hannov. Courier.)

A Young Woman as Garçon de Caffé. On Sunday last, says the "Français", the commissary of policè of the Palais-Royal received the visit of a young waiter from a café who came to lodge a charge against a young woman, Jeanne D——, aged twenty-six, who had left his home, taking with her a number of bracelets, rings, earrings and brooches, which belonged to him· "What were you doing with all that jewelry, which you could not wear?" asked the commissary. The waiter who seemed confused by the question, stammered a vague reply and went off. Jeanne D—— was soon arrested and taken before the commissary. When the charge was read over to her, she cried, "I like that. Do you mean to say that she had the cheek to charge me?" Surprised at this reply, the magistrate questioned his prisoner as to her relations with the garçon de café. "Garçon de café", exclaimed Jeanne D——, "why Monsieur le Commissaire, she's my eldest sister, Marie Duval, aged twenty-eight years. She found herself without a situation six months ago, so she cut her hair, got a waiter's costume and was engaged in a number of cafés on the boulevards." The commissary of police sent for the "soi-disant" Ernest Portier, who, confronted with her sister, had to admit the truth of her statement and withdrew the charge she had made. She will be prosecuted for wearing male costume.

Ein Mann in Frauenkleidern wurde am Montag nachmittag gegenüber dem Hause Waterlooufer 17 aus dem Landwehrkanal aufgefischt. Der Tote, ein kräftiger Mann in der Mitte der 30er Jahre, mit einem leichten Anhauch von blondem Schnurrbärtchen, war vollständig wie eine Dame gekleidet, an seinen Fingern befanden sich eine große Anzahl zierlicher Ringe, welche sich jedoch später als unecht erwiesen. In seinen Taschen fanden sich vor: Ein Deckel von einem Gummistempel in Uhrform, zwei „Hundertmark-Blüten", zwei alte Tombakuhrketten, das Werk einer alten Spindeluhr, Hausschlüssel und „Drücker", neun kleine Schlüssel an einem Ringe und ein leeres schwarzes ledernes Portemonnaie. (Berl. Morgenztg.)

Seltsame Metamorphose. Daß eine Person bis zum 26. Lebensjahre für ein Mädchen gehalten wird, sich aber dann als Mann entpuppt und als solcher weiterlebt — dieser wohl einzig in seiner Art dastehende Fall wird aus Guben gemeldet. Aus der Anna K., die von Geburt an für ein Mädchen gehalten

wurde und herangewachsen in dortigen Fabriken gearbeitet hat, ist ein Albert K. geworden, der sich jetzt nach Berlin begeben hat, um hier als Mann seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

(Berl. Morgenztg.)

Eine amerikanische „Gesellschaftsdame". Eine in Peoria (Vereinigte Staaten) erscheinende Zeitung schreibt: Vor ungefähr einem Jahre arrangierte in Peoria mit den Prominenten, welche jede Gelegenheit benutzen, die ihnen zum Glänzen geboten wird, eine Frau Katharine Howe einen sogenannten Völker-Karneval, dem sie den Namen „Kirmes" beilegte. Katharine imponierte durch eine edle Dreistigkeit namentlich den Blaustrümpfen, die ein Ideal in ihr erblickten. Obgleich sie mager war wie ein Windhund und häßlich wie eine Vogelscheuche, machte sie mit ihrer Maulfertigkeit doch Furore. Daß sie gerade kein sauberes Pflänzchen ist, zeigte sich, nachdem sie ihren faulen Zauber ausgespielt hatte. Pümpe, die sie angelegt, wurden einfach nicht bezahlt, und Männer, die ihre Rechnungen präsentierten, wurden von der schneidigen Katharine mit Flüchen traktiert, die einem Schweinetreiber alle Ehre gemacht haben würden. Es stellte sich auch heraus, daß sie Branntweine trinken konnte, wie ein Matrose. Katharine ist kürzlich im Staate New-York wegen verschiedener Krummheiten verhaftet worden, und bei der Untersuchung hat es sich herausgestellt, daß sie ein Mann in Frauenkleidern ist und eigentlich Hennes heißt.

(Berliner Lokalanzeiger.)

Musketier Bertha Weiß. Die Geschichte der Völkerkriege und Revolutionen verbucht so manche Namen streitbarer und heldenmütiger Frauen. Frankreich hat eine Jeanne Hachette und Jeanne d'Arc; aber die meisten Beispiele haben die Völker germanischer Zunge aufzuweisen. Aus dem Kriege von 1870/71 ist mir dagegen kein Beispiel bekannt geworden, das eine deutsche Frau gegeben hätte, was wohl daran liegt, daß die Entscheidung auf Frankreichs Boden ausgefochten wurde. Dennoch hat es an romantischen Abenteuerinnen nicht gefehlt, welche sich diese Zeit zu nutze machten. Von einer solchen Kreatur soll im folgenden berichtet werden. Es ist Bertha Weiß. Ich bemerke gleich, daß man den Namen dieses Weibes im Soldatenhabit in der Geschichte deutscher Regimenter vergeblich suchen wird. „Musketier" Weiß war eben keine Heldenjungfrau, sondern eine

— Hochstaplerin. Aus diesem Grunde schien es angezeigt, ihrer nicht in „Lied und Heldenbuch“ Erwähnung zu tun. Angesichts des Schwindels der Familie Humbert, worin ja wieder eine Frau die „Seele“ des Ganzen bildet, dürfte aber doch auch der „Fall Weiß“ für Zivil und Militärs großes Interesse bieten. Ich schöpfe meine Darstellung aus den mir vor mehreren Monaten über-



Musketier Bertha Weiß.

lieferten Tagebuch-Aufzeichnungen eines Rheinländers, der nach dem Kriege in seiner Heimatprovinz zunächst als katholischer, sodann als protestantischer Geistlicher gewirkt und nicht mehr unter den Lebenden weilt. „Es war gegen Anfang des August 1870 abends um die elfte Stunde. Wir saßen, wie (leider) so oft, in einem Wirtslokale, uns bei Bier, bei Sang und Dampf unter-

haltend und amüsierend, als plötzlich die Wirtsstube, welche allmählich leer geworden — da Mitternacht herannahte —, sich wieder mit neuen Gästen, und zwar mit marschfertigen Soldaten, füllte. Auch wir an unserem Tische waren munter geworden und schwatzten und plauderten, wie man zu sagen pflegt, dem Teufel das Ohr ab und auch wieder an. Ich hatte soeben in der größten Begeisterung eine Erzählung von meinen Erlebnissen in der Schweiz (1861—1867) beendet, als ein junges bartloses Bürschchen von kleiner Statur — seiner Uniform nach, in der er steckte, dem 29. Regiment angehörend — auf mich zuschritt und mit seinem zarten Stimmchen mich also anredete: „Wie ich soeben aus Ihrer Erzählung vernehmen konnte, haben Sie in der Schweiz in Einsiedeln studiert. Bitte, sagen Sie mir doch, in welchem Jahre dies war?“ Als ich ihm hierauf die Jahre nannte, sagte er rasch: „Ei, da sind wir Studiengenossen! Auch ich habe in Einsiedeln studiert, und zwar zwei Jahre, und zwar zu derselben Zeit!“ Und meine Hand nehmend und schüttelnd, wollte er sofort Smollis mit mir trinken auf unsere alte Studiengenossenschaft. Obschon ich eben noch ziemlich in Eifer und Hitze war, quasi das übliche „Bierfieber“ hatte, hatte mich der „Kamerad“ doch plötzlich stutzig und kaltblütig gemacht. Etwas mißtrauisch frug ich denn nach seinem werten Namen. Er nannte ihn „Bernhard Weiß“. Als ich ihm hierauf bedeutete, daß ich nicht die Ehre hätte und mich nicht besinnen könnte, einen Studienkollegen dieses Namens gehabt und gekannt zu haben, sagte er rasch und ohne sich irre machen zu lassen: „Das sei leicht möglich; es seien daselbst so viele Studenten gewesen, daß man alle nicht habe kennen können. Allein, er habe in Einsiedeln studiert und, nach meiner Angabe, zu derselben Zeit wie ich. Er sei ja in Au', einem kleinen Dörfchen bei Einsiedeln, geboren, also ein Schweizer.“ Dabei nahm er wieder das Glas zur Hand und stieß mit mir und meinen Bekannten an. Mit mir aber trank er Smollis. Da er mir so zudringlich und zugleich doch so artig und freundschaftlich entgegenkam, ließ ich mich denn auch bald herbei, und nun tranken wir fröhlich zusammen ....“ „Bernhard“ Weiß kam von dieser Nacht an vier Wochen lang täglich in das Elternhaus des Gewährsmannes, aß und trank am gleichen Tische und wußte sich rasch bei der Mutter des neugewonnenen Kameraden einzuschmeicheln. Mit einer Schwester musizierte der fremde Musketier oft, wie mir dieselbe mitgeteilt hat. Seine Stimme war nicht zart, aber heiser;

doch fiel das weiter nicht auf, da junge Männer ja oft diese Stimme besitzen. Er kam wohl nur des Bruders wegen. Traf er ihn aber nicht zu Hause, so setzte er sich zu Mutter und Tochter, um zu plaudern. Der jungen Dame war der Mensch zuwider und sie sträubte sich gegen eine Unterhaltung mit ihm. Doch die gutmütige Mutter bat dann immer, Mitleid mit dem „armen Kerl“ zu haben; denn sie meinte, er sei so zart und sie glaube nicht, daß der die Kriegsstrapazen aushalte, sondern im Felde bleibe. Es ist richtig, der dick- und rotwangige „Avantageur“ war als Soldat klein und nicht schön von Gestalt. Das völlig bartlose, rundliche Kinn und das weibische Stimmchen fielen aber weiter nicht auf, weil der „Kerl“ in Uniform steckte und so manchem jungen, schmächtigen Offiziersaspiranten ähnlich schien. Zwar war dem Scharfblick der Schwester nicht entgangen, daß Musketier Weiß für einen Soldaten sehr unordentlich aussah, und daß er immer zwischen den Brustknöpfen eine dicke Partie von Briefen und Notizbüchern verwahrte. Und der Bruder notiert an einer Stelle: „Ich erinnere mich, daß mir seine ziemlich wogende Brust auffiel, als wir einmal zusammen die „Karthause“ hinaufgingen . . . „Kerl, was hast Du immer für eine dicke Brust,“ sagte ich damals arglos zu ihm, „stopfst Du Deinen Rock vorne mit Baumwolle aus, um Dir ein Ansehen zu geben?“ Er lächelte ziemlich verlegen und erwiderte gefaßt: „Gelt, ich gäbe einen famosen Feldwebel!“ Dabei klopfte er triumphierend auf die Brust, als ob das, was er gesagt hatte, ein ganz Besonderes sei . . . Nichtsahnend lenkte ich das Gespräch weiter.“ Nach vier Wochen verabschiedete sich Weiß, indem er vorgab, wieder „ins Feld“ gehen zu wollen. — Es mochte nun seitdem etwa der gleiche Zeitraum verflossen sein, als er mir eines Sonntags wieder begegnete. Unter lauten Freudenbezeigungen drückte er mir die Hand und begann abermals neue Kriegsabenteuer zu erzählen. Nun war er wieder täglich bei mir, bis er nach mehreren Wochen endgiltig Abschied nahm, um „nach Frankreich“ zu gehen. Diesmal begehrte er sowohl von mir, als von meinem Freunde Sch . . . . ein Andenken. Wir wußten nicht recht, was wir ihm geben sollten. Er verlangte aber von mir ein Messer und von Sch . . . . ein Notizbuch. Ich kaufte ihm das Gewünschte; und Sch . . . . lief er bis aufs Bureau nach, um ja des ihm Versprochenenen gewiß zu sein. Meine Mutter gab ihm noch Trauben und ich Briefbogen, damit er uns bald von Frankreich aus schreiben sollte. Er nahm alles und zog ab. — Es vergingen

Tage, Wochen, Monate — mein Freund ließ nichts von sich hören . . . . Ein preußischer Artillerieoffizier erzählte zuerst einem Freunde von einer Abenteuerin und lenkte mich auf „Bernhard“ Weiß. Wohl hatte ich schon in Romanen und Erzählungen ähnliche Auftritte eines Weibes als Soldat geschildert gefunden. Aber hier in der Person unseres „Bernhard“ eine solche Vagantin leibhaftig vor Augen gehabt zu haben, das vermochte ich noch immer nicht zu glauben. Doch endlich lieferten auch Koblenzer Lokalblätter Biographien jener sonderbaren „Heldin“, und ich mußte mich nun wohl oder übel mit der traurigen Tatsache abfinden, daß mein Freund „Bernhard“ Weiß ein — Frauenzimmer gewesen sei . . .“ Der Drang, als Abenteuerin berühmt zu werden und sich einen Namen zu machen, gleichzeitig Schwindeleien damit zu verbinden, ließ Bertha Weiß — dies war ihr rechter Name — Soldat werden. Sie war — so lauteten wenigstens übereinstimmend die Recherchen — keine Schweizerin, sondern sie stammte aus Ostpreußen. Ebenso war Bertha niemals im Kriege gewesen, obschon sie es gewünscht hatte. Sie soll nämlich im Griffemachen mit dem Zündnadelgewehr und überhaupt im Dienste nicht stramm genug gewesen sein, weshalb ihr der Hauptmann Spitz der Kompagnie das Ausrücken ins Feld nicht gestatten wollte . . .“ Rätselhaft bleibt für uns aber doch alles. Wie war es bloß möglich, daß das Weib in Uniform gesteckt und im Truppenteil als löhnungsberechtigter aktiver Soldat eingereiht werden konnte? Sie mußte doch zuvor mit ihrem wirklichen Namen, Geburtsort und Daten in die Stammrolle und Kompagnieliste gesetzt werden. Da ist, wenn die Vermutung ausgeschlossen bleiben soll, als sei ein Mitwisser des Betruges im Spiele gewesen, nur die Annahme möglich, daß Bertha Weiß echte, aber gestohlene oder glaubhaft gefälschte Heimatspapiere auf ihren nom de guerre beigebracht hat; es wäre denn, man hätte infolge der Kriegswirren und der damit verknüpften Truppenverschiebungen jene peinliche Kontrolle außer Acht gelassen, was immerhin plausibel erscheinen könnte. Nachdem der Weiß aber dieser Coup d'affaire, der zweifellos von ihrem ausgesuchtesten Raffinement Zeugnis ablegt, gelungen war, vermochte sie auch unbekümmert um Entlarvung den echten Soldaten zu spielen. Ja, und als nach Koblenz gefangene Franzosen gebracht und dort in einem Barackenlager festgehalten wurden, da avancierte das sprachenkundige Weib flugs zum Korporal, was trotzdem erst recht rätselhaft bleibt, da doch unter den Rheinlands-

söhnen gewiß gar mancher des französischen Idioms mächtig gewesen sein müßte . . . Aber hören wir weiter. Vom Rhein war die Weiß in ihre Heimatsprovinz gegangen. In Königsberg, Gumbinnen u. a. O. hatte sie sich in der Uniform eines Feldwebels als Inhaber des Eisernen Kreuzes ausgegeben, weswegen sie mehrere Male in Haft genommen wurde. Hierbei war auch ihr Geschlecht entdeckt worden. Nach verbüßter Haft ging Bertha Weiß ins Schlesische hinein. Mit dem Soldatenspielen war es jetzt in Friedenszeiten nichts mehr. Also verlegte sich das raffinierte Weib auf einen anderen Schwindel. Sie besaß die Kühnheit, im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau nicht nur Eingang zu finden, sondern sich sogar als — Laienbruder aufnehmen zu lassen . . . Indessen hielt das nicht lange. Ende 1871 verschwand sie, um fortan in der Schweiz den Kuttenschwindel zu versuchen. Und so begegnet man ihr zunächst unter dem Namen „Lebeuf" in Einsiedeln, wo sie seit dem 21. Juni 1872 im Benzingerschen Verlagshause in Kondition war. Natürlich ging sie auch bald im Kloster, wo sie sich dank dem günstigen Umstande, daß der Pater ein Sohn und Bruder jener Koblenzer Familie war, leicht Zutritt hatte verschaffen können, aus und ein. Ja, es dauerte nicht lange, da hatte sie dort selbst als „Bruder" Aufnahme gefunden, weil man der festen Meinung war, daß „Lebeuf" ein guter Freund meines Koblenzer Gewährsmannes und mit diesem wohlbekannt sei. Doch auch hier konnte eine Entlarvung nicht ausbleiben. Sie soll dann noch in Bern u. a. O. der Schweiz aufgetaucht sein, wurde aber schließlich in St. Gallen verhaftet und auf längere Zeit kaltgestellt. Seitdem hörte man nichts mehr von der Abenteuerin, bis 1878 aus Zeitungsnotizen bekannt wurde, daß sie Ende Januar gestorben war.

(Nach einem Artikel: „Aus dem Leben einer deutschen Vagantin" von Ernst Kreowski (Berlin) mit dessen Zustimmung aus der Beilage der Berliner Morgenpost.)

Eine tolle Karnevalsgeschichte erzählt die „Tribuna" vom letzten Maskenball im Eldorado zu Rom. Ein Student, der in einer Parodie auf Mascagnis „Iris" die Rolle einer japanischen Tänzerin ganz großartig verkörpert hatte, war über seinen Erfolg im Mädchengewande so erfreut, daß er die Frauenkleider auch während des Tanzes trug. Als er während einer Tanzpause planlos durch die mit weinseligen Leuten besetzten Säle schlenderte, raunte ihm plötzlich Jemand ins Ohr: „Ein herrliches Geschöpf!"

Er drehte sich um und gewahrte einen sympathischen Jüngling, aus dessen Antlitz sich eine so naive Bewunderung ausdrückte, daß dem Bruder Studio sofort der Gedanke durch den Kopf fuhr: „Aha, ein verliebter Narr, der mich für ein echtes Weib hält!" Der Verehrer der weiblichen Schönheit des Studenten hatte das Aussehen des jugendlichen bartlosen Hausbesitzerssohnes, der soeben flügge geworden ist und bei der ersten besten Gelegenheit sein Taschengeld bis zum letzten Heller „verplundert". Der Student beschloß, den grünen, abenteuerlustigen Jüngling gründlich hineinzulegen; er ergriff seinen Arm, warf ihm einen seiner feurigsten Blicke zu und flüsterte mit liebebebender Stimme: „Gefalle ich Dir vielleicht, Kleiner?" — „Sehr", erwiderte lieblich errötend der junge Mann. Der Student führte nun seinen entzückten Verehrer kreuz und quer durch die Tanzsäle und ließ dann leichthin die suggestiven Worte fallen: „Ich habe riesigen Appetit". — „Wirklich? Dann wollen wir essen", antwortete schlicht und einfach der Jüngling. Gesagt, getan. Bald darauf nahm ein verschwiegenes Kabinet das Liebespärchen auf. Man aß und trank vorzüglich, und als man gerade ein Bischen zärtlich werden wollte, kam die Rechnung. Der „Hausbesitzerssohn" sah sie nur oberflächlich an und sagte dann mit einem reizenden Lächeln zum Kellner: „Der Herr zahlt!" Der Kellner verbeugte sich, diskret und verständnisinnig lächelnd, und entfernte sich. Der Student aber betrachtete mit weit aufgerissenen Augen seinen „Verehrer" und fragte mit kaum hörbarer Stimme: „Was sagtest Du soeben? Wer zahlt?" — „Du!" — „Ich?" — „Na, ja, der Herr zahlt doch immer". — „Ja, bist Du denn nicht der Herr?" — „Ich? Keine Ahnung! Ich bin nur als Mann verkleidet, im gewöhnlichen Leben bin ich Modistin". Tableau! (M. N. N.)

Merkwürdige Geschlechtsverwechselung. „Ein Pfeifer von dem hier in Garnison liegenden Gräflich Haakschen Regimente, der beide schlesische Feldzüge mitgemacht, ward unerwartet von einem Sohn entbunden. Natürlich war der Pfeifer also ein Weibsbild, und der Vater des Kindes war ein Tambour von selbiger Kompagnie, wobei jener diente. Der Vater ward Regimentstambour, und bei der Taufe seines Sohnes befanden sich die vornehmsten Personen des Hofes und andere angesehene und bemittelte Leute, welche die Sechswöchnerin so reichlich beschenkten, daß sie in den Besitz von mehreren Hundert Talern kam". So meldet die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" aus dem

Jahre 1746, und geschichtliche Schriftsteller, z. B. König, bestätigen das wundersame Faktum, daß der Pfeifer nicht bloß von einem Sohne, sondern auch vom Dienst entbunden wurde, wird eigens hinzugefügt, ebenso, daß Trommler und Pfeifer nachher eine gute Ehe geführet. — In dem 1584 neu aufgesetzten Turmknopfe der Nikolaikirche fand sich bei der Öffnung folgende Nachricht: „Anno 1583 ist allhier zu Cölln an der Spree in der Schulen eine Jungfrau offenbar geworden, so in Knabenkleidung in die Schule gegangen und des Baccalaurei famulus gewesen, auch bei ihm im Bett geschlaffen, welcher an ihr nie bemerkt, daß sie ein Weibsbild gewesen. Sie war von Pariß in Frankreich und hat ihre Lektion allzeit so fleißig gelernet, das sie nie gestäupet worden. Kam sie derowegen zu einem Bürger an einen freien Tisch und vertrauete sich endlich der Fraue an. Der Rat, in der Meinung, es sei eine Kundschafterin, hat sie eingesetzet, nachher aber wieder losgelassen, da ihre Unschuld sich erwiesen. Die Gräfin von Zollern nahm sie zu sich, da sie schön ausnähen gekonnt, hat sie aber dann des Administrators zu Halle, Markgraf Joachim Friedrichs Gemahl geschenket". — Im Taufregister der Nikolaikirche vom 23. März 1598 findet sich aufgezeichnet: „Hanns Welens und Annen Frosts Kind getauft. Dieses Kind, weil weder die Wehemutter Margareth, noch die Mutter, noch der Vater, noch der Prediger nicht anders gewußt haben, denn daß es ein Töchterlein wäre, ist in der Taufe Maria genennt worden. Am Tage darnach aber befand die Wehmutter, daß es ein Knäblein were; sind die Eltern darüber erschrocken und haben solches angezeiget; da ist vom Ministerio die Antwort worden, die Taufe were darumb nicht unecht, aber das Kind sollte Maria Georg heißen und hinfort Georg genennet werden". Merkwürdig!

(Vossische Zeitung, Berlin.)

Ein Mann in Frauenkleidern. Am 8. Juli hat sich in Ottakring (Wien) ein Aufsehen erregender Vorfall abgespielt. Ungefähr um 8 Uhr morgens wurden Passanten in der Sandleitengasse von einem Individuum mit einem Revolver bedroht, das Frauenkleider trug. An Haltung, Gang und Benehmen konnte man aber sofort erkennen, daß man es mit einem Manne zu tun habe. Als ihn ein Passant festnehmen wollte, drückte er einige Male den Revolver los, der aber nicht geladen war, und zog dann ein großes Küchenmesser hervor, das er unter der Frauenbluse verborgen gehalten hatte. Aus der nahegelegenen

Wachstube wurden nun einige Wachleute herbeigeholt. Eine Schar von Kindern und Passanten hatte, bevor noch die Wache erschienen war, auf den Mann, der gegen das sogenannte „Fuchsenloch“ zu laufen begann, Jagd gemacht. Während der Verfolgung versah er den Revolver mit zwei Patronen und schwang nun drohend diese Waffe und das Messer in der Luft, um die Leute von der Verfolgung abzuhalten. Als die Wachleute erschienen und sich ihm näherten, gab er aus dem Revolver zwei Schüsse gegen sich ab und brachte sich einen Streifschuß an der Stirne bei, die zweite Kugel drang ihm in die Bauchhöhle. Er stürzte hierauf zusammen und wurde von den herbeigeeilten Wachleuten in das Kommissariat Ottakring geführt. Trotz seiner schweren Verwundung legte er den halbstündigen Weg zu Fuß zurück. Er gab an, Franz von Erlaf zu heißen, Wittwer, 38 Jahre alt und in Petzelskirchen bei Scheibbs wohnhaft zu sein. Man vermutete, daß der Mensch geistesgestört sei. Er zeigte sich sehr apathisch, hielt die Augen fortwährend geschlossen, gibt aber auf Fragen, die an ihn gestellt werden, Antwort. Über das Motiv seines auffälligen Benehmens und des Selbstmordversuchs verweigerte er jede Auskunft. Bewohner der Sandleitengasse, in der sich die Szene zugetragen, behaupten, daß der Mann in dieser Gegend schon wiederholt aufgetaucht sei und sich in Frauenkleidung herumgetrieben habe. Auch gestern abend sei er dort bemerkt worden. Er drängte sich oft an Frauen und Mädchen heran, um mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Um sich nicht zu verraten, habe er ein Taschentuch vor den Mund gehalten, das seine untere Gesichtshälfte verbarg.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Die geheimnisvolle Schönheit. Gar manche — mehr oder minder tiefe — schwere Seufzer sind in Dresden von den Lippen ganz junger und älterer Mädchen, junger und „mittelalterlicher“ Frauen, anklagend zum Himmel, emporgestiegen, als es schließlich bombenfest stand: Anthes ist auf und davon nach Amerika! In der Tat, der fahnenflüchtige tonsüße Georg hat eine stattliche Schar weiblicher begeisterter Bewunderer in Elbflorenz zurückgelassen . . . Daß der so plötzlich bei Nacht und Nebel verduftete moderne Arion so nebenbei auch als Mann an sich des öfteren recht lebhaft von sich reden gemacht, soll seiner Eigenschaft als Magnet der besseren Hälfte des Menschengeschlechts gegenüber keinen Abbruch getan haben. Im Gegenteil. Und da

fällt mir ein, mit welcher Aufregung einmal die Dresdner Damenwelt sich unter anderem ebenfalls mit Anthes beschäftigt hat, wo er sich wie eine verklingende berauschende Melodie über die große Salzlake verflüchtigt hat. Amerika spielte da ebenfalls eine Rolle. Oder vielmehr eine amerikanische Dame. Damals lautete der Ruf der Indignation im Munde der Bewunderinnen des Sängers zwar nicht: „O, dieses Amerika, es ist eine Sirene!“ doch ganz ähnlich. Oder war die Amerikanerin, die ihn veranlaßte, eine Sphinx? Jedenfalls konnte niemand sagen, wer sie war, wo sie wohnte, was sie in Dresden tat. Weder in Gesellschaften noch in Konzerten wurde das prachtvolle Geschöpf mit der golden gewellten, etwas extravaganten Haarfrisur gesehen, nie in der amerikanischen Kirche bemerkt. Und wie scharf auch gewisse neugierige und eifersüchtige Elemente im Musentempel umherspähten, wenn Anthes seine entzückten Zuhörer zu donnerndem Applaus begeisterte, immer und immer wieder mußten sie enttäuscht die Operngläser sinken lassen: des unwiderstehlichen Tenors geheimnisvolle Freundin wurde auch hier niemals entdeckt. Nur im lichten Dunkel der abendlich beleuchteten Straßen der Residenz war sie zu erblicken. Stets an seiner Seite, an der Seite des „Gottbegnadeten“, an seinem Arme hängend, die großen blauen Augen an seine „edlen“ Züge geheftet, ihm hingegeben in seligstem Jugendfrohmut. Alle, die das Glück hatten, die junge Schönheit, Anthes' Amerikanerin — denn daß sie Amerikanerin war, mußte jedermann auf den ersten Blick erkennen —, auf einer solchen vergnüglichen Wandeltour zu sehen, stimmten darin überein, daß es in der ganzen Welt wohl kein weibliches Wesen gebe mit echterer bezaubernder weiblicher Grazie, gepaart mit einer ganz unbeschreiblichen, holdseligen, echt weiblichen Koketterie. Die Art, mit der sie ihr „seidenbeseeltes“, bei jeder Berührung raunend rauschendes Gewand hob — nicht zu viel, nicht zu wenig, weder zimperlich noch herausfordernd —, war genau so meisterhaft wie der Gesang ihres berühmten Freundes. Ja, waren die beiden miteinander nur befreundet oder waren sie Liebende? Die Sache war nicht ganz leicht zu entscheiden. Man sah das Paar in den belebtesten Straßen auf und ab wandeln, man hörte es schwatzen, man glaubte, es in ein paar vereinzelten Fällen durch die vom Prima-Ganymed eines fashionablen Traiteurs um ein Achtel zu weit geöffnete Tür im tête-à-tête sitzen gesehen zu haben, essend und trinkend und Zigaretten rauchend, aber was bewies das, wo

eine „freie“ Amerikanerin im Spiele war? Immerhin erhoben sich Stimmen, die das Benehmen der faszinierenden Schönheit nicht lady-like fanden. War sie eine Lady? Anthes lachte wie ein Toller, wenn in diesem Sinne eine Frage an ihn gestellt wurde. Eines Tages begab ich mich in die im sogenannten englischen Viertel gelegene Fremdenpension der Frau S., um einen Besuch abzustatten. Man bat mich, zunächst in den Salon einzutreten. In einer Ecke desselben bemerkte ich ein Paar von einem Fauteuilsitz ausgehende, langausgestreckte männlich bekleidete Beine. Was aber zu diesen gehörte, blieb mir durch eine riesenhafte Zeitung fast gänzlich verborgen. Ich räusperte mich diskret. Die Zeitungswand klappte nach vorn: ein junger Mensch sprang auf und machte mir eine tadellose Verbeugung. Ein prachtvoller Kerl, schlank, geschmeidig, rassig wie ein Panther, mit hellen Augen und schwarzem Kopfhaar, auf dem ein bläulicher Glanz lagerte. „Dich muß ich schon einmal irgendwo gesehen haben,“ ist mein erster Gedanke; mein zweiter: „Ach, ich weiß, du gleichst dem jugendlichen Lord Byron,“ und dann entringt sich meinem endlich erleuchteten Gehirn triumphierend der dritte: „Du mußt ein Zwillingsbruder sein von ihr, der vielbesprochenen amerikanischen Sphinx!“ Der junge Mensch hatte inzwischen die Zeitung zusammengefaltet; nun verbeugte er sich zum zweiten Male und verließ das Zimmer. Sein Gang, seine Bewegungen, die besondere Art, die langbewimperten Augen aufzuschlagen — wirklich eine ganz frappante Ähnlichkeit . . . . Ob ich recht gehabt, sollte mir bald durch einen Zufall klar werden. Eine Schneiderin, die in unserem Hause arbeitete, war in die Pension gerufen worden. Dort wurde ihr ein kostbares Samtkostüm behufs einer daran vorzunehmenden Änderung übergeben. Bei dieser Gelegenheit zeigte ihr das Stubenmädchen eine Anzahl, wie es sagte, „zu dem Samtkostüm gehöriger“ pompöser Toiletten, meist elegante Straßenkleider, seidene spitzenbesetzte Unterröcke im raffiniertesten Frou-Frou-Genre, Hüte von fabelhaftem Umfange und phantastischer Ausschmückung, einer immer schöner als der andere, wie die Schneiderin versicherte, Mäntel, Mantelets und Jacketts von „todschikem“ Schnitt, und Boas mit geradezu ehrfurchtgebietendem reichem Straußfedergehalt und von der Länge einer Boa constrictor. Auch in genialer Unordnung umherliegende Fächer und Korsetts wurden besichtigt, Schuhe und Stiefel, Regen- und Sonnenschirme, aber auch Spazierstöcke nicht zu vergessen, eine Menge kos-

metischer Mittel of first class quality, wie eine junge schöne und eitle Modedame sie wohl in Gebrauch zu nehmen pflegt. Hatten schon die Spazierstöcke die Verwunderung der Nadelkünstlerin hervorgerufen, so wuchs diese noch mehr, als das Mädchen einen Schrank öffnete, in dem sich eine Anzahl eleganter — Herrenkleider aneinander schmiegten. „Aber um des Himmels willen," rief unsere Schneiderin aus, die Hände zusammenschlagend, „wem gehört denn diese merkwürdige Ausstattung?" — „Nun, unserem lustigen Mr. X. Y.," gab das Mädchen zur Antwort; „er ist ein amerikanischer Krösus, der mit den Goldstücken nur so herumwirft. Am reizendsten und freigebigsten ist er aber immer, wenn er dies hier aufsetzt," fügte es lachend hinzu, und dabei zog es ein weißes Tuch von einem am Toilettenspiegel hängenden Gegenstand. Es war eine wundervoll gearbeitete goldblonde — Damenperrücke.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

Vom Frauentage in Wiesbaden. Die Delegierte in Reformtracht. Der Zwischenfall, der sich Montag Nachmittag in Wiesbaden ereignete und dessen unfreiwillige Heldin eine Teilnehmerin an der fünften Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine war, hat diesem Frauenkongresse mehr, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre, das Interesse zugewandt. Was zunächst die gestern gemeldete Verhaftung einer Berliner Dame betrifft, so stellt sich die Sache erfreulicherweise harmloser und humoristischer dar, als sie nach der Darstellung der Frankfurter Zeitung geschienen hatte. Der in Wiesbaden erscheinende Rhein. Cour. erzählt, wie uns telegraphisch übermittelt wird, über die Szene und ihre Veranlassung folgendes: „Gestern Nachmittag wurde uns von dem Vorstande des Frauentages mitgeteilt, eine Delegierte des Frauenbundes sei auf der Friedrichstraße verhaftet, nach dem Revier verbracht und nach Feststellung ihrer Personalien, ohne ein Wort der Entschuldigung, entlassen worden. Da uns dieser Vorgang sehr unwahrscheinlich vorkam, erkundigten wir uns und konnten folgendes feststellen: Gestern Nachmittag bemerkte ein Schutzmann in der Friedrichstraße einen Mann, der, von etwa 300 Personen umgeben, langsam die Straße entlang schritt. Der Schutzmann hegte die Befürchtung, es sei etwas Ungebührliches vorgefallen, eilte hinzu und ersuchte den Herrn, ihm auf die Polizeidirektion zu folgen. Hier bat der Vertreter der heiligen Hermandad um den Namen des Betreffenden und

erfuhr zu seinem größten Erstaunen, daß er es mit einer Dame zu tun habe, die sich ihm als eine Berliner Delegierte zum Frauentage legitimierte. Der Schutzmann sorgte zuerst dafür, daß die schaulustige Menge von dannen zog, und entließ dann die sehr entrüstete Dame, indem er ihr, immer noch zweifelnd, bis nach dem Civilkasino folgte. Wie uns die Erkennungsszene geschildert wurde, verlief dieselbe für die Unbeteiligten sehr humoristisch. Der Fernstehende nimmt die Lehre daraus, daß die Wiesbadener für die Kleiderreformen der Frauenrechtlerinnen noch nicht genügend vorbereitet sind; man hat hier die allerdings noch vorsintflutliche Ansicht, eine Frau müsse wie eine Frau aussehen und man könne nichts Verkehrteres tun, als Frauenrechte in Männerkleidern verfechten zu wollen.“ Danach scheint also Frau Hilda v. D . . . . r es mit der Reformtracht ein wenig zu weit zu treiben. Wie des näheren berichtet wird, trug Frau Hilda zu ihrer Reformkleidung auch einen Herrenhut und unter diesem kurzgeschnittene Haare, und dieses ganze Ensemble hat, wie erwähnt, in dem Schutzmanne die seltsame Meinung entstehen lassen, er habe es nicht mit einer Frau zu tun, die ähnlich wie ein Mann, sondern mit einem Mann, der ähnlich wie eine Frau gekleidet sei. Darnach fällt die Lächerlichkeit des Vorfalles zum Teil auf seine Heldin zurück. Immerhin aber hätte der ehrenwerte Wiesbadener Schutzmann ein wenig vorsichtiger sein können, und hoffentlich hat er es am Ende auch nicht an der genügenden Entschuldigung fehlen lassen. (Berliner Morgenpost,)

Der Fall A . . . . . . g. Die wunderliche Geschichte von dem verhafteten und wieder freigelassenen Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g, so sich jüngst in dem in deutschen Landen nicht unbekannten Städtchen Weimar zugetragen hat, wird, wie alle schönen Geschichten, auf zweierlei Art erzählt. Die Schilderung, die die Heldin selber von dem Vorfalle entworfen hat, haben wir vorgestern wiedergegeben, jetzt ist ihr die amtliche Darstellung an die Seite getreten. Da es eine Darstellung von anderer Seite ist, zeigt sie den Fall, natürlich auch in anderer Beleuchtung, und weil die nicht weniger humoristisch ist als die frühere, so sei das Schriftstück hier wörtlich wiedergegeben. Der Weimarer Oberbürgermeister als Vorstand der Weimarer Polizei veröffentlichte folgende „Bekanntmachung. Die Berichte in den Zeitungen über das Vorkommnis mit Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g veranlassen mich, den Vorgang, wie er amtlich festgestellt worden

ist, bekannt zu geben: Dem Schutzmann Haldrich — und nach dessen Angaben auch den beiden Bahnsteigschaffnern — war die betr. Dame nach Stimme, Gesicht, Haartracht, Hut und Gesten (wie sie den Hut abnahm und durch die Haare strich) aufgefallen. Der Schutzmann schöpfte den Verdacht, daß ein Mann sich verkleidet und die Verkleidung gewählt habe, um sich einer etwaigen Erkennung und Entdeckung aus gewichtigen Gründen zu entziehen. Deshalb sprach er, da die Schutzleute wegen der jetzt so häufigen Schwindeleien, Betrügereien und Diebstähle zur strengen Vigilanz, insbesondere während der Abend- und Nachtzeit, angewiesen sind, die betreffende Person auf der Straße an und fragte, wann sie zugereist sei, welche die Frage beantwortete und, bevor Haldrich imstande war, weitere Fragen zu stellen, hinzufügte: „Sie wollen mich doch mit auf die Wache nehmen, da nehmen Sie mich nur gleich mit, ich will Ihre Behörde sprechen und ein Protokoll aufnehmen lassen, die Frechheit geht noch über Wiesbaden.“ Des Schutzmanns Einwand, die Befugnis um Auskunft über ihre Person zu bitten, stehe ihm doch zu, fertigte die Dame mit der Erklärung ab: „Dieses Recht wollen wir Ihnen eben nehmen“, und wiederholte auf das bestimmteste das Verlangen, der Polizeibehörde vorgeführt zu werden, ohne daß sie ihren Namen und Stand dem Schutzmann nannte. Diesem Verlangen entsprach der Schutzmann Haldrich, ohne daß die Aufmerksamkeit anderer erregt wurde. Schutzmann Schulz, der Dienst auf der Polizeiwache hatte, bezeugt, daß pp. Haldrich nach Ankunft mit der Dame im Rathause letztere nochmals frug. „Wollen Sie mir nun Ihren Namen nennen?“ worauf dieselbe antwortete: „Nein, Ihnen sage ich meinen Namen nicht, ich verlange einen höheren Beamten.“ Dem anwesenden Kriminalschutzmann Quehl, dem die Dame dann ihren Namen nannte und der mit ihr über den Vorfall verhandelte, erklärte Fräulein Dr. A...... g unter anderem: „Eigentlich habe sie den Schutzmann mit hergebracht und nicht der Schutzmann sie, der Vorfall komme ihr gerade recht, sie brauche solches Material, damit der Paragraph (sie nannte einen Paragraphen des Strafgesetzbuches) falle, sie gehe an den Reichstag, ihr Name sei kein unbekannter, ihr stünden fast alle Zeitungen zur Verfügung; wir hätten einen Fall Berlin, Köln, München, Wiesbaden gehabt und nun hätten wir noch einen Fall Weimar.“ Weimar, den 30. Oktober 1902. Der Gemeindevorstand Großh. Residenzstadt. Der Oberbürgermeister. Pabst, Geheimer Regierungsrat.“ Fräulein A . . . . . . g ist eine sehr streitbare

Dame, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie die Gelegenheit, die sich ihr zu einer Demonstration gegen § 361, 6 St. G. B. bot, wirklich mit einer gewissen Freude ergriff. Fräulein A . . . . . . g, so schrieben wir am Donnerstag, „die, fast möchte man sagen, das Glück gehabt hat, am eigenen Leibe die widersinnigen Folgen des § 361 zu verspüren, wird daraus für ihre Bewegung gewiß genügend Kapital zu schlagen wissen.“ Aber wir glauben, auch die Darstellung der Weimarer Polizei wird Fräulein A . . . . . . g nicht ganz daran verhindern können. Selbst wenn der amtliche Bericht, der auf den Aussagen der beteiligten Beamten beruht, der subjektiven Färbung ganz entbehren sollte, würde doch so viel bestehen bleiben: Der Anlaß, sich in polizeilicher Experimental-Psychologie zu üben, ist Fräulein A . . . . . . g von der Polizei selbst geliefert worden. Ist etwa ungewöhnliche Kleidung schon ein Grund, daß eine Dame, die im übrigen nicht den geringsten Wunsch zu erkennen gegeben hat, von irgend jemand angesprochen zu werden, plötzlich just von einem Schutzmanne angesprochen und nach ihren Personalien gefragt wird? Auch die Befugnis, irgend einer Dame den Tituskopf zurechtzusetzen, kommt der Polizei nicht zu. Die Kritik der Art und Weise, wie sich das Fräulein durchs Haar gestrichen habe, zeugt zwar von einer sehr feinen Beobachtungsgabe, aber im Interesse der männlichen und weiblichen Mitwelt möchten wir doch diese ästhetische Betrachtungsweise nicht gerne zum polizeilichen Usus werden sehen. Ebensowenig können wir, offen gestanden, uns vorstellen, in welcher Weise sich die Hutabnahme des Fräulein A . . . . . . g als eine staatsgefährliche Handlung hätte charakterisieren können. Die Weimarer Polizei hat auch selber anerkannt, daß von seiten des Schutzmannes ein Mißgriff begangen worden, denn sie hat sich dafür in loyaler Weise entschuldigt, und es ergibt sich aus dem Vorfalle für alle Kollegen des berühmt gewordenen Schutzmannes von Weimar die schöne Lehre, immer, wenn sie sich anschicken, eine Dame anzusprechen, es sich vorher recht genau zu überzeugen. Es könnte sonst einer wieder an das so energische Fräulein Dr. jur. A . . . . . . g geraten, was wir keinem wünschen möchten.

(Berliner Morgenpost.)

Chicago, Ill., Sept. 25.—Officers in command at Fort Sheridan are discussing the propriety of seeking to arrest Mrs. Rufus M. White as a deserter from the U. S. Army. Disguised in the uniform of a U. S. soldier they say that she enlisted and for

the past three months has masqueraded as a trooper. She lived with her husband, who is a tailor at the fort, posing as his brother. It was only through an accident to her 3-year-old daughter that her sex was revealed. The child was hurt, and between its sobs called the woman „mother“. Mrs. White was excused by the officers, and went to don garb becoming her sex. Instead of returning she disappeared and is now technically a deserter from the army. Mystery is added to the case by the fact that she was allowed to enlist without her sex becoming known. It is said that while the woman was at the fort she entered into the sports of the soldiers with all the zest possible to a man.

Eine Hochstaplerin in Männerkleidung wurde gestern von einigen Privatdetektivs entlarvt. In der Familie des Medizinalrats E. in Ch. verkehrte seit einigen Monaten ein junger Student der Medizin, der sich von Kaminski nannte und angab, gebürtiger Pole zu sein. Vor etlichen Wochen machte nun der Medizinalrat die unangenehme Entdeckung, daß ihm mehrere teure chirurgische Instrumente sowie einige Schmuckgegenstände von Wert abhanden gekommen waren, und sein Verdacht lenkte sich auf den jungen Polen. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, betraute er ein Privatdetektivbureau mit der Beobachtung des jungen Studenten, dessen Wohnung der Familie des Medizinalrats nicht einmal bekannt war. Schon nach wenigen Tagen teilte ein Detektiv dem erstaunten Medizinalrat mit, daß der angebliche Pole eine — Polin sei und bei einer Frau in der Knesebeckstraße möbliert wohne. In Begleitung des Medizinalrats begaben sich zwei Detektivs gestern vormittag zu dem Pseudo-Studenten und entlarvten ihn als — Betrügerin. Von den gestohlenen Schmucksachen fand man nichts mehr vor, wohl aber sämtliche Instrumente. Die Hochstaplerin, welche sich unter falschem Namen in Ch. aufhielt, verkehrte in Männerkleidung in der besten Gesellschaft. (Die Welt am Montag.)

Eine drollige Verkleidungsgeschichte, die sich fast wie ein gut erfundener Schwank erzählt, aber buchstäblich wahr ist, ist dieser Tage in Lübeck passiert. In der vom Bahnhof in die Stadt führenden Holstenstraße fiel einem Schutzmann ein sonderbares Pärchen auf, ein Landmann und ein als Künstler sich geberdender Jüngling, der sich sehr aufgeräumt zeigte. Der Schutzmann vermutete in dem Jüngling eine Dame in Männerkleidung,

folgte den beiden ungleichen Gesellen und lud sie, als sie in der Nähe der Polizeihauptwache angelangt waren, zu einem Besuche derselben ein. Hier wurde der Jüngling ersucht, seine Kopfbedeckung und eine Perrücke, sowie einen blauen Kneifer abzunehmen. Zeigte sich der Landmann während der Einleitung zu dieser Entkleidung sehr ungehalten, daß man seinen „Freund", der auf einer benachbarten Station auf der Reise nach Lübeck zu ihm ins Coupé gestiegen war, etwas energisch anfaßte, so war es jetzt an ihm, den Dummen zu spielen. Aus der Entkleidung erstand niemand anders als — seine eigene Frau, die ihrem Herrn Gemahl, der die Freuden des Weihnachtstrubels in Lübeck allein genießen wollte unerkannt gefolgt war. Die geistigen Gaben scheinen in dieser ländlichen Ehe — die Leutchen stammen aus dem mecklenburgischen Orte Grevesmühlen — verschieden verteilt. (Charl. N. Z.)

Amerikanerinnen in Männerrollen. Vielleicht erinnert man sich noch jener New-Yorkerin Namens Hall, die stets als Mann gekleidet und nur als solcher bekannt, ja verheiratet, in der städtischen Politik und in Kneipen eine Rolle spielte. Damals handelte es sich um ein Kind des Volkes. Heute nun, — so schreibt uns unser New-Yorker v. G.-Korrespondent — brachte ein Dampfer aus Europa die Leiche der wohlhabenden Tochter eines Offiziers in den Hafen, bei deren Tode im Bade erst konstatiert war, daß der angebliche Winslow Hall (derselbe Name), der in Männerkleidern als Gatte einer hübschen Italienerin reiste, in Wirklichkeit Caroline Hall, eine alte Jungfer aus Boston war. Die Italienerin gibt zu, seit Jahren als dessen „Gattin" gelebt zu haben. „Er" habe sie, die arme Gouvernante, in Neapel kennen und lieben gelernt und ihr die Welt gezeigt. In Europa seien sie meist als Graf und Gräfin Cassini gereist, da „er" behauptet habe, daß bei den Leuten der alten Welt ein „Graf" vor dem Namen viel ausmache. Es scheint beinahe mehr bei denen der neuen. (Berl. L.-A.)

Über einen Raubanfall, den ein neunzehnjähriges Mädchen in der Woche vor Ostern verübt hat, berichtet die „Augsb. Abendztg." Der Bahnhofwirt in Otterfing, Emmeran Portenlänger, wurde Morgens, als er noch im Bette lag, von einem Räuber angegriffen, der mit einem schweren Maschinenhammer nach ihm schlug, ihn aber nur auf Schulter und Arm traf. Auf das Geschrei des

Wirtes sprang der Eindringling von der Altane und flüchtete in den Frauenabort. Dort entpuppte sich der Räuber als die Tochter des Stationsdieners, Marie Ecker aus Murnau. Sie war früher Aushilfskellnerin bei Portenlänger und kannte das Haus. Nachdem sie den Raubplan gefaßt hatte, verschaffte sie sich in München Männerkleider, verbarg sich Nachts im Dachboden und schritt dann in der Frühe zur Tat.

Marie-Louise et Louis-Marius. — La presse française s'est déjà occupée du cas curieux de cette jeune repasseuse d'Albi, qui, vers l'âge de dix-huit ans, s'est brusquement transformée en un beau garçon et a troqué ses jupes de jeune fille pour des culottes viriles convenant désormais à son sexe nouveau. Un confrère parisien a interrogé ce jeune homme qui hier encore était une vierge timide et lui a demandé les impressions qu 'avait produites en son esprit sa subite métamorphose. Marie-Louise, devenue aujourd'hui Louis-Marius, est un joli garçon bien découplé, d'une taille de I m. 68 environ, à figure douce, éclairée par deux grands yeux marron clair, les cheveux châtain, sans poitrine et sans hanches, et qui ne semble pas le moins du monde embarrassé de son costume masculin. Il a la voix claire d'un enfant, bien qu'il aille sur ses dix neuf ans et qu'un soupçon de moustache blonde orne sa lèvre supérieure. Il a fui Albi où il était l'objet de la curiosité publique, pour se réfugier chez un de ses oncles à Carcassonne; mais il lui tarde de recevoir ses parents: son père, qui a été légèrement estomaqué de se voir un fils quand il s'était accoutumé à chérir une fille; sa mère, pour qui il a une grande affection, et sa sœur aînée, qui est une habile couturière d'Albi. Aussi quitte-t-il Carcassonne aujourd'hui pour rentrer dans sa famille. „ — Je resterais bien ici, dit-il; mon oncle m'apprendrait son métier de plâtrier, car je ne peux plus décemment continuer ma profession de repasseuse; mais je languirais trop, loin des miens. Je pense que les garçons d'Albi ne m'embêteront pas; du reste, je suis décidé à leur répondre comme il faut. Et Louis-Marius a un geste énergique qui affirme manifestement sa virilité; il serre le poing, un poing d'homme robuste qui n'a rien de la délicatesse d'une main de femme. Y a-t-il longtemps qu'il s'est senti un homme? Par bribes. Marius conte son histoire qui a été jusqu'à présent celle d'une fillette sage: il a fréquenté l'école des filles, a fait sa première communion vêtu de la robe de mousseline blanche, a entrepris le métier de repasseuse qu'il

exerçait honnêtement à côté de sa mère, allait à la promenade avec ses compagnes et vivait tranquille sans penser à mal. „ — Cependant, vous étiez une fille, vous deviez avoir des amoureux. „ — Oh! répond Marius, je ne les écoutais pas. Marie-Louise ne fut jamais serrée de près par un galant. Et puis, quelque chose troublait son âme: „ — Il y avait bien deux ans, ajoute le jeune homme, que je me sentais pousser des . . . ailes, mais je n'osais le dire à personne. Enfin tout récemment je m'en suis ouvert à ma mère, mon père a été mis au courant, on m'a coupé les cheveux, mis un pantalon, et voilà, je suis un homme et j'en suis content. „ — Plus content que fille? „ — C'est que je n'étais plus une fille depuis quelques mois, et j'avais peine à supporter mes jupes. „Et vos compagnes connaissaient-elles votre état? Vous pouviez librement leur conter fleurette. „Oh! je n'en ai jamais abusé. Louis-Marius est demeuré chaste. Nous avions d'autres questions à poser, mais il ne fallait pas effaroucher davantage la pudeur de Marius qui pouvait se rebiffer et montrer son poing, ce poing promis aux jeunes gens d'Albi trop curieux. Puis le jeune homme n'aime pas les journaux, la presse a déjà trop parlé de lui. Pour l'instant, il va se faire raser; la barbe lui pousse et il ne veut garder que la moustache. Et il s'en va gaillardement comme un homme qu'il est, qu'il est définitivement: du moins il l'espère. (Belge.)

L'Homme-Femme. Dans ses „Echos", le Journal a signalé, hier, le cas véritablement extraordinaire et quasiment unique d'une femme hospitalisée en ce moment à Lariboisière, et qui cache son identité sous des vêtements masculins, Or, cette femme, et ce n'est pas là la particularité la moins curieuse de son cas, exerce le dur métier de charretier. J'aurais voulu parler à cette femme, lui demander les raisons qui lui ont fait échanger ses habits féminins contre la cotte et la vareuse du roulier; mais M. Faure, directeur de Lariboisière, n'a rien négligé pour sauvegarder l'incognito de sa malade, et il a établi à l'entour de son lit un minutieux service de surveillance. J'ai essayé d'interroger M. Faure; l'aimable fonctionnaire s'est retranché derrière le secret professionnel. Sa femme-roulier l'a supplié de ne donner aucun détail sur sa personnalité; le directeur a promis et il tient parole... Cependant, j'ai réussi à me renseigner, j'ai vu la malade et, si je ne l'ai pas questionnée, c'est que je n'ai pas voulu troubler son sommeil... L'homme-femme, „Monsieur Paul", c'est le nom

qui la désigne sur les registres d'inscription, est soignée dans le service du docteur Peyrot, dans la salle Denonvilliers. Monsieur Paul n'est pas un inconnu à Lariboisière: il y a quatre ans, le docteur Peyrot l'a opéré pour un accident du genou. Aussi, mardi dernier, lorsque Monsieur Paul, qui souffrait énormément de son ancienne blessure, se présenta à Lariboisière, il fit prévenir le directeur, qui lui évita les formalités de la visite. Aujourd'hui, l'intéressant sujet va beaucoup mieux et, dans le courant de la semaine prochaine, Monsieur Paul aura repris son fouet, et, certes, lorsque nous le rencontrerons dirigeant de lourds fardiers à travers les rues de la capitale, aucun de nous ne songera à suspecter son sexe. Cette femme est, en effet, une gaillarde, taillée comme un véritable hercule, et elle se plaît à raconter certaines de ses prouesses, certaines des altercations qu'elle eut avec des hommes — de vrais hommes, ceux là — et qu'elle vous retourna comme un gant. Toute sa personne dénote la force physique: ses mains sont larges et puissantes, les biceps énormes et la tête, malgré l'absence de barbe ou de moustache, ressemble plutôt, avec ses cheveux noirs et drus, taillés à la Bressan, à un visage d'homme adulte. Et Monsieur Paul, qui vient d'entrer dans sa vingt-cinquième année, s'offre chaque semaine le luxe d'une séance chez le coiffeur, qui, malgré que l'utilité ne s'en fasse pas sentir, promène son rasoir sur la face glabre de son client. L'histoire de cette femme, de cette jeune fille? Elle est simple. Tout enfant, elle fut trouvée par des rouliers et, comme on ne put découvrir ses parents, les charretiers — de braves gens — l'adoptèrent — à plusieurs. Elle grandit tant bien que mal dans les jambes des chevaux et, lorsqu'elle eut atteint sa cinquième année, elle était déjà grandelette. Ses pères adoptifs, à tour de rôle, l'emmenèrent, pour la distraire, faire avec eux leurs livraisons. Et l'enfant s'éprit d'une véritable affection pour les chevaux. De la vie, elle ne connaissait que les charretiers, qui la comblaient de soins et de prévenances, et leurs robustes percherons. On ne songea jamais à l'envoyer à l'école, et elle — et pour cause — ne le demanda pas. Elle ne sait, par conséquent, ni lire ni écrire, mais elle n'en est pas moins très intelligente, encore qu'un peu libre d'allure et de langage. Un jour, l'enfant voulut conduire un attelage. L'idée amusa ses parents adoptifs, hommes simples, et, pour lui permettre cette expérience, ils lui confectionnèrent des vêtements de jeune garçon. La fillette recommença le lendemain et les jours suivants et, depuis, elle n'a jamais plus quitté les

habits masculins. Actuellement, Monsieur Paul est employé chez un des plus importants camionneurs de Paris, et ses patrons, à tous les points de vue, sont satisfaits de ses services. L'homme-femme craint que ceux qui l'emploient, s'ils apprennent sa véritable identité, ne le remercient. C'est justement pour cette raison que la malade de Lariboisière a supplié M. Faure de ne pas dévoiler son incognito. Et puis Monsieur Paul a peur, si son sexe est connu, d'être en butte aux tracasseries et, aussi, aux galanteries de ses camarades. Or, Monsieur Paul est sage et veut rester sage . . . Paul Erio.

(Le Journal, Paris.)

Un homme-femme à Lariboisière. Il y a quelques jours, on apportait à l'hôpital Lariboisière un charrettier qui venait d'être victime d'un accident assez grave. C'était un individu paraissant âgé d'une trentaine d'années, au masque glabre, aux traits accentués, avec des cheveux très noirs coupés drus, et pourvu de muscles d'athlète. Quelle ne fut pas la stupéfaction des médecins chargés d'examiner l'inconnu, en découvrant que ce fort gaillard était . . . . une femme! Et une femme possédant tous les attributs de son sexe. Cet étrange personnage, qui a d'ailleurs — tout comme Mme Dieulafoy — une permission en règle de porter le costume masculin, répond au nom de Paul et feint de ne pas entendre ceux des internes qui l'appellent Madame. Il serait intéressant de savoir pour quel motif, et à la suite de quelles circonstances, cette femme a été amenée à choisir le rude métier de charretier. (Le Journal. Paris.)

Ein Mann in Frauenkleidung wurde in der Nacht zum Donnerstag um 3 Uhr vor dem Hause Luisenstraße 14 sinnlos betrunken aufgefunden. Die vermeintliche Frauensperson, die schönes langes blondes Haar hatte und einen großen Federhut trug, wurde von einem Schutzmann und einem Wächter in die benachbarte Charité gebracht. Als man sie hier betten wollte, stellte sich heraus, daß man es mit einem Manne zu tun hatte. Der Betrunkene wurde nun nach dem Gewahrsam des Polizeipräsidiums gebracht.

(Berl. Morgenzeitung.)

Männer in Frauenkleidern. Vor kurzem starb in Freienwalde ein 82jähriger Greis, der fast sein ganzes Leben lang Frauenkleider getragen hat. Der Mann, Namens Klemens Jung, hatte

sich als junger Bursche bei einem unglücklichen Sturze eine schwere Verletzung am rechten Oberschenkel zugezogen, so daß ihm das Bein abgenommen werden mußte. Als er geheilt war, schämte er sich, mit dem hölzernen Stelzbein vor den Leuten herumzugehen und zog deshalb Frauenkleider an, durch die sein Gebrechen mehr verhüllt wurde. Beinahe siebzig Jahre lang ging der Mann, der von seinen Ortsgenossen „die alte Klementine" genannt wurde, in Frauenkleidern einher. Es ist dies wohl die seltsamste Ursache, wegen welcher ein Mann in seiner äußeren Erscheinung sein starkes Geschlecht verleugnete. Indessen gab es und gibt es wohl heute noch zahlreiche Männer, die — sei es in einzelnen Fällen, sei es dauernd — Frauenkleider anlegten, was für den gesunden und normal veranlagten Mann immer etwas Verächtliches, Herabwürdigendes hat. Es hat Männer gegegeben, die zu bestimmten Zwecken, so um ihre Verfolger auf der Flucht zu täuschen, Frauenkleider für kurze Zeit anlegten. So floh z. B. der bekannte holländische Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius im Jahre 1621 in den Kleidern seiner hochherzigen Frau aus dem Gefängnis und rettete sich nach Frankreich. Und es hat andere Männer gegeben, welche zu anderen Zwecken der Täuschung die Maske der Frau annahmen, sei es als Spione im Kriege, sei es um Betrügereien auszuführen. So erregte beispielsweise im Jahre 1807 in England ein Gauner großes Aufsehen, der sich in Damenkleidung bewegte und insbesondere in Postwagen bei vornehmen Herren Diebstähle ausführte, nachdem er die betreffenden Opfer zu allerlei Liebenswürdigkeiten und zärtlichen Annäherungen veranlaßt hatte. Und derartige Gauner sind wohl oftmals vor- und nachher in großer Zahl bis auf unsere Zeit aufgetreten. Weit interessanter aber ist das Gebiet der Männer in Frauenrollen auf der Bühne. In unserer heutigen Zeit wirkt die Darstellung einer Frauenrolle durch einen Mann, wenn nicht gar unästhetisch so doch höchst komisch, und nur zu komischen Zwecken legt der männliche Darsteller auf der Bühne Frauenkleider an. Besondere Sensation erregte in dieser Beziehung der Schwank „Charleys Tante", der vor zehn Jahren etwa von England nach Deutschland importiert wurde und noch heute manchmal gegeben wird, weil die männliche Hauptrolle, eine Verkleidungsrolle, ungemein komisch wirkte. Auch in den Variétébühnen treten oftmals Komiker in Damenkleidung auf, doch wirken diese sogenannten Damenimitatoren zumeist unästhetisch und widerlich. Der Unterschied zwischen

diesen und den Darstellern der Hauptrolle von „Charleys Tante“ liegt freilich auf der Hand. Die letzteren wollen keine Frau in Wirklichkeit darstellen, das Publikum, das die Intrigue des Stückes kennt, ergötzt sich daran, wie im Stücke eine Person gefoppt wird dadurch, daß ein Mann, der jedem Zuschauer als Mann bekannt und erkennbar ist, sich für eine Frau ausgibt. Je weniger dieser Komiker wirklich als Frau erscheint, je mehr seine linkischen Bewegungen in den Frauenkleidern das Publikum immer wieder an den Mann erinnern, je komischer ist die Wirkung der Rolle. Anders bei den Damenkomikern und Damenimitatoren, bei deren Auftreten der Witz darin liegen soll, daß sie durch Stimme, äußere Erscheinung und Alluren vollkommen den Mann zu verleugnen suchen und als Frau auftreten, um plötzlich dann am Schlusse ihrer Vorführung durch Rückfall ins männliche Organ sich als Männer zu decouvrieren. Alles das wirkt auf das feinere ästhetische Empfinden des modernen Geschmacks widerlich. Das ist nun freilich nicht immer der Fall gewesen; die Anschauungen haben in dieser Beziehung vollkommen gewechselt. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Bühne überhaupt von Frauen nicht betreten wurde und Männer in weiblichen Rollen auftraten, Das englische Theater z. B. wurde erst ungefähr im Jahre 1670, unter Karl II., von Damen betreten, deren Rollen bis dahin von Knaben und dem Alter dieser nahestehenden Jünglingen gespielt worden waren. Der letzte Schauspieler, welcher sich in weiblichen Rollen als Knabe berühmt gemacht hatte, so daß er der Liebling aller Damen war, lebte noch weit ins 18. Jahrhundert hinein und hieß Kynaston. Häufig fuhren die vornehmsten Ladys, wenn er die Rolle der Julia oder Cordelia gespielt hatte, mit ihm im Hydepark umher und weideten sich an seiner Grazie, Zurückhaltung und dem schönen Anstande, sowie an der Täuschung, von welcher das große Publikum befangen war, wenn es den Knaben für eine junge reizende Miß hielt. Als endlich in England auch die Frauen die Bühne betraten, erregte es zuerst sittliche Entrüstung, und ein Epigramm aus jener Zeit lautet:

Da jetzt die Tugend farblos geht
Und's weibliche Geschlecht selbst ohne Scham dasteht,
So hat es sich den Männern zugesellt,
Und tritt nun im Theater auf fürs Geld.

In Italien hatte sich die Sitte noch am längsten erhalten; noch im 19. Jahrhundert, und in der Oper bis unsere Zeit hinein

wurden Frauenrollen von Männern gegeben. Goethe widmete bei seinem zweiten Aufenthalt in Italien im Jahre 1790 dieser seltsamen Erscheinung eine längere Betrachtung. „Es ist kein Ort in der Welt," so meint er, „wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälliger Weise eine erhalten, die sich an allen Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat. Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren, oder die Weiberrollen wurden durch einen Akteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter anderen Privilegien auch die Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen." Goethe findet die Ursache der Erscheinung, daß sich in Rom die Sitte am längsten erhalten habe, darin, daß „die neueren Römer überhaupt eine besondere Neigung haben, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln". „Im Karneval", so erzählt er, „ziehen viele junge Burschen im Putz der Frauen aus der geringsten Klasse umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge, wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Offizierstracht gar schön und glücklich. Jedermann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Torheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen, und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpieren suchen." „Ebenso haben", so sagt Goethe dann weiter, „die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft, sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das Genaueste: sie suchen solche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefen Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eigenen Geschlechts so viel als möglich zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht, wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen

herausstaffieren, und die erste Aktrice eines Theaters ist meist glücklich genug, ihren Zweck zu erreichen. Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu leugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibe auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeschicklichkeiten der dritten und vierten Schauspieler, und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen. Ich besuchte die römischen Komödien nicht ohne Vorurteil; allein ich fand mich bald, ohne daran zu denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andere mit mir teilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaubte sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und doch das geschickte Spiel nur durch eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde. Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Ebenso entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studiert; er bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat; und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird." Goethe schildert dann im weiteren noch, wie er die Locandiera von Goldoni von einem Jüngling dargestellt gesehen habe; die Rolle ist durch die Duse in Deutschland vielfach bekannt geworden — und Goethe meint, daß gerade in dieser Rolle, in der die unmittelbare Wahrheit durch eine Darstellerin vielfach empören müsse, ein männlicher Darsteller mit seiner Nachahmung mehr befriedige, und kommt zu dem Schluß, daß, „wenn nicht jeder sich daran ergötzen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit, sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist geneigter, den Zeugnissen der alten Schriftsteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen versichern: es sei männlichen Schauspielern oft im

höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.“ Indessen hat man sich in Deutschland zu Goethes Zeiten schon lange von solchen Anschauungen entwöhnt, wie bekanntlich überhaupt die wenig naturwahre Bühnenkunst Weimars stets angefochten wurde. Schon zu Goethes Zeiten benutzte man die Darstellung von Frauenrollen durch Männer, ebenso wie die sogen. Beinkleiderrollen der Frauen, um Heiterkeit zu erregen, und einige Jahre nach Goethes Tode war es einer der tollsten Bühnenschwänke, der auf allen deutschen Bühnen die größte Heiterkeit erregte, Das Fest der Handwerker, dieses noch heute zuweilen gegebene Possenstück „mit verkehrter Besetzung“ darzustellen, d. h. die Männerrollen durch Frauen, die Frauenrollen durch Männer geben zu lassen, und bis in unsre Tage tauchte von Zeit zu Zeit solche Harlekinade auf, in denen der Komiker sich Frauenkleider anlegte. Kurz vor Charleys Tante wurde ein deutscher Schwank, betitelt Amerikanisch, gegeben, in dem mit demselben Mittel der gleiche komische Effekt erzielt wurde. Im Cirkus und auf der Spezialitätenbühne soll es übrigens heute noch nicht selten vorkommen, daß Männer in weiblicher Verkleidung in allen möglichen Künsten sich zeigen. Bei einem Cirkus wirkte auch der bekannte Cirkusschriftsteller Emil Mario Vacano einst als „Signora Sanguetta“. Der seltsamste Mann, der je in Frauenkleidern lebte, war der bekannte Chevalier d'Eon, von dem es freilich nicht ganz feststeht, ob er eine Frau oder ein Mann gewesen, Die neuesten Forschungen neigen der zweiten Annahme zu. zu. Er wurde im Jahre 1723 zu Tonnerre in Bourgogne geboren und wurde, nachdem er die Rechte studiert hatte, vom Prinzen Conti dem König Ludwig XV. für den diplomatischen Dienst empfohlen. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat er schon in diesen diplomatischen Missionen, die ihm nun übertragen wurden, in Frauenkleidung auf. Später muß er auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs XVI. weibliche Kleidung dauernd tragen. Seit dem Jahre 1784 lebte er wieder in London und ernährte sich durch Fechtunterricht, doch ging er stets in Damenkleidern, glich auch in seinem völlig bartlosen Gesicht und mit seiner zarten Gestalt einem Weibe. Er starb in London im Jahre 1810. Völlig aufgelöst ist das Rätsel seines Lebens nie, und wenn auch festzustehen scheint, daß er zu den Männern gehörte, die in Weiberkleidern einhergingen, so bleibt es umsomehr rätselhaft, warum dies geschehen. (Kölnische Volkszeitung.)

Ein Betrüger in Frauenkleidern. Gestern nachmittag betrat eine feingekleidete Dame den „Alsterpark“ und ließ sich zweimal Rühreier mit Schinken und Spargel vorsetzen. Hierauf verlangte und erhielt sie Kaffee. Nachdem sie einen Brief geschrieben, bat sie den Hauskellner, er möge ihrem draußen wartenden Kutscher auch Kaffee und Kuchen bringen. Während der Kellner diesen Auftrag ausführte, lief die Person aus dem Garten. Als ein Kassierer sie anhielt, bat sie, er möge sie doch laufen lassen, sie komme gleich wieder und dann erhalte er ein feines Trinkgeld. Als der Kassierer sie genauer betrachtete, entdeckte er, daß ein Mann in den Kleidern steckte. Bald danach kamen der Hauskellner und der Droschkenkutscher gelaufen und fragten nach der Dame. Als man ihnen sagte, diese sei schnell weggelaufen, erzählten die beiden, es sei ein Mann, der in den Frauenkleidern stecke. Der Gauner habe den Kellner um 10 Mk. und den Droschkenkutscher um 18 Mk. Fahrgeld betrogen. Auf dem Tische, an dem der Schwindler gegessen hatte, hatte er einen Brief liegen lassen, der an einen Offizier in einem hiesigen Hotel gerichtet war. Der Brief enthielt die Worte, daß die Schreiberin nicht mehr länger mit ihm leben könne und sich töten wolle. (Hamburger Echo.)

Spremberg i. L., 12. Juni. Unter der Stichmarke: „Ein Mann in Frauenkleidern“ schreibt man uns: Verschiedene Personen unsrer Stadt ist in letzter Zeit eine weibliche Person aufgefallen, Witwe Hedwig Fischer, geb. Adler aus Königsbrück mit Namen, von der man annehmen mußte, daß sie keine Frau sei. Auch unserer Polizei war die Sache verdächtig vorgekommen. Man ging demnach der Sache auf die Spur. Es wurden Erkundigungen eingezogen, und nach der heute vorgenommenen Verhandlung wurde durch einen Zeugen festgestellt, daß die Hedwig Fischer, die am 27. Mai 1850 in Königsbrück geboren sein will, der am 28. September 1845 in Großenhain geborene Weber Julius Wilhelm Paul Fischer ist. Er war, wie weiter ermittelt wurde, in Großenhain verheiratet, lebte seit einigen Jahren aber von der Frau wegen Ehezwistigkeiten getrennt und ist, wie er angibt, zu dem Schritte der Verkleidung gekommen, um dadurch ein besseres Fortkommen zu haben. Der Weber Fischer ist, wie ferner festgestellt wurde, in Posen bereits seit ein paar Jahren als Kinderfrau in Stellung gewesen. Im großen Ganzen macht

er äußerlich nicht den Eindruck eines Mannes, da er eine Perrücke und stets einen Korb bei sich trug. (Frankf. Oder-Ztg.)

Wien: In einem Vorstadtspital lebt noch heute ein altes Mütterchen, die einst bessere Tage gesehen und auf den Brettern der Variétés reichen Beifall geerntet hat. Sie verdankt ihre Erfolge ihrem eigenartig männlichen Wesen, das sie befähigte, als Volkssänger aufzutreten. Hinter dem schnurrbärtigen Manne mit der sonoren Tenorstimme und den vollkommen natürlichen energischen Bewegungen hatte wohl niemand das Weib vermutet, und mancher ihrer Bewunderer war lange Zeit hindurch der Meinung, daß „die" Pepi wirklich „der" Pepi wäre. Das fortschreitende Alter hinderte Josephine Schmeer, so ist Pepis eigentlicher Name, ihre natürliche Veranlagung im Dienste einer Kunst zu verwerten, die so recht bezeichnend war für das lustige Treiben der alten Kaiserstadt.

Josephine oder Pepi Schmeer, der weibliche Fürst, ist ins Versorgungshaus gegangen und beim „Blauen Herrgott", dem freundlichen Greisenasyl der Mutter Vindobona, wird sie ruhig ihre Tage beschließen. Sie hat schöne Tage gesehen, die Pepi Schmeer, denn sie war eine ganz originelle Erscheinung auf dem Brettl. Viele von denen, deren Beruf es war, in der schönen Stadt am blauen Donaustrande zu singen und zu sagen, haben unter dem schützenden Obdach des „Blauen Herrgott" ihren letzten Seufzer ausgehaucht, denn dem Volksbarden flicht schon die Mitwelt keine Kränze. Die Schmeer hieß der „weibliche Fürst". Als sie vor 40 Jahren in kleinen Rollen im Pratertheater spielte, imitierte sie den Direktor so täuschend, daß man, wenn sie ungesehen blieb, den Fürst zu hören glaubte. Und sie blieb der „weibliche Fürst" auf allen Plakaten, in denen sie das Publikum zu ihren Soiréen einlud. Sie trat immer in Männerkleidern auf. Man sagte, sie hätte eine spezielle Bewilligung der Polizei hierbei gehabt. So lange sie jung, geschmeidig und fesch war, bildete das Mädchen in Männerkleidern eine Anziehungskraft. Sie soll auch zu Hause lieber in Männerkleidern gegangen sein, als in weiblicher Toilette. Ursprünglich Tänzerin, brachte sie es bis zur Balletmeisterin und wurde später Volkssängerin. Zuerst trat sie in Budapest auf und kam dann nach Wien. Die Grazie und die Anmut ihrer Bewegungen ließen sofort die einstige Tänzerin erraten. Mit einem Liede machte sie Furore in Wien und die ganze Wienerstadt sang es ihr nach, bis

heute ist es ein geflügeltes Wort im Wiener Dialekt geblieben: „Außi möcht' i geh'n". Das sang sie unnachahmlich. Das waren ihre besten und schönsten Tage, als Alle dieses Lied von ihr



Volkssänger Josefine Schmeer.

hören wollte. Vor etwa zehn Jahren wurde sie vom Schlage gerührt und die braven Kollegen und Kolleginnen mußten der Veteranin des Brettls zu Hilfe eilen. Sie trat dann einige Male wieder

auf, aber ihre Kraft war gebrochen und so sah sie sich endlich genötigt, ins Versorgungshaus zu gehen. In der Geschichte des Wiener Volkssängertums wird man Josephine Schmeer, den weiblichen „Fürst“, nicht vergessen dürfen, und diejenigen, die sie in ihrer Blütezeit gekannt, werden nicht ohne Teilnahme von ihrem Geschicke erfahren. (Der Artist, Düsseldorf.)

Hid his sex for thirty Years. Rockland. The person supposed to be Lillian G. Carver of North Haven is in reality Arthur L. Carver. „Lillian G. Carver“ for thirty years has lived in North Haven with „her“ parents, and for some years past has conducted a candy store and barber shop. „Miß Carver“ is dired of masquerading under the female guise, evidently judging from this affidavit: „Having been known in North Haven, Me. (my birthplace and home for thirty years) as a female by the name of Lillian G. Carver, I do hereby publicly declare thad I have been masquerading, and for more than ten years against my wishes. Force of habit, filial regard and dread of the necessary sensation attendant upon such a step have prevented me from doing my duty, which now, as a Christian, I undertake to do. My real name is Arthur Leslie Carver and I am a man. „Arthur L. Carver.“ „Wittness: Lyman R. Swett, Boston, Nov. 16, 1901. „Mrs. Martha E. Carver, George E. Carver, Rockland, Dec. 10, 1901.“

„Eva“ Humbert ein — Mann? Die geniale Frau Humbert, welche durch ihre Schlauheit so viele, viele Millionen von vertrauensseligen Landsleuten einzuheimsen wußte, wird jetzt eines neuen originellen Schwindelmanövers bezichtigt. Man vermutet nämlich, sie habe ihr Eva genanntes Kind fälschlich als Mädchen ausgegeben, um gewisse Zwecke bei der Ausbeutung des Märchens von der Millionenerbschaft zu erreichen. Ein Privattelegramm berichtet uns: Paris, 29. Mai, 2 Uhr 5 Min. Nachmittags. (Von unserem u.-Correspondenten.) Von Personen, welche mit der Familie Humbert eng befreundet waren, liegt eine Erklärung vor, daß „Fräulein Eva Humbert“, deren auffallend hohe Gestalt und ganz unweiblich klingende Stimme jedermann befremdeten, männlichen Geschlechtes sei. Als Motiv dieses Betruges wird angegeben, daß schon vor Geburt dieses Kindes der Crawford-Schwindel eingeleitet war. Nach dem ursprünglichen Plane hatte der alte Crawford die Tochter des angebeteten, aber leider einem Anderen vermählten Weibes (der Frau Humbert) zur Erbin der

Hundert Millionen unter der Bedingung eingesetzt, daß das junge Mädchen als Achtzehnjährige den Neffen des Erblassers heirate. Und zur Durchführung dieser romantischen und rührenden Kombination hatte, vermutet man, Frau Humbert das Taufregister fälschen lassen. (Berl. L.-Anz.)

L'habit ne fait pas le moine .... Dimanche dernier un garçon de café, imberbe, proprement vêtu, s'ètait présenté au commissariat du quartier du Palais-Royal, rue des Bons-Enfants. Après avoir déclaré s'appeler Ernest Palier, âgé de vingt-huit ans, demeurant rue du Cloître-Saint-Honoré, il s'était plaint d'avoir été victime d'un vol assez important de la part d'une femme, Eugénie Chevalier. Je ne demande qu'une chose, avait ajouté Palier, c'est qu'elle me rende mon argent. Si elle consent à cette restitution, je retirerei ma plainte. Fort bien, répondit M. Egartheler, mais vous oubliez d'indiquer l'adresse de cette femme? Elle habitait le même hôtel que moi, dit le garçon de café, et hier elle a déménagé à la cloche de bois. J'ignore où elle se trouve actuellement. Je vais la faire rechercher. De votre côté, si vous apprenez du nouveau, vous voudrez bien, je vous prie, m'en avertir. Hier matin, Ernest Palier retournait rue des Bons-Enfants et disait au commissaire: Je viens de retrouver ma voleuse. Elle est en place rue Vivienne. M. Egartheler se fit aussitôt amener Eugénie Chevalier par un de ses inspecteurs. Celle-ci entra dans un accès de colère folle en apercevant le garçon de café: Comment, s'écria-t-elle, tu as osé déposer une plainte contre moi? Eh! bien, tu vas me le payer. Je vais tout dire. Et, se tournant vers le magistrat: Ernest Palier n'est pas un homme, mais une femme, dit-elle. Ernest Palier s'appelle Marie Duval. Comme elle se trouvait sans travail, il y a trois mois, elle a eu l'idée de se faire couper les cheveux et d'endosser le costume masculin. Depuis lors, elle sert d'extra dans les cafés. On juge de l'étonnement de M. Egartheler à cette révélation inattendue. Le garçon de café avait blémi. Il dut finir par avouer, à sa grande confusion, qu'Eugénie Chevalier avait dit la vérité: C'est vrai, balbutia-t-il, je suis une femme. Quel mal y a-t-il à cela, d'ailleurs? Aucun, répondit M. Egartheler; seulement, je me vois néanmoins contraint de vous dresser contravention. C'est le sourire aux lèvres — l'âpre sourire de la vengeance — qu'Eugénie Chevalier est montée dans le panier à salade pour se rendre au Dépôt.

Who is „Mr." Harry Hight? Special to the Post-Dispatch. Springfield, Ill., Sept. 25.—Mystery surrounds the identity of a joung woman, attired in male clothing, arrested in this city by the police. The woman gives her name as „Harry Hight", and says she is from St. Louis. The St. Louis police assert that no person of her description is known to them. The arrest here was made upon information received from Litchfield notifying the police of this city to look out for the masquerader. The woman was turned over to Chief of Police Herring. Questions were immediately plied concerning her name, her home and her purpose in going about in male attire. A smile stole over her face as she replied, „My name is Harry Hight. I have been stopping for seven weeks in St. Louis. I am now in Springfield and expect to remain here a short time. As to my home or who my relatives are you will have to guess." „Well, are you a man or a woman?" asked Officer Jones. „I am a man, and I wish you would address me as Mr., if you please," responded the prisoner. Effort after effort was tried to make her disclose her identity, but the woman only laughed at the officers. She was good-natured about everything. The officers examined her clothes and found that what she wore was new. She was attired in a blue serge suit, wore a black stiff hat, a high turned-down collar with a polka dot tie. Her shoes were light in weight, but patterned after a man's shoe. In the crown of her hat was the inscription: „Bulwer & Co." and „W. B. & Mc Hat Co.", St. Louis, Mo. Two envelopes addressed to Col. A. H. Wheat of Litchfield, and to J. W. Dean of Tower Hill were found in her possession. After this examination was made and another effort was tried to get the prisoner to talk, she was locked up in the woman's departement of the city prison. An examination of a fine alligator skin travelling bag, which the woman carried, was then made. In it was a lady's tailormade black suit, two silk skirts, a jacket and underskirt, a spectacle case, some powder, a curling iron and a bottle of paregoric. The label on the bottle bore the name Russel Riley, 1400 Olivestreet, St. Louis. On the sqectacle case was the name, „C. W. Beardsley", jeweler and optician, Litchfield, Ill. The prisoner was photographed and took her place before the camera without any protest. When it was over she laughed and said she hoped every one was now satisfied. The self-styled Mr. Hight is about 5 feet 7 inches tall and weighs about 125 pounds. She is a blonde ande fairly good looking.

Her hair has been blondined and is parted on one side. Her teeth are pretty. Four have gold crowns on them and some of the oders are filled witth gold. The prisoner will be kept in the city prison for a few days on suspicion. At the end of this time if nothing can be found out concerning her career she will be prosecuted on a charge of masquerading in male attire. The officers hope to plan a mode of procedure that will assist in getting her to throw off the mask. — The Mystery at Litchfield. Special to the Post-Dispatch. Litchfield, Ill., Sept. 25.—Saturday evening about 7 o'clock two persons registered at the Blacburn Hotel of this city, under de names of J. Howard, St. Louis, and Harry Hight, St. Louis. The elderly gentleman was about 6 feet tall, about 50 years of age and wore very nice and well kept Van Dyke whiskers. They occupied the same room in the hotel Saturday night, and the old gentleman left on Sunday morning, stating that Hight would leave on Tuesday morning. Before the departure of Hight for Springfield it was suspected that she was a woman, and, alter he had gone, the Springfield police were notifid.

In Lemberg wurde ein in einem Hotel bediensteter Kellner, der auf den Namen Michaël hörte, wegen Führung eines falschen Dienstbuches mit drei Tagen Arrest bestraft. Es stellte sich nämlich heraus, daß Michaël ein verkleidetes Mädchen war. Als zehnjähriges Kind war Michaëline aus dem Elternhaus entflohen und hatte als Bursche verkleidet eine Stellung angenommen.

Am Silvesterabend gegen 7 Uhr erregte in Altenburg unterm Schloß ein Frauenzimmer in Männerkleidern berechtigtes Aufsehen und Ärgernis, zumal es betrunken war. Ein hinzugerufener Schutzmann brachte das Frauenzimmer in sicheren Gewahrsam.

(Geraer Zeitung, Gera-Reuß.)

Über die Eheschließung zwischen zwei Mädchen, die, wie bereits telegraphisch gemeldet wurde, in Spanien das größte Aufsehen erregte, liegen jetzt ausführliche Mitteilungen vor. Aus Madrid wird nämlich geschrieben: Unter der Bevölkerung von La Corunna herrscht gegenwärtig große Aufregung über ein Ereignis, das einem phantastischen Romane zu entstammen scheint; handelt es sich doch um die bürgerliche und kirchliche Ehe zwischen zwei Mädchen, die erst vor wenigen Tagen vollzogen

wurde und plötzlich, man weiß nicht wie, ans Tageslicht gekommen ist. Die Geschichte des Verhältnisses der beiden Frauen ist folgende: Anfangs der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts besuchten die beiden jungen Mädchen Marcela Gracia Ibaas und Elisa Sanchez das Lehrerinnen-Seminar in La Corunna. Zwischen beiden Mädchen entspann sich eine intime Freundschaft, welche wegen ihres seltsamen Charakters den Eltern der jungen Marcela ein Gräuel war. Alle Warnungen, die an Marcela gerichtet wurden, waren vergeblich; sie wollte den Verkehr mit der gefährlichen Freundin nicht abbrechen. Selbst ein ausdrückliches Verbot blieb fruchtlos. Marcela ließ sich vollständig von ihrer Sappho beherrschen und vernachlässigte ihre Eltern. Um dem Treiben seiner Tochter ein Ende zu machen, ließ sich ihr Vater, ein Hauptmann, nach Madrid versetzen. Nach Jahren trafen die beiden Mädchen — Marcelas Vater war gestorben — wieder in La Corunna zusammen, um sich nicht wieder zu trennen. Elisa Sanchez gab ihre Lehrerinnenstelle auf und zog zu ihrer Freundin Marcela, die in der Nähe von La Corunna als Lehrerin angestellt war. Vor einigen Monaten kam Elisa auf den tollen Gedanken, mit ihrer Freundin eine Ehe in aller Form einzugehen. Sie stellte sich in Männerkleidern bei einem Geistlichen in La Corunna vor und bat ihn, sie zu taufen; dies sei nämlich früher aus Rücksicht auf die religiösen Anschauungen des Vaters unterlassen worden; sie sei in London erzogen worden, aber sie wünsche dem katholischen Glauben Treue zu schwören, um sich mit der Marcela Gracia, die dem Geistlichen sehr gut bekannt war, zu verheiraten. Das Benehmen des angeblichen Mannes war ein derartiges, daß der Geistliche nichts Böses ahnte und nach einer sehr erfolgreichen Unterweisung in der katholischen Lehre am 26. Mai den 38jährigen „Mann" auf den Namen Mario José Sanchez taufte. Mittlerweile hatte der falsche Mario Sanchez die Eheschließung mit Marcela Gracia vorbereitet. Da alle Dokumente in bester Ordnung und das Aufgebot in formeller Weise erledigt war, stand der Ehe nichts mehr im Wege. Am 8. Juni fand die Eheschließung in aller Form statt; ein Verwandter des „Bräutigams" war einer der Trauzeugen. In diesen Tagen nun lief bei dem Geistlichen, der den angeblichen Mario getauft und getraut hatte, eine regelrechte Anzeige ein, nach welcher er und alle an den religiösen Handlungen beteiligten Personen das Opfer eines frechen Betruges geworden waren. Der Geistliche übergab die Anzeige dem Staatsanwalt, der jetzt das weitere veranlaßte.

Das junge Ehepaar, das sich den Freuden des Honigmondes hingab, wurde verhaftet. Einer leiblichen Untersuchung durch den Gerichtsarzt widersetzte sich Mario Sanchez, so daß „er" mit Gewalt dazu gezwungen werden mußte. Das Ergebnis der Untersuchung war derart, daß das Ehepaar ins Untersuchungsgefängnis geschickt wurde. Eigenartig ist es, daß der Verwandte des falschen Mario sich von dieser Person hatte täuschen lassen, obwohl er sie bisher stets als Frau gekannt hatte. Er entschuldigt sich jetzt damit, daß seine Verwandte ihm eine hochromantische Geschichte erzählt habe, wodurch allerdings das Andenken ihres Vaters entehrt wurde. Die Mutter wußte von dem Treiben ihrer Tochter nichts, sie wohnt in Santiago und erfreut sich dort allgemeiner Achtung.

Hartnäckiger Erpresser. Mit dem Schmiedgesellen Sebastian Lieb dahier hatte sich ein zeitweise hier wohnender, in der Provinz begüterter Adeliger in unsaubere Geschichten eingelassen. Diesen Umstand benützte Lieb seit einigen Jahren, an dem Herrn Baron ergiebige Erpressungen vorzunehmen. Im Jahre 1900 erbat er sich ein Darlehen von 150 Mk., zuerst höflich, dann unter der versteckten Drohung, die vorgekommenen Geschichten der Frau Gemahlin des Herrn Baron, ja der Polizei mitzuteilen. Durch Vermittlung eines hiesigen Rechtsanwalts erhielt Lieb die nachgesuchten 150 Mk. Eine Zeit lang hatte der Herr Baron Ruhe, dann fing Lieb wieder zu bohren an und ging in seinen Briefen in äußerst raffinierter Weise zu Werke. Er erhielt öfters Geldbeträge und verlangte schließlich 5—600 Mk. zur Auswanderung nach Amerika. Es wurde ihm auch eine nicht unbeträchtliche Summe zugesichert, die er jedoch erst in Hamburg in Empfang nehmen konnte. Lieb fuhr zwar nach Hamburg, nicht aber nach Amerika; er wurde wasserscheu, kehrte wieder um und setzte seine Erpressungen fort, die den Herrn Baron um einen Tausender erleichterten. Als Lieb gar nicht aufhörte, wurde er schließlich angezeigt und heute wegen Erpressung, wozu noch Diebstahl und Urkundenfälschung kamen, zu 3 Jahren 6 Monaten Gefängnis und 5jährigem Ehrverlust verurteilt.

Basel. Strafgericht. (Sitzung vom 1. und 3. November 1902.) Das Strafgericht wurde am letzten Samstag und Montag durch die Erledigung eines vielbesprochenen Skandalprozesses in Anspruch genommen. Es handelte sich dabei um höchst bedenk-

liche Erscheinungen und Vorgänge, die indessen in Bezug auf einzelne Persönlichkeiten auch Anlaß zu ganz falschen Gerüchten gegeben haben; es ist eben auch in dieser Sache, wie oft bei sensationellen Prozessen, ganz gewaltig übertrieben und phantasiert worden. Die Samstagssitzung dauerte von morgens 8 Uhr mit der üblichen ca. zweieinhalbstündigen Unterbrechung um die Mittagszeit bis gegen 7 Uhr abends, die Montagssitzung von nachmittags 4 Uhr bis abends gegen 9 Uhr. Den Vorsitz führte Herr Präsident Dr. Hübscher. Die sämtlichen 14 Angeklagten waren der Erpressung, einzelne überdies der Unterschlagung angeschuldigt. Es handelte sich um eine Bande jugendlicher Taugenichtse, die seit längerer Zeit in schamloser Art Erpressungen verübten, indem sie mehrere hiesige Einwohner mit der Enthüllung gewisser unsittlicher Handlungen bedrohten, die jedoch nach dem Gesetz nicht strafbar sind. Die Verhandlungen fanden unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt und es hatten nach der in unserer Stadt üblichen Praxis auch die Vertreter der Presse keinen Zutritt zu denselben. Es kann deshalb nicht in der üblichen eingehenden Weise darüber Bericht erstattet werden. Nach dem, was wir über die Sache in Erfahrung bringen konnten, stehen die Angeklagten im Alter von 18 bis 28 Jahren; der Nationalität nach sind es drei Basler, sodann Angehörige anderer Kantone und Ausländer. Die meisten Angeklagten sind schlecht beleumdet. Sie trieben sich zum Teil beschäftigungslos hier herum und das mag wohl der Hauptgrund gewesen sein, weswegen sie auf solche Abwege gerieten. Die Erpressuug wurde systematisch und in raffinierter Weise betrieben und hatte in einzelnen Fällen zur Folge, daß ganz bedeutende Beträge zur Auszahlung gelangten. Die Angeklagten wurden am Samstag Morgen getrennt in Droschken und in Begleitung einer größeren Zahl von Polizisten nach dem Gerichtshaus am Bäumlein verbracht, damit unterwegs keine Zwiegespäche stattfinden konnten. Sie benahmen sich schon auf dem Transport und dann namentlich während der Gerichtsverhandlung so frech und ausgelassen, daß am Samstag Morgen vom Gericht die Verfügung getroffen wurde, es sei ihnen in der Mittagspause, während welcher sie im Gerichtshaus zu verbleiben hatten, nur Wasser und Brot zu verabreichen. Das Verhör der Angeklagten nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Als Zeugen waren nur wenige Personen geladen worden. Der Staatsanwalt und die drei Verteidiger gelangten erst in der Sitzung vom Montag Nachmittag zum Worte. Von

der Staatsanwaltschaft wurden Strafen bis zu zwei Jahren Zuchthaus beantragt. Die geheime Beratung des Gerichts dauerte etwa 3 Stunden, so daß die Urteilsverkündigung erst gegen 9 Uhr nachts erfolgen konnte. 13 Angeklagte wurden der Erpressung, 3 überdies der Unterschlagung (in Bezug auf Velos) schuldig befunden. Der 14. Angeklagte wurde freigesprochen. Gegen die Hauptschuldigen wurden Zuchthausstrafen von je 3, $2^1/_2$ und 1 Jahren ausgesprochen. Ferner wurden verurteilt: ein Angeklagter zu 2 Jahren Gefängnis, einer zu $1^1/_2$ Jahren, zwei Angeklagte zu je 9 Monaten, ein Angeklagter zu 8 Monaten, zwei Angeklagte zu je 6 Monaten, ein Angeklagter zu 3 Monaten und zwei Angeklagte zu je 2 Monaten Gefängnis. (Basler Z.)

Mannheim, 30. Dez. In geheimer Sitzung verhandelte heute die Strafkammer gegen den Photographengehilfen Otto Schwörer aus Worms, den Bäckergesellen Heinrich Schenkenberger aus Neckarhausen und den Schlossergesellen Ludwig Hentel von hier wegen Erpressung. Die Angeklagten hatten im Oktober d. J. nach einem vorbedachten Plane einen angesehenen hiesigen Geschäftsmann, der zur Perversität neigte, zu einem Vergehen gegen § 175 R.-St.-G. B. verleitet und ihm dann, nachdem sie ihn erbarmungslos bis an die Grenze des Selbstmords gehetzt hatten, die Summe von 2000 Mk. abgepreßt. 1000 Mark von diesem Gelde hat der Rädelsführer Schwörer in einer Nacht in Frankfurt durchgebracht. Das Gericht, welches den Fall als den krassesten, der je vorgekommen sei, charakterisierte, verurteilte Schwörer zu 3 Jahren 9 Monaten, Schenkenberger zu 2 Jahren 6 Monaten und Hertel zu 1 Jahr 9 Monaten Gefängnis und erkannte auf Verlust der Ehrenrechte für die Dauer von drei Jahren.

Fortgesetzte Erpressungen schamlosester Art hatte der Schneider Karl Rothe gegen einen höheren pensionierten Beamten ausgeübt und diesen dadurch in Furcht und Unruhe versetzt. Die siebente Strafkammer des Landgerichts I verurteilte den Angeklagten, der bereits wegen gleicher Straftaten mehrmals, zuletzt mit drei Jahren Gefängnis, vorbestraft ist, zu 5 Jahren Gefängnis und Ehrverlust auf gleiche Dauer, wobei dem Bedauern Ausdruck gegeben wurde, daß das Gesetz eine höhere Bestrafung nicht zulasse.

Als ein äußerst gefährlicher Mensch zeigte sich der sogenannte „Arbeiter“ Karl Hauck, welcher gestern der ersten Ferienstrafkammer des Landgerichts I aus der Untersuchungshaft vorgeführt wurde. Der Angeklagte gehört zu denjenigen Burschen, welche ihre Opfer unter älteren Herren suchen, die gewissen Neigungen fröhnen. Trotz seiner Jugend — er ist erst 21 Jahre alt — ist er bereits zweimal wegen Erpressung und Diebstahls insgesamt zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Nach Verbüßung dieser Strafe ließ er sich die Handlung zu Schulden kommen, die wiederum seine Verhaftung veranlaßte. Am Abend des 8. Juni unternahm der Angeklagte einen seiner gewöhnlichen Raubzüge in der Friedrichstraße. Ein Dr. X. ging ihm ins Garn und folgte dem Angeklagten nach dessen in der Marienstraße gelegenen Wohnung. Als der Besucher sich wieder entfernen wollte, spannte der Angeklagte andere Saiten auf. Mit dem Gelde, das Dr. X. auf den Tisch gelegt hatte, nicht zufrieden, verlangte der Angeklagte einen Betrag von 500 Mk. Dr. X. erklärte angsterfüllt, daß er eine so große Summe nicht bei sich führe. Der Angeklagte ergriff zunächst die Wasserflasche und drohte, sie an dem Kopfe seines Opfers zu zerschlagen, falls dieses den geringsten Widerstand wage. Der eingeschüchterte alte Herr, der besonders den Skandal fürchtete, ließ es ruhig geschehen, daß der Angeklagte seine sämtlichen Taschen durchsuchte und denselben das ganze Geld — etwa 60 Mk. — entnahm. Der Vampyr war aber noch nicht zufrieden, er zwang den Dr. X., einen Schuldschein über 500 Mk. auszustellen und ihm eine seiner Visitenkarten zu überlassen. Dann konnte der Ausgeplünderte sich entfernen, der Angeklagte entließ ihn mit der Drohung, daß er ihn bei seiner Behörde und bei seiner Familie anzeigen werde, wenn er den Schuldschein nicht einlöse. Staatsanwalt Beier beantragte gegen den Angeklagten, der sich während der Verhandlung höchst frech benahm, eine Zuchthausstrafe von vier Jahren und fünfjährigen Ehrverlust, der Gerichtshof unter dem Vorsitzenden Landgerichtsrat Dietz ging aber mit der Begründung, daß der Angeklagte einer der gefährlichsten Menschen sei, die es gebe, weit über den Antrag hinaus. Das Urteil lautete auf sechs Jahre Zuchthaus und die Nebenstrafen.

Eine nächtliche Attacke. Der Sekretär einer vornehmen Persönlichkeit wurde am 15. Mai um Mitternacht im Rathausparke, als er dort zu einem bestimmten Zwecke einbog, das Opfer

einer Erpressung besonderer Art, zu deren Ausführung sich an dieser Stelle in den Nachtstunden systematisch Gauner der schmutzigsten Sorte einfinden. Erst vor wenigen Wochen war ein Anfall, welcher auf einen Auskultanten hier versucht wurde, Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. Der Auskultant war allerdings kaltblütig gewesen und hatte den Erpresser, der ihm folgte, einem Wachmanne zugeführt. Die Gefährlichkeit der Leute, die sich des Nachts, auf Beute lauernd, hier einfinden, ist der Sicherheitsbehörde und den Gerichten wohlbekannt, und es sollte dem mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden. An dem erwähnten Abende hatte sich der Privatsekretär, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, durch einige Zeit beim Spatenbräu befunden und mehrere Gläser Bier konsumiert; dann hatte er sich in das Café Scheidl begeben. Hierauf empfand er das Verlangen, auf angenehme Weise Luft zu schöpfen; nahm einen Fiaker, fuhr mit ihm über den Ring bis zur Aspernbrücke und dann den Weg zurück bis zum Burgtheater. Dort ließ er den Wagen halten und begab sich in den Rathauspark, wo er einen dort befindlichen Anstandsort betrat. Drinnen befanden sich zwei Burschen, zu dem lichtscheuen Gesindel gehörend, das sich hier seine Zusammenkünfte gibt. Der Sekretär erzählt nun das weitere folgendermaßen: „Als ich heraustreten wollte, kam einer der Burschen auf mich zu und ersuchte mich um etwas Geld. Ich wollte ihm keins geben. Darauf erhob er eine Beschuldigung gegen mich. Ich sagte, „das ist nicht wahr.“ Er wiederholte sein Verlangen um Geld mit dem Bemerken, daß er mich sonst nicht freilasse. Ich wollte mich aus der Situation retten, griff in die Tasche und gab ihm ein paar Kronen. „Sie müssen mehr geben,“ erklärte der Mensch, „sonst lassen wir Sie nicht heraus. Geben Sie einen Zehner, dann lassen wir Sie frei!“ Mir war darum zu tun, mich aus der Situation zu retten, und ich nahm die Brieftasche, um seinen Wunsch zu erfüllen. Er riß mir die Brieftasche, in der sich dreißig Gulden befanden, aus der Hand und eilte davon. Ich wollte ihm nach, da kam ein zweiter Bursche und verlangte meine Uhr. Um los zu kommen, gab ich ihm auch diese. Ich mußte mir dann im Café vom Marqueur drei Gulden ausborgen, um den Fiaker zu bezahlen. Wie aus dem weiteren Berichte des Sekretärs hervorgeht, war damit die Sache noch nicht zu Ende. In der Brieftasche hatten die Burschen seine Visitenkarte gefunden, welche sie belehrte, wer er sei. Sie fanden darin auch das Wappen seines Chefs, bei

dem er eine Vertrauensstellung besitzt, und zwei Photographien der Kinder jener Persönlichkeit. Als der Sekretär am nächsten Tage in sein Bureau ging, sagte ihm am Tore des Hauses der Portier, zwei junge Leute seien dagewesen und hätten ihn zu sprechen gewünscht. Am zweitnächsten Tage kamen die beiden in seine Kanzlei. Es waren in der Tat seine Bekannten vom Rathauspark. Sie sagten ihm, daß sie ihm die Brieftasche und die — nicht sehr wertvolle — Uhr zurückbrächten und 200 fl. dafür begehrten. Er brauche, fügten sie bei, nicht zu fürchten, daß sie dann noch mit neuen Forderungen kommen würden. Sie seien im Begriffe, Wien zu verlassen und brauchten hierzu das Geld. Überdies würden sie, nachdem sie ihm seine Sachen zurückgegeben hätten, keine Beweise mehr gegen ihn haben. Der Bedrohte war bereits geneigt, ihnen auch dieses Lösegeld zu geben, entschied sich aber dafür, zuerst mit seinem Advokaten zu sprechen. Dieser riet ihm, die Anzeige zu machen, was er auch tat. Er gab den Erpressern ein Rendezvous in einem Restaurant der Margaretenstraße und ließ sie dort verhaften.

Ein den besseren Gesellschaftskreisen angehörender hier lebender Herr ist in die Hände einer ebenso schamlosen wie frechen Erpresserbande geraten. Auch diese Affäre hängt, wie die meisten derartigen Vorkommnisse, mit einem gerade in der letzten Zeit vielfach bekämpften Paragraphen des Strafgesetzbuches zusammen. Wie in allen diesen Fällen, so scheute sich auch hier das Opfer dieser Gauner aus einer ja begreiflichen Furcht vor der Öffentlichkeit lange Zeit, die Burschen der Polizei anzuzeigen. Bereits in der vergangenen Woche erlangten die schon mehrfach vorbestraften und polizeilich bekannten Individuen von dem in Schwabing wohnenden Herrn einen größeren Geldbetrag. Da ihnen Dinge, wie oben angedeutet, zu Gehör gekommen waren und sie dem Manne damit drohten, erhielten sie die Summe von mehrereren hundert Mark. In einem weiteren Schreiben wurde die Summe von 2000 Mk. verlangt. Auch dieser Versuch glückte. Der eine dieser Burschen wird bereits wegen verschiedener anderer Reate steckbrieflich verfolgt. Beide haben nunmehr in Begleitung eines Frauenzimmers München verlassen und sollen sich nach Frankfurt a. M. gewendet haben.

(Frankfurter Zeitung.)

Ein hervorragendes Mitglied eines hiesigen Theaters war vorgestern nicht wenig überrascht, als es sich zur Vorstellung begeben wollte und ihm der Theaterportier einen Brief einhändigte, der in der Theater-Portierloge abgegeben war und geheimnisvolle Andeutungen über eine peinliche Angelegenheit enthielt. In dem Schreiben hieß es, der Absender müsse dem Schauspieler Vorwürfe machen, denn er habe ihn vor Wochen zu einer Handlung verleitet, die das Strafgesetz verfolge, und nun sei er — Schreiber — erkrankt. Er verlangt, daß ihm der Schauspieler 400 Kronen in seine Wohnung senden möge. Der Brief war mit „Konrad Ludwig Böhmke“ unterfertigt. Nun war sich der Schauspieler weder der ihm vorgeworfenen Handlungsweise bewußt, noch war ihm der Herr Böhmke irgendwie bekannt. Er trug deshalb den Brief zur Polizeibehörde. Diese stellte fest, daß der unterfertigte Konrad Ludwig Böhmke wirklich in der angegebenen Adresse wohnte. Ein Polizeiagent überstellte ihn der Behörde, und bei der Einvernahme gestand der Häftling ohne weiteres zu, den Brief geschrieben zu haben. Er behauptete aber, daß die in dem Briefe enthaltenen Tatsachen der Wahrheit entsprechen. Da der Künstler aber bei seiner Behauptung blieb, wurde Böhmke dem von ihm Angeschuldigten vorgeführt, und jetzt erst erklärte er, den fälschlich Verdächtigten gar nicht zu kennen. Der Mann, der ihn zu der strafbaren Handlung verleitet habe, sei ihm später irrig als der Künstler dieses Namens bezeichnet worden. Böhmke, ein Kellner von 22 Jahren, wurde nun in Haft behalten und dem Landesgerichte eingeliefert. Die Ausforschung des Mannes, den Böhmke als seinen Verführer bebezeichnet, ist eingeleitet worden.

Un chantage de plusieurs centaines de mille francs. — Un maître-chanteur peu ordinaire est Auguste Boileau que M. Jolliot, juge d'instruction, a confronté hier avec sa victime, M. Otto de S..., gros industriel de Zurich. Boileau avait lié. très intimement connaissance avec l'industriel, en 1879, lors de son passage à Paris; il en profita pour le faire „chanter“. Il s'entendit avec le nommé Viou qui, un beau jour, entra dans la chambre d'hôtel où étaient Boileau et M. Otto, et se disant le brigadier, Robert exhiba un mandat d'arrêt lancé contre Boileau par le parquet de Marseille pour excitation de mineures à la débauche. Le pseudo-brigadier examina les deux amis et trouva étrange leur présence dans la même chambre. Il rédigea un procès-verbal; Boileau se

jeta à ses genoux, pleura, le supplia de ne point le perdre, lui offrant 25000 francs. Viou se laissa attendrir par cette somme, mais comme Boileau n'avait pas le moindre liard, ce fut M. Otto qui versa l'argent. L'industriel croyait tout terminé, quand il reçut des lettres menaçant de le dénoncer. Boileau lui déclara qu'il avait besoin d'argent pour acheter la police, et M. Otto versa tantôt trente mille francs, tantôt cinquante mille francs. Mais enfin, voyant que le prétendu brigadier Robert ne serait jamais satisfait, il se décida à porter plainte. Boileau fut arrêté, mais son complice Viou demeurait introuvable. On vient de s'apercevoir qu'il est au bagne depuis un an. Viou, ancien forçat évadé, avait été arrêtè sur la dénonciation de sa maîtresse. Cette fille, à qui il avait confié les vingt-cinq mille francs extorqués à M. Otto de S..., s'était enfuie avec les billets de mille francs et, pour ne pas avoir à redouter Viou, l'avait dénoncé à la police lyonnaise. Hier, Boileau, jouant à nouveau la comédie, s'est jeté aux genoux de sa victime, jurant sur la tête de sa mère qu'il ne recommencerait plus. — Je n'ai pas une grande confiance en vos serments, a répliqué M. Otto de S... Vous m'avez juré autrefois sur la tête de votre père et vous n'avez pas tenu parole. Je ne crois pas davantage à la tête de votre mère. Sur cette réponse, Boileau, séchant subitement ses larmes, s'est levé et a injurié l'industriel de Zurich. Il a fallu mettre fin à la confrontation. Me Léon Baylé assistait l'inculpé. Quant à M. Otto de S..., partie civile, il a pour avocat Me Frémiet. (Le Matin.)

Un maître-chanteur. — M. Lamblard, bijoutier, 54, rue des Archives, se promenait, vers six heurs du soirs, sur le boulevard des Capucines, lorsqu'il fut accosté par un jeune homme assez bien mis, qui lui déclara n'avoir pas mangé depuis trois jours. Le bijoutier, apitoyé, l'emmena alors dans un restaurant qu'il connaissait sur les quais. En traversant la place Carrousel, l'individu lui sauta au cou, cherchant à l'embrasser. Au même moment surgit un autre individu. — Ah! ah! cria-t-il, misérable, je suis agent de la Sûreté, je vois bien quelles sont vos intentions: vous en avez pour cinq ans de travaux forcés. Suivez-moi au poste de la rue Richelieu. Et, ce disant, il mit la main au collet de M. Lamblard. En route, l'agent proposa au bijoutier de le relâcher s'il lui donnait 5 francs. Le bijoutier refusa, et, devant le poste de la rue Richelieu, insista pour le faire entrer. Là, le soi-disant agent la fit à „l'épate"; mais arrivé devant M. Peschard,

commissaire de police, il fut fouillé et trouvé porteur d'une fausse carte de la préfecture et d'un revolver chargé. Il a déclaré se nommer René Denoyers, âgé de trente-cinq ans, demeurant impasse Guelma. Il a été envoyè au Dépôt.

Erpressungsversuch. Ein Tagelöhner aus Köln suchte, wie man uns berichtet, von einem Kaufmann 40 Mk. zu erpressen, indem er ihm schrieb, wenn er das Geld nicht hergebe, werde er ihn wegen unnatürlicher Unzucht anzeigen. Als der Kaufmann auf den Brief nicht reagierte, machte der Tagelöhner tatsächlich die Anzeige, und die Folge war, daß der Kaufmann, der sich auf einer Reise befand, in Düsseldorf verhaftet wurde. Der Kaufmann wurde 14 Tage in Untersuchungshaft gehalten, worauf sich seine Unschuld herausstellte. Hierauf wurde der Tagelöhner unter Anklage des Erpressungsversuches gestellt. Der Staatsanwalt beantragte für den gefährlichen Menschen 5 Jahre Gefängnis. Das Gericht bestrafte ihn mit drei Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust. (Deutsche Warte.)

Die an die Angelegenheit Krupp sich anschließenden Erörterungen scheinen die Phantasie des Klempners Adolf Levy in unglaublicher Weise angeregt zu haben. Er hatte sich gestern wegen versuchter Erpressung vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten. Er befand sich in Not und richtete an einen Großkaufmann, den er nur dem Namen nach kannte und von dessen Lebensführung er nicht die geringste Ahnung hatte, einen frechen Erpresserbrief. Er stellte darin die völlig aus der Luft gegriffene Behauptung auf, daß der Adressat als ein Mann bekannt sei, der sich fortgesetzt gegen § 175 St.-G.-B. versündige. Er, der Schreiber, habe die feste Absicht, das lichtscheue Treiben des Adressaten zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft zu bringen, falls ihm nicht bis zu einem bestimmten Tage ein Schweigegeld von 20 000 Mk. an einem genau bezeichneten Orte eingehändigt werden würde. Der Empfänger des Briefes, auf den die dreiste Beschuldigung ganz und gar nicht paßte, setzte die Kriminalpolizei in Kenntnis und begab sich in Begleitung eines Polizeibeamten zur festgesetzten Stunde an den bezeichneten Ort. Der Angeklagte war aber nicht sichtbar. Bald darauf traf ein zweiter Brief ein, worin dem Adressaten dringend nahe gelegt wurde, zur Vermeidung von Schmach und Schande den nunmehr auf 25 000 Mk. erhöhten Betrag zu zahlen, aber

allein zu kommen, da die Anwesenheit eines Dritten bei derartigen Angelegenheiten überflüssig sei. Diesmal gelang es, den Erpresser einzufangen. Er vermochte sich im Termin nur damit zu entschuldigen, daß ihm die Not jenen Plan eingegeben habe. Das Gericht verurteilte den nur unwesentlich vorbestraften Angeklagten zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis. (Voss. Zeitung.)

Wien, 25. März. Orig.-Ber. Erpressungsprozeß. Der Uhrenhändler Franz Laszko gehört zu einer schlimmen und gefährlichen Sorte von Erpressern. Sein Opfer in dem heutigen Falle, ein Herr T., ehemaliger Geschäftsführer eines großen Hauses, hat durch ihn nicht nur die Wertsachen und Geldbeträge, welche er ihm gegeben, sondern auch seine Stellung und seine Braut verloren. Herr T. befand sich in einer Nacht in einer einsamen Gegend hinter dem Stadtparke auf dem Heimwege. Da traf ihn ein anständig gekleideter Mann und fragte ihn, welches der Weg in die Fasangasse sei. T. gab ihm die Auskunft und fügte bei, daß er in derselben Richtung gehe. Der Fremde ersuchte, sich ihm anschließen zu dürfen, und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auf dem Wege beschuldigte der Begleiter ihn plötzlich, er habe sich in gröblicher Weise unstatthaft gegen ihn benommen, und erklärte, daß er einen Wachmann rufen werde. Obwohl T., wie er sagt, sich völlig schuldlos fühlte — auch das Gericht nimmt dies an — war er doch, da er von Natur aus ängstlich ist, durch diese Drohung sehr verwirrt, und als der Unbekannte sich bereit erklärte, gegen einen größeren Geldbetrag von seinem Vorhaben abzustehen, gab er ihm seine Uhr und einen Ring. Er vervollständigte seine Unbesonnenheit, indem er ihm seinen Namen sagte und ihn aufforderte, in sein Geschäftslokal zu kommen, wo er Uhr und Ring gegen einen Geldbetrag auslösen wolle. In der Tat erschien der Erpresser, der nach seiner Angabe Ludwig hieß — sein Name ist Franz Laszko — mit einem Begleiter, welchen er als seinen Bruder bezeichnete, aber im Widerspruche hierzu Mesarosch nannte, in T.'s Kontor und erhielt von ihm für die Wertsachen Geld. Von da an war der Geschäftsführer in den Händen Laszko's. Dieser konnte sich jetzt auf die Willfährigkeit T.'s als auf ein Zugeständnis berufen, kam immer wieder von neuem und erhielt stets — angeblich immer bloß für dieses Einemal noch — Geld. Der Chef des Geschäftsführers, welcher von diesen Besuchen Kenntnis erlangte, erklärte, daß er keinen Angestellten haben wolle, der Besuche von Erpressern erhalte,

und entließ ihn. Nunmehr erfuhr auch seine Braut von diesen Vorgängen und richtete an ihn einen Absagebrief. Bevor T. jedoch aus dem Geschäfte schied, ersuchte er, daß der angebliche Ludwig, wenn er sich wieder einfinde, verhaftet werden möge. Dies geschah auch. In der Untersuchung bezeichnete Laszko die Erzählung T.'s als vollkommen unwahr und gab über seine Beziehungen zu diesem Auskünfte, nach welchen der Geschäftsführer aus anderen Ursachen sein Schuldner wäre. Es war nun anfangs schwer festzustellen, auf welcher Seite die Wahrheit sei. Da entdeckte nun der Untersuchungsrichter (Dr. Joseph Wagner) unter den Effekten Laszko's, die er durchsuchte, ein abgerissenes Stück einer bezirksgerichtlichen Vorladung. Dies zeigte ihm den Weg zu weiteren Nachforschungen, und hierbei ergab es sich, daß Laszko wegen einer häßlichen Affäre, die gleichfalls an Erpressung grenzte, zum Bezirksgerichte vorgeladen war. Noch andere Umstände ergänzten sodann das Netz des Beweises, und Laszko wurde infolgedessen von einem Senate unter Vorsitz des Landesgerichtsrates Dr. Gemperle, wobei Staatsanwalts-Substitut Dr. Schnabel die Anklage vertrat, zu fünfzehn Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Freche Erpresser. (Landgericht München I.) Der 22jährige Lithograph Alois Ruhland hier hatte sich im Einverständnis mit dem 19jährigen Schlosser Karl Zapf von Bayreuth am 26. April in der öffentlichen Bedüfnisanstalt am Karlsplatze an einen auswärts wohnhaften Privatier in so auffallender Weise herangemacht, daß dieser sofort den Raum verließ. Zapf folgte dem Herrn bis zum Bahnhofe, wo er in der Bedürfnisanstalt des Nordbaues dieses Manöver wiederholte. Eine abwehrende Handbewegung des Privatiers wurde durch freche Mißdeutung später von Zapf zu einer ganzen Reihe von Erpressungen und Erpressungsversuchen ausgebeutet. Schon tags darauf suchten Zapf und Ruhland den Privatier an seinem Aufenthaltsorte auf und Zapf erzählte dem Privatier, daß ihm nach dem Vorgang in der Bedürfnisanstalt bei dem hastigen Verlassen derselben seine Brieftasche mit 100 Mk. Inhalt zu Verlust gegangen sei; dabei ließ er durchblicken, daß er diesen Vorfall in die Öffentlichkeit bringen werde, wenn er für den angeblichen Verlust nicht entsprechend Entschädigung erhalte. Eine solche lehnte der Bedrängte anfänglich mit dem Bemerken entrüstet ab, daß nichts Unrechtes vorgekommen sei, worauf Zapf den verabredungsgemäß in der Nähe wartenden Ruhland herbei-

rief, der mit zynischem Lächeln bestätigte, daß er Zeuge einer angeblichen anstößigen Handlung in der Bedürfnisanstalt gewesen sei. Um die Dränger los zu bekommen, händigte der Privatier dem Zapf den Inhalt seines Portemonnaies mit 3 Mk. 50 Pfg. aus. Schon Tags darauf wärmte Ruhland in einem an den Herrn gerichteten Brief das Märchen von dem angeblichen Verlust der Brieftasche auf, bat für Zapf um ein Darlehen von 100 Mk., drohte mit Bloßstellung des Adressaten in der Öffentlichkeit und wurde schließlich deutlicher durch das Postskriptum: „Bevor man so etwas tut, muß man zuerst das Strafgesetz lesen". Der Bedrängte ließ sich durch diesen Brief bestimmen, an die Adresse des Zapf durch einen Dienstmann 20 Mk. zu schicken. Schon einige Tage darauf schrieb Zapf auf Ruhlands Veranlassung wieder und erhielt infolge seiner versteckten Drohungen die erbetenen 80 Mk., die er persönlich in der Wohnung des Adressaten in Empfang nahm. Der Privatmann ließ Zapf eine Bestätigung unterzeichnen, daß er mit Zapf gar nichts zu tun gehabt habe und glaubte dadurch endlich Ruhe zu bekommen. Zapf setzte aber in vielfachen Briefen mit neuen versteckten Drohungen seinem Opfer derart zu, daß der ohnehin nervöse Mann erkrankte. Nach der Zurückkunft von einer Badereise suchte Zapf mit Ruhland und mehreren anderen Burschen gleichen Schlages, die in den ganzen Plan eingeweiht waren, den Privatier in seiner Wohnung auf und belästigten ihn während des ganzen Nachmittages durch fortwährendes Läuten an seiner Hausglocke und auffallendes Patrouillieren vor dem Hause. Als die Tochter des Geängstigten nach München fuhr, um den Rechtsbeistand ihres Vaters von den Erpressungen zu verständigen, wurde sie von den Burschen in frechster Weise beschimpft. Der Anwalt, der dem Zapf mit Anzeige beim Staatsanwalt gedroht hatte, wurde von Ruhland telephonisch unter dem Namen Zapfs mit einer Flut von persönlichen Beleidigungen und Verdächtigungen überschüttet. Die weiteren Versuche des Zapf, „Unterstützung" und „Darlehen" herauszupressen, blieben erfolglos. Anfangs Juli vor. Js. stellte sich Ruhland einem hiesigen, ihm als sehr vermögend bekannten Universitätsstudenten unter einem falschen Namen als „Detektiv" vor, der angeblich mit Ermittelungen über eine mit dem Taglöhner Ettenberger begangene strafbare Handlung betraut sei. Der anfangs verblüffte Student erkannte gar bald, daß Ruhland kein Detektiv sei. Dieser bezeichnete sich nun selbst als armen Schlucker, der trotz seiner Dürftigkeit Anstand nehme, sein Wissen in dieser Sache in der Öffentlichkeit breit zu

schlagen, und bewog den Studenten zur Hergabe von zweimal 50 Mk. Am 2. August erbrachen Zapf und Ruhland das leerstehende Atelier eines Malers in der Landwehrstraße und stahlen dort einen Reisekoffer und einen vollständigen Anzug. Zapf schwindelte außerdem durch ein gefälschtes Telegramm dem Vater eines seiner Bekannten 15 Mk. heraus. Die von dem Privatier erpreßten Summen teilte Zapf mit Ruhland und mehreren anderen in die Pläne beider eingeweihten Burschen. Zapf ist größtenteils geständig und bezeichnet Ruhland als den Anstifter. Dieser leugnet und sucht Zapf möglichst zu belasten. In der Verhandlung ergab sich, daß außer den Angeklagten noch ein ganzer Rudel gleichgesinnter Burschen dieses schmutzige Erpressergewerbe nach wohlüberlegtem Plane seit einiger Zeit schon betreiben und besonders in der öffentlichen Bedürfnisanstalt am Karlsplatze ihr Unwesen treiben. Ruhland wurde zur Gesamtgefängnisstrafe von 7 Jahren 6 Monaten, Zapf von 5 Jahren 6 Monaten und jeder zu 5 Jahren Ehrverlust verurteilt.

(Münch. N. N.)

Falsche Anschuldigung und Erpressung — ein Prozeß aus § 175 Str.-G.-B. (Landgericht München I.) Der 21 jährige, schon vorbestrafte, von seinen eigenen Eltern wegen seiner Rohheit gefürchtete Schlossergeselle Karl Kronschnabl von hier machte am 6. September v. J., Nachts 11 Uhr, einem Schutzmann die Anzeige, daß ein vor ihm gehender Herr in den Anlagen am Karlsplatze unsittliche Handlungen mit ihm vorzunehmen versucht habe. Der Bezichtigte, ein Buchhalter aus Augsburg, wurde festgenommen und nach einem Verhör auf der Polizeiwache, in welchem er die Beschuldigung entschieden in Abrede stellte, wieder entlassen. Am 9. September beschuldigte Kronschnabl einen Privatier aus Schleißheim, daß dieser an einem allgemein zugänglichen Orte des „Café Royal“ sich mit ihm vergangen habe. Der Privatier sprang, um den lästigen Menschen abzuschütteln, rasch in einen vorüberfahrenden Trambahnwagen. Kronschnabl verfolgte ihn bis nach Sendling, erneuerte im Trambahnwagen seine Behauptung und machte auf die Weigerung des Privatiers, das geforderte Schweigegeld zu zahlen, einem Schutzmann die unwahre Anzeige, daß der Privatier sich gegen ihn vergangen habe. Der Herr wurde mit Droschke zur Polizeiwache in der Daiserstraße verbracht, dort verhört und nach Feststellung seiner Personalien wieder entlassen. Am 12. September machte Kronschnabl eine

dritte Anzeige: Ein anderer Privatier von hier habe sich gegen ihn in der Flur eines Hauses an der Herzog Wilhelmstraße einen unsittlichen Angriff erlaubt. Auch dieser Verdächtigte stellte vor der Polizei nicht nur diese Beschuldigung entrüstet in Abrede, sondern behauptete auch, daß Kronschnabl ihm gedroht habe, wenn er nicht 3 Mk. von ihm erhalte, werde er ihm „den Herrn schon zeigen“ und Anzeige gegen ihn wegen Verfehlung nach § 175 des Str.-G.-B. erstatten. Fiel der Polizei die rasche Aufeinanderfolge der von Kronschnabl erstatteten Anzeigen schon auf, so wurde bei den gepflogenen Erhebungen der Verdacht gegen Kronschnabl, daß dieser wissentlich falsche Anzeigen gemacht habe, immer mehr bestärkt. Die von ihm Bezichtigten sind ältere, hochachtbare Männer, er selbst ein arbeitsscheuer Mensch, der sich auffallend häufig in der Nähe der Bedürfnisanstalt am Karlsplatz herumtrieb, um sich dort Opfer seiner Erpressungsversuche auszuersehen. Durch die eidlichen Aussagen der so schmählich Bezichteten wurde festgestellt, daß Kronschnabl sich in aufdringlicher Weise an die drei Herren herangemacht hat, ihnen seine Begleitung aufgedrungen und bei zweien der Zeugen selbst versucht habe, sie zu Unsittlichkeiten anzuregen. Auf Zurückweisung dieser Zudringlichkeiten beschuldigte dann plötzlich Kronschnabl die Herren solcher Handlungen und forderte Schweigegeld. In allen drei Fällen der von Kronschnabl erstatteten Anzeigen wurde das Verfahren eingestellt. Kronschnabl wird wegen dreier Vergehen der falschen Anschuldigung und zweier Vergehen des Erpressungsversuchs zur Gefängnisstrafe von acht Jahren und fünfjährigem Ehrenrechtsverlust verurteilt, wobei als besonders straferschwerend die außerordentliche Niedrigkeit und Gemeingefährlichkeit der Handlungsweise hervorgehoben wurde.

(M. N. E.)

Erpressung. Auf der Anklagebank sitzen fünf junge Leute und zwar der Schlosser Karl Darmstadt, der Auslaufer Thomas Höhne, der Auslaufer Heinrich Friedr. Heiler, der Arbeiter Karl Schön und der Kellner Edmund Wiedeck aus Wien. Der Hauptangeklagte, der Ausläufer Hans Haas fehlt. Laut Anklage sind die Genannten der Erpressung, begangen an einem Journalisten v. M., schuldig. Die Angeklagten sind durchweg schon mehr oder minder vorbestraft. Haas ist überdies noch unsittlicher Handlungen angeklagt. Die Verhandlung findet bei Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Darmstadt erhält sechs Monate Ge-

fängnis, Höhne neun Monate. Die übrigen Angeklagten werden freigesprochen.

Festgenommen wurde gestern Abend der ehemalige Schauspieler Carl Behrens, einer jener unheimlichen Gesellen, die sich in Frauenkleidern umherzutreiben pflegen, um Opfer anzulocken und dann zu bestehlen oder sonst wie zu prellen. Behrens ist schon wiederholt bestraft. (Berliner Morgenpost.)

Ein unverschämter Bursche. Wegen versuchter Erpressung hatte sich der Kellner Paul Schellmann vor der dritten Strafkammer am Landgericht II zu verantworten. Der Angeklagte gehört einer Zunft von jungen Leuten an, die ein dunkles Gewerbe betreibt und ihre Opfer sowohl unter denen sucht, die mit ihr in unlautere Beziehungen treten, wie auch unter jenen, welche auf solche Beziehungen hinauslaufende Zumutungen abweisen. In diesen Falle war das Opfer der bekannte Herrenreiter von T.-L. Der Angeklagte hatte Herrn von T. in Restaurants wiederholt bedient, hatte ihm seine Not geklagt und dann wohl ab und zu ein Fünf- oder Zehnmarkstück erhalten. Schließlich aber erbat er solche Unterstützungen mit dem kategorischen Imperativ und drohte mit „Enthüllungen", was Herrn von T.-L. veranlaßte, sich an die Kriminalpolizei zu wenden, die dem Angeklagten sehr bald das Handwerk legte. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde derselbe zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. (Berliner Morgenpost.)

Gelderpressung. Es ist gestern der Polizei gelungen ein paar junge Burschen zu verhaften, die unter verschiedenem Vorwande Leute in Fallen gelockt haben und später unter Drohungen von Skandalisierung diesen Geld abpreßten. Die zwei Verhafteten, wovon der eine ein alter Freund von der Polizei, eine früher bestrafte Person J. Chr. Jensen, der andere ein schwedischer Damenkomiker ist, haben mit ein paar Kameraden zusammen in Nórreboulevara Nr. 110 zugehalten, und hier ist es gestern der Polizei gelungen die zwei Verbrechern zu verhaften. Die Verhaftung wurde von einem Herrn veranlaßt, der seine Uhr dem Verbrecherkomplott für 25 Kr. verpfändet hatte. Als er die Uhr einlösen wollte verlangten die Schurken 50 Kr. dafür, und als er das Geld geholt hatte, forderten sie sogar noch Zinsen. Er ging jetzt zur Polizei, und man hofft die zwei anderen ebenfalls zu ergreifen.

Wien. (Erpressung.) Der Fleischergehilfe Maximilian Strauß, ein junger Mensch, war heute der Erpressung angeklagt, weil er den Hofopernsänger Herrn Reichmann in einem Briefe einer strafbaren Handlung beschuldigte und ihm mit einer Anzeige drohte, wenn dieser ihn nicht für die Unterlassung entschädige. In seiner Anforderung war er bescheiden, er begehrte fünf Gulden. Den Brief unterschrieb er nicht, doch fügte er seine richtige Adresse bei. Dadurch war es, nachdem Herr R. die Sicherheitsbehörde verständigt hatte, leicht möglich, Maximilian Strauß zu verhaften. Der Angeklagte, von Dr. v. Thersch verteidigt, wurde zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt.

Ein Berliner Kellner in Frauenkleider, der von der hiesigen Staatsanwaltschaft seit längerer Zeit wegen mehrfacher raffinierter Erpressungen steckbrieflich verfolgt wird, wurde gestern durch die Kriminalpolizei in Dresden festgenommen. Der Verhaftete pflegte stets in Frauenkleidern, bald mit blonder, bald mit schwarzer Perrücke, sich an die Männerwelt heranzumachen und hinterher schwere Erpressungen in gewisser Beziehung zu verüben.

(Berliner Morgen Zeitung.)

Über eine skandalöse Affaire schreibt man aus Basel dem Mühlhauser „Expreß“: Es ist hier viel die Rede von einer skandalösen Affaire, welche bereits zu wiederholten Malen die Strafkammer in nicht öffentlicher Sitzung beschäftigt hat. Im Monat Januar d. Js. verschwand plötzlich der Geschäftsleiter eines großen Handelshauses hiesiger Stadt. Seine Leiche wurde einige Tage später aus dem Rhein gezogen. Aus der bei dem Selbstmörder gefundenen Korrespondenz ging hervor, daß er mit jungen Leuten von 18—20 Jahren widernatürliche Unzucht getrieben hatte. Es war eine ganze Bande, die sich zu dem unsauberen Gewerbe zusammengefunden hatte. Man wagte nicht gegen sie vorzugehen, da sie den Schutz einflußreicher Personen genossen. Eines ihrer Opfer war auch jener Musiker, der sich vor etwa vier Wochen unweit St. Privat eine Kugel vor den Kopf schoß. Endlich kam die Geschichte aber doch zu den Ohren des Gerichts, eine Untersuchung wurde eingeleitet und 17 Verhaftungen vorgenommen. 13 dieser jungen Leute erhielten Strafen von zwei Monaten Gefängniß bis zu 8 Jahren Zuchthaus. Da keine Revision eingelegt ist, wird diese Geschichte, die hier

ungeheuer viel Staub aufgewirbelt hat, jetzt hoffentlich bald aus der öffentlichen Diskussion verschwinden.

(Straßburger Bürgerzeitung.)

Karlsruhe. Ein verheirateter Kaufmann von hier, der in letzter Zeit mit Obst handelte und der schon wegen Erpressung und Vergehen gegen den § 175 des R.-St.-G.-B. vorbestraft ist, suchte einen hiesigen Geschäftsmann zu ähnlichem Vergehen zu verleiten, um hinterher von demselben 200 M. erpressen und damit flüchtig gehen zu können.

Eine saubere Erpressungsgeschichte. Fünf Personen hatten sich am Dienstag wegen Erpressung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I zu verantworten: Der noch jugendliche Bereiter Richard Karl Wilhelm Aßmann, der Reisende Wilhelm Wolff, der Schankwirt Hermann Füllgraf, der Kaufmann Friedrich Holzke und der Kellner Emil Reiher. Der Anklage scheinen Vorgänge zu Grunde liegen, die einen bedenklichen Beitrag zur Sittengeschichte bilden, denn der Staatsanwalt sah sich — schon bevor der Eröffnungsbeschluß verlesen wurde — veranlaßt, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit den Ausschluß der Öffentlichkeit zu beantragen. Der Gerichtshof beschloß nach diesem Antrage. Äußeren Vernehmen nach handelt es sich um einen Erpressungsfeldzug gegen einen außerhalb Berlins wohnenden hocharistokratischen Herrn, der übrigens als Zeuge nicht anwesend war, sondern zur Zeit sich auf einer ausgedehnten Seereise im Auslande befinden soll. Der Herr war bei einer Anwesenheit in Berlin in etwas dunkler Weise in Beziehungen zu dem Angeklagten Aßmann getreten, und diese wenig kavaliermäßige Annäherung soll den Ausgangspunkt zu wiederholten Brandschatzungen gebildet haben, zu deren Vornahme mehrere der Angeklagten nach dem Wohnorte ihres Opfers gereist sind. Das Ende vom Liede war eine Strafanzeige, die die Festnahme der beiden ersten Angeklagten durch den Kriminalkommissar von Tresckow und die Anklage zur Folge hatte. Nach etwa fünfstündiger Beratung unter strengstem Ausschlusse der Öffentlichkeit ergab sich die Notwendigkeit einer Vertagung, weil ein nicht anwesender Zeuge, auf den nicht verzichtet werden kann, nicht zur Stelle geschafft werden konnte. Die Verhandlung soll am Sonnabend um 9 Uhr fortgesetzt werden.

Eine saubere Erpressungsgeschichte. Der umfangreiche Erpressungsprozeß, welcher sich gegen fünf Angeklagte richtete, endete gestern mit der Verurteilung sämtlicher Angeschuldigten. Es handelte sich, wie bereits mitgeteilt, um die Ausbeutung eines hocharistokratischen Herrn, der sich durch seine perversen Neigungen den Angeklagten überliefert hatte. Die Strafen, welche, wie in der Urteilsverkündung hervorgehoben wurde, hart ausfallen mußten, da die ganze Handlungsweise der Angeklagten sich als eine höchst gemeingefährliche kennzeichne, lauteten wie folgt: Bereiter Wilhelm Aßmann und Reisender Wilhelm Wolff je 2 Jahre 6 Monate Gefängnis und dreijährigen Ehrverlust, Schankwirt Hermann Füllgraf 6 Monate Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust, Kaufmann Friedrich Holzke 9 Monate Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust und Kellner Emil Reiher 1 Jahr 6 Monate Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust. Füllgraf und Holzke wurden auf freien Fuß gesetzt, die übrigen Verurteilten erklärten, sich bei dem Erkenntnisse nicht beruhigen zu wollen.

Gefährlicher Bursche. Der „Arbeiter“ Otto Gusch aus der Tilsiterstraße ist einer von den Menschen, die sich auf den Bahnhöfen aufhalten, um unerfahrene Leute zu verschleppen und zu plündern. Am Abend sah er nun den Kaufmann G. von auswärts auf dem Schlesischen Bahnhof ankommen und folgte ihm nach dem Bahnhof Friedrichstraße. Als er ihm auch hier auf keine andere Weise beikommen konnte, stieß er die Drohung aus: „Höre mal, wenn Du nichts gibst, so lasse ich Dich verhaften.“ G. erschrak zwar, war aber vernünftig genug, sich nicht einschüchtern zu lassen. Nun besaß Gusch wirklich die Frechheit, ihn zu beschuldigen, daß er auf einem Hausflur in der Klosterstraße Unzucht mit ihm getrieben habe. Auf der Revierwache konnte der Beschuldigte leicht nachweisen, daß er ohne Aufenthalt vom Schlesischen Bahnhofe gekommen war und die Klosterstraße garnicht berührt hatte. Andererseits wurde festgestellt, daß man in dem Angeber einen wegen ähnlicher Räubereien schon mehrfach bestraften Menschen vor sich hatte. Die Folge war, daß der Kaufmann wieder entlassen, Gusch dagegen verhaftet wurde.

Erpressung an den Prinzen Franz Josef von Braganza in London.

(Zeitungsausschnitte aus dem Berliner Tageblatt.)

Seltsame Abenteuer eines Prinzen, der Inkognitostudien machen wollte, berichtet uns ein Privat-Telegramm unseres Londoner ß-Korrespondenten: Ein sensationelles Schauspiel spielte sich gestern auf dem Southwarkgericht ab. Mehrere Individuen aus dem verkommensten Osten Londons waren angeklagt, Erpressungsversuche an einem Mitgliede eines europäischen regierenden Fürstenhauses unternommen zu haben. Die Namen des Anklägers und des Verhafteten waren nicht, wie üblich, auf den Aktenstücken, die die Presse einsehen darf, angegeben, und jedes Ansuchen, sie zu nennen, wurde abgelehnt. Der Prinz soll am Dienstag Abend seine ihm vom Hofe angewiesene Wohnung verlassen und in einem fashionablen Hotel diniert haben, dann aber, heißt es, hat er sich mit mehreren Fremden in eine Matrosenkneipe in Southwark begeben und ist dort unter unnennbaren Umständen mit seiner Umgebung verhaftet worden. Bis dahin hatte niemand geahnt, daß die Hauptperson des Dramas ein kaiserlicher oder königlicher Prinz sei. Die Polizei war wie zerschmettert, als sich dies herausstellte. Von einer einfachen Entlassung konnte nicht die Rede sein, da die Polizei selbst ihre Detektivs entsandt hatte, um das übelberüchtigte Lokal auszuheben. Man telephonierte an den Polizeipräsidenten, und nun wurde die Sache so dargestellt, als ob der Prinz nach Southwark zum Zweck der Erpressung verschleppt worden wäre. Die Namen der Erpresser werden geheim gehalten. Die Hauptperson ist, soweit ich ermitteln konnte, entweder ein Prinz aus dem Südwesten Europas oder aus einer größeren östlichen Monarchie. Die Geschichte wird heute im „Morning Leader“ publiziert, dessen Gerichtsreporter sich männlich weigerte, über die Angelegenheit Stillschweigen zu beobachten, falls er zu der Verhandlung zugelassen werden wollte. Die Verhandlung selbst scheint schließlich von gestern auf heute vertagt worden zu sein.

Zu dem Londoner Prinzenabenteuer, von dem wir im gestrigen Abendblatt Mitteilung machten, geht uns ein weiteres Privat-Telegramm von unserem ß-Korrespondenten zu, welches besagt, daß der Prinz nicht einem südwesteuropäischen, sondern einem anderen Reiche angehört. Genaueres ist noch nicht bekannt geworden.

ß London, 27. Juni. (Privat-Telegramm.) Der in die von uns gemeldete Skandalaffaire verwickelte Prinz ist gegen 80000 Mark Kaution losgelassen worden und in die Heimat zurückgekehrt.

Die Inkognito-Abenteuer eines Prinzen in London. Wir erhalten zu dieser Angelegenheit, welche uns schon vor einiger Zeit beschäftigt hat, folgendes Privat-Telegramm unseres ß-Korrespondenten aus London: Nachdem ein hiesiges Abendblatt keinen Anstand genommen hat, den Namen des Prinzen zu veröffentlichen, der in die schmutzige Geschichte im Eastend verwickelt ist, liegt kein Grund mehr vor, damit länger zurückzuhalten. Es handelt sich um den 23jährigen Prinzen Franz Joseph Braganza, der als Offizier in der österreichischen Armee steht und sich im Gefolge des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich befand. Prinz Franz Josef ist der Sohn des Herzogs Miguel Braganza, königliche Hoheit, und seiner verstorbenen Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis. Der junge Prinz stand heute (das heißt am gestrigen Mittwoch) wieder vor dem Polizeigericht zu Southwark, gemeinschaftlich mit Henry Chandler, 15 Jahre alt, eines Verbrechens bezichtigt, ferner mit William Jerry, 24 Jahre alt, Buchmacherkommis, und Charles Shermann, 17 Jahre alt, Zeitungsverkäufer, welche wegen Beihilfe und Anreizung angeklagt sind. Der Prinz, ein blonder junger Mann, glattrasiert, mit dunklem Teint, welcher in eleganter Morgentracht erschien, erhielt die Erlaubnis, nicht mit den übrigen Angeklagten, schmutzig, ungewaschen und herabgekommen aussehenden Burschen, in dem Anklageraum Platz nehmen zu müssen. Er stand neben diesen. Keine Namen wurden aufgerufen, auch die Art des Verbrechens nicht näher bezeichnet. Die Reporter erhielten keinen Einblick in die Rolle. Den Vorsitz in der Verhandlung führte Richter Fenwick an Stelle des Richters Chapman, der das erste Verhör geleitet hatte. Der Advokat Gill, der die Verteidigung des Prinzen übernommen hatte, war nicht erschienen, der Advokat Palmer vertrat Chandler und Sherman, Gerry wurde nicht verteidigt. Der Vorsitzende Fenwick schloß die Reporter und das Publikum von der Sitzung nicht aus, wie letzthin Chapman. Der Sollicitor Muskett konstatierte dann, daß r vom Polizeikommissar beauftragt worden sei, diese vier entlemen auf Grund von Beschuldigungen zu verfolgen, die in ɜm Aktenstücke, das im Einverständnis mit dem Advokaten des

Prinzen der Fall um acht Tage vertagt werden solle, bis der Richter Chapman, der schon einen' Teil des Falles untersucht habe, darin fortfahren könne. Es sei daher vorläufig nicht nötig, daß er irgend eine Erklärung abgebe. Nachdem auch der Advokat Palmer in die Vertagung gewilligt, und beide Schutzleute bestätigt hatten, daß ihre in der letzten Gerichtssitzung zu Protokoll gegebenen Aussagen, die ihnen zur Einsicht vorgelegt wurden, richtig seien, wurde der Prinz, der bekanntlich eine hohe Bürgschaft gestellt hat, gegen diese entlassen. Die drei anderen Angeklagten aber wurden ins Gefängnis abgeführt. Wir haben bereits das Gerücht gemeldet, wonach die Verteidigung des Prinzen sich darauf stützen werde, daß ein Erpressungsversuch gegen ihn gemacht worden sei, dem er keine Folge gegeben habe; darauf sei die Anzeige bei der Polizei erstattet worden, was nicht nur zur Verhaftung der drei anderen Angeklagten, sondern auch zu der des Prinzen geführt habe. Das stimmt aber nicht dazu, daß nach internationalem Recht Verhaftungen von Personen im Gefolge eines exterritorialen Gesandten, wie es der Erzherzog Franz Ferdinand zweifellos war, nur bei ihrer Ergreifung in flagranti delicto zulässig sind.

London, 9. Juli. Bei der heutigen Wiederaufnahme des Prozesses gegen den Prinzen Braganza wurde öffentlich unter Nennung des Namens verhandelt. Der Vertreter der Polizei modifizierte den ersten Antrag auf Verfolgung wegen schweren sittlichen Vergehens in einen solchen wegen indezenten Verhaltens. Die Beweisaufnahme ergab, daß die Falle für den Prinzen von langer Hand durch Mietung einer besonderen Wohnung seitens des Buchmachers Gerry, der auch die Jungen gedungen zu haben scheint, vorbereitet war. Doch ist noch unklar, ob der Vermieter der Wohnung, der sich ein Loch in der Wand zu dem gemieteten Zimmer zur Beobachtung gebohrt haben will und im kritischen Moment die Polizei herbeiholte, mit im Komplott ist. Der Prozeß wurde auf acht Tage vertagt. Die soziale Stellung des Prinzen scheint durch den Prozeß nicht beeinträchtigt zu sein, da er gestern mit dem Prinzen Teck, dem Fürsten Lichtenstein und anderen hochgestellten Personen bei der Prinzessin Hatzfeldt als Gast im Claridge-Hotel dinierte.

Der Prozeß Braganza. 18. VII. 02. Gestern wurde gegen den Herzog Braganza der Prozeß, der auf acht Tage vertagt war, fortgesetzt.

Ein Privat-Telegramm unseres Londoner ß-Korrespondenten meldet uns: Bei der Fortsetzung der Beweisaufnahme ergab das Verhör mit den Polizisten, daß der Herzog Braganza versucht hatte, den ihn verhaftenden Polizisten durch Nennung seines Namens und Standes zu bestimmen, ihn freizulassen, was der Polizist — wie später auch der Vorstand des Polizeibureaus — ablehnte. Der Prinz selbst sagte aus, er sei in das Haus, wo seine Verhaftung stattfand, von den mitangeklagten Burschen verschleppt worden. Der Prinz erklärte, an dem Tage seiner Verhaftung reichlich Champagner getrunken zu haben, wogegen die Polizisten behaupteten, er sei vollständig nüchtern gewesen. Der Prinz versicherte schließlich auf seine Ehre, daß die gegen ihn erhobene Anklage absolut unbegründet sei. Die Verhandlung wurde auf acht Tage vertagt.

London, 24. Juli. Der Prinz von Braganza vor Gericht. Bei der heutigen Wiederaufnahme des Vorverfahrens gegen den Prinzen Franz Josef von Braganza und Genossen, von denen die beiden jungen Burschen heute gewaschen und mit zwei weißen Kragen versehen waren, erschienen als Zeugen des Prinzen dessen Bruder Miguel und ein Freund Graf Sizzo, die bekundeten, daß der Prinz Franz Josef in jener verhängnisvollen Nacht zum Diner und Souper stark getrunken hatte und nicht nüchtern war. Auch habe er ein Rendezvous mit einer Dame Nachts um 12½ Uhr am Empire verabredet. Die Rede des Verteidigers des Prinzen stützte sich auf drei Punkte: Nach ärztlichem Zeugnis sei kein Verbrechen verübt worden, ferner habe der Hauswirt, der dies konstatiert haben will, nach Zeugenaussagen nicht durchs Schlüsselloch sehen können und sei erst später mit seiner Aussage herausgerückt, daß er sich ein Spionierloch in die Wand gebohrt habe, und schließlich liege ein offenbarer Erpressungsversuch vor. Der Richter Chapman erklärte, es sei nicht unmöglich, daß der Prinz in eine Falle gelockt wurde, aber er könne sich nicht überzeugen, daß der Prinz in aller Unschuld das fragliche Haus betreten habe. Er wolle nicht den Funktionen der Jury vorgreifen, und wenn er den Prinzen freispreche, so beschuldige er die Zeugen Burbedge und Street, die durchs Spionierloch gesehen haben wollen, des Meineids. Das könne er nicht, obwohl in analogen Fällen Erpressung sehr wahrscheinlich, müsse er den Fall vor die Geschworenen verweisen. Der Prinz und Genossen wurden dem

Old Bailey-Gericht überwiesen, der Prinz aber gegen Kaution auf freiem Fuße belassen.

Als Sir Edward Clarke plaidierte und gerade erklärte, es liege ein Erpressungskomplott gegen den Prinzen vor, ereignete sich eine überraschende Unterbrechung. Ein gutgekleideter Herr rief aus dem Publikum: „Ja wohl, es ist eine Erpressung, eine Erpressung!“ Der Richter verfügte, daß der Herr aus dem Saale entfernt werde. Dieser aber rief, während die Polizisten ihn hinausführten, nochmals: „Es ist eine Erpressung, sonst nichts; ich gehe nicht, bevor ich alles gesagt habe; ich habe Derartiges selbst erlitten“. Straßburger Post, 27. VII. 02.

Prinz Franz Josef Braganza vor Gericht. 11. VII. 02. Vor dem Centralkriminalgerichtshofe in London wurde wiederum gegen Prinz Josef von Braganza und drei Mitangeklagte im Alter von 15, 17 und 24 Jahren wegen eines angeblichen Vergehens gegen die Sittlichkeit verhandelt. Die Angelegenheit hat uns schon öfter beschäftigt. Der Sachverhalt stellte sich nach der Verhandlung wie folgt heraus: Prinz Franz Josef von Braganza, 23 Jahre alt und österreichischer Offizier, war zu den Krönungsfeierlichkeiten nach London gekommen. Der älteste Mitangeklagte, ein Kommis, mietete in der Duke Street zwei Zimmer, über deren Verwendung er sich nicht äußerte. Es zogen sodann die beiden jugendlichen Arbeiter, Chandler und Shermann, zu ihm. Der Hauswirt will die jungen Leute von Anfang an in Verdacht gehabt haben, und er beobachtete sie deshalb. Am 24. Juni legte er sich mit einem anderen Hausbewohner auf die Lauer, und sie sahen, wie die beiden Knaben mit einem elegant gekleideten Herrn, dem Prinzen, gegen Mitternacht nach Hause kamen. Sie wollen sodann durch das Schlüsselloch und ein Loch, welches sie mit einem Federmesser in die Tür geschnitten hatten, beobachtet haben, was der Prinz mit dem Knaben vornahm. Es wurde Polizei dazu gerufen und sämtliche Beteiligte verhaftet; den Kommis faßte man auf der Treppe ab. Auffällig war es, daß bei der Voruntersuchung der Hauswirt und sein Genosse versäumten, das mit dem Federmesser in die Tür geschnittene Loch zu erwähnen, und daß sie davon erst Mitteilung machten, als eine Lokaluntersuchung ergab, daß sie durch das Schlüsselloch gar nicht hatten beobachten können, was sie angeblich beobachtet haben wollen. Es liegt demnach der Verdacht nahe, daß es sich um einen Erpressungsversuch

gegen den Prinzen handelte, und daß der Prinz sich unbegreiflicherweise unter irgend einem Vorwande von den zerlumpten Knaben in das Haus locken ließ. Der Prinz selbst leugnet die Tat, deren er beschuldigt wird. Er behauptet, einen Sektrausch gehabt zu haben, und in diesem den Knaben Gehör geschenkt zu haben, die ihm gesagt hätten, sie würden ihn in lustige Gesellschaft führen. Er will dadurch auch erklären, wie es zu verstehen ist, daß er den Knaben Goldstücke gab, die bei diesen gefunden wurden. Die Verhandlungen fanden gestern noch nicht ihren Abschluß.

Der Prinz Braganza freigesprochen! 13. 9. 02. Das ist der Schlußakt der sensationellen Abenteuer des zur Krönungsfeier König Eduards nach London entsandten Prinzen aus dem früher in Portugal regierenden Hause. Ein Privat-Telegramm unseres Londoner Vertreters meldet uns: Die Geschworenen des Old-Baily-Gerichtes fanden keine Beweise für das dem Prinzen Franz Josef von Braganza zur Last gelegte Sittlichkeitsvergehen und sprachen ihn frei.

Prinz Franz Josef von Braganza unter Curatel gestellt. Mit Genehmigung des Wiener Landgerichts wurde, wie uns ein Telegramm unsers na.-Korrespondenten aus der österreichischen Hauptstadt meldet, über den Prinzen Franz Josef von Braganza, Leutnant im ungarischen Husaren-Regiment Nr. 7, Curatel verhängt; zum Curator ist Prinz Karl Ludwig von Thurn und Taxis bestellt worden. Die gerichtliche Verfügung geschah mit Zustimmung des Prinzen von Braganza, doch wird im Amtsblatt der Wiener Zeitung, wo der Gerichtsbeschluß publiziert wird, nicht gesagt, ob die Entmündigung wegen Verschwendung oder geminderter Zurechnungsfähigkeit des Prinzen erfolgte. Prinz Franz Josef von Braganza hatte in der letzten Zeit oft von sich reden gemacht, da er ja in den viel erörterten peinlichen Prozeß in London verwickelt war, bei dem er indessen von der Anklage, ein Sittlichkeitsverbrechen begangen zu haben, freigesprochen wurde.

Einige Urteile der Presse zum Fall Braganza.

I. Zum Londoner Skandal schreibt uns ein Angehöriger der österreichischen Aristokratie: Abermals hat sich in London ein eigenartiger „Skandal“ ereignet, der geeignet ist, seine Vorgänger gleichen Genres, den Cleveland-Street-Skandal vom Jahre

1889 und jenen des Jahres 1895, dessen Opfer der bekannte englische Schriftsteller Oskar Wilde wurde, an Sensation noch zu übertreffen. Wohl war auch im Cleveland-Street-Skandal eine fürstliche Persönlichkeit, der verstorbene Herzog von Clarence, Englands Thronerbe, der, wenn er nicht gestorben, heute den Titel eines Prinzen von Wales führen würde — betroffen, allein die Sache wurde vertuscht. Der Skandal von 1902 aber steht unübertroffen da, denn am vergangenen Mittwoch stand vor einem englischen Richter Prinz Franz Josef von Braganza, der Enkel Dom Miguel's — der einige Zeit hindurch den portugiesischen Königstitel getragen, auf welchen er freilich am 26. Mai 1854 verzichtete, aber nur, um diesen Verzicht schon am 1. Juni desselben Jahres in Genua zu widerrufen —, der Neffe der Erzherzogin Maria Theresia, der Stiefmutter des österreichischen Thronfolgers, der Neffe der Erbgroßherzogin von Luxemburg, das Patenkind des Kaisers von Österreich. Er befand sich im Gefolge des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este, seines Stiefkousins, um an der — nun aufgeschobenen — Krönung des Königs von England als offizieller Gast teilzunehmen. Nach den Zeitungsberichten soll er unter eigentümlichen Umständen verhaftet worden sein; er soll eine unsittliche Handlung mit dem jungen Burschen Henry Chandler vorgenommen und dabei ertappt worden sein. Auch diesmal wird es nicht an Stimmen fehlen, die da meinen, es handle sich um einen Wüstling, der in rastloser Jagd nach neuen Genüssen schließlich zu sexuellem Verkehr mit dem eigenen Gechlechte gelangt ist. Auf alles wird man verfallen, nur nicht auf den eigentlichen Grund, daß es sich bei dem Prinzen von Braganza um eine jener zahlreichen „sexuellen Zwischenstufen“ handelt, für welche seit Jahren hervorragende Männer Deutschlands eingetreten sind, um für sie den § 175 bei der Revision des Strafgesetzbuches zu tilgen. — Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee veröffentlicht Jahrbücher, und im vorletzten dritten Bande derselben vom vorigen Jahre befindet sich ein Artikel von Dr. M. Hirschfeld „Sind sexuelle Zwischenstufen zur Ehe geeignet?“ In diesem Artikel lesen wir S. 63—68 die Biographie eines jungen Mannes, der seit einer Reihe von Jahren in Wien nur in weiblicher Kleidung sein Leben verbringt. Er machte die Bekanntschaft einer jungen Dame, die, ihrer Neigung zum weiblichen Geschlecht entsprechend, es wiederum liebt, in männlicher Kleidung zu erscheinen. Auf Seite 68 des genannten Werkes

liest man: „Ich lernte bei ihr auch einen Prinzen aus königlichem Hause, der im gewöhnlichen Leben Leutnant in einem Kavallerie-Regimente ist, in einem reizenden, duftigen Kleidchen aus weißem Tautropfentüll mit Maiglöckchen usw. kennen. Er klagte sehr über seine Stellung, wie gern würde er die Uniform mit Mädchenkleidern, den Säbel mit dem Fächer vertauschen, der arme Junge!" — Die königlichen Prinzen im österreichischen Heere sind nicht so reichlich vertreten, daß man nicht sofort an den äußerst mädchenhaft aussehenden Prinzen von Braganza denken müßte. Wer ihn kennt und um die Tatsache der Übergangsstufen vom weiblichen zum männlichen Geschlechte Bescheid weiß, für den ist es klar, daß gerade dieser Prinz einer solchen angehört. Und ist dies so selten? Freilich dringen nur die Fälle, welche hohe Persönlichkeiten betreffen, in die Öffentlichkeit. Aber nicht bloß Prinzen und Aristokraten, sondern Angehörige jedes Standes bis zu den einfachsten Arbeitern finden sich im „dritten Geschlecht". Es ist bei dem Prinzen von Braganza wohl ganz ausgeschlossen, daß man ihn einen „Wüstling" nennen könnte. Man kann doch nicht annehmen, daß er, der am 7. September 1870 geboren wurde, in den paar Jahren, seitdem er elterlicher Aufsicht und der Erziehung seiner Lehrer entwachsen war, schon von normalem Verkehr übersättigt ist. Ein Umstand spricht allerdings gegen ihn, nämlich, daß sein Komplize erst fünfzehn Jahre alt ist. Wahrscheinlich dürfte aber hier ein Fall von frühreifer Körperentwickelung vorhanden sein, der Bursche wahrscheinlich einen viel älteren Eindruck machen und — last not least — von seinen Genossen und Helfershelfern William Gerry, dem Buchmacherkommis und dem Zeitungsverkäufer Charles Sherman gründlich abgerichtet worden sein. Vielleicht trägt gerade diese „cause célèbre" zu besserem Verständnis der so häufigen Fälle derselben Art bei; vielleicht sieht man endlich einmal ein, daß eine Notwendigkeit für den § 175 nicht besteht. Hätte der Prinz in Italien oder Frankreich einen solchen Anfall erleiden können? Nein; denn in diesen Ländern existiert kein derartiger Paragraph. — Dort wäre es zu keinem Skandal gekommen, dort wäre nicht ein junges hoffnungsreiches Leben für immer „gesellschaftlich unmöglich" gemacht worden. Möge der Prinz sich mit dem Märtyrer-Gedanken trösten, daß jeder Fall, der in die Öffentlichkeit dringt, sein Scherflein dazu beiträgt, bei gebildeten, vorurteilsfreien Leuten bessere Ansichten über die sexuellen Zwischenstufen zu verbreiten, bis endlich

allgemein eingesehen wird, daß von der Natur Gegebenes nicht auszurotten ist. (Aus dem „Kampf", Nr. 57.)

II. Die Nachricht, daß Prinz Franz Josef von Braganza unter Kuratel gestellt ist, hat ebenso wie dessen bekannte Londoner Affaire einem Teile der Presse des In- und Auslandes den Anlaß zu mehrfachen Entstellungen der Tatsachen und zu persönlichen Verunglimpfungen des Prinzen gegeben. So heißt es u. A., der Freispruch der englischen Jury sei lediglich wegen ungenügenden Beweismaterials erfolgt, die wirkliche Unschuld des Prinzen sei nicht ausgesprochen worden, die Kuratel sei dann über ihn wegen seiner geistigen Beschränktheit verhängt und dergleichen. Demgegenüber stellen wir fest, daß in der Gerichtsverhandlung die vollständige Unschuld des Prinzen an den ihm zur Last gelegten Dingen rückhaltlos und in der allerbestimmtesten Weise anerkannt und ausgesprochen worden ist. Das unnachsichtig strenge Verfahren in der gerichtlichen Untersuchung der Sache hat dem schwer verdächtigten Prinzen nur zum Vorteil gereicht, indem dadurch klar zu Tage trat, daß er das Opfer eines Komplots schmutziger Erpresser geworden war. Deshalb sah sich der Kronanwalt, nachdem das gesamte Anklagematerial der Jury vorgelegt war, zu der Erklärung veranlaßt, er stelle es der Jury anheim, ob sie den Fall weiter anhören oder den Prinzen ohne Weiteres freisprechen wolle. Auf die entsprechende Anfrage des vorsitzenden Richters lehnte sodann die Jury es ab, die Zeugen der Verteidigung zu hören und sprach den Prinzen frei, weil kein der Widerlegung bedürftiges Anklagematerial vorliege. Der Verteidiger des Prinzen gab noch die Erklärung ab, er würde diesem Abbruche des Prozesses nicht zustimmen, wenn nicht alle, auch die schlimmsten gegen seinen Klienten erhobenen Anklagen voll und ganz der Öffentlichkeit vorlägen, und wenn nicht insbesondere der Prinz selber Gelegenheit erhalten hätte, unter seinem Eide und auf sein Ehrenwort als Gentleman eine vollständige Aufklärung des ganzen Vorfalles abzugeben. Der vorsitzende Richter erklärte sich mit diesen Worten vollkommen einverstanden. Der endgültige Urteilsspruch der Jury stellt sich somit als die glänzendste Rehabilitierung des Prinzen dar, die nach der Gerichtsordnung möglich war. — Was die Kuratel betrifft, so hat sich der Prinz durch wohlmeinenden Rat bestimmen lassen, sich freiwillig unter Kuratel zu stellen, bis er durch ein gesetzteres Alter und eine reifere Erfahrung weniger den Gefahren des jugend-

lichen Leichtsinnes ausgesetzt und besonders auch gegen die Unbesonnenheiten seines guten und großmütigen Herzens mehr gesichert sein würde, welches in Verbindung mit der ihm angeborenen vertrauensseligen Arglosigkeit den Prinzen zwar allgemein beliebt machte, aber auch vielfach mißbraucht und ausgebeutet werden ließ. Daß endlich der Prinz veranlaßt wurde, um seine Entlassung aus dem österreichischen Armeeverbande einzukommen, ist in höheren militärischen Kreisen lebhaft bedauert worden. Die unmittelbaren militärischen Vorgesetzten haben den jungen talentvollen Prinzen, der durch seine glänzend bestandenen militärischen Prüfungen und durch seine Tüchtigkeit als Offizier sich ihres besonderen Lobes erfreute, nur ungern aus der Armee scheiden sehen. Auch von dieser Entlassungsgeschichte sind uns die näheren Umstände bekannt; es genüge die Bemerkung, daß der Schatten, welchen dieselbe wirft, nicht auf den Prinzen Franz Joseph fällt. Aus der Germania. 30. 10. 02.

III. Einer der zur Krönung nach London gekommenen Fürsten, der Prinz Franz Braganza, ist bei dem Bestreben, die durch den Aufschub der Krönung heraufbeschworene Langeweile durch gelegentliche Abenteuer zu bannen, in einen Prozeß verwickelt worden, von dem — trotz sorgfältigster Geheimhaltung des Tatbestandes und hermetischen Abschlusses der Verhandlungen gegen die Öffentlichkeit — soviel sich erkennen läßt, daß ein Vergleich mit dem Prozeß des unglücklichen Oskar Wilde sich aufdrängt. Dieser, einer der hervorragendsten Dichter der Neuzeit, wurde um die Mitte des letzten Jahrzehnts des verflossenen Jahrhunderts von einem englischen Gerichtshof zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wegen eines Delikts, gegen das sich im deutschen Reichsstrafgesetzbuch der § 175 richtet, der von der „widernatürlichen Unzucht“, vom Umgang von Personen männlichen Geschlechts miteinander handelt. Mit dem Thema selbst beschäftigt sich ein Aufsatz in einer der nächsten Nummern des a. T. Hier soll nur auf den äußerlichen Unterschied hingewiesen werden, der sich in der Behandlung des Prinzen gegenüber der des Dichters zeigt, eines Dichters, der einst zu den Lieblingen der Londoner Gesellschaft gehörte. Beide sind Opfer von Erpressern geworden, mit dem Unterschiede, daß Wilde als deren Verführer, der Prinz als der von ihnen Verführte behandelt ward. Wilde, gegen den die peinliche Gerichtsverhandlung in breitester Öffentlichkeit und entehrendster Form geführt wurde,

litt unter der brutalen Behandlung dermaßen, daß er nach Verbüßung seiner Strafe das Zuchthaus in völlig gebrochener Verfassung verließ und kurze Zeit darauf den Leiden erlag, die ihn das an sich barbarische, gegen ihn besonders rigoros gehandhabte Strafrecht Englands zugefügt. — Der Prozeß gegen den Prinzen zeigt ein anderes Bild: wie schon gesagt, wickeln sich die Verhandlungen hinter verschlossenen Türen ab, aber auch die Art des „Verbrechens" gelangt nicht zur Erwähnung, keine Namen werden aufgerufen, und der Prinz erhielt die Erlaubnis, nicht mit den übrigen Angeklagten, schmutzigen, heruntergekommenen Burschen, auf der Anklagebank Platz nehmen zu müssen. — Die Gegenüberstellung zeigt, daß auch die modernen Justizpuritaner Englands zweierlei Maß kennen und höfisch zu kratzfußen verstehen. Die alten Rundköpfe, die einst mit einer Art frommer Pedanterie ihren König geköpft, mögen sich im Grabe umdrehen. (Der arme Teufel).

IV. Das Abenteuer des Prinzen von Braganza. Darüber lesen wir in der sozialdemokratischen „Arbeiter-Zeitung" folgende Darstellung: Der wegen eines strafgesetzlich verpönten unsittlichen Aktes angeklagte Prinz Franz Josef von Braganza wurde von den Geschworenen freigesprochen, da die Anklage zurückgezogen war. Es wäre gehässig, wenn wir unsererseits die Frage, ob schuldig oder nicht, nachträglich erörtern wollten; jedenfalls war der Prinz schwer betrunken, ortsunkundig und in die Hände abgefeimter Halunken gefallen. Da aber kaum anzunehmen ist, daß die Wiener Presse über die Angelegenheit objektiv berichten wird, sollen doch einige Punkte hervorgehoben werden, die die Sache denn doch nicht gar so einfach erscheinen lassen. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß, wiewohl die Anklage gegen den Prinzen zurückgezogen wurde, die drei Burschen, seine Mitangeklagten, schuldig befunden wurden, sich zur Vermittlung eben jenes strafbaren Aktes verabredet zu haben. Sie selbst gaben das nachträglich zu, mit der Begründung, daß sie den Prinzen ausrauben oder, wie die Geschworenen und das Gericht annahmen, eine Erpressung an ihm begehen wollten. Also, wohlgemerkt: die drei Burschen wurden verurteilt, nicht wegen versuchter Erpressung, sondern wegen Vorschubleistung zu jenem Vergehen, das tatsächlich verübt zu haben der Prinz unschuldig befunden wurde. Die Anklage gegen ihn wurde auch darum zurückgezogen, weil der Aussage der zwei Belastungszeugen, die Augen-

zeugen der unsittlichen Handlung gewesen zu sein vorgaben, nicht Glauben geschenkt wurde. Das Kreuzverhör drehte sich darum, ob sie, was sie gesehen zu haben vorgaben, durchs Schlüsselloch gesehen haben konnten, und ob ein Loch in der Tür, durch das sie geguckt haben wollten, ihnen erst nachträglich, zur besseren Begründung ihrer Aussage, eingefallen sei. Das Kreuzverhör war, wie gewöhnlich in solchen Fragen, ohne jedes positive Ergebnis nach der einen oder der anderen Richtung hin. Jedenfalls genießt der Hauptzeuge vorzüglichen Leumund, während gegen den anderen eine schlechte militärische Konduite vorliegt; mit den anderen Burschen konnten sie natürlich nicht zusammen operiert haben, und ihr Vorgehen, namentlich das Anrufen der Polizei, läßt wohl kaum auf eine selbständige Erpressungsabsicht schließen. Zugegeben wurde auch, daß der Prinz in sehr verdächtiger Verfassung im Bette der Jungen gefunden wurde. Die Verantwortung des Prinzen ging, so viel sich entnehmen läßt, dahin, daß ihn die zwei von den Burschen nach dem Empire-Variété bringen sollten, ihn aber statt dessen zu sich nach Hause brachten oder auch, wenigstens so hieß es in der Voruntersuchung, daß sie ihm ein Freudenhaus zeigen sollten. Prinz Braganza hat alle Ursache, sich selbst Glück zu wünschen. Er hat Anspruch darauf, daß, soweit er in Betracht kommt, die Sache als erledigt betrachtet wird. Und so verdächtig manche Umstände erscheinen mögen, so soll nicht vergessen werden, daß, wer aus Unbedachtsamkeit oder in trunkenem Zustande in die Hände solcher Schandbuben gerät, mit teuflischem Geschick in eine fast hoffnungslos kompromittierende Lage gebracht werden kann. Nichtsdestoweniger muß das Verhalten der englischen Gerichtsbehörden als geradezu skandalös parteiisch bezeichnet werden. Da war zunächst der Polizeirichter, der den Namen des Prinzen geheimhalten wollte; dann der Richter, der der über die Versetzung in den Anklagezustand entscheidenden Jury eine negative Entscheidung geradezu in den Mund legte, allerdings vergeblich. Endlich das Verhalten der Behörden in der Verhandlung selbst! Ohne dem Prinzen nahetreten zu wollen, ja zugegeben, daß er ohne Verschulden in diese fürchterliche Lage gebracht worden — es war offenkundig der Jury zu überlassen, ihm die Rechtswohltat des Zweifels zu gute kommen zu lassen, eine Rückziehung der Anklage aber unter solchen Umständen ganz unerhört.

München, 23. April. Zur Abwehr des Erpressertums. Ein Gerichtssaalbericht jüngstvergangener Tage, der eine Darstellung der Praktiken einer typischen Erpresserklasse brachte, gibt uns Veranlassung, vom Standpunkt des objektiven Beobachters aus diese Zustände zu beleuchten und die Mittel zur Abwehr ernster Erwägung anheimzustellen. Wir denken an jene Gruppe höchst zweifelhafter Existenzen, welche die wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des „dritten Geschlechts“ oder, wie man auch sagt, die homosexuell Veranlagten mit — bedauerlicherweise meist trefflichem — Erfolg in die Enge zu treiben wissen, nachdem sie auf scheinbar mehr oder minder harmlose Art sich rasch in das Vertrauen ihrer späteren Opfer einzuschleichen verstanden oder auch, der häufigste Fall, in gröberer Art eine direkte Verführung ins Werk gesetzt haben. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, die Bedeutung und Tragweite der sogenannten Homosexualität zu erörtern. Die traurige Lage, worin sich die mit dieser Anlage Behafteten versetzt sehen, verdient vielleicht mehr Mitleid als Abscheu. Aber man mag über den sie betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches denken wie man will, er hat die eine offenkundige und vielbeklagte Folge, daß er ein Gezücht des elendsten und nichtswürdigsten Erpressergesindels großgezogen hat, das nicht nur eine Geißel der im Sinne jenes Paragraphen Schuldigen, sondern auch vollkommen unschuldiger, wenn auch leider nicht charakterfester Personen geworden ist. Denn wie auch in dem Gerichtsfalle, der den Anlaß zu dieser Betrachtung geboten hat, sehr häufig werden die Kunstgriffe der Erpresser auch an Personen geübt, welche in keiner Weise homosexueller Natur sind, deren behäbiges und vor allem einen wohlgespickten Geldbeutel verratendes Äußere aber — es handelt sich zumeist um ältere Herren — dem hoffnungsvollen Jünger der Kunst, Daumenschrauben behufs Gelderpressungen anzulegen, den Eindruck eines wohlgeeigneten Objektes macht. In allen Großstädten, beklagenswerterweise auch schon in unserem schönen München, hat sich diese Art des Gaunertums, insbesondere an gewissen Plätzen, in einer Weise breit gemacht, von der die wenigsten eine nur entfernte Vorstellung haben. Es ist kaum glaublich, nicht nur wie viele an sich gewiß höchst ehrenwerte Menschen durch solche Blutsauger zu leiden haben, sondern auch, welch' schamlose Mittel von den letzteren zur Erreichung ihrer Zwecke angewendet zu werden pflegen. Wenn man zur Bekämpfung dieses abscheulichen Unwesens die polizeiliche Gewalt anzurufen

geneigt sein sollte, so darf man nicht vergessen, daß ein solches Vorgehen weit leichter geraten, als getan ist. Man mag hundertmal beim Anblick, sogar bei einem gewissen verdächtigen Herumstreichen eines Burschen der Überzeugung sein, daß er jener gefährlichen Sorte zugehört — zu einem Einschreiten in der Form der Verhaftung fehlt aber eben meist der äußere Anlaß. Es gibt auch in der Tat nur ein wirklich geeignetes Mittel, jenem Treiben wirksam Halt zu gebieten: die Selbsthilfe und darüber hinaus der heilsame Schrecken der Angehörigen dieser sauberen Gilde, welchen eine konsequent durchgeführte Selbsthilfe erzeugen wird. Zunächst ist es ja eigentlich — ein Moment, das unseres Erachtens viel zu wenig bisher hervorgehoben wurde — ein Gebot der persönlichen Würde, der Selbstachtung, Menschen der niedrigsten Art, denen kein Mittel schlecht genug ist, wenn es nur Geld bringt, über sich nicht im geringsten Macht gewinnen zu lassen. Es muß wohl ein wahrhaft furchtbares Gefühl sein, von einem Gesindel schlimmster Art abzuhängen — wenn man nicht den Mut findet, sich selbst zu befreien. Der Einwurf liegt freilich nahe: Man scheut sich, einen sogenannten Skandal zu provozieren und — vielfach besteht nach unseren derzeitigen Strafbestimmungen für den Geängstigten selbst Gefahr, in eine strafrechtliche Verfolgung verwickelt zu werden. Darauf gibt es eine sehr einfache Antwort: Was ist besser, sich zeitlebens von solchen Subjekten quälen zu lassen oder aber ein entschiedenes, energisches Ende — in praxi in einer Strafanzeige wegen Erpressung bestehend — selbst auf die Gefahr persönlicher Verwicklungen hin zu machen? Die Entscheidung wird nicht schwer zu fällen sein. Man braucht, um klar zu sehen, nur in Betracht zu ziehen, daß ein gewohnheits- und gewerbsmäßiger Erpresser, wenn er ein schlaffes und furchtsames Opfer vor sich sieht, in seinen Forderungen unter einer Skala von Vorwänden (die den Kenner der Verhältnisse wohlbekannt sind) immer dreister und unverschämter wird, ja, daß er den Unglücklichen in Verzweiflung und in den Tod treibt. Ein trauriges Beispiel haben wir in diesen Tagen, seltsamerweise fast gleichzeitig mit der Verhandlung des Falles, welcher den Anlaß zu den gegenwärtigen Darlegungen geboten hat, an dem Schicksal des Freiherrn v. H. erlebt. Das sind aber dieselben Erpresser, welche sich furchtsam zu verkriechen pflegen — die dreiste Roheit und die Feigheit treffen ja gewöhnlich zusammen —, wenn man ihnen die Zähne zeigt. Wenn sich doch endlich alle diejenigen, die von derartigen Menschen geplagt und verfolgt werden, zu

dem festen, ruhigen Entschluß aufraffen könnten, von Anfang an jeder unverfrorenen Zumutung dieser Art ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen! Demgegenüber ist der normale Verlauf der Dinge so, daß der Gepeinigte alle Geldopfer bringt, die ihm seine finanzielle Lage nur irgend gestattet, und endlich dann noch, zur Verzweiflung getrieben, zu einer Anzeige schreitet oder sich anwaltschaftlichen Schutz sichert. Wie naiv selbst hochgebildete Männer, die in eine solche üble Lage geraten, sich oft helfen zu können vermeinen, zeigt die Tatsache, daß sie (nach vielen Anzapfungen) noch ein letztes Opfer bringen wollen gegen eine unterschriftliche Bestätigung des Erpressers, daß nichts Strafbares vorgefallen sei — denn unbegreiflicherweise lassen sich auch solche, die sich nichts gerade Gesetzwidriges zu Schulden kommen ließen, gewöhnlich mit Rücksicht auf familiäre Beziehungen etc. quälen — oder daß der Blutsauger auszuwandern verspricht etc. Als ob dies eine Waffe wäre gegen Menschen, die selbstverständlich keine Spur von Ehrbegriffen haben! Einen solchen Kerl kann man ja auch unterschreiben lassen, daß er der größte Gauner auf Erden sei — er unterschreibt es mit Vergnügen, wenn er nur Geld sieht. Der Erfolg bleibt derselbe — die Erpressung wird fortgesetzt. Gibt man wenig Geld, so hat man das Vergnügen, den angenehmen Besuch recht häufig bei sich zu sehen; entschließt man sich zu einem großen Geldopfer, so hat man eine etwas längere Ruhepause — das ist der ganze Unterschied. Solange der Einzelne sich scheut, den mutigen Schritt zu tun und jene Subjekte der verdienten Bestrafung zuzuführen, werden sich die Zustände nicht bessern. Geschieht dies aber einmal, zeigt sich mehr Festigkeit und Entschlossenheit — und derjenige, der die Sache nicht selbst in die Hand nehmen will, hat es ja leicht, Rechtsschutz durch einen Anwalt zu finden —, dann wird alsbald eine Änderung eintreten. Die polizeilichen Organe haben Anhaltspunkte, sie werden mit größerem Erfolg ihre Maßnahmen treffen können, und man arbeitet so auch einem wichtigen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt in die Hände. Natürlich ist es dem Einzelnen lediglich darum zu tun, sich selbst zu befreien, aber sein entschlossenes Vorgehen wird dann auf die Allgemeinheit zurückwirken, und er wird sein Teil dazu beitragen, daß ein Nachtgebiet des Großstadtlebens erhellt und ein unwürdiges und schmachvolles Treiben, wo nicht aufgehoben, so doch nach Möglichkeit eingedämmt werde.

(Leitartikel a. d. Münchener Neuesten Nachrichten v. 23. IV. 03.)

Das Bockenheimer Schwesterdrama. Zwei Krankenschwestern, in der Blüte ihrer Jahre stehend, ausgezeichnet durch eine Intelligenz, welche ihnen die Anerkennung aller Vorgesetzten verschaffte, gingen gemeinsam in den Tod und wurden in „inniger Umarmung" leblos im Bette aufgefunden. Der Fall gibt zu denken. Die eine, Lilli Löther, ist gerettet worden, trotzdem wird die Welt nie erfahren, was die Beiden veranlaßte, den Tod zu suchen. Die Überlebende wird allerhand Ausreden erfinden, welche die Tragödie aufklären sollte, in Wirklichkeit wird diese traurige Tat höchstens durch einen Zufall aufgeklärt werden. Einen Fingerzeig zur Beurteilung dieses psychopathologischen Falles gibt die innige Umarmung der Beiden und „die auffällig intime Freundschaft", von der die Berichte sprechen. Wer Krafft-Ebing kennt, dem wird ein Licht aufgehen; wenigstens herrscht in ärztlichen Kreisen über die wahrscheinliche Ursache dieses Doppelselbstmords kaum ein Zweifel. Sollte es wirklich bloß ein Zufall sein, daß die Berichte aller Blätter in auffälliger Übereinstimmung die innige Zuneigung der beiden Mädchen, die Tatsache, daß sie öfters zusammen nächtigten und die letzte Todesumarmung so sehr hervorheben. Man fragt sich vergebens, weßhalb suchten Beide den Tod! Sie waren nicht krank, wenigstens nicht äußerlich wahrnehmbar geistig oder körperlich, sie lebten in ruhiger und korrekter Erfüllung ihrer Berufspflichten, sie hatten keine von außen kommende Ursache, den Tod zu suchen. Weßhalb also! Es bleibt nur das psycho-pathologische Moment dieses Selbstmords- und Mordversuchs übrig. Sollten die beiden Mädchen aus übergroßer Liebe zu einander den Tod gesucht haben? Der vor kurzem in Wien verstorbene Psychiater Freiherr von Krafft-Ebing könnte das Rätsel dieser Tat lösen. Der berühmte Forscher hat in seiner Psychopathia sexualis uns in seinen zahlreichen Studien auf dem Gebiet des Nervenwesens manches enthüllt, für das uns seither das positive Verständnis fehlte. Er würde auch den Bockenheimer Fall in das Bereich seiner Studien gezogen haben. Aber man braucht gerade keine fachwissenschaftlichen Kenntnisse auf diesem Gebiet zu besitzen, um zu Vermutungen zu gelangen, welche die Tat der beiden Schwestern als eine in unzurechnungsfähigem Zustand geschehene erscheinen lassen. Sollten — was man natürlich niemals behaupten kann — diese Hypothesen zutreffen, so wäre dies keineswegs eine so seltene Erscheinung und wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit, natürlich ohne jede Bezugnahme auf den Bockenheimer Fall, des Umstandes Erwähnung zu tun,

daß der vielumstrittene § 175 unseres Strafgesetzbuches, der in der letzten Zeit zu ungewöhnlicher Bedeutung gelangte, daß dieser Paragraph das Strafbarkeitsbewußtsein einer menschlichen Handlung in die Irre zu führen geeignet ist. Was bei Homosexuellen bestraft wird, wenn sie masculini generis sind, verwandelt sich in eine erlaubte und straffreie Handlung beim femininum. Die Zeiten, wo man aus falscher Scham und Prüderie einen großen Bogen um diese Vorgänge des menschlichen Lebens machte und wo besonders die Presse sich in naive Unwissenheit hüllen mußte, sind vorbei. Die Presse ist heute das großartigste Aufklärungsinstrument des 20. Jahrhunderts und auf politischem, sozialem, hygienischem, ethischem, physiologischem und psychologischem Gebiet hat sie wichtige Kultur- und Pionierdienste zu erfüllen. Deshalb sei auf die Häufigkeit femininer Homosexualität hingewiesen, die sich bis zur geistigen Verirrung steigern kann und die im Interesse der Volksgesundheit und -Moral ebenso unter Strafe gestellt werden müßte wie die diesbezüglichen männlichen Verirrungen. In einer Zeit, wo die besten Geister der Nation an der Arbeit sind, dieses seelische Dilemma zu lösen, wo der Meinungsstreit pro und contra § 175 hin- und herschwankt, sollte die Presse mit ihren Kundgebungen nicht zurückhalten, auch sollte die Frage erwogen werden, ob der § 175 seine Opfer dem Gefängnis oder der Nervenheilanstalt überweisen soll. Wir haben in Jahrtausende altem Ringen manches Geheimnis der Natur gelöst, die Geheimnisse des menschlichen Organismus und der menschlichen Psyche sind aber noch in tiefes Dunkel gehüllt.

(Sonne.)

Homosexualität. Tout comprendre c'est tout pardonner. (Alles verstehen, heißt alles verzeihen.) An diesen Satz muß der Wissende stets denken, wenn von dem Strafgesetzparagraphen 175 die Rede ist, was in der letzten Zeit wegen der Verdächtigung gegen Krupp ja sehr oft der Fall war; denn leider gilt das tout comprendre hier in sehr weitem Umfange nicht, und namentlich trifft dies leider auch bei unserer Gesetzgebung zu. In dem betreffenden Paragraphen wird nämlich nur von männlichen Personen gesprochen, offenbar in der gänzlich falschen Voraussetzung, daß so etwas bei weiblichen Personen nicht vorkomme. Da die Leser wohl mit Recht erwarten können, daß das Blatt auch in dieser Beziehung der Unwissenheit auf dem Gebiete der Lebenslehre entgegenschritt, sei den öffentlichen

Blättern (u. z. hier dem Schwäb. Merkur vom 6. Februar, Abendblatt) ein besonders offensichtlicher Fall beim weiblichen Geschlecht entnommen. Aus Frankfurt a. M. wird vom 5. Februar gemeldet: „Als heute morgen die Schwester vom Roten Kreuz, die im städtischen Krankenhause in Bockenheim tätig ist, sich nicht sehen ließ und der Verwalter trotz wiederholten Klopfens an der Türe ihres Zimmers keine Antwort bekam, öffnete er gewaltsam die Türe. In dem Bett lagen regungslos in Umarmung die Schwester und eine Berufskollegin. Die Bockenheimer Pflegerin, Hilma Scheibenhuber, röchelte noch, verschied aber nach kurzer Zeit. Die andere, Lili Löther, gab noch Lebenszeichen. Sofort wurden alle Mittel bei ihr angewandt; ihr Zustand ist sehr bedenklich, doch befand sie sich um 2 Uhr nachmittags noch am Leben. Zu dem traurigen Unfalle erfährt die „Frkfrtr. Ztg." daß die Scheibenhuber die Löther, die im hiesigen städtischen Krankenhause beschäftigt ist, gestern abend abgeholt und auf die Aufforderung der Oberschwester, die Löther bald in den Dienst zurückzuschicken, geantwortet hatte, sie fühle sich unwohl und bedürfe wahrscheinlich selbst der nächtlichen Pflege. Die beiden haben sich mit Morphium vergiftet, das man auf einem Tische des Zimmers vorfand. Das Morphium entstammt der Apotheke des städtischen Krankenhauses. Ferner fand man zwei Briefe, der eine war an die Oberschwester gerichtet, der andere an die Familie der einen der beiden Schwestern. Die Lili Löther ist etwa 39 Jahre alt und seit drei Jahren Pflegerin, die andere, 35 bis 36 Jahre alt, ist vor neun Jahren Rote Kreuzschwester geworden. Es ist noch nicht bekannt, was die beiden veranlaßt hat, gemeinsam in den Tod zu gehen; sie waren sich sehr innig zugetan. Ihre Dienstführung war musterhaft und ihre ganze Lebenshaltung tadellos." Was die beiden zum Selbstmord geführt hat, ist doch nichts anderes als „unglückliche Liebe", wie es tausende Male bei zweigeschlechtlichen Liebespaaren der Fall ist. Was man aber nicht begreift, ist, daß man beim männlichen Geschlecht etwas schwer, sogar mit Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, bestraft, was man beim weiblichen Geschlecht — absichtlich oder unabsichtlich — zu übersehen beliebt. Wenn das Gesetz auf dem Gebiete des Geschlechtslebens das öffentliche Ärgernis, die Gefährdung der Rechte anderer Personen und insbesondere Vergewaltigung verhindert, so ist das genug; alles, was darüber ist, ist vom Übel.

(Aus Prof. Jägers Monatsblatt.)

In Wien haben zwei Schriftsteller, die, wie es scheint geistig nicht ganz normal waren, — wie telegraphisch schon berichtet — Hand an sich gelegt. Einer ist tot, der zweite leicht verletzt. Der 30jährige Schriftsteller Hugo Astl-Leonhard hat sich mit einem Rasiermesser getötet, und gemeinsam mit ihm hat sich sein Freund, der Schriftsteller Fritz Lemmermeyer zu töten versucht, sich jedoch nur leichtere Schnittwunden beigebracht. Astl hatte sich auf den Boden gesetzt, mit der einen Hand einen Spiegel gehalten und mit der anderen Hand die tötlichen Schnitte durch seinen Hals geführt. Bei dem furchtbaren Selbstmorde war Lemmermeyer anwesend. Die beiden Freunde hatten einander gelobt, zu gleicher Zeit zu sterben. Lemmermeyer sah dem furchtbaren Beginnen seines Freundes zu, bis dieser zusammenbrach. Hierauf ging er in ein Nebenzimmer und wollte sich selbst das Leben nehmen. Er öffnete die Brotklinge seines Taschenmessers und brachte sich mit dieser oberflächliche Schnittwunden am Ellbogengelenk des linken Armes bei. Als er das Blut hervorquellen sah, scheint er den Mut verloren zu haben. Er öffnete die Tür in das Vorzimmer, in dem sich die Gattin Astls mit einer Dame befand. Doch plötzlich stieß er die Worte aus: „Du darfst nicht feig sein!" und zog sich wieder in das Zimmer zurück, die Tür hinter sich versperrend. Er eilte in das Kabinet, wo der tote Astl lag, hob das blutige Rasiermesser auf und brachte sich am linken Handgelenk eine tiefe Schnittwunde bei. Frau Astl und die zweite Dame pochten nun an die Tür, und als nicht geöffnet wurde, sprengten sie die Türe auf. Die Damen eilten dann, laut um Hilfe rufend, auf den Gang. Die Hausleute kamen in die Wohnung. Astl war bereits tot. Lemmermeyer war bei vollem Bewußtsein, gab aber keine Antwort. Doch aus mehreren Briefen, die er zurückgelassen hat, konnte man sich Klarheit über die Tat verschaffen. In einem offenen Briefe schrieb er: „Unüberwindliche Schwermut treibt uns in den Tod. Ich gehe gern und freiwillig aus dem Leben und bitte, am Grabe keine Rede zu halten." Lemmermeyer macht den Eindruck eines geistig nicht normalen Menschen. Die Rettungsgesellschaft schaffte ihn in das Allgemeine Krankenhaus. Hugo Astl-Leonhard hat bereits am 23. November v. J. abends auf dem Schottenring einen Selbstmordversuch gemacht. Er lebte in geordneten Verhältnissen, beschäftigte sich mit philosophischen Arbeiten und war bereits bei seinem ersten Selbstmordversuch als im höchsten Grade überspannt und anormal erkannt worden. Fritz Lemmer-

meyer ist 43 Jahre alt und ein geborener Wiener. Er hat mehrere literarhistorische Arbeiten veröffentlicht und eine biblische Tragödie „Simson und Delila“ geschrieben.

Budapest, 17. Mai 1902. Wie wir bereits mitgeteilt haben, hat sich ein Leutnant des 26. Regiments, Karl Thaly, Adoptivsohn des Reichsabgeordneten Koloman Thaly, in Gran erschossen. Vom Selbstmord erfahren wir folgende Details: Der Selbstmord des Leutnant Karl Thaly erregte in Gran umsomehr großes Aufsehen, da vor einiger Zeit ein anderer Leutnant des 26. Rgts. Robert Rosenberg sich ebenfalls erschossen hatte. Beide Selbstmorde wurden unter rätselhaften Umständen begangen und daß dieselben in Zusammenhang stehen müssen, geht aus folgendem hervor: Leutnant Thaly kam am 3. aus Wien, wo sich das Regiment bis jetzt befand, nach Gran, wo er seither mit einer Freundin im Hôtel „Magyar kirély“ wohnte. Von da übersiedelte er vorigen Freitag samt seiner Freundin in eine Privatwohnung. Die Dame ist Sonntag verreist und der Leutnant begleitete sie zur Bahn. Karl Thaly, der in geordneten finanziellen Verhältnissen lebte, beschäftigte sich in letzter Zeit fortwährend mit Selbstmordgedanken. In den letzten Tagen verdüsterte sich sein Gemüt noch mehr. Er ließ sich durch die Zigeunerkapelle fortwährend Beethoven's Trauermarsch vorspielen. Der Reichsabgeordnete, Koloman Thaly, erhielt Nachricht über dieses Benehmen und reiste nach Gran ab. Er zeigte seinem Sohn seinen Besuch telegraphisch an. Bei seiner Ankunft empfing ihn ein Soldat vor der Türe seines Sohns mit einem Briefe und mit der Bemerkung, daß der Leutnant schläft und er deshalb nicht hineingehen könne. Als der Vater zum Sohn hineingehen wollte, fand er die Türe verschlossen. In diesem Moment ertönte ein Schuß. Nachdem die Tür mit Gewalt geöffnet wurde, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick dar: sein Sohn saß über einen Tisch gebeugt, tot. Auf dem Tische standen 4 brennende Kerzen und in der Mitte brannte eine Lampe. Rechts befand sich die Photographie seines Vaters, links dieselbe des vor kurzem zum Selbstmörder gewordenen Leutnants Rosenberg. In seinem hinterlassenen Brief bat er seinen Vater um Verzeihung und ordnete an, daß seine irdischen Überreste in der Familien-Gruft zu Preßburg bestattet und in seinen Sarg die Photographien von seinem Vater und vom Leutnant Rosenberg hineingelegt werden.“

Double Suicide. Des mariniers ont retiré, hier matin, de la Seine, à la hauteur du quai aux Fleurs, les cadavres de deux hommes, liés ensemble par une forte corde. Ils paraissaient âgés d'une quarantaine d'années. L'un est blond et porte des moustaches rousses. On a trouvé, dans ses poches, des papiers au nom de Joseph Vonderwyn, parqueteur à Paris, rue de La Jonquière. Le second, également blond, a des moustaches blondes très fortes. Il etait porteur d'un livret au nom de Georges-François Grigon, né à Beaumont-sur-Oise. Les corps ne présentaient aucune trace de blessures. Il y a donc tout lieu de supposer qu'on se trouve en présence d'un double suicide. M. Briy, commissaire de police, a fait transporter les deux cadavres à la Morgue. (Jean de Paris.)

Gram über den Tod ihrer Freundin hat die fünfzehneinhalb Jahre alte Arbeiterin Martha Grafenstein, die bei ihrer Mutter in der Georgenkirchstraße wohnte, zum Selbstmord veranlaßt. Das Mädchen besaß in einer jungen Hausgenossin, mit der es zusammen die Schule besucht hatte und konfirmiert worden war, eine Freundin, an der es mit aller Zuneigung hing. Die Freundin starb zu Anfang dieses Jahres. Martha Grafenstein war über den Verlust untröstlich. Wiederholt klagte sie ihrer Mutter, daß sie nun keine Freude mehr am Leben habe. Anfangs vorigen Monats verließ sie ihre Arbeitsstelle, eine Putzfedernfabrik, und kehrte auch nach Hause nicht mehr zurück. Alle Nachforschungen nach ihrem Verbleib hatten keinen Erfolg. Jetzt landete man die Unglückliche als Leiche aus dem Urbanhafen. (Berl. L.-Anz.)

Der Doppelselbstmord in München. Wie schon berichtet, haben sich am 22. v. M. im Gasthof zu den „drei Löwen" in München zwei junge Männer eingemietet, die sich als „Wilhelm Stöger, Werkmeister aus Linz" und „Karl Stöger, Kellner aus Linz" meldeten. Am folgenden Tage fand man die Beiden in ihren Betten vergiftet auf. Es wurde festgestellt, daß der Tod durch Vergiftung mit Cyankali eingetreten sei. Die Photographien der beiden Toten wurden nach Wien gesendet und dem Sicherheitsbureau übergeben. Dieses stellte fest, daß die beiden Photographien auch im Verbrecher-Album der Wiener Polizeidirektion enthalten sind. Dadurch agnoszierte das Sicherheitsbureau auch die Toten. Der eine ist der 24jährige Anton Hartenstein, zu

Wien geboren, von Profession Malergehilfe, später Geschäftsdiener; er hatte in Margarethen gewohnt und war seit dem 21. v. M. vermißt. Der zweite ist der 17jährige Kellnerjunge Franz Knauer, zu Zemling in Niederösterreich geboren. Er hatte hier im ersten Bezirk gewohnt. Hartenstein ist in Wien zweimal wegen Betruges und einmal wegen Veruntreuung, ferner vom Kreisgerichte Korneuburg wegen Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung und wegen eines schweren Sittlichkeitsdeliktes mit 5 Jahren schweren Kerkers abgestraft. Knauer ist ebenfalls wegen eines Sittlichkeitsdeliktes mit drei Monaten schweren Kerkers abgestraft. Er stand am 28. Dezember 1900 vor dem Landesgericht. Sein Komplize war als geistesgestört in irrenärztliche Behandlung gekommen. Hartenstein hat sich erwiesenermaßen immer im Besitz von Cyankali befunden.

Aus Königgrätz, 18. d., wird uns gemeldet: Gestern Nacht um 12 Uhr hat sich in der Kaserne des 36. Infanterie-Regiments der Infanterist Sajcek aus dem zweiten Stock aus dem Fenster gestürzt und blieb vor der Kasernenwache mit zerschmettertem Kopfe tot liegen. Um dieselbe Zeit stürzte sich in der Artilleriekaserne der Rekrut Anton Provaznik vom ersten Stocke aufs Pflaster hinab und ist im Spital seinen Verletzungen erlegen. Zwischen beiden zu derselben Stunde und vor den Augen der Kameraden, ohne daß diese es hindern konnten, begangenen Selbstmorden soll eine Beziehung bestehen.

Von einem geheimnisvollen Doppelselbstmord meldet unser es-Korrespondent aus Werdau in Sachsen. Zwei dortige junge Handwerksgehilfen, der Barbiergehilfe Alfred Wolf und der Müllergeselle Gebert, haben sich durch Erschießen entleibt. Die Beweggründe zu der Tat stehen noch nicht fest. Durch Inserate in den Werdauer Lokalblättern nahmen die Selbstmörder herzlich Abschied von allen Freunden und Bekannten. Nachmittags in der zweiten Stunde begaben sie sich in die Dachkammer Wolfs, zogen die besten Anzüge und frische Wäsche an, legten sich zusammen auf das Bett und bald darauf krachten zwei Schüsse. Die Hinzueilenden, der Hauswirt und der Prinzipal des Barbiergehilfen, fanden die Selbstmörder bereits entseelt vor. Gebert hatte sich mit einem Teschin, Wolf mit einem Revolver in die linke Schläfe geschossen.

Laibach, 13. Jänner. Gestern nacht erschoß sich in der Landwehrkaserne der Zugsführer Rudolf Marbol. Er hatte vorher auf den Heizer im Elektrizitätswerk, Vinzenz Magister, ein Unsittlichkeitsattentat auszuüben versucht. Magister bedrohte dann Marbol mit dem Bajonette, das ihm mit Hilfe des Kaminfegergehilfen Suppanz entwunden wurde. Marbol entfloh dann in die Kaserne, wo er sich erschoß.

Ein eingefleischter Weiberhasser. In Wien ist vor einiger Zeit ein Hagestolz, wie er im Buche steht, als er zu dem Leichenbegängnisse seines Bruders fuhr, gestorben. Der lange, hagere Mann mit dem schwarzen Salonanzug, stets mit Zylinderhut und einem Rohrstocke versehen, war eine typische Figur. Interessant ist seine Nachlassenschaft. In einem Fach seines Schreibtisches fanden seine Verwandten ein Päckchen mit der Aufschrift: „Versuche meiner Verwandten, mich ins Ehejoch zu zwingen.“ Das Päckchen enthielt 62 Briefe, die vom Jahre 1845 bis 1894 laufen und mit Bemerkungen des Hagestolzen versehen, registriert und ad acta gelegt sind. Von dem Sammler ist ein Zettel beigefügt mit den Worten: „62 Briefe mit ebenso vielen Anträgen von heiratsbedürftigen Mädchen und Witwen, welche ein Gesamtvermögen von 1760000 Gulden ins Feld stellten, um mich zu ködern.“ In seinem Stammgasthause erschien er jede zweite Woche; er saß nur dort, wenn er genau wußte, daß kein Platz für eine Dame vorhanden war. Ging er ins Theater, so nahm er stets drei Sitze, links und rechts ließ er den Sitz leer. Auf der Straßenbahn, im Omnibus, auf der Bahn war eine mit ordinärem Tabak gestopfte Pfeife seine Begleiterin. Dies hielt ihm das weibliche Geschlecht meist zur Genüge vom Halse. Charakteristisch ist eine Stelle im Testament; er schreibt: „Ich bitte meine Verwandten, dafür Sorge zu tragen, daß auf dem Friedhofe, wo ich beerdigt, neben mir keine Frauenleichen beerdigt werden; ich bitte also, für mich einen Gruftplatz für drei Leichen zu kaufen und meine Leiche in der Mitte zu beerdigen, die Räume rechts und links aber unbelegt zu lassen.“

Ein Todfeind des schönen Geschlechts. Im neuesten Heft des „Rußki Archiv“ erzählt W. Schiemann Amüsantes vom General Helwig, der unter Kaiser Nikolaus I. Kommandant der Festung Dünaburg war, die unter Alexander III. in „Dwinsk“ umbenannt wurde. Einem Petersburger Briefe der „Frkf. Ztg.“ entnehmen

wir Folgendes: Der alte Helwig war ein Todfeind des schönen Geschlechts und suchte jede Begegnung mit einer Frau ängstlich zu vermeiden. Einmal aber blieb ihm das Zusammensein mit einer Frau doch nicht erspart, und diese Frau war die Kaiserin Alexandra, die Gemahlin Nikolaus I. Das Kaiserpaar kam zu einem zweitägigen Besuch nach Dünaburg. Der Kaiser schätzte General Helwig als einen tüchtigen Offizier sehr hoch und erfreute ihn durch einige anerkennende Worte. Am nächsten Tage sollte eine Besichtigung der Garnison und eine Truppenparade stattfinden. Der Zar machte dem Kommandanten den Vorschlag, bei dieser Gelegenheit mit der Kaiserin zusammen im Wagen zu fahren. Helwig aber suchte diese Ehre höflich von sich abzuwenden. „Ich bin noch nicht so alt, Ew. Majestät," sagte er, „daß ich Ihnen nicht zu Pferde folgen könnte." — Doch der Kaiser blieb dabei: „Das glaube ich gern, lieber Helwig. Aber wer könnte meiner Frau besser als Du, alles zeigen?" — Am anderen Tage nahm der Kommandant in gelinder Verzweiflung neben der Kaiserin im Wagen Platz. Kaiserin Alexandra, der ihr Gatte nichts von der Idiosynkrasie Helwigs gesagt hatte, konnte sich über das ungewöhnliche Verhalten ihres Begleiters nicht genug wundern. Der Kommandant war äußerst wortkarg und unliebenswürdig, beantwortete die Fragen der Kaiserin nur widerwillig und ohne diese dabei anzusehen und drehte ihr meist den Rücken zu. Kaiser Nikolaus ritt neben dem Wagen her, beobachtete den unhöflichen General und hatte seinen Spaß an den Qualen, die jener litt, sowie an der Verwunderung seiner Gemahlin. Gut gelaunt, beschloß der Zar, den Scherz fortzusetzen. Nach der Parade, die zu seiner vollsten Befriedigung verlief, dankte er dem Kommandanten und dem kommandierenden General, und um Helwig seine besondere Gunst zu beweisen, sagte er sich bei ihm mit der Kaiserin zum Tee an. Der alte General war sichtlich auf das Unangenehmste überrascht. „Ich habe keine Hausfrau. Ew. Majestät!" erwiderte er. „Ich bin ein alter Hagestolz!" — „Warum heiratest Du denn nicht? Ich wüßte eine passende Partie für Dich". — „Ich bin zu alt, um zu heiraten, Ew. Majestät". — „Ach was, zu alt! Zu einem Dauerritt von ein paar Meilen bist Du noch jung genug, zum Heiraten aber behauptest Du zu alt zu sein. Nun, ich will Dir nicht zur Ehe zureden, aber Tee werde ich bei Dir doch trinken. Wir bitten einfach die Kaiserin, die Rolle der Hausfrau zu übernehmen. Geh' und ersuche sie darum!" — Schweren Herzens kam der Alte dem Befehl nach. Der ver-

hängnisvolle Abend kam. Der Teetisch war geschmackvoll arrangiert, es fehlte nicht an Backwerk, Früchten und allerhand Naschwerk. Die Kaiserin war sehr aufmerksam gegen ihren Wirt; sie reichte ihm selbst den Tee und Gebäck, und Helwig, der wie auf Nadeln saß, mußte nicht nur eine Frucht nach der anderen aus den Händen der Kaiserin dankend entgegennehmen, sondern anstandshalber auch etwas von den Dingen genießen, die ihm eine Frau reichte. Aber das Schlimmste stand dem alten Degen noch bevor. Beim Abschied reichte ihm die Kaiserin die Hand zum Kusse. Helwig bezwang sich und tat, was die Etikette verlangte. Kaum aber hatten seine Gäste ihn verlassen, so ging er unverzüglich an eine gründliche Reinigung seines äußeren Menschen. Er spülte sich nicht nur wiederholt den Mund aus, sondern nahm sofort ein warmes Bad, wechselte seine Leibwäsche und zog eine andere Uniform an. Dann ließ er seine Kleider sorgfältig desinfizieren und alle Zimmer seiner Wohnung durchräuchern. Der Stuhl aber, auf dem die Kaiserin gesessen hatte, erhielt am nächsten Tage einen neuen Überzug.

Jahresbericht 1902/3.

Eine an Arbeiten und wichtigen Vorkommnissen überreiche Zeit ist seit der Erstattung des letzten Jahresberichtes verstrichen. An erfreulichen Tatsachen, an Erfolgen, an Zeichen wachsender Erkenntnis hat es nicht gefehlt, aber auch tief beklagenswerte Ereignisse, schmerzhafte Verkennungen und Angriffe sind nicht ausgeblieben.

Der schwerste Schlag, der uns im Berichtsjahr betroffen, ist der Tod des hervorragendsten Vorkämpfers unserer Bewegung. Am Abend des 22. Dezember 1902 verschied zu Graz in Steiermark Richard Freiherr von Krafft-Ebing, der erste Arzt und Naturforscher, welcher sich der Homosexuellen mit größter Energie angenommen hatte. Wir geben eine kurze Übersicht seines Lebens nach Aufzeichnungen, welche uns von einem seiner Schüler zugegangen sind.

Am 14. August 1840 in Mannheim geboren, begann Krafft-Ebing seine Studien in Heidelberg, setzte dieselben in Zürich fort, und wurde 1863 in Heidelberg promoviert. Sein Großvater mütterlicherseits war der berühmte Strafrechtslehrer H. J. A. Mittermaier (1787—1867) welchem die deutsche Rechtspflege Reformen auf dem Gebiete des Gefängniswesens, Einführung humaner Strafen und vielfachen Fortschritt verdankt. Nach Erlangung des Doktordiplomes verbrachte v. Krafft-Ebing einige Zeit auf Reisen, welche ihn an verschiedene Hochschulen führten, und widmete sich sodann, seiner Neigung folgend, dem

Berufe eines Irren- und Nervenarztes. Er nahm 1864 eine Assistentenstelle an der berühmten, von Christian Roller 1842 gegründeten Irrenanstalt in Illenau an. Im Jahre 1868 eröffnete er seine Tätigkeit als Irrenarzt in Baden-Baden. Das Jahr 1870 verbrachte er im Felde. Heimgekehrt, widmete er sich der Bearbeitung seines im Kriege erworbenen ärztlichen Materials und bewarb sich um die Venia legendi an der Leipziger Universität. Schon damals hatte v. Krafft-Ebings Name als Autor verschiedener wertvoller Veröffentlichungen einen guten Klang; Bismarck selbst war es, dessen Auge auf das aufstrebende junge Talent fiel: sein Abgesandter suchte v. Krafft-Ebing auf, als dieser in Berlin auf die Entscheidung des Leipziger Professorenkollegiums wartete, um ihm die Lehrkanzel in Straßburg anzutragen. Dort wirkte v. Krafft-Ebing bis zum Jahre 1873. In diesem Jahre folgte er einem Rufe an die Spitze der Irrenanstalt Feldhof bei Graz in Steiermark, mit welchem Amte die Professur für Psychiatrie in Graz verbunden war.

Die Jahre 1873—1889, in welchen v. Krafft-Ebing zunächst in Feldhof und in Graz, später nur als Professor in Prag, wirkte, waren es, wo v. Krafft-Ebing sein ganzes Wirken und Schaffen frei entfaltete und seinen Weltruf begründete. 1889 wurde er an Stelle Leidesdorfs nach Wien berufen und wurde 1892 der Nachfolger des großen Meynert. Mit Abschluß des Wintersemesters 1902 trat v. Krafft-Ebing von seinem Lehramte in Wien zurück, legte seine zahlreichen Ehrenstellen nieder und übersiedelte nach Graz. Sein körperliches Befinden ließ in den letzten Jahren in Wien viel zu wünschen übrig; an Graz knüpften ihn frohe Erinnerungen, nicht zu mindest die Erinnerung an sein schaffensfreudiges Wirken dort; er hoffte, daß dort auch seine Gesundheit wiederkehren und er nochmals seine kräftige Jugend wieder-

finden werde. Das Schicksal fügte es anders; als der Sommer verging, zu dessen Beginn v. Krafft-Ebing in Graz angekommen war, begannen seine Leiden, und vor Weihnachten schloß er für immer seine Augen.

Mit v. Krafft-Ebing starb ein großer Gelehrter, ein vielerfahrener großer Arzt und Meister seiner Wissenschaft; außerordentlich reich ist das geistige Erbe, welches er hinterließ. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten nähert sich 400; kein Gebiet der Psychiatrie und Nervenheilkunde gibt es, wo er nicht fördernd und befruchtend eingewirkt hätte. Seine Lehrbücher der Psychiatrie, der forensischen Psychopathologie sind Werke von immensem didaktischen Werte. Mit demselben Freimute und der gleichen niemals wankenden Charakterstärke vertrat er wie auf dem Gebiete der sexuellen Psychopathologie auch auf anderen Gebieten der forensischen Psychiatrie seine ärztliche Überzeugung. Sehr mit Recht schreibt Albert Moll in dem Nekrologe, welchen er seinem großen Vorgänger in der deutschen medizinischen Presse (1903. No. 2. p. 14) widmet: „Ohne Krafft-Ebing würden heute noch weit mehr Geisteskranke und sonst Unzurechnungsfähige den Strafanstalten zugeführt werden und der Brandmarkung verfallen, als es wohl immer noch der Fall ist. Wenn heute mancher Inkulpat von den Gerichtsärzten als Geisteskranker erkannt und von verständigen Richtern als solcher beurteilt wird, so ist das nicht zum wenigsten ein Verdienst Krafft-Ebings, der unermüdlich auf diesem Gebiete tätig war."

Sein Lieblingsfach aber und derjenige Teil seiner Lebensarbeit, welcher am meisten dazu beitrug, seinen Namen über die ganze Erde zu verbreiten, war die „Psychopathia sexualis." Vor v. Krafft-Ebing waren nur Teilgebiete dieses Gegenstandes bearbeitet worden. Krafft-Ebing hat die Psychopathologie des Geschlechtslebens in diesem seinem Werke und in

den zahlreichen anderen einschlägigen Arbeiten nicht nur begründet, sondern nach jeder Richtung hin ausgebaut. Er sammelte mit außerordentlichem Fleiße die einschlägigen Krankengeschichten und wurde so in den Stand gesetzt, ein riesiges Material kritisch zu sichten und die Probleme der Sexualpathologie auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. Das Endziel seines Strebens war es, aus der Symptomatologie eines jeden Falles die Entscheidung zu treffen, ob es sich um „Perversität“ oder „Perversion“ handle. Krankheit nannte er Perversion, Laster Perversität. Mehr als alle anderen Unglücklichen stehen die Homosexuellen in v. Krafft-Ebings Schuld. Wenn der wohl nicht mehr ferne Zeitpunkt kommt, wo die Rechtspflege sich den gebieterischen Postulaten der Wissenschaft auch auf diesem Gebiete anpassen wird, wird von Krafft-Ebings Lebenswerk von Erfolg gekrönt sein. Die Kulturarbeit, die er auf dem Gebiete der forensischen Psychopathologie geleistet hat, sichert v. Krafft-Ebing ein unvergängliches Andenken in den Annalen der Psychiatrie.

Dem gelehrten und edlen Verfasser der Psychopathia sexualis ist die Beschuldigung nicht erspart geblieben, daß er mit seinem Buche auf die sinnlichen Interessen großer Leserkreise spekuliert habe. Er trug diesen ungerechten Vorwürfen, unter denen er schwer litt, Rechnung, indem er auf das Titelblatt der XI. Auflage seines Werkes (1901 erschienen) die Worte setzen ließ: „Für Ärzte und Juristen“. In Wirklichkeit gibt es kaum ein zweites Buch in der Weltlitteratur, das so vielen Tausenden den inneren Seelenfrieden wiedergegeben hat, durch seine Aufklärung so unendlichen Segen gestiftet und so viele vom Selbstmord errettet hat, als dieses Werk, aus dem eben so viel Wissen, als Güte und Unerschrockenheit spricht.

Für das wissenschaftlich-humanitäre Komitée bekundete Krafft-Ebing von Anfang an das lebhafteste Inter-

esse. Er war einer der ersten Unterzeichner der Petition, welche die Befreiung der Homosexuellen vom Strafgesetz fordert. Seine letzten Studien auf dem Gebiete der Homosexualität veröffentlichte er in diesen Jahrbüchern (Band 3 Seite 1 ff), und faßte hier das Resultat seiner reichen Erfahrungen in drei prägnanten Leitsätzen zusammen. Nach dem Erscheinen des letzten Bandes — im Sommer 1902 — erhielten wir von ihm das als Vorwort dieses Jahrgangs wiedergegebene Schreiben.

Der Tod hat diesem reichen Leben ein vorzeitiges Ende gesetzt. Es war nach allem nur eine selbstverständliche Pflicht, daß wir im Besitz der Trauerkunde der Gemahlin des Verstorbenen unser Beileid zum Ausdruck brachten, was in folgendem Schreiben geschah:

Charlottenburg, 23. 12. 02. Hochverehrte gnädige Frau! Die Kunde von dem frühzeitigen Hinscheiden Ihres teuren Herrn Gemahls hat uns aufs tiefste erschüttert. Den unersetzlichen Verlust, von dem Sie und Ihre Familie betroffen sind, teilt mit Ihnen die Wissenschaft, um die der Verstorbene sich so hohe Verdienste erworben hat, und die Humanität, für deren Ausübung er als Gelehrter und Mensch so unablässig tätig gewesen ist. Mag die Erinnerung an das, was Sie, gnädige Frau, besessen haben, das ruhmvolle Andenken, das Ihr Gatte hinterläßt, Sie in Ihrem großen und gerechten Schmerze trösten. Für das wissenschaftlich-humanitäre Komitee und die vielen Tausende, deren Schutz wir uns gewidmet haben, wird der Name „Krafft-Ebing“ in hohen Ehren stehend stets unvergessen sein. Beifolgenden Lorbeerkranz bitte auf seine letzte Ruhestätte gütigst niederlegen zu lassen.

Wir erhielten darauf folgendes Antwortschreiben.

Graz am 1. Januar 1903. Sehr geehrter Herr Doktor! Für das mir von Ihnen Namens des wissenschaftlich-humanitären Komitees ausgesprochene Beileid, sowie für die schöne Kranzspende sage ich Ihnen im eigenen wie im Namen meiner Familie herzlich Dank. Ganz besonders danke ich Ihnen aber für die tiefgefühlten Worte der Anerkennung des Wirkens des Verblichenen im Sinne des wissenschaftlich-humanitären Komitees, welches leider durch den allzufrühen Tod seinen Abschluß fand. Freifrau Louise von Krafft-Ebing.

Wir können den Verstorbenen nicht besser ehren, als indem wir uns seine Worte zu eigen machen, die wir wohl als sein Lebensprogramm bezeichnen dürfen:

„Das jedem Staatsbürger zustehende Recht der freien Meinungsäußerung wird zur Pflicht, wenn derselbe vermöge der Kenntnisse und Erfahrungen, welche ihm sein Beruf entwickelt, im Stande ist, zur Beseitigung von Irrtümern beizutragen.“

Wir würden uns einer Unterlassung schuldig machen, wenn wir unter den weiteren Verlusten, welche unser Komitee zu beklagen hatte, nicht an erster Stelle des Prinzen Georg von Preußen gedenken würden, welcher am 4. Mai 1902 im 77. Lebensjahre verschied, nicht nur deshalb, weil seine königliche Hoheit unseren Kampf materiell unterstützte, sondern vor allem auch weil der feinsinnige liebenswürdige Fürst gerade in dem urnischen Teil der Bevölkerung Berlins ganz besondere Verehrung und Sympathie genoß.

Viele gebildete Männer haben dem Prinzen geistig nahe gestanden und in dem traulichen stimmungsvollen Eckzimmer der Wilhelmstraße den guten und klugen Worten lauschen dürfen, die von einem reichen Innenleben Zeugnis ablegten.

Prinz Georg war am 12. Februar 1828 in Berlin als Sohn des Prinzen Friedrich von Preußen, der ein rechter Vetter und Spielgenosse Kaiser Wilhelm I. war, geboren. Seine Großmutter väterlicherseits war die schöne geistvolle und lebensfrohe Prinzessin Friedericke von Mecklenburg-Strelitz, die Schwester der Königin Luise. Die Kinderjahre verlebte der Prinz in Düsseldorf, wo sein Vater als Militärgouverneur bis 1848 residierte. Hier, wo die Malerschule eben erblühte, das Theater

unter Immermanns, die musikalischen Bestrebungen unter Mendelssohns Leitung standen, erwuchs in ihm früh ein sehr lebhaftes Interesse für die dramatische Kunst, — er spielte selbst Komödie — sowie besonders für Musik — im Klavierspiel brachte er es zu einer gewissen Virtuosität. In Paris lernte er die Schauspielerin Rachel kennen,



Georg, Prinz von Preußen,
† 4. Mai 1902.

deren Kunst ihn anregte, selbst dramatisch zu produzieren. Jahre lang dichtete er im stillen, bis ihn die Schriftstellerin Frau von Treskow-Pinelli veranlaßte, seine Dramen unter dem Pseudonym Georg Conrad der Öffentlichkeit zu übergeben. Der amtliche Nachruf bemerkt darüber: „Prinz Georg hat sich als dramatischer Dichter ausgezeichnet und eine ganze Reihe solcher Dichtungen

veröffentlicht, die mit Erfolg aufgeführt und gesammelt in vier Bänden erschienen sind. Sie geben Zeugnis von dem feinen Geiste des Prinzen, der, idealen Schwunges voll, sich tief in die literarische Kunst versenkte."

Etwa 30 Jahre bestand ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Prinzen Georg und der Schriftstellerin Elise Felicitas von Hohenhausen, in deren literarischen Gesellschaften Heinrich Heine, Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense und seine geistreiche Gattin Rahel geb. Levin verkehrten. Der Prinz, welcher für seine Person sehr einfach lebte, war ein leidenschaftlicher Bücherfreund, ein großer Kunstkenner und Liebhaber des feineren Kunsthandwerks. Es liegen uns eine Reihe persönlicher Erinnerungen vor von Personen, mit welchen der Prinz in regem Verkehr stand, ich greife einige charakteristische Mitteilungen heraus. Der Schriftsteller Paul Lietzow berichtet:

„Der Prinz kam mir stets bis in das große Empfangsgemach entgegen, reichte mir die Hand bei der Ankunft und verabschiedete mich nach Ablauf einer Stunde in der herzlichsten, freundschaftlichsten Art, indem er häufig meine rechte Hand zwischen seine beiden Hände nahm.

Bei meinen Besuchen mußte ich in seinem Arbeitszimmer stets bei ihm am Tische Platz nehmen, entweder ihm gegenüber oder neben ihm auf dem Sofa. Stets war er von liebenswürdigstem Wesen und huldvoller Freundlichkeit.

Nachdem er sich nach meinem Ergehen eingehend erkundigt hatte, fragte er — da ich ihm stets historische Werke und Bilder mitbrachte, für die er sich lebhaft interessierte — gewöhnlich humorvoll: „Nun, was gibt's altes?"

Prinz Georg setzte voraus, daß ich den Inhalt aller Bücher kannte, welche ich ihm vorlegte. Dies war nun allerdings auch der Fall. Ich berichtete kurz über den Inhalt und der Prinz schaltete geistvolle Bemerkungen ein. Es war ein wirklicher Genuß, ihn sprechen zu hören. Prinz Georg besaß eine Stimme von ganz eigenem Wohllaut. Alles was er sagte, zeugte von umfassender Bildung. Sein edler Charakter drückte sich in jedem seiner Worte aus. Aber auch sein Äußeres wirkte bestechend. Der Prinz war

von hoher Figur. Er war ein schöner Mann. Aus seinen Augen sprühten Feuer und Geist. Die etwas knappe Uniform saß ihm wie angegossen.

Als ich dem Prinzen eines Tages das Buch des Leibarztes Dr. Zimmermann über die letzten Lebensjahre Friedrichs des Großen vorlegte, blätterte der hohe Herr in demselben. Plötzlich rief er lebhaft: „Hier finde ich eine merkwürdige Kapitel-Überschrift: Über Friedrichs griechischen Geschmack in der Liebe. Der Prinz las weiter und fuhr dann fort: Der Verfasser verbreitet sich darüber, ob Friedrich der Große ebenso geliebt habe, wie Sokrates den Alcibiades. Bei einem späteren Besuch gab mir der Prinz das Buch mit ungewöhnlich ernstem Gesicht zurück, es habe ihn sehr verdrossen, daß der Verfasser behauptete: „Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrich des Großen, wäre wegen seiner gleichgeschlechtlichen Neigungen von der ganzen Armee verachtet worden“.

Im Februar 1872 — ich war damals noch Buchhändler — war ich eines Nachts mit meinem damaligen Chef Herrn E. Bock bei den buchhändlerischen Ostermeß-Arbeiten. Herr Bock hatte jene Bücher vor sich, welche den Verlegern als unverkauft über Leipzig zurückgesandt werden sollten. Ich schrieb die ellenlangen „Remittenden-Fakturen“. Da rief Herr Bock plötzlich: „hier fehlt Schief-Levinche und seine Kalle von Isaak Bernays. Das Buch ist nicht verkauft. Wo ist es? „Ich antwortete: „Es ist doch verkauft! Ich habe es dem Prinzen Georg gesandt und dieser hat es behalten“. Darauf entschiedener Zweifel bei meinem Chef. Ich bewies meine Behauptung durch Vorlage des Kontobuchs. Prinz Georg war nämlich ein eifriger Freund der Juden und des Judentums. Bei den vielerlei Gesprächen, die wir über recht verschiedenartige Themata mit einander führten, brachte der Prinz einst selbst das Gespräch darauf. Niemals habe ich jemand mit größerer Sympathie, Anerkennung, ja Bewunderung über die Juden sprechen und urteilen hören. Der Prinz urteilte stets sehr nachsichtig über andere. Er war von großer Menschenliebe erfüllt und hat diese während seines langen Lebens in Wort und Tat bewiesen. Er konnte aber auch in heiligem Zorn erglühen, wo er Unduldsamkeit sah. Daher waren ihm die Antisemiten und deren Agitationen auf das äußerste verhaßt. Wenn von dem Auftreten derselben die Rede war, fand er nicht Worte genug, um seinen Abscheu und Ekel auszudrücken.

In dieser Beziehung war er mit dem Könige Ludwig II. von Bayern eines Sinnes. Überhaupt hatten diese beiden fürstlichen

Personen vieles gemeinsam. Beide waren von hoher edler Gestalt. Beider Haupt zierte dasselbe auffallende, üppige, dunkle Lockenhaar, welches ihnen das Gepräge des Südländers verlieh. König Ludwig und Prinz Georg kauften Unmassen von Büchern an und lasen fast stets und ständig. Beide waren hervorragende Kunstkenner und große Musik- und Theaterfreunde. Beide verabscheuten Krieg und Jagd. Beide schenkten den Tafelfreuden nur sehr mäßige Beachtung. Beide waren gutherzig und wohltätig. Nur in einer Hinsicht waren sie grundverschieden: König Ludwig II. war immer freigebig. Er gab leichten Herzens Millionen aus! Prinz Georg dagegen war außerordentlich sparsam.

Ein anderer Gewährsmann M., der sich der Freundschaft des Prinzen erfreuen durfte, schreibt unter manchem anderen:

Ein vom Leben hart angepackter, einfachsten Verhältnissen entstammender Student, durch urnische Naturanlage vereinsamt und innerlich gebrochen, wandte ich mich, im Schauspielertum die einzige Rettung erblickend, an den Prinzen Georg, indem ich eine Schilderung meines Lebens und kleine Erzeugnisse meiner Feder beifügte. In eingehender Teilnahme und Begründung rät der Prinz von der ersehnten Laufbahn ab, zeigt alles Versöhnliche bei Beharrung auf dem bisherigen Wege und hebt in mancher Stunde in liebenswürdiger causerie am kunstgeschmückten Kamin den gedrückten Sinn des Zuhörers in höhere Sphären. Es entspann sich ein jahrzehntelanger reger Gedankenaustausch und Briefwechsel. Auch hier seien nur einige wenige Momente herausgegriffen, die den wahrhaft vornehmen Mann charakterisieren. Auf ein Frühlingsgedicht, daß Herr M. ihm übersandte, antwortete er: „Wann sind Sie wieder in Berlin? Ich hätte Ihnen so gern für das wirklich wunderhübsche Gedicht gedankt, das wäre eine Aufgabe für Schumann gewesen. Gern hätte ich es Bekannten gezeigt, ich wußte aber nicht, ob ich es tun durfte.“ Und nach wenigen Tagen mit gleicher Feinheit und Rücksicht: „Wie freut es mich, daß ich das reizende, außerordentlich anmutige und rührende Gedicht Bekannten zeigen darf. Ich wagte natürlich nicht, es ohne Erlaubnis zu tun, mit Manuskripten bin ich immer sehr vorsichtig.“ Als M. ihm einmal den Wunsch aussprach, man möchte in Briefen und Tagebuchblättern des Grafen Platen das Geheimnis seines Lebens klarer als in seinen Werken erschauen können, meinte der Prinz: „Wahrscheinlich hat er darüber nichts hinterlassen, oder die Familie wird längst sorgfältig alles vernichtet haben, wovon sie glaubt, daß es

sie kompromittieren könne." Mehr als in seinen zahlreichen Dramen — unter denen als die wirkungsvollsten Sappho, die er Grillparzer widmete, Phädra, Konradin und Katharina von Medici (als letztes 1884 erschienen) zu bezeichnen sind, — gibt er sich selbst in einer Art Tagebuch, das er unter dem Titel: „Vergilbte Blätter" ganz ohne Namen erscheinen ließ. Hier schreibt der Prinz, der unvermählt geblieben war, die schönen Worte: „Die Liebe ist das Höchste und insofern Unerreichbarste, als wir sie nicht willkürlich hervorrufen können; sie muß über uns kommen, sie ist ein Schicksal. Sie kommt und geht, ohne uns zu fragen. Wer die volle Wucht der Liebe leugnet, hat sie nie gekannt."

Wir fügen zum Schluß noch eine Erinnerung hinzu, die das Berliner Tageblatt unter dem Titel: „Prinz Georg von Preußen und die Berliner Studenten" veröffentlichte:

„Wie uns geschrieben wird, unterhielt der vor wenigen Tagen verstorbene Prinz Georg früher auch einen sehr freundlichen Verkehr mit den literarischen Kreisen der Berliner Studentenschaft. Er war der Protektor eines akademischen Vereins, dem Ernst von Wildenbruch, Otto Franz Gensichen, Richard Kahle als Ehrenmitglieder angehörten, und dessen zeitweiliger Vorsitzender Berthold Litzmann war, jetzt Ordinarius für Literaturgeschichte in Bonn; auch Ludwig Ganghofer erschien Ende der siebziger Jahre in diesem anregenden Kreise. Wenn wir unser Stiftungsfest begingen, verfehlten wir nie, den Prinzen gebührend einzuladen: Der Vorstand fuhr dann in vollem Wichs am Palais in der Wilhelmstraße vor und wurde hier liebenswürdig empfangen. Pochenden Herzens warteten wir jungen Studeuten, bis die Tür sich öffnete und die hohe Gestalt unseres fürstlichen Protektors vor uns erschien. Der Prinz trug bei dieser Gelegenheit immer seine Ulanenuniform mit den Abzeichen eines Generals der Kavallerie: er geleitete uns durch eine Flucht von bildergeschmückten Zimmern bis zu jenem Eckzimmer mit dem traulichen Kamin, an dem es so stimmungsvoll sich plauderte. Die weiche, fast leise, wohllautende Stimme des Prinzen stand in einem merkwürdigen Gegensatz zu seiner stattlichen Erscheinung und der soldatischen Uniform. Der Prinz erkundigte sich nach der Entwickelung und dem Leben des Vereins und nach dem Wohlergehen, der Beschäftigung jedes Einzelnen. Die Unterhaltung ging bald ins Allgemeine und war bei dem meisterlichen Erzählertalent des Prinzen von ganz eigenem Reiz. Jede Scheu war gleich nach den ersten Worten überwunden, und

immer verließen wir das Palais, erfüllt von tiefen, bleibenden Eindrücken.

Der Prinz war einer der Ersten, die das Talent Ernst von Wildenbruchs erkannten und förderten. In dem später abgebrannten Nationaltheater wurde Ende der siebziger Jahre vom akademisch-literarischen Verein Wildenbruchs „Menonit“ zum ersten Male aufgeführt, und es ist bekannt, daß der Dichter auch später noch in diesem Kreise seine Stücke, denen die Bühne merkwürdig lange verschlossen blieb, zuerst vorzulesen pflegte. Das Nationaltheater erfreute sich damals der persönlichen Fürsorge des Prinzen Georg, von dem auch wir Studenten nicht selten mit einer Einladung in seine Loge erfreut wurden; in den Pausen hielt der Prinz dann Cercle und das Gesehene wurde dann kritisch besprochen. Einige von uns hatten das Glück, auch später noch mit dem Prinzen in Fühlung zu bleiben und sich seiner dauernden Teilnahme zu erfreuen.“

Von weiteren Verlusten gedenken wir des Rechtsanwalts Dr. Max Geiger in Frankfurt a. M., unseres langjährigen Fondszeichners, der sich noch kurz vor seinem Tode um die Gründung des südwestdeutschen Subkomitees hohe Verdienste erworben hat sowie des tüchtigen Gelehrten Wilhelm Cohn-Antenorid, welcher gerade dabei war, für das nächste Jahrbuch eine längere Arbeit über den Uranismus in China zu schreiben, als ihn der Tod in Italien ereilte. Wer ihn näher kannte, wird wissen, daß mit ihm ein hochstrebender junger Schriftsteller, ein selten guter Mensch und ein eifriger Anhänger unseres Komitees aus dem Leben geschieden ist.

Bei weitem das bedeutsamste Ereignis für die Homosexuellen war in vergangenem Jahre der Tod Friedrich Alfred Krupps. Die Umstände, unter denen sich das Ende dieses reichsten Deutschen, eines der mächtigsten Industriellen der ganzen Welt vollzog, waren derartige, daß sie die Aufmerksamkeit ausgedehntester Volkskreise auf die homosexuelle Frage lenken mußten.

Man kann den „Fall Krupp“ in drei Abschnitte teilen, den eigentlichen Fall, welcher genau einen Monat dauerte, am 15. November 1902 mit dem Artikel des Vorwärts: „Krupp auf Capri“ begann, in dem plötzlichen Tode Krupps am 22. November und der Essener Kaiserrede seinen Höhepunkt erreichte und am 15. Dezember mit der Einstellung des Strafverfahrens gegen den Vorwärts schloß, ferner in die Vorgeschichte des Falls, die



F. A. Krupp,
† 22. November 1902.

sich über Monate, vielleicht sogar über Jahre erstreckte, endlich in das Stadium der Nachwirkungen, welches auch jetzt noch nicht als völlig beendet anzusehen ist.

Bereits seit Jahren liefen die Gerüchte um, Krupp sei homosexuell, sie kursierten nicht nur in homosexuellen Kreisen, wo man ihnen nicht viel Bedeutung hätte beizumessen brauchen, nicht nur bei Erpressern (Fall Rhode),

nicht nur bei der Berliner Kriminalpolizei, die pflichtgemäß von diesen Gerüchten Kenntnis nehmen mußte, auch denen, die aus wissenschaftlichen und humanitären Gründen eine Abänderung des § 175 anstrebten,[1]) wurden diese Gerüchte wieder und wieder zugetragen, die schließlich auch in die Kreise seiner Fraktion (Reichspartei) drangen, die wohl infolgedessen auch keine Vertretung zu seiner Beerdigung beorderte; ein politisch dem Verstorbenen nahestehendes Blatt die „Hannoversche Allgem. Zeitung" schrieb am 23. November:

„.... von seinen (Krupps) Freunden mag mancher erleichtert aufatmen, wenn er in den nächsten Tagen der Gruft, in der man Friedrich Alfred Krupp beigesetzt hat, den Rücken gewandt hat. — Was man sich immer schon zuflüsterte, was aber ebenso ängstlich geheim gehalten wurde, nämlich, daß Friedrich Alfred Krupp, wie so viele hypersensible oder auch übersättigte Männer, allmählich zu einer krankhaften Degeneration des Empfindungslebens gekommen sei und daß er infolgedessen Lebensgewohnheiten angenommen habe, die als unmoralisch angesehen werden müssen, obwohl die Wissenschaft sich längst darüber einig ist, daß dabei meist nur von einem körperlichen, nicht unbedingt aber von einem sittlichen Defekt die Rede sein kann ...."

Ganz besonders herrschte das Gerücht auf Capri selbst. Der viel auf der Insel lebende Reiseschriftsteller Karl Böttcher berichtete in einem Zeitungsfeuilleton darüber wie folgt:

„Nicht erst setzte das Gerücht über Krupp bei seinem diesjährigen capresischen Aufenthalt ein. Es schlich bereits bei seinen früheren Besuchen ziemlich aufdringlich herum, wuchs und gedieh während der diesjährigen Saison ins Ungeheure und war bald kein Gerücht mehr, sondern eine allgemein bekannte schwere Beschuldigung, die als alte Geschichte niemand mehr beachtete.

Fragt all die Fremden, welche sich in Capri letzten Winter aufhielten! Fragt jene Leute, die sich dort als deutsche Kirchen-

[1]) Die Unterzeichnung der Petition hatte Krupp seiner Zeit mit der Begründung abgelehnt: „er könne dieselbe nicht unterschreiben, da er selbst Mitglied der gesetzgebenden Körperschaften sei, an welche dieselbe gerichtet wäre."

gemeinde zusammenfanden! Fragt den deutschen Pastor! Fragt die verschiedenen deutschen, innerhalb der letzten Saison auf dem Eiland weilenden pensionierten Militärs! Fragt die alten Excellenzen! Fragt alle jene Tausende, die auf der internationalen Heerstraße einige Zeit auf der Sireneninsel Rast machten — es war im brutalsten Umfang vorhanden, dies Gerücht.

Dann wuchs es über die Insel hinaus, setzte nach Neapel über, wanderte nach Rom, wanderte durch ganz Italien, ging über die Alpen, wuchs und wuchs, ohne daß irgendwie durch energisches Zurückdämmen Einhalt geboten wurde. — Die Staatsanwaltschaft will den Urheber ausfindig machen: Wie wenn man nach einem Wolkenbruch nach dem ersten Tropfen recherchieren könnte!

Erst nachdem dies Gerücht längst überall herumschwirrte, wurde es von der neapolitanischen „Propaganda“, die ich wahrlich nicht verteidigen möchte, übernommen, die aber in den drei oder vier Exemplaren, wie sie allwöchentlich ein zeitungshandelnder Barbier auf der Piazza zu Capri verkauft, ignoriert wurde. Ebenso wenig hat der „Vorwärts“ die „frivolen und verleumderischen Machenschaften“ aufgebracht — der schwerste Irrtum bei der ganzen Sache. Das Berliner Blatt hat nur das seit Jahren vorhandene umfängliche Gerücht im Moment, als es am lautesten erscholl, aufgegriffen. — — — — — — — —

So manchen Millionär sah ich im Lauf der letzten Jahre auf Capri landen. Nicht etwa dürftige Mark-Millionäre, gewissermaßen Millionär-Proletariat — nein, hundertfache Dollar-Millionäre, Millionär-Aristokratie, wie Morgan, Rockefeller und dergleichen. Bei keiner dieser finanziellen Korpulenzen hat sich Veranlassung geboten, daß die Insel so schwer verleumdet werden konnte, wie bei der Anwesenheit des Kanonenkönigs. — Das sind in diesem „Fall“ die felsenfesten Tatsachen.

Nach der italienischen brachte im Herbst die französische, englische und amerikanische Presse Mitteilungen über diese Gerüchte und verzeichnete die später widerrufene Zeitungsnotiz, es sei Krupp nahegelegt worden, die Insel zu verlassen. Der Figaro und die Wochenschrift L'Européen brachten längere von den Verfassern unterzeichnete Aufsätze, die auf seine angebliche Homosexualität Bezug nahmen. Am 30. Oktober erschien dann im Vorwärts folgende wenig beachtete Notiz:

Herr Krupp auf Capri. Der deutsche Kanonenkönig, dem seine Unternehmerintelligenz jährlich ein Einkommen von einigen 20 Millionen abwirft, hat sich auf Capri eine Villa gebaut, wo er sich von den Anstrengungen seines Berufs ausruht. Herr Krupp ist bei der Capreser Bevölkerung so sehr beliebt, daß sogar eine öffentliche Straße nach ihm benannt ist.

Jetzt geht nun durch die italienische Presse die sonderbare Nachricht, die deutsche Regierung habe so heiße Sehnsucht nach ihrem Krupp empfunden, daß sie ihn bestimmt habe, Capri für immer zu verlassen, nach der deutschen Heimat zurückzukehren und in der Villa Hügel sein Leben zu fristen.

Der Geheime Kommerzienrat Krupp ist auch Mitglied des Herrenhauses. Die Geschichte hat wegen der rechtlichen Frage — der merkwürdigen angeblichen Pression, Capri zu verlassen — einiges öffentliches Interesse. Und wir machen deshalb die deutsche Regierung auf die Behauptungen der italienischen Presse aufmerksam, um ihr Gelegenheit zu geben, sie richtig zu stellen.

Die ersten deutlichsten Hinweise brachte am 8. Nov. ein verbreitetes Zentrumsblatt, die Augsburger Postzeitung, welches schrieb:

Rom, 6. November. Schon seit Jahren zirkulieren in Italien Gerüchte, daß Capri, die schöne Insel im Golf von Neapel, ein wahres Sodom für gewisse Laster geworden sei. Jetzt hat sich die sozialdemokratische Presse der Angelegenheit angenommen. Leider ist in die Angelegenheit der Name eines deutschen Großindustriellen von bestem Klang, dessen enge Beziehungen zum Kaiserhof bekannt sind, aufs engste verwickelt. Der „Avanti“, der römische „Vorwärts“, bringt unter der Spitzmarke: „Die Skandale in Capri“, einen größeren Artikel, der den deutschen Großindustriellen aufs schwerste kompromittiert und ein Einschreiten der italienischen Regierung fordert, welche zwar informiert sei, aber sich blind stelle.

Alle diese Publikationen erfolgten, ohne daß die Behörden oder Krupp selbst dagegen einschritten, da erschien am 15. November der Aufsehen erregende Vorwärtsartikel, mit welchem der eigentliche „Fall Krupp“ einsetzte. Derselbe hatte folgenden Wortlaut:

Krupp auf Capri. Seit Wochen ist die ausländische Presse voll von ungeheuerlichen Einzelheiten über den „Fall Krupp“. Die deutsche Presse dagegen verharrt in Schweigen. Wir haben vor einiger Zeit die Angelegenheit angedeutet, mochten sie aber nicht

näher erörtern, ehe uns nicht ganz einwandfreie und vollständige direkte Informationen zur Verfügung standen. Nunmehr aber muß der Fall in der Öffentlichkeit mit der gebotenen ernsten Vorsicht erörtert werden, da er nicht nur ein kapitalistisches Kulturbild krassester Färbung bietet, sondern auch vielleicht den Anstoß gibt, endlich jenen § 175 aus dem deutschen Strafgesetzbuch zu entfernen, der nicht nur das Laster trifft, sondern auch unglückselige Veranlagung sittlich fühlender Personen zu ewiger Furcht verdammt und sie zwischen Gefängnis und Erpressung in endloser Bedrohung fest hält.

Der Geheime Kommerzienrat Krupp, Mitglied des preußischen Herrenhauses, der reichste Mann Deutschlands, dessen jährliches Einkommen seit den Flottenvorlagen auf 25 und mehr Millionen gestiegen ist, der über 50000 Arbeiter und Angestellte in seinen Betrieben unterhält, in denen das Zentrum der völkermordenden Kriegstechnik liegt, — Herr Krupp, den die fremden Fürsten und Staatsmänner zu besuchen pflegen, wenn sie Deutschland durchreisen, gehört zu jenen Naturen, für die der § 175 eine stete Qual und Bedrohung bedeuten würde, wenn nicht auf diesem Gebiete die Gerechtigkeit in Anerkennung der Bedenklichkeit der gesetzlichen Bestimmung die Binde nur selten von den Augen nimmt.

Unter dem Einfluß der kapitalistischen Macht kann eine unglückliche Veranlagung, die den Besitzlosen niederdrückt oder gar zerschmettert, zu einem furchtbaren Quell der Korruption werden, die dann aus einem persönlichen Schicksal eine öffentliche Angelegenheit gestaltet.

Es ist bekannt, daß Herr Krupp seit einiger Zeit auf Capri, der Insel des Kaisers Tiberius, am Südeingang zum Golf von Neapel, eine Villa besaß. In den illustrierten Blättern des Scherlschen Betriebs konnte man Bilder sehen, die bewiesen, daß der Mann auch in seiner Capri-Muße nicht rastete, sondern als Wegebaumeister wunderbare Straßen aufführen ließ und sonst seinen Unternehmerfleiß rastlos betätigte. Aber Herr Krupp hatte sich nicht Capri gewählt, um die Insel mit Straßen zu beglücken, sondern weil das italienische Strafgesetzbuch keinen besonderen § 175 kennt.

In seiner verschwenderisch ausgestatteten Villa — wir geben nur einige der notwendigsten Einzelheiten wieder, die unser italienischer Korrespondent uns berichtet — huldigte er mit den jungen Männern der Insel dem homosexuellen Verkehr.

Die Korruption war bis zu einer solchen Höhe gediehen, daß man bei einem Photographen von Capri gewisse nach der Natur aufgenommene Bilder sehen konnte. So war die Insel Capri, wo

das Geld Krupps das hierzu nötige moralische Terrain vorbereitet hatte, ein Centrum homosexuellen Verkehrs geworden. Die neapolitanische Presse wußte darum, aber sie schwieg.

Man erzählt, daß im Vorjahre der „Matino" — das Organ der Camorra, das gegenwärtig vor den neapolitanischen Richtern steht — folgendes publiziert habe: „Auf der Insel Capri ist jetzt Herr Krupp, der König der Kanonen und der „Capitoni", angekommen." Einige Tage darauf kam der Redakteur des Blattes, Scarfoglio, mit einer Dirne nach Capri und nach dieser Zeit hat der „Matino" den Mund über die „Capitoni" nicht mehr aufgetan, er veröffentlichte nur noch Lobeserhebungen über Krupp. Auch die italienischen Behörden wußten von den Vorgängen, aber man nahm Rücksicht auf den König der Kanonen.

Wie weit das Kriechen vor Krupp ging, dafür ein Beispiel: Als kürzlich der Ministerpräsident Capri besuchte, riet ihm der Bürgermeister der Insel an, dem Herrn Krupp ein Begrüßungs- und Glückwunschtelegramm zu senden.

Schließlich wurde der Skandal denn doch zu groß und der Minister des Innern sandte im geheimen einen Inspektor der öffentlichen Sicherheit nach Capri, der eine Untersuchung anzustellen hatte. Das geschah ohne Wissen der Lokalbehörden.

Auf die Ergebnisse dieser Untersuchung hin wurde Herr Krupp ersucht, die Insel für immer zu verlassen.

Die „Propaganda" (das sozialistische Organ von Neapel), welche diese Dinge an die Öffentlichkeit gezogen hat, verlangt, daß der Bericht über die Untersuchung den Justizbehörden ausgeliefert werde, aber das ist bisher nicht geschehen.

Auf die Rechtslage des Falles wollen wir vorläufig nicht eingehen. Das grauenhafte Bild kapitalistischer Beeinflussung wird dadurch nicht sonderlich milder, daß man weiß, es handelt sich um einen pervers veranlagten Mann. Denn das Mitleid, das das Opfer eines verhängnisvollen Natur-Irrtums verdient, muß versagen, wenn die Krankheit zu ihrer Befriedigung Millionen in ihre Dienste stellt. Insoweit gibt es keine ausreichende Entschuldigung für den Mann.

Gleichwohl bietet der Fall für die deutsche Gesetzgebung ein hohes Interesse. So lange Herr Krupp in Deutschland lebt, ist er den Strafbestimmungen des § 175 verfallen. Nachdem die Perversität zu einem öffentlichen Skandal geführt hat, wäre es die Pflicht der Staatsanwaltschaft, sofort einzugreifen. Vielleicht erwägt man jetzt, um diesen das Rechtsgefühl verletzenden Widerspruch zwischen Gesetz und Anwendung des Rechtes zu beseitigen, die Beseitigung des § 175, der das Laster nicht ausrottet, aber das Unglück zur

furchtbaren Qual verschärft. Von sozialdemokratischer Seite ist ja im Reichstag mehrfach auf eine solche Reform gedrungen.

Krupp stellte auf eine von Berlin aus an ihn gerichtete telegraphische Anfrage noch am Tage der Veröffentlichung bei der Staatsanwaltschaft des Berliner Landgerichts I Strafantrag gegen den Vorwärts wegen Beleidigung, die Nummer wurde polizeilich beschlagnahmt. Während die gesamte deutsche Presse zu diesen Vorgängen Stellung nimmt, eine Reihe anderer Zeitungen in Dortmund, Düsseldorf, Hannover etc. wegen Abdruck des Artikels unter Strafverfolgung gesetzt und verschiedentlich Haussuchungen in Redaktionsräumen abgehalten werden, während überall die Frage erörtert wird, ob die Behauptungen des Vorwärts auf Wahrheit beruhen oder nicht, ob derselbe „aus antikapitalistischen Motiven" gehandelt habe oder, um an Hand eines „Schulfalls" die Unhaltbarkeit des § 175 klar zu legen, erfolgte am 22. November die überraschende Nachricht vom Tode Krupps. Das offiziöse Telegraphenbureau teilt dieselbe in folgender Form mit:

Villa Hügel, 22. November. Exzellenz Krupp ist heute nachmittag 3 Uhr gestorben. Der Tod ist infolge eines heute früh 6 Uhr eingetretenen Gehirnschlags erfolgt.

Es wurde noch mitgeteilt, seine letzten Worte seien gewesen, daß er ohne jeden Groll aus der Welt scheide. Der Verstorbene, der obwohl äußerlich kräftig aussehend, stets von schwächlicher Körperkonstitution und vielfach kränklich war, hatte nur ein Alter von 48 Jahren erreicht.

Unmittelbar nach dem Eintreffen der plötzlichen Todeskunde wurden auf allen Seiten Zweifel laut, ob die amtlichen Angaben über die Art des Hinscheidens wohl der Wahrheit entsprächen, selbst ein Krupp so nahestehendes Organ, wie die „Kölnische Zeitung" schrieb in ihrem Nachruf:

„Die Nachricht, daß F. A. Krupp plötzlich aus dem Leben geschieden ist, wirkt erschütternd, wenn man sie in das Licht der

Beschuldigungen rückt, die in diesen Tagen gegen ihn in der sozialdemokratischen Presse erhoben worden sind. Haben ihn die Erregung und die Erbitterung über nichtswürdige Verleumdungen gefällt, hat er sich selbst im Bewußtsein einer Schuld gerichtet?"

Diese Zweifel verstärkten sich wesentlich, als trotz des allgemeinen Wunsches eine Sektion der Leiche nicht vorgenommen und das Ergebnis der ärztlichen Totenschau nicht veröffentlicht wurde. Die Beerdigung am 26. November gestaltete sich zu einer großartigen Trauerkundgebung. Über 20000 Teilnehmer befanden sich im Gefolge, darunter der Kriegs-, Eisenbahn-, Handelsminister, der Staatssekretär der Marine, und vor allem der deutsche Kaiser, dessen Kranz die Inschrift trug: „Meinem besten Freunde. Wilhelm." Vor- und nach den Beisetzungsfeierlichkeiten suchte sich der Kaiser zu informieren, ob an den Gerüchten etwas Wahres sei. Man versicherte ihm das Gegenteil. Krupp sei eine ungewöhnlich weiche, zartfühlende Natur gewesen, die alles sexuelle förmlich perhorresziert habe, er sei, wie man sich ärztlicherseits ausdrückte, „asexuell" gewesen; namentlich die Auskünfte des Superintendenten Klingemann erfüllten den Kaiser mit Entrüstung und sichtlichem Unwillen. Die Trauerreden, welche der Superintendent und der Vorsitzende des Kruppschen Direktoriums dem Verstorbenen am Grabe widmeten, hatten den Kaiser aufs tiefste erschüttert. Der Geistliche sagte u. a.:

„Ein vor Gott und Menschen wertvolles Leben ist es, das hier dahingegangen ist. Auf eine einzig dastehende Höhe hat das Schicksal diesen Mann gestellt. Der Name Krupp ist ein Ehrendenkmal deutscher Schaffenskraft. Die ihm eigene Bescheidenheit stellte seine eigene Persönlichkeit in Schatten, aber er hat mit Umsicht und Kraft das Erbe verwaltet, das unter ihm zu beispielloser Höhe gediehen ist. Es ist für uns alle ein unerträglicher Gedanke, daß der ruhmreiche Name von Bosheit und Lüge konnte angetastet werden. Krupp war ein Mensch von besonders zartem sittlichen Empfinden, von Lauterkeit und Schlichtheit, von liebreichem Herzen gegen Untergebene und Mitarbeiter, ein treuer Freund und hülf-

bereiter Wohltäter vieler Tausenden, ein opferwilliger Bürger des deutschen Vaterlandes und der Stadt. Was die städtischen und die kirchlichen Gemeinden ihm zu danken haben, was er den Alten und Schwachen in seiner Lieblingsstiftung, dem Altenhof, getan, davon legen ungezählte Kundgebungen beredtes Zeugnis ab. Aber die menschliche Dankbarkeit kommt immer zu spät, sie hat nur noch den Abend vor seinem Hinscheiden erfreuen können, die Nachricht von der geplanten imposanten Kundgebung seiner Arbeiterschaft. Es widerstrebt uns, an dieser Stätte des Friedens derer zu gedenken, die ihm so bitter weh getan. Es wird uns schwer, daß unsere Klage nicht zur Anklage wird. Aber wir freuen uns, an dieser Stätte der letzten Worte des Verstorbenen gedenken zu können: „Ich scheide ohne Groll und Bitterkeit gegen alle Menschen, auch die, die mir das schlimmste angetan.“ Das ist der Geist Jesu, der aus diesen Worten spricht. Mit ihm lassen wir Gott Richter sein. Wir gedenken an ihn als den, der seinen guten Namen vor dem deutschen Volke rein gehalten hat. Des Reiches Haupt, unser kaiserlicher Herr, hat es sich nicht nehmen lassen, durch sein Erscheinen zu zeigen, daß ihm in dem Verstorbenen ein treuer Freund dahingegangen ist.“

Nach dem Prediger ergriff sogleich Herr Landrat a. D. Röttger das Wort und widmete namens der Werksangehörigen dem Verblichenen einen ergreifenden Nachruf, welcher mit folgenden Wort schloß:

„Es wird einem jeden von uns das Herz warm bei der Erinnerung an die Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und die Güte des Herrn, die jeder von uns an seinem Teile von ihm persönlich empfangen hat. Welch furchtbares Verhängnis, daß diesem Manne unter den Großindustriellen gerade dieses furchtbare Unrecht geschehen mußte. Sr. Majestät, dem Kaiser und König, unserem allergnädigsten, vielgeliebten Herrn schulden wir unvergeßlichen, heißen Dank dafür, daß Allerhöchstderselbe durch die heutige hochherzige Ehrung der richtigen Würdigung unseres Verstorbenen die Wege geebnet haben. Wir dürfen hier diesem Danke ehrfurchtsvollen Ausdruck verleihen. Wir, die wir ihn gekannt haben, wir wissen, daß wir heute der Reinsten und Edelsten einen zur letzten Ruhe bestatteten, geschmäht und verleumdet nur von solchen, die ihn überhaupt nicht gekannt haben. Wir wissen, seine sittliche Größe kann nicht getroffen werden von dem Schmutz, mit dem niedrige Gesinnung und Parteihaß ihn bewarfen. Eine Schande für unser Deutschland, daß Deutsche sich erniedrigen konnten, gemeine

ausländische Erfindungen gegen einen Zeitgenossen von seiner Bedeutung zu schleudern. Ein Mann von Bedeutung, ein Mann von großen Erfolgen, ein Mann von Herz, ein Mann von vornehmer Gesinnung, ein Mann von größter Pflichttreue, ein Mann von der glühendsten Begeisterung für seinen Kaiser und das Vaterland, so hat er unter uns gelebt, und so wird sein Andenken unter uns allen fortleben."

Seinem eigenen Unmut und Schmerz gab der Kaiser wenige Minuten nach diesem Trauerakt in einer Rede Ausdruck, die sich zu einem hochpolitischen bedeutsamen Dokument gestaltete. Das amtliche (Wolffsche) Telegramm berichtete darüber wie folgt:

Vor der Abreise von Essen hat der Kaiser die Mitglieder des Direktoriums und die Vertreter der Arbeiterschaft der Kruppschen Werke in einem Wartesaal des Bahnhofes um sich versammelt und nachstehende Anrede an dieselben gehalten:

„Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen auszusprechen, wie tief ich in meinem Herzen durch den Tod des Verewigten ergriffen worden bin. Dieselbe Trauer läßt Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Ihnen Allen aussprechen und hat sie das auch bereits schriftlich der Frau Krupp zum Ausdruck gebracht. Ich habe häufig mit meiner Gemahlin die Gastfreundschaft im Kruppschen Hause genossen und den Zauber der Liebenswürdigkeit des Verstorbenen auf mich wirken lassen. Im Laufe der letzten Jahre haben sich unsere Beziehungen so gestaltet, daß ich mich als einen Freund des Verewigten und seines Hauses bezeichnen darf. Aus diesem Grunde habe ich es mir nicht versagen wollen, zu der heutigen Trauerfeier zu erscheinen, indem ich es für meine Pflicht gehalten, der Witwe und den Töchtern meines Freundes zur Seite zu stehen.

Die besonderen Umstände, welche das traurige Ereignis begleiteten, sind mir zugleich Veranlassung gewesen, mich als Oberhaupt des Deutschen Reiches hier einzufinden, um den Schild des Deutschen Kaisers über dem Hause und dem Andenken des Verstorbenen zu halten. Wer den Heimgegangenen näher gekannt hat, wußte, mit welcher feinfühligen und empfindsamen Natur er begabt war, und daß diese den einzigen Angriffspunkt bieten konnte, um ihn tötlich zu treffen. Er ist ein Opfer seiner unantastbaren Integrität geworden. Eine Tat ist in deutschen Landen geschehen, so niederträchtig und gemein, daß sie aller Herzen erbeben gemacht und jedem deutschen Patrioten die Schamröte auf die Wange treiben mußte über die unsrem ganzen Volke angetane Schmach.

Einem kerndeutschen Manne, der stets nur für andre gelebt, der stets nur das Wohl des Vaterlandes, vor allem aber das seiner Arbeiter im Auge gehabt hat, hat man an seine Ehre gegriffen, diese Tat mit ihren Folgen ist weiter nichts als Mord; denn es besteht kein Unterschied zwischen demjenigen, der den Gifttrank einem andern mischt und kredenzt, und demjenigen, der aus dem sichern Versteck seines Redaktionsbureaus mit den vergifteten Pfeilen seiner Verleumdungen einen Mitmenschen um seinen ehrlichen Namen bringt und ihn durch die hierdurch hervorgerufenen Seelenqualen tötet. Wer war es, der diese Schandtat an unsrem Freunde beging? Männer, die bisher als Deutsche gegolten haben, jetzt aber dieses Namens unwürdig sind, hervorgegangen aus eben der Klasse der deutschen Arbeiterbevölkerung, die Krupp so unendlich viel zu verdanken hat, und von der Tausende in den Straßen Essens heute mit tränenfeuchtem Blick dem Sarge ihres Wohltäters ein letztes Lebewohl zuwinkten.

(Zu den Vertretern der Arbeiter gewendet.)

Ihr Kruppschen Arbeiter habt immer treu zu Eurem Arbeitgeber gehalten und an ihm gehangen, Dankbarkeit ist in Eurem Herzen nicht erloschen; mit Stolz habe ich im Auslande überall durch Eurer Hände Werk den Namen unsres deutschen Vaterlandes verherrlicht gesehen. Männer, die Führer der deutschen Arbeiter sein wollen, haben Euch Euren teuren Herrn geraubt. An Euch ist es, die Ehre Eures Herrn zu schirmen und zu wahren und sein Andenken vor Verunglimpfungen zu schützen. Ich vertraue darauf, daß Ihr die rechten Wege finden werdet, der deutschen Arbeiterschaft fühlbar und klar zu machen, daß weiterhin eine Gemeinschaft oder Beziehungen zu den Urhebern dieser schändlichen Tat für brave und ehrliebende deutsche Arbeiter, deren Ehrenschild befleckt worden ist, ausgeschlossen sind. Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld auf sein Haupt. Ich hege das Vertrauen zu den deutschen Arbeitern, daß sie sich der vollen Schwere des Augenblicks bewußt sind und als deutsche Männer die Lösung der schweren Frage finden werden."

Der Vorwärts betonte in der Besprechung dieser Rede vor allem, daß der Kaiser „unmöglich den der Beschlagnahme verfallenen Artikel selbst gelesen haben könne", die Erörterung des Falls sei nicht aus politischen Gründen, sondern „einer strafrechtlichen Reform zu Liebe" begonnen. Das Centralorgan fährt dann fort:

„Wir wollten an dem Falle eines besonders bekannten Namens die Notwendigkeit der Aufhebung jenes § 175 erweisen, der für viele Unglückliche eine stete Geißel ist, der nicht nur das Laster den Erpressern und den Richtern ausliefert, sondern auch das Verhängnis eines Naturirrtums ewig bedroht und, wie wissenschaftlich feststeht, eine furchtbare Zahl von Selbstmorden verursacht hat — die Beseitigung einer gesetzlichen Bestimmung, die überdies einen klaffenden Widerspruch des geschriebenen Gesetzes und seiner Anwendung zur Folge hat und den Willen der Polizei zum Schicksal über zahlreiche Existenzen macht. Darum erwähnten wir den Fall, darum machten wir darauf aufmerksam, daß in Deutschland solche Personen der Willkür des Paragraphen rettungslos ausgeliefert seien.

Wir haben diese Tendenz nicht etwa nur ausgesprochen, um die Skandalsucht zu maskieren. Das ist die ekelhafte Lüge jener Preßpiraten, deren Phantasie zwar nach unserer Veröffentlichung sich lediglich in der Erfindung schmutziger Kalauer betätigte, die aber dann um so wüster in den Chor der Empörten brüllend einstimmten. Es war in der Tat kein Vorwand, sondern die wirkliche Absicht und die unmittelbare Veranlassung. Wir sind sogar in der seltenen Lage, in der Gerichtsverhandlung, von der wir annehmen, daß sie in der freiesten Öffentlichkeit geführt werden wird, den zwingenden Beweis für die Reinheit unsrer Motive und die wahre Absicht unsres Vorgehens zu erbringen.

Haben wir somit, wie selbst von bürgerlichen Blättern anerkannt worden ist, alles vermieden, was nur entfernt wie persönliche Beschimpfung und skandalsüchtige Sensation wirken konnte — leider hat die Konfiskation uns die Möglichkeit genommen, durch einfachen Abdruck des Artikels die weitere Öffentlichkeit über die Schamlosigkeit der bürgerlichen Presse aufzuklären —, so ist es auch falsch, daß wir leichtsinnig und allzu eilfertig unkontrollierten, von italienischen Erpressern aufgebrachten Gerüchten Glauben geschenkt haben. Unsere Kenntnis der Angelegenheit beruht im wesentlichen nicht auf italienischen Gewährsmännern — soweit wir italienische Quellen benutzt haben, sind wir durchaus zuverlässigen und ernsthaften Männern gefolgt —, sondern wir haben sie geschöpft aus gänzlich anders gearteten lauteren Quellen, die abseits jeder Parteileidenschaft, jedes persönlichen Interesses, jedes politischen Hasses fließen.

Und auf Grund dieser Informationen stellen wir mit ruhiger, fester Überzeugung als unumstößlich die volle Wahrheit unsrer Andeutungen fest. Das ist und das soll keine gehässige Beschimpfung sein, sondern die nüchterne, wissenschaftliche, ruhige

und zuverlässige Konstatierung einer für die Gesetzgebung bedeutsamen Erscheinung. Und weil wir nicht den mindesten Anlaß haben, an der unbedingten Zuverlässigkeit und Unbefangenheit unsrer Gewährsmänner zu zweifeln, darum ziehen wir die notwendige Folgerung: Wenn es wahr ist, daß das tragische Ende Krupps mit den seit zwei Monaten bekannten Veröffentlichungen irgendwie zusammenhängt, dann ist er nicht das Opfer einer boshaften Verleumdung, sondern eines der vielen Opfer des § 175 geworden."

Durch die Rede des Kaisers in Essen, die einer so edlen Aufwallung entsprang, war der Fall Krupp in ein politisches Fahrwasser geraten, wofür er von vorneherein so wenig geeignet schien. Dieser politische Charakter kam in äußerst heftigen Angriffen gegen die sozialdemokratische Presse und Partei, in zahlreichen Kundgebungen seitens der Arbeiter an den Kaiser, auch in Entlassungen von Arbeitern, die sich an den Huldigungsadressen nicht beteiligen wollten, in einer nochmaligen Rede des Kaisers gegen die Sozialdemokratie in Breslau zum Ausdruck.

Allgemein sah man dem Prozeß gegen den Vorwärts mit größter Spannung entgegen, man erwartete eine schwere Bestrafung des verantwortlichen Redakteurs, als am 15. Dezember das Verfahren gegen den Vorwärts und die übrigen Blätter eingestellt, die Beschlagnahme des Artikels wieder aufgehoben wurde. Wie der Oberstaatsanwalt Dr. Isenbiel mitteilte, hatte die Witwe des Verstorbenen, Frau Krupp, erklärt, „daß sie, durchdrungen von der Gewißheit der Schuldlosigkeit ihres Gatten, Wert darauf lege, daß der Streit um den Verstorbenen in der Öffentlichkeit möglichst zur Ruhe komme. Es sei ihr deshalb an der gerichtlichen Bestrafung der Urheber und Verbreiter der Gerüchte nichts mehr gelegen".

Der Vorwärts bemerkte hierzu:

„Wir nehmen die Einstellung des Verfahrens mit derselben Gelassenheit auf, mit der wir seine Eröffnung erfuhren. Wir waren auf diesen Ausgang gefaßt. Er war die einzig mögliche Lösung. Ja mehr: Wir teilen auch die Empfindungen der Witwe des Ver-

storbenen, und es befriedigt uns menschlich, daß wir der Notwendigkeit enthoben sind, einen Toten vor Gericht zu ziehen. Der Fall Krupp im engeren Sinne ist für uns erledigt“.

Weiter heißt es dann noch:

„Um des § 175 willen hatten wir den Fall Krupp erörtert. Wahrhaft erschütternde Bekenntnisse von Personen, die unter der Geißel des § 175 litten und die uns aus Anlaß unserer Veröffentlichung zugingen, haben unsere Überzeugung von der Notwendigkeit seiner Beseitigung oder Änderung noch bestärkt. Wir erwarten, daß trotz der Vereitelung des Prozesses, der Fall Krupp bei der bevorstehenden Revision des Strafgesetzbuchs nicht vergessen sein wird.“

Außerordentlich groß war die Verblüffung und die Enttäuschung der bürgerlichen Presse über den Entschluß des Oberstaatsanwalts und seine Begründung. Niemand wollte so recht glauben, daß die Durchführung des Strafverfahrens, in einem Falle der den Charakter einer Haupt- und Staatsaktion angenommen hatte, „nicht mehr als im öffentlichen Interesse liegend“ anzusehen sei. Wir greifen auch hier aus vielen eine charakteristische Preßäußerung heraus.

Die Vossische Zeitung bemerkte:

„Unter den vielen Mißgriffen, welche in dieser Affaire gemacht sind — so insbesondere, daß die Ärzte verabsäumten, ein genaues Protokoll über die Todesursache bei Krupp aufzunehmen und zu veröffentlichen, — ist die erfolgte Einstellung des Verfahrens gegen den „Vorwärts“ die bedauerlichste. Diese Entscheidung wird alle Welt überrascht haben. Denn man sollte meinen, wenn irgendwo ein öffentliches Interesse vorgelegen hätte, dem Strafantrage Folge zu geben, nicht sowohl um eine Strafe auszuwirken, auf die es gar nicht ankam, als vielmehr eine Beschuldigung zu widerlegen, so wäre es hier der Fall, zumal nach den bedeutsamen Kundgebungen, die sich an die Veröffentlichung des „Vorwärts“ und den Tod Krupps geknüpft hatten. . . . . Welche Wirkungen muß nicht die Einstellung des Verfahrens gegenwärtig haben? Die beschlagnahmten Nummern des „Vorwärts“ können fortan wieder verbreitet, der Artikel kann mit den Kundgebungen, die ihm folgten, und der Verfügung über die Einstellung des Verfahrens abgedruckt werden; Diejenigen behalten Recht, die von Anfang an lächelnd voraus-

sagten, es werde trotz der Beschlagnahme niemals zur gerichtlichen Verhandlung kommen. Man muß bekennen, einen unglücklicheren Ausgang konnte der Fall Krupp für die Kreise, die ihn mit der Politik in Verbindung brachten, nicht nehmen".

Wir kommen zum dritten Stadium des Falles Krupp, seinen Nachwirkungen. Die politischen Folgen, die sogar zu einer Präsidentenkrisis im Reichstage führten, können wir hier füglich außer Acht lassen. Wie wir bereits einleitend bemerkten, hat der traurige Fall insofern Gutes bewirkt, als er eine große Masse derer, welche der homosexuellen Frage gleichgültig oder feindlich gegenüberstanden, aufrüttelte und zum Nachdenken veranlaßte. In vielen tausend Zeitungsartikeln, in zahlreichen Broschüren wurde auf den § 175 Bezug genommen und als sehr bemerkenswert müssen wir konstatieren, daß, so nahe die Gelegenheit lag, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, keine Zeitung, keine Partei — selbst nicht das Centrum — auf die Beibehaltung des § 175 Wert legte oder dieselbe forderte. Sehr viele Blätter, die das Vorgehen des Vorwärts aufs schärfste mißbilligten, traten energisch für die Abschaffung des Strafparagraphen ein, so schrieb u. v. a. das Hamburger Fremdenblatt vom 30. Nov.:

„Das Vorgehen des „Vorwärts" ist um so verächtlicher, als sich ja gerade die Sozialdemokratie als Partei den Bestrebungen angeschlossen hat, die auf eine Beseitigung des § 175 des Strafgesetzbuches hinauslaufen, jenes in anderen Ländern längst aufgehobenen Paragraphen, der die sexuellen Abnormitäten des Mannes nicht als krankhafte, sondern als strafwürdige Mißstände betrachtet, des Paragraphen, der in unsere moderne Kulturwelt hineinpaßt, wie die mittelalterliche Praxis, Geisteskranke als vom Teufel Besessene zu bestrafen".

Und das Berliner Tageblatt (29. Nov.):

„Heute ist die Wissenschaft nahezu einig darüber, daß es sich hier um eine anormale körperliche Erscheinung handelt, welche einen strafbaren „dolus" ausschließt. F. v. Liszt meint, daß einer Beseitigung des § 175 Bedenken nicht entgegenstehen, da die Erregung von Ärgernis ohnehin strafbar sei, die gewerbsmäßige männliche Unzucht aber, die einzige, welche Gefahren biete, durch

eine geänderte Fassung des § 361, 6 des Strafgesetzbuches, der bisher nur von der gewerbsmäßigen weiblichen Unzucht spricht, unschädlich gemacht werden könne. Es darf danach zweifellos angenommen werden, daß das neue deutsche Strafgesetzbuch einen § 175 in diesem Sinne nicht mehr kennen wird. Ohne hier die Frage näher untersuchen zu wollen, ob die gegen Krupp erhobenen Beschuldigungen zutreffend waren oder nicht, ist es doch sicher, daß der Eindruck dieser Beschuldigungen eine der Hauptursachen des Todes dieses größten Industriellen Deutschlands gewesen ist, und insofern kann man sagen, daß Krupp das Opfer eines veralteten Rechtsbegriffes geworden ist, dessen Unhaltbarkeit und Ungerechtigkeit angesichts der Erfahrungen der medizinischen Wissenschaft den Fall doppelt tragisch erscheinen läßt.“

Auf der anderen Seite zeigte es sich allerdings, daß auch noch viele ganz falsche Vorstellungen über die Homosexualität selbst weit verbreitet waren. Diesen trat unser Komitée mit einer Erklärung entgegen, die am 1. Dez. in der Welt am Montag erschien und von zahlreichen Blättern nachgedruckt wurde. Dieselbe lautete:

„Anläßlich des Falles Krupp ist in der Presse vielfach die Anschauung hervorgetreten, daß die Behauptung, jemand sei homosexuell, an sich eine schwere Beleidigung und Ehrenkränkung bedeute. Ohne die Frage hier zu erörtern, ob Alfred Krupp homosexuell gewesen sei oder nicht, erhebt das wissenschaftlich-humanitäre Komitee zu Berlin und Leipzig im Namen von 1500 ihm bekannten Homosexuellen, die in ihrem Charakter und sittlichen Verhalten genau so ehrenhaft sind, wie die normalsexuell Geborenen gegen diese Auffassung energischen Widerspruch.

Es fordert, daß aus wissenschaftlichen Forschungsgebieten die Konsequenzen der Humanität gezogen werden, damit die folgenschweren Verkennungen, denen schon so viele homosexuell Geborene zum Opfer gefallen sind, endlich ein Ende nehmen.

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee.
I. A.: Dr. med. E. Burchard. Dr. med. M. Hirschfeld.
Dr. med. G. Merzbach.

Im übrigen erwuchs in dieser Zeit dem Komitée die schwierige Aufgabe, zwischen den übereifrigen und überängstlichen Elementen, die Tag für Tag an uns

herantreten, die rechte Mittellinie innezuhalten. Zahlreichen Fragestellern und Interviewern gegenüber beschränkten wir uns auf Mitteilungen über die Frage der Homosexualität, ohne über die Persönlichkeit Krupps uns zu äußern. Es sei hier nochmals betont, daß Indiscretionen seitens des Komitées nicht zu befürchten sind, der mehrfach vorgeschlagene „Weg über Leichen“[1]) wird von uns unter keinen Umständen betreten werden. Namentlich die homosexuellen Herren bei Hofe mögen sich keinen Beunruhigungen hingeben. Der langsamere Weg der wissenschaftlichen Forschung und Aufklärung führt auch zum Ziel. Wir wollen aber

[1]) Moll bemerkt darüber in No. 50 der Zukunft (13/IX 1902):

„Jedem der die Bewegung zur Aufhebung des § 175 fördern will, kann nur geraten werden, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren. Den Homosexuellen wird manchmal, auch von Wohlmeinenden, der Vorwurf gemacht, sie agitierten zu viel. Was aber sollen sie tun? Wenn sie nicht agitieren, erreichen sie ihr Ziel niemals. Sie hätten dann höchstens noch einen andern Weg: sie müßten suchen, nach Art eines rücksichtslosen Feldherrn oder Politikers über einen Berg von Leichen ans Ziel zu kommen. Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann Mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren Neigung zu kennen, nahe steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendste Pack der Welt, nun höre ich aber, das mein Neffe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“ Dieser Standpunkt wäre rücksichtslos und zahllose Existenzen würden dabei sozial vernichtet werden. Einflußreiche Personen aber würden dadurch unmittelbar für die Sache interessiert und ein schneller Erfolg wäre mehr als wahrscheinlich. Trotzdem wäre solches Vorgehen entschieden zu tadeln. Ich erinnere an diesen Weg nur, weil man den Homosexuellen, die ihn nicht beschreiten, nicht verwehren soll, sachlich zu agitieren.“

nicht unterlassen, diese Herren darauf aufmerksam zu machen, ein wie hohes Verdienst sie sich erwerben würden, wenn sie z. B. auf einer Nordlandsreise Gelegenheit nehmen würden, den Kaiser über Wesen und Verbreitung der Homosexualität zu informieren. Mögen die Herren bedenken, in welche Unannehmlichkeiten sie nicht nur sich selbst, sondern auch den Kaiser durch einen sie betreffenden Skandal bringen, vor dem, wie leider die Fälle Hohenau und Krupp gezeigt haben, selbst die dem Thron zunächst stehenden nicht gesichert sind.

Es tut nichts zur Sache, ob Krupp homosexuell gewesen ist oder nicht, ob die von seinen Ärzten betonte „Asexualität" der Homosexualität negativer Teil war oder nicht, ob der Verkehr mit den „Kruppianern", „den rundbäckigen Gesellen, die nachts gut schlafen" nur die reine, harmlose Freude des etiquettemüden Hofmannes am Naturburschentum war, wir wollen nicht untersuchen, ob man in seiner scheuen sensitiven Natur, seiner ungewöhnlichen Schamhaftigkeit, seiner Abneigung gegen Spiel, Jagd, vielleicht auch gegen Krieg, ob man in seinen Körperformen urnische Stigmata finden konnte, es kann uns gleichgültig sein, ob die verhängnisvollen Gerüchte auf Wahrheit beruhten oder nicht, ob die furchtbaren seelischen Erregungen den armen Mann, der 300 Millionen Mark hinterließ, zu Boden warfen, oder ob er selbst Hand an sich legte: Eins steht fest, die Anschauungen über die Homosexualität haben auch diese, wie so viele ähnliche Katastrophen herbeigeführt, Friedrich Alfred Krupp ist einer der vielen Opfer mangelnder Naturkenntnis geworden, nicht nur der Kaiser, auch die Wissenschaft hält schützend die Hand über das Andenken dieses Mannes, sie wird Sorge tragen, daß sein Name einer besser unterrichteten Zukunft rein und makellos erscheinen wird.

Neben dem Fall Krupp wurde die öffentliche Aufmerksamkeit noch durch einige andere Ereignisse in Anspruch genommen, welche mit der homosexuellen Frage in nahen Beziehungen standen; wir heben unter diesen als die bemerkenswertesten hervor: Die Erpressung des Prinzen von Braganza anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten in London und den Selbstmord Hector Mac-



General Macdonald,
† 25. März 1903.

donalds, des populärsten englischen Generals. Über das erstere Vorkommnis ist bereits oben — unter den Zeitungsausschnitten — Bericht erstattet. Zum tragischen Ende des tapferen Schotten, welcher sich vom gemeinen Soldaten zum Höchstkommandierenden auf Ceylon emporgerungen hatte, sei noch einiges bemerkt. Am 25. März 1903 enthielten die Zeitungen ein Telegramm aus Colombo,

Ceylon, über eine am 24. d. M. gehaltene Sitzung des „gesetzgebenden Rates". Ein Mitglied interpellierte den Gouverneur über die peinliche Angelegenheit des Generals Macdonald, worauf der Gouverneur folgende Erklärung abgab:

„Wir wissen Alle, daß ernste, sehr ernste Anschuldigungen gegen Sir Hektor Macdonald vorliegen. Obwohl die Vergehen, deren er beschuldigt ist, sehr schwere sind, so sind sie nach dem Gesetz von Ceylon doch nicht strafbar und können deshalb nicht den Gegenstand einer Untersuchung seitens eines Gerichtshofes in diesem Lande sein. Als die Anschuldigungen bekannt wurden, hat sich General Macdonald auf meinen Rat und auf meine Verantwortung nach England begeben, um sich dort mit seinen Freunden und Vorgesetzten zu beraten. Er hat beschlossen, nach Ceylon zurückzukehren, um die Anschuldigungen zu widerlegen, und ich wurde ermächtigt, ein Kriegsgericht zu berufen, das in dieser Sache ein Urteil sprechen wird. Jeder Engländer, jeder loyale Untertan hofft, daß der bevorstehende Prozeß nach einer gewissenhaften Untersuchung mit der vollständigen ehrenhaften Freisprechung eines Soldaten enden wird, der eine so herrliche Führung im Dienst seines Königs und seines Vaterlandes aufzuweisen hat, wie es bei General Macdonald der Fall ist."

Am Mittag desselben Tages fand man Sir Hector Macdonald im Regina Hôtel zu Paris erschossen, neben sich die Nummer des New-York Herald, welche jenes Telegramm und sein Bildnis enthielt. Die Münchener Allgemeine Zeitung berichtet darüber:

„Der General, der unter der offenbar nur allzu begründeten Anklage stand, sich auf Ceylon schwerer sittlicher Verirrungen schuldig gemacht zu haben und der deshalb vor einem Kriegsgericht erscheinen sollte, hatte sich von Ceylon nach London begeben, um sich mit seinen Freunden und Vorgesetzten zu besprechen und den Versuch einer Applanierung der leidigen Affäre zu machen. Es war ihm das, ungeachtet der vielfachen Sympathien, die er in militärischen Kreisen besaß, nicht gelungen, er hatte vielmehr vom War Office die Weisung erhalten, sich ohne Verzug über Marseille nach Ceylon zu begeben und sich zur Verfügung des Gerichts zu stellen. Er hatte die Fahrt in der Tat angetreten, nachdem er zuvor mit Tränen im Auge einem seiner Freunde erklärt hatte, daß er, wenn die Sache nicht niedergeschlagen werde, ein ver-

lorener Mann sei. Am 20. d. M. traf er in Paris ein, aber statt die Reise sogleich fortzusetzen, blieb er im Regina-Hotel, wohl in der Hoffnung, daß seine Gönner in London mächtig genug sein würden, um es durchzusetzen, daß er mit Generalsrang und der damit verbundenen Pension seinen Abschied nehmen dürfe. Er stammte nämlich aus kleinen Verhältnissen, hatte von der Pike an gedient und besaß kein Vermögen. Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Am Mittwoch früh erhielt er durch ein Telegramm aus London den gemessenen Befehl, ohne Verzug nach Ceylon zurückzukehren, wenn er nicht aus dem Heere ausgestoßen werden wolle. Nach dem Mittagsmahle machte er einen Ausgang und kam dann bald mit der Pariser Ausgabe des New-York Herald, die sein Bildnis und eine kurze Notiz über seine Person enthielt, ins Hotel zurück. Er zeigte sein Porträt einem der Direktoren des Hauses und ging darauf in sein Zimmer. Man sah, wie er lange über der Zeitung brütete und bitterlich weinte. Als der Diener gegen 2 Uhr eintrat, um aufzuräumen, sah er den General in Hemd und Beinkleid am Boden ausgestreckt, den Kopf an einen Sessel gelehnt. Er rief Hilfe herbei. Ein englischer Arzt, der im Hotel wohnte, war sogleich zur Hand und konstatierte, daß der Tod infolge eines Revolverschusses bereits eingetreten war. Die Waffe hielt der Tote noch in der Hand; er hatte sie an die rechte Schläfe gesetzt gehabt, die 9-Millimeter-Kugel war in der Wunde stecken geblieben. Die Polizeipräfektur benachrichtigte den Minister des Äußern und dieser die englische Botschaft, welche nach London telegraphierte. General Macdonald, bei dessen Leiche nur ein ganz geringer Geldbetrag sich fand, soll infolge Erpressungen, denen er bei seinen Verirrungen ausgesetzt war, riesige Summen geopfert haben. Für seinen einzigen Sohn und seine geschiedene Gattin dürfte die englische Regierung sorgen. In einem zurückgelassenen Schreiben erklärt Macdonald, daß er sterben mußte, weil die Journale den Tatbestand publicierten. Seine Gegner in Ceylon würden nunmehr zufrieden sein."

Sehr charakteristisch ist es, wie man die Nachricht über sein Ende im Londoner Kriegsministerium aufnahm. Wir geben wörtlich die Mitteilungen Léon Brésils wieder, welche wir dem Pariser Figaro (Jeudi 26. mars 1903) entnehmen:

„Les autorités du War Office avaient presque attendu cette fin. Un des très hauts fonctionnaires du War Office me disait ce soir:

„Nous commencions à être inquiets, quand la nouvelle nous est parvenue; mais je ne la regrette pas; car, en effet, c'est pour le mieux. Il est bien triste qu'un si brave soldat ait fini sa vie de cette façon. Je crois que sa faiblesse fut une espèce d'insanité; mais il n'y avait pas de doute sur sa culpabilité. Il a choisi la fin qui valait le mieux pour lui comme pour l'armée."

Ueber seine Persönlichkeit melden die englischen Blätter:

Es hat selten eine Nachricht England und besonders Schottland so tief erschüttert, wie die Meldung, daß sich General Sir Hector Macdonald — der „Fighting Mac" des Volkes — gestern in einem Pariser Hotel erschossen hat. Der erst fünfzigjährige General war der Liebling des gemeinen Mannes in der Armee wie im Volke. Wie Carlyle der Sohn eines kleinen Hochlandbauern, hatte er nur durch eigene Kraft seinen Weg vom Gemeinen bis zu einer der höchsten Stellen in der Armee gemacht. In Schottland ist man außerordentlich stolz auf den Mann, den man trotz seiner Titel und Chargen unbeirrt weiter Hector Macdonald nennt, und der unter den englischen Militärs, die von der Pike auf gedient haben, den höchsten Rang einnimmt. Seine Familie gehörte zu den bescheidensten, er wurde als Knecht auf eine Farm verdingt und zur Feldarbeit angehalten. Schon früh zeigte er aber eine große Neigung zum Soldatenstand und übte sich schon als ganz junger Bursche täglich im Reiten. Seine Eltern fürchteten, er werde sich anwerben lassen und gaben ihn zu einem Schnittwaarenhändler in die Lehre. Aber auch hier brachte er den Feierabend damit zu, die anderen Lehrlinge im Exerzieren abzurichten, und als er seine Abenteurerlust gar nicht mehr bezähmen konnte, nahm er den Werbeschilling und ging mit den Truppen nach Egypten. Er diente zehn Jahre als Gemeiner, zuerst bei den 92er Hochländern, die seitdem die „Gordon Highlander" geworden sind, und zwar von 1870 bis 1879. Zu dieser Zeit wurde Lord Roberts auf dem Marsche nach Kabul zuerst auf Macdonald aufmerksam, weil er als Fahnensergeant eine Abteilung Hochländer in bewunderungswürdiger Weise beherrschte. In seinem Buche über Indien erwähnte Lord Roberts den Unteroffizier mehrfach wegen seiner außerordentlichen persönlichen Bravour und schließlich bot er ihm an, er solle wählen, ob er Offizier werden oder das Viktoriakreuz als Belohnung erhalten wolle. Zum Glück für England, wahrscheinlich zum Verhängnis für sich selbst, wählte „fighting Mac" die Ernennung zum Offfzier. Im Jahre 1881 nahm er an dem ersten Krieg gegen die Buren teil,

focht unter Colley bei Majuba Hill und wurde in den Berichten als besonders tapfer erwähnt. Nachdem Macdonald wieder nach Egypten geschickt worden war, avancierte er rasch. Er hat an allen Feldzügen im Sudan teilgenommen. Bei der Dongola-Expedition kommandierte er die zweite Infanterie-Brigade und erwarb sich den Oberstenrang. Bei Abu Hamed hatte er die egyptische Brigade unter sich. Besonders zeichnete er sich bei der Schlacht von Omdurman aus, wo sein kaltes Blut und seine Überlegenheit die schwarzen Truppen zwang, dem furchtbaren Überfalle der Derwische Stand zu halten. Dafür belobte ihn das englische Parlament, und er wurde zum Aide de Camp der Königin Victoria ernannt. Im Juli 1898 wurde Macdonald, der damals Oberst war, an die Spitze einer Expedition gestellt, welche die Aufgabe hatte, einerseits die letzten Reste des Aufruhrs im Sudan zu unterdrücken, anderseits den Frieden in Unyoro zu sichern und gute Beziehungen zu den Stämmen der Shulis herzustellen. Oberst Macdonald teilte das Expeditionskorps in drei Kolonnen und drang an der Spitze der Hauptkolonne durch Bukhora vor, während die beiden anderen Kolonnen sich einerseits gegen den Nil, andererseits gegen den Rudolf-See wendeten. Am 8. September besetzte eine der Kolonnen Wadelai. Macdonald drang mit seinen Truppen unter erfolgreichen Kämpfen tief in den Sudan ein, und es gelang ihm schließlich, sich mit den beiden anderen Kolonnen am 1. Januar 1899 in Mumias zu vereinigen, wodurch ein vollständiger Erfolg erzielt wurde. Im Jahre 1899 kam Macdonald nach Indien, und von dort wurde er nach Südafrika geschickt, um die Highland-Brigade nach dem Tode Wanchope's zu kommandieren. Er führte die Brigade zum Sieg von Paardeberg und wurde in diesem Treffen verwundet. Es wurde ihm dafür der Bath-Orden verliehen; 1901 bekam er das Kommando von Südindien. In Südafrika, wie überall, wo er seine hohen militärischen Fähigkeiten beweisen konnte, war Hector Macdonald das Ideal der Truppen. Als die Highland-Brigade die Niederlage von Modder-River erlitten hatte, hieß es allgemein: „Das wäre nicht geschehen, hätten wir Hector bei uns gehabt.“ Wanchope war tot und begraben, und Lord Methuen hatte den Glauben an sich bei den Soldaten verloren. Da kam Macdonald, und alles änderte sich. Er stellte die Leute neu zusammen, teilte ihnen von seiner frischen Lebenskraft mit und hatte sie in kürzester Zeit zu einer Mustertruppe organisiert. Obwohl er selbst niemals müde wurde, wußte er genau, wann seine Mannschaft der Ruhe bedurfte, wann er sich in kein Gefecht einlassen konnte. Wo immer ein britischer General ein koloniales Lager betrat, standen die Kolonialtruppen in schweigender

Ehrfurcht und leisteten nur den vorgeschriebenen Salut. Macdonald wurde aber überall mit wahrem Jubelgeschrei empfangen. Die Kanadier, Kapkolonisten und Australier verfehlten nie, ihn auf eine Weise zu begrüßen, daß selbst Roberts und Kitchener ihn hätten beneiden können. Nach der Schlacht von Magersfontein wurde Macdonald ausgesendet, um im Oranjestaat aufzuräumen, und die Schnelligkeit, mit welcher er seine Hochländer durch das Land trieb, wurde als eine merkwürdige Leistung betrachtet. Dabei lebte Macdonald so wie seine Soldaten und war immer dort zu sehen, wo die Kugeln am dichtesten fielen, denn seine Lust am Kampfe blieb ihm stets treu — eine Eigenschaft, welche die Soldaten am höchsten bei ihm schätzten. Man wunderte sich allgemein, daß Macdonald, der die rechte Hand Kitchener's in Egypten gewesen, im Burenkriege keine wichtigere Rolle anvertraut bekam. Man vermutete, daß etwas gegen ihn vorliege — was es sei, konnte man sich aber nicht erklären. In England erregte die Nachricht, daß Hector Macdonald vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, das peinlichste Aufsehen und in vielen militärischen Kreisen heftigen Unwillen. Junge Offiziere wollten gar nicht glauben, daß es sich um eine ernste Sache handeln könne, und äußerten die Zuversicht, daß Macdonald Alles werde aufklären können. Am heftigsten äußerten sich die Unteroffiziere. Einer sagte: „Ich war mit ihm in Egypten, und ich muß sehr handfesten, soliden Beweis bekommen, ehe ich glaube, daß er sich je das Geringste zuschulden kommen ließ". Charakteristisch für die Schätzung des durch zahllose kühne Taten vor dem Feind berühmt gewordenen Generals war die erste Begegnung mit dem König nach dem Siege von Omdurman. Der damalige Prinz von Wales sprach sein Befremden aus, daß er Macdonald noch nie zuvor persönlich getroffen habe. Macdonald erwiderte: „Doch, Sir! 1875 habe ich vor Ihrem Zelte einmal Wache gestanden." Der Prinz antwortete: „Macdonald, Sie haben als Gemeiner Wache gestanden und es bis zum General in der britischen Armee gebracht. Ich bin stolz darauf, Ihre Hand schütteln zu dürfen." Ein Kriegskamerad Macdonald's, der oft mit ihm im Feuer gestanden, sagte heute: „Er war absolut der einzige Mann, von allen, die ich sah, der mit aufrichtigem Vergnügen in einem Kugelregen gestanden hat."

Über die Beerdigung des armen Generals brachten die Münch. Neuesten Nachrichten folgendes Privattelegramm:

„In ganz Schottland hat die Behandlung der Leiche Macdonalds ungeheure Erbitterung hervorgerufen. Die schottischen Blätter ver-

öffentlichen Berichte, nach denen die Leiche des Generals in Paris in der englischen Kirche nicht zugelassen wurde, sondern von den maßgebenden Personen in eine Schuttkammer zwischen altem Gerümpel und Besen verwiesen wurde. Von Paris nach London wurde die Leiche in einer gewöhnlichen weißen Holzkiste spediert. In London angekommen, war niemand zu deren Abnahme bereit, trotz aller Anstrengungen seines Bruders und Vetters und die Leiche wurde in einem gewöhnlichen Karren, auf dem sonst Packetstücke expediert werden und welcher mit Ankündigungen von Vergnügungslokalen behangen ist, von London-Bridge-Bahnhof nach Kings-Croß-Bahnhof gebracht. Auch dort war nichts zu dessen Empfang bereit. Einige 50 schottische Gesellschaften und städtische Körperschaften sandten Abordnungen oder Telegramme an das Kriegsministerium mit der Bitte, die Vertagung der Beerdigung zu gestatten, damit wenigstens privatim die Schotten ihrem General die letzte Ehre erweisen könnten. Aber alle diese Bitten blieben unbeantwortet. Auch die Witwe des Verstorbenen, welche mit ihm in Unfrieden gelebt und gerichtlich ihre Rechte zur Geltung gebracht hatte, ließ sich auf nichts ein und bestand darauf, daß die Beerdigung ganz form- und scheinlos am Montag 6 Uhr früh stattfand".

Bemerkenswert ist noch folgende Kundgebung eines angesehenen englischen Blattes:

„London, 29. März. — „Reynolds Newspaper" tadelt die englischen Militärbehörden wegen ihrer Strenge gegenüber dem General Mac-Donald und schreibt diese Härte dem Umstande zu, daß der General nicht der Aristokratie angehört. Es verwahrt sich dagegen, die dem Selbstmörder zugeschriebenen Praktiken entschuldigen zu wollen, erinnert aber daran, daß sie unter der vornehmen Welt Londons sehr verbreitet sind und daß, wenn ein Skandal zu entstehen droht, er gewöhnlich im Keime erstickt wird. — Das Blatt citiert speciell den Fall eines Kanonikus, dem man eine Stelle in den Colonien anwies, mehrerer Offiziere, denen man gestattete, Dienste in mohamedanischen Ländern anzunehmen, und schließlich jenen eines Mitgliedes des Oberhauses mit einem Freunde der königlichen Familie. Diesen Letzteren zwang man nicht, das Land zu verlassen. — Zum Schlusse gibt „Reynolds Newspaper" der Hoffnung Ausdruck, daß die Affaire Macdonald dem englischen Volke ebenso die Augen öffnen wird, wie die Affaire Krupp den Deutschen die Augen geöffnet hat."

Vielfach wurde auch das Verfahren gegen den bekannten deutschen Maler Allers, welcher von Neapel aus in contumaciam zu 4½ Jahren Zuchthaus und hohem Schadenersatz verurteilt wurde, mit dem Fall Krupp in Zusammenhang gebracht. Davon kann nicht im entferntesten die Rede sein. Von Krupp wurde nur behauptet, daß er mit Erwachsenen homosexuell verkehrt habe, von keiner Seite war ihm vorgeworfen worden, daß er Handlungen begangen hätte, welche in Italien strafbar seien, während Allers nachgewiesenermaßen unter Anwendung von Gewalt schwere Sittlichkeitsverbrechen an Minderjährigen begangen hat, eine Tat, die selbstverständlich stets aufs schwerste verurteilt werden muß.

Riefen die großen Fälle Krupp, Braganza, Mac-Donald neben einer Reihe kleinerer das Interesse der Öffentlichkeit für das Schicksal der Homosexuellen hervor, so war auf der anderen Seite unser Komitee unablässig bemüht, seinerseits weitere Aufklärung zu verbreiten. Es ist uns immer mehr zur Gewißheit geworden, daß die Beseitigung der Volksvorurteile für die Urninge von höherem Wert ist, wie die Aufhebung der Strafbestimmungen. Ist es doch schon vorgekommen, daß Uranier aus Ländern, wo keine Strafbestimmungen mehr bestehen, dagegen die ungünstige Volksmeinung noch fortdauert, z. B. aus Holland, nach Deutschland geflüchtet sind, wo zwar die Gesetze noch existieren, die Unkenntnis des Publikums hingegen im Schwinden begriffen ist.

Die Petition wurde als wichtigstes informatorisches Dokument wie im vergangenen Jahre an alle deutschen Richter, so in diesem an sämtliche Rechtsanwälte — im ganzen 7300 — versandt. Es ist bemerkenswert, daß nur von zwei Anwälten direkt ablehnende Bescheide eingingen, dagegen eine sehr beträchtliche Anzahl von Zuschriften, die sich lebhaft für die Abänderung des § 175 aussprechen. Ich greife aus der Menge einige Beispiele heraus:

Rechtsanwalt Dr. v. Pannwitz-München schrieb: Hochgeehrter Herr! Hiermit ermächtige ich Sie gerne meine Namensunterschrift dem mir gütigst übersandten Zirkulare beizufügen. Ich habe in meiner umfangreichen Strafpraxis wiederholt Gelegenheit gehabt, die unseligsten Folgen des § 175 des R.-Str.-G.-B. kennen zu lernen. In einen der eklatantesten Fällen wurde ein herzensguter und durchaus vornehm denkender Mann der besten Gesellschaft durch das Treiben eines Erpressers seiner sozialen Stellung beraubt und dauernd ins Exil getrieben. In einem anderen Falle verlor ein freigesprochener, gleichfalls den besten Ständen angehöriger Mann durch die Veröffentlichung der Anklage in einer auswärtigen Zeitung Ansehen und Stellung. Auch gegenwärtig liegt mir wieder ein tiefbetrübender Fall ähnlicher Art vor. Ich werde gern Veranlassung nehmen, bei der seinerzeitigen Gerichtsverhandlung auch auf die im höchsten Maße begrüßenswerte Bewegung, von welcher mir Ihre geschätzte Zuschrift kundtut, hinzuweisen.

Rechtsanwalt Walter Steinbock in Fürstenberg: Soeben habe ich Ihre Zusendung empfangeu und beeile mich, Ihnen meine Unterschrift für die Petition zur Verfügung zu stellen. Mir ist ein Fall bestimmt und hat mich recht nahe betroffen, indem der bloße Verdacht des Verstoßes gegen den § 175 des Str.-G.-B., der sich nachher (nach den Ermittelungen der Strafbehörde) als unbegründet erwies, einen Mann von tadelloser Gesinnung und Lebensführung zur Aufgabe seiner Carrière, zur Flucht ins Ausland und zum Verbleib in der Verbannung gebracht hat. Dem Andenken dieses ehrenhaften Unglücklichen bin ich es schon schuldig, was ich tun kann, zur Aufklärung beizutragen.

Dr. G. Haberling, Rechtsanwalt am Großherzogl. Oberlandesgericht zu Darmstadt: Im Besitze Ihrer gefl. Zuschrift vom Gestrigen gehe ich mit den Ausführungen Ihrer Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches zwecks Abschaffung des traurigen § 175 des Str.-G.B., den ich als Verteidiger wiederholt in seiner Schwere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, völlig einig und bitte etc.

Justizrat Dr. Lewinski, Stadtverordnetenvorsteher in Posen: Ich füge Ihrem Aufrufe gern meinen Namen hinzu, nachdem ich durch den Einblick in praktische Strafrechtsfälle die volle Berechtigung Ihrer Bestrebungen erkannt habe.

Kuhn, Rechtsanwalt und Notar in Lüben: Zufolge des mir zugegangenen Schriftstücks, betreffend die Aufhebung des § 175 des Str.-G.-B., bitte ich, meinen Namen den Unterschriften derjenigen, welche die Eingabe unterschrieben haben, beizufügen. M. E. läßt sich für die Aufrechterhaltung des § 175 auch das Rechtsbewußtsein des Volkes nicht mehr anführen, da das Volk oder wenigstens der gebildete Teil desselben, in seiner weitüberwiegenden Mehrheit die Delikte gegen § 175 des R.-G.-B. aus einem krankhaften, unwiderstehlichen Triebe entsprungen ansieht.

Justizrat Fischer in München: Für Ihre geschätzte Zuschrift spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus und bitte, Ihrer Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs gefälligst auch meinen Namen beizufügen, wenn dies noch möglich ist. Ihre ebenso kurze, als erschöpfende und schlagende Begründung habe ich mit höchstem Interesse gelesen. Die Verzögerung meiner Antwort hat nicht etwa, wie es scheinen könnte, darin ihren Grund, daß ich zu der Frage erst hätte Stellung nehmen müssen. Nur durch äußere Umstände war ich abgehalten, Ihr gefälliges Schreiben gleich zu beantworten und verlor dann die Sache aus dem Gedächtnis, bis ich durch das Lesen eines, die bedenklichen Folgen des § 175 scharf beleuchtenden Rechtsfalles — ich lege das betr. Zeitungsblatt hier bei — wieder daran erinnert wurde.

Großherzogl. bad. Notar Friedrich Walz in Pforzheim: Für die gefällige Übersendung der Eingabe, den § 175 des R.-Str.-G.-B. betreffend, sehr dankbar, ermächtige ich Sie, auch meinen Namen darunter zu setzen. Beobachtungen des täglichen Lebens weisen mit gebieterischer Notwendigkeit auf die Abänderung des Paragraphen. Neben anderen sehr charakteristischen Fällen ist mir folgender bekannt, den ich Ihnen in kurzen Zügen mitteilen möchte: N. N. ist auf dem Lande geboren und aufgewachsen, war nur verhältnismäßig kurz in der Fremde. Von Beruf ist er Landwirt. Weil sehr begabt, hat er sich viel geistige Bildung angeeignet. Zu Hause lebt er wie ein Weib — kocht selbst, näht, wäscht usw. In Unkenntnis seiner gesundheitlichen Beschaffenheit hat er geheiratet, aber die Ehe mußte naturgemäß ein jähes Ende nehmen. Die Frau war so vernünftig, sich ohne Skandal von ihm zu trennen, und nun lebt er seiner anderen Liebe — einem jungen schmucken Bauernknecht (!) — von dem er unter bitteren Tränen versicherte, nicht lassen zu können. Dies geschah natürlich im strengsten Vertrauen, und die Außenwelt hat von der ganzen Sache nur eine

unbestimmte Ahnung, der sie allerdings des öfteren in der bekannten Lieblosigkeit Ausdruck gibt. Ich füge bei, daß der Mann durchaus ehrenwert und gediegen und in hohem Maße wohltätig ist. Die Härte des Gesetzes und der Menschen macht einen in einem solchen Falle, wo übermächtige Naturanlage in förmlich diktatorischer Weise zum Widerspruch mit dem Gesetze zwingt, schaudern.

Dr. Julius Gottschalk, Rechtsanwalt in Aachen: Mit Freuden will ich die Überzeugung, die ich aus praktischen Fällen gewonnen und stets vertreten habe, auch dadurch betätigen, daß ich der Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften meinen Namen beizufügen bitte.

Großherzogl. hess. Notar Dr. Weiffenbach in Bingen a. Rh.: Unter höfl. Bezugnahme auf Ihre Drucksendung bitte ich Sie, den unter der Eingabe auf Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. befindlichen Unterschriften auch meinen Namen gefl. beizufügen. Die von medizinischer und juristischer Seite geltend gemachten Gründe erscheinen mir so durchschlagend, daß man sich ihnen wohl kaum entziehen kann. Gleichzeitig bitte ich um gefl. Übersendung der Schrift: „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen?", da ich mich über die Materie, die demnächst unsere Volksvertretung und jeden gebildeten Deutschen beschäftigen wird, näher unterrichten möchte.

Oscar Jerschke, Rechtsanwalt in Straßburg i. E.: Ich erkläre mich mit Ihrer Petition an die gesetzgebenden Körperschaften wegen des § 175 des Str.-G.-B. durchaus einverstanden und können Sie auch meinen Namen den übrigen beifügen. Es ist kaum zu begreifen, daß dieser Paragraph immer noch am Leben ist! Noch weniger, daß es Persönlichkeiten gibt, die an sich der Petition sympathisch gegenüberstehen, aber sich scheuen, ihren Namen darunter zu setzen, damit sie nicht in den Verdacht geraten, in irgend welchen Beziehungen zu diesem Paragraphen zu stehen.

Bruno Mankiewicz, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.: Für die freundliche Zusendung der Eingabe, welche an die gesetzgebende Körperschaft des Deutschen Reiches bezügl. Abschaffung des § 175 des Str.-G.-B. gerichtet werden soll, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich hatte in meiner Praxis wiederholt Gelegenheit, mit Leuten, die aus diesem Paragraphen angeklagt waren, zu tun zu haben nnd habe dabei die feste Überzeugung gewonnen, daß die

Betreffenden keine verbrecherischen, sondern nur krankhafte Neigungen hatten. Ich stimme den Bestrebungen auf Beseitigung dieses Paragraphen von ganzem Herzen zu und ermächtige Sie, auch meinen Namen unter die Eingabe zu setzen.

Dr. Oskar Metzger, Rechtsanwalt in Freiburg i. B.: Ich bin mit der Eingabe völlig einverstanden und freue mich im Interesse der beklagenswerten Opfer einer anormalen Veranlagung, daß in entschiedener Weise vorgegangen wird.

K. Notar Hauber in Kusel: Der an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches behufs Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. zu richtenden Eingabe — mit dem mitgeteilten Inhalte — schließe ich mich hiermit an und bedaure nur, daß, wenn Sie Ihr Ziel erreichen, damit das furchtbare Unrecht, welches bisher auf Grund des § 175 des R.-Str.-G.-B. seitens der Staatsgewalt an vielen der ärmsten Menschen verübt wurde, nicht wieder gut gemacht werden kann.

Rechtsanwalt Emanuel in Berlin: Mit den Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees für Beseitigung bez. Abänderung des § 175 des Str.-G.-B. bin ich in jeder Weise einverstanden und ermächtige Sie gern, meinen Namen den Unterschriften beizufügen. Es besteht für mich schon seit langem nicht mehr der mindeste Zweifel, daß der genannte Paragraph einer der widersinnigsten unseres Strafgesetzbuches ist.

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt in Berlin: Mit verbindlichem Danke für die Drucksache — betr. § 175 des R.-Str.-G.-B. — bitte ich, auch meinen Namen den Unterschriften der Eingabe beizufügen. Bei der Langsamkeit, mit welcher in Deutschland derartige Reformen sich durchzusetzen pflegen, ist leider zu fürchten, daß die schlimmer als mittelalterliche Tortur dieser sogenannten Gesetzesbestimmung noch recht lange ihr schädigendes Unwesen treiben und noch gar manche Opfer heischen werde.

Rechtsanwalt beim Großh. Landgericht Karlsruhe F. Neukum in Durlach: Bezugnehmend auf das an mich gerichtete Zirkular — betreffend Anregung der Abschaffung des § 175 des R.-Str.-G.-B. — ersuche ich Sie, meinen Namen ebenfalls den Unterschriften beizufügen, welche die Beseitigung des genannten § anstreben. Ich kann mich zwar der Auffassung nicht verschließen, daß es Einzelfälle gibt, in denen eine krankhafte Perversität nicht vorliegt,

jedoch bin ich der Überzeugung, daß solche in der weitaus erdrückenden Mehrzahl der zur Strafverfolgung gezogenen Fälle vorhanden ist, so daß daneben die wenigen strafrechtlich verantwortbaren Verstöße geradezu verschwinden und keinen besonderen Schutz-Paragraphen notwendig machen.

Rechtsanwalt Moos II in Ulm a. D.: Für die Zusendung Ihres Zirkulars danke ich bestens und gestatte Ihnen gern, meinen Namen demselben anzufügen. Der naturwissenschaftlichen Forschung in dieser Frage nachzugehen, bin ich beruflich nicht in der Lage, auch die kriminalpolitischen Erwägungen sind für meine Stellungnahme nicht bestimmende. Mich leitet dabei der Gedanke, daß für das Verhalten der Homosexuellen ein innerhalb der normalen körperlichen und geistigen Beschaffenheit denkbares Motiv nicht gegeben ist. Warum sollte, wenn eine krankhafte Veranlagung nicht vorliegt, sich ihre Sinnlichkeit anders, als normal, betätigen? Ein Leitsatz unserer modernen Strafrechtswissenschaft ist die Rechtsregel: nullum crimen sine culpa; damit stimmt die Tatsache überein, daß bei allen unsere Strafgesetzgebung festgelegten Kategorien der Straftaten ein innerhalb des normalen Empfindungslebens liegendes Motiv denkbar ist. Das Motiv für einen Mord, um das weitgehendste Beispiel zu wählen, kann in Geldgier, Rachsucht, Eifersucht — — gegeben sein; also in an sich keineswegs abnormen Empfindungen und Vorstellungen. Ein auf einer normalen Veranlagung beharrendes Motiv ist aber bei der Homosexualität nicht denkbar. Bestraft wird vielmehr bisher die Betätigung einer krankhaften Veranlagung, einer abseits des normalen Empfindungslebens gelegenen, von innerhalb der normalen Veranlagung denkbaren Motiven im Regelfall nicht geleiteten Handlung. Von einem Verschulden kann hier höchstens ausnahmsweise die Rede sein, deshalb ist die Bestrafung, welche eigentlich die krankhafte Veranlagung als solche trifft, ein zu beseitigender Rest der mittelalterlichen Kriminalistik.

Rechtsanwalt John Alexander, Hamburg. Ihre Bemühungen verdienen den aufrichtigen Dank aller Menschenfreunde; namentlich stimme ich aus meinen Erfahrungen als Verteidiger den Gründen am Schluß Ihrer Eingabe (Chantage) in den No. II u. III des Nachtrages zu. — — — Ich habe, obgleich ich nur ausnahmsweise Verteidigungen übernehme, die Überzeugung, daß mit diesem Krebsschaden schleunigst aufgeräumt werden sollte, weil selbst der objektive Tatbestand bei den meisten Verurteilungen auf diesem Gebiet nicht einwandsfrei festgestellt erscheint; — trotz der richter-

lichen Feststellung. — In einem Fall habe ich den Ruin einer Familie, deren Haupt ich erfolglos verteidigt habe, erlebt; nicht einmal Begnadigung war zu erlangen, obwohl das Urteil schließlich nur auf Beleidigung lautete.

Rechtsanwalt Dr. Karl Siehr, Königsberg, Oberlandesgericht. Ihrer Eingabe betreffend § 175 meine Unterschrift hinzuzufügen, ermächtige ich Sie, da die von Ihnen angestrebte Gesetzesänderung aus den von Ihnen angeführten Gründen wünschenswert erscheint und die Natur der in Rede stehenden Materie es mit sich bringt, daß weit weniger Unterschriften, als wünschenswert, deshalb zu erreichen sein werden, weil weite Kreise die Größe der Fehlerhaftigkeit der jetzigen Bestimmung und den daraus entstehenden Schäden für das Staatswohl zu erkennen, die medizinische und strafrechtliche Bedeutung der Frage zu durchdringen nicht in der Lage sein, weitere teils aus Gleichgültigkeit teils aus Scheu, ihren Namen mit § 175 in Verbindung zu bringen, nicht antworten werden.

In der Münchener Abteilung unseres Komitees (Vorsitzender Rechtsanwalt Dr. Fraas) wurde nach der Affäre Krupp eine ausführliche Eingabe an die Civilcabinette sämtlicher deutscher Höfe, Senate der freien Städte und den Statthalter von Elsaß-Lothringen verschickt. Dieselbe lautete:

Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Vorstand des Großherzoglichen Kabinettes zu Oldenburg. Ew. Hochwohlgeboren! Das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, Abteilung München,“ welches es sich zur Aufgabe gesetzt hat, auf Grund der Selbsterfahrung von Tausenden und sicher gestellter Forschungsergebnisse Klarheit darüber zu schaffen, daß es sich bei der Liebe zu Personen des gleichen Geschlechts, der Homosexualität, um eine Naturerscheinung handelt und dahin zu arbeiten, daß die §§ 175 D.-R.-St.-G.-B. und 129 Ö.-Str.-G., deren bloßer Bestand für jeden konträrsexuell Empfindenden, auch bei völlig tadelloser Lebensführung, eine fortgesetzte Beschimpfung und Beschuldigung bildet, in ihrer jetzigen Fassung abgeschafft werden, gestattet sich Ew. Hochwohlgeboren folgende Erwägungen mit der ganz ergebensten Bitte zu unterbreiten, dieselben an Allerhöchster Stelle baldmöglichst in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen.

Anläßlich der über Geheimrat Krupp kurz vor seinem Tode aufgestellten Behauptungen und der daraus entstandenen Interesse-

nahme nicht allein für diesen einzelnen Fall, sondern im allgemeinen für die mit der Homosexualität verbundenen Strafbestimmungen und der daraus folgenden gesellschaftlichen Mißachtung halten wir den Zeitpunkt für gekommen, entsprechend unserer oben dargelegten Tendenz, wiederholt für die von uns bereits am 13. Januar 1898 durch Petition im Reichstag angeregte Abänderung der genannten deutschen Gesetzesbestimmung aufs Energischste eintreten zu sollen. Denn — einerlei ob die von der sozialdemokratischen Presse aufgestellten Behauptungen über Krupp beweisbar sind oder nicht — der Umstand, daß die bloße Behauptung einer derartigen Veranlagung die indirekte Ursache selbst zum Tode eines so hervorragenden Mannes werden kann, gibt zu ernsten Betrachtungen Anlaß und zeigt zur Genüge, daß die bestehenden gesetzlichen und damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Anschauungen zu unhaltbaren Consequenzen führen.

Wie wir mit aller Bestimmtheit versichern, gehören geistig und gesellschaftlich hervorragende Männer aller Zeiten und Länder in großer Anzahl zu den Homosexuellen, und gerade hier zeigt sich, daß dieselben entweder durch das, infolge des Paragraphen bekanntlich so gefährlich gewordene Erpressertum, oder schon durch die Anhängigmachung eines Strafverfahrens — von einer Verurteilung ganz abzusehen — unmöglich gemacht werden, oder daß wir, wie moderne Strafrechtslehrer [Professor Kohler-Berlin] ernsthaft fordern, zu einer utilitarischen Rechtssprechung gelangen, welche bedeutende Talente dem Vaterlande unter allen Umständen zu erhalten sucht, den kleinen Mann aber gegen die Härte des Gesetzes nicht schützt. Hierzu kommt, daß wohl keine Bestimmung des Strafgesetzes so häufig ungeahndet übertreten wird, und daß nach Professor Gross-Prag Ausspruch dies gegen den wichtigsten Grundsatz der Strafrechtspolitik, die Erhaltung von Ernst und Wirkung des Strafrechts durch Gleichmäßigkeit der Handhabung und durch Bestrafung von möglichst vielen Delikten, verstößt.

Es mag im Übrigen genügen, wenn wir auf die weiteren Gründe kurz hinweisen, welche gerade von berufenster medicinischer und juristischer Seite zur Abänderung des Paragraphen geltend gemacht werden . . . .

Es darf wohl daran erinnert werden, daß eine von den hervorragendsten Vertretern der Wissenschaft so dringend befürwortete Gesetzesänderung im Interesse der Gerechtigkeit, des Vertrauens unseres Volkes auf einheitliche Rechtsprechung und des Lebensglückes von tausenden anormal veranlagten, oft sehr bedeutenden

und durchaus sittlich denkenden Menschen nicht länger zurückgestellt werden sollte, damit in den Jahren, welche noch bis zum Abschluß der geplanten Strafgesetzreform vergehen werden, die Zahl der mittelbaren und unmittelbaren Opfer dieser Strafbestimmung sich nicht täglich mehren.

Wir verkennen nicht, daß es großer Selbstüberwindung bedarf, sich mit dieser Frage näher zu befassen, glauben aber trotzdem im Hinblick auf die Lauterkeit unserer Bestrebungen einer gnädigen Gewährung unserer Bitte entgegensehen zu dürfen."

Von den Höfen München und Darmstadt trafen Antworten mit dem Vermerke ein, daß die Eingabe im Allerhöchsten Auftrage den betreffenden Staatsministerien überwiesen worden sei, andere Höfe beschränkten sich auf einfache Empfangsbestätigungen.

Ferner traten wir an sämtliche deutsche Justizministerien mit einem Gesuch heran, die Staatsanwälte aufzufordern, in jedem Falle aus § 175 einen gerichtlichen Sachverständigen hinzuzuziehen. Die Eingabe hatte folgenden Wortlaut:

„Hochgebietender Herr Staatsminister! Ew. Excellenz beehren wir uns nachstehende Angelegenheit mit der Bitte um hochgeneigte Erwägung gehorsamst vorzutragen. Bei denjenigen Verurteilungen, welche in neuerer Zeit wegen Verfehlung gegen § 175 R. St. G. B. stattgefunden haben, sind, bei im wesentlichen gleichartigen Handlungen, die Strafen außerordentlich verschieden bemessen worden, da das Angeborensein konträrsexueller Neigungen eine sehr ungleichmäßige Berücksichtigung erfahren hat, sodaß teils Freisprechung oder Verhängung geringer Freiheitsstrafen, teils aber auch Verurteilung zu langdauernden Gefängnisstrafen erfolgt ist. Eine derartig verschiedene Praxis muß notwendigerweise zu erheblichen Härten und Unbilligkeiten führen, auch lebhafte Beunruhigung bei allen mit konträrsexuellen Naturtrieben Behafteten hervorrufen. Indem wir anbei die seiner Zeit an Bundesrat und Reichstag gerichtete Petition überreichen und auf die umfassende Literatur bezugnehmen, welche wir zur Verfügung zu stellen gern erbötig sind, gestatten wir uns Ew. Excellenz die ehrerbietige Bitte zu unterbreiten, in hochgeneigte Erwägung zu ziehen ob es nicht angängig wäre, an die Herren Staatsanwälte eine Anweisung in dem Sinne zu erlassen, daß zur Herbeiführung einer einheitlicheren Praxis bei Strafanträgen aus § 175 in jedem einzelnen Falle die Frage nach

dem Vorhandensein eines derartigen Naturtriebes eingehend erörtert und dabei den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft in vollstem Maße Rechnung getragen werden möge."

Vor allem wandten wir uns im Interesse der Homosexuellen auch an die Mitglieder der Kommissionen, welche mit Beginn des Jahres 1903 zusammengetreten waren, um eine Revision des deutschen Strafprozesses, Strafgesetzes und Strafvollzuges vorzubereiten, mit folgendem Anschreiben:

„Hochgeehrter Herr! Durch Ihre Berufung in die Commission zur Vorbereitung des neuen Reichs-Strafgesetzbuches ist die Zukunft einer nicht unbeträchtlichen Menschenklasse, deren sorgsame Erforschung seit Jahren die Hauptaufgabe des unterzeichneten Komitees bildet, in Ihre Hände gelegt worden. Wir stellen Ew. Hochwohlgeboren auf Wunsch gern die Unterlagen zur Verfügung, welche uns die Überzeugung beigebracht haben, daß der § 175. R.-Str.-G.-B. in seiner jetzigen Form nicht aufrecht erhalten werden kann. Die Leiter des Komitees erbieten sich Ihnen gegenüber zu jeder schriftlichen und namentlich auch mündlichen Auskunft. Die letzte aus dem Komitee hervorgegangene Arbeit, welche das in Frage stehende Gebiet auf Grund sehr ausgedehnter Objektstudien behandelt, beehren wir uns Ihnen mit gleicher Post zu übersenden. Von höchstem Werte erschiene es uns, wenn Ew. Hochwohlgeboren Gelegenheit nehmen würden, derartig veranlagte Personen durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Eine größere Anzahl derselben aus verschiedenen Gesellschaftsschichten hat sich zur persönlichen Vorstellung bereit erklärt.

Indem wir diese unsere Bitte Ihrer geneigtesten Berücksichtigung empfehlen, zeichnen etc."

Die Kommission, welcher die so außerordentlich wichtige Aufgabe zugefallen ist, die Reform unserer Strafgesetze vorzubereiten, besteht aus acht Professoren des Strafrechts, nämlich den Herren Birkmeyer-München, van Calker-Straßburg i. E., Frank-Tübingen, v. Hippel-Halle, Kahl-Berlin, v. Lilienthal-Heidelberg, v. Liszt-Berlin und Wach-Leipzig. Von diesen hervorragenden Gelehrten haben sich bisher nur zwei — v. Liszt und v. Lilienthal — mit aller Bestimmtheit für die Streichung

des § 175 erklärt, wir hoffen, daß auch die übrigen Herren durch eine sorgfältige Prüfung der Materie, vor allem durch die so notwendige persönliche Bekanntschaft mit Homosexuellen zu der Überzeugung gelangen werden, daß es sich hier — wir zitieren die Worte eines hohen Staatsbeamten — „nicht um eine wissenschaftliche Marotte, noch um eine sexuelle Caprice, sondern um eine sittliche Forderung“ handelt.

Bis der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs festgelegt ist, wird es wohl noch gute Weile haben, es können noch Jahre vergehen, bis derselbe dem Reichstage vorgelegt wird. Es ist sehr fraglich, ob der 1903 gewählte Reichstag während seiner bis 1898 dauernden Legislaturperiode schon die endgültige Entscheidung fällen wird. So sehr dies im Interesse derjenigen zu bedauern ist, die noch einer ungerechten Bestimmung zum Opfer fallen werden, so hat es doch auch insofern sein Gutes, als bis dahin noch in weitesten Volkskreisen aufklärend vorgegangen werden kann, da wir es für wichtig halten, daß der § 175 nicht aus bloßen Rechtsgründen fällt, sondern im Einklang mit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Fachleute sowohl wie auch des großen Publikums. Wir konstatieren mit Genugtuung, daß auch diejenigen Gelehrten, welche mit unserer Ansicht vom Angeborensein der Homosexualität nicht übereinstimmen, sich fast ohne Ausnahme für die Abänderung des § 175 ausgesprochen haben, selbst Dr. Iwan Bloch sagt in seinem letzten Werke, das er unter dem Namen Dr. Eugen Dühren herausgegeben hat („Das Geschlechtsleben in England“, Bd. III, Seite 8), „daß er in Deutschland die Gefängnisstrafe für Vergehen gegen § 175 abgeschafft sehen möchte, da durch dieselbe der Zweck, eine Verbreitung homosexueller Neigungen und Betätigungen zu verhindern nicht erreicht wird.“ Auch der alte Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Pelman in Bonn

hat neuerdings unserer Petition seine Unterschrift erteilt, da er den „besagten § für wirklich überflüssig und schädlich hält.“ „Ich bemerke indess“ — fügt er hinzu — „daß Sie mir und sehr vielen meiner Kollegen die Zustimmung durch die Art der Begründung sehr schwer, wenn nicht unmöglich gemacht haben, während ich kein Bedenken trage, den Punkten I—IV des Anhanges beizutreten.“ Ähnlich äußerte sich auch Geh. Med. Rat Jolly in einem Vortrage in Berlin.

Hervorragende Persönlichkeiten im öffentlichen Leben, bedeutendere Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, vor allem die Presse wurden — soweit die Mittel reichten — auch in diesem Jahre wiederum mit Schriftenmaterial, namentlich mit den Jahrbüchern versehen. Von unserer Volksschrift: Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen? sind bis jetzt c. 18000 Exemplare verbreitet. Die Bedeutung der Jahrbücher wurde von vielen Seiten — u. a. in gegen 50 Besprechungen — voll anerkannt. Wir geben eine Bemerkung wieder, welche sich über dieselben in dem neuesten Buche Schrenck-Notzings[1]) findet:

„Diesen Zweck verfolgt das zum erstenmal 1899 erschienene und heute in vier Jahrgängen resp. Bänden vorliegende von Dr. Hirschfeld herausgegebene Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Bd. I zählt 280, Bd. II 483, Bd. III 616 und Bd. IV 980 Seiten. Alles, was irgendwie eine Beziehung zum sexuellen Problem bietet, findet man hier mit Quellenangaben gesammelt. Hochinteressante wissenschaftliche Abhandlungen aus der Feder geistreicher Gelehrter, historische, anthropologische, medizinische, literarische Beiträge, ausführliche Besprechung der Literatur und bibliographische Notizen haben dieses Unternehmen bereits zu einem wertvollen

---

[1]) Kriminalpsychologische und psychopathologische Studien. Gesammelte Aufsätze aus den Gebieten der Psychopathia sexualis, der gerichtlichen Psychiatrie und der Suggestionslehre von Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing in München, Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1902.

und für den Fachmann unentbehrlichen Hilfsmittel der Forschung gemacht. Man mag die Lehre des Angeborenseins der Homosexualität (im Sinne Krafft-Ebings) verwerfen, wie sie in den Jahrbüchern beinahe dogmatisch vertreten wird und mit immer neuen Beweismitteln ausgestattet erscheint; man mag es als ein Charakteristikum unserer dekadenten Zeit betrachten, daß eine psychopathologische Spezies von Menschen bestehend aus wirklichen Degenerierten, aus Hermaphroditen und psychischen Zwittern, eine besondere soziale Anerkennung und Daseinsberechtigung anstrebt, sowie freie Betätigung ihres mit dem Naturzweck im Widerspruch stehenden geschlechtlichen Trieblebens, der riesigen, unermüdlichen Arbeitskraft, der zähen Ausdauer, der geschickten Organisation, wie sie in diesem Unternehmen betätigt sind, wird man die volle Anerkennung nicht versagen können, umso weniger, als die Abänderungsbedürftigkeit des § 175 ja auch von den Gegnern der Vererbungstheorie zugegeben wird."

Neben der litterarischen wurde im vergangenen Jahre die Vortragspropaganda in ausgedehntem Maße zu Hülfe genommen. Nach dem unter so eigentümlichen Umständen erfolgtem Tode Krupps traten sowohl wissenschaftliche als politische, gewerkschaftliche und sonstige Korporationen an unser Komitee mit der Anfrage heran, ob nicht von unserer Seite bei ihnen Vorträge über die homosexuelle Frage gehalten werden könnten. Nur ungern und nach reiflicher Überlegung entschlossen wir uns hierzu. Wir sagten uns, daß diese Art der Agitation möglicherweise als eine übertriebene angesehen werden und Anstoß erregen könne, während wir uns andererseits nicht verhehlten, daß in dem lebendigen Wort ein außerordentlich wirksames, fast unersetzliches Mittel gegeben war, zumal sich in der freien Diskussion Gelegenheit bieten würde, mit dem Gegner über das Problem ins Klare zu kommen.

Der erste Vortrag, welcher von der medizinischen Abteilung der Berliner Wildenschaft veranstaltet werden sollte, wurde durch ein Verbot des Rektors der Univer-

sität unmöglich gemacht. Unter Berufung auf dieses Verbot untersagte auch die Leipziger Polizeibehörde einen Vortrag über denselben Gegenstand. Ähnlich geschah es in Hannover. An beiden Orten waren bereits für die Abhaltung und Bekanntmachung kostspielige Vorbereitungen getroffen worden.

Im übrigen, namentlich auch seitens der Berliner Polizeibehörden wurde den Veranstaltungen nichts in den Weg gelegt. Der Erfolg der Versammlungen war ein über alle Erwartungen großer. Die großen Säle waren stets bis auf den letzten Platz gefüllt, wiederholt fand wegen Überfüllung polizeiliche Absperrung statt, gegen 800, 1000, 1200 in einem Falle gegen 1600 Personen wohnten den einzelnen Vorträgen bei. In einer Versammlung, in welcher die Ärzte Dr. von Oppel und Dr. Burchard das Referat übernommen hatten, wurde abgestimmt, wieviel Personen für, wieviel gegen die Abschaffung des § 175 waren. Von 1000 Anwesenden stimmten nur 11 dagegen. In den oft lebhaften Diskussionen bekannten sich wiederholt mutige Anwesende öffentlich als homosexuell. Wiederholt sah man während des Vortrags Homosexuelle in ihrer starken seelischen Erschütterung Tränen vergießen. Sehr interessant waren manche Bemerkungen aus dem Publikum. So sagte in einer Versammlung ein alter Mann: „Vor 50 Jahren habe ich einmal einen solchen Menschen, der etwas von mir wollte, angezeigt; er verlor seine Stellung, seine Heimat und Familie. Was gäbe ich jetzt darum, wenn ich das wieder gut machen könnte!" — Nach einem Vortrage in Charlottenburg trat ein General a. D. auf mich zu und bemerkte: „Heute Abend sind mir zwei merkwürdige Erlebnisse meines Lebens klar geworden. Als ich noch Fähnrich war, erschoß sich in meinem Regiment ein Leutnant, der bei weitem der beliebteste Offizier war. In einem Briefe, den er an seine Kame-

raden gerichtet hatte, teilte er mit, er sei anders wie andere Männer gewesen, mit Aufbietung aller Kräfte sei es ihm bisher gelungen, sich zu beherrschen, er spüre, daß er es nicht mehr imstande sei, deshalb mache er ein Ende. Später wäre in einer seiner Garnisonen ein verheirateter Major der Kavallerie gewesen, von dem sich die Leute zuraunten, er sei Päderast. Hier in Berlin hätte er die beiden Töchter des schon lange verstorbenen Offiziers wiedergesehen, sie gingen beide als Prostituierte auf der Friedrichstraße." Ganz besonders erfolgreich war auch ein Vortrag in Frankfurt am Main, über den die gesamte dortige Presse ausführlich berichtete. Wir geben einige Besprechungen wieder. So schrieb die Frankfurter Zeitung:

„Das dritte Geschlecht. Der polytechnische Saal hat nicht oft eine so große Zahl von Besuchern beherbergt wie am Dienstag abend. Das aktuelle Thema galt der „homosexuellen Frage" oder dem „dritten Geschlecht". Das wissenschaftlich-humanitäre Komitee Berlin-Frankfurt a. M. hat damit den ersten Schritt nach Süddeutschland getan; öffentliche Versammlungen waren bisher nur in Berlin abgehalten worden. Diesem Komitee, das bekanntlich die Aufhebung des § 175 des Reichsstrafgesetzbuches anstrebt, gehört eine große Anzahl von Männern im ganzen deutschen Reiche an, deren Namen von Bedeutung ist, und es ist bereits mit einer eingehenden Begründung seiner Forderung hervorgetreten. Einer der ersten Wortführer dieser modernen Bewegung ist Dr. med. Magnus Hirschfeld. Er war der Sprecher des Abends. Ehe er begann, begrüßte der Vorsitzende Rechtsanwalt Dr. Fuld-Mainz die Versammlung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Versuch, aufklärend im Sinne der Bestrebungen jenes Komitees zu wirken, Erfolg haben möge. Man habe es mit einer sittlichen Frage allerersten Ranges zu tun, und es sei zu erwarten, daß die hohen Ziele der Vereinigung volles Verständnis finden würden."

(Es folgt eine genaue Inhaltsangabe des Vortrags.)

„Zum Schluß richtete Redner einen energischen Appell an die Homosexuellen, selbst an dem Kampf teilzunehmen. Sie müssen aus ihrer scheuen Zurückhaltung heraustreten; Recht, Ehre und Freiheit stehen für sie auf dem Spiel. Hoffentlich wird bald der Tag anbrechen, da Recht über Unrecht, Wissenschaft über Aber-

glaube, Menschenliebe über Menschenhaß die Oberhand gewinnt. Tosender Beifall folgte den Schlußworten des Redners.“

Die Frankfurter Neuesten Nachrichten schlossen ein sehr eingehendes Feuilleton über den Vortrag mit folgenden Worten:

„Von hohem sittlichen Ernste getragen, verstand es der Redner die delikatesten Fragen mit großer Zartheit zu behandeln; er beurteilte sie vom moralischen, ethischen, ästhetischen und naturwissenschaftlichen Standpunkte. Er setzte auseinander, daß § 175 des St.-G.-B. in seiner gegenwärtigen Gestalt unhaltbar ist. In der Diskussion blieb der Vortragende Sieger, die Gegenbemerkungen fanden im Saale nur vereinzelten Beifall. Der Zudrang zu dem Vortrag glich einer Völkerwanderung, die Zuhörer standen bis an der Straße, viele mußten umkehren.“

Der Frankfurter General-Anzeiger bemerkte u. a.:

„Die homosexuelle Frage machte gestern abend auf Veranlassung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees Berlin-Frankfurt a. M. Dr. Hirschfeld aus Berlin, eine Autorität auf diesem Gebiete, im Polytechnischen Saale zum Gegenstand eines äußerst interessanten und instruktiven Vortrages. Der Andrang des Publikums war ein so großer, daß zahlreiche Personen keinen Platz mehr bekommen konnten. Kopf an Kopf gedrängt lauschten die Anwesenden, unter denen sich auch mehrere Damen befanden, den etwa eineinhalbstündigen lehrreichen Ausführungen (folgt Inhalt). Nachdem Redner unter stürmischen Beifall geschlossen, trat ein hiesiger Arzt als Vertreter konträrer Anschauungen auf, wurde aber unter dem Beifall der Anwesenden von dem Referenten ebenso sachlich wie treffend widerlegt. Gegen halb 12 Uhr wurde die Versammlung von dem Vorsitzenden geschlossen.“

Angesichts dieser regen agitatorischen Tätigkeit mußte es als unausbleibliche Folge angesehen werden, daß sich alsbald eine Gegenströmung bemerkbar machte, die sich allerdings nur in mäßigen Grenzen hielt. Von dem Kongreß der Sittlichkeitsvereine in Leipzig wurde eine Petition abgesandt, welche die Beibehaltung des § 175 fordert. Namentlich waren es einige kleinere Blätter idealistischer Richtung (Volkskraft-Bremen, Lebensspuren-Lorch, Aristokratissimus-Steglitz) die sich gegen uns

wandten in der Befürchtung, es könne durch diese Propaganda einer Degeneration des Volkes Vorschub geleistet werden. Die Redakteure übersehen, daß es sich hier lediglich darum handelt, das Verständnis eines vorhandenen Zustandes zu vermitteln, auf dessen zu- oder abnehmende Verbreitung einen Einfluß zu nehmen wir naturgemäß außer Stande sind. Eine andere Gruppe von Gegnern schimpfte ohne zu prüfen. So schrieb ein süddeutsches Zentrumsblatt:

„Verbrecher-Versammlungen sind seit dem „Fall Krupp“ in Berlin an der Tagesordnung. Es handelt sich um traurige Gesellen, welche die Aufhebung des § 175 des Strafgesetzbuches, der die Unzucht zwischen Mann und Mann und zwischen Weib und Weib mit Zuchthaus bedroht, verlangen. Zu ihren Versammlungen sind, wie die Plakatsäulen verkünden, auch „Damen“ zugelassen. Und die Polizei?“

Nachdem wir unter Übersendung von Material dem Blatt mitgeteilt hatten, daß wir, im Falle keine Zurücknahme erfolgen würde, gerichtliche Bestrafung beantragen würden, erfolgte folgende Berichtigung:

„Wir haben uns aus den Schriften des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees“ und aus seiner an die gesetzgebenden Körperschaften gerichtete Petition überzeugt, daß unsere Äußerungen unrichtig waren. Wir nehmen daher die Ausdrücke „Verbrecher-Versammlungen“, „traurige Gesellen“ zurück, und berichtigen noch wie folgt: Die Bestrebungen des „Wissenschaftlich-humanitären Komitees“ sind nicht auf die Aufhebung des § 175 gerichtet, sondern auf die Abänderung dieses Paragraphen; der Sinn des § 175 ist in dem genannten Entrefilet unrichtig wiedergegeben.“

Eine Dame, Frau Marie Anderson, ging sogar so weit, eine Gegenschrift: „Wider das dritte Geschlecht“ zu veröffentlichen, in der sie unter nicht wiederzugebenden Schmähungen nicht davor zurückschreckte, uns Sätze unterzuschieben, die nirgends auch nur dem Sinne nach gesagt worden sind. So schrieb sie: „Es ist schon weit gekommen, wenn in der Schrift: „Was muß das Volk vom dritten Geschlecht wissen“ steht: „— — Die Frauen emanzi-

pieren sich von den Männern, emanzipieren wir uns von den Frauen".

Als wir den Verleger' auf diese und andere Fälschungen aufmerksam machten, war er so loyal, die Schrift aus dem Buchhandel zurückzuziehen. Er schrieb:

„Sehr geehrter Herr! In Erledigung Ihres geschätzten Briefes teile ich Ihnen ergebenst mit, daß die Untersuchung betreffend unrichtiger Citierung in dem Buche „Wider das dritte Geschlecht" aus dem Schriftchen „Was soll das dritte Volk vom dritten Geschlecht wissen" zu unserem größten Erstaunen leider ergeben hat, daß verschiedene Citate falsch sind. Wir haben die Schrift sofort der Vernichtung anheim gestellt und die wenigen Exemplare, die in den ersten Tagen an die Buchhandlungen gingen, zurückbeordert. Es tut uns sehr leid, daß wir so schlimm getäuscht worden sind, aber weder unser B. noch einer unserer Revisoren ist auf den Gedanken gekommen, daß die Citate unrichtiges enthalten könnten. Wir sind in Wirklichkeit das Opfer unseres guten Glaubens geworden, denn es steht uns ferne Schriften herauszugeben, die dem Inhalte nach der Wahrheit nicht entsprechen. Wir sind natürlich gerne bereit dem Komitee dies offiziell mitzuteilen. Unser B. steht Ihnen zur eventl. weiteren Besprechungen stets zu Diensten."

Ein gewisses Aufsehen erregte es, daß eine andere Dame, welcher wir auf eine uns von vertrauenserweckender Seite zugegangene Empfehlung unseren wissenschaftlichen Fragebogen zur Beantwortung übersandt hatten, bei der Staatsanwaltschaft den Antrag stellte, daß auf Grund dieser Sendung gegen uns eine öffentliche Anklage wegen Beleidigung und Verbreitung unzüchtiger Schriften erhoben werden sollte. Es fanden mehrfache recht zeitraubende Verhöre statt, in einem eingehenden Schreiben rieten wir der Kgl. Staatsanwaltschaft von einer Anklage abzusehen, welche bei allen, welche die Freiheit der Wissenschaft hoch halten, das unliebsamste Aufsehen erregen müßte, worauf die Nachricht einging, daß das geführte Vorverfahren eingestellt worden sei.

Der besagte Fragebogen war unter Zugrundelegung des im ersten Jahrbuche f. s. Zw. erschienenen von einer

Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Merzbach, Dr. v. Römer, Dr. Meienreis, Baron v. Teschenberg und mir neu bearbeitet und an ca. 1000 Männer und Frauen, zumeist solche, die uns als homosexuell bekannt waren, versandt worden. Bisher, sind gegen 300 brauchbare Beantwortungen eingegangen, die ein äußerst wertvolles wissenschaftliches Material enthalten, von dessen weiterer Durcharbeitung wir uns noch wichtige Aufschlüsse versprechen dürfen. Wir bitten im Interesse der weiteren objektiven Erforschung und der damit im Zusammenhang stehenden Befreiung der Homosexuellen recht sehr, sich die Zeit und Mühe zu nehmen, die Fragen möglichst genau und streng wahrheitsgemäß zu beantworten. Die Bogen stehen gratis zur Verfügung. Wir machen darauf aufmerksam, daß die strenge Geheimhaltung der Namen unter das ärztliche Berufsgeheimnis fällt. Wenn irgend möglich, empfiehlt es sich zur körperlichen Untersuchung sich einem sachverständigen Arzte vorzustellen. Wir raten den Homosexuellen, sich — auch ohne daß sie in Konflikt geraten sind — mit ärztlichen Gutachten über ihren Zustand zu versehen, um gegebenenfalls Verwandten, Freunden, Vorgesetzten und Behörden gegenüber ein solches an der Hand zu haben!

Leider warten noch immer eine sehr beträchtliche Anzahl von Homosexuellen Unannehmlichkeiten ab, ehe sie sich an das wissenschaftlich-humanitäre Komitee wenden. Die Zahl der Erpressungsfälle, in denen wir zur Hilfe gerufen wurden, war immer noch eine recht große. In einem Falle handelte es sich „um die Kleinigkeit von 225,000 Mark", welche ein anonymer Chanteur als Schweigegeld beanspruchte. Oft genügten energische Warnungen, oft mußten wir auch die Kriminalpolizei hinzuziehen, mit der wir dauernd auf bestem Fuße stehen. Die gerichtlichen Verfolgungen Homosexueller waren wohl etwas geringer, aber doch namentlich in der Provinz noch häufig

genug. Es gibt wohl kein Rechtsgebiet, auf den zur Zeit eine so außerordentliche Rechtsungleichheit vorhanden ist, wie auf diesem. Abgesehen von den vielen Fällen, in denen überhaupt keine Anklage erhoben wird, erkennt bei nahezu gleichem Tatbestand der eine Gerichtshof auf eine Woche, ein anderer auf 3 Monate, ein dritter auf 1 Jahr Gefängnis. Ein ganz besonders betrübender Gerichtsfall war die schwere Verurteilung des homosexuellen Rentiers Metzentin in Berlin, von der der Verteidiger in der „W. a. M.“ folgende Schilderung gab:

Sehr geehrte Redaktion!

Wenn ich Sie heute bitte, dieser Zuschrift freundliche Aufnahme zu gewähren, so geschieht es lediglich deshalb, weil die Stimme der Menschlichkeit und das Gerechtigkeitsgefühl mich dazu treiben. Die Öffentlichkeit hat, so bin ich überzeugt, ein unzweifelhaftes Anrecht darauf, zu erfahren, welch schwerwiegendes Urteil am 23. April 1903 über einen wegen Vergehens gegen § 175 St.G.B. Angeklagten verhängt und wie diese so tiefeingreifende Entscheidung begründet wurde. Es handelt sich um einen 56 Jahre alten, homosexuell veranlagten Rentier M., welcher, zweimal auf Grund des § 175 St. G. B. vorbestraft, sich am 23. April wegen einer neuen solchen Anklage vor der 9. Strafkammer des hiesigen Landgerichts I zu verantworten hatte. Er war beschuldigt, in der Nacht vom 19. zum 20. Februar d. J. einen anderen Mann auf der Straße angeredet, mit ihm in mehreren Lokalen dem Alkohol zugesprochen, ihn dann in seine Wohnung mitgenommen und sich dort, nachdem der Fremde eingeschlafen, durch „widernatürliche Unzucht“ vergangen zu haben. Nach einer Woche von diesem und einem Bruder desselben mehrfach behelligt, erstattete Rentier M. gegen beide Personen, deren Photographien im Verbrecheralbum des Berliner Polizeipräsidii sich befinden, Anzeige wegen Erpressung und Bedrohung. Sie wurde von der Staatsanwaltschaft zurückgewiesen; dagegen wurde diesen [illegible] Personen soviel Glauben geschenkt, daß die Erhebung der [illegible] gegen den Rentier M. wegen Vergehens gegen § 175 St.G.B. [illegible]

[illegible]ur Hauptverhandlung war auf meinen Antrag Herr Dr. Hirsch[illegible], der bewährte Forscher auf dem Gebiete der sexuellen Zwischenstufen und konträren Sexualempfindung, geladen. In einem ausführlichen Gutachten, dessen schriftliche Ausarbeitung

schon vorher zu den Gerichtsakten eingereicht worden, sprach sich der Sachverständige dahin aus, daß bei dem Angeklagten zweifellos eine die Strafbarkeit beseitigende krankhafte Störung der Geistestätigkeit, durch welche die freie Willensbestimmung ausgeschlossen, vorhanden gewesen sei. Herr Dr. Hirschfeld begründete die Schlußfolgerung eingehend durch Schilderung der körperlichen Beschaffenheit des Angeklagten, seines Lebensganges, seiner homosexuellen Veranlagung, seiner Entartung durch übermäßigen Alkoholgenuß — aus Verzweiflung — und seiner erblichen Belastung, da mehrere seiner Angehörigen in Geisteskrankheit gestorben. Für den Fall, daß das Gericht sein Gutachten nicht als ausreichend erachten sollte, schlug der Sachverständige noch eine Untersuchung und Beobachtung des Angeklagten durch einen vom Gericht zu bestellenden Arzt vor. Als Verteidiger stützte ich mich auf die überzeugenden Darlegungen des Herrn Dr. Magnus Hirschfeld und wies u. A. auch darauf hin, daß die Vorstrafen des Angeklagten ganz anders beurteilt werden müssen als sonst frühere Verurteilungen eines Menschen; es sei gerade ersichtlich, daß M., dessen Leben ein fortgesetztes Martyrium bedeute, im Kampf gegen seine homosexuelle Veranlagung des unwiderstehlichen Dranges doch nicht habe Herr werden können.

Nach längerer Beratung verkündete der Vorsitzende Herr Landgerichtsdirektor Müller, daß der Angeklagte wegen Vergehens gegen § 175 St. G. B. mit einem Jahr Gefängnis bestraft und sofort in Untersuchungshaft genommen wird. Die Strafkammer schenkte den beiden eigenartigen Zeugen vollen Glauben; obwohl der eine selbst zugegeben, daß auch er betrunken gewesen, erachtete ihn der Gerichtshof doch als fähig, zu entscheiden, daß der Angeklagte sich im vollen Besitz seiner Geisteskräfte befunden; die Feststellung des Sachverständigen, daß derartige Persönlichkeiten, wie der Angeklagte, infolge des Zusammenwirkens der verschiedenen Momente gegenüber dem Alkohol besonders wenig widerstandsfähig, hielten die Richter für völlig unerheblich! Auch alle sonstigen Darlegungen des Gutachtens glaubte die Strafkammer gänzlich unbeachtet lassen zu können, so daß der Vorsitzende bei der Urteilsverkündigung eine homosexuelle Veranlagung durchaus ablehnte und u. a. meinte, man solle eben nicht homosexuell veranlagt sein!

Als der Angeklagte die Höhe der gegen ihn erkannten Strafe vernommen, sank er in sich zusammen. Bei seiner Abführung duch den Gerichtsdiener schrie er den Richtern gellend das Wort „Justizmörder“ entgegen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe geglaubt, den Fall M. eingehender schildern zu müssen, da er einen der grausigsten Beweise für die unseligen Wirkungen des § 175 St. G. B. darbietet! Der Fall M. ist ein besonders greller Mahnruf, an der Aufklärung über das Wesen der Homosexualität unablässig zu arbeiten, damit endlich die mittelalterliche Tortur des § 175 St. G. B. aus unseren Tagen verschwinde!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Victor Fraenkl, Rechtsanwalt.

Die Zeitschrift „Kampf", die ebenso wie die „Freie Meinung" in Berlin sehr lebhaft für die Rechte der Homosexuellen eingetreten ist, bemerkte zu diesem Urteil in einem „Advocatus communis" unterzeichneten Artikel u. a.:

„Kann man es dem Gequälten nicht nachfühlen, daß er sich mit letzter Kraft aufraffte und dem Gerichtshof mit gellender, herzzerreißender Stimme: „Justizmörder!" zuschrie!?! Eine entsetzliche Szene, die auf alle Anwesenden einen geradezu erschütternden Eindruck machte. Und was führte der Vorsitzende des Gerichtshofs zur Begründung an? „Sie sollen eben nicht homosexuell sein!"

Kann der Präsident die ewigen Gesetze der Natur umstoßen? Vermißt er sich, was Gott geschaffen hat, durch den Hauch seines Mundes in sein Gegenteil zu verkehren?

Was hätte der Unglückliche nicht darum gegeben, anders geartet zu sein? Sein Weib hatte sich von ihm scheiden lassen, aus seinem bürgerlichen Beruf war er ausgestoßen worden; der Schande und Verfehmung preisgegeben, irrte er in seinem Alter einsam durchs Leben, sich hier und da, weil ihn niemand mehr um seiner selbst willen liebte, ein Tröpflein Liebeslust im Schlamme der männlichen Prostitution erkaufend. Und glaubte da der Gerichtspräsident wirklich, der Armste hätte nicht anders sein wollen, wenn er nur gekonnt hätte? Das läßt sich leicht sagen: „Sie sollen eben nicht homosexuell sein!" Will der Präsident sagen, wie man das ausführen kann?

Nach diesem Urteil, das in der Zeit der wissenschaftlichen ufklärung wie ein Hohngelächter über die Errungenschaften eines oll, Krafft-Ebing wirkt, wird wieder das Erpressertum wie eine ochflut anschwellen, da jeder Homosexuelle sich lieber die ärgsten rellereien gefallen lassen wird, als sich dem auszusetzen, auf die

eidliche Aussage eines Mitschuldigen, eines notorisch bestraften Lumpen zu langen entehrenden Freiheitsstrafen verurteilt zu werden.

Es ist zwar Berufung eingelegt worden, weil die Verteidigung durch Ablehnung des Antrages auf Hinzuziehung noch eines Sachverständigen beschränkt worden ist; doch wird es helfen?

Hoffentlich gibt es noch Richter bei uns, die nicht in alten Vorurteilen befangen, sondern dem stetigen Vorwärtsschreiten der Aufklärung folgend, anstatt mit dem Schwert der Gerechtigkeit gegen den unglücklichen Homosexuellen zu rasen, selbst dazu beitragen, den unheilvollen § 175 zu beseitigen, oder ihn, solange das noch nicht geschehen ist, doch wenigstens in humaner Weise auszulegen trachten so, daß er den geborenen Homosexuellen nicht trifft, da dieser keine für ihn widernatürliche Unzucht treibt, wenn er gleichgeschlechtlich verkehrt. Dann wird der Fall Metzentin, ebenso wie der Fall Krupp, wenn er auch über einen Märtyrer hinwegschreitet, der Allgemeinheit zum Segen gereichen: endlich muß doch der § 175 einmal fallen!" — Advocatus communis.

Wie uns zuverlässig mitgeteilt wurde, betrachteten die Berliner Chanteure diesen Ausgang des Prozesses tatsächlich als eine Art Sieg und es war ein glücklicher Zufall, daß zwei Wochen später in einem verwandten Fall, der sich allerdings insofern unterschied, als beide Beteiligte angeklagt waren, der Erpreßte freigesprochen, der Erpresser dagegen zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Mit der Außentätigkeit des Komitees, von der wir hier nur einen kurzen Überblick haben geben können, ging die innere Ausgestaltung Hand in Hand. Es fanden zwei Halbjahrskonferenzen — die IX. am 6. Juli 1902 im Altstädter Hof, die X. am 11. Januar 1903 im Hotel zu den vier Jahreszeiten — statt, die hauptsächlich der Festlegung der weiteren Agitation gewidmet waren sowie regelmäßige Monatsversammlungen, in denen wissenschaftliche und künstlerische Vorträge abwechselten; unter den Vorträgen seien die von Herrn Dr. Max Alberty über Platen, von Herrn Schriftsteller Lietzow über Ludwig II. und von Herrn v. Teschenberg über

die Persönlichkeit Oskar Wildes besonders hervorgehoben. Alle Veranstaltungen erfreuten sich eines sehr regen Besuchs sowohl von heterosexuellen als auch von homosexuellen Herren und Damen, und nahmen einen äußerst harmonischen Verlauf mit Ausnahme einer Monatssitzung, in der es infolge der energisch verfochtenen Behauptung eines Arztes, daß die Homosexualität auf Willensschwäche beruhe, zu äußerst stürmischen Auseinandersetzungen kam.

Über den Stand der Bewegung wurden regelmäßige Monatsberichte verfaßt, für welche diejenigen, welche die Zusendung wünschen, 3 bis 5 Mark Herstellungs- und Portokosten entrichten.

Die Zahl der Fondszeichner stieg von 94 im Jahre 1901 auf 243 pro 1902, die zur Verfügung stehenden Mittel von 4415.80 Mk. im Jahre 1901 auf 6519.33 Mk. im Jahre 1902.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß der endliche Sieg unserer Bestrebungen nicht nur eine Frage der Zeit, sondern auch eine Geldfrage ist. Sehr viele reiche Uranier beschränken sich immer noch darauf, „mit großem Interesse zu verfolgen", wie eine verhältnismäßig kleine um das Komitee geschaarte Anzahl von Fondszeichnern bemüht ist, auch für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Als erhebendes Beispiel von Opferwilligkeit wollen wir dagegen das Anerbieten eines urnischen Schuhmachers zu Köln a. Rh. erwähnen, der, als er von dieser Bewegung Kenntnis erhielt, seine gesamten Ersparnisse in Höhe von 400 Mk. dem Komitee zur Verfügung stellte. Selbstverständlich lehnten wir dieses Opfer ab, möge es aber denen, die bisher noch nichts für die gerechte Sache übrig hatten, zum Muster dienen.

Neben der Berliner Centrale entfalteten namentlich die Komitees in München (Rechtsanwalt Dr. Fraas am Platz 1/2) in Leipzig (Max Spohr, Sidonienstr. 19. Egon Eickhoff, Leipzig-L.) sowie in Frankfurt a. M. (Ritterguts-

besitzer Jansen-Friemen-Cassel) eine rege Tätigkeit, während die Bemühungen, welche in Hamburg von Dr. Hoefft-Börsenbrücke, in Hannover von J. Heinrich Denker, Fabrikbesitzer in Sulingen und Schriftsteller König-Hannover sowie im nördlichen Teil der Rheinprovinz vom Grafen v. d. Schulenburg, Haus Oeft bei Kettwig a. d. Ruhr unternommen wurden, bisher nennenswerte Erfolge nicht aufzuweisen hatten. Immer reger gestalteten sich dagegen die Beziehungen zum Auslande; in Konstantinopel und St. Petersburg, in Kopenhagen und Christiania, in Amsterdam und Brüssel, in London und Paris, Italien und der Schweiz — um nur einige Orte zu nennen — besitzen wir tätige Mitarbeiter, die an diesem Befreiungskampf den lebhaftesten Anteil nehmen.

Gewiß befinden sich im Strafgesetzbuch Bestimmungen, die ebenso verbesserungsbedürftig sind, wie der § 175, aber wenige berühren so lebenswichtige Interessen wie dieser, gewiß ist die Homosexualität nur eine Teilerscheinung des öffentlichen Lebens, aber sie ist ein Teil, dessen gerechte Behandlung für das Verständnis und sicher auch für das Wohl des Ganzen von hoher Bedeutung ist — deshalb ist die Lösung dieser Frage, welche vielleicht einer objektiveren individuelleren Beurteilung der Menschen untereinander die Wege bahnt, so außerordentlich wichtig.

So mögen denn alle — ob objektiv oder subjektiv interessiert — in ruhiger, unermüdlicher zuversichtlicher Tätigkeit weiterkämpfen im Gefühl der Sicherheit, wie sie der Satz der Alten verleiht: „Magna est vis veritatis et praevalebit," der einem Gedanken Ausdruck gibt, den Schopenhauer („Welt als Wille und Vorstellung" IV. Aufl. Bd. II. Seite 42) in folgende Worte kleidet, mit denen ich dieses Jahrbuch schließen möchte: „Und zum Trost derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrtum in irgend einer Art und Angelegenheit Kraft und Leben widmen, kann ich

mich nicht enthalten, hier zu sagen, daß zwar so lange, als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Irrtum sein Spiel treiben kann, wie die Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt werde, damit der alte Irrtum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn er einmal errungen, nicht mehr zu entreißen ist".

Charlottenburg, Berlinerstr. 104.

1. September 1903.

Dr. M. Hirschfeld.

VI. Abrechnung.*)

a) Von den Zeichnern von Jahresbeiträgen für 1902 bei den Geschäftsstellen in Charlottenburg, Frankfurt a. M. und Leipzig eingegangene Beträge:

		Fol.	Mk.	Pfg.
1	P. R. & R. A. in Rußland . .	158	100	—
	do. Extrabeitrag . .	„	100	—
2	G. St. J.	188	68	—
3	Dr. phil. A., Charlottenburg, pro. Dezember	178	10	—
4	Dr. Aletrino, Amsterdam . . .	202	20	—
5	Max A. in Berlin N.W. . . .	111	24	—
6	Max A. in Berlin S.W. . . .	137	8	—
7	G. B. in Köln	193	30	—
			360	—

*) 1. Die Fondszeichner werden freundlichst um Mitteilung gebeten, ob bei der nächsten Abrechnung ihr voller Name oder eine bestimmte Chiffre angeführt werden soll.

2. Von folgenden 43 Fondszeichnern gingen die Beiträge für 1902 bis zum 1. Juli 1903 nicht ein: cand. med. B. in H. Eugen B. in B. Aug. B. in Essen. A. B. in London. Theo B. in Berlin. Wilh. B. in H. Dr. E. B. Ingenieur C. in W. Karl Friedr. C. stud. tech. D. F. F. in Berlin. Robert G. in B. Emil H. in W. Pianist H. in B. J. in Berlin. Ernst K. in D. Otto K. in Berlin. M. K. in H. A. K. in Sp. Dr. L. in B. Adolf M. in Berlin. Dr. v. M. Graf M. William M. in B. Heinr. P. in B. Baron de P. R. de L. Albert S. in O. Hans Sch. in Berlin. Seelhorst. Geometer S. Apotheker R. Richard S. in K. Carl St. in M. Otto St. in Berlin. Franz U. in M. Otto W. in Berlin. R. W. in B. v. W. in St. Jul. W. in Ch. A. W. in Berlin. W. in W. Max Z. in B.

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		360	—
8	E. O. B. in L.	199	50	—
9	Gustav B. in Charlottenburg .	171	2	—
10	Überzeugt in Charlottenburg .	128	30	—
11	Marcus Behmer in Berlin . .	114	30	—
12	Berthold B. in A.	118	20	—
13	Georg B. in Berlin	132	20	—
14	Emil B. in Charlottenburg . .	208	20	—
15	E. B. in P..	47	50	—
16	S. B. jr. in B.	165	3	—
17	Eduard Bertz, Schriftst., Potsdam	20	20	—
18	Georg B. in K.	211	100	—
19	Carl B. in Frankfurt	109	20	—
20	B. in M.	105	100	—
21	Josef v. B. in W.	229	6	—
22	C. Br. in B.	50	5	—
23	Adolatus	187	45	—
24	Herm. Br. in Berlin	161	20	—
25	Chemiker F. Brinkmann, Berlin	29	20	—
26	Emil Carl in B.	147	8	—
27	C. C. in M.	198	20	—
28	Holland 1000	215	30	—
29	Ch. in Berlin	172	3	—
30	M. Cl., New-York	197	20	—
31	L. C. in Berlin	150	5	—
32	C.-A. Schriftsteller in Berlin .	66	20	—
33	J. C. in Berlin	206	20	—
34	Fabrikbesitzer D. in S. . . .	5	55	—
35	Theodor D. in Ch.	146	12	—
36	Albert D. in B.	176	3	—
37	Josef Glinnowski	159	20	—
38	W. H. E. in Sch.	175	20	—
39	Eg. E.	71	10	—
			1167	—

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		1167	—
40	Freiherr H. v. E. auf Sch. . .	210	100	—
41	Theodor E. in B.	226	3	—
42	G. E. in Berlin	40	10	—
43	C. E. E. do.	86	25	—
	do. Extrabeitrag		1	50
44	Ingenieur B. E.	215	20	—
45	Robert E. in Berlin	140	9	--
46	K. F. in L.	103	20	—
47	M. F. in Mecklenburg. . . .	89	3	—
48	Gustav F. in Charlottenburg .	224	5	—
49	„Agricola"	182	80	—
50	Ph. F. in Osnabrück	84	20	—
51	Freiherr v. F. i. H.	83	30	—
52	Anthonis F. in B.	154	2	—
53	F. F. & Co. in B.	227	12	—
54	F. L.	183	20	—
55	Walter F. in L.	178	22	—
56	Ernst F. in Berlin	93	3	—
57	F. in Ch.	56	20	—
58	Willy F. in B.	43	13	—
59	Siegfried Gabriel in B. . . .	142	36	—
60	Dr. G. in Jena	17	5	—
61	Rechtsanw. Dr. G. in F. . . .	31	100	—
62	Ludw. G. in Berlin	28	10	—
63	Dr. Adolf G. in Berlin . . .	6	25	—
64	F. W. G. in Berlin	200	40	—
65	v. G. in B.	177	3	—
66	Rechtsanw. A. G. in B. . . .	168	20	—
67	C. G. Bayern pro 1901 . . .	45	20	—
	do. pro 1902 . . .	„	20	—
68	K. G. in Budapest	94	20	—
69	Baron de G. in W.	189	20	—
			1904	50

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		1904	50
70	Fritz G. in R.	181	24	14
71	Dr. M. G. in L.	185	8	49
72	B. H. in Berlin	162	1	—
73	D. v. H. in Berlin	151	9	—
74	O. H. in V.	3	30	—
75	A. H. München	21	50	—
76	W. H. in Köln	221	25	—
77	E. W. Hellek	191	25	—
78	H. in Frankfurt	101	50	—
79	R. H. in Berlin	222	1	—
80	Paul H. in Berlin	143	20	—
	do. Extrabeitrag	143	20	—
81	Waldemar Heßling, Halensee .	155	20	—
82	W. K. H. in D.	78	100	—
	do. Extrabeitrag .	78	1	50
83	O. H. in Berlin	174	3	—
84	stud. tech. H. in B.	194	25	—
85	Dr. phil. H. i. H.	64	20	—
86	K. R. Z. Frankfurt a. M. . .	162	30	—
	do. Extrabeitrag	162	30	—
87	Dr. H. in A.	190	20	—
88	Dr. L. H. in G.	196	5	—
89	Th. G. H. in M..	224	20	—
90	Adolf J. in Berlin	9	6	—
91	Dr. phil. J. do.	14	10	—
92	H. J. in Freiburg	41	20	—
93	W. J. in F.	82	50	—
	do. Extrabeitrag . . .	82	50	—
94	Carl J. in Berlin	207	1	—
95	Valfrid J. in St.	170	5	—
96	A. J. in Sch.	196	5	—
97	F. J. Bez. Osnabrück	15	20	—
			2609	63

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		2609	63
98	Dr. M. Katte, Berlin	34	20	—
99	L. D. K. in G.	90	15	—
100	W. K. in Leipzig	192	20	—
101	Prof. Dr. Fr. Karsch in Berlin	7	40	—
102	Carl K. in Berlin	216	6	—
103	Konrad K. in Berlin	108	30	—
	do. Extrabeitrag . . .	108	10	—
104	N. K. in Berlin	212	20	—
105	P. S. (durch Dr. Hirschfeld) .	98	100	—
106	F. K., Hamburg	217	30	—
107	Paul K. in L.	164	18	—
	do. Extrabeitrag . . .	164	20	—
108	Hans Kl. in Berlin	174	1	—
109	Musikdirektor K.	171	4	—
110	Architekt K.	173	24	—
111	Richard K. in Berlin	130	20	—
112	A. K. in A.	195	30	—
113	F. K. in Berlin	173	5	—
114	Otto K. in Berlin	165	22	50
115	Rudi K. in B.	126	13	—
116	Otto K. in Berlin	129	20	—
117	Ernst L. in Berlin	153	2	—
118	Schriftsteller Paul R. Lehnhard	141	36	—
119	L. in Berlin	197	10	—
120	A. L. in Berlin	131	10	—
121	J. L. in Breslau	52	40	—
122	Dr. Lilienstein	156	20	—
123	Dr. med. L. in F.	39	20	—
124	A. L. in St.	214	3	—
125	Prof. Dr. L. in B.	2	20	—
126	J. L. aus K.	203	20	—
127	Willy L. in Berlin	208	4	—
			3263	13

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		3263	13
128	Dr. A. L. in Berlin	202	4	—
129	L. in Charlottenburg	225	5	—
130	Arthur L. in B.	154	3	—
131	Dr. Paul Lutze in Köthen . .	44	20	—
	do. Extrabeitrag . . .	44	1	50
132	Frau Reg.-Rat Dr. Martha Marquardt, Berlin	159	40	—
133	Richard M. in Berlin	204	4	—
134	J. M. in Hannover	24	50	—
135	M. O. 23	70	65	—
136	L. M. in Berlin	35	12	—
137	Dr. Th. in L.	190	48	50
138	Otto M. in L.	160	20	—
139	K. M. in Neu-R.	49	10	—
	do. Extrabeitrag . . .	49	4	25
140	H. Metzenthin pro 1901 . . .	116	20	—
	do. pro 1902 . . .	116	20	—
141	F. M. in A.	179	110	—
142	Adolf M. in Berlin	152	6	—
143	„Friedel“	188	20	—
144	Dr. M. in L.	18	5	—
145	S. M. in Ch.	97	20	—
146	E. G. H.	167	40	—
147	Nobody	72	24	—
148	Johannes N. in B.	214	10	—
149	Integer vitae	32	20	—
150	Schriftsteller N. in B. . . .	117	40	—
151	V. A. N. in Hamburg . . .	59	50	—
152	Ludwig Noster, Berlin . . .	170	9	—
153	E. O. in B.	10	130	—
154	„Ohne Namen“	53	20	—
155	P. O. in C.	177	20	—
			4114	38

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		4114	38
156	Ph. v. P. in B.	38	20	—
157	Baron v. P. in St.	187	20	—
158	Numa Praetorius	11	200	—
159	Dr. med. Pr. in F.	63	40	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
160	R. S. 123.	12	200	—
	do. Extrabeitrag		1	50
161	P. C. Frankfurt	166	20	—
162	J. R. cand. ph. in Ch.	54	20	—
163	„Imprimatur"	199	15	—
164	B. R. in Rom	79	20	—
165	H. S. in O.	48	100	—
166	R. in K.	22	40	15
167	R. R. a. F.	62	25	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
168	Fidkbes. R. D.	68	100	—
169	Paul R.	155	6	—
170	Dr. R. in C.	77	20	—
171	Maro	223	10	—
172	Willibald v. S.-G.	189	30	—
173	Zahnarzt S. in B.	210	25	—
174	Otto S. in M.	176	20	—
175	Herm. S. in Berlin pro 1901. .	122	20	—
	do. pro 1902. .		20	—
176	W. S. in M.	37	25	—
177	Franz S. in Berlin	127	8	—
178	Dr. S. in Rotterdam	180	10	—
179	Dr. Sp. in M.	102	40	—
180	Rechtsanw. Dr. S. in H. . . .	23	20	—
	do. Extrabeitrag . . .		1	50
181	J. Sch. in B.	148	24	—
182	E. S. Charlottenburg	134	20	—
			5238	53

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		5238	53
183	I. S. 77 München	4	30	—
184	R. S. in H.	51	20	—
185	S. & T. in Berlin	213	10	—
186	v. Sch. in B.	124	20	—
187	A. S. in Sp.	217	5	—
188	S. in D.	99	20	—
	do. Extrabeitrag . . .		10	—
189	C. Sch. in Leipzig	191	25	—
190	Paul Sch.-D.	194	3	—
191	Sch. in Budapest	88	28	—
192	Mechaniker A. Sch. in B. . .	228	6	—
193	Dr. Alfred Schröder, Berlin .	106	20	—
194	Emil S. in B.	39	10	—
195	Graf Sch.	67	50	—
196	E. S. in E.	30	60	—
197	Reg. Bmstr. Sch. in B. . . .	179	25	—
198	Otto Sch. in B.	164	3	—
199	Wulf Sch.	103	20	—
200	Robert Sch. in Berlin	16	3	—
201	A. St. Schweiz	121	22	—
202	R. St. in Z.	18	40	—
203	I. S. in B.	204	20	—
204	G. St. in P.	73	20	—
205	A. St. in Seltmanns	213	20	—
206	Ludwig St.....	163	12	—
207	Freiherr v. T. M.	186	10	—
208	Hermann Freiherr v. Teschenberg, Charlottenburg	33	25	—
209	Leoni Thiel	205	15	—
210	Dr. M. M. Rom	87	49	70
211	E. T. in Köln	218	20	—
212	Baron Carl v. T. in R. . . .	216	20	—
			5808	23

		Fol.	Mk.	Pfg.
	Übertrag:		5880	23
213	E. T. in F.	58	25	—
214	U. in Berlin	144	9	—
215	C. L. A. H.	36	20	—
216	Paul V. in Berlin	172	20	—
217	V.-B. in Berlin	203	10	—
218	Schriftsteller V. in B. . . .	211	1	—
219	Dr. V. in B.	195	3	—
220	Paul V. in R.	147	4	—
221	„W . . . . . r, Dresden"	123	50	—
222	W. O. 42.	149	10	—
223	V. V. in Wien	220	24	—
224	Walter W.	113	22	—
225	Otto W. in N.	219	5	—
226	F. W. in München	19	10	—
227	Wilh. W. in H.	158	20	—
228	Otto W. in Ch.	184	80	—
	do Extrabeiträge . . .		29	10
229	Dr. H. W. in Berlin	107	20	—
230	M. W. in Berlin	160	2	—
231	W. in Berlin	167	10	—
232	C. W. in Japan	212	20	—
233	Harry W. in B.	133	20	—
234	J. W. in R.	225	20	—
235	Caesareon	223	20	—
236	K. W. Schaumburg-Lippe . .	139	10	—
237	v. W. in Berlin	200	10	—
238	Baron W.	46	20	—
239	L. W. Berlin	91	50	—
240	Paul W. in Berlin	100	35	—
241	S. L. W. in Basel	42	20	—
242	St. v. Z. in B.	168	20	—
243	Maximilian Bayer, Karlsruhe .	227	20	—
			6519	33

b) Außerdem erfolgten 1902 folgende einmalige Zahlungen:

		Mk.	Pfg.
12/1	Conferenz-Sammlung	271	40
28/2	N. N. Schaumburg-Lippe	10	—
16/6	aus Frankfurt durch J.	45	—
6/7	E. Manen	2	—
„	Conferenz-Sammlung	198	60
7/7	Prinz X.	100	—
25/7	M. H. in M. durch T.	50	—
17/8	Sprawiditipi	20	—
25/8	Erdmannsdorf	5	—
2/9	Müll. W. R. H. München	100	—
15/9	H. R. durch Spohr	3	—
18/10	Incognitus do	20	—
29/10	K. in Gütersloh	5	—
31/10	Ernst Möllers	10	—
„	Ungenannt No. 60.	10	—
4/11	Dr. med. M. Hannover durch O. . .	20	—
21/11	Ravenne durch Spohr	2	—
27/11	F. I. Florenz	20	—
28/11	A. L. durch Brand	5	—
„	Sänger T.	3	—
„	Rup. N.	10	—
15/12	N. in F. für Intervention	5	—
31/12	Fritz H. Leihgebühr f. Jahrbuch . .	5	—
	für Jahrbuch Einbände u. Portos 1,80 + 1,80 + 0,65 + 1,50 + 2,— + 1,50 + 1,50	10	75
	für 50 Petitionen	12	—
	für Volksschriften 1,— + 2,— . .	3	—
	A. St. f. 1 Jahrbuch	11	50
	J. W. f. 2 Jahrbücher	10	—
		967	25

	Mk.	Pfg.
Übertrag:	967	25
E. in W. f. 2 Jahrbücher	13	40
R. in W. f. 1 Jahrbuch	10	14
L. in Ch. f. do	12	—
v. P. f. Jahrbuch I. antiqu.	3	—
für Monatsberichte 5,— + 3,— + 4,— + 3,— + 3,— + 5,— + 3,— + 3,— + 3,— + 5,— + 3,— + 5,— 3,— + 5,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,— + 3,—	77	—
	1082	79

Ausgaben laut Buch.

a)	Schreibmaterialien, Einladungen u. div.	575,80 Mk.
b)	Petitionen (8000 an sämtliche Rechtsanwälte Deutschlands), Volksschriften, Bücher zur Rezension, Zeitungen etc.	1318,65 „
c)	Porto für Petitionen, Jahrbücher, Einladungen, Volksschriften, Korrespondenzen etc.	1143,87 „
d)	Jahrbücher für die Fondszeichner . .	952,— „
e)	Jahrbücher zu Propagandazwecken . .	2057,30 „
f)	Inventar (Schreibmaschine, Aktenregal, Stempel etc.)	159,— „
g)	Vortrags-Konferenz-Monatsvers.- und sonstige Spesen	104,20 „
h)	Gehalt des Sekretärs	1130,— „
	zusammen	7440,82 Mk.

Gesamt-Einnahmen.

1) Fondszeichner	6519,33	Mk.
2) einmalige Zahlungen	1082,79	„
3) Überschuß vom Jahre 1901	340,34	„
	7942,46	Mk.
Gesamt-Ausgaben wie oben	7440,82	„
mithin Überschuß am 31. Dezbr. 1902.	501,64	Mk.

Charlottenburg und Leipzig, 31. Dezember 1902.

Dr. Hirschfeld. Max Spohr.

Gegengezeichnet

Fabrikbesitzer J. Heinr. Denker, Sulingen.
Rittergutsbesitzer W. Jansen, Friemen.

Verzeichnis der Abbildungen.

Band I.

Band II.

Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01469 2449




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01469 2449